4° Herald 123 xm (4

4°

Digitized by Google

<36628589190019 S

<36628589190019

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

1843.

Vierter Jahrgang.

Altenburg.
Verlag von Julius Helbig.

Digitized by Google

Accession 46599

Digitized by Google

Register

der

Zeitung für den deutschen Adel.

Vierter Jahrgang.

I. Aufsätze.

	Nr.
Ein Wort über den deutschen Adel in Preußen	1—3
Biographische Blicke auf den deutschen Adel von L. M. Fouqué	1
Ueber die in öffentlichen Blättern gegen den Adel gerichteten Angriffe von F. v. Sydow	2—3
Zeitinteressen von C. Gr. v. Hülsen	3—4
Rückblick auf K. Pert's bisherige Verwaltung von W. v. Schütz	4
Die beiden allgemeinen Zeitungen über das preußische Ehescheidungsgesetz. Von W. v. Schütz	4—6
Uebereinstimmende über den deutschen Zollverein von W. v. Schütz	5—6
Fernere Beleuchtung der Schrift: Preußen, seine Verfassung ꝛc. von Bülow-Cummerow	7—12
Eisenbahnen als conservatives Staatselement	8—11
Einige Bemerkungen über den Aufsatz: „Ein Wort für den deutschen Adel in Preußen." Von C. Gr. v. Hülsen	9
Friedrich II. Polizei u. Administration von W. v. Schütz	12—19
Zeitinteressen von C. Gr. v. Hülsen	13
Die Maltheser ꝛc.	14
Adelserhöhung und Adelserniedrigung von C—G.	15
Erläuterung und Rechtfertigung ꝛc. von C—G.	16—17
Stein, verschied. Häuser Deutschlands und der Schweiz	18
Verein der Adelsgenossenschaft gegen Verarmung ihrer Glieder von C—G.	19
Neueste Standeserhöhungen in Preußen von A. v. Sinsiedel	20
Die Minnehöfe	21—23
Zeitinteressen und Lebensfragen (124).	21—24
Beleuchtung der Ansicht, daß die Strafe des Adelsverlustes eine den Stand des Nichtadeligen entehrende Maßregel sei. Von F. v. Sydow	26—27
Zeitinteressen. Von C. Gr. v. Hülsen	27
Deutsche Adelsbank	28—34
Adelserlangung durch persönliche Verdienste, von J. A. v. Gronsa-Ghöbre	28—29
Ansichten über den Ausdruck in Adelsdiplomen: Rittermäßige Ehrlevute, von Jos. Wartinger	35—36
Reminiscenzen von Dr. Gurlitt	37
Ein Fingerzeig zur sichern Bestimmung, ob G. Adolf vom Herzog von Sachsen-Lauenburg die Todesmunde empfing, von Dr. Gurlitt	38
Blüchers Aufruf an die Sachsen	39
F. v. Rekowski: Das Krönungsfest zu Königsberg	40—53
J. A. v. Gronsa-Ghöbre: Einiges über das Genie zu Gunstaug	40—44
Reminiscenzen von Dr. Gurlitt	45
Guter Rath für junge Adelige, welche auf Reisen gehen, von Demf.	46
Ueber den Feldmarschall Suwarow	46
Fragment einer Vorlesung über die Liebe	47
Militärische Denkwürdigkeiten	49—51
Noch ein Wort über Adelsleiter	54—55
Auch gegen Hieb und Stich hilft Wissenschaft, von G†.	55—56
Zur Unterscheidung des Bürgers von citoyen. Von W. v. Schütz	56—59
Das Kreuz, von G†.	57
An die Standesgenossen. Von C. Gr. v. Hülsen	59
Adelswürde und Adelsstolz. Von F. v. Sydow	60—61
Der General Grolmann	62
Genealogisches Schema über die Thronfolge in Dänemark und Hessen-Kassel. Von F. v. Löhneysen	62
Beiträge zur Geschichte des Mittelalters. Von C. K.	63—69
Die Kriegsobersten Niedersachsens im 15. u. 16. Jahrhundert. Von F. v. Löhneysen	63—66
Die Wiedertaufe. Sagen. Von J. A. v. Gronsa-Ghöbre	65—69
Der Bart. Von G†.	67
Personalien Friedrichs II. von Preußen	69—71
Die siebente Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe	70—72
Die Grafen von Werthheim	73—75
Der Freiherr von Gundling	73—75
Deutschlands frühere Verfassung	76—78
Ueber die ceria de guerre des französischen Adels	78
Ausgestorbene Grafenstämme an der Südseite des Harzes	79—81
Eine ethnographische Abhandlung. Von F. v. Rekowski	79
Zeitinteressen. Von C. Gr. v. Hülsen	80—81
Ueber die Verarmung adeliger Familien. Von F. v. Sydow	82—86
M. Arndt über Neu-Griechenland	83—84
Vermahnung der Frau von X..., an ihre beiden Töchter vom J. 1578	85—86
Ein Hoffest unter Kurfürst Moritz von Sachsen	87—88
Gebäude und Ahnen. Von Dr. Gurlitt	87
Thiermalerei. Von G†.	88
Ueber das Ritterthum. Von G. Hefekiel	89—93
Merkwürdiges Glück im Spiel. Von F. v. Rekowski	89
Wie man wider Erwarten zu Ehren gelangen kann. Von Demselben	90
Merkwürdige Wirkung eines Blitzstrahls. Von Demf.	91
Bemerkenswerther Unterschied in der Preisbestimmung. Von Demf.	92
Der Zweikampf. Von Dr. Gurlitt	93
Die Ritter Alt-Roms. Von Demf.	94
Das falsche Gesetz. Von Demf.	94
Beiträge zur Geschichte des Adels. Von J. A. v. Gronsa-Ghöbre	95—101
Die äußerliche Trauer um Todte	95
Eine Schilderung und ein Geständniß der Maintenon	96
Entadelung eines Ex- oder Un-Adeligen	97

Digitized by Google

Nr.

War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutschen Stiften unterworfen? 98 — 99
Heloise von Dr. Gurlitt 100 — 101
Der Zusammenhang des Kriegswesens in Deutschland mit seinen Standesverhältnissen, von den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrhundert. Von Dems. 102 — 104
Der Reim. Von Dems. 102
Probe alter Wappensymbolik. Von Gr. Hr. 103
Gedanken und Urtheile des Papstes Clemens IV. 104

II. Novellen, Erzählungen, Sagen.

Aus dem Leben Joach. Murat's von Méry 21 — 23
Liebe und Chimäre von C. Gr. v. Hülsen 22 — 55
Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer von Tz. 56 — 64
Der listige Dieb 72
Prinz Georg in Bristol 72
Des Windes Weinen. Von Jos. Rank 73
Der Mönch auf dem Moritzthurme zu Coburg 75 — 76
Gustav Wrangel. Von G. Hesekiel 79 — 86
Ein alter Dandy. Von Fr. Köhler 87 — 96
Besiegte Vorurtheile. Von C. Gr. v. Hülsen 97 — 101
Ein Qui pro quo. Von dems. 102 — 104

III. Gedichte.

Von F. v. Sydow 1, 14, 68
Von C. Gr. v. Hülsen Nr. 4, 9, 22, 33, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 75, 76, 77, 88, 90, 97, 103
Von 101. 7, 8, 34, 36
Von Braun v. Braunthal 10
Von S. v. Arnim-Siebeneichen 11
Von Anast. Grün 11
Von F. v. Sallet 13
Von Alb. Knapp 15
Vom Fürsten v. Lynar 16
Von Ch. G. E. am Ende 17
Von Seidl 18, 19, 63, 79
Von Th. Apel 20, 101
Von L. v. Plönnies 21
Von Alfr. v. Stein 21
Von Just. Kerner 24, 28
Von E. Geibel 25, 27, 42
Von A. Frankl 26
Von Nic. Lenau 29
Von Ch. v. Zedlitz 30
Von O. v. Cornberg 31, 32, 49 — 54
Von G. Hesekiel 35, 39
Von J. v. Fröden 37
Von Carlopago Frühlings-Toaste 40
Von O. Sternau 65
Von Ernst v. Luckow 69, 70, 73, 74, 89, 92, 96
Von Ad. Bary 71, 91, 95, 100, 102
Von Frz. Köhler 72
Von F. v. L. 93, 94
Von Ch. G. E. am Ende 99
Von P. Höfler 104

IV. Correspondenz.

Nr.

Berlin (Zedlitz-Neukirch) 12
Seebad Zoppot bei Danzig 44, 56
Eisenberg 48
Danzig 80, 87
Dresden 103, 104

V. Literatur (Kritiken).

Wachsmann's Lilien 1
Th. Hell's Penelope 1
Am. Schoppe's Cornelia 2
Immergrün (Taschenbuch) 2
Gedenkemein (desgl.) 2
Tromlitz's Vielliebchen 2
Cyanen (Taschenbuch) 2
Heller's Perlen 2
Pernitzsch's Untersuchungen ꝛc. 3
A. v. Löbenstein, Durchflug durch Italien 3
Oldenburg, des Kaisers Pathe 5
A. v. Chappuis die unbedingte Gewerbfreiheit 5
Stoech's Schriften 6
Im. Straube's Schriften 6
F. v. Raumer: Rede zur Gedächtnißfeier Friedrichs II. 6
Unterhaltungssaal 7
Lebensbilder aus Oesterreich 7
Apel, die Sänger unsrer Tage 7
Britannia von L. v. Plönnies 8
Wanderbuch von F. Dingelstedt 8 — 10
Hagen, Fragen der Zeit 9
Wladimir, Phantasie und Wirklichkeit 10
G. Lotz, Drei Tage in San Carlo 11
Sagen der nordamerikanischen Indianer 11
Eine Selbstschau. Von H. Zschokke 12
Leben des Generalmajors Wardenburg 13
Mahner, Albert von Hochfelden 13
J. Rank, aus dem Böhmerwalde 13
Perlen; eine Sammlung geistreicher Gedanken 13
Chamier, Leidenschaft und Grundsatz 13
Die Patrimonialgerichtsreform in Preußen 13
Eine Selbstschau. Von H. Zschokke. 2. Th. 14
Genealogisch-diplomatisches Jahrbuch für den preußischen Staat 14
Album des königl. würtemberg'schen Hoftheaters 14
Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz 14
Neues preuß. Adelslexicon. 2. Supplem. 14
Wappenbuch der preuß. Rheinprovinz 14
Charles O'Malley. Aus dem Englischen von Frei 14
Auswahl vorzüglicher Stammbuchsaufsätze 14
Voigt, Namen-Codex der deutschen Ordensbeamten 15
Die Frauenschule. Aus dem Engl. von Neumann 15
Die Verirrten. Von W. v. Sydow 15
Die Kammerjungfer 15
Teutschlands Vergangenheit ꝛc. Von A. v. Blumröder 15
Militärische Briefe eines Verstorbenen 16
Canean eines deutschen Edelmanns 16
Lätitia. Novelle 16
Die Jubelfeier des Herrn v. Schön 16
Die Mysterien von Paris 16

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 1. **Mittwoch den 4. Januar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrgangs ist 3 Thlr. Sächs. oder 12 Fl. Conv.-Mze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sr. (½ Sgr. od. 8pf.) berechnet.

Am Jahresmorgen 1843.

Ernster Abschiedsworte Klänge,
Schauerliche Grabgesänge
Folgten dem entschwund'nen Jahr;
Ello schreibt mit düst'ren Mienen
Unter Trümmern und Ruinen
Seines Waltens Commentar.

Doch, es ist hinabgezogen;
Schon bedeckt mit ihren Wogen
Mild es die Vergangenheit;
Uns, aus Schrecken und aus Sorgen,
Steigt heraus ein neuer Morgen
An dem Horizont der Zeit.

In Erwartung steh'n Millionen;
Wie aus Hütten, so von Thronen
Dringt zum Morgenroth der Blick.
Alles strebt, zum Thun und Lassen
Einen Anker zu erfassen
Für das künftige Geschick.

Doch die Hoffnung und den Glauben
Läßt gar leicht der Mensch sich rauben,
Bürgt dafür kein sich'rer Hort!
Darum blicken Millionen
Zu den Häuptern mit den Kronen,
Suchen jene Bürgschaft dort.

So schau'n in Borussia's Gauen,
So auch in Thüringia's Auen,
Tausende zum Königsthron,
Wo, vom Herrn der Welt berufen,
Auf des hohen Wirkens Stufen
Hohenzollerns edler Sohn.

Und das Bangen ist vernichtet,
Jedes Dunkel ist gelichtet,
Und gefunden ist der Hort!

Friedrich Wilhelm lenkt den Nachen,
Er wird schirmen, Er wird wachen;
Das verbürgt sein Königswort.

Er ist's, der auf Geistes-Schwingen
Durch das Dunkel weiß zu dringen,
Der mit Kraft das Ruder führt;
Er, dem Scepter, Stern und Krone,
Säh' er auch auf seinem Throne,
Doch vor Tausenden gebührt.

Wohl ist Seinem Königs-Walten
Viel des Großen vorbehalten,
Deutschland hofft von Ihm sein Heil!
Wirren regeln, Stürme dämpfen
Soll er tausendfach, und kämpfen
Gegen Wahn und Vorurtheil.

Und dem König wird's gelingen,
Friedrich Wilhelm wird vollbringen
Hoher Ahnen würd'ge That;
Dafür bürgt im Hoffnungs-Scheine
Den der Memel bis zum Rheine
Jetzt schon Seines Wirkens Saat.

Drum, wo deutsche Herzen leben,
Preußens Adler schirmend schweben,
Segen Ihm am Dankaltar!
Ihm in Preußens Herrscher-Reihe
Höchste Würdigung und Weihe,
Heil für's neu betret'ne Jahr!

Mag in Friedrich Wilhelm's Walten
Deutschlands Einheit sich gestalten,
Hoch des Geistes Fackel glüh'n,
Ritterschaft und allen Ständen
Aus des Königs starken Händen
Festes Gleichgewicht erblüh'n!

Mögen Alle sie in Frieden,
Von des Irrthums Wahn geschieden,
Einig wandeln Hand in Hand!

Digitized by Google

Deutsche Kraft und deutsche Treue
Fasse festen Fuß auf's Neue
In dem deutschen Vaterland!

Frei im Sinn; — frei in Gedanken;
Frei in des Gesetzes Schranken,
Sei das deutsche Losungswort!
Frei ist, wen der Geist beflügelt,
Frei nur läuft, wer selbst sich zügelt,
In der wahren Freiheit Port.

Drum, so sei im neuen Jahre,
Nur das Reine und das Wahre,
Nur das Edle Aller Ziel.
Menschenwerth sei fest gehalten,
Rang und Stand mag nimmer spalten
Herzen, in der Thorheit Spiel!

Und zur Jahres-Morgenfeier
Rühret der Sänger gern die Leier;
Grüßt das deutsche Vaterland.
Heil dem König! — Heil dem Ritter!
Heil dem Bürger! Heil dem Schnitter!
Heil und Segen jedem Stand!

Friedrich von Sydow.

Ein Wort für den Deutschen Adel in Preußen.

Es ist in der Beilage zur Leipziger Allgemeinen Zeitung Nr. 322 (18. November 1842) ein Aufruf an den Deutschen Adel, besonders in den Staaten des Königs von Preußen, offenbar in der Beziehung gerichtet worden, denselben zu ermuntern, sich in treuster Ergebenheit, sich in einer durchgängigen Uebereinstimmung den Absichten und Bemühungen des Königs anzuschließen, um die durch so mancherlei wirkenden Ursachen erschütterte und fast ganz verlorne Einigkeit der religiösen Ueberzeugungen, des kirchlichen Sinns und Lebens, des Kirchenglaubens, um mich dieses von so Vielen verpönten Ausdrucks zu bedienen, in allen Classen und Ständen des Volks wiederherzustellen und dem hervorgetretenen Zwiespalte und den immer lauter werdenden Zwisten unter den Glaubensgenossen der evangelisch-christlichen Kirche ein Ziel zu setzen, weil bei den so sehr von einander abweichenden dogmatischen Lehren und Behauptungen und bei der Verschiedenheit der Glaubensansichten immer mehr dem großen Haufen des Volks der feste Anhalt und Grund der Gesinnung, des Lebens und Wandels und selbst der sichern Beurtheilung dessen, was christlich, biblisch und göttlich ist, entrissen und eben damit auch in politischer Hinsicht verderbliche Frivolität, Leichtfertigkeit und Lasterheit verbreitet werde.

Daß diesen Uebeln gesteuert werden müsse, daß auch darauf eine vorzügliche Sorge des die Bedürfnisse der Zeit überall so scharfsinnig auffassenden und beurtheilenden Königs hingerichtet sei, ist bei denen, welche die Glaubensrichtungen des Volks tiefer und gründlicher kennen zu lernen Gelegenheit haben, welche die bisher schon vom Könige getroffenen und von ihm ausgehenden Einrichtungen überdenken, keinem Zweifel unterworfen.

Den Adel des Landes zu dem in Rede stehenden Zwecke besonders aufzurufen, ihn zu ermahnen, sich dem Könige mit der treusten Ergebenheit und in durchgängiger Uebereinstimmung anzuschließen, ist keineswegs etwas aus dem Wege Liegendes, sondern etwas für die Stellung des Adels ganz Geeignetes! — Auch der große Reformator Luther richtete bekanntlich seine Aufforderung zur Wiederherstellung der reinen Bibellehre und zur rechten Gestaltung des Kirchenwesens, der Kirchenlehre für die evangelisch-christliche Gemeinde, der mit der H. Sch. übereinstimmenden Glaubensansichten, an die Fürsten und an den Adel der deutschen Nation.

Aber die Zeitumstände haben sich doch, was zugestanden werden muß, in Bezug auf den Einfluß des Adels in Deutschland, und besonders in den Preußischen Staaten, auf das Volk, auf den großen Haufen des Volks, auf den Kern der Landeseinwohnerschaft seit der Zeit der Reformation sehr bedeutend verändert, so, daß von Seiten der Adligen kein Succurs zu erwarten stehet, wenn nicht ihnen selbst erst in Beziehung auf ihre äußerliche Lage und ihre äußerlichen Verhältnisse eine Aushilfe gewährt und bereitet wird, die auch in der That sehr zu wünschen ist.

Der Punkt, worauf es hauptsächlich ankommt, möchte schon deutlich und verständlich genug in den vom einsichtsvollen, scharfsinnigen Könige von Preußen gegebenen neuen Bestimmungen über Adelsverleihung angedeutet worden sein, nach welchen Bestimmungen künftig nur sehr Begüterte, mit reichem Grundbesitz Ausgestattete — verstehe sich auch bei persönlichen Verdiensten — zum Adelstande erhoben werden sollen.

So lange der Adlige arm ist, entblößt von allem Vermögen, ohne Haus und Hof, ohne Landgut, möge er dann noch so einsichtsvoll sein, ein noch so tüchtiger Geschäftsmann in einem ihm übertragenen Amte, so lange hat er auf die Sitte und auf die Glaubensrichtungen des Volks, auf die Gewohnheiten und Gewöhnung desselben wenig Einfluß. Er muß erst mit dem Volke des Landes zugleich possessionirter Landbesitzer sein! Dann wird auf seine Stimme im Volke gehört und es wird auf sie noch immer von dem grundbesitzenden Kernvolke des Landes ein großes Gewicht gelegt.

Aber wie viele Güter besitzende Adlige giebt es denn zumal in den Preußischen Landestheilen? Man darf wohl behaupten, daß die Adligen in Preußen zu den allerärmsten in ganz Deutschland gehoren! Wie haben sich doch die ursprünglichen Grundbesitzthümer selbst der allerältesten adligen Geschlechter in der Reihe mehrer Jahrhunderte vermindert, und wie viele adlige Geschlechter sind noch obenein später aufgekommen, welche gar kein Landeigenthum besitzen! Zur Verarmung dieses Standes haben mehrere Umstände beigetragen. Die doch nur geringe Besoldung bei Kriegsdiensten, die Nothwendigkeit, bei diesem Dienste sowohl, als beim Aufenthalte in der Residenzstadt, am königlichen Hofe, mit dem erforderlichen Glanze aufzutreten, die Ausschließung von

Digitized by Google

bereichernden merkantilischen Unternehmungen — denn es ist mit dem Deutschen und Preußischen Adel nicht so, wie mit dem Handel und Werkehe treibenden Englischen und Niederländischen —, das immer größere Emporekommen der Handelsherrn, der Fabrikanten und Manufacturisten u. s. w. — das Alles hat die Classe der Adligen immer mehr aus dem Vordergrunde des Gewühles der sich neben einander bewegenden Volks-Stände in den Hintergrund geschoben. Der Adel ist durch ungünstige Umstände genöthigt worden, seine Güter nach und nach mit unerschwinglichen Schulden zu belasten und sich durch Verheirathungen mit den Töchtern reicher Bürgerlichen zu erholen, aus seiner Ohnmächtigkeit und Armseligkeit herauszukommen, aber damit auch den Lüstre wegzugeben, der die uralten Fahnen des Adnherrn umgiebt. Daß ein reicher adliger Grundherr sich mit einer reichen und selbst mit einer armen Bürgerlichen verheirathe, wenn sie nur geistig gebildet ist und nicht aus der niedrigsten Hütte hervorgeht, hat nicht viel zu bedeuten! Damit ladet der Adlige auch keinen Schimpf und keine Schmach auf sich und auf sein Geschlecht! Vorkommende Beispiele solcher Verheirathungen möchten den Adelstand noch ehrenwerther in den Augen des Volks machen, weil dadurch aus den Augen dieses die doch immer verletzende Idee entfernt wird, als wolle der Adel sich vom Stande und Stamme des Volks ausschließen und einer ganz abgesonderten Kaste angehören. — Die Adligen müssen ihre Ansichten von ihrem Stande selbst so weit berichtigen und läutern nach dem Grade der jetzt in der civilisirten Welt allgemein verbreiteten Intelligenz, daß es in ihrem Stande selbst, im Kreise ihrer Geschlechtsverwandten, künftig nicht mehr zum Vorwurfe gereiche, wenn eine Heirath eines reichen Adligen mit einer reichen und auch mit einer armen Bürgerlichen von ausgezeichnet geistiger Bildung aus einem angesehenen Stande, wenn auch nicht aus einem Titularstande, vorfällt!

Die Idee eines durch viele Geschlechter hindurch ein erhaltenen adligen Bluts, um dadurch zu gewissen Dedenszeichen oder zu für Adlige fundirten Stiftsbenefizien und Pfründen zu gelangen, muß heut zu Tage ganz aufgegeben werden. Können ja doch dessen ungeachtet die ursprünglich für Adlige fundirten Dendenszeichen und Präbenden dem Adel verbleiben unter solchen Abänderungen, wie sie der Geist der Zeit fordert, damit nicht das Gefühl des andern Volks verletzt und demselben nicht dadurch Hohn gesprochen werde, als sei das Blut der Bürgerlichen nicht eben so rein und roth als das der Adligen, als sei ihre Abstammung von Vorfahren nicht eben so ehrenhaft und ehrenwerth!

Daß ein adliges Fräulein aber sich mit einem Bürgerlichen verheirathe, wenn sie nur nicht zu den Niedrigsten herabsteigt, darauf kommt für den Adel in seiner aufrecht zu erhaltenden eminenten Stellung in der Totalität des Volks nichts an, und möchten solche Verheirathungen vielmehr nur dazu dienen, den Einfluß des Adels auf das Volk zu vermehren, das Volk dem Adel noch mehr zu befreunden.

Soll der Adel wieder Einfluß gewinnen, nicht schädlichen, sondern einen guten, segensvollen für das Kernvolk des Landes, für des Volks Freiheit selbst, alle Verknechtung von demselben abzuhalten sowohl in den Grenzen des Landes selbst, als auch von außen her, so thut es Noth, den Adel erst wieder zu Reichthum und auf die geeignetste und auf zulässige Weise wieder zu einem Grundbesitze kommen zu lassen. Und wie würde dies nun geschehen können, ohne Rückgriffe auf den Staatsschatz, ohne Aufopferung für das Volk des Landes, ohne Nachtheil für die öffentliche Staats-Einnahme, nicht nur ohne Schaden für die Totalität der Landeseinwohnerschaft, sondern zum Vortheil derselben? — Es scheint dazu heut zu Tage nur ein Weg in allen deutschen Staaten übrig geblieben zu sein, nämlich der: dem armen, nicht begüterten, nicht mit Landbesitz versehenen Adel die Domänen des Landes in Pacht zu geben, und zwar in eine nicht allzuweit ausgedehnte Zeitpacht, damit die Wohlthat nicht einigen, sondern allen adligen Familienhäuptern nach der Reihe zu Theil werde. Damit der Staat dabei nicht unsicher gehe, damit die jährlichen Pachtgelder auch regelmäßig bezahlt werden, nun darauf muß feierlich eine Hüfsorge hingerichtet werden; aber man geschwere auch die Annahme der Domänen nicht durch Forderungen großer baarer Cautionen und großer Bürgschaften! Dem adligen Pächter muß das wirthige Inventarium, wie sonst, in genügsamen Maaße vom Staate mit übergeben werden. — Die Bürgschaft des Adligen besteht in der von ihm als das höchste Kleinod zu bewahrenden Ehre seines Namens, seines Geschlechts, seiner Abstammung, seiner persönlichen Verdienste, sofern er selbst um seiner persönlichen Verdienste willen zum Adelstande erhoben ist. Der Staat kann freilich auch den Adligen die Pacht nicht billiger als denen überlassen, welche bisher nach einem Durchschnitte von Jahren Pacht bezahlt haben; aber der Staat handelt nicht unrecht, sondern sehr wohlthätig und sehr gerecht, wenn er die Staatsgüter den Adligen zu ihrer möglichen Aufhülfe in Pacht giebt. Ich sage zur Aufhülfe —; oder bestände etwa darin seine Hülfe? Werden denn nicht alle Domänenpächter ohne Unterschied, wenn sie übertriebenen Luxus meiden und sich einschränken, durch ihre meist lebenslänglichen Pachtungen reich? Sind denn nicht die reichsten nachherigen Privatleute, die früher nicht Kaufleute und Fabrikherrn waren, ganz besonders in dem Preußischen Staate aus den Domänenbeamten hervorgegangen?

Dem Volke liegt in der That wenig daran, daß bürgerliche Geldmänner, Opulente zur Pachtung der Domänen des Landes kommen, und die Stimme im Volke möchte sich unbedingt dafür entscheiden und auch längst dafür entschieden haben, dieselbe lieber dem Adelstande zu seiner Aufhülfe zu überlassen. Es möchte indeß die Frage aufgeworfen werden: wie sollte sich die Stimme

Digitized by Google

des Volks gerade dahin entschieden? Darauf dient zur Antwort: weil die Adligen doch jeden Falls, um berücksichtiget zu werden, mehr für sich haben, als die Bürgerlichen.

Bei diesen findet sich in der Regel nur die eine Empfehlung des großen baaren Vermögens, des baaren Geldes, was freilich gerade dem armen Adel abgeht. Aber eben ihres großen baaren Vermögens wegen können reiche Bürgerliche sich auch recht gut auf andere Unternehmungen einlassen, sie können Fabrikherren werden, können selbst sich Grundeigenthum ankaufen und sich dann, wenn sie das Wirthschaften gut verstehen, sich immer weiter ausdehnen. Es ist nicht rathsam und nicht staatsökonomisch, den opulenten Bürgerlichen die Staatsgüter in Pacht zu geben und sie dadurch abzuhalten, sich bei ihrem Vermögen auf industrielle Unternehmungen zum Vortheile des Landes einzulassen. Es geben doch die bürgerlichen Domänenpächter bei der Pachtung der Staatsgüter nur auf ihre persönliche Bereicherung aus. Sie haben, jedoch mit rühmlichen Ausnahmen, für die Unterthanen, für das Volk, mit welchem sie verkehren, kein Herz und für dasselbe keine Theilnahme; sie suchen von den Pachtgeldern so viel als möglich, bei erlittenen Hagelschäden, bei Mißwachs, bei gelesseten Bauführen stets viel von der Pacht abzudingen; sie verlangen bei Leistungen im Kriege zuletzt übergroße Entschädigung, verlangen und beanspruchen in den Wohnund in den Wirthschaftsgebäuden stets kostbare, bequeme, auch zum gewinnsüchtigen Nebenbetriebe fabrikartige und merkantilischer Geschäfte (z. B. Zuckersiederei) dienende Einrichtungen! Das Sinnen und Trachten der Domänen-Pächterfamilien ist oft durch viele Geschlechter und Lebensalter hindurch, weil es ihnen in der Regel gelingt, die Pachtungen zu vererwigen, auf den Erwerb von Reichthümern hingerichtet. Dann ziehen sie wohl zuletzt ab in ein benachbartes Land, verziehen dort ihr Geld und kaufen sich in einem andern Staate an. Zu den Pachtungen der Domänen zu gelangen, haben sie in der Regel keine weiter zu berücksichtigende Qualität, als ihr von Anfang an vorhandenes bedeutendes Anmahmes und Cautions-Kapital! Mag es nun Neid und Unsinn genannt werden, der Volkshaufe im Allgemeinen findet darin doch eine Unbilligkeit und spricht sich darüber laut und ungescheuet aus, daß eine Dismembration der Staatsgüter dagegen doch weit eher zum Vortheile und zum Segen der gesammten Einwohner des Landes sein würde; daß dagegen doch die Anlage von Kolonien, Stiftungen einer Gemeinde und Ortschaften unter Austheilung des Grundes und Bodens an Ackerbau treibende Landeskinder vorzuziehen sei. Die Gewohnheit, die Staatsgüter opulenten Bürgerlichen in Pacht zu geben, findet keinen Beifall im Volke und gilt nur für eine Bereicherung der schon an sich Reichen.

(Fortsetzung folgt.)

Biographische Blicke auf den Deutschen Adel.

(Fortsetzung aus Jahrg. 1842).

Franz Adam Graf von Waldstein und Wartenberg.

Es ist ein Nachkomme des großen* Waldstein, Herzog von Friedland, mit dem wir uns jetzt beschäftigen, meines Wissens als Letzter seines Manns-Stammes vor etwa 10 oder 15 Jahren gestorben. Ich habe ihn noch gesehen und gesprochen, wie er auf seinem böhmischen Schlosse Duy, unweit des Badeortes Teplitz, ein sehr abgesondertes, aber fürstlich nach den Umgebungen — Waffenkammern, Ahnensaal, Parkhof und Park — zu nennendes Leben führte. Er kannte meine nun verewigte Frau und mich, beiderseits als Schriftsteller, wie er denn überhaupt in Folge fortgesetzdrem Verkehr mit der Litteratur blieb, und machte somit eine Ausnahme von der Regel, indem er aus seinen Kammern zu uns, das Schloß durchwandernden Reisenden (Curious Travellers, wie Yoeick Sterne diese lustige Klasse im Ganzen benennt) herausirat: eine hohe Rittergestalt, noch in seinem vorgerückten Alter männlich schön, in den Formen der großen Welt gebildet, zugleich aber den Österreichischen Dialekt ganz ungezwungen redend, wie denn überhaupt kein echt edler Menschengeist sich schenen darf und wird, durch sein ganzes Wesen kund zu geben, unter welchen Landes- und Zeitgenossen ihn Gott in das Edelerleben beriefen hat. Graf Waldstein fand uns in dem Ahnensaal, dessen Deckengemälde jenen seltsamlichen Moment darstellt, wo am Schlagbaum einer Stadt, zur Reichsversammlung bestimmt, wegen der fürchterlichen Unruhen, jegliche Ritter mit nicht mehr denn zwei Reisigen einreiten sollte. Es waren aber, vom Großvater bis zu den Enkeln, den Neffen und den Urenkeln hin, so viele der ritterlichen Waldsteine vorhanden, daß die Schaar sammt den gesatteten Reisigen bis schier in's Unendliche anwuchs, und man mußte sie nun ohne weitern Prunk einlassen. — Vornehmlich wichtig im Schloß — ja, wie es mit Recht heißen mag: in der Pfalz oder im Palaste — erschien mir die Waffenkammer. Alte Schwerter, Helme und sonstige Rüstsachen aus der Ritterzeit zeigten sich zwischen orientalischen Bestelenkmalen, in den Kriegen Ungarns wider die Osmanen durch Helden aus dem Stamme Waldstein erfocht. Daß der damalige Besitzer sich immerdar folg'recht auf den Bahnen seiner kriegerischen Väter erhalten hatte, bezeugte sein goldbetreßter österreichischer Offizierhut, den ihm eine durchdringende Fraujenkugel in der Siegesschlacht bei Kehren vom Haupte geschleudert hatte, doch ohne den Kämpfer selbst zu beschädigen, und der hier zum Andenken sich mit aufbewahrt fand. Desgleichen ein gewaltiger Bergstelgestab, des Burgherrn zuverlässig stützender Geleiter auf dessen vielfachen botanischen Wanderungen über Alpen und anderes Gebirg. Denn reich überhaupt an mannigfach naturgeschichtlichem Wissen, worven die der Waffenhalle zunächst befindlichen Säle bedeutsame Zeugnisse darboten, war ihm die patriarchalische Lust an der Botanik vorzüglich eigen. Ganz nach alter Ritterweise rief ihn jeder vaterländische Krieg zu den Waffen, während er gleich

* Nach unsres Schiller's Vorgang bleibt es und nun wohl unerlaßliches Gewohnheits-Recht, in der Regel zu forcchen, zu schreiben, zu sprechen, wie man wohl sagen möchte: „Wallenstein". Aber diese an sich ganz wohllautende Änderung ist doch vermuthlich nur aus lateinischen Urkunden herübergekommen. Der eigentliche Stammes-Name war und bleibt: „Waldstein", wesür auch schon die Etymologie ein gutes Wort sehr entschiedend mit einlegt. —

Druck und Verlag von B. G. H. Schmidt in Nordhausen und Leipzig.

Beilage.

Digitized by Google

Beilage zur Zeitung für den deutschen Adel.

Nr. 1. **Mittwoch, den 4. Januar.** **1843.**

nach erkämpftem Frieden sich jedesmal wiederum der pflichtmäßig treuen Verwaltung seiner schönen, weit ausgedehnten Besitzungen und der Pflege seiner Unterthanen widmete. Ungeachtet der somit oftmaligen Unterbrechungen seiner kriegerischen Laufbahn, hatte er es bis zum Range eines Kaiserlichen Obristlieutenants gebracht. Mehrere ehrenvoll erworbene Ritterorden schmückten seine Brust.

Wohl weiß ich, daß nur ein reicher Gutsbesitzer im Stande ist, ein dergestalt ritterliches Patriarchen-Leben zu führen, und daß von Niemanden mehr gefordert werden darf, als er eben vermag. Aber es sollte auch Niemand Mehreres leisten, als er vermag. Und Jeder, der in ähnlich günstige Verhältnisse gestellt ist, wie Franz Adam Graf Waldstein, findet hier ein trefflich anregendes Vorbild.

L. M. Fouqué.

Litteratur.

Taschenbücher für das Jahr 1843.

Taschenbücher sind Kinder der Zeit, Ephemeren, die selten die Zeit überdauern, welche durch Ziffern auf ihrer Stirn angezeigt ist. In einem Jahre blühen, kusten und welken sie, kaum aber haben sie ihre Laufbahn vollendet, so sind schon ihre Nachfolger wieder auf der Ferse und so kommt es, daß sie gleichsam fort jung erscheinen. Dadurch wird aber ihre Wirksamkeit in der Litteratur fruchtbarer und nachhaltiger, als es sonst wohl, ihren übrigen Bestandtheilen nach, der Fall sein würde. — Auch für das Jahr 1843 sind dieselben erschienen und da es für manchen der geehrten Leser dieser sonst ernsteren Interessen zugewandten Zeitung von Interesse sein konnte, einen raschen Blick über ihren Inhalt hingleiten zu lassen, wird der Unterzeichnete die vorzüglicheren in kurzen Skizzen schildern.

C. v. Wachsmann's „Lilien" enthalten wie früher nur Beiträge die in manchen Kreisen mit Recht so sehr geliebten Autors. Zwar ist dies der Einrichtung der gewöhnlichen Taschenbücher entgegen, aber man hat die „Lilien" einmal lieb gewonnen und so ist man damit zufrieden. In der ersten Erzählung „Nach dreihundert Jahren" macht das Auftreten des wahnsinnigen Kenigs Philipp V. einen wirklich ergreifenden Eindruck. Die zweite „Der Verrath" ist gewandt und spannend erzählt und führt den Leser nach Italien, die dritte hingegen nach Schottland. Der Autor überschreibt sie „Das Gastmahl zu Drimminer"; in der vierten behandelt er einen deutschen Stoff und dem Leben Wallenstein's, des Herzogs von Friedland.

Die „Penelope" von Theodor Heil ist seit Jahren als eins der besten Taschenbücher anerkannt. Ihr diesmaliger Inhalt ist eben so gewählt als vorzüglich. Am interessantesten dürfte für Manchen Julie von Grotzmann's Aufsatz über Sophie Becker sein. Wer sublte sich nicht angezogen von der Letzteren Verhältnisse zu Elisa von der Recke, zu ihrer Schwester Dorothea, der Herzogin von Kurland, zu Bürger, Tiedge, Gleim, Moses Mendelssohn u. A.? — Julie von Grotzmann verdient für diese Mittheilungen den wärmsten Dank! — Theodor Mügge's Novelle „Bilder der Zeit" spricht an, doch lieferte der Verfasser schon Vorzüglicheres. Das Letzte läßt sich auch über „Die beiden Frauen" von Karl Buchner sagen. „Ein englischer Werber" von Willibald Alexis ist ein vorzüglicher Beitrag. Wir erhalten in ihm die Briefe der Margaret Reay und James Hackman's, dieses berühmten englischen Liebespaares. Auch Woldemar Stpfriedt's „Frau, schau, wem" verdient lobender Erwähnung. Wladimir.

(Schluß folgt.)

Litterarischer Salon.

„An den Adel deutscher Nation," (Berlin bei A. Burmeister) so heißt eine kleine Schrift, welche unter dem Namen eines „fliegenden Blattes" vor Kurzem in die Welt gesendet worden. Doch besser wäre ihr gewesen, sie hätte das Tageslicht nicht erblickt; denn wohl dürfte es kaum eine zweite Schrift geben, welche dem ihr vorgesetzten Motto: In magnis .... et voluisse sat est, so wenig entspräche dasselbe.

Wenn dem uns wohl bekannten Verfasser, — dem wir hiernach beiläufig gesagt, sowohl durch seine Stellung in der burgerlichen Welt, als durch seine geistige Individualität, jedwede Befähigung absprechen müssen, in dem vorliegenden Fall eine Autorität und ein Richter-Amt abzugeben —, es deutlich darum zu thun war, dem Adel zu rathen, wie er seine ihm durch Herkommen und Recht gebührende Stellung auch wurdig behaupten, und das ihm verloren Gegangene wieder erlangen konne, dann durfte der Verfasser sich nicht begnügen, nach Journalisten-Manier bloß zu raisonniren und zu feindseliren, indem er nur die Fehler und Mißgriffe des Adels aufdeckt, und dieselben unbefugter Weise vor das Forum der öffentlichen Meinung zieht — denn diese Letztere hat schon längst darüber gerichtet —, sondern er mußte klar und deutlich, ruhig und besonnen, durch grundliche Kenntniß der Zeitverhältnisse, und mittelst Vergleich von Vergangenheit und Gegenwart erwägen und auseinandersetzen, was Noth sei, und durch welche Mittel und Wege der Adel dahin gelangen konne, der Erste zu sein im Glauben an Ehre und Treue, dadurch aber auch der Erste zu sein in jeglichem Reich! (104.)

* * *

Unsere vielgelesensten politischen und belletristischen Blätter haben sich bereits über die kürzlich in den Buchhandel gekommene kleine Schrift: „Etwas vom hohen Liberalismus unserer Tage, nebst einem Anhang aus dem Tagebuche eines Royalisten" (Berlin bei A. Burmeister) dem Inhalte nach ausgesprochen, daher wir uns hier etwas kürzer fassen können, um so mehr da diese Schriftchen schon durch den Titel anzeigt, in welcher Fabne der anonyme Verfasser geschworen. — Zwar derbe, aber freimüthig, zwar schonungslos, aber wahr, deckt hier der Verfasser die Schattenseiten des Liberalismus auf, die zu eugen bisher Keiner gewagt hat. Und nur der Muth, den lebendige Ueberzeugung geben kann, lasst sichtlich den Verfasser als einen entschiedenen Gegner des Liberalismus auftreten.

Die fast zu sehr das Gepräge des Mittelalters tragenden Royalisten-Lieder zeugen durch seltenen Reichthum der Phantasie, von der Begeisterung für die Ideale, welche der Dichter sich hier auf dem Felde der Politik gesucht hat.

(104.)

Digitized by Google

Auch Etwas über ein „fliegendes Blatt“.

Ob es Ironie war, was den ungenannten Verfasser des „fliegenden Blattes an den Adel Deutscher Nation“ bewog, über vermeintliche und wirkliche Gebrechen dieses Standes auch in der Leipziger Allg. Zeitung (Nr. 322) sich vernehmen zu lassen, — es mag auf sich beruhen; nur das dieser Zeitschrift gespendete Lob „litterarischer Donauprioterie“ wollen wir abwehren. Immerhin mögen die Mittheilungen unseres Blattes dem ungenannten Autor „trivial“ und „langweilig“ vorkommen, die Sache, der wir dienen, verdient solche Bezeichnung nicht. Das Benehmen der Festgeber auf dem Drachenfels, die Auctionssterne geben wir ihm preis, seine Polemik gegen die Rheinische Adelsreunion, so weit diese als Wiederbegründung eines nur durch fremden Einfluß verdrängten Familien-Erbrechts gilt, verräth nicht mehr Einsicht, als die Diatriben der vielen über diese Institution erzürnten Eiferer. Ist es dem Verfasser des fliegenden Blattes wirklich Ernst mit seiner dem Adel seelich eigenthümlich genug bewiesenen Theilnahme, so hätte gerade das von ihm angefochtene rheinische Adelsstatut einen Vertheidiger an ihm finden müssen. Denn nur, wo dem Adel an dem wirklichen Staatslehen Antheil gegönnt wird, gewinnt er das verlorne Fundament wieder. Oder wäre es dem ungenannten wirklich entgangen, daß der Adel aufhörte, ein Stand zu sein, als er den ausschließlichen Besitz der Rittergüter einbüßte? Man unterscheide doch den Theil von dem Ganzen, die Einzelnen von der Gesammtheit eines Standes, und man wird hierüber nicht in Zweifel sein. Nur auf dem Boden der Politik erwartet das Standeswesen seine Wiederbegründung. Anfänge sind dazu bereits geschehen, nur fehlt es an einem Princip, oder vielmehr an der Energie, ein Princip streng durchzuführen. Doch unser Ungenannte adelsehrt in seinem Eifer von dem Staate, und räth dem Adel, durch Frömmigkeit und Gottesfurcht den einst behaupteten Platz an der Spitze der Nation wieder zu erkämpfen; rückwärts zum alten Glauben, zur alten Frömmigkeit soll der Adel streben, so nur empfange er wieder neue Kraft und neues Leben, und gewinne wieder alte Macht und alte Ehre zum Heil der Europäischen Monarchie. Wie die Nicht-Adligen lächeln werden. Uns vollends der dritte Stand, dessen „ruhiges und eigenmächtiges Hervortreten“ an die Spitze der Nation wegirt wird. Warum soll der Adel vorzugsweise an die Aufgabe erinnert werden, die dem Leben jedes Einzelnen gestellt ist? Und wäre etwa der Adel der Vorzeit vorzugsweise fromm gewesen, hätten die Stadtebewohner nicht auch ihren Theil an christlicher Frömmigkeit gehabt! O der fragt die Geschichte und verstummt, die ihr mit solchen Phrasen nur Unkunde vorrathet. Staat und Familie, wie innig mit einander verwandt, sind zugleich völlig geschieden; auf christlichem Grunde müssen beide ruhen, doch trennt ihre Wirksamkeit eine Grenze, die im Interesse beider nicht angetastet werden darf.

St. v. M.

Tageschronik.

Königsberg. — Die Vermessungs-Arbeiten Behufs der Befestigung Königsbergs sollen nach glaubhaften Mittheilungen vollendet sein, so daß der Anfang mit den Erdarbeiten bald gemacht werden kann.

Böhmen. — Ueber Böhmens Ständewesen ist bereits viel gesprochen und viel Irrthümliches verbreitet worden. Es ist nicht zu läugnen, daß das Institut der Stände noch an Mängeln leidet, namentlich, daß die Bürger sehr unvollständig und die Bauern fast gar nicht vertreten werden. Nur wenige Städte schicken Landtags-Deputirte und zwar Magistratspersonen als solche. Ueberhaupt erstreckt sich die Wirksamkeit der Stände wenigstens unmittelbar auf Staatssachen, sondern mehr auf Repartition der Steuern, auf Verwaltung und Verwendung des betreffenden Ständevermögens und die Leitung vieler Künstlichen Institute, wie z.B. des polytechnischen Instituts, des Conservatoriums der Musik, der Akademie der bildenden Künste, des Theaters, des Nationalmuseums und vieler anderen Anstalten zu Prag und im übrigen Böhmen. — Ein Adel des böhmischen Adels lebt stets im Lande, und aus demselben ist meistens eine wackere, gesinnungsfeste Opposition erschienen, die von besonderem Werthe ist für dieses. Leider aber hört man hier die fast allgemeine Klage, daß Heerschaften und Staatsgüter in bürgerlichen Besitz übergehen und dadurch eine bedeutende Stütze dem Adelsthum entzogen wird.

Personalnotizen.

Anhalt. Ord. Albrecht d. Bären, Commekr.: d. K. K. Österr. Leg.-Rath, Geschäftsträger an den anhaltischen, schwarzburgischen u. reuß.-Höfen u. Generalconsul in Leipzig, Leibar Rittr v. Beers.

Hessen (Großh.). Ludwigs-Ord., Commdrr. f. Cl.: d. Gen.-Maj. v. Marquard; 2. Cl.: d. Geheimrath v. Eckardt, d. Ebelzeremonienmeister, v. Hombergk, d. Min. Präs. v. Lepel, d. Kanzler, u. d. Maj. v. Rabenau. — Verdienst-Ord. Philipps d. Großmüthigen, Ritterkr.: die Obertribunalsräthe Gerlach, v. Krug u. v. Münch.

Preußen. D. Gen. Maj. v. Cosel u. d. Wirkl. Geh. Ob. Reg.-Rath v. Wedell zu Mitgliedern d. Staats-R. ern. — St. Joh.-Ord.: d. dienstthuende Kammerherr Ihrer K. Hoh. d. Prinzessinn Friedrich der Niederlande, v. d. Gees. — K. A. C. 3. Cl.: d. K. Württemb. Kammerhr. u. Stallmstr., Bar. v. Hügel. — Zu Charlottenburg starb am 24. Decbr. d. Jahr. Franz v. Eckardstein, Major a. D. u. Gutsbesitz., im 58. J.; — zu Posen am 26. Decbr. d. Erzbischof von Posen u. Gnesen, Martin v. Dunin, im 69. J.

Intelligenzblatt.

In diesem Intelligenzblatte werden passende Anzeigen, als: Familiennachrichten, litterarische Anzeigen, so wie An- und Verkäufe von Rittergütern, Stellungsgesuche und Anerbieten in Bezug auf dieselben, aufgenommen. Die gespaltene Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. od. Ngr.; 7½ Kr. Conv.; 8½ Kr. Rhein.) berechnet.

Litterarische Anzeige.

Bei B. G. H. Schmidt in Nordhausen und Leipzig ist so eben erschienen:

Eins ist Noth bei der Feuerversicherungs-Gesellschaft für Deutschland in Gotha. Eine Ergänzungsschrift zu der Brochüre: Die Schattenseite der Feuer-Versicherungsbank in Gotha. Von Dr. Heinroth in Göttingen. Gr. 8. geh. Preis n. 5 Sgr. (Ngr.)

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 2. Sonnabend, den 7. Januar. **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. Sächs. oder 12 Fl. Conv.-Mze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird diese Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Gr. (2½ Sgr. od. 8½ Kr.) berechnet.

Ein Wort für den Deutschen Adel in Preußen.

(Fortsetzung.)

Anders ist es mit den Adligen! — Es muß zuerst bemerkt werden, daß auch von diesen die gute rationale Landeswirthschaftung leicht aufgefaßt werden kann. Es giebt dazu gute Bildungsanstalten, welche vom Adel benutzt werden würden, wenn die ausschließliche Verpachtung der Domänen an ihn in Aussicht gestellt werden sollte! Eine Verpachtung der Domänen an den verarmten Adel — wobei ihm die Annahme auf jede zulässige Art erleichtert werden müßte, genießt in so fern doch sicherlich eine allgemeine Billigung, weil entweder die Adligen von edeln Vorfahren, welche sich verdienst machten, abstammen, oder weil sie sich persönliche Verdienste erworben haben, weil sie endlich doch auch eine in monarchischen Staaten absolut nothwendige Vermittelung zwischen Fürsten und Volk ausmachen, ausmachen müssen und stets ausgemacht haben. Will man auf die allerältesten Zeiten des Landgewinns der Fürsten und Könige zurückgehen, haben denn da nicht die Adligen Gut, Blut und Leben aufgeboten, um ihnen den Besitz erwerben zu helfen und ihn zu sichern? — Sollten denn nicht eben deßhalb schon die Adligen eine größere Berücksichtigung verdienen, mit der Pacht der Staatsgüter bedacht zu werden, wenn sie durch ungünstige Zeitereignisse und Umstände oft genug ohne ihre Schuld in Armuth und Dürftigkeit gerathen sind? An ihren Adel knüpft sich doch noch immer die nicht unwahre Idee von edeln Vorfahren, ritterlichen Helden, Männern von Verdienste in grauer Vorzeit, die Idee besonderer bewiesenen Treue und Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, ans Vaterland, ans vaterländische Volk! Solche patriotische Momente treten in Bezug auf opulente Bürgerliche im Gesammtgefühl des Volks nimmermehr hervor, sondern nur das Moment eines größern Geldbesitzes! Die Opulenz aber und die Geld-Aristokratie der reichwerdenden und reichgewordenen bürgerlichen Domänenpächter ist dem Volke gehässig; nicht so die Stellung des Adels auf einer höhern Rangstufe, welche derselbe und zwar noch in allen monarchischen Staaten inne hat. Das Volk findet an der Opulenz und an der Geld-Aristokratie der bürgerlichen Domänenpächter besonders deßhalb ein so großes Aergerniß, weil sich diese Pächter mit ihren bedeutenden Geldmitteln von der Belebung und Beförderung der Industrie im Lande ausschließen. Reiche Kaufherrn, Fabrikanten, Manufakturmeistern werden dagegen geehrt, geliebt, geachtet, und Jeder gönnt ihnen ihre Reichthümer und die Vermehrung derselben.

Es geschieht sehr selten, daß Adlige, auch wenn sie sehr reich und begütert sind, bürgerliche Reiche und auch Arme im Volke mit Stolz und Hochmuth behandeln, und daß sie auf diese von ihrer hohern Rang- und Ehrenstufe mit Verachtung oder mit einer Geringschätzung herabsehen. Aber umgekehrt geschieht es oft, ja es ist meistentheils der Fall, daß der Adlige, auch wenn er reich ist, noch weit mehr aber wenn er arm ist, von dem bürgerlichen Domänenpächter mit Nichtachtung und mit Geringschätzung behandelt wird, weil eben die Domänenpachtung in der Regel doch weit mehr jährlich und im Laufe der Pachtjahre abwirft, als der selbst reiche Adlige von seinen Gütern gewinnt und übrig behält und zurücklegen kann.

Siehet man nun noch weiter auf den Erfolg hin, welchen die Ablassung der Domänen an arme Adlige für

Digitized by Google

den Fürsten und für das Volk haben würde, so stellt sich das wohl als etwas nicht zu bezweifelndes dar, daß der Fürst um so mehr an diesen Vasallen eine treue Ergebenheit und Anhänglichkeit finden, daß diese Adligen um so mehr mit der dankbarsten Liebe an ihrem angestammten Herrn hangen, Gut und Blut und Leben in Gefahren für ihn hingeben würden. So wird auch der Adel wieder im Stand gesetzt, das erhabene Oberhaupt des Landes und des ganzen Volks mit mehr Glanz zu umgeben, was doch auch in den Verhältnissen monarchischer Staaten nicht so unbedeutend und so gleichgültig ist. Es gehört zum Königs- und Fürsten-Wesen einmal eine glänzende äußere Repräsentation, andern Königen, Staaten und Völkern gegenüber. Und hat dem nicht der Fürst so, wenn die Staatsgüter zur Pacht an die armen Adligen ausgethan werden, um so mehr unmittelbaren Einfluß auf die weitere Ausbildung des adligen Standes, auf die Gestaltung desselben in der Zeit und nach dem Zeitgeiste; nach den Bedürfnissen, welche ein Zeitalter mit sich zu bringen pflegt? Was das Volk anlangt, so findet es doch bei seinem Adel noch mehr theilnahmvolle, vorsorgliche und liebevolle Behandlung, Berathung, Beschützung, Vertretung, als von Seiten der opulenten bürgerlichen Domänenpächter, zumal da früheren Eigenmächtigkeiten und Gewaltthaten der sonst fast souveränen Vasallen durch Landesgesetze und administrative Einrichtungen ein Ziel gesetzt worden ist, und da bei den adligen Pachtern leicht künftig ab Seiten des Fürsten ein besonderes Aufsichts- und Censoratamt über ihr wahrhaft adliges Verhalten gegen das Volk angeordnet werden konnte, leichter als dies je bei den bloß opulenten bürgerlichen Pachtern der Fall sein kann, bei welchen der Fürst, das Vaterland, das Volk, selbst die Ehre des Namens, erst die zweite Stelle einnehmen, und welche nur ihres Geldes halber die Stelle gewonnen haben! Der Adel ist doch mit dem Volke eben so innig und genau als mit dem Fürsten verwachsen. Der Fürst ist die Wurzel, der Adel ist der sich in Zweige ausbildende Stamm, der von den Zweigen und Blättern auch wieder seine Nahrung nimmt. Wo das nicht ist, da wird doch der Stamm krank und die Wurzel bald ihn allein nicht mehr. Der Adel in Deutschland ist das wahre Palladium der deutschen Volksfreiheit, daß diese nicht in eine Zügellosigkeit, nicht in Ungebundenheit, nicht in Demagogie umschlage, aber auch, daß sie nicht durch Willkürlichkeit, Laune und Despotie einzelner hochgestellter Machthaber zuppenwirt und verbunden werde. Die Freiheit, welche das deutsche Volk mehr als irgend ein anderes Volk auf Erden genießt, mehr als in Frankreich, England, Rußland, hat ihre Grundlage in dem vermittelnden Stande zwischen den deutschen Adels in den frühern Zeiten schon gehabt und hat ihn zum Theil noch darin. Es ist nicht so zufällig und gleichgültig, daß die Abgeordneten der Stände zur Hälfdeich aus dem Adel bestehen. —

Mögen noch so viele Regentenhäuser und Regentenfamilien mit wirklicher Souveränität in Deutschland bestehen, die Freiheit Deutschlands und des deutschen Volks bleibt gesichert, wenn nur dem Adelstande die rechte Vermittelung zwischen Fürsten und Volk erhalten und wieder zurückgegeben wird. Freilich dürfen solche Mißbräuche, wie sie sonst in Frankreich bei dem Adel gegen das Volk waren und zuletzt auch gegen die Königsfamilie, nicht geduldet werden, wie sie denn auch wohl für jenes Land und Volk nie wieder zurückkehren möchten. — Der Adel begreife nur erst recht seine ehrenvolle vermittelnde Stellung und den segensvollen Einfluß, der ihm bei einer richtigen Stellung zum Volke aufgeschlossen ist.

Kein Staat in der Welt genießt so viel Volksfreiheit als gerade Deutschland bei seinen so vielen regierenden souverainen Fürstenhäusern und bei so volkreichem Adel, und es würde ein unsäglicher Schade sein, wenn man je das Nachtheilige von einem Uebergange dieser Mannigfaltigkeit in eine numerische Einheit übersehen konnte.

Erst seit es in Frankreich unter Richelieu gelang, die regierenden Häuser der Herzoge und Grafen zu abaissiren und hohen und niedern Adel zu einer sclavischen Vasallenknechtschaft des Königs, als der numerischen Einheit, zu paralysiren, erst da fing die Despotie an, der Verlust der Volksfreiheit, die Bedrückung der bürgerlichen Volksklassen durch die Vasallen-, Diener- und Knechtschaft; die Befreundung des Adels, besonders des hohen regierenden Adels mit seinem Volke hörte auf, es entstand ein wahres Bedrückungssystem und — rächte sich nicht späterhin die Verkehrung der frühern Stellung des Adels an dem Königshause selbst, durch Abfall vom Könige oder durch ein selbstsüchtiges Widersetzen gegen das Volk, dem Willen und der bessern Einsicht des guten Königs Ludwig schnurstracks entgegen?

(Schluß folgt.)

Einige Worte
über die häufig in öffentlichen Blättern vorkommenden gegen den Adel gerichteten Angriffe.

Es giebt öffentliche Blätter, deren Redactionen es sich zu der großten Freude machen, Etwas aufzunehmen, was dem Adel zum Nachtheil gereicht, die mit wahrer Begierde darnach haschen, durch Veröffentlichung ungerechtfertigter, unmoralischer Handlungen, Verleumdungen, Uebertreibungen und anderer Mißgriffe von Adligen, dem ganzen Adelstande (wie man zu sagen pflegt) Eins an's Bein zu geben; die alle ihre Wohlgefallen äußerungen, um über dem leben, über den Unternehmungen, Gebrauchen und Gewohnheiten des Adels die Geißel der Satyre und der Ironie zu schwingen, vielleicht selbst Lächerliche und Abgeschmackte zu heben; die Verwahrungen von solcher Tendenz für die pikanteren und interessanteren Beiträge in ihre Blätter halten, die es sich sogar angelegen sein lassen, dergleichen Stoffe aus dem Zusammenhange zu reißen, in welchem sie weniger erscheinen, dieselben mit Zusätzen und Schattirungen zu umgeben, mit Bemerkungen aus eigener Machtvollkommenheit, und wenigstens mit Gedankenstrichen, Ausrufungs- und Fragezeichen zu versehen. — Je nicht allein Redactionen von sogenann-

Digitized by Google

ten Unterhaltungsschriften gestatten sich ein solches Verfahren, in der Meinung sich Bürgerkronen damit zu verdienen; selbst in politische Blätter werden oft mit den Haaren, und in nichts weniger als politischem Tone, die gewissesten Ausfälle gegen den Adel gezogen. — Auf was sich dergleichen Anfeindungen gründen? — das möchte wohl die erste Frage sein, und dem Adel selbst muß wohl am meisten an Beantwortung derselben liegen. Bekannt ist es, daß der Adel sich in früherer Zeit einer Menge einträglicher und glänzender Vorrechte zu erfreuen hatte, daß er, nächst der Geistlichkeit, von dem bedeutendsten Einfluß auf die Regierung der Staaten, auf das Wohl und Weh der Unterthanen war. Bekannt ist es aber auch, daß er sich, unter den damaligen Verhältnissen, diese Auszeichnungen verdient hatte, daß er die kräftigste Stütze der Regenten war; und wer den geistig untergeordneten, unreifen Zustand des gemeinen, großen Haufens damaliger Zeit kennt, der kann es nicht anders als natürlich finden, daß der Adel zu seiner Lenkung und Führung desjenigen Uebergewichts bedurfte, welches ihm zuerkannt war. Ob nun, und zu welchen Zwecken, der Adel jenes Uebergewicht gemißbraucht hat; wie und mit welchen Gesetzen, er den ihm zugelaubenen Einfluß benutzt — dies konnte man eben so gut von der Geistlichkeit fragen, und wir wollen es hier unentschieden sein lassen, wem von Beiden (dem Adel oder der Geistlichkeit) in dieser Beziehung mehr oder weniger zur Last zu legen sein durfte, sie wie überhaupt auf keine oft schon da gewesene Zergliederung der alten Adelsverhältnisse hier einzugehen beabsichtigen, und uns nur damit begnügen, daß jene frühern Verhältnisse in ihrem Nachklange noch es sind, welche eine nicht verzeihbar schreiende Kränkung der andern Stände gegen den Adelsstand im verwöhnten Ganze erhalten. — Werfen wir aber einen kurzen Blick auf die Halbdarkeit dieser Bewegungsmotive und besonders auf die sich bis ins Unendliche fortspinnende Anfeindung derselben; — wobei der Unterzeichnete jedoch bemerkt, daß er weit entfernt davon ist, irgend Etwas, was sich der Adel jemals in der That zu Schulden hat kommen lassen, entschuldigen zu wollen. Die Vorrechte, welcher sich der älteste Adel zu rühmen hatte, wurden ihm zuerkannt und verliehen, weil man ihn bedonen zu müssen glaubte, und seiner bedurfte; — der Adel nahm alle an, was ihm gegeben wurde, und was er übergenug war, mit seinen Leistungen zu verdienen. Er wurde für einen besondern Stand erklärt, mit Rang, Würden und Auszeichnungen belieben für sich und seine Nachkommen, und er nahm es an. Warum hätte er alle diese Vorzüge den sich weisen sollen? — er raubte sie ja niemandem, denn vor ihm hatte sie ja noch niemand besessen. — Wie der Adel mit den ihm verliehenen Vorzügen und mit dem ihm zugestandenen Einfluß umging, und wie sein Verhalten überhaupt beschaffen war? — hierüber ist nach Jahrhunderten und bei ganz umgewandelten Verhältnissen der Adel bald aufgefordert, aber ihn zu motiviren, dazu ist unbedingt erforderlich, bei Allem, was geschehen, die Zusammenstellung der Umstände und Verhältnisse, unter welchen es geschah, eben so genau zu berücksichtigen, als den Grad der geistigen Ausklärung und Stimmung, wie den Standpunkt, auf welchem sich die dem Adel unterzuordnenden Stände befanden; während dieser Berücksichtigungen aber ist der Adel mit unbedingtem Gewissenhaftigkeit das Gute und bedeutendere gegen das Böse und Tadelnswerthe aufzuwiegen, und zu fragen: ob es nicht natürlich war, daß der Adel, der sich, da er erblich war, vermehrte, als in sich selbst abgeschlossene Stand, sich auch seine eigenthümlichen Ansichten, seine Sitten und Gebräuche bildete, welche, da sie aus abgesonderten, selbstständigen Grundsätzen hervorgingen, auch einen abgesonderten, selbstständigen Character haben mußten; und ob es dem Adel zum Verbrechen anzurechnen ist, daß ihm diese Ansichten, Sitten und Gebräuche, so wie sein ganzes Verhältniß, ehewürdig und lieb wurden? Dies sind Fragen, deren Beantwortung dem Vernunftigen und Billigdenkenden unmöglich schwer fallen kann. Bekannt ist es, daß die Bedeutenheit der Adelsverhältnisse mit dem Emporblühen anderer Stände neben ihm und mit dem geistigen Fortschreiten derselben, so wie mit der nach und nach hervortretenden allgemeinen Umgestaltung der Verhältnisse der Völker und Nationen, nicht mehr dieselbe bleiben konnte, vielmehr an ihrem Uebergewicht und ihrer einflußreichen Selbstständigkeit verlieren mußte. Erwiesen ist es, und kein nur irgend gebildeter Adliger wird es ableugnen, daß mit der emporstrebenden allgemeinen geistigen und sittlichen Ausbildung auch eine würdige Concurrenz anderer Stände mit dem Adel in's Leben trat, und daß der Adel, wenn er bei dieser Concurrenz nicht in den Hintergrund treten will, nur mit einem sittlichmäßigen, eigentlich wohl überdirekten geistigen Fortschreiten seiner früheren Ansprüche noch gedenken kann. — Nicht anzuerkennen und verwerflich dürfte es zu nennen sein, wenn der Adel besitzlos ist, seine ihm früher zuerkannt gewesenen Vorrechte und Gerechtsame so lange als möglich zu erhalten, wenn er den Vorzügen seines Standes nicht leichtsinnigerweise mit einem Male entsagt, vielmehr davon tur sich und die Seinigen noch, so viel es sich nur irgend mit den Verhältnissen verträgt, Nutzen zu ziehen sucht, und sich in Sitten und Gebräuchen, mit Wort und That gern noch zur Mitgliedschaft eines Standes bekennt, deben er sich unter keiner Bedingung zu schämen hat. — Kein Stand hat ja in den Umwandelungen der Zeitverhältnisse so viel an seiner Bedeutenheit verloren als der Adel, ja er dürfte hat eigentlich verloren, denn alle übrigen Stände haben ja durch die Concurrenz, in welche sie mit dem Adel traten, durch den Empfang des ihm Entgegenen nur gewonnen. Wenn jedoch erkennt der verständige und wahrhaft gebildete Adlige die ihm nachtheilig gewordene Umgestaltung als einen hocherfreulichen Aufschwung geistiger Aufklärung, als ein Zeichen moralischer und sittlicher Vervollkommnung der Menschheit an; gern fügt er sich in die Entdehrung ehemaligen Glanzes und Uebergewichts, und gern wandelt er einträchtig mit Würdigen aus anderen Ständen Hand in Hand auf der Lebensbahn, gern gönnt er ihrem Verdienst Lohn und Anerkennung, und wenig Beispiele dürften aufzustellen sein, daß Adlige das Emporkommen anderer Stände mit unsittlichen öffentlichen Aeußerungen auf irgend eine Weise anfeindeten.

Friedrich v. Sydow.

(Schluß folgt.)

Litteratur.

Taschenbücher für das Jahr 1843.

(Schluß.)

Die „Cornelia" wird, seitdem Alons Schreiber sind, von der bekannten Schriftstellerin Amalie Schoppe, die gegenwärtig in Jena lebt, herausgegeben. Der Inhalt ist reichhaltig. Eine treffliche Schilderung liefert Dr. J. Günther in „Elisabeth Fry"; Amalie Schoppe selbst giebt eine historische Erzählung „Die Kreuzpraxendentin", worin das Liebesverhältniß Sir William Stymeurs und der kühn Arabella Stuart, Eutelin Heinrichs VII, beachtet ist. Eine einfache, aber ansprechende Novelle findet sich von Lina Reinhard; Walter Tesche's Erzählung „Die Bauerfahrt" ist ästhetwerig etwas trocken. Die Novelle „Goldha-

Digitized by Google

ter" von Bernd von Guseck zieht an durch die Charakteristik eines alten, schwerhörigen Majors. Gute Localkenntniß zeichnet die historische Erzählung C. M. Ed's aus. „Immergrün" wird durch eine Novelle A. von Sternberg's, „Bey", gehoben. Der Styl des Autors ist bekannt und muß hier nicht angetragt. Interessant ist die historische Novelle von Julius Krebs „Die Rache des Senats"; reich an trefflich gezeichneten Charakteren ist Bernd von Guseck's „Der Odalbauer". Auch Ladislaus Tarnowski's Roman aus dem Haidenlande „Der Horale" verdient Lob. — Poetische Beiträge finden sich von Joh. Gab. Seidl, J. M. Vogl, Geisheim, Franz Zipfinger, Heinrich Grünig u. A.

Das „Gedenkemein" bietet gute Dichtungen von Joh. Gab. Seidl, Adolf Bube, Agnes Franz, Dräxler-Manfred u. A. — Novellen liefern Ladislaus Tarnowski, Caroline Leonhardt-Lyser, A. von Schaden, Heinrich von Lewitschnigg, W. Tesche und Adolph Ritter von Tschabuschnigg. Die Novelle „Prometheus" des Letztern und Ladislaus Tarnowski's Erzählung „Die Trauringe" dürften den Vorzug vor den übrigen Mittheilungen erhalten.

A. von Tromlitz's „Vielliebchen" giebt jetzt bekanntlich Bernd von Guseck heraus. Ein besserer Nachfolger konnte nicht gewählt werden. Auch dieser Jahrgang verdient mit Recht das Prädicat: „gut!" — Schettland giebt den Schauplatz der Erzählung „Mac Dougal" ab; „Der Hirtenkampf" gehört der Schweiz an; „Der Schwan der Rema" fällt ins Jahr 1240. Bernd von Guseck zeigt in diesen Erzählungen zur Genüge, daß er es gleich A. von Tromlitz im Stande ist, den Jahrgang des „Vielliebchen" würdig und anziehend allein zu liefern.

Die erste Novelle der „Thanen" schrieb Told von Doldenburg. Es ist die Geschichte der schönen Philippine Welser. A. von Schaden erzählt eine Gespenstergeschichte, „Der Verlobungsring der Verstorbenen". Joh. Nep. Vogl's Novelle „Der Führer" schildert eine ergreifende Begebenheit aus der Geschichte Norwegens. Munter und gut gelungen sind die „Drei Tage oder Leiden und Freuden" von J. P. Lyser. — Dichtungen finden sich von J. N. Vogl, J. G. Seidl, Adolf Bube, Dräxler-Manfred u. A.

Robert Heller's „Perlen" wurden schon frühre im „litterarischen Salon" dieser Zeitung erwähnt. Das junge Taschenbuch hat mit seinen beiden ersten Jahrgängen Glück gemacht. Es fand Beifall bei der Kritik und dem Publicum, was man nicht immer vereinigt trifft. Dieser zweite Jahrgang zeichnet sich besonders durch eine interessante und zeitgemäße historische Erzählung „Das Erdbeben von Caracas" aus. Der Verfasser behandelte den Stoff glücklich, und das Gewalde der spanischen Provinzen zur Zeit des Aufstandes und des Erdbebens ist eben so treu, als es von einem fleißigen Studium Zeugniß giebt. Mit Bolivar's Rückkehr schließt der Dichter seine Erzählung.

Ueber einige andere Taschenbücher noch kurz — nächstens!

Wladimir.

Litterarischer Salon.

Von dem: „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt von G. Schleiter" ist in Stuttgart das 1. Heft erschienen und ein schöner Beweis, wie gewissenhaft der Verfasser die reichlichen Quellen über Humboldt's Leben benutzt hat. Das Werk ist überdies nicht, wie gemeiniglich Biographien, in einem trockenen, verstandeskalten Tone gehalten. (124.)

* * *

Die im Auftrage der russischen Regierung geschriebene „diplomatische Geschichte der polnischen Emigration von — t'" ist von dem Professor Binder in Ludwigsburg verfaßt. Derselbe war früher im Cabinet des Fürsten v. Metternich angestellt und ist Verfasser einer Biographie dieses Staatsmannes. (124.)

* * *

„Die Leipziger Tage und Nächte, Genre-Bilder aus der Geschichte, Wirklichkeit und Phantasie von Th. Drobisch (Leipzig bei H. Hunger.)" dürften auch von dem Geschichtsforscher nicht unbefriedigt aus den Händen gelegt werden.

Viel Gemüth zeigt die „Erzählung des Stadtmusikus"; voller Humor und Satyre sind die „Betrachtungen aus der Ecke" und „die Gedanken eines Schuljers." (104.)

Tageschronik.

Berlin. — An die Reise des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien knüpfen mehrere Zeitungen die Vermuthung, daß unsre Königliches Haus in Begriff stehe, in nähere verwandtschaftliche Beziehungen zu dem einzigen gekrönten Haupte der neuen Welt zu treten. — Hieran reiht sich auch die Hoffnung, daß die Regierung für die künftige Gründung einer deutschen Kolonie in Amerika diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen wird.

Ungarn. — Der bevorstehende Landtag wird von bedeutendem Einflusse auf Ungarns Zukunft sein, indem es sich als unabwendbare Nothwendigkeit herausstellt, daß Ungarn in commerzieller, wie industrieller Hinsicht, gleich den übrigen europäischen Staaten, den Weg des zeitgemäßen Weiterschreitens betrete und aus seiner gewohnten Abgeschlossenheit heraustrete. Berechtigt so einerseits der Landtag zu bedeutenden Hoffnungen, so erteuen andererseits alte Klagen über Uebelstände, die er mit sich bringt. Das ist nun besonders das freie Quartier, welches die Stadt Pressburg in den schönsten Stadttheilen (an 3000 Zimmer und für 600 Pferde Ställe u. s. w.) 6 — 8 Monate lang hergeben muß. Aber es ist eine Gewohnheit, wovon kein Edelder, und sie bedauert ihre Rechte. Man sollte meinen, die ungarischen Stände beschwähten eine solche erzwungene Gastfreundschaft.

Königsberg. — Der Abgeordnete für den altbrandenburgischen Kreis, v. Auerswald-Rödersdorf bemerkte in der Sitzung der ständischen Ausschüsse am 8ten November, „daß die Grenzen der für die Ausschußversammlung entworfenen Geschäftsordnung viel zu enge seien und bei dieser Beschränkung die Ausschußversammlung unmöglich auch nur entfernt denjenigen Erwartungen entsprechen könne, welche man allseitig hege". —

Personalnotizen.

Baiern. Dem k. Kabb. Prof. Dr. J. Ritter v. Maffei d. Erl. z. Annahme d. goldenen Ritterkr. d. k. Griech. Erlöser-Ord. verl. — Zu Bamberg starb am 16. Decbr. d. Großh. Toscanische Kämmerer, C. Frhr. v. Poetnitz, 58 J. a.

Hessen (Großh.). D. Großherzog hat d. hinterl. Wittwe des Staatsrathes Grafen Wilhelm v. Schlitz, gen. v. Goert, nebst seiner u. ihrer ehelichen Tochter Mathilde unter Verleih. d. Namens v. Goertz, in d. Adelsstand erhoben.

Druck und Verlag von B. G. H. Schmidt in Nordhausen und Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 3. **Mittwoch, den 11. Januar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 3 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Sächs. oder 12 Fl. Conv.-Mz. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Anzeigenblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Gr. (2½ Sgr. od. 8½ kr.) berechnet.

Ein Wort für den Deutschen Adel in Preußen.

(Schluß.)

Der Himmel erhalte doch Deutschland bei seinen getheilten Staaten, bei seinen vielen Regentenhäusern und bei seinem Adel! Darin liegt die eigentliche Bürgschaft für die Freiheit des deutschen Landes und des deutschen Volks. Sollte auch je in einem Lande Germaniens das gute Verhältniß durch Schuld eines Regierenden und seiner Vasallen oder eines Volks gelöset und erschüttert werden und es den Anschein gewinnen, als werde da die Freiheit verloren gehen, so wird doch das Gleichgewicht durch die aus den andern Staaten Germaniens sogleich laut hervortönende Stimme der Uebermacht, durch die in andern Theilen dieses großen Reichs genährte Intelligenz der Fürsten und aller Volksstände wiederhergestellt werden. Sollte auf einem Theile dieses Landes die Sonne sich verdunkeln, so bricht sie in den andern Theilen um so strahlender hervor. Die Rivalität um das Bessere, um das Vollkommenere, Vorzüglichere läßt es nie zur Unterdrückung des Edelsten, der Volksfreiheit, der Freiheit Deutschlands kommen. — Man stelle eine numerische Einheit hin des Regierenden, meint ihr, es werde anders kommen, als in andern monarchischen Staaten und sollte Deutschland Grund haben, mit irgend einem Staate zu tauschen! — Deutschland bedarf in seiner vollen Sicherheit nur der Einheit in der Ueberzeugung, daß es jedem auswärtigen Feinde Widerstand zu leisten im Stande ist und keinerlei Allianzen bedarf, um sich den Osten und Westen vom Halse zu halten, wenn es nur ein großes Bundesheer immer schlagfertig erhält und die Imperatur oder Dictatur im Norden Preußen, im Süden Oesterreich zur Kriegszeit und für den Fall des Kriegs giebt. — Einer andern Einheit bedarf es nicht! Die Einheit der Intelligenz über die Interessen Germaniens, über die Stellung dieses vaterländischen Eldorados, nach welchem schon so viel Expeditionen vorgenommen sind; diese Einheit der Intelligenz ist der rechte deutsche Kaiser, der rechte Allenherr, dem wir uns anvertrauen wollen. —

Noth ist es aber, daß dem armen, dürftigen Adel erst aufgeholfen werde, wie dies auf angegebene Art am leichtesten und zulässigsten geschehen konnte. Dann würde auch der Stand der Opulenten seine rechte Stellung wieder einnehmen, durch seine Geldmittel Industrie, Fabriken, Manufacturen im Lande zu heben, vielen Menschen Unterhalt zu verschaffen, was bei der Pachtung der Domänen nicht geschehen kann, wo nur von diesen Pächtern auf Anhäufung eines immobil bleibenden Capitals gesehen wird.

Mit den Ersparnissen, welche der Adel bei der Pachtung der Staatsgüter zurücklegen kann, wird der gute Wirth nach und nach sich Grundbesitz erwerben können und muß ihm dies mit als Bedingung vorgeschrieben werden. Dann, zum Grundeigenthum gelangt, wird er um so mehr dem Landesherrn und dem Volke des Landes mit Liebe und redlicher Fürsorge für das Landeswohl mit Leib und Seele anhangen. — Es ist seit geraumer Zeit und besonders seit der französischen Revolutionszeit Sitte geworden, den Adel zu richten, zu verdammen, zu verachten, ihm feind zu sein, ihn für eine Mißgeburt der Hölle zu erklären. Klänge solcher Art tönen auch in den neusten Kraftliedern des Dichters Herwegh, z. B. in seinem Liede: an den todten Ritter (es soll wohl der vielgepriesene, einsichtsvolle Fürst Pück-

Digitized by Google

ler Muskau sein, dieser verdienstvolle Mann und eminente Schriftsteller, weil er auf den Adel hält!) Gleiche Töne des Dichters Herwegh klingen in dem Liede an den König von Preußen Friedrich Wilhelm den IV. — man sehe Herwegh's Lieder eines Lebenden —. Es ist der adlige Stand einmal in allen Ländern und Staaten der Erde und schon dies spricht für sein Grundrecht liegende, an sich absolute Momente, weshalb es so sein müsse. Man denke also nicht an die Abschaffung, die nicht möglich und unnatürlich ist, sondern daran, ihm eine recht wohlthätige, segensvolle Stellung zu geben. An seine Stelle sind zum großen Nachtheile, mindestens ohne allen Nutzen, zum Verdrusse und Aergernisse des Volks, die Geldmänner, die Opulenten als Pachtinhaber des Staatsgrundbesitzes getreten, von denen wohl schwerlich angenommen werden kann — Ausnahmen mag es geben —, daß sie für König, Vaterland, Volk, Interessen des Volks und Landes mehr Herz und Liebe haben, als für ihre persönliche Bereicherung.

Wenn Dichter und Phantasten, wie Herwegh, der eine Goliathsprache gegen den Zweig Israelis, gegen einen König, gegen seine Hauptleute und sein Volksheer führt, Alles parallelisiren wollen, sämmtliche Fürsten Deutschlands, mit Ausnahme eines Einzigen, allen Adel und das ganze Volk, so sind das unausführbare, ausbündige Chimären, welche zu keiner Zeit, in keinem Lande der Vorwelt und der Jetzwelt zur Wirklichkeit gekommen sind und nie kommen werden! Die Mannigfaltigkeit der Stände der Adligen und Bürgerlichen und der Fürsten sichert die Freiheit des Volks, ist Schutzwehr der deutschen Freiheit und ist eben so nöthig in einem monarchischen Staate, als es dem lieben Herrgott gefallen hat, neben und unter einander Sonne, Mond und Sterne leuchten und scheinen zu lassen und doch Alles auf den einen Zweck und Success zu berechnen, daß Wärme, Leben und Wohlsein sich in den Räumen der Welt verbreite.

Daß aber bei der Ablassung der Staatsgüter an die Adligen auch die Einheit in religiösen Ueberzeugungen, die Glaubenseinigkeit, kirchlicher Sinn und kirchliches Leben gewinnen würde und ein guter Erfolg mit Sicherheit zu erwarten stände, ergiebt sich schon aus der doch nicht zu widerlegenden Erfahrung, daß es mit dieser Einigkeit und Einheit weit besser in den Ortschaften und Gemeinden des deutschen Volks stehet, wo reicher Adligr Grundbesitzer und Grundherrn sind, als da, wo die Domänen an opulente Bürgerliche ausgethan sind. Jene gehen, mit wenigen Ausnahmen, ihren Unterthanen, ihren Insassen, ihren Dienst- und Arbeitsleuten, den Ortsbewohnern, mit gutem Beispiele des kirchlichen Sinns und Lebens, mit Anhänglichkeit an die christliche Religion voran. — Letztere lassen diesen Punkt bei Seite liegen, wiewohl es auch hier Ausnahmen gibt. Sollte dies bei diesen auf eine größere Intelligenz, auf geistigere Umsicht hinweisen und sollten dagegen die Adligen, was dieser geistige Ausbildung betrifft, im Rückstand geblieben sein?

So ist es aber nicht! Es deutet das bei den adligen Geschlechtern wohl mehr auf eine Liebe für das Volk, für den König, für das Wohl des Vaterlandes hin, was Alles dem Adel des Landes noch weit mehr am Herzen liegt, als durch ein glaubenloses Leben und Treiben des Volks, auf welches sie einen Einfluß haben, ein Stück Geld mehr zu gewinnen, oder bei Nichtachtung und Nichtfeier der gottesdienstlichen Stunden und Tage, einen lustigen Genuß z. B. der Jagden in Feld und Wald mehr zu haben. —

Ist von einer Vereinigung von Menschen zum angegebenen Zwecke etwas zu erwarten, so bietet sich dazu eine Aussicht allein bei den Fürsten und bei dem Adel des deutschen Volks dar, nicht bei den Beamten des Staats, als solchen, nicht bei dem besoldeten Personale der Staatsdiener in allen Branchen, nicht der Gerichtshöfe, noch weniger der Geldleute, der Wechsler, der Fabrikherrn, sondern bei dem Land besitzenden Adel und bei adligen Domänenpächtern. Diese interessiren sich für die Angelegenheit aus innerm Drange und Triebe, schon durch den Hinblick auf Thaten und Leistungen der Vorfahren und durch den Hinblick auf den Willen des Fürsten zum Wohle seines Gesammtvolks. Sind denn nicht auch die meisten Kirchen und Schulen in allen deutschen Ländern Stiftungen des Adels und sind dagegen solche Stiftungen von bürgerlichen, von opulenten Domänenpächtern nicht eine Rarität schon in der Vorzeit gewesen und noch mehr in den neusten Zeiten? — Käme es auf die Ansichten vieler dieser Opulenten an, würden da nicht bald die Kirchen, insonderheit in aller christlichen Welt, in der evangelischen und in der katholischen, durch Lasten, Abgaben, Besteuerungen niedergehalten, die Diener der Kirche auf's Aermlichste besoldet werden? und liegt es nicht auch in dem wenigstgedehnten Einflusse und in dem Widerstreben der Opulenten und der Geschäftsleute, daß es noch nicht dahin gekommen ist und auch wohl nicht dazu kommen wird, daß den Kirchen- und Schuldienern durch eine zweck- und zeitgemäßere Besoldung aufgeholfen werde, um dem Stande derselben den nicht durch ihre Schuld verlornen gesegneten Einfluß auf's Volk in seelsorglicher Beziehung wieder zu verschaffen?!

Einige Worte
über die häufig in öffentlichen Blättern vorkommenden gegen den Adel gerichteten Angriffe.

(Schluß.)

Welche Gründe können denn nun eigentlich vorhanden sein zu den Eingangs erwähnten, so häufig vorkommenden öffentlichen Verunglimpfungen des Adels, und zu den auf ihn gerichteten hämischen Angriffen? — Diese Frage öffentlich zu erläutern kann uns niemand wehren. — Haben die Richtadligen, welche sich dergleichen Angriffe erlauben, noch die vor Jahrhunderten bestandenen Verhältnisse vor Augen, in welchen allerdings Ereignisse herausgehoben werden kön-

Digitized by Google

nen, welche nach den Begriffen der jetzigen Zeit den Adel in ein nachtheiliges Licht stellen: dann sind sie freilich um Jahrhunderte zurück, oder es geht ihnen die Fähigkeit ab, einen richtigen Vergleich zwischen dem Sonst und Jetzt anzustellen. — Schreiben sie dem Adel nur Alles im Verlauf einer langen Zeit in Staaten und Ländern vorgefallene Unheil zu und sprechen ihm dir Theilnahme am Guten und Lobenswerthen, die Aufopferung für das allgemeine Beste gänzlich ab, dann ist ihr Urtheil so einseitig, daß es gar nicht den Namen eines Urtheils verdient. — Legen sie es dem Adel zur Last, daß er sich noch adelig nennt, daß er der Ehren und Würden seines Standes noch mit Achtung gedenkt und aus der Erinnerung daran, Ermuthigung, Ermunterung und Schadloshaltung schöpft; daß er seine Ahnen, seinen Stand nicht verläugnet, wie ihre überspannten französischen, in der Revolution zu Bürgern metamorphosirten Grafen, Marquis, Barons ꝛc. ꝛc.? dann muß ihnen ja wohl selbst aller Sinn für Standes- und Familienverhältnisse abgehen, dann gehören sie nicht in die Klasse jener Ehrenwerthen aus allen Ständen, welche stets mit einer gewissen heiligen Ehrfurcht ihrer Altvordern, und der ihrer jetzigen Existenz zum Grunde liegenden früheren Verdienungen gedenken, aus welcher wechselvollen Rückerinnerung das Bestehende seine Würdigung erhält und die Lehre für das Werdende entspringt. — Türmen sie dem Adel, daß ihm hier und da noch die Berechtigung zu einigen wenigen Auszeichnungen geblieben ist, oder daß in jetziger Zeit auch zu Aemtern und Anstellungen greift und Geschäfte unternimmt, welche bis vor nicht allzu langer Zeit nur in den Händen der Nichtadligen waren! — Dann treiben sie die Mißgunst in der That weit; denn in der ersten Beziehung sind die dem Adel noch ausschließlich zustehenden Berechtigungen so wohl an Zahl als an Einträglichkeit keineswegs von bedeutendem Belang und stehen mit seinem früheren Prärogativen in keinem Verhältniß, und in der zweiten Hinsicht vergessen sie ganz und gar, daß die Anzahl der Würden und Aemter, welche früher nur dem Adel zustanden, jetzt aber eben so gut auch dem Nichtadligen zugänglich sind, weil dieselben ist, als die derjenigen, welche der Adel von den Letzteren in Anspruch nimmt, und daß also, wenn sich in dieser Art ein Theil beeinträchtigt oder verkürzt sehen könnte, dies nur allein der Adel sein müßte. — Ziehen endlich jene öffentlichen Adels-Angreifer den Stoff zu ihren Verunglimpfungen aus den Schwächen und Fehlern einzelner Individuen des Adelsstandes; fassen sie die allerdings nicht abzuläugnende Wahrheit in's Auge, daß es unter den Adligen Schwache und Perirte, Rohe und Unwissende, Leichtsinnige und Böse, Sünder und Verdorbene giebt, daß noch hier und da das Vorurtheil und der kleinliche Dünkel in dem Adelsstande nicht ganz mit der Wurzel ausgerottet ist und daß dieselben wohl noch in den Beziehungen des Lebens mancher nicht in die Zeit passende Mißgriffe auftauchen, und legen sie diese einzelnen Beispiele dem ganzen Stande des Adels zur Last, dann vergessen sie zunächst, daß der Adel auch nur aus Menschen besteht; noch werde aber vergessen sie es, daß unter den nichtadligen Ständen die Zahl der von solchen Schwachheiten, Mangeln und Fehlern Ergriffenen, um nichts geringer ist; nicht denken sie daran, welch' Geschrei über Ungerechtigkeit sie erheben würden, wenn ein Adliger öffentlich bei Erwähnung des Besgehens oder der Bestrafung eines einzelnen Nichtadligen, seine Entrüstung über der Gesammtheit aller Nichtadligen schwungvoll schwingen wollte. — Sie gedenken also wo nicht dem Worte nach des Spruches nicht: „Was man nicht will, das einem die Leute thun, das soll man ihnen auch nicht thun!" — Noch vielseitig ließe sich das bezeichnete Verfahren beleuchten, doch schon das Wenige möchte hinreichen, dem Charakter, — oder vielmehr der Charakterlosigkeit der betreffenden öffentlichen Adelsverunglimpfungen in's Auge zu schauen. — Doch lassen sich noch einige zu genauerer Erkenntniß des Gegenstandes führende Fragen nicht unterdrücken. Man muß sich unwillkührlich noch zu fragen veranlaßt fühlen: „Was bezweckt man mit diesen Adelsanfeindungen"? Etwas Gutes, friedlich Ausgleichendes doch gewiß nicht. — Es kann nichts Anderes zum Grunde liegen, als die Absicht, den Adel in den Augen der Nichtadligen zu entwürdigen, die zur Freude jedes Vernünftigen und Wohlwollenden locker gewordene Scheidewand zwischen dem Adel und anderen Ständen wieder auf's Neue zu befestigen und unüberbrücklicher zu gestalten, als sie jemals war, den Adel in seinem Wollen und Handeln, in seinem ganzen Wesen zu verdächtigen und die Anmaßungspunkte, welche die beste neuere Zeit aus dem alten Gesichtsdunkel hervorrief, wieder in unüberbrücklicher Finsterniß zu hüllen, immer mehr von dem Gipfelpunkte der Zweitracht umher zu streuen und neue Feuerbrände in die zum Heil der Menschheit ziemlich ausgebrannte Asche einer jetzen Frieden zerstörenden Partheienwuth zu werfen! Ob diese Absichten edel und lobenswerth sind? ob sie es selbst dann wären; wenn die Veranlassungen nicht so unhaltbar da ständen, als es in Verstehendem bewiesen wurde? diese Fragen können keiner Beantwortung bedürfen. Ob aber die beabsichtigten Zwecke mit diesen Mitteln oder Gehässen erreicht werden, und vor Allem, der Hauptzweck, den Adel zu stürzen und aufzureißen? darüber läßt sich nur Folgendes sagen. Freuen kann sich der Adel eben so wenig darüber, als sich irgend ein vernünftig und sittlich gebildeter Mensch darüber freuen kann, er mag adelig oder nichtadelig sein; denn welche Freude kann es gewähren, wahrzunehmen, wie angelegentlich sich die Menschen bemühen, einander zu verunglimpfen; wie sie dabei nur den Splitter im Auge des Andern, den Balken im eigenen Auge aber gar nicht beachten, und wie sie, während sie gegen scheinbare Vorurtheile zu Felde ziehen, selbst mehr im Vorurtheil befangen sind, als die, welche sie dessen zeihen. Argern und anfregen in Repressalien kann ein solches Beginnen den Adel nicht; ich spreche nämlich von dem ganzen Adelsstande,) denn ärgern kann man sich in der Regel nur über das, was man verschmäht, und anfregen in einem Gefecht mit gleichen Waffen, läßt sich durch unrechte Angriffe nur der, dem keine edleren Waffen zu Gebote stehen. — So sollen auch die hier niedergeschriebenen Aeußerungen, weder als Defensive, noch Offensive gelten; der Adel hat seine Kampffähigkeit in älterer und neuerer Zeit hinreichend an den Tag gelegt und bewährt, dies können und werden ihm alle seine Feinde und Widersacher nicht sterilig machen, und, mag man darüber spotten und satirisiren wie man will, wie er sich es von jeher zum Gesetz gemacht hat, nur mit ehrwürdigen Gegnern in die Schranken zu treten, so ist er auch fest entschlossen, diesem Grundsatz in jeder Beziehung treu zu bleiben, und er darf es sich, ohne alle Anmaßung rühmen, daß ihm von dem Licht der geistigen Aufklärung gerade so viel zu Theil geworden, um seinen Begriff von Ebenbürtigkeit mit den zeitgemäßen Anforderungen zu vereinbaren; die bedauernde Bemerkung kann er aber nicht unterdrücken, daß es trotz erfreulichen Zeichen für den vielgerühmten, immer mehr heranwachsenden Aufschwung der Denk- Rede- und Schreibefreiheit ist, wenn sie sich in Schmähungen, Verdächtigungen und pasquillartigen Anfeindungen zu erkennen giebt. Mag man glauben, daß es mit den zeitgemäßen Begriffen von Zulässigkeit vereinbar sei, (welche Meinung der Unterzeichnete jedoch nicht theilen kann) daß sich sogenannte Gelehrte und Schriftsteller in den vobelhaftesten Ausdrücken öffentlich schimpfen und in nicht endenden Selbstsechtereien oder gemeinen Aufwühlzügungen, herzeihall besudeln, daß man

Digitized by Google

befürchten müßte, bei zufälliger persönlicher Begegnung müßten die blutigsten Thätlichkeiten unvermeidlich sein; — mag es ein neuer (dem Unterzeichneten ebenfalls nicht einleuchtender) Begriff von Befugniß sein, Handlungen Anderer öffentlich zu besprechen, vermöge welcher sie, wenn sie als gegenwärtig erwiesen wären, dem strengsten Untersuchungsgericht und der öffentlichen Schande verfallen sein müßten, und machen sonach gedruckte Injurien die sonderbare Ausnahme, daß sie ungestraft begangen werden können; — mag man alle, wenn dies Alles dem Character des Zeitgeistes angemessen ist, und wenn die Zeitschriften nun einmal keine bessere Würze für ihren Inhalt auftreiben können, die Verirrungen und Fehler Einzelner öffentlich ausposaunen wozu man, wenn man unbefangen wäre, unter den Richtadligen noch mehr Stoff als unter den Adligen fände, — weil es mehr Nichtadlige als Adlige giebt; — so kann hieraus doch keineswegs die Befugniß hervorgehen, einen ganzen Stand auf die unwürdigste Weise anzufeinden und ihn zum Stichblatt hämischer Satyre und beleidigenden Spottes zu machen, und, so wie überhaupt die Feindseligkeit, welche seinen Zügel anerkennt, ein Unding ist, so sollte sich auch die Feindseligkeit des Wortes am wenigsten aller Schranken der Sittlichkeit und der Rücksichten entäußern, wenn sie nicht selbst den Grund ihres Fortbestehens untergraben wollte. —

So denkt und fühlt der Adel bei den so häufig in öffentlichen Blättern gegen ihn gerichteten Angriffen; so muß sein aber auch alle geistig gebildete, vernünftig denkende und billig fühlende Nichtadlige dabei denken und fühlen. — Der Adel ist entfernt davon, wie ich schon erwähnte, mit gleichen Waffen gegen seine Befehder zu Felde ziehen zu wollen, obgleich ihm dergleichen Waffen im Ueberfluß zu Gebote ständen und er überläßt es der allgemeinen Stimme, darüber zu urtheilen, welch' Zeichen für den Geist der Zeit ein solches Treiben ist, und ob es nicht dem menschlich bekannt gewordenen Spiele mit kommt gehegenen Holzstücken (Raumverlaust) gleicht, welche immer auf den Punkt wieder zurückliegen, von dem sie ausgewiesen werden. — Der Adel, (einzelne in allen Ständen vorhandene Ausnahmen abgerechnet) weiß so gut wie Andere, Schatten und Licht zu erkennen und zu sondern und Eines wie das Andere auch dem auch ihn berührenden Sonst und Jetzt heraus zu finden; und seinen Begriffen von Ehre, (mag man sie veralteten wie man will) wird er nicht entsagen, weil er überzeugt ist, daß sie sich mit allen Umwandelungen, welche Zeit und Verhältnisse herbei geführt haben und noch herbei führen werden, vereinen und unbeschadet des guten Alten, dem neuen Besseren anpassen lassen. So wandelt er ewig, dem Schutz verleugnend, welcher bei allen im rechten Sinne des Wortes aufgeklärten Staatsregierungen dem guten Recht gleichet ist, Hand in Hand mit allen andren Ständen seine Bahn. Bekannte der Adel aber eines Trostes, einer Beruhigung, über die auf ihn gerichteten unbenannten Anfechtungen, so konnte er diese leicht in dem alten, wohlbekannten Spruche finden:

Wenn Dich die Lästerzunge sticht,
So laß es Dir zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Friedrich v. Sydow.

Zeitinteressen.

Die Gleichgültigkeit gegen die Religion ist im Allgemeinen sehr groß, aber ich glaube, daß es immer noch besser ist, die Menschen gehen zu lassen, wie sie wollen, als intolerant zu werden. Intoleranz in religiöser Hinsicht ist sehr zu beklagen, schon bei einem Einzelnen, aber noch viel mehr bei einer Staatsregierung. Unlängst war in der Leipziger Zeitung der Waldenser erwähnt und gesagt, daß, so lange unser verewigter König Friedrich Wilhelm III. sich ihrer angenommen habe, sie unangefochten geblieben wären, jetzt aber gedrückt würden und daß man sie überdies zu Katholiken machen zu wollen scheine, indem eine Jesuiten-Anstalt in ihrer Nähe gegründet worden sei. Wir wollen zu Gott hoffen, daß unser jetziger hochherziger König sich ebenfalls dieser armen Mitbrüder annehmen und bei der Sardinischen Regierung dahin wirken dürfte, daß man die Waldenser an ihrer Religionsanerkennung fortan eben so wenig hindere, wie bisher. Vielleicht mag auch schon ein derartiger Schritt geschehen sein. In dem gedachten Artikel war auch gesagt, daß man in Rußland eben so intolerant sei, wie in Sardinien. Soviel dem Referenten bekannt ist, kann wohl nirgends eine größere Toleranz in religiöser Beziehung herrschen, als gerade in Rußland. Wenn Kaiser Nicolaus kein fremdes Oberhaupt über die in seinem Reiche befindlichen Religionsvereine gelten lassen will, so ist dies wohl eben so wenig zu tadeln, wie das gegen die Jesuiten erlassene Verbot der Niederlassung in Rußland. Will jedem Lande, das frei ist von Jesuiten, Mucken und allen Secten, welche den Grundsatz haben: „Mundus vult decipi, ergo decipiantur“! — Hinsichtlich des Indifferentismus bin ich sehr davon überzeugt, daß es weltenlich dazu beitragen möchte, der Gleichgültigkeit gegen die Religion zu steuern, wenn man bei Besetzung der Predigerstellen weniger auf die Gelehrsamkeit der Candidaten, als vielmehr darauf sähe, daß diese in jeder Hinsicht tadellige Menschen sein sollen, die für ihr Amt erglühen, denen das geistige Wohl ihrer Gemeinde das Höchste ist und die, wenn auch nicht wie der Apostel Paulus sind, doch diesem gleichen. Warum giebt es heut' zu Tage so viele Predigerversammlungen frommer Leute, welche zusammen kommen, um sich zu erbauen? Nach meiner Ansicht dauptsächlich deshalb, weil die Geistlichen nicht immer das sind, was sie eigentlich sein sollen. Es giebt viele Prediger, die doch gelehrt sind, denen aber ihr irdisches Wohl mehr am Herzen liegt, als das geistige ihrer Gemeinde und die ihre Schuldigkeit hinlänglich zu thun glauben, wenn sie des Sonntags eine nüchterne Predigt halten. Mancher Geistliche weint während seiner Predigt, aber dessen ungeachtet ist er ein barbierzierter und gefühlloser Mann, der sich vor seinen Vorgesetzten demüthig bückt, und arme Candidaten mit Kälte und Hochmuth behandelt. Deshalb wolle man solche fromme Verbrüderungen auch nicht stören, so lange der Zweck dieser Menschen dabei ist, frommer und besser zu werden. Etwas Anderes äußerungs ist es, wenn diese Leute eine dem Stande und der Religion gefährliche Tendenz haben. Im vorigen Winter ließ sich in Danzig ein gegenwärtig altdissidirender Prediger hören, welcher Freiheit und Gleichheit predigte und gegen alle Vornehmen und Reichen zu Felde zog. Natürlich fand dieser Mann beim Gesindel, woran in einer Seestadt kein Mangel ist, Beifall, aber die Anzahl seiner Widersacher war größer, und diese vertrieben ihn förmlich aus der Stadt, so daß das Einschreiten der Regierung nicht einmal nöthig war. — Bevor ich diesen Artikel schließe kann ich mich nicht enthalten, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß man nach dem siegreichen Kampfe, in welchem die Ehristen ihr Blut für die Türken verspritzten, das Ländchen, wo unser Heiland lebte und wirkte, im Besitze der Muhamedaner gelassen hat. Eine kleinere Kriegsentschä-

Druck und Verlag von F. G. L. Schmidt in Merkhausen und Leipzig.

Digitized by Google

Beilage zur Zeitung für den deutschen Adel.

Nr. 3. **Mittwoch, den 11. Januar.** **1843.**

digung hätte man nicht verlangen können, — und doch würde es seine größere gegeben haben! So lange das ehemalige byzantinische Kaiserreich den Türken gehört und das deutsche Elsaß den Franzosen, gereicht Ersteres zur Schande der europäischen Christenheit und Letzteres zu der Deutschlands! —

Wenn aber Unterschied der Stände aufhören könnte und nur derjenige, der gebildeter und besser wäre, als der Andere, mehr gelten möchte, so würde gewiß jeder vernünftige Edelmann mit Vergnügen bereit sein, auf sein Geburtsrecht zu verzichten. Aber so lange nicht allgemeine Gleichheit herrscht — und das dürfte wohl nimmer geschehen —, wird es Aristocraten geben, und auch der Geburtsadel wird sich halten, wenn die Edelleute stets wahrhaftige Edelleute zu sein bestrebt sind. Immer und ewig wird sich der Eine höher dünken, als der Andere. Der Beamte wird mehr zu sein glauben, als ein Gutsbesitzer, und umgekehrt, indem der Erstere sagt: „Ich bin ein Theil der Regierung und Du nicht", — während der Andere meint: „Ich bin ein freier Mann und Du ein Sclave". Der bürgerliche Oberst wird vornehmer zu sein glauben, als ein Baron, indem er sagt: „Ich habe mir meinen Titel erkämpft und Du hast den Deinigen bloß geerbt". Und die bürgerliche Welt wird zum Theil dem Ersteren Recht geben, auch wenn dieser für eine nicht ehrenhafte Sache gekämpft oder seinen Titel bloß seinem Eifer im Kamaschendienste und seiner Anstauer im Dienen zu verdanken haben sollte. Wenn das Geburtsrecht nichts gelten soll, was ist denn da ein Königlicher oder Kaiserlicher Prinz? Was ist übrigens der Titel eines hohen Beamten, welcher sein Emporstreben weniger seinem Verdienste, als vielmehr blosen Gefälligkeiten, wie Connexionen u.s.w. zu verdanken hat. Was ist der Titel eines Stabsoffiziers, welcher sein Patent gerochen und nichts gethan hat, als reglementsmäßig exerciert. Es giebt Viele, welche meinen, daß derjenige Gebildete, welcher nicht als Beamter oder Militair dem Staate dient oder sein Gut selbst bewirthschaftet, keine Beschäftigung treibe und eben deshalb der Welt nichts nütze. Aber ich glaube, daß der Mensch ohne eine solche reelle Beschäftigung der Welt eben so nützlich und oft vielleicht noch nützlicher werden kann. Ist es für nichts zu rechnen, wenn der Privatmann durch Verbreitung nützlicher Schriften, durch gutes Beispiel, durch Unterstützung wildthätiger Anstalten und Hülfsbedürftigen u.s.w. der Welt zu nützen sucht? Nach meiner Meinung steht ein solcher Mann höher, als der Beamte, wenn dieser das Ziel bloß „seine Kuh" ist und er der Welt nur nützt, weil er muß, aber nicht aus dem Drange seines Herzens, wie jener. Ich bin für den Soldatenstand leidenschaftlich eingenommen, dem alle meine Ahnherren angehört haben und dem ich, der letzte Sprosse meines Stammes, obgleich der eigentlichen Jugend bereits entrückt, wohl noch angehören möchte; aber was nützt der Soldat im Frieden? — Um auf die Aristocratie zurückzukommen, so werden in dem Maaße, in welchem die Welt materieller wird, die Geldaristocraten florieren. Mit Geld ist heut' zu Tage Alles zu machen, selbst Glück in der Schriftstellerei. Es gehört wahrhaftig kein eminentes Talent dazu, um sich neben den jetzt lebenden Schriftstellern einen Platz zu erringen. Hat ein Mensch von nur gewöhnlichem Talente Geld, so ist für ihn nichts leichter, als ein bekannter Schriftsteller zu werden. Er schreibt, läßt sein Werk auf seine Kosten drucken, für Geld und gute Worte die günstigsten Recensionen fabricieren, und schenkt allenfalls jeder deutschen Leihbibliothek eine Anzahl Exemplare. Und nun reißt sich das Publicum nach diesem Werke, findet dieses natürlich schön, da es die bestochenen Recensenten so gefunden haben, und der Schriftsteller ist jetzt als solcher ein gemachter Mann! —

Carl Graf v. Hülsen.

(Schluß folgt.)

Litteratur.

Untersuchungen über Zuwachs, Bewirthschaftung, Ertrag, Rente, Besteuerung und Kapitalwerth der Wälder, begründet auf dreißigjährige, bei deren Bewirthschaftung gemachte Erfahrungen und mathematische Lehrsätze. Von **Heinr. Gottl. Pernitzsch,** Königl. Sächs. Oberförster. Mit 35 Hülfstafeln und einer Anweisung zum Gebrauche derselben. Frankfurt a. M. Druck und Verlag v. J. D. Sauerländer. 1842. VI u. 215 S. 8.

Die vorliegende Schrift ist als Ergebniß langjähriger Erfahrungen um so bedeutsamer, als gerade in der Forstwirthschaft Erfahrungen von hohem Werthe sind. Daß der bereits rühmlichst bekannte Verfasser ein denkender und mit der Zeit fortschreitender Forstmann ist, beweisen auch seine obigen Untersuchungen von Neuem. Mit seltener Gründlichkeit, selbst in den bei Bewirthschaftung der Wälder angewandten mathematischen Lehrsätzen, sind die einzelnen Kapitel des Buches durchgeführt und jedem Forstmanne, der sich nur über das Niveau einer gewöhnlichen Bedürftigung erhebt, verständlich. Daher wird das Buch um so mehr einen weiten Wirkungskreis finden, als die behandelten Gegenstände ebensowohl für Oekonomen, Kameralisten ꝛc., als für Forstbeamte von dem höchsten Interesse sind; ihnen wird es hiermit angelegentlichst empfohlen. — Der Druck ist correkt, das Papier gut. — (124.)

Durchflug durch Italien. Reiseskizzen von Julius von Löhenstein. 1842. Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs in Gotha. 195 S. 12.

Seit der selige Saume nach Syracus wanderte, um, wie er sagte, dort am Strande des Meeres ein wenig sonieren zu gehen und Muscheln zu suchen, seit jener Zeit hat das Land der Sehnsucht, Italia, der deutschen Besucher gar viele gehabt, die es uns in Büchern mannigfach geschildert haben, wie die Launen oder wie grämlicher Ansichten und unfreundliche Reiseerlebnisse es eingaben, oder auch wie die Wahrheit es verlangte. Bei den mißanthropischen Schilderungen mancher Reisenden drängte sich uns immer die Ueberzeugung auf, sie seien mit zu großen Hoffnungen und Erwartungen nach Italien gereist.

Schicken wir dies voraus, so können wir versichern, daß Herr v. Löhenstein nicht zu den gräulichen Besuchern Italiens gehört. Da, wie versichert, er weder Gelehrter, noch Künstler ist und nur nach Italien reiste, um Land und Volk kennen zu lernen, so ist uns von selbst der Standpunkt angewiesen, von welchem wir diesen, gleich einem Tagebuche gehaltenen Durchflug durch Italien zu beurtheilen haben. Aber wir fanden in den Schilderungen, welche der

Digitized by Google

Verfasser von Naturschönheiten und vom Volksleben giebt, so viel Schönes und Gemüthliches, daß uns, gleich ihm, die Reisekunst anwandelte. Derselbe berichtigt in mehrfacher Hinsicht die Lektüre anderer Reisenden über Italiens Bewohner und zwar zu deren Gunsten; das freut uns und ist ehrenhaft von einem Deutschen! —

Wir wünschen dem freundlich ausgestatteten Werkchen recht viele Leser und rathen besonders denen, welche Italien besuchen wollen, dasselbe als Führer mitzunehmen.

(124.)

Litterarischer Salon.

„Das Ehrenbuch deutscher Krieger; zur Belehrung und Unterhaltung. Nebst einem Anhang: Soldatenlieder (Leipzig bei J. Jackowitz)." Es lehrt dieses Büchlein in einfacher, schmuckloser, aber leicht faßlicher Weise den Soldaten, seine Pflichten kennen, lieben und üben. Die gegebenen vielen, daraus erzählten Beispiele, aus allen Zeiten, Gegenden, Heeren und Chargen werden gewiß das Herz eines jeden jungen Soldaten begeistern und ihm den Weg zeigen, wie er im Kampf den Lorbeer des Ruhms, in der Zeit des Friedens den Eichenkranz allgemeiner Achtung verdienen und behaupten kann; wie daßselbe auch den Nicht-Soldaten den Stand des Kriegers kennen, lieben und schätzen und als ein Volksbuch den Jüngling zu den Tugen vorbereiten wird, wo er, wehrhaft gemacht, in die Reihe der Männer tritt.

(104.)

* * *

Den Freunden historisch-romantischer Lektüre nennen wir mit Recht empfehlen: „Der Kampf um Tirol; Dramatisches Gedicht von Ed. Stefsius (Bunzlau bei Appun)." Auf eine höchst anziehende Weise ist hier die Geschichte Tyrols unter der Regierung des Herzogs Friedrich d. Frenen behandelt.

(104.)

Tageschronik.

Preußen. — Schon in Nr. 98. d. Bl. v. J. erwähnten wir, daß das Königl. Landes-Oekonomie-Collegium Annalen der Landwirthschaft herauszugeben gedenkt. Dieselben sollen: 1) eine fortlaufende Uebersicht über die Landescultur in Preußen liefern; 2) über die Thätigkeit der landwirthschaftlichen Vereine und deren Erfolge Bericht erstatten; 3) Rechenschaft von der Wirksamkeit des Collegiums ablegen; 4) die Grundsätze überhaupt entwickeln, nach welchen von Staats wegen auf die Fortschritte der Bodencultur und der landwirthschaftlichen Betriebsamkeit eingewirkt wird; 5) fortwährend periodische Uebersichten über die gesammte landwirthschaftliche Litteratur nach ihren bedeutenderen Leistungen geben; 6) allsährlich einen landwirthschaftlich-statistischen Generalbericht zusammenstellen; 7) mannichfaltige Notizen enthalten, welche dem praktischen Landwirthe von Nutzen sein können. Diese Annalen erscheinen zuverderst als Quartalschrift in Heften von 13 — 15 Bogen und werden von dem Generalsecretair des Collegiums, A. v. Lengerke, redigirt.

Mecklenburg. — Auf dem diesjährigen Landtage zu Malchin wurde die Proposition vorgelegt: Gesetzgebung zur Ausbildung des ländlichen Ackerbauweiens mittelst Separation der städtischen Ländereien und Feldmarken.

Preußen. — Bei Gelegenheit der Feier des 100jährigen Geburtstages Blücher's in Berlin wurde vom Hofrath Dr. Förster ein Facsimile des Fürsten v. Wahlstatt vertheilt, welches einen Auszug der von Blücher am 26. August 1817 bei Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde an der Katzbach gehaltenen Rede enthielt. Der Inhalt dieser Rede war kräftig, wie Blücher immer in Wort und That war. — In Spandau u. a. O. hat man ähnliche Erinnerungsfeste begangen, und man ist auch Willens, den ungehenren Granitwürfel, welcher Blücher's Grab bedecken soll, aus dem Zoden nach seiner Bestimmung abzuführen.

Vom Rheine. — Die bedeutende Wirksamkeit der Ritterakademie zu Bedburg, welche nun beinahe ein Jahr existirt, wird von verschiedenen Seiten in Zweifel gezogen, und es haben solche Zweifel auch Etwas für sich, da z. B. drei Meilen von Bedburg der Staat eine ähnliche Anstalt, Brühl, erhält und da diese für Katholiken und Protestanten, während erstere nur für Katholiken, bestimmt ist. Es scheinen diese Institute überhaupt nicht im Geiste der Zeit zu liegen, da sie den betreffenden Staaten ungeheure Summen kosten und man in Betreff der Leistungen den ungeheure Summen kosten und man in Betreff der Leistungen derselben überall noch nicht so recht im Klaren zu sein scheint, zu sogar manchmal von Aufhebung der Ritterakademien die Rede ist. Das confessionelle Princip der niederrhein. Ritterakademien scheine überdies derselben nicht gerade förderlich gewesen zu sein.

Personalnotizen.

Diplomat. Corps. D. bisher. K. Würtemb. Ges. am K. K. Österr. Hofe, Graf v. Mandelslohr, hat St. Maj. d. Kaiser sein Beglaubigungsschreiben überreicht. — D. Geh. Legat.-R., Graf Frieder. v. Goertzis z. Großh. Hess. a. G. u. d. M. am K. Belg. Hofe ern.

Oesterreich. D. Rittmstr. Bal. Karnizki m. d. Prädicat „v. Ehrenfium" in den Österr. Adelsstand erhoben. — D. Delegations-Attuarat Fr. Graf v. Attan erhielt d. Würde eines K. K. Kammerers; d. Tyrol. App.-Ger.-Rath Gm. Graf v. Hrndl ward zum Präses des Collegialgerichts in Botzen ernannt.

Preußen. MAD. 1. Cl. in Brüssanten: d. K. Baier. Fin. Min. Graf v. Seinsheim; — 3. Cl.: d. K. Baier. Reg. R. Frhr. v. Welden, d. K. Baier. Kammerherr Wicomte de Beaublanc, d. Kön. Baier. Hauptm. v. Zollern, d. Graf Leon de Laborde, Mitglied d. Institut. z. Paris u. d. bisher. K. K. Österr. Verschollmächtigte bei d. Bundes-Centeal-Behörde, App.-Ger.-R. u. Dr. d. Rechte, Frhr. Pratobevera v. Wiesbrun zu Wien; — 4. Cl.: d. Kais. Russ. Hauptm. im Corps d. Gensd'armerie, v. Iwanoff zu Georgenburg. — D. Prinz Eugen Erdmann v. Würtemberg als aggr. Sec. Lieut. im 8. Hus. Reg. angestellt, d. Oberstlt. v. Bosk z. wirkl. Comdr. d. 5. Hus. Reg. ern. — D. bisher. Geschäftsträger am K. Schwed. Hofe, Kammerherr u. Legat.-R. Graf v. Gaien, z. a. G. u. d. M. d. K. Königs v. Schweden Majestät ernannt und in dieser Eigenschaft beglaubigt. — Den Regierungs-Räthen, Frhrn. v. Düring zu Coblenz u. Frhrn. v. Münch-Bellinghausen zu Cöln, u. d. Landräthen Frhrn. v. Fürth zu Geilenkirchen u. v. d. Mosel zu Kleve, d. Ebar. als Geh. Reg.-R. verl. — Dem Geh. Staats- u. Cab.-Min., Frhrn. v. Bülow, d. Erl. z. Annahme d. Großkr. d. Großh. Hess. Ludwigsordens, u. dem Major Grafen v. Lüttichau des 8. (gen. Leib-) Inf.-Reg., Commdr. d. 3. combin. Reserve-Bat., d. Annahme des Ritterkreuzes d. K. Franz-Ehren-Legion, gest. — Zu Berlin starb am 28. Decbr. v. J. d. Gen.-Lieut., Heinrich Wilhelm Graf v. Schlieffen, im 87. J. — zu Grottau in Schlesien am 13. Novbr. d. pens. Oberstlt. Frhr. v. Gaisberg; — zu Berlin der rühmlichst bekannte Pädagog, Consistorial- u. Schulrath Dr. v. Strophalius, früher Professor in Warschau u. vom Kaiser Alexander in den Adelsstand erhoben.

Würtemberg. D. Oberst v. Mauker unter Beförderung in seinen bisher. Stellen als K. Adjutant u. Oberst-Stallmeister, z. Gen.-Maj. ern. — Dem bisher beim Secretariat d. Minister. d. Ausw. angestellt gewesenen v. Lebstein die Stelle eines Geh.-Reg.-R. definitiv übertragen; — d. Ob.-Just.-R. Frhr. v. Sternenfels, zum Rath beim K. Obertribunal ernannt; — dem K. Leibarzt v. Ludwig Titel und Rang eines K. Staatsraths verliehen. — Zu Stuttgart starb am 26. Decbr. d. pens. Maj. v. Schleyerweber u. Friedenau, u. ebendaselbst am 16. Decbr. d. Fabrikant G. E. v. Krüger, 56 J. a.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 4. Sonnabend, den 14. Januar. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Sächs. oder 12 Fl. Conv.-Mze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Gr. (2½ Sgr. od. Ngr.) berechnet.

Rückblick auf Robert Peel's bisherige Verwaltung.

Von
Wilhelm von Schütz.

Als dieser Minister seine Laufbahn antrat, ließ fast kein Engländer sie und des berühmten Staatsmannes Zukunft unbesprochen, kaum weniger aber zeigte das Ausland sich gespannt wegen derselben. Niemand schien mit seinem Urtheile zurückhalten zu können; was man aber hörte, das waren nicht bloß entgegengesetzte Ansichten, sondern sie tauchten sich auch mehr oder weniger in die Farbe der Voraussage. Zugleich vaticinirte man doppelt, sowohl über die Entwürfe, mit denen der Minister hervortreten würde, als auch über die Wirkungen, die sie hervorbringen und über den Erfolg, welchen sie haben dürften. Ein solches Verfahren ist nicht das gewöhnliche. Es tritt meistens nur dann ein, wenn die nächste Zukunft sich besonders schwierig, bedeutsam, ja verhängnißvoll ankündigt. Hat hiernächst das Drama begonnen und die Handlung ist bis zu einem gewissen Puncte vorgerückt, so pflegt wohl die verschiedene Beschaffenheit der vorhergegangenen Aussagen und Beurtheilungen wiederum aufgenommen und abermals durchgesprochen zu werden, oft freilich nur der Curiosität wegen, nicht selten aber auch aus ernsteren Rücksichten und in wahrhaft belehrender Weise. Sogar wenn die einzelnen vorher ausgesprochenen Meinungen eine gewisse Bestätigung erfahren, treffen sie selten ganz und gerade eben so zu, wie sie waren verstanden gewesen und ausgedrückt worden. Alle Weltbegebenheiten, alle scheinbaren Zufälligkeiten im geselligen Zustande haben doch jedesmal ihren geheimen Causalzusammenhang, der mehrentheils zu tief liegt und aus zu feinen Fäden gewebt worden ist, als daß der Staatsmann hätte eindringen können in denselben, bevor ihm die Erfahrung entweder einen Leitfaden gereicht oder manches tiefer Liegende an die Oberfläche gebracht hatte. Ist dieses erfolgt und es geschieht nun, daß Vorhersage und Erfolg abermals retractirend in Betrachtung gezogen werden, so gewinnen dadurch Beide, der, welcher vorhersagend sprach, und die, zu welchen er gesprochen, an Sicherheit, an Fülle und an Umfang der Einsicht.

Diese Reflexion hat dazu bestimmt, diejenigen über Erwarten zugetroffenen Vorhersagen über Peel's Maaßnahmen, welche unsere Zeitung in das Publicum gebracht hat, zu reassumiren, um die Prädiction mit dem Event richtig abzuwägen. Dabei jede Einzelheit wieder herbeizuziehen wurde unangemessen sein, nur die Hauptpuncte sollen wieder hervorgehoben und mit Betrachtungen begleitet werden, in denen der lebendige Quell der Erfahrung und des Historischen, oder der historischen Erfahrung, rieselt und die Auen belebt.

So wollen wir uns denn auf zwei Puncte beschränken, denen unser Mund ihre Zukunft angekündet hatte. Sie sind der falsch gewürdigte Nothstand der Industriellen und die nicht minder falsch gewürdigte Aufgabe der sogenannten Getraideeinfuhrgesetzgebung.

Jenen zuerst vornehmend, erinnern wir daran, wie wir davon ausgegangen waren, daß jenen Nothstand nicht die Getraideeinfuhrgesetzgebung, sondern eine Calamität anderer Art herbeigeführt habe. Aufmerksam machen auf dies Sachverhältniß mußte schon der Umstand: daß nicht Englands sämmtliche Fabrikarbeiter, sondern nur die gewisser Localitäten jene Klage führten. Wenn — mit solchen Uebertreibungen trat man ja hervor —

Digitized by Google

die agrarische Legislation England an den Abgrund geführt hätte, namentlich seine Industrie vernichtet, hätten dann nicht sämmtliche brittische Industriellen ungetheilt Chorus machen müssen gegen Peel? — Aber dies ist nicht geschehen, ist so wenig geschehen, daß ein Theil derselben das wahre Wohl von der durch Peel angekündigten Revision und Rectification dieses Zweiges des nationellen Wohlstandes erwartete, indem die Stimmen mehrerer Industriestädte Tories in das Unterhaus brachten und dem begabten Minister eine Pluralität schufen. Es waren nur einzelne Fabrikstädte, die ausnahmsweise gegen ihn wütheten, und Manchester, die unwürdigsten Nebenmittel anwendend, stand an der Spitze. Jeden, der nur einiger politischen Sehkraft sich erfreute, mußte dies um so bedenklicher machen, als noch andere verfängliche Indizien sich anschlossen. Ich konnte mir weder die Bücher jener Fabrikunternehmer zu Manchester aufschlagen lassen, noch in ihre geheimern Verhältnisse eindringen, sondern fand nur ihr ganzes Verfahren, hauptsächlich den Umstand verdächtig, daß der Weg der Entstellungen, Verdunkelungen und des Fanatisirens war eingeschlagen worden, auch sich gewisse Analogien zu nordamerikanischen Zuständen verriethen. Kurz, ich besorgte, daß jene Fabrikanlagen ohne zureichende preunisire Mittel seien unternommen worden, daß ihnen die soliden Basen abgehen und daß mithin sie schon siechend zur Welt gekommen wären, habe diesen Argwohn auch nicht verschwiegen. Nun aber erleben wir die Bestätigung. Gerade Manchester zeichnet sich aus durch jene Fallimente, denen unsolide Unternehmungen selten entgehen. Die dortigen Etablissements mußten fallen, aber nicht in Folge der agrarischen Gesetzgebung, sondern aus anderen Gründen.

In England selbst scheint man dies bereits einzusehen. Die A. A. Z. — Jahr 1842, Nr. 281 — und die Preußische Staatszeitung — Jahr 1842, Nr. 319 — jene sogar aus Canada, giebt sehr interessante Reflexionen, die den Engländer deutlich erkennen lassen, und werden sie gründlich betrachtet, es evident machen, daß da, wo ein Nothstand der Fabrikanten eingetreten war, er nicht aus der agrarischen Gesetzgebung entsprungen ist. Eine ungünstige Conjunctur, halb und halb ein schlimmer Zufall, hat ihn vermittelt und zwar als bloße kritische, keineswegs unüberwindbare Complication und Completion. Mehrere Mißernten hatten eine in solchen Fällen niemals ausbleibende Theurung der Lebensmittel herbeigeführt, die wohl überwunden worden wäre, wenn sie nicht in die Zeit des prosperirenden Zollvereins und in die Periode gefallen wäre, wo der Continent zur Hebung seiner Manufactur das System der Schutzzölle ergriff, welches England von der Concurrenz ausschloß, wofern es nicht die Preise der Manufacte erniedrigte. Konnte dies anders geschehen, als durch Verminderung des Arbeitslohns, die durch den Zusammenfluß mit höheren Preisen der Lebensmittel für den Moment eine Krisis unabwendbar machte? Mit Schaden arbeiten zu lassen, dies durfte den Fabrikunternehmern nicht angesonnen werden, sie konnten den Betrieb nur bei verminderten Arbeitslohn fortsetzen. Denken wir uns hinein in die Lage der Arbeiter, die nun zwiefach bedrängt wurden, durch das geringere Arbeitslohn und durch die theurer gewordenen Lebensmittel. Jene Art Menschen urtheilen nur nach den sie treffenden Wirkungen, in den Zusammenhang der Sache dringen sie nicht ein. Sie suchen das Heil nicht da, wo es seine rechte Stelle hat. Auch dafür liegen beweisende Thatsachen vor. Es erfolgte eine günstige Erndte, und diese fast allein bewirkte ein Sinken der Getraidepreise, wie kaum es von völlig frei gegebener Getraideeinfuhr konnte erwartet werden. Wirklich mithin hatten die Industriellen alles, was sie aussprachen, ja sogar mehr erlangt, und es springt in die Augen, daß hiermit dem ganzen Stande geholfen sein mußte, nicht aber einzelnen Städten oder Unternehmern. Dessen ungeachtet hat sich das Gegentheil gezeigt und die schon siechend gewesene Fabrikation ist nur noch krankhafter geworden; die Schäden sind nun erst, wie z. B. in Manchester, durch Bankerotte zum Ausbruche gekommen.

Diese Erscheinungen liefern den Beweis, daß in England zwei verschiedene Fabrikationsweisen neben einander bestehen müssen, eine angemessene und eine zweckwidrige, auch daß die letztere sich nicht werde behaupten können, nachdem der Continent in mehrerer Beziehung, hauptsächlich durch das System der Schutzzölle, eine andere Richtung und Determination genommen. Da konnte ein reifer und bewährter Staatsmann keinen richtigeren Entschluß fassen, als den, sich zu beschränken auf die Erhaltung nur der entsprechenden, Dauer verheißenden Fabrikation, für den Ausfall der unhaltbaren aber den Ersatz in der hier decken sollenden Agrieultur zu suchen. Diesen so richtigen als einfachen Weg hat Sir Robert eingeschlagen. Daß man anfangs ihn allmählig zu verstehen und zu würdigen, beweiset die der Pr. Staatszeitung aus London mitgetheilte Betrachtung, deren Tenor wir unseren geehrten Lesern nicht vorenthalten wollen.

Die Vieh- und Getraide-, überhaupt die Producentpreise sind so merklich gesunken, daß Gutsherrn und Pächter darüber klagen, auch wenn jene theilweis den Pachtzins ermäßigen, diese sich in anderer Weise zu helfen suchen. Sie kürzen den Tagelohn der Feldarbeiter und vermehren dadurch die Unzufriedenheit der unteren Klassen. So wird den Fabrikanten wieder eine neue Verlegenheit bereitet, indem, nachdem schon der Continent anfangt sich ihnen zu schließen, nun auch die Agriculturisten sich einschranken, schwächere Abnehmer werden, und die Fabriken auch dadurch an Absatz verlieren. Man soll anfangen, schon jetzt dies einzusehen und in der so laut, so dringend geforderten Aenderung der früheren Getraidegesetzgebung nur eine eben so unnothige als zwecklose Störung des wohl durchdacht gewesenen Bestehenden zu erkennen. Ich habe niemals eine andere Meinung ausgesprochen als diese. Und zudem ist noch

Digitized by Google

eine andere Betrachtung hierbei geltend zu machen. Viele nämlich wollen sogar bestreiten, daß die neuen Maaßnahmen die wahre Ursache des Fallens der Productenpreise seien; sie behaupten, daß, um diese Wirkung hervorzubringen, der Betrag des eingeführten Getraides in einem viel zu geringen Verhältnisse zum Verbrauch stehe, und daß der Bedarf des Landes bei nur irgend ergiebigen Ernten gedeckt sei. Wenn dies nur einigen Grund hat, so wäre es die bündigste Bestätigung der Verhältnisse und Rücksichten, aus denen die Einführung einer sich ändernden und sich fügenden Scala früher beliebt wurde und in den Umschichtigen so beharrliche Vertheidiger behalten hat.

Wir erzählten aber früher auch, daß die norddeutschen Agrienturisten der Meinung seien: jene Einrichtung breinrächtige die völlig freie Getraideeinfuhr, diese würde ihnen viel bessere Kornpreise bringen; und daß meine Behauptung des Gegentheils jedesmal zurückgewiesen worden. Sie wird sich jetzt gleichfalls bewähret haben, indem schon die nicht sehr erhebliche Herunterfetzung der Zollsala nicht bloß ein Sinken der Getraidepreise, sondern, was wichtiger ist, eine Verminderung der Anfuhr in Deutschland, zur Folge gehabt. Hierüber sagt ein mit „Canada" überschriebener Artikel aus London in der angeführten Nummer der A. A. Zeitung: „Da es in Deutschland noch immer eine Partei giebt, welche die commercielle Zukunft von Deutschland in der Herabsetzung der englischen Kornzölle sehen will, so ist es nicht unnöthig, von Zeit zu Zeit aus unverdächtigen Quellen die wahre Wirkungsart derselben nachzuweisen und zu zeigen, daß jede Herabsetzung derselben nichts als eine stetige und zunehmende Einfuhr von canadischem und nordamerikanischem Korn zur Folge haben kann". — Der Verf. des Artikels bezieht sich zur Erhärtung seiner Behauptung auf die Montreal-Gazette, wonach der Holzhandel gelitten, aber die Mehlausfuhr unglaublich zugenommen hat. Wir aber müssen, behufs unserer Schlußbetrachtungen, noch daran erinnern, daß Sir Robert geäußert haben soll: er würde, fuhr Deutschland in seiner Gehässigkeit gegen England so fort, wie es begonnen, die Bedingungen des Getraidehandels dahin stellen, daß Deutschland den Absatz an England völlig verlöre.

Daß diese Möglichkeit da sei, zeigt der obige Zeitungsartikel. Wenn dem aber so ist, was soll man sagen zu den norddeutschen Staatsbeamten und Territorialständen, die kein Jota von dem begreifen, worauf hier es ankommt? — Wir wollen weder, noch dürfen wir bezweifeln, daß Deutschlands Adel Einzelheiten aufzuweisen habe, für die es nur weniger Fingerzeige bedarf, um das von allen Seiten mißverständene Problem sofort klar zu durchschauen. Sie sind es, die wir bei der nachstehenden Darlegung vor Augen haben.

Man imaginirt sich in Deutschland zwei entgegengesetzte auf England berechnete Ansichten, im Grunde Einbildungen, und hadert wegen derselben. Auf der einen, hauptsächlich der süddeutschen Seite, träumt man sich ein Deutschland, welches durch Fabrication, Navigation und eine Navigationsacte sehr bald England werde überflügeln können, ohne zu merken, daß dies utopische Phantasien sind. Auf der andern, hauptsächlich der norddeutschen Seite, bildet man sich ein, Deutschland zu unglaublichem Flore sich erheben zu sehen, sobald der Junkerstaat nur unbedingt freie Getraideeinfuhr decretiren würde. Beide Raisonnements repräsentiren schwache Bürgerweisheit und vermitteln trügerische Wiesbumer. Sollen diese uns, sollen sie namentlich Deutschlands gesammten Adel beherrschen? — Wir können uns mit dieser trüben Aussicht unmöglich vertragen und werden in der Adelszeitung dieses Thema später gründlich zu erörtern con amore bemüht sein.

Die beiden Allgemeinen Zeitungen über das Preußische Ehescheidungsgesetz.

Von

Wilhelm von Schütz.

Weniger weit als sonst wohl, stehen wegen der interessanten legislationen neuen Erscheinung unsere beiden allgemeinen Zeitungen diesmal von einander entfernt. Auch vom Loch der müssen wir wenigstens Bedenken hören, wenn gleich nicht gewürzt mit der Verbohrung alles Ethischen. Auch ganz abgesehen vom Religiosen ist hier nicht ausgetreten worden. Wie jedoch an der Pleiße? — Es will mehr wie überraschen, es verlegt in Staunen, dort die ethischer Würde des Menschen, während Tage, wie die gegenwärtigen, mit seiner Strechheit in den Koth geteten zu sehen.

Der Ausdruck: „ethischer Würde" will andeuten, daß zur Vereinfachung der Erörterung und, damit Confessionelles die Angriegenheit so wenig als möglich in Verwirrung bringe, nicht bloß Religiöses und Moralisches diesmal gesondert, sondern, daß auch sogar dieses in den Vordergrund, jenes in den Hintergrund gestellt werden soll. Dergleichen Verfahren ist, auch aus anderen Gründen noch, hiesigen Orts sachgemäß und bleibt in strenger Consequenz mit dem von uns als Grunddogma über den Adel ausgesprochenen Princip, wonach weniger das Religiöse, als das Ethische die Adelsdingung seines Wesens sein muß.

Es theilen aber Religion und Moral, Priesterthum und Adel, eine und die nämliche Unterlage einer höheren, über Sinnlichkeit und Materialismus triumphirenden Geistigkeit. Hiermit liegt uns denn die bedeutsamste Cardinalfrage gleichsam vor den Füßen. Sollen wir uns zu höherer Geistigkeit erheben, oder zu noch ärgerer Sinnlichkeit, zu Thierheit erniedrigen? — Gerade dafür ist die Behandlung des ehelichen Verhältnisses der Maaßstab. Friedrich Wilhelm IV. erklärt sich für die Pregesetzgung; aber so bedenksam, so schonend verfahrend, daß er die Angelegenheit bloß aus dem ethischen Standpunct genommen wissen will. Sehen dies erdittert die drei nicht wohnhaften Nachrichtenschreiber an der Pleiße. Sie fordern für das menschliche Wesen: Freiheit! — Aber welche Freiheit! Unregelmäßigkeit, sich sinnlich erniedrigen zu dürfen auch bei der Begattung. Wie — um es recht kurz auszudrücken — wird nun der Gegenstand gewendet? — Man beschränkt sich ganz auf die rudimentäre Forderung des Comfort und setzt diesen an als die dem Menschen wichtigste, ja höchste Rücksicht. Hier-

Digitized by Google

nach wird die christliche Ehe nur gewürdigt als das am meisten comfortable Geschlechtsverhältniß, welches zugleich dem Zustande der jetzigen Gesittung entsprechen soll. Daraus folgt vor allem anderen, daß das eheliche Verhältniß ein comfortables bleiben muß, weil im anderen Fall es sich selbst aufhebt und vernichtet, wenigstens seinem wahren Zwecke widerspricht. Es muß daher geleistet und ein anderer angemessenerer ähnlicher Comfort eingeleitet werden. Dies ist der L. A. Z. langer Reden kurzer und wahrer Sinn, der sofort eine nähere Interpretation erhalten soll.

Die A. A. Z. obwohl auch ihr der preußische Gesetzesentwurf nicht zusagt (denn sie findet einen gewissen Zwang darin), bemüht trotz dem sich um einen höhern, wenigstens edlern Standpunnet, verliert jedoch, um ihn behaupten zu können, sich in eine etwas seltsame Betrachtungsweise. Es soll der Nachweis geführt werden: daß die Commissionen zu weit gegangen sei; indem, bei mehreren bewegenden Anerdnungen, sie sich mit Willkühr in ein Gebiet eingedrängt habe, welches nicht das ihrige sei, und das zu betreten ihr das Recht fehle; nämlich das Gebiet der Theologie. Der Verfasser des Artikels hat vollkommen Recht, wenn er die Grundlagen für die Ehegesetze, als religiöse, nur bei der Theologie finden will. Ja sogar darf es wenigstens konsequent heißen, wenn nun die Deducten sich zu theologischen Fragen und Ausführungen wenden. Aber hiermit verwickelt sich die Erörterung in Unklarheiten, ja Widersprüchen, darin sie sich so wenig wieder zu entwinden vermag, daß es ihr versagt bleibt, bei einem sichreen und evidenten Resultat anzulangen.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen.

(Schluß.)

Wir leben jetzt in einer merkwürdigen Zeit. Institute, die Jahrhunderte bestanden haben und deren Güte und Nutzlichkeit sich eben dadurch hinlänglich bewährt hat, sollen umgestürzt und neue aus dem Auslande in die Stelle der alten, ehrwürdigen gesetzt werden. — Das Geschrei nach Preßfreiheit wird wohl fortdauern, bis sich die Schreier briefe geschrieen oder die Machthaber Preßfreiheit gegeben haben werden. Sollte dies einmal geschehen, so müßte dann der allen Dingen darauf gefolgen werden, daß die Redacteuren von Journalen und andren öffentlichen Blätteren nicht bloß geistreiche, sondern wahrhaft biedere und rechtschaffene Männer erhalten. Jetzt wäre dies schon sehr nöthig, aber dann noch bei Weitem nöthiger. Es giebt gegenwärtig viele Redacteure, deren Blätter fast nichts enthalten, als Angriffe auf ihre Collegen, welche von ihnen beschuldigt werden, sie ihrer langweiligen und trivialen Miseellen beraubt zu haben. Andree Redacteure raisonniren über die trefflichsten deutschen Regierungen, namentlich über Preußen, und suchen deren weise Institutionen schlecht zu machen. Diese Leute sind gerade diejenigen, welche am eifrigsten Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und das Einigwerden Deutschlands verlangen. Sie wollen, daß unser liebes Vaterland immer einiger werde, und suchen den guten Ruf der vortrefflichsten deutschen Staatsregierungen zu untergraben! Ist es nicht lächerlich, wenn man diese Leute, welche alles Bestehende umstürzen möchten, noch obendrein eine Halbgottter ansieht und ihnen Bürgerkronen und silberne Becher verehrt? Manche Stadte wollen sich durch Verleihung dieser Dinge bloß wichtig machen, wie gewisse Männer durch ihr Geschrei nach Constitution. Ein kleines Kreuzchen aber dursste die Gesinnungen solcher Constitutionssüchtigen oft schneller ändern, als es die schonste und kräftigste Rede eines Demosthenes gethan haben würde. — In Königsberg hat kürzlich eine Anzahl junger Leute dem Dichter Herwegh, der da meint, „daß man die Freiheit bis zum Wahnsinne lieben müsse", eine Abendmusik gebracht. Wirklich werden diese exaltirten Jünglinge nur Rähnadelhelden gewesen sein. Wenigstens hoffe ich es zum Ruhme meiner vaterländischen Prooinz, welche in letzter Zeit leider etwas in Mißeredit gekommen ist. — Vorwärts wollen wir schreiten, aber vernünftig und gemäßigt, — und nicht als Affen fremder Rationen! O wenn wir Deutsche doch die Nachahmungssucht lassen könnten! Nicht bloß rin verdrebt sitzender Rock wird dem Pariser Gecken nachgeahmt, sondern wir Deutsche ahmen den Franzosen auch Revolutionen nach. Ist es hierdurch besser geworden? Diese Frage kann jeder unbefangene Deutsche beantworten, der einige Zeit in einem constitutionellen Staate und in einer absoluten Monarchie gelebt hat. — Deutschland ist noch nie so deutsch gewesen, wie jetzt, denn damals, als das deutsche Reich existirte und fast der jetzige Mensch Souveränitätsrechte hatte, war Deutschland doch wiederholtig nicht einig. Aber daß Deutschland jetzt deutscher ist als früher, haben wir hauptsächlich dem von Preußen ausgegangenen, also deutschen Institute des Zollverbandes zu verdanken. Wir friedsertig müssen unser Glück breiten und wir kennen es auch. Was dem Franzosen frommt, das frommt nicht immer dem Deutschen. — Hält Deutschland zusammen, so ist es der erste und mächtigste Continentalstaat. Eine Zietter brauchen wir nicht, so lange England und Frankreich, also Katze und Maus, existiren, es sei denn, daß wir ausnrärtige Colonien gründen zur Niederlassung deutscher Brüder. — Vorwärts wollen wir schreiten, aber gemäßigt und vernünftig!

Carl Graf v. Hülsen.

Vorwärts.*

Der Wahlspruch eines Helden,
Ein Wort, so deutsch und schön,
Soll hoch in deutschen Landen,
Wo jedem Deutschen sieh'n!

Ja, vorwärts laßt uns schreiten
Bis zu des Todes Nacht,
Doch, wie vernünft'ge Deutsche,
Mit Vorsicht und Bedacht!

Wir wollen nicht die Affen
Der fremden Völker sein,
Denn was dem Deutschen frommet,
Das sieht er selber ein.

Ja, „vorwärts, immer vorwärts"
Hall' es durch's deutsche Land!
Wir wollen vorwärts schreiten,
Wir Deutscher, Hand in Hand! —

Carl Graf v. Hülsen.

Personalnotizen.

Baiern. St. Michaelsord., Großkr.: d. Geh. R. v. Klenze, Erbauer d. Walhalla.

Hannover. Dem Herzogl. Braunschw. Ober-Hofmarschall, Frhrn. v. Marenholtz, d. Tit. u. R. Geh. R. verliehen.

Druck und Verlag von B. G. H. Schmidt in Neckhausen und Leipzig.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 5. Mittwoch, den 18. Januar. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Sächs. oder 12 Fl. Conv.-Mze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Gr. (2½ Sgr. od. Ngr.) berechnet.

Abgerissenes über den deutschen Zollverein.

Von
Wilhelm von Schütz.

Eine Angelegenheit, wichtig und erfolgreich wie diese, duldet und erfährt gleich den meisten übrigen bedeutsamen, neben jener Betrachtung, die das Ganze umspannend, es als Abgeschlossenheit zu behandeln und Endresultate aufzustellen beabsichtigt, auch noch rhapsodische Bemerkungen und einzelne gelegentliche Urtheile, die sich nur specielle Seiten zum Gegenstande nehmen und zum Vorwurfe machen. Jene ersteren wird man als die gründlicheren, vollendeteren, genügendern, wird sie als diejenigen betrachten, auf die entschiedenere Maaßregeln wegen einer so einflußreichen Gründung sich allein werden basiren dürfen.

Jedoch auch hier vermeide man jede Ueberschätzung! Die Sucht nach jener erschöpfenden Behandlung eines Problems, die dasselbe zum möglichst baldigen, vollständigen und gleichsam letzten Abschluß zu bringen sich beeifert, kann auch nachtheilig werden. Mehrentheils fixirt sich der Blick auf einen gewissen Grundgedanken, der sich schon im Voraus gebildet hatte, in den alle einzelne Momente sich concentriren sollen, und der gewöhnlich mit einer zu strengen, mit jener Consequenz verfolgt wird, die an Einseitigkeit grenzt. Wo gäbe es im Staatswesen eine Aufgabe, die nicht demjenigen, welcher sie zu lösen hat, Lücken darböte? Wo wäre das Problem, von welchem, nachdem Jahre, ja Jahrzehende seit seiner angeblichen Erledigung verflossen sind, nicht die Betrachtung sich einstellen und die Bemerkung laut werden dürfte, doch im gegenwärtigen Augenblick klüger geworden zu sein und jetzt den Gegenstand vollständiger zu durchschauen als damals, wo man sich mit seiner Ausführung beschäftigte? Daher werden, je mehr man vollständig und fast für immer, wenigstens für lange, abzuschließen bemüht ist, um so mehr mancherlei Lücken übersehen werden, oder, zum Bewußtsein gebracht, Beschwernisse geben, gegen die es kein anderes Mittel giebt, als das der nur zu oft willkührlich ausfallenden Ergänzungen. Es gilt nämlich hier Momenten, deren Einsicht allein die Erfahrung geben kann, die jedoch noch nicht gesprochen hat. Nun tritt der combinirende Gedanke mit seinen Ergänzungen hinzu. Allein sind diese letzten richtig? Würden die Ergänzungen durch Erfahrungen nicht ganz Anderes dargeboten haben? Und würde nicht eine Masse begründeter aber freilich noch lückenhafter Einsichten, die wohl weiß, daß sie keinesweges die nöthige Totalsumme darstellt, praktisch mehr fördern als ein Complex entgegengesetzter Beschaffenheit, der sich das Ansehn einer systematischen Vollständigkeit giebt, aber sie nur als Schein trägt, weil begründete Erfahrungen und Einsichten mit combinatorischen Ergänzungen von noch problematischer Richtigkeit gleichgestellt sind, so daß letztere sehr leicht jene ersteren verfälschen können? —

Mit den Ansichten über unseren Zollverein und mit den an denselben gestellten Forderungen hat es in der letzten Zeit die Richtung genommen, daß man anfängt ein Bild von demselben zu entwerfen, wie er sein und was er sein sollte in seiner ihm nöthigen, erst die letzte Vollkommenheit gebenden, rechten vollen Gestalt. Hauptsächlich bemerkbar geworden ist dies seit der letzten Versammlung zu Stuttgart. Man arbeitet hin auf eine mög-

Digitized by Google

lichst erweiterte, auch die österreichischen Staaten in die Zolllinie ziehende Ausdehnung. Vor allen Dingen sollen die Küsten der Nord- und Ostsee gewonnen werden, deshalb aber Deutschlands nördliche Staaten, namentlich die Hansestädte, nicht außer dem Verbande bleiben dürfen. Denn für ein wesentliches, ja für das wesentlichste Erforderniß wird geltend gemacht, daß Deutschland eine Flotte besitzen und eigene Rhederei treiben müsse, sich eben so gut seine Navigationsacte gebend, wie England es gethan, und nicht nur mit dieser, sondern auch mit wirksamen Schutzzöllen der britischen Fabrik- und Handelsmacht entgegen tretend. Dies sind, wenn auch nicht alle, doch die wesentlichsten Forderungen, die man jetzt hauptsächlich in Süddeutschland aussprechen hört. Es geschieht dies mit einem besonderen Empressement und am Dringendsten wieder macht sich laut das Ansinnen eines Beitritts der drei freien Städte. Weshalb dies geschieht, das hängt zu sehr mit den Hauptabsichten zusammen, als daß es eines Commentars bedürfte, es erklärt sich durch sich selbst.

Hier ließe sich nun fragen: ob in der Dringlichkeit nicht doch zu weit gegangen werde, und ob das große Empressement nicht zu einer Einseitigkeit der Richtung führen, ja in sie hineintreiben möchte, über die andere wichtigere Schritte verabsäumt werden? — Gerade der deutsche Zollverband ist eine Angelegenheit, bei welcher man die Worte keinen Augenblick außer Acht lassen sollte: „Die rechte Sache, die rechte Zeit, und der rechte Mann"! — Das alles war vorhanden bei der Stiftung der Association. Desbalb, und weil Zwang wie Ueberredung durchaus nicht nöthig waren, gewann die Angelegenheit den bekannten ungemein glücklichen Fortgang. Diese Betrachtung giebt den Anlaß, einige praktische Bemerkungen mitzutheilen, für die vielleicht es gerade jetzt die rechte Stunde sein möchte, und die den Charakter allgemein bewährter Staatsmaximen zu theilen wünschen.

Um mit politischen Körpern in eine Verbindung zu treten oder sie anzuwerben für das Eintreten in eine bereits bestehende Verbindung, ist es erste Regel, den angemessenen Zeitpunct zu benutzen und ihn nöthigen Falls abzuwarten. Es giebt Stadien, wo, aus zuweilen nicht einmal recht klaren oder recht bekannten Gründen, Abneigungen gegen die ersprießlichsten Propositionen hervortreten. Je dringender man unter solchen Verhältnissen wird, um so mehr erschwert sich die Angelegenheit. Nicht selten erregt dies bei dem Theile, der gewonnen werden soll, einen ganz grundlosen, in unklaren, unbestimmten Verdacht, oder bestimmt zu größerer Behutsamkeit, erregt wohl gar die Eigensinnigkeit, woran wir nur zu leicht Dinge scheitern sehen, denen gar kein Hemmniß von Bedeutung im Wege stand.

Mir scheinen aber — allerdings kann ich irren — gerade jetzt die Hansestädte am wenigsten disponirt zu sein, dem Zollverbande sich anzuschließen. Ob es bloße momentane Abneigung sei, welche jene Stimmung hervorbringt, oder ob namhafte Motive zum Grunde liegen, dies erkannt und durchschauet zu haben, werde ich mir nicht anmaßen. Nur ist der Mangel aller Motive mir unwahrscheinlich; eher würde ich unhaltbare Motive für möglich erachten. Allein die Hanseaten können auch sehr wohl begründete Motive haben, die der Süddeutsche nur nicht begreift, eben weil er nicht Hamburger ist, der sich denn doch in Handelsangelegenheiten, wenigstens bis jetzt, noch niemals als Tropf- oder Schildbürger dargestellt hat, und dem wir Verstand genug dafür zutrauen, daß er sich alles das selbst habe sagen können, was von Stuttgart aus ihm durch öffentliche Blätter zugerauut wird. Es liegt eine gewisse Ironie darin, und man möchte rufen: difficile est satyram non scribere! — wenn der Schwabe sich einbildet, der Rath in Hamburg sei, was Handelssachen betrifft, dergestalt auf den Holzweg oder an eine Saudank gerathen, daß er eines Seribenten aus Schwäbisch-Hall — nicht zu verwechseln mit der berühmten hanseatischen Guildhall zu London — oder aus Heilbronn am Neckar benöthigt sei, der, in seine Rathssitzungen eingetreten, dem Hamburger zu sagen habe: welchergestalt er wiederum flott werden könne. Da dies der Hanseate gewiß tausendmal besser weiß, und gerade praktisch besser versteht, als der über Handel und Wandel grübelnde, nicht aber ihn kennende Schreiber am Neckar, so würden die Hamburger sich doch zu sehr prostituiren, wenn sie erklären wollten: als Bürger einer Welthandelsstadt dergestalt in Kachexie gerathen zu sein, daß es ihnen Noth thäte, einen Schildbürger oder Weinsberger in ihren Rath zu ziehen, um Lehren zu empfangen über die Weise, wie sie den Welthandel zu behandeln hätten.

Man hat folglich den Hanseaten mehr anzusinnen und mehr einzuräumen. Wenn sie gewiß sich werden überschlagen haben, welche — wir wollen es annehmen — erhebliche Vortheile der Anschluß an den Zollverband ihnen verspricht, so ließen doch wohl schwerlich sie die richtige Würdigung dessen außer Acht, was ihrer Seits dagegen einzusetzen sein würde. Der ihr Interesse betreffende Abschluß aber, welchen sie gemacht, dürfte wahrscheinlich ganz richtig gewesen sein. Und sollte einem deutschen Bundesstaat das Recht nicht zustehen, wenn ihm der Beitritt zum Zollverbande nahe gelegt wird, besonnen genug zu verfahren, um zwar den ihm winkenden Vortheil zu berücksichtigen und diesen in die eine Wagschale zu legen, jedoch auch die zu dem Ende nöthigen Darbringungen nicht unabgewogen zu lassen, folglich beides in Anschlag zu bringen und sich für dasjenige zu entscheiden, was das Interesse der selbstständigen Stadt am Dringendsten begehrt?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die beiden Allgemeinen Zeitungen über das Preußische Ehescheidungsgesetz.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Wie kann auch es anders sein, weil solche Methode nöthigen muß, entweder auf die besonderen Dogmen der verschiedenen Confessionen einzugehen, oder ausschließlich die heilige Schrift denselben zu legen. Dies letztere geschieht denn auch. Allein es nöthigt zu exegetischen Excursen, die denn begreiflich in das Gebiet der Hypothesen und Controversen führen, d. h. von jedem positiven Resultate ableiten. Dieses Verfahren mußte daher vermieden werden; und es ist nun so wichtiger darauf aufmerksam zu machen, als in der Theologie selbst die Angelegenheit noch eigentlich auf ihren letzten Abschluß wartet. Sogar im Katholischen, wo die dogmatische Beantwortung der meisten Fragen, und Bestimmung der meisten Verhältnisse vorzugsweise vollständig angetroffen wird: stehen die Hauptpuncte canonisch zwar fest; allein die Deduction dieser Feststellung, die Gründe, aus denen sie hervorgeht, werden noch in keiner Weise für endlich abgeschlossen erklärt. Dies Verhältniß darf aber nicht verkannt werden; es ist vielmehr durchaus motivirt. Die Kirche nämlich ist sich sehr wohl bewußt geworden, wie für diese Betrachtung es der Standpunkte mehrere giebt, nicht zwar abweichend verschiedene, sondern nur mehr und minder hohe. Dies mag unserem Beurtheiler am Loch fremd geblieben sein, wenn er wiederwals den Apostel Paulus anführt und diesen anlegt. Dies ist ein ganz unstatthaftes Verfahren. Wie sind noch sehr weit davon entfernt, über den eigentlichen Sinn der mehreren hier eingreifenden Paulinischen Stellen uns definitiv aussprechen zu können, weil alle Worte des Apostels von einer einzigen gleichsam höchsten und Haupt-Stelle abhängen, die eben noch ein Geheimniß für uns enthält. Es sind die Worte: nach welchen die Ehe ein großes Geheimniß sein soll, aber nur in Christo! In dieses Geheimniß sind bis jetzt wir weder eingedrungen noch eingeführt. Dessen ungeachtet muß es sich uns erst eröffnet haben, bevor wir uns anmaßen dürfen, die sämmtlichen übrigen, von ihm abhängigen, erst durch dasselbe ihr rechtes Licht gewinnenden Eröffnungen verstehen zu wollen. Daher sind auch die bei der Kirche bestehenden dogmatischen Bestimmungen in dieser Beziehung nur approximativ zu nehmen, oder werden vielmehr nur so behandelt. Dem tiefern Nachdenken der katholischen Theologie bleibt der Gegenstand noch fortwährend frei gegeben: und wenn die soll eine eigene Litteratur bildenden Schriften katholischer Verfasser, welche auf diesem Felde während der letzten Jahrzehende erschienen sind, mit Betachtsamkeit gelesen werden, so geben sie einen recht sprechenden Aufschluß darüber, mit welcher Behutsamkeit die Kirche, und namentlich mehrere der ausgezeichnetsten Päbste, diese Lehre behandelt, auch wie viel neue bedeutsame Momente derselben eben durch jene Schriftsteller sind erfaßt worden, als selber es der Fall gewesen war; so, daß man sagen mechte: bei der Kirche selbst sei die bedere Beleuchtung wegen des geheimnißvollen Thema in fortwährender Zunahme begriffen.

Diese Bemerkungen werden die Nothwendigkeit erkennen lassen, im Beurtheilen der legislativen Maaßregel das Theologische zu sondern vom Politischen. Sie gehört uns nicht, diese Nothwendigkeit: Denn sie zeugt eine vom Religiösen sich ablösende und ablenkende Legislation. Wer mechte aber jetzt noch dorrn Apologet werden? — Wer jetzt noch einen Staat preisen, der sich etwas darauf zu gut thut, eine vom Dekalog abstehende und nichts von ihm wissen wollende, eine von ihm interpendente Legislation handhaben zu können! Die schönen Tage, wo mit begeisterten Freigeistern sich imponiren ließ, sind vorüber! Daß aber Preußen sie nicht zurückführen will, davon liegt der Beweis vor. Nur dürfet dadurch sich leider eine sehr schlimme Inconsequenz für die Situation: daß reine, nackte Juristen auftreten sollen als Legislatoren für die Puncte, von denen der viel religiösere Engländer behauptet: daß sie zur divine legislation gehören.

Was giebt folglich dem Ehescheidungsgesetz, das eben sowohl als factum bisterisch, wie als specimen legislationis kritisch zu würdigen ist, sein eigentliches Interesse? — Hauptsächlich der Umstand: daß es eigentliche Juristen sind, nicht einmal Geistliche und Staatsmänner, die legislativ auftreten wollen in Bezug auf eine zum Glauben und Leben, zum Jenseits und Diesseits gehörende Aufgabe. Wir können nicht umhin, hier ein in der Geschichte noch nicht da gewesenes Ereigniß zu erkennen. Auch jetzt wollen wir, um die Erörterung zu vereinfachen, vom Religiösen und Theologischen absehen. — Aber was bleibt denn uns übrig? — Etwa das Juridische? — Keineswegs! Dies ist hier durchaus inconvenient. Und was wäre denn noch vorhanden? — Nur das Politische und das Ethische; so daß die hier folgende Stufenfolge sich als die allein wahre darbietet. Dem innersten Wesen nach gehört das Problem der Theologie an. — Wird diese aber abgeleugnet und weggedrängt, dann sind die rechten Aspicanten nur das Politische und das Ethische, die sich aber zur Einheit erheben lassen, so weit es eine ethische Politeia giebt, nach der Preußens Friedrich rang, und die er, ohne von Platen zu wissen, mit seinem ahnungen und reinen Sinne ganz in den nämlichen Wegen suchte, die auch der Griechc eingeschlagen hatte.

Gehen nun wir es eh noch weiter denen, daß hier die Rechtskundigen sich gar nicht an ihrem Platze befanden? Und kann es für die Mitglieder der Commission ein günstiges Urtheil vermitteln, gestwerige begründen, wenn diesmal sie unterlassen ihre Nichtcompetenz auszusprechen? Denn incompetent waren sie. Schweigen sie sich daher aus wegen ihrer Incompetenz; wie und weeaus will man es erklären? — Entweder erblitt blinen die dem Juristen so nothwendige scharfe Persspicuität, oder die demselben nicht minder nothwendige Integrität und Gewissenhaftigkeit. Entweder waren sie nicht durchschauend genug gewesen, um sich den rechten status causae zu entwerfen. Oder sie waren nicht integer genug, um, nachdem sie den status causae erkannt hatten, der die Sache an ein anderes forum wies, es diesem mit der letzten juristischen Rechtschaffenheit zu übergeben. Sie dachten — für einen Priester der Themis die schlimmste Todsünde —: „der Zweck hat uns die Entscheidung einer Sache diesmal zugewiesen, die uns nicht zusteht und die jedes echte juristische Gewissen abgewiesen hatte. Aber die Wurfel sind diesmal bei uns sieben geblieben. Thoren folglich wären wir, wollten wir solchen Zufall nicht benutzen, um unsere Ansichten durchzusetzen"! Darf so ein Priester der Themis sprechen? Man muß es in Zweifel ziehen, trey dem, was wirklich geschehen ist. Die Commission ist im Sinne jener Worte vorgeschritten und hat dadurch eine neue Bestätigung zu der Behauptung geliefert, die jetzt man so häufig wiederholt hört, daß seit Friedrich dem Zweiten Rechtsweisen, Justizverfassung und Gesetzgebung sich in einem merkwürdigen Rückschreiten befanden, und zwar gerade in Folge der Verbesserungsversuche.

Wir bemerken dies keineswegs aus Tadelsucht und um es mittelst einer kritischen Darlegung naher auszuführen, denn wir würden damit unsere Stellung verkennen, die durchaus apologetisch sein will, nämlich zur Ehre dar, den

Digitized by Google

Gesetzesentwurf der Commission gegen den in den beiden allgemeinen Zeitungen darüber ausgesprochenen Tadel in Schutz zu nehmen. Eben deshalb war es nothwendig, die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen zu erhalten und zu behaupten, wie wenig es uns darum zu thun ist, Recht zu haben und Recht zu behalten, sondern nur uns in die Erkenntniß und in den Besitz der richtigen Gründe zu setzen und nur zu behaupten. Dabei wäre denn zu fragen; ob von der obigen Aufstellung nur breiter Standpuncte, des theologischen, ethischen und politischen, wodurch der rechtliche ganz ausgeschlossen bleibt, sich durchaus nicht abgehen lasse? Mit anderen Worten: ob es nicht noch einen anderen gleichsam allgemeineren geben möchte, woran der Jurist zu participiren hatte und aus dessen Gesetzmäßigkeit die Commissionen gegen die beiden allgemeinen Zeitungen sich im Rechten befunden oder wenigstens das Recht gerettet haben hätte? —

Zur Beantwortung dieser Frage dürfte ein weiter Umweg müssen genommen werden, wenn nicht eine baldige Zufälligkeit diesmal scheine davon dispensiren zu wollen, seitdem nur dem Breslauer erlaubt wird, der Kürze wegen Bezug auf sich selbst, Bezug auf eine andere frühere, hier gleichfalls mit einschlagende Erörterung, zu nehmen.

Der Nachweis von der Unausgebeutbarkeit der die gemischten Ehen betreffenden bekannten Benedictina im Großherzogthum Posen, war von Herrn Professer Jacobson bestritten worden und hat eine Gegenschrift hervorgerufen: „Die Unausgebeutbarkeit der Benedictine im Großherzogthum Posen nochmals und gegen Hrn. Pr. Dr. Jacobson". Wie geben aus der dort vorgetragenen Ansicht von Lesbarkeit und Unlesbarkeit der Ehe einen nicht nur noch strenger juristisch artikulirten, sondern auch an einem bereits früher gerügten Rechtsverzerrungsverfuch unmittelbar anknüpfenden Ausspruch.

Der Geist des Zeitalters nämlich neigt sich im Allgemeinen dahin, die einseitige Lesbarkeit des Vertrages an sich zu erleichtern, und wir fragen deshalb den Theologen, den Ethiker, den Politiker und den Juristen namentlich: ob er dies billigen, ob er dies befördern könne? Wie wollen, um in keiner Weise zu übereilen, von jener höheren Betrachtung, wo die Ehe als Sacrament valitirt, und die dem Theologen, Ethiker wie Politiker näher liegt als dem Juristen, absehen; wollen und lediglich auf das letzteren eigenen Boden, wollen uns mit ihm auf die nämliche Linie stellen, d. h. bloß den Begriff des Vertrages festhalten, also den Begriff des ehelichen Vertrages, nicht des ehelichen Sacramentes adoptiren, und gewiß, man kann nicht mehr nachgeben.

Da fragt sich zuerst: ob nicht jeder Vertrag ein Bündniß, ja ein Bund sey? — das Preußische Allgemeine Landrecht weiß freilich davon nichts, sondern definirt sehr einfach, fast locker: „Wechselseitige Einwilligung zur Erwerbung oder Veränderung eines Rechtes wird Vertrag genannt". — Liegt in diesem Begriff wohl das Wesen des Bundes? Gewiß nicht! — Des letzteren viel höhere Bedingungen wird Niemand in jenen Worten ausgedrückt finden. Ja dies nun aber ein Feuilleton, oder nicht vielmehr ein Rückschritt? Ganz unverkennbar das letztere. Je höher ein Volk steht, um so vollkommner, um so durchdringender und entwickelter zeigt sich bei ihm das Verhältniß des Bundes. Die jetzigen Wilden, Neger, Hottentotten, Buschmänner wissen gar nichts von demselben. Bei den Barbaren des Alterthums stand er sehr in dem Hintergrunde. Um vieles heller war er den Griechen und Römern. Noch vollkommner ging bei den Juden das ganze Leben auf in dem Wesen des Bundes. Und nun gar wir Christen! Heißt nicht das Fundament, worauf unser ganzes Leben ruht, der alte und der neue Bund? — Die Juden mußten sich noch genügen lassen an den beiden Gesetztafeln, deren einer die sich auf Gott beziehenden drei, und deren anderer die sich auf den Menschen beziehenden sieben Gesetze eingeschrieben standen. Den Christen ward, was der Apostel bei jener Veranlassung wiederholt, statt dessen das Verhältniß des Bundes: und wenn seitdem das gesammte christliche Leben durch den Feudalismus die Gestalt eines Ausflusses aus seichem Bunde annahm, so hat sich darin eine Nothwendigkeit ausgesprochen. Dies auslesen wollen, heißt den Anfang machen zum Rückfall in die Barbarei.

Durchdringt man das preußische Gesetzbuch in jenem Sinne, sehr vieles wird dann klar. Die ersten vier Titel handeln von Sachen und Rechten im Allgemeinen wie im Besonderen und von Willenserklärungen; dann folgt der Titel vom Vertrage mit der angezeigten Definition an der Spitze und mit den sieben Gründen, aus denen er sich aufhebt, am Schlusse. Wir schweigen von derselben, sie viel auch sich darüber sagen ließe, im Besonderen; nur im Allgemeinen bemerkend, wie hieraus sich das zur gesammte Legislation durchschreitende Princip einer Lesbarkeit aller Vertragsverhältnisse erklärt, worin wir nur eine Apologie und Förderung des Revolutionären, und somit des Barbarischen aller Art lesen können.

Es giebt keinen gründlichen Begriff von der wahrsten Historiographie, wenn sie sich nicht einmal das zum Bewußtsein gebracht hat, was die Geschichtschreiber der Alten sich, wie man zu sagen pflegt, an den Schuhsohlen abgelaufen hatten: daß Neigung, den Verhältnissen Unauflöslichkeit zu geben, eben so antibarbarisch war, als Neigung zur Erleichterung der Auflösbarkeit Symptomen des Hanges zur Barbarei glich. Dies, jener Codification an die Spitze gestellte Princip macht demnächst bei den einzelnen Materien, Fällen, Fragen und Entscheidungen sich als getheiltes Recht wieder geltend, daß überall der Tendenz gehuldigt wird, die Auflöslichkeit von Vertragsverhältnissen zu vermöglichen und zu begründen. Der Einfluß davon auf die Bestimmungen wegen der Ehescheidungen konnte nicht ausbleiben; allein er debut, als Grundprincip, sich fast oder alle contractmäßigen Relationen aus. Man wechte sagen: dieses Landrecht habe schon der Vermöglichung aller Auflösungen vorgearbeitet, für die seit dem Jahre 1810 eine ganze Serie von Gesetzen aufgetreten ist und die sich immer entschiedener als Lieblingsgedanke des Zeitalters aussprichl.

Die Nachtheile dieser Neigung sind einer Zeugniserung nicht, wie sie hier sich nicht geben läßt. Aus besonder nur, wie die sonst so achtbare historische Rechtsschule dies Moment nicht ausdrücklicher in den Kreis ihrer Betrachtungen hereingezogen hat, da ihr doch bekannt sein mußte, in welchem Grade es das alte romische Recht charakterisirt, das einfache Verhältniß des Vertrages zu dem des Bundes zu erheben, wie dies die meisten symbolischen Rechtsacte unverkennbar darthun. Es ist dies um so merkwürdiger und bante längst Gegenstand gründter Forschungen werden sollen, als sich nicht leicht begreifen läßt, wie jene bedeutsche Legislation zu einer solchen, dem Geiste des Judaismus weit mehr als dem des Paganismus entsprechenden Richtung gekommen sein mochte. Die Resultate mußten nach mehreren Seiten hin bedeutend auffallen und durften uns die Augen darüber öffnen, wie die, jetzt in die Gesetzgebung herrschende praktische Determination zu nichts Anderem führt als zur Technisirung der Gesellschaft. Denn es ist keineswegs der Ehebund allein, der hiermit verloren geht, sondern das

Druck und Verlag von B. G. H. Schmidt in Nordhausen und Leipzig.

Beilage.

Digitized by Google

Beilage zur Zeitung für den deutschen Adel.

Nr. 5. **Mittwoch, den 18. Januar.** **1843.**

Wesen des Bundes verschwindet aus sämmtlichen übrigen Situationen, hauptsächlich aus der zwischen Fürsten und Volk. Was tritt wohl ein, sobald dieser Bund als positiver und lebendiger beseitigt wird? Nichts anders als der contrat social mit dem diesen heimlich durchschleichenden Gift der Ansprache auf Mobilisirung, Umgestaltung und Auflösung. Studirt man daher mit praktischem Urtheilsvermögen und philosophischem Geiste die Geschichte der preußischen Gesetzgebung seit 1810, so ist darin mehr denn vorherrschend die oben angedeutete Determination.

(Schluß folgt.)

Des Kaisers Pathe. Novelle aus den fränkischen Revolutionskriegen, von **Ferd. Aug. Oldenburg.** 2 Thle. Lemgo, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1842.

Eine Novelle zu schreiben, die, auf historischer Basis ruhend, edle Darstellung mit romantischem Gehalt verbindet, ist keine leichte Aufgabe, selbst für den talentvollsten Schriftsteller.

Herr Oldenburg hat sich als solchen in vorliegender Arbeit, die wir hier etwas näher betrachten wollen, erwiesen. — Er führt uns dann die schönen Donau-Ufer entlang, deren reizende und mannigfaltige Umgebungen er lebendig schildert, und eröffnet uns hierauf die Salons der Kaiserstadt mit ihrer Pracht und ihrem Glanze. Dann aber fehen wir uns auf das Schlachtfeld versetzt, wo die franz. Revolution Verheerung und Gräuel verbreitet und mit frecher Hand die kunstreichsten Menschenwerke zerfetzet hat. Wir sehen das brennende Mainz, vernehmen das Angstgeschrei der unglücklichen Belagerten, die, in dem fruchtlosen Bemühen, ihre Habe zu retten, theils unter rauchenden Trümmern begraben werden, theils, entblößt von allen Hülfsmitteln, dem Elende preisgegeben, jammernd in den mit geraubtem Gute angefüllten Straßen, oder vor den Thoren ziellos umherirren. Mitten durch diese angeführten gegebenen Thatsachen zieht sich der Faden der Novelle in Schilderung einzelner die Personen derselben characterisirender Züge. Vom Schlachtfelde zurückgekehrt, wandern wir in die herrlichen Gefilde Italiens. Hier lernen wir den feurigen, leidenschaftlichen Geist seiner Bewohner schon in den ersten Scenen kennen. Sodann setzen wir in die alte Lagunenstadt über, in welcher uns die Hauptpersonen unserer Novelle wiederum begegnen und bis zum Schlusse derselben begleiten. Abgesehen von der romantischen Darstellung, die spannend und gestreckt geboten wird, erblicken wir uns das Leben Venedigs in seinen mannigfaltigsten Arten und Abarten. Wir treffen den heitern Gondolier, den mordlustigen Bravo, den stolzen Nobile, den fanatischen Priester und schaudern vor der furchtbaren, verderbenden Gewalt der Inquisitionsgerichte. Alles ist so kunstlich und natürlich in die Novelle eingeflochten, daß wie unwillkürlich der Seele die einzelnen Bilder vorgeführt und wieder entrückt werden, ohne daß unangenehme Abspannungen und schleppende Wiederholungen bemerkbar würden.

Die einzelnen Charactere sind der ihnen zugetheilten Bestimmung gemäß durchgeführt. Josepha, des Kaisers Joseph II. Pathe, bewahrt ihren ungetrübten, leidenschaftlichen und unstäten Sinn, der sie den Tod durch ihres Gatten Hand finden läßt, bis zum Ende; den Oestlichen Grafen v. Wolbeim sehen wir stets dem Verräther und Gottesläugner Ludwig von Geisselbart, Josepha's glühendsten Liebhaber, gegenüber, und endlich durch dessen Hand fallen. Auch die übrigen Personen sind gut gezeichnet, unter andern treffen wir auf eine romantische Jüdin, die sich wahrhaft heroisch für ihren christlichen Liebhaber aufopfert. Wir empfehlen die Lectüre des Werkes angelegentlichst.

R—l.

Litteratur.

Die unbedingte Gewerbefreiheit und die progressive Gütersteuerstückelung in ihren desorganisirenden Folgen, nebst Vorschlägen zur gründlichen Abhilfe derselben, mit besonderer Berücksichtigung des Grundbesitzes. Von **Alfred von Chappuis**, Premier-Lieutenant im 22. Infanterie-Regiment, kommandirt als Lehrer beim K. Cadetten-Institut. (Berlin. In Kommission bei C. S. Mittler. 1842.)

Lasse sich kein Leser abschrecken etwa von vornherein durch den allerdings etwas weitläufig gerathenen Titel. Dieser hätte sich wohl freilich gedrängter fassen lassen, und in ästhetischer Hinsicht mögt' ich dazu gerathen haben, wäre mir eine Wahl- und Rathlosigkeit beschieden gewesen. Dennoch bringt auch diese seltsame Eigenthümlichkeit ihr Gutes mit sich, eben weil es eine wahrhafte Eigenthümlichkeit ist, und Wort hält, Alles darbietend in den wenigen Blättern (nur 41 Seiten enthält das Büchlein), was draußen verbreitet werden ist. Man fühlt sich an gewisse wackre Druckschriften des 16. oder 17. Jahrhunderts gemahnt, wo gleichfalls das Titelblatt eine Art von Inhaltsanzeige bildet, oder — besser ausgedrückt — einen Umwurf, wie ihn sich der einsichtsvolle Autor als Grundlage seines Unternehmens in gründlicher Ausdauung vorgelegt hatte. Eben deshalb aber wird das ebenerkannte Werthvollen darin, wie bei der vorliegenden Arbeit, zur That.

Es offenbart sich hier, neben jugendlicher Lebensfrische, eine männlich klare Beobachtungsgabe der Wirklichkeit, die dem Verfasser innen aufgegangne Idee immerfort festhaltend, und an ihr abmessend, was Außen um ihn her vorgeht.

Der Styl ist diesem ernsten Sinne würdig angemessen.

Mögte das gehaltvolle Büchlein recht viele Leser finden! Vornehmlich Leser, denen höhere Stellung in der Welt und Wirksamkeit auf die Welt es ihnen etwa gestatten mögte, nach reiferer Prüfung die hier aufgestellten Vorschläge, zur Hemmung einer zerspliternden Richtung des scaramanten Zeitgeistes, in's Leben treten zu lassen. Mag sein, daß wir in diesen Blättern mehr noch denn Einmal zur näheren Wägung und Erwägung der von dem Verfasser dargebotenen Gedanken uns getrieben fühlen.

L. M. Fouqué.

Litterarischer Salon.

Als ein höchst interessantes, deutsches Nationalwerk begrüßen wir: „Germanien's Völkerstimmen" herausgegeben von Dr. Firmenich in Berlin, eine Sammlung alter deutschen Mundarten in Sagen, Dichtungen, Märchen und Volksliedern. Der Herausgeber hat bereits 305 Mundarten gesammelt, die im Werke durch hochdeutsche Erklarungen leicht verständlich werden. Das 1te Heft ist erschienen.

(124.)

Digitized by Google

Werthvolle Lieder aus dem ritterlichen Mittelalter finden sich unter den „Volksliedern aus der Bretagne", ins Deutsche übertragen von A. Keller und E. von Sekkendorf. (40.)

* * *

„Das Pfarrhaus zu Aardal", eine norwegische Novelle von Gustav vom See (Stroissen, Speyer, 1842) enthält manche gelungene Schilderung der Natur und verschiedener Gegenden. Besonders wandte der Verfasser sein Studium den Eigenthümlichkeiten Norwegen's zu. (40.)

* * *

Eine interessante Gedichtsammlung erschien in Paris; nämlich eine neue Ausgabe der vor einigen Jahrdutzenden von de la Monnoie gedichteten „Noël bourguignon". Der Dichter (geb. zu Dijon im Jahre 1641) bekleidete sich bekanntlich des burgundischen Patois. (40.)

* * *

Bedeutend, wegen der Spaltungen in der protestantischen Kirche, ist die vom Verfasser als eine kirchenrechtliche und practische Erörterung bezeichnete Schrift von Gustav Julius „Ueber die Hebung des kirchlichen Lebens in der protestantischen Kirche" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1842); Freimüthigkeit und Mäßigung durchkundet überall die Erfahrung desselben. (40.)

* * *

Reichhaltig sind die „Mittheilungen über Griechenland" von Christian August Brandis (Leipzig, Brockhaus, 1842; 3 Theile). Der Verfasser machte dieselben theils aus Liebe zu Griechenland, theils um „ungerechten Beurtheilen gegen das griechische Volk und gegen den griechischen Staat entgegenzutreten". (40.)

* * *

Johannes Gossner spricht in seiner „Sammlung kleiner geistlicher Schriften" (Berlin, Oppenhardt, 1842) unter anderm: „Man sage mir ein Laster, das unter den heutigen Christen nicht in Schwange geht! Die Sünden und Gräuel, von welchen Paulus sagt, daß sie unter den Christen nicht genannt werden sollen, sind so herrschend und einheimisch geworden, daß fast jedes Kind von sieben Jahren davon zu sagen weiß. Ist nicht die gesammte Christenheit ein gottloser Hause geworden, in dem man die Frommen und Gerechten wie mit Laternen suchen muß, wenn man solche finden will? Wie ist Alles so voll Diebe, Räuber, Ungerechte, Betrüger, Mörder, Meineidige, Lugner, Ehrabschneider, Ohrenbläser, Verleumder, Trunkenbolde, Verschwender, Spieler, Geizige, Wucherer, Unbarmherzige, Gewinnsüchtige, Neidige, Karge, Geldverzerer und Mammonsknechte, Hurer, Ehebrecher, Knabenschänder, Wollüstlinge, Unreine, Hoffärtige, Stolze, Selbstgefällige, Feindselige, Hasser, Rachsüchtige, Unversöhnliche, Zornige, Flucher, Schwörer, Feiedensstörer, Plagegeister, Teufel und Teufelinnen, die nur Zwietracht und Krieg stiften. Wie ist Alles so voll Weltsinn, Leichtsinn, Menschenfurcht u.! Kurz, der Christenhause konnte kaum schlechter sein, als er ist"! — (40.)

Personalnotizen.

Baiern. Der Ritterkreuzes des Königreichs wurden ertheilt: der Leibarzt Sr. Maj. des Königs, Geh. Rath Dr. Jos. B. v. Wenzel, sammt Abkommen, bei der Ritterklasse; der Besitzer der Apotheke des Ldgs. München Ant. Ritter v. Henzler Edler v. Lehnensburg, s. Abt., bei der Ritterklasse; der Rittmeister im K. Chev.-Reg. Taxis, zu Ansbach, Ed. Anf. Frhr. v. Rotberg, s. Abt., bei der Freiherrenklasse; die Gebrüder Ludw. Ritter Stettner v. Grabenhofen, K. Forstwart zu Fahrnbach Ldgs. Wunsiedel, u. Joh. Chr. Heinr. Gottfr. Ritter Stettner v. Grabenhofen, gepr. Rechtspractikant bei dem Ldg.-g. Münchhof in Oberfr., s. Abt., u. mit ihrer Schwester M. Th. W. Soph. v. Stettner, bei der Ritterklasse; drei dermal. Convictor im erzbischöfl. Clericalseminar zu Freysing, Werner Fr. H. Graf v. Enzenberg zum Freyrn u. Jöchlsthurn für seine Person bei der Grafenclasse; der Besitzer des Rittergute Fahrnbach, Ldgs. Wunsiedel in Oberfr., Fr. J. v. Merett, s. Abt., bei der Adelsclasse; der K. Baucondueteur zu Deggendorf, E. Fdr. Marotte v. Montigny, u. dessen Bruder, d. K. Postofficial zu Bamberg, H. Frdr. Marotte v. Montigny, s. Abt., bei der Freiherrenclasse; der Fürstl. Leiningen'sche Kammer-Assessor zu Amorbach, Frdr. C. Wilh. Frhr. v. Wangenheim, s. Abt., bei der Freiherrenclasse; d. Hptm im K. Inf.-Reg. Kronprinz, A. Jan. v. Wrbna, u. dessen Bruder, der Oberlt. u. Adjut. im K. Inf.-Reg. Gumprechberg, J. A. M. v. Wrbna, s. Abt., u. mit ihrer Schwester, J. C. Erest. v. Wrbna, bei der Adelsclasse; d. K. Kreis- u. Stadtgerichts-Rath J. B. v. Langen in Augsburg, s. Abt., bei der Adelsclasse; d. K. Kammerjunker C. L. Cäsar Frhr. v. Berchmann zu Frankfurt a. M., s. Abt., bei der Freiherrenclasse; der Rechn.-Comm. bei der K. Reg. von Oberfranken K. h. Fr., C. v. Sydow-Beerde zu Bayreuth, s. Abt., bei der Adelsclasse; drei Oberlieut. im K. Inf.-Reg. Pfenburg, J. M. v. Sarapani v. Joschienfeld, sammt Abkommen, bei der Adelsclasse; der Besitzer des Landguts Königswiesen bei Regensburg, Sr. Ander. Frhr. v. Beust reith, s. Abt., bei der Freiherrenclasse; der K. Major d. la suite u. Besitzer der Rittergüter Dachstuhl u. Ester in Rheinpreußen, Wh. Frhr. de la Salle v. Louisenthal, s. Abt., bei der Freiherrenclasse. — Nachträge: die Ertheilung des erbeten J. B. Bias. v. Rehlingen u. Haltenberg, als K. A. v. Rehlingen u. Haltenberg, quiesc. K. Kreis- u. Stadt-Ger.-Protokollist, u. A. J. M. v. Rehlingen u. Haltenberg, K. Reg.-Registratur in Augsburg, s. Abt., bei der Adelsclasse; der Oberlt. Fr. M. Max. v. Orthlieb, mit einem Sohne Fr. Jos. M. v. Orthlieb, nun Oberlt. im vorgeg. Bureau des k. Gen.-Quartierm.-Stabes, s. Abt. bei der Adelsclasse; der pens. Lieut. Joh. Jak. Scutter v. Löwen in Würzburg, s. Abt., bei der Adelsclasse.

Braunschweig. D. Fürstl. Lippe'sche Geh. R. u. Dd. Appr. R. an dem gemeinschaftl. höchsten Gerichte zu Wolfenbüttel, Friedrich Carl v. Strombeck, j. Präs. dies. Gerichts zum.

Hessen (Großh.). D. hsh. Comndr. d. 2. Inf. Brig., Gen. Maj. v. Stosch, zum Comndr. d. 1. Inf. Brig., und d. Oberstlieut., Frdr. v. Röder, zum Obersten und Comndr. d. 4. Inf.-Reg. ern.

Oesterreich. Dem Chef d. Finanz-Departements, Hofkammerpräsidenten Frhrn. v. Kübeck, d. Großkr. des Leopold-Ord. erth. u. Ders. j. Kanzler dieses Ordens ern. — Dem Grafen Siegm. v. Boos-Waldeck zu Prag das Incolat im Herzogthume s. Böhmen, Mähren und Schlesien, und dem Freiherrn Salomon v. Rothschildt das Ehrenbürgerrecht v. Wien, verl. — D. Ritmstr. Jos. Janz m. d. Prädc. „v. Odwatz" in d. Adelsstand des Kaiserthums erhoben. — D. K. K. Polizei- u. Comm.-Rath v. Dam, Großkr. d. Wilhelm-Ord., geb. Fürstin Lubomirska, d. Annahme des Joh. Ordenszeichens, dem K. K. Geschäftsträger am Königl. bairischen H. Hofen, E. Ritter v. Berks, die Annahme des Commdr. des Herz. Nassauischen Ordens Albrechts des Bären, gestattet.

Preußen. D. Sec. Lieut. d. 4. Inf.-Reg., Georg Friedrich Julius Giesenapp, in den Adelsstand erhoben.

Sachsen (Kön.). Zu Dresden starb am 23. Dec. d. General v. Leyser.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 6. **Sonnabend, den 21. Januar.** **1843.**

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. Sächſ. oder 12 Fl. Conv.-Mz. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Anzeigenblatt beigeordnet, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Gr. (½ Sächſ. cv. Rgl.) berechnet

Abgeriſſenes über den deutſchen Zollverein.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Schluß.)

Dies iſt es, was keiner jener drei Städte darf ſtreitig gemacht werden, deren Verhältniſſen ja möglicherweiſe nur der gegenwärtige Moment nicht entſprechen kann. Da wäre dann, abgeſehen vom Rechtlichen, es ſogar unweiſe, unter ſolchen Conjuncturen, offenbar den ungünſtigſten, mit ſtarrem Eigenſinn einen gefaßten Plan durchſetzen und alles Temporiſiren abweiſen zu wollen. Ein ſolches Verfahren hat wenigſtens Frankreichs König nicht zu dem ſeinigen gemacht. Wir wiſſen, wie wichtig ihm ein Zollverein mit Belgien geweſen und wie bereit dieſer Fürſt war, jetzt von demſelben zurück zu ſtehen, eben wie er ſich überzeugt hatte, daß der Moment ſeiner Abſicht nicht günſtig war. Es iſt ja ſehr möglich, daß die Hanſeaten zuvor noch gewiſſe Erfahrungen machen wollen, bevor ſie ſich endlich entſcheiden. In ſolchem Falle würde es höchſt unpolitiſch ſein, wenn ſie gedrängt werden wollten. Der Beitritt auf einen nambaften Zeitraum unter der Befugniß, dann wieder ausſcheiden zu dürfen, könnte um ſo weniger zurückgewieſen werden, als der Anſchluß der übrigen Vereinsſtaaten in gleicher Weiſe verrufauslüirt iſt. Ein ſolches Verhältniß wäre nun gerade das nachtheiligſte und müßte die zu Stuttgart ſo ſtark betonten Endabſichten bei der Aſſociation vereiteln, ſo weit dieſe darauf gerichtet ſind, dem Zollvereine die Meeresküſte zu gewinnen, eine deutſche Kauffahrteiflotte zu gründen und mit einer Navigationsacte hervorzutreten. Dies Alles läßt ſich nicht realiſiren, ſo lange der Beitritt der nordlichen Bundesmächte ein proviſoriſcher und widerruflicher bleibt, ohne ein feſter unauflöslicher geworden zu ſein. So lange dieſelbe dies nicht iſt, kann ja doch nichts geſchehen, und mehr, als bei den übrigen, muß bei jenen Staaten der proviſoriſch widerrufliche Anſchluß nachtheilig wirken, weil er die Beſorgniß wach erhält, daß nach Ablauf des erſten Stadium Alles ſich ändern werde, und weil er dem Machiniren Vorſchub leiſtet, welches auf die Vermittelung eines dann erfolgenden Ausſcheidens hinarbeitet. Zugleich will es uns wirklich ſcheinen, als ob gerade in den Zeitverhältniſſen Manches läge, was eben nur jetzt die Hanſeaten beſtimmen macht und bedenklich, obwohl wir hieſigen Orts uns darüber näher zu erklären nicht angemeſſen finden.

Es beſchäftigt uns aber auch noch eine andere Reflexion, die, findet ſie gewiſſlich den entſchiedenſten Widerſpruch, auch bei uns ſich noch nicht vollkommen beſeſtigt hat, und die deshalb wie mit einem Fragezeichen verſehen. Wie ſind ungewiß: ob es dem Zollverein günſtiger iſt, wenn er innerhalb ſeiner jetzigen Grenzen verbleibt, oder wenn er dieſe erweitert. Alle Stimmen werden ſich für die Erweiterung entſcheiden und man räth zu derſelben nicht bloß im induſtriellen, ſondern auch in jenem angeblich höheren Intereſſe, welches dabei bedacht nimmt auf Deutſchlands politiſche Einheit und deren kräftigere Befeſtigung. Aber gerade dieſer Punct erregt mir ein Bedenken, welches den Vorwurf entweder der Beſchränktheit und Sachunkunde, oder der Neigung zu Paradoxieen hervorrufen könnte, und den ich mir muß gefallen laſſen.

Sollte nicht gerade jetzt der Zollverein ſolchen Umfang und ſolche Geſtalt beſitzen, die ſowohl ihm ſelbſt, als der Einheit Deutſchlands am Erſprießlichſten iſt? Es

Digitized by Google

möchte darauf nur durch Induction zu antworten ſein. Als Thatſache liegt es vor, daß einzelne Bundesſtaaten wegen des Eintritts in die Aſſociation nicht unbedingt angezogen werden, aber noch fortwährend mit Bedenken dagegen kämpfen. Dies läßt ſich nur daraus erklären, daß die Intereſſen der jetzt den Verein bildenden Glieder ſich gegenſeitig homogener ſein müſſen, als die Intereſſen derjenigen, die zögern und ablehnen. Es iſt aber gerade das Homogene der Intereſſen, was den einträchtigen langen Fortbeſtand des Vereins verbürgen muß, und es wird wichtig, dieſen Umſtand nicht aus den Augen zu laſſen, ſondern recht ſehr darauf bedacht zu ſein, in den Kreis der analogen Intereſſen keinen heterogenen eintreten zu laſſen. Es will ſogar anſprechen: daß, um die Einträchtigkeit und Einheit zu erhalten, die Zahl der Vereinsſtaaten nicht zu groß ſein darf, und ſchwerlich kann die Vermehrung der Mitglieder auch die Einheit vermehren helfen. Noch unfehlbarer alſo muß es dieſe erſchüttern, wenn die Intereſſen der Betheiligten ſich trennen, ja ſich widerſtreben. Dies kann vorzugsweiſe in Handels- und Gewerbsverhältniſſen der Fall werden, wo gerade am Wenigſten von den Forderungen abgelaſſen wird. Es darf eigentlich nicht einmal dahin kommen, daß der eine Intereſſent ſich eingeſteht, aus der Vereinigung zwar gewiſſe Vortheile davon zu tragen, daß jedoch verhältnißmäßig die übrigen Theilnehmer noch mehr gewönnen. Merkwürdigerweiſe ſollte eine weit geringere Nachgiebigkeit als hier, bei Religionsangelegenheiten ſtatt finden. Allein es iſt erlebt worden und wird vielleicht noch fernerhin erlebt, daß hier Ausgleichungen und Austräge ſich leichter zu Stande bringen laſſen, wie bei Gegenſtänden des Handels- und Gewerbsintereſſe. Die Aeußerungen davon können dem eintrachtsvollen Fortbeſtande der Societät unmöglich förderlich werden. Mehr aber noch als dieſe möchte der deutſche Bund ſelbſt dadurch ſich beeinträchtigt ſehen. Dann läge Irrthum in dem, was jetzt am meiſten geltend gemacht wird. Man hört faſt von allen Seiten der behaupten: Deutſchlands Einheit würde erſt vollſtändig begründet und entſprechend geſichert ſein, wenn es dahin käme, daß der Zollverein gleichzeitig den geſammten Bund umfaßt und beide Verbindungen einen und den nämlichen Körper darſtellen. Dies könnte der Fall ſein nur bei letzter Uebereinſtimmung der Handels- und Gewerbsintereſſen. Dieſe jedoch muß weit mehr in Zweifel gezogen als angenommen werden, und ſchon die Vorſicht würde gebieten, nicht zu ſehr darauf zu rechnen. Unſere Nachbarn, namentlich die weſtlichen, ſprechen zum Theil ſich eben ſo aus, wie jene deutſchen Stimmen, die der Conſolidirung des Bundes und des Vereins das Wort reden. Ob dies ernſtlich gemeint ſei, weil man nur das Aeußere oberflächlich beurtheilt, oder ob geheimere Abſichten mitwirken, darüber zu urtheilen fehlen mir die Vorbedingungen. Deshalb ſchweige ich und möchte nur Vorſicht und Behutſamkeit empfehlen. Es bleibt daher eine wohl zu bewachende Frage und Rückſicht, auch die leiſeſte Möglichkeit einer aus induſtriellen Intereſſen Deutſchland bedrohen könnenden Verſtimmung abzuwenden. Es würde keinen guten Eindruck hervorbringen, wenn die Hanſeaten Erfahrungen machen ſollten, welche ſie disponiren konnten, aus der Societät wieder auszuſcheiden, oder wenn innerhalb derſelben den Einklang ſtörende verſchiedenartige Intereſſen hervortreten ſollten.

Wenn aus dieſer Betrachtung ſich es vielleicht empfehlen möchte, den Zollverein für einige Zeit in ſeiner jetzigen Lage zu laſſen, und zuzuwarten, gleichſam der Erfahrungen und Einſichten für künftige Maaßregeln noch mehrere zu ſammeln, ſo würde für dieſen Entſchluß wohl auch zugleich ein anderes der Gegenwart angehöriges Verhältniß ſprechen: nämlich Belgiens Beziehung zu Frankreich. Dieſe iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß nur mit jener Gründlichkeit darüber geſprochen werden darf, die allein durch umfangreichere Ausführungen ſich erzielen läßt. Einiges ſpringt jedoch in die Augen, und wir wollen es kürzlich andeuten.

In Frankreich dominirt vorläufig die Anſicht: Belgien ſei ſo überreich an Exporten, daß jeder Staat, der ſich ihrem Eingange unbedingt öffnen wollte, den Schritt ſehr bald würde bekiagen müſſen. Man wird ſagen, daß unter ſolchen Verhältniſſen auch Deutſchland ſich eine Ruthe aufbinden würde, wollte es ſich mit Belgien aſſoeiiren. Allein dem iſt nicht ſo; ſchon deshalb nicht, weil Belgien gewiſſe deutſche Produete zollfrei eingehen läßt, die Frankreich ſchwer verzollt! z. B. Wolle. Dies Verhältniß würde ein Zollverein mit Belgien heben, jenes eine ſchon wäre Deutſchland wichtig.

Nimmt man den Belgiſchen Standpunct, ſo ſtellen dieſem Staate ſich namenloſe Beſorgniſſe wegen eines Zollvereins mit Frankreich entgegen. Denn es tritt nicht in eine Societät ein, ſondern in eine bedenkliche Abhängigkeit, weil die beiden socii ſich der politiſchen Macht nach zu ungleich ſind, um gleichſtehende socii darſtellen zu können, Belgien würde ſich nur von einem franzöſiſchem Donanencorps umzingeln laſſen, und genöthigt ſein, in dieſer ſchlimmen Enclave zu bleiben. Nur der Anſchluß an den deutſchen Zollverein würde jenen Staat in eine wahre Societät verſetzen.

Endlich Deutſchland! — Frankreichs Zollverein und Zollmannſchaft würde bis in unſer Innerſtes vorgerückt werden, und tägliche Reibung mit Frankreich Tagesordnung werden. Thäten wir nicht gut, alle andern Rückſichten für jetzt ruhen zu laſſen, um nur dieſe letzte in das Auge zu faſſen?

Die beiden Allgemeinen Zeitungen über das Preußiſche Eheſcheidungsgeſetz.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Schluß.)

Bleiben wie ſtehen bei der Ehe. Theilt ihre Lostrennung nicht das nämliche Princip, aus welchem die einſeitige

Digitized by Google

Lösbarkeit der Verträge, namentlich der Erbpachtsverwaltung hervorgehen? Es läßt hierbei alles sich zurückführen auf drei Combinationen, oder Bedingungen; nämlich die der unbedingten Unauflösbarkeit, die der Auflösbarkeit bei beiderseitiger Zustimmung, und die der Auflösbarkeit auf einseitigen Antrag. Diese letztere entehrt die Menschheit; ja wir mochten es eine Todsünde nennen, sie in Schutz nehmen zu wollen, weil sie die sacertatio heiligt, so heiligt, als wäre sie wahre, lautere und echte Ehe. Aller Unterschied zwischen ihr und Ehebruch fällt weg. Jeder Bube braucht mit seiner Buhlerin nur die Uebereinkunft getroffen zu haben, den Ehevertrag nach Jahresfrist im Wege gemeinschaftlicher Zustimmung wieder vor Gericht aufzuheben: und wo bleibt dann noch die Ehe? — Daß es aber noch viel ärger aussieht, wie, wie bei den ablösbaren Erbpachtsverträgen, der einseitige Antrag genügt, bedarf keiner Erinnerung. Freilich ist diese Zulässigkeit beim ehrlichen Verhältnisse von Bedingungen abhängig gemacht, die es gleichsam zu verbrechen scheinen, daß man weit genug gegangen sei, dem einseitigen Antrage so sehr viel einzuräumen, und die Gerichtshöfe zu Ablösungscommissarien für edelste Dienstleistungen, Prästationen oder Pöchten zu machen. Aber auch dies ist im Grunde nur Schein, indem die meisten Bedingungen sich mit Leichtigkeit umgehen, eludiren und surreptiren lassen. Sehr tief also sind wir gesunken! Es wäre beklagenswerth, wenn nicht viele Geistliche ein klares, aber auch schwerzendes Bewußtsein von dem Dienst hegen sollten, dem sie sich durch den Traueat hinzugeben haben. Sie sind gleichsam nur angewiesen, zu verpflichtet, den Beischlaf zu concessioniren. Sie haben den Gewerbschein für die Beischlafsfreiheit auszufertigen. Haben zwei Personen, die den Beischlaf ausüben mit einander, sich den richtigen Gewerbschein gelöst, so heißt es Ehe; haben sie es unterlassen, so heißt das scortatio.

Immerhin mögen diese Worte das äußerste Extrem des Verhältnisses aufstellen; dies Extrem gehört zu den nicht ausbleibenden Vorkommnissen und kann als solches nicht bestritten werden. Beratgenswürtigen wir uns also nun den denkenden und gewissenhaften Juristen, der wegen desselben um Rath gefragt wird. In der Rechtswissenschaft ist mehr wie in den übrigen Fächern das Essentielle der Begriff. Deshalb wird für unser Problem zuerst die Frage nach dem Begriffe als nach dem Rechtsfundamente zu erwachen haben, auf welchem jenes bedenkliche Verhältniß ruht, und das demselben seine Begründung, wenigstens seine Rechtfertigung giebt. Es wird sich nichts Anderes entdecken lassen, als das Princip der Vertragsbeständigkeit und es wird auf dessen Prüfung ankommen. Dadurch denn gelangt der Gegenstand in den Kreis der juridischen Competenz, die nun vollkommen gerechtfertigt erscheint. Als religiöses, ethisches und politisches Problem mußte sie derselben verweigert; allein so weit es einer Kritik des Princips der Ablöslichkeit überhaupt galt, dieselbe die Commissionen über reinjuridische Functionen antreten und die Frage überdaupt in Betrachtung nehmen: in wie weit die Principe der Ablöslichkeit und der Expropriation im Ganzen bei zu großer Ausdehnung nicht eine Exercise aller Rechtsbeiligkeit vermitteln müssen, die nichts Anderes nach sich ziehen konne, als allgemeine Dechristianisirung, d. h. Bruch des göttlichen Bundes, Barbarisirung und Revolutionirung. Ja sogar nahmen hiermit die Glieder der Commissiyen wiederum die Stellung der Juristen des alten Rom, dieser Priester der Themis und Cultoren der ewigen Rechtsbeiligkeit, gegenüber dem Prätor und dem Edikt, ein. Sie durften auswerksam machen auf das de res publica, hier die Monarchie, debredendt detrimentum, wenn die beiden aus den Zugen geratheten Determinationen zum Princip totaler Ablöslichkeit und Expropriation nicht wieder auf die ihnen nothige Begrenzung zurückgeführt würden. Denn Eigenthum, welches Consubstantialität der Personen und der Sache ist, so wie Bundesverhältniß bilden die Grundsäulen der Rechtsheiligkeit, deren Umsturz uns instradirt in die Bahn zum Heidenthume. Hier hatte folglich die juridische Consilitarie Commissiyen zu fechten, eben so sehr für Altar und Heerd im Allgemeinen als im Besonderen; d. h. so weit das ehrliche Verhältniß dadurch mit berührt ward. Bahnbrechend also steht diese Commission da, wenn es so genommen wird, daß sie reellart hatte, der religiöse, ethische und politische Standpunct sei zwar nicht der ihrige, wohl aber der juridische, und von diesem aus sei sie im Stande, die beiden grundverderblichen Ab- und Irrwege zu vermeiden, auf denen man sich durch die Ablösungs- und Expropriationstendenz befände, die jeder Beziehung nach Restrictien erforderte und die zunächst, als grundfalsche Codification, wegen des nicht einmal als Bund gewürdigten ehelichen Verhältnisses geschtet und eyrirt, nämlich auf die Wahren und rechten Bahnen zurückgeführt sein wollte.

Wir überlassen es dem eigenen Urtheile der Commissiyen, ob gegen die beiden sie angreifenden Allg. Zeitungen Deutschlands Obiges die alleinige richtige Apologie sei, und wir wenden uns nur noch mit wenigen Worten zu der den deutschen, hauptsächlich den preußischen Adel, hierbei des rührenden Betheiligung.

Preußens Monarch will nämlich über die wichtige Angelegenheit auch die Stände hören. Ein wichtiger Umstand! — Denn wir haben hier Bauern, Bürger und Adel. Welche Ansichten werden sich bei jeder dieser drei Klassen herausstellen! — Höchst wahrscheinlich werden die Städter möglichste Erschwidungsfreiheit fordern. Der schlichte Bauer wird derselben aus ethischem Instinct widersprechen. Wer also nun der Adel? — Wenn es noch einen solchen giebt in der Preußischen Monarchie — von der Provinz Ostpreußen sehen wir dabei einstweilen ab —, so wird er, nur er, mit Bewußtsein und mit voller Geistesklarheit, aus religiosen, ethischen, politischen, zum Theil auch standesgemäßen Motiven für die ehrliche Unauflösslichkeit in die Schranken treten. Denn wie unterscheiden einen depravirten und einen unbepravirten Adel. Alle Adelsdepravation aber hängt genau zusammen mit den mannigfachen Formen der scortatio. Der depravirte Adel fordert den Widerspruch selbst. Er will für den Tugendspiegel der Nation gelten dürfen, auch wenn er Hurerei treibt. So wird er der Nation zum Vorbilde der scortatio, mit der denn doch am letzten sich Ehrenhaftigkeit verträgt, weil diese durch scortatio völlig ausgetilgt wird. Als Gegensatz hiervon stabilt der unbepravirte Adel, dem verbuhlte scortatio eben so sehr ein Abscheu ist, wie Unauflosslichkeit der Ehe und Ehrwürdigkeit hingegen ihm ein Heiligthum bleibt.

Litterarischer Salon.

Unter dem Titel: Ueber den katholischen Charakter der antiken Tragödie und die neuesten Versuche der Herren Tieck, Tölken und Böckh, dieselbe zu dekatholisiren, Mainz 1842, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann, hat Herr Wilhelm von Schütz ein in seiner Art sowohl, als auch in seiner Ausführung, zeitgemäß interessantes Werkchen herausgegeben. Der sehr geachtete Herr Verfasser hat sich mit dieser geistreich durchgeführten Abhandlung um den in neuester Zeit aus seinem Dunkel wieder hervorgetretenen Gegenstand ein namhaftes Verdienst erworben; und wenn auch der von aufgestellten Ansicht von dem katholischen Charac-

Digitized by Google

ter der antiken Tragödie mancher Zweifel entgegen treten, manches Bedenken begegnen dürfte; wenn auch dies besonders bei dem sinnreich eingeflochtenen Grundgedanken einer möglichen Verbindung der antiken Tragödie mit dem Mosaismus, der Fall sein dürfte; so ist letzterer doch gewiß einer näheren Prüfung werth, um darüber in's Reine zu kommen, ob er abzuweisen, oder weiter zu benutzen sei? Wir verfehlen daher nicht, die geehrten Leser der Adelszeitung auf genanntes Werkchen aufmerksam zu machen und es ihrer Beachtung freundlichst zu empfehlen.

Friedrich von Sydow.

* * *

Das von Johann Ferdinand Neigebaur und Ferdinand Aldenhoven herausgegebene „Handbuch für Reisende in Griechenland" (Leipzig, Brockhaus, 1842; 2 Theile) ist besonders reich an statistischen Notizen, welche den Herausgebern von der griechischen Regierung mitgetheilt wurden. Aldenhoven starb bekanntlich während des Drucks des Buchs in Athen; er hatte zehn Jahr in Griechenland gelebt. (40.)

* * *

Angelo Frignani's Memoiren, welche in einer deutschen Uebersetzung bei F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel „Mein Wahnsinn im Kerker" erschienen, gewähren das Abbild eines Mannes, der jedenfalls zu den merkwürdigern Menschen der neuern Zeit gehört. Er erwählte für seinen Theil das Grausigste, was sich der menschliche Geist denken kann — den Wahnsinn, um aus seinem Kerker befreit zu werden, was ihm endlich auch gelang. (40.)

* * *

Die theologische Literaturgeschichte erhielt einen schätzbaren Beitrag durch H. Ratjen's Schrift „Johann Friedrich Kleuker und Briefe seiner Freunde". (Göttingen, Dieterich'sche Buchhandlung, 1842). — Kleuker starb bekanntlich zu Kiel 1827 als Professor der Theologie. Der Schrift beigegeben sind noch im Anhange zwei Briefe Immanuel Kant's an Hamann. (40.)

* * *

Von dem wackern, geist- und talentreichen Dichter Adolf Bube in Gotha, erschien eine interessante kleine Schrift, welche wir besonders den Lesern dieser Blätter empfehlen wollen. Sie führt den Titel „Gotha's Erinnerungen an die denkwürdigen Jubiläge des Jahres 1842" (Gotha, Gläser'sche Buchhandlung, 1842) und enthält eine getreue Schilderung der Feierlichkeiten beim Empfang der neuvermählten Durchlauchtigsten Erbherrschaften im Herzogthume Gotha. Die ganze Schrift ist in einem lebendigen, blühenden Style abgefaßt und mit drei lithographischen Darstellungen aus der Anstalt von Arnz in Düsseldorf geziert. (40.)

* * *

Schon erschien die fünfte Lieferung des „Ulrich von Hutten" von Ernst von Brunnow in Dresden. Entschieden ist der Beifall, mit welchem dieses herrliche Werk des geehrten und beliebten Dichters von den achtungswerthesten kritischen Organen Deutschlands aufgenommen wird. War ein Mann fähig das Leben unseres deutschen Ulrich von Hutten zu schildern, so ist es eben Ernst von Brunnow! ward irgendwo mit Recht gesagt. — Auch in diesen Blättern wird das genannte Werk demnächst ausführlicher besprochen werden. (40.)

Intelligenzblatt.

In diesem Intelligenzblatte werden passende Anzeigen, als: Familiennachrichten, litterarische Anzeigen, so wie An- und Verkäufe von Rittergütern, Stellengesuche und Anerbieten in Bezug auf dieselben, aufgenommen. Die gespaltene Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. od. Bgr.; 7½ Kr. Conv.; 8½ Kr. Rhein.) berechnet.

Für die hülfsbedürftige adelige Familie,

zu deren Unterstützung in der Beilage zu Nr. 66 d. Bl. v. J. und wiederholt in der Beilage zu Nr. 78 aufgefordert worden, sind ferner bei uns eingegangen:

7) Von Sr. Excellenz dem K. K. Österr. Feldmarschall-Lieutenant Grafen von Hochenegg 3 Thlr. 24 Sgr.

Wir zeigen dies im Namen des Empfangers mit dem innigsten Danke an, und bleiben zur Annahme und Beförderung fernerer milden Gaben bereit, da der Gesammtbetrag des bisher Eingegangenen — 10 Thlr. Geld und 24 Thlr. 24 Sgr. — zur Linderung der wirklich großen Noth noch sehr ungenügend erscheint.

Verlags-Expedition der Adelszeitung.
(B. G. H. Schmidt in Nordhausen).

In der Berliner Verlags-Buchhandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reaction und Adel.

Eine Mahnung. Nebst einem Anhange aus dem Tagebuche eines Royalisten. Vom Verfasser des fliegenden Blattes an den Adel deutscher Nation. Dieu pour la noblesse. gr. 8. Preis 10 Sgr.

* * *

So eben ist fertig geworden, und kann durch jede Buchhandlung von uns bezogen werden:

Dannenberg, C. W., Synchronistik der Schreckenstage Hamburgs vom 5. bis 8. Mai 1842 und deren Folgen. (1r Band.) 19 Bogen. 1½ Thlr.

Diese Zusammenstellung aller auf dieses Ereignis bezüglichen Dokumente nach ihrer Zeitfolge giebt allein den Auswärtigen ein getreues Bild des Zusandes, in dem sich Hamburg während und nach jener Katastrophe befand, und wird deshalb für alle auswärts lebenden Hamburger von großem Interesse sein.

Gründliche Darstellung der feinern Strickkunst oder Anweisung nach einer leichtfaßlichen Methode in kurzer Zeit mehr als 100 Strickmuster zu erlernen, von J. H. W. 2te Auflage, mit 112 lithographirten Abbildungen. Hamb. 1842. 1½ Thlr.

Hamburg. Herold'sche Buchhandlung.

* Druck und Verlag von B. G. H. Schmidt in Nordhausen und Leipzig.

Digitized by Google

Literaturblatt zur Zeitung für den deutschen Adel.

№ 6. Februar. 1843.

Literatur.

L. Storch's Schriften. Gesammtausgabe. Erste Serie in 12 Bänden. Davon: **Der Freiknecht.** 4 Theile. Druck und Verlag des Verlagscomptoirs in Gotha. 1842.

Es ist bereits in diesem Blatte einiger Werke ehrend gedacht worden, die im obigen Verlage erschienen sind, und wir sind insbesondere dem Verlagscomptoir in Gotha zu großem Danke verpflichtet, daß dasselbe jetzt eine Gesammtausgabe der L. Storch'schen Schriften veranstaltet. Von diesen liegt uns nun der „Freiknecht" vor, dessen Erscheinen, in einer neuen Gestalt, wir zum zweiten Male begrüßen.

Ein Kritik desselben ist überflüssig, da ihm längst die beste Kritik von dem Lesepublikum wurde, indem dasselbe den „Freiknecht" unter die Zahl seiner Lieblinge aufnahm und achtete. L. Storch zeigt sich darin als der durchaus gemüthliche Erzähler, den wir in allen seinen Arbeiten wiederfinden. Die Charaktere, meistens auf historischem Grunde basirt, sind mit einer seltenen Wahrheit geschildert, sowie auch der Gang der Erzählung nirgends schleppend oder langweilig wird, sondern immer, trotz der weiten Anlage und Ausführung, spannend und unterhaltend ist. Selbst auf der Bühne ist der „Freiknecht," wiewohl im nothwendig-kargen Zuschnitt der Frau Ch. Birch-Pfeiffer, ein immer gern gesehenes Stück.

Daher können wir diese neue Ausgabe eines beliebten Dichters des deutschen Volkes mit Recht jedem Literaturfreunde bestens empfehlen, zumal sich dieselbe durch Eleganz, Papier und correcten Druck vortheilhaft auszeichnet. —

(124.)

Emanuel Straube's Schriften. 1. Band: **Die Pest in Wien.** Wien und Leipzig, bei Joseph Stöckholzer v. Hirschfeld. 1842.

Diese dem hochverdienten Dichter Castelli gewidmete historische Erzählung führt uns im romantischen Gewande eine Epoche aus der Geschichte Wiens im 18. Jahrh. vor.

Wenn wir auch nicht überall mit der Art und Weise, wie dies geschehen, mit dem Verfasser übereinstimmen können, wenn wir manchen trockenen Schilderung und manchem Provinzialismus begegnen: so hat doch die Erzählung interessante Stellen und Situationen, unter denen wir besonders die Scene zwischen Ernst und Marie im 9. und 10. Kapitel und den Schluß (15. und 16. Kapitel) hervorheben. Einen Inhalt der Erzählung vermeiden wir hier absichtlich und fordern die Freunde romantischer Lectüre auf, das Buch selbst zu lesen. — Druck und Ausstattung sind gut. (124.)

Friedrich v. Raumer: Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich II., geh. am 26. Jan. 1843 in der kön. preuß. Akademie der Wissenschaften. Leipzig bei Brockhaus, 1843.

Schon seit längerer Zeit hat eine gewisse Partei es sich zum Gesetz gemacht, die Religiosität Friedrichs des Großen zu verdächtigen und diesem Könige die Verbreitung und Pflege einer zu seiner Zeit angeblicher Weise ganz Deutschland durchdringenden Glaubenslosigkeit zur Last zu legen. Was sich gegen das Verläumderische dieser Anklage sagen ließ, stellte bereits im J. 1810 der treffliche v. Dohm im 4. Bde. der „Denkwürdigkeiten meiner Zeit" zusammen. Gleichwohl ist dieselbe nach dem Grundsatze: calumniare audacter, semper aliquid haeret fortgesetzt, erneuert und bis auf heute fortgepflanzt worden. Dies gab dem geistreichen Friedrich v. Raumer zu Berlin Anlaß, in der oben genannten Rede sich ganz in des edlen v. Dohm's Weise des Verstorbenen auf's neue anzunehmen. Wir theilen aus derselben folgende Stelle mit: „König Friedrich II. sagt man, hatte nicht den rechten Glauben. Welchen ist denn aber der rechte Glaube, den er haben sollte? Welches Jahrhunderts, welches Volkes, welches Bekenntnisses? So lange sich nicht einmal die Mitglieder einer theologischen Facultät hierüber verständigen und einigen können, haben auch die Laien einen Anspruch auf christliche Liebe und nachsichtige Beurtheilung. Mögen manche Geistliche das Wesen des Christenthums nicht in Dem sehen, worüber alle Parteien übereinstimmen, sondern in Dem, was sie trennt und worüber sie hadern; ein König, der sich diesen Standpunkt aneignete, wäre gewiß in der Irre. Mag das Ergebniß der ernstesten, aber von der Oeffentlichkeit der Versammlungen Forschungen Friedrichs II. über die Religion im Jahre 1840 ungenügend erscheinen, sofern wir ihn als einen Privatmann betrachten und katechisiren; seine königliche Religion war die rechte, schon deßhalb, weil er niemals seine königliche Macht in die Wagschale legte, um seine Privatüberzeugung auf entschiedende Weise geltend zu machen. Bietmehr sagt er: Des qu'il s'agit de s'énoncer en public, ma maxime constante est de ménager la délicatesse des oreilles superstitieuses, et de ne choquer personne*).

(Fortsetzung folgt.)

Literarischer Salon.

Die „schwarzen Blätter" von Fr. Steinmann sind höchst interessante Mittheilungen über Verbrechen, Strafrecht und Strafgerichtsverfahren, sowohl aus alter als aus neuerer Zeit. Aus letzterer Zeit sind: der Prozeß gegen den Wiedertäuferkönig Johann von Leiden und seine Genossen, ein Beitrag zur Geschichte des Hochverrathsprozesses wider Wallenstein, Michael Kohlhaas und mehrere andere Fälle gegeben. Die Gegenwart liefert den interessanten Prozeß des Freih. v. Cotta gegen Steinmann, den Herausgeber des Mefistofeles, mit allen Actenstücken und Belegen. (124.)

* * *

Von Zschocke's „Selbstschau" ist binnen 1¼ J. schon die 3. Aufl., und von den „Stunden der Andacht" bereits die 22. Ausg. erschienen.

*) Oeuvr. posth. II, 436.

Intelligenzblatt.

№ 2. Februar. 1843.

Anstellungs-Gesuch.

Ein Familienvater, 39 Jahr alt, welcher eine Reihe von Jahren als Rentmeister mehrere Güter einer adlichen Herrschaft in Westphalen verwaltet, und darüber die **befriedigendsten** Zeugnisse beibringen wird, und überdies gerichtliche und administrative Nebenämter bekleidet, sucht Verhältnisse halber in gleicher Eigenschaft eine anderweite dauernde Stellung; auch kann Derselbe angemessene Kaution leisten. Die Expedition dieser Zeitung ertheilt vorläufig nähere Auskunft.

Bei **Julius Helbig** in **Altenburg** ist erschienen:

Dr. **Johann Gottlob Klarezoll's**

Hinterlassene Predigten.

Erster Band. **Sonntagspredigten über die evangelischen Perikopen.**
gr. 8., elegant ausgestattet, 25 Ngr.
Zweiter Band. **Festpredigten.** gr. 8. 25 Ngr.

Die Jenaer Literatur-Zeitung in Nr. 196, Jahrgang 1840, sagt u. A. von diesen Predigten: Klarezoll's **ausgezeichnetes** Predigertalent glänzt auch aus diesen Reden hervor. Ueberall erkennt man wieder den scharfblickenden Mann, der am sichsten **psychologisch-religiöse Betrachtungen** über einzelne Tugenden und Fehler anstellte, der den herrschenden Zeitgeist richtig zu würdigen verstand und vor den Verirrungen desselben mit Wärme und Freimüthigkeit warnte, der mit Begeisterung über ächte Religion sprach, und auf einen endlichen Sieg der Wahrheit und Tugend mit Zuversicht hoffte.

Der deutsche Rhein.

Lied von N. **Becker**, componirt von **Carl Bräuer**, Cantor in Werdau, zum **Gebrauch für Schulen zweistimmig** gesetzt. Preis 1 Ngr.

25 Exemplare nur 10 Ngr.

Um diesem patriotischen Liede Eingang in die ärmste Landschule zu verschaffen, ward ein so überaus billiger Preis gesetzt (im Partiepreis nur 4 Pf. pro Stück), und mache ich deshalb hierauf besonders aufmerksam.

Dasselbe Lied

im Clavier-Auszug von **C. Bräuer**. Preis 5 Ngr.
Entschieden ist die **Bräuer**'sche die volksthümlichste Melodie, einfach und gefällig, wie ein Volkslied klingen muß.

Osterländisches Liederbuch für die Jugend

zur **Erweckung des Sinnes für Natur und geselligе Freude.**

Herausgegeben von einigen Lehrern Altenburgs.
(15 Bogen) gr. 16. Preis 5 Ngr. — gebunden 7½ Ngr.

Vorliegendes Liederbuch zeichnet sich schon in dem Umfange und in der Ordnung der Lieder vor ähnlichen Sammlungen aus. Besonders aber möchte es in Bezug auf ihre Auswahl und Tendenz Vorzug verdienen. Von den vorhandenen Büchern greift keines auf diese Weise und mit diesem Zwecke in den Sinn, die Sprache, das Leben der Jugend ein, keines schließt ihr mit der Herzlichkeit, mit der edlen Klarheit und Wärme die Welt auf, die Erde, wie sie vor ihr liegt in der schönen Natur, in deren Offenbarungen, Erhebungen und Freuden die Welt in ihrer erweklichen Frische, in welcher erst, als in seiner heimischen Sphäre, das Kind sich recht gefällt, sowie sich dessen bewußt wird, was es werden will und soll — ein Bürger der Erde, ein Mensch, ein Engel Gottes; in der es sich als ein gelichtet und wiederliebendes Glied in der Kette himmlischer Geister fassen und fühlen lernt. Daß unsere Jugend wenigstens zur Natur zurückkehre und hier in dieser Schule aller Schulen, in diesen heilig-heitern Hallen geradezu durch Gottes Zeichen und Wunder für die ewige Wahrheit, Einfachheit und Fröhlichkeit eingenommen werde, was anders thut ihr noth in dieser geglätteten, gekünstelten und wirren Zeit?

Und das will das Liederbuch. Es will der Jugend zum Führer auf den freundlichen Wegen des Schöpfers dienen, ihren Gefühlen dabei Ausdruck, ihrem Ausdrucke Licht und ihrem Lichte Stärke und Dauer verleihen. Allein nicht diesem allgemeinen Bedürfnisse nur sucht es abzuhelfen, sondern es eignet sich auch wohl zu einer Leib und Seele kräftigenden Speise in der Schule, zur feierlichen Unterhaltung bei Schulfesten und vorzüglich zu Redeübungen. Papier, Druck und der äußerst billige Preis werden nichts zu wünschen übrig lassen.

Blicke aus der Reformation

des sechzehnten Jahrhunderts in die kirchlichen Wirren unserer Zeit

von **Georg Pleißner**, Pastor in Flemmingen.
gr. 8. elegant broch. 1 Thlr.

Die Gegenwart,

ein geographisch-statistisches

Hülfsbuch für die Gegenwart,

enthaltend die neuesten Veränderungen und Entdeckungen, als Ergänzung zu jedem geographischen Handbuche, und ausführlichere Darstellungen, als Beiträge zur Erörterung jetziger Verhältnisse. Nebst einem Anhange: **Chronik der Jahre 1835 bis Frühjahr 1841** von Dr. A. Keber.
2. wohlfeile Ausg. gr. 8., eleg. brosch. Preis 10 Ngr.

Die neusten Zeitereignisse geographische Veränderungen und Entdeckungen sind in ansprechender Weise hier erzählt. Ein wohlfeileres (20 Bog. für 8 gGr.) und zweckmäßigeres Handbuch der Gegenwart dürfte dem gebildeten Publikum noch nicht geboten sein.

Hierzu eine Extrabeilage: **Prospectus von Einsiedel's Adelsbuch der Sächsischen, Reußischen und Schwarzburgischen Staaten.** (Der dazu gehörige Probeartikel **„Arnim"** wird in der nächsten Nummer mitgetheilt.

Druck der Hofbuchdruckerei und Verlag von Julius Helbig in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 7. Mittwoch, den 25. Januar. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. Sächs. oder 12 Fl. Conv.-Mze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Gr. (2½ Sgr. od. Ngr.) berechnet.

Fernere Beleuchtung der Schrift: Preußen, seine Verfassung u. s. w. von v. Bülow-Cummerow.

Von
Wilhelm von Schütz.

(Vgl. Jahrg. 1842. d. Bl. Nr. 101–103.)

Wir kommen zur vielleicht interessantesten Seite jener Einrichtung des Cassenwesens, welche Friedrichs Schöpfung war. Es ist eine Correspondenz mit der Verfassung von so inniger Art, daß dadurch im Voraus den Zerstörungsversuchen entgegengearbeitet war, die beim Eintritt drangvoller Perioden fast jedes Mal gegen den Verfassungsstand auftauchen, und denen auch Preußen nach dem Schluß des Friedens von Tilsit preisgegeben ward.

Um den Sturm darauf einzuläuten, bediente man sich damals einer sophistischen Wendung. Es wurde gefragt: ob es die Verfassung sei oder die Verwaltung, welche das Staatenwohl gründlicher sichere? —

Seltsame Fragestellung. — Braucht denn nicht von jenen beiden nur die eine vieiös zu sein, um die andere mit zu verderben? Eine gute Verfassung, schlecht verwaltet — wenn dies anders möglich ist — wird werthlos, schädlich und drückend. Eine schlechte Verfassung kann durch eine gute Verwaltung — wenn anders solche hier möglich ist — zu keiner Tugend und Tüchtigkeit gelangen. Es machte damals eine Schrift viel Aufsehen, die den Beweis an England sichern wollte, daß das wesentlichere Erforderniß die Verwaltung darstelle, die in England so sehr wenig Mittel koste und ungemein exact, dabei höchst einfach, sich vollziehe. Die Erscheinung selbst räumen wir ein. Aber was ist sie mehr, was anders, als die nothwendige Folge und Wirkung, die nicht ausbleiben konnte da, wo sich eine viel-hundertjährige Verfassung dergestalt dem Boden eingewurzelt, dergestalt dem nationellen Daseyn eingeerbt hatte, daß sie beides geworden war, Gegenstand heiliger Ehrfurcht und Gegenstand gründlich inniger Liebe? —

Dies aber unterscheidet Verwaltung und Verfassung wesentlich, auch am bedeutsamsten, daß jene nun und nimmer Gegenstand der Verehrung und Liebe werden kann, während diese sich beide erwirbt, ja sogar sie sich pflanzt und anbauet. Wie blödsüchtig zeigen in dieser Beziehung sich die meisten Staatsmänner? Keine Verwaltung bringt es höher als zu Flitterwochen. Der silbernen, ungleich mehr noch der goldenen Hochzeit Festfeier kann nur in und mit der Verfassung erfolgen. Sind aber silberne und goldene Hochzeit im Verhältnisse des geselligen Menschendaseyns nicht eben so herrliche Erscheinungen als in seinem politischen? — Jede goldene, schon jede silberne Hochzeit ist ein sehr erfreuendes Ereigniß, begehen sie Ehegatten oder begehen sie Verfassung und Nation, Dynastie und Volk. Aber die Falschheit oder die Lugsucht, im Bunde mit innerer Schlechtigkeit und Geistesarmuth, die stets nach Neuem hascht, bloß um sich selbst emporzubringen, entstellt das Sachverhältniß. Merkwürdige Sophismen werden aufgestellt. Bald flüchtet man zu dem widersinnigen Gleichnisse von einem abgetragenen Gewande, welches Spießbürgerlichkeit lieber geflickt sieht, als durch ein neues Kleid, zu welchem das Zeug vorhanden ist, ersetzt. Bald flüchtet man zu dem gleich unpassenden Bilde, welches der silbernen oder goldenen Hochzeitsfeier den Widersinn unterstellt, daß dadurch die unverändert gebliebenen jugendlichen Bedingun-

Digitized by Google

gen des ersten Ehebundes wiedergebracht werden sollen. Wie befreiten, die falsche Combination enthüllend, Beides.

Wer denkt beim silbernen und goldenen Hochzeitsfeste wohl daran, die Tage des Brautgemaches zu erneuern? Man feiert nur die Anerkennung des Segens, welchen der Ehebund ausgestreuet hat; man fasst den Vorsatz, ihn für das nächste Stadium des Lebens nur noch heiliger zu achten und zu pflegen. — Wie passt bei einer langlebend gebliebenen Verfassung das Gleichniß vom abgetragenen Gewande? Hohes Alter, lange Lebensdauer gewinnt eine Verfassung nur durch ihre innere Angewiesenheit und Vitalkraft. Daraus bleibt das richtigste Kriterium für sie ohne Zweifel das von Fiviés aufgestellte der Reaction gegen den Zerstörungsversuch. Solches Reagiren kann nur eintreten, wo noch Leben waltet; kein morsch gewordenes mechanisches Getriebe bringt sie hervor. Tüchtig ist hiernach, was Reaction erregt.

Ostpreußen war lange und wird mit jedem Jahre mehr eine dem übrigen Lande verhängnißvolle Provinz! Die ganze Nation dürfte gut thun, sich dagegen wachsam zu erhalten. Man hat in jener Region den Begriff des wahren politischen Lebens verloren und sich hingegeben an den des Mechanismus, — méchanique de la société, wie sich Rubichon ausdrückte — und hat sich gleichsam vergafft in den Lieblingsgedanken eines schwunghaften Betriebes oder Getriebes von neuer Construction. Folgende Characterzüge aus der Geschichte werden es uns deutlich machen.

Treffen ein Land Bedrängnisse, die zu ungewöhnlich schweren Anstrengungen nöthigen, so werden daran sich zwei entgegengesetzte Erscheinungen heften. Auf der einen Seite gewissenhafte Sorgsalt, zu hindern: daß die nöthigen neuen Impositionen in keinen zerstörenden Conflict gegen die positive Verfassung treten. Auf der anderen Seite verwegener Uebermuth, das vorübergehende Bedürfniß zu einem die Verfassung erschütternden Versuch zu benutzen, um in deren Stelle administrativ willkührlichen Mechanismus zu setzen. Europa's frühere Jahrhunderte wurden wenig von dieser letzteren Richtung behelligt, wie dies weniger die allgemeine politische Geschichte als die besondere Geschichte der Verfassungsbildungen und Besteuerungen zeigt. Das letzte schöne und edle Bild vaterländischer Verfassungsliebe in Zeiten unabweislicher Noth dürfte Polen gegeben haben, als es der Erhaltung seiner Integrität und Freiheit galt. Es ist eine alte sich immer wieder selbst aufwälzende Schmähung, daß bei solchen Verhältnissen es Praxis der Geistlichkeit und des Adels sei, sich der Mitleidenheit zu entziehen. Nicht so damals in Polen, wo ein Weg eingeschlagen wurde, so stets weise wie verständig und angemessen. Geben wollte man und leisten von beiden Seiten, nur weder steuern, noch sich steuerpflichtig machen. Die Geistlichkeit nannte ihre Ueberbringung: subsidium charitativum, der Adel die seinige offiara, oder das freiwillige Opfer, die Verfassung blieb dabei völlig intact, der Pole ceitgiss, aber frei.

Bald aber bereiteten in Europa's Westen sich entgegengesetzte Erscheinungen vor. Der freie Sinn ging weit genug, einer schlechten Finanzverwaltung, einer Dilapidation der Einkünfte Vorschub zu leisten, um mit Kunst einen Nothstand herbeizuführen, welcher den Umsturz der Verfassung beschönigen sollte. Nur zwei Staaten widerstanden jener verwerflichen Tendenz: Oesterreich und England, obwohl dem letzteren Reiche die Julusrevolution eine der schlimmsten Lagen brachte. Es kam wirklich bis zu einer Verfassungsverletzung, in welcher wohl nur aus Berechnung Maaß gehalten wurde. Die Combination dürfte dann bestanden haben, daß man bald wiederkommen und bei erster günstiger Gelegenheit mit erweiterten Ansprüchen auftreten werde. Viel erwartet wurde von inmittelst zu hoffender Verbreitung chartistischer Ansichten und von den zu ihrer Förderung gestifteten Associationen. Unbedroht war England nicht; allein die Dinge nahmen eine der Berechnung zuwider laufende Wendung, die Chartisten mußten eine Anwälderung zwischen Whigs und Tories vermitteln, wie sie mich zu erwarten stand. Sie kann aus einander fallen, allein die Anzeichen lassen eine Dauer erwarten, wie sie vielleicht noch nicht statt gefunden hat.

Wie verhält sich Preußen zu jenen Aeußerungsweisen? Hat es sich für das südeuropäische Procedüren, oder hat es sich für Oesterreichs und Englands Maximen ausgesprochen? Weder jenes noch dieses läßt sich behaupten. Daraus wäre ein Halten der Mitte zu folgern. Allein Fragen wie diese gehen wie gern aus dem Wege, ihrer Unbestimmtheit und Schiefheit wegen. Man lasse, um nicht unrichtig zu urtheilen, sie ganz liegen und wende sich der Thatsache zu. Soll aber doch einmal gefragt werden, so wäre in Betrachtung zu ziehen, wie Friedrich II. das Problem genommen hatte und wie es zu Königsberg behandelt worden.

Man preiset den seltenen Monarchen wegen seiner Vorurtheilsfreiheit, seines überschauenden Blickes, seines durchdringenden Verstandes, seiner praktischen Energie, seiner seltenen Freisinnigkeit. Vielleicht ward er durch dies Alles vielen der damaligen Gekrönten unbraumen, denen er viel zu wenig in der hergebrachten Bahn blieb. Diese Eigenthümlichkeit dürfte die höchste des außerordentlichen Mannes sein; ward sie am meisten verkannt, so lag dies eben in ihrer Ungewöhnlichkeit. Bemühen wir uns daher einmal, recht ernstlich für die seltene Erscheinung den wahren Standpunct zu gewinnen!

In den höchsten Lebens- und Regierungsfreuden des Beerwigten gehörte und ein wahres Fest bereitete ihm jede Gelegenheit und Veranlassung, die hergebrachte Bahn aufzugeben und sich eine neue zu brechen. Wer darf von solcher Persönlichkeit urtheilen, daß ihr Characteristisches Conservatice des Absoluten sei? — So darf Friedrich nicht genommen werden. Er war der Titan seiner Zeit. Aber ihm fehlte dabei weder Mäßigung, noch Ruhe und Klarheit des Geistes. Dieser Geist wußte die allerschärfste Grenze zu halten, erkannte jeden

Digitized by Google

Augenblick die nicht zu überschreitende Demarcationslinie, ward dann aber so sehr die politische Enthaltsamkeit selbst, daß er die lebendigsten Anregungen suprimirte, die er in sich für neue Schöpfungen empfand. Sollten nicht, wäre die Revolution noch bei seinen Lebzeiten ausgebrochen, er selbst aber noch um ein Jahrzehend jünger gewesen, die Dinge eine andere Gestalt angenommen haben?

Man kann es nicht wissen; also auch mein Privaturtheil mag auf Irrthum ruhen; allein das Gegentheil ist trotz dem möglich: theils habe ich die Frage oftmals durchdacht, theils sie mit Thatsächlichem in Verbindung gestellt; und stets ward mir das nämliche Resultat. Ich versuche, mich darüber bestimmt auszusprechen. Sollte ein Genius, wie der Friedrichs, die Nothwendigkeit des Eintritts der Revolution nicht vorher erkannt haben? — Mir wird man es nicht glauben machen. Allein was sah dieser Herr von der großen Katastrophe? — Meiner Meinung nach nur dieses, daß sie eintreten werde. — Allein wie mit dem Endresultat? — Ich meine, darüber habe sich Friedrich niemals entschieden, wohl aber die Schlußfrage richtig erkannt gehabt: nämlich daß es gelten solle dem Siege entweder der Philosophie oder Religion. Man erfasse den Monarchen aus diesem Standpunct, und gewisse Aufschlüsse werden nicht warten lassen.

Wie sollte nicht Friedrich den Kampf zwischen Glaube und Unglaube, Religion und Philosophie, Historisch-positivem und Rationellen in sich durch gemacht haben? Und wenn es geschehen sein muß, so dürften wir fähig sein, aus geschichtlichen Vorlagen Vermuthungen über den Ausgang aufzustellen. Für seine Person mag der König Philosoph — wie man es zu nennen pflegt — geblieben sein; aber gewiß erkannte er sich denn auch in jener seiner Außerordentlichkeit, die ihn zur Ausnahme erhob, und er wußte, daß letztere nicht die Regel bilde. Auch sehen wir ihn während des letzten Lebensstadium gegen die Philosophie erkalten, praktisch aber, und seinem Volke gegenüber, entschieden befliffen, das positive Festhalten an der positiven Glaubensconfession zu fordern. Die Maxime, welche sich uns herausstellt, ist keine andere als die, jede Vermischung der Confessionen eben so sehr zu hindern, als die positive Entschiedenheit für die besondere eigene zu fördern. So behandelte der Fürst das Confessionelle.

Darin läßt sich eine Überzeugung entdecken, die zu einem System führen mußte, zum System des religiösen Conservatismus, weil es wichtig schien, daß die vorausgesehene Zeit des Conflicts die Welt in einem Zustande möglichster Verwahrung, nämlich so anträfe, daß der Kampf einen besonderen Gang nehmen könne, ohne als acuter und hitzig fiebernder auf das Nervensystem des Zeitalters sich zu werfen.

Den Character dieser durchaus conservativen Politik macht ganz besonders das System des europäischen Gleichgewichts bemerkbar, zu welchem der König zuletzt sich sehr entschieden bekannte. Zur Wahl desselben konnten triftige Beweggründe unmöglich gefehlt haben. Es ist möglich, daß sie in der Voraussicht der Revolution lagen, die bei Friedrich anzunehmen so sehr viel Anzeigen nöthigen. Seine Regierung hatte ganz den Character angenommen, als erwarte er den revolutionären Ausbruch und als wolle er sich gefaßt halten auf denselben. Und wie nun, wenn die Explosion noch während der Tage unseres Nestor erfolgt wäre? Es gehört zu den interessantesten Fragen die nach der Stellung, welche der Fürst dazu würde genommen haben. Es dürfte aber auch nicht unmöglich sein, darüber eine Ansicht, wenigstens eine halbare Vermuthung aufzustellen.

(Fortsetzung folgt.)

Alençon!

Die Franken entfliegen verlorener Schlacht
Und weichen bezwungen von britischer Macht;
Der König dem drohenden Tode entgeht,
Wie sehr sind die trotzigen Franken gebeugt.

Die Britten, sie jagen auf schaudernem Roß,
Es sausen die Lanzen im fliehenden Troß,
Es schwirren die Pfeile, daß klirret das Schwerdt,
Ist feindet, der mächtig den Siegern webet?

Da stehet ein Ritter von hoher Gestalt
Allein noch trotzet der Uebergewalt.
Vor Zorne dem Braven das Herze wohl bricht,
Nur diesmal folgt er dem Könige nicht.

Heyßlich blitz's in der Seel' ihm auf:
Sein Roß hindrauset in fänhenden Lauf,
Es flitzet wie'n Heidengedanke so schnell,
Und Roß und Reiter sind balde zur Stell'.

Da wo, mit der goldenen Krone geschmückt,
Der britische König die Klinge gezückt,
Zum Hügel, von tapferen Rittern umstellt,
Hinsanket der wackere fränkische Held.

Er bricht sich durch dichte, durch erzene Reih'n
Die Bahn zum feindlichen König hinein,
Zertrümmert gar mächtig die eiserne Wand,
Umsaßet sein Schlachtschwerdt mit doppelter Hand,

Er trifft auf den König, zertrümmert die Kron',
Und schlägt sich ein mächtiges Stücke davon.
Alençon! Alençon! ruhet er laut,
Da er die Krone von England zerhaut!

Drauf sank ihm verwundet sein edeles Roß,
Er wurde bewältigt vom feindlichen Troß;
Da lag der ferechte fränkische Held,
Erstochen auf Azincourts blutigem Feld! (104.)

Tageschronik.

Berlin. — Es ist im Werke, einige adelige Fräuleinstifter zu begründen, und zwar sollen die Rheinprovinzen die beiden ersten erhalten. Dieser Umstand erscheint für den Adel sehr wünschenswerth, und wird in Rücksicht auf die Stiftung von Fideikommissen als gewissermaßen nothwendig bedingt. (124.)

Digitized by Google

Personalnotizen.

Baiern. D. Graf N. M. Fr. de Broe de la Tuvelière u. d. Frhr. v. Holzschuher-Harrlach in d. Zahl d. K. Kämmerer aufgenommen.

Hannover. Guelphn-Ord., Commdrtr. 2. Cl.: d. Oberst Graf v. d. Decken zu Berden; d. Oberstlt. v. Reitberg; — 4. Cl.: d. Capt. v. Sedisch. —

Hessen. (Kurf.). Zu Schweinsberg starb am 29. Dcbr. v. J. d. prof. Kurhess. Staatsmin. Schenk zu Schweinsberg, 78 J. a.

Oesterreich. Den Frhrn. v. Odelga, Feldmarschall-Lieutenante und wirkl. Hofkriegsrathe, wurde zugleich das Präsidium der Militär-Justiz-Normalien-Commission übertragen. — E. Fürst zu Liechtenstein, General-Major u. Brigadier, wurde dem Hofkriegsrath zugetheilt. — Befördert wurden: Zu Oberstlieutenanten die Majore: P. Graf Morzin, vom Inf. Reg. Nr. 8, Dienstthuemerer bei Erzherzog Johann, beim Inf. Reg. Nr. 1, in seiner Anstellung; C. Graf Grüne, vom Uhlanen-Reg. Nr. 1, beim Ober. Reg. Nr. 7; R. Frhr. Stillfried, vom Peterward. Gr. Inf. Reg. Nr. 9, beim Broodr Gr. Inf. Reg. Nr. 7. Zu Majoren: der Hauptmann und die Rittmeister: S. Graf Rostiz-Rinek, vom Ober. Reg. Nr. 7, beim Ubl. Reg. Nr. 1; A. Frhr. Caballini v. Ebrenburg, vom Ober. Reg. Nr. 3, im Reg.; A. Frhr. Spiegelfeld, vom Ober. Reg. Nr. 1, beim Kür. Reg. Nr. 4; Fr. Ban der Nüll, vom General-Quartiermeisterstabe, beim zweiten Wallachen Gr. Inf. Reg. Nr. 17; Fr. Dorsner v. Dorminthal, vom Szekler Hus. Reg. Nr. 11, ad latus des Gen.-Commando-Adjutanten in Slawonien, beim Peterward. Gr. Inf. Reg. Nr. 9; A. v. Forster, vom Hus. Reg. Nr. 4, beim Hus. Reg. Nr. 8. In Pensionsstand wurde versetzt der Major M. Graf Bylandt, vom Inf. Reg. Nr. 10. — Fremde Orden, außer den bereits bekannten, erhielten: Se. kais. Hoh. der Erzherzog Stephan, Chef. das Großkreuz des Großh. Toscanischen St. Josephs-Ordens; M. v. Kattena, Oberstlieut. in Pension, das Ritterkreuz des päpstlichen Sylvester-Ordens. — Zu Wien starb am 2. Jan. d. Gräfin Klovie v. Haedegg-Glaz, geb. Gräfin v. Gilleis, Sternkreuz-Ord. u. Pallastdame d. Kaiserin, 61 J. a. — In letzter Zeit sind die K. K. Feldmarschalllieut., Graf. Franz v. Kinsky (in Preußen) u. v. Hauger (z. Zt. d. Inf. Reg. Nr. 1), ersterer zu Dukawan in Mähren, letzterer zu Prag, gestorben.

Preußen. Bei der Feier des Krön.- u. Ord.-Festes wurden folgende Orden verliehen: Stern z. Rothen Adler-Ord. 2. Cl. m. Eichenl.: d. Staatsm. Graf v. Arnim; d. Gen. Maj. u. Gen. Adj. v. Lindheim; d. Landtags- u. Hofmarsch. v. Rochow; d. Staatsm. v. Savigny; d. Gen. Maj., Dir. d. Ob.-Mil. Examinat.-Comm. v. Selasinsky; — ohne Eichenl.: d. Gen. Maj. a. D., v. Hülsen. — R. Adl. Ord. 2. Cl. m. Eichenl.: d. Gen.-Maj., Commdr. d. 12. Inf. Brig., v. Arnauld; d. Gen. Maj. a. la suite, v. Below; d. Gesandte in Hamburg, v. Hänlein; d. Gen. Maj., Inspect. d. Artill.-Werkstätten, v. Jenichen; d. Gen. Maj., Command. d. 1. Landw.-Brig., v. Lillsefröm; d. Gen. Direct. d. Museen, v. Olfers; d. wirkl. Geh. Kriegsr. u. Intend. d. 8. Armee-Corps, v. Ribbentropp d. Gen. Maj. v. Kriegs-Ministerium, v. Stesch; d. wirkl. Geh. Ober-Justizr. z. Berlin, v. Bok; d. Gen. Maj., Commandant von Kosel, v. Zur Westen; — ohne Eichenl.: d. Kammerher Graf Lynar z. Lübbenau; d. Erbstandmarschall d. Kurm., Frhr. v. Puttlitz, auf Wolfshagen. — Schleife z. Roth. Adl.-Ord. 3. Cl.: d. Dir. d. Kur- u. Neumärkischen Haupt-Ritterschaft u. Gen.-Direct. der Allgemeinen Wittwen-Verpflegungs-Anstalt, Graf von der Schulenburg-Tramper; d. Maj. a. D. u. Landes-Direct., v. Waldow. — Roth. Adler-Ord. 3. Cl. m. d. Schleife: d. Maj. v. Kriegs-Ministerium, v. Döring; d. Oberstlieut. v. 18. Land.-Reg., v. Foller; d. Maj. v. Kriegs-Minister., v. Griesheim; d. Oberstlieut., Chef des Generalstabes d. Gener.-Inspect. d. Artill., v. Hahn; d. Maj. v. Kriegs-Minister., v. Herrmann; d. Geh. Ob.-Justizr. v. Möller, z. Berlin; d. Geh. Verge. v. Leyhausen z. Berl.; d. Ob.-Forstm. v. Pachelbel-Gehag z. Potsdam; d. Geh. Legationsr. u. Min.-Resident bei den Vereinigten Staaten v. Nord-Amerika, v. Rönne; d. Gen.-Landschaftsdir. auf Klöthen in Preußen, Frhr. v. Rotenhan; d. Geh. Ob.-Finanzr. v. Saldern z. Berlin; d. Maj., Ingen. d. Plages Koblenz u. Ehrenbreitstein, v. Scheel II.; d. Gutsbes. a. Kobelnitz, Regier.-Bez. Posen, v. Schwanfeld; d. Landr. v. Tschirschky; d. wirkl. Geh. Ob.-Regier.-R. v. Wedell z. Berlin; — ohne Schleife: d. Schloß-Hauptm. v. Königsberg u. erste Kammerh. d. Königin Mutter, Graf Dönhoff; d. Kammerh., Graf v. Garczynsky a. Bentschen; d. Kön. Dän. Cavit. v. Reichenstein; d. Geh. Legationsr., Graf Albrecht v. Bernstorff z. Berlin; d. Stadtr. z. Aachen, van der Brugh; d. Oberst, Commdr. d. 5. Hus.-Reg., v. Brun; d. Prem.-Lieut. a. D., Ob.-Cal.-Inspect. z. Elbing v. Graffow; d. Oberst-Lieut., Command. d. 3. Kür.-Reg., v. Kalkreuth; d. Oberst, Comdr. d. 23. Inf.-Reg., v. Koch; d. Landr. z. Osterode i. Preußen, Köbn v. Jasti; d. Oberst, Commdr. d. 4. Inf.-Reg., v. Kessl; d. Landr. v. Krocher, a. Lobsne in d. Provinz; d. Rechnungsr. v. Katorsi z. Berlin; d. Landr. v. Kleschendorff auf Seickow, Kreis Bereslow-Stargard; d. Oberst a. Kriegs-Minister., d. Maliszewski; d. Maj. v. Generalstabe, v. Olberg; d. Oberst-Lieut., Commd. d. 1. Ulanen-Reg. v. Pallandt; d. Geh. Reg.-R. v. Raumer in Berlin; d. Hauptm. in d. 1. Ing.-Inspect., v. Reinersteiu; d. Maj. a. Mil. d. Gen.-Inspect. d. Art., v. Röbl; d. Hauptm. u. Art.-Offiz. d. Platz Köln, v. Röbl; d. Berg. Br. v. Rohr z. Berlin; d. Maj. im 1. Garde-Landw.-Reg., v. Rosenberg; d. Landr. v. Saldern-Plattenburg; d. Hauptm. in d. 3. Ing.-Inspect., v. Schmeling; d. Maj. u. Adj. beim Gen.-Commando d. 4. Arm.-Corps, v. Schöler; d. Ob.-Forstmeister v. Schönfeld z. Frankfurt; d. Oberst, Command. d. 7. Inf.-Reg., v. Schuckmann; d. Geh. Justiz- u. Kammergerichtsr. z. Berlin, Graf v. Schwerin; d. Regierungsr. v. Tettau z. Liegnitz; d. Oberst-Lieut., Comdr. d. 1. Kür.-Reg., v. Trestow. — St. Johanniter-Ord.: d. Hauptm. a. D., v. Arnim auf Petznick; d. Kreis-Deput., v. Dirrings-hofen auf Paslow, Kr. Angermünde; d. Kais. Russ. Rittm. v. Glinka; d. Hauptm. z. Kümmeritz, Kreis Luckau, v. Larisch; d. Kr.-Deput. v. Lochow auf Petkus, Kr. Jüterbogk Luckenwalde; d. Forstber. v. Nordeck, auf Hemmerich bei Bonn; d. Oberst a. D., vormals im 21. Inf.-Reg., Graf v. Nostitz; d. Maj. u. Flügel-Adj. Graf zu Solms-Laubach; d. Kammerh. z. Putzigsbauten bei Güstrow in Mecklenburg-Schwerin, v. Wiereck. —

Bereits vor dem Krönungs- und Ordens-Feste erhielten:

RAOO. 3. Cl. m. d. Schleife: d. Landr. v. Schmid zu Siegen. — St. Johann.-Ord.: d. Erbgraf Friedrich Magnus zu Solms-Wildenfels. — Den Geh. Jus.-Rth. u. ord. Prof. u. der ebtsl. Facultät der Universität Berlin, Dr. v. Raumer, d. Chor. als Geh. Reg.-R. beigel. — D. Land- u. Stadt-Ger.-Dir., v. Bergshem zu Blothe z. Dir. d. Land- u. Stadtger. zu Warburg ern. — D. dieh. Kammerger.-Ass., Graf Friedrich Heinrich Oswald v. Pfeil, z. Just. Comm. d. e. Landesger. z. Glogau u. zum Notarius im Departementen bestellt. — Zu Bonn starb in der Neujahrsnacht an einem Hemleiden der Fürst Franz v. Salm-Salm, Oberst d. Sard. Garde, geb. den 5. Juli 1801.

Sachsen. D. Kammerherr Fr. K. H. v. Weißenbach auf Frauenbain, zum Oberkammerh. ern.

Druck und Verlag von B. G. L. Schmidt in Nordhausen und Leipzig.

Digitized by Google

Literaturblatt zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 7. **Februar.** **1843.**

Literatur.

Friedrich v. Raumer: Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrich's II., geh. am 26. Jan. 1843 in der kön. preuß. Akademie der Wissenschaften. Leipzig bei Brockhaus, 1843.

(Beschluß.)

Könige können, ja sie sollen ihre eigene Persönlichkeit und Ueberzeugung haben; weil aber diese Ueberzeugung nie ganz verborgen bleibt, so schließen sich ihnen (wie die gesammte Geschichte erweist) nicht blos wahrhaft Gleichgesinnte an *), sondern ganze Staaten von schwachen Seelen, Heuchlern, Ehr- und Aemtersüchtigen stellen eiligst ihre Segel um, und möchten gern die Welt überreden, sie wären die Führer und Steuerleute, während sie doch nur im Schlepptaue hängen. Mithin wirkt also schon die kundgewordene Privatüberzeugung eines Königs eher zu mächtig, als zu schwach, und es gehört ungewöhnlicher Schaffenskraft dazu, zu erkennen, oder herauszufühlen, wer eine innere Wahlverwandtschaft zu ihm hat, und wer sie sich nur ankünstelt und nachäfft.

Das scheinbar entsetzliche Paradoxon: Die wahre Religion eines Königs, als Königs, sei, keine Religion zu haben; dies Paradoxon verbirgt unleugbar einen tiefen Sinn. Von seinem hohen Standpunkte aus muß nämlich ein König die nothwendige, natürliche, heilsame Verschiedenheit der Entwickelung begreifen lernen; er muß andere Persönlichkeiten und Ueberzeugungen anerkennen, gleichviel man die seinen ehren und ihn nicht bestraft (mit Bezug auf irgend eine Dogmatik) als Ketzer bezeichnen soll.

Daß Herrscher, wie Leo der Isaurier, Philipp II., Ferdinand II., Heinrich VIII. ihre eigene volle Ueberzeugung hatten, wird Niemand tadeln dürfen; wohl aber, daß sie, ihre königliche Stellung und Aufgabe verkennend, da traurnisch eingriffen, wo nur freie Entwickelung die Wahrheit fördern und an's Licht bringen kann.

Wer ist im Rechte, der chinesische Kaiser, welcher in einer Verfügung **) nach voller persönlicher Ueberzeugung sagt: Das Ehrsiemthum ausbreiten, heißt das Volk betrügen, denn jene Religion richtet das menschliche Herz und alle Sittlichkeit zu Grunde; oder die englische Regierung, welche in Ostindien jede amtliche Zwangsbekehrung zurückweist, weil hierdurch der Gang natürlicher Entwickelung nur gehemmt und getrübt würde. — Es lassen sich Religionen, Confessionen, kirchliche Einrichtungen nicht plötzlich einführen, verpflanzen, vernichten; es läßt sich ein Theil nicht in das Ganze verwandeln, oder ein Ganzes durch bloße Willkür in lebenskräftige Mehrheiten zerschlagen. Sobald die Gesetze des Staates nicht verletzt wurden, ließ Friedrich II. die religiösen Verschiedenheiten ungestört walten und war gerecht gegen Protestanten und Katholiken, gegen Mennoniten und Jesuiten; er rechnete aber auch Nichts zu den nothwendigen Gesetzen des Staates, was eine Religionspartei zu ihrem besonderen Vortheil aufzudrängen geneigt war. Dahjenige Bekenntniß, welches behauptet: es bedürfe eines gewaltigeren Schutzes und müsse im Wege freier Forschung immer verlieren, bekennt seine eigene Schwäche. Mit Recht sagt deßhalb ein jetzt nicht in Berlin anwesendes Mitglied unserer Akademie, Prof. Heinrich Ritter:*) „Erst aus den Reibungen verschiedener Denkweisen unter einander, erst aus den geistigen Kämpfen der Menschen mit sich selbst und mit Andern entsteht die wahre Geistesfreiheit, welche zur Wissenschaft reif macht; und die eine ganz andere Ruhe mit sich führt, als Derjenige fühlt, welcher bei beschränkter Denkart seine eigene Beschränktheit nicht bemerkt, und, weil er seine Fesseln nicht sieht, sich für frei hält."

Ich meine nicht, daß es für jeden Menschen natürlich und nothwendig sei, diese Kämpfe der Wissenschaft durchzufechten, oder gar, daß jeder religiöse Glaube seine Wurzel jedesmal im Zweifel finde, und in der Kritik seinen Triumph feiere; ich behaupte nur, daß durch die Gewalt des Staats und der Könige niemals der ewige Friede in Wissenschaft und Religion herbeigeführt worden ist und herbeigeführt werden kann. Vielmehr nehmen die Kämpfe dadurch einen feindartigen, doppelt gefährlichen Charakter an, und Niemand wird den König als unparteiischen Ordner betrachten, der seine höhere Stellung aufgibt, um ein Parteihaupt zu werden. Das wußte, darnach handelte Friedrich II. und steht in diesem Bezuge als nachahmungswerthes Muster für alle Zeiten da."

(Ap.)

*) Man gedenke z. B. der frivolen und frömmelnden Zeit Ludwigs XIV. Raumer's Geschichte Europa's VI, 102, 106.

**) Downing, the Fan-Qui in China III, 66.

*) Geschichte der Philosophie I, 106.

Unterhaltungs-Saal. Zeitschrift für gebildete Leser. 1. Jahrgang. 1843. Redacteur: Adolph Hofmeister. Ronneburg, bei Hochhausen und Stieberitz; Altenburg, bei Julius Helbig.

Unter den neuen Zeitschriften, welche das Jahr 1843 gebracht hat, zeichnet sich der Unterhaltungs-Saal durch seine gediegenen und interessanten Aufsätze vortheilhaft vor vielen andern Journalen aus, und reiht er sich würdig Hesse's Nessen, Hentzsoehn's Kometen, Laube's Zeitung für die elegante Welt, Th. Hell's Abendzeitung u. a. an. Ein kurzes Vorwort entwickelt die Tendenz der Redaction, deren Wunsch es ist, daß die Zeitschrift sich in allen Gauen des deutschen Vaterlands einbürgern möge. Sie verspricht, alles Wissenswerthe und Nützliche in den Bereich ihrer Wirkungskreises zu ziehen, hauptsächlich aber der Unterhaltung durch Novellen, Gedichte, Biographien, Räthsel, Recensionen u. ihre Spalten zu öffnen. So findet ferner die Namen von 34 Mitarbeitern an, unter denen sich mehrere der vorzüglichsten und beliebtesten Schriftsteller und Dichter Deutschlands befinden, wie Alexis der Wanderer, E. v. Brunnow, A. Bube, H. Döring, Julie v. Großmann, Th. Heil, C. W. v. Knebel, Amalie Schoppe u. a. Der Unterhaltungs-Saal erscheint wöchentlich in 2 Nummern im Umfange von 1½ Bogen, mit 2 Beilagen unter dem Titel: „Nonneburger Blätter." Diese letztern sollen eine vollständige und genaue „Uebersicht der Zeitereignisse" (welche jedoch zuweilen etwas dürftig ist), ferner „literarische Anzeigen" und sonstige „Ankündigungen aller Art" enthalten. Der Preis des ganzen Jahrganges von 104 Nummern und eben so viel Beilagen beträgt für das Herzogthum Altenburg 1 Thlr. 15 Ngr., für das Ausland im Buchhandel 2 Thlr. Bei

Digitized by Google

diesem außerordentlich billigen Preise und den mannigfachen literarischen Hülfsquellen, welche der Redaction zu Gebote stehen, glauben wir, diese neue Zeitschrift mit Recht empfehlen zu dürfen. (Ap.)

Lebensbilder aus Oesterreich. Ein Denkbuch vaterländischer Erinnerungen, unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler, zum Besten der bei dem verheerenden Brande in Steyr verunglückten Familien, herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien 1843, bei Tauer und Sohn.

Dieses Album enthält neben Unbedeutendem auch recht interessante Beiträge, wie v. Feuchtersleben's Mittheilung über den verstorbenen Sänger Mayrhofer, die Erinnerung an Werner von dem Herausgeber und Lampi's Reiseerinnerung an Rom und das dortige Künstleben. Vorzüglich sind die beiden Beiträge des Fürsten von Schwarzenberg, die Sommerwanderung von A. J. Schindler, und besonders „der alte Schuldeter und sein Freund, der Major," von Böhm. — Eine Musikbeilage bietet 3 Lieder von Castelli, Jeglar und Schlegl, comp. von Fischhof, Hackel und Schubert. (Ap.)

Die Sänger unserer Tage. Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart. Für Freunde vaterländischer Poesie und zu Declamationsübungen für die gereifstere Jugend, gesammelt von Dr. Heinrich Eduard Apel, Lehrer am Gymnasium zu Altenburg. Altenburg, bei H. A. Pierer, 1842. XII und 340 S. 8. (22½ Ngr.)

Diese Sammlung deutscher Dichtungen unterscheidet sich von fast allen bisherigen Anthologieen dadurch, daß sie sich einzig und allein auf die neuesten Dichter beschränkt. Da die Dichterwerke unserer Zeit zum Theil sehr kostspielig und dadurch nur Wenigen zugänglich sind, und es zur Zeit noch an einer systematisch geordneten, sorgfältigen Auswahl derselben fehlt; so war es gewiß ein dankenswerthes und verdienstliches Unternehmen, eine Sammlung der besten poetischen Producte der Gegenwart, die so reich an herrlichen Blüthen ist, zu veranstalten, und so denselben eine größere Verbreitung zu verschaffen. Die Auswahl, nach den Sängerschulen geordnet, geschah vorzüglich mit Rücksicht auf den mündlichen Vortrag, theils für Declamationsübungen, theils zum Vorlesen in geselligen Kreisen. Voran steht mit Recht Uhland, welcher im Lyrischen eine neue Epoche begründet hat, mit der Schwäbischen Dichterschule (G. Schwab, Justinus Kerner, Gustav Pfizer) und dem ihr verwandten Wilh. Müller, welcher, obwohl dem Norden angehörig, doch ganz in Uhland's Geiste Dichter ist. Angereiht sind drei durch neue Bestrebungen in der Form eigenthümliche, ganz selbstständige Dichter: Fr. Rückert, Aug. v. Platen und Freiligrath. In dieser Abtheilung vermißte Ref. den trefflichen Ed. Mörike, dessen „Herbstfeier" und „die traurige Krönung" wir Herrn Apel für einen zu hoffenden zweiten Band anempfehlen. — In der zweiten Abtheilung folgen die Dichter Oesterreichs, wo ein reiches lyrisches Leben zu pulsiren beginnen hat. Dieser Theil gibt eine treffliche Auswahl der Gedichte von Saphir (dessen „Weihnachtsfest der Todten" außerordentlich ansprechend ist und zu den besten Dichtungen der neuesten Zeit gehört), Castelli (dessen „politische Königswahl" Ref. vermißte), Zedlitz, Anastasius Grün (man lese besonders die 3 Gedichte: „der Unbekannte," „der letzte Dichter" und die „iebernen Hosen"), Gabr. Seidl (das „Glücklein des Glücks," das „erste und letzte Bild," „mein Stammbuch," „mein Becher" u. a.), Nicolaus Lenau (der „Postillon," der „Frühling"), Adolf von Tschabuschnigg (die „sieben Grafen von Kurnberg," der „Graf zu Rhein," „die Heimathsberge"), J. N. Vogl („Meister Tod's Wanderung," das „gefangene Zigeunerweib" rc.) und K. Egon Ebert. — Die dritte Abtheilung endlich enthält norddeutsche Dichter, nämlich Ad. v. Chamisso (die „Löwenbraut," der „Bettler und sein Hund" u. a.), Jos. v. Eichendorff, Heinrich Heine, Franz von Gaudy, Kopisch, Aug. Kahlert, E. Ferrand, G. A. v. Maltitz, Jul. Mosen (der „Kreuzschnabel" rc.), K. Immermann, E. Beckstein, Ida Gräfin Hahn-Hahn, die einzige Dame in der Sammlung, Wilh. Gerhard, C. Herloßsohn, Theodor Apel, Friedrich Günther, Emanuel Geibel, Rudolph Hirsch und H. A. Hoffmann. — Wir können nicht umhin, diese Sammlung von Meistergesängen unserer Tage als eine sehr gelungene zu bezeichnen und allen Freunden vaterländischer Poesie zu empfehlen. Sie enthält in der That nur solche Poesien, welche von höherem poetischen Werthe sind. Allerdings fehlen noch manche Namen guten Klanges, wie C. Duller, L. Schefer, F. v. Sallet, Ad. Bube, Simrock, K. Mayer, Kugler, Max v. Ober u. A. Doch werden wir diese in einem zweiten vom Verf. in Aussicht gestellten Bande erhalten. Möge dieser bald erscheinen! — Die äußere Ausstattung des Werkes, das am Schlusse noch biographische Notizen enthält, macht der Verlagshandlung alle Ehre. (Sch.)

Literarischer Salon.

In ihrem bei A. Dunker erschienenen Schriftchen: „Die Kinder auf dem Abendberg" theilt die Gräfin Hahn-Hahn folgende Notiz über Dr. Guggenbühl, den Begründer der dortigen Anstalt zur Heilung des Cretinismus, mit: Es mögen jetzt ungefähr zehn Jahr sein, daß ein junger Mensch aus Zürich bei einer Wanderung durch den Canton Uri einen alten Cretin zu einem Muttergottesbilde wanken sah, vor welchem er ein halbvergessenes Gebet stammelte. Der Anblick ging dem Jünglinge durch die Seele, und er dachte: wenn diese Jammerwollen nur dahin zu bringen wären, daß der Gedanke an Gott in ihrem Bewußtsein aufdämmere, so sei keine Mühe, die man an sie wende, verloren. Der Gedanke verließ ihn nicht mehr, und gab seinem Leben die Richtung. Er studirte die Arzneiwissenschaften, und besonders Alles, was den Cretinismus betraf, mit dem sich theoretisch schon mancher gelehrte Männer beschäftigt, und der Praxis durch Beobachtung und Studium vorgearbeitet hatten. Er durchwanderte die Schweiz, um Forschungen an Ort und Stelle über den Einfluß der Erd- und Luftbeschaffenheit auf die Krankheit zu machen. Er widmete all' seine Zeit, seine Gedanken, seine Bestrebungen dem Zweck, den er sich vorgesetzt. Darauf ward er praktischer Arzt. Er war ein einsamer Mensch, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne die Bande, welche unsere äußeren Verhältnisse zu bestimmen pflegen, indem sie uns in einen gewissen Kreis weisen. Er war ganz unabhängig. Da nahm er sein kleines Vermögen, und kaufte auf dem Abendberg im Berner Oberland einige tausend Fuß über dem Meeresspiegel, ein Stück Land, das groß genug war, um ihm Wiesen zum Weideplatz für eine kleine Heerde, Wald zum Holzbedarf, und Raum für einen Garten und für ein Paar höherne Häuser zu geben, die er bauen ließ. Als seine kleinen Anstalten fertig waren, zog er hinauf mit einigen kranken Kindern. Jetzt hatte er ihnen nichts weiter zu geben — als sein ganzes Leben. Seit zwei Jahren sind sie auf dem Abendberg.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 3. **Februar.** **1843.**

Einladung zur Subscription.

In der Buch- und Kunsthandlung von F. C. Eisen in Köln (— Friedrich-Wilhelmstraße Nr. 2. —) ist so eben erschienen:

Geschichte

der

Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster

in den

Rheinlanden

und den Provinzen

Jülich, Cleve, Berg und Westphalen

nach

archivarischen und andern authentischen Quellen

gesammelt und bearbeitet

von

Frhrn. F. C. von Mering,

Doctor der Philosophie, ordentl. Mitglied des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, corresp. Mitglied des Westerländischen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, Ehrenmitglied der Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier.

Mit dem Bilde von Clemens August.

6. Heft. 152 Seiten, gr. 8. geh. Preis 1 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Geschichte

der vier letzten

Kurfürsten von Köln

Joseph Clemens, Clemens August, Maximilian Friedrich und Maximilian Franz.

Ein Beitrag

zur rheinischen Provinzialgeschichte.

Dieses Werk, dessen 6. Heft eben erschienen ist, ward von allen Seiten mit großem Beifalle aufgenommen und haben die achtbarsten kritischen Blätter ihm entschiedenes Lob angedeihen lassen. Mit besonderer Freude darf der Verfasser es erwähnen, daß Ihro Königliche Hoheit, Prinzessin Marianne von Preußen in einem besonderen Briefe an den Verleger sich huldvoll über das erste Heft dieses Werkes ausgesprochen haben

In freien Aufsätzen soll, wie bisher, die Geschichte berühmter Burgen, Rittergüter und ihrer Besitzer, so wie der Abteien und Klöster unserer Provinz von den ersten historischen Nachrichten bis auf unsere Zeit dargestellt werden, mit beständiger Rücksicht auf Gebräuche, Rechte, Gerechtsame, Denkmäler u. a. Mehr, als wie seither der Fall gewesen, soll auf bisher unbekannte Sagen, an denen unsere Gegend noch so reich ist, Rücksicht genommen und durch möglichst genaue Angabe der Quellen die historische Bedeutsamkeit des Werkes erhöht werden. Urkunden, welche für die adligen Familien Deutschlands oder in allgemeinerer Beziehung von Wichtigkeit sind, werden wörtlich mitgetheilt. Man vergleiche besonders die so wichtigen in H. 4. Auflag 3 und 6. Dem Verf. stehen vielfältige Quellen zu Gebote und hat er sich mit vielen bedeutenden Männern in Verbindung gesetzt, denen er für die ihm gewordenen Beiträge hier seinen besten Dank ausspricht. Einzelne, noch so kleine Beiträge, die er auf dem Wege des Buchhandels ihm zukommen zu lassen bittet, wird er stets dankbar annehmen.

Die frühern Hefte enthalten unter anderen: Feldmarschall Johann von Werth nebst Schloß Odenkirchen, Marschall von Guerin nebst Schloß Walverbach, Wipperfürt nebst Kreuzberg und Marienheide, die Grafen von Aremberg und ihr Schloß, Heisterbach, die Burggrafschaft in Köln, die Freiherren von Kleist nebst Rittersitz Rath mit Bezug auf die Stadt Linn, Müddersheim, Ehrenstein und Oettgenbach, Stadt Linz a. Rh., die vier heiligen Marschälle des Erzstifts Köln, Kaldenborn und die hohe Acht.

Der Verfasser sagt u. A. in der Vorrede zum 6. Hefte dieses Werkes:

„Zunächst den Bewohnern unserer Heimath, des neu aufblühenden Rheinlandes, übergeben wir hiermit den Versuch einer Geschichte der Kurfürsten von Köln im 17. und 18. Jahrhunderte. Wir dürfen hoffen, daß man gerne das Andenken dieser Fürsten erneuert sehen werde, welche sich um die bessere Einrichtung des Kirchenwesens, Handhabung der Provinzial-Verfassungen, so wie um Künste und Wissenschaften so wesentliche Verdienste erworben haben; von denen ein Clemens August und Maximilian Franz mit verdientem Ruhme in der Erinnerung der gegenwärtigen ältern Generation noch fortleben. Letzterer beschloß die Reihe der Prinzen aus dem Hause Baiern, welche von 1583 bis 1761, also 178 Jahre hindurch über das Erzstift Köln mit Ruhm geherrscht, dasselbe mehrmals vom Untergange gerettet und bleibende Spuren ihres wohlthätigen Daseins hinterlassen haben.

Die bisherigen Geschichtswerke geben nur die allgemeinsten Umrisse von dem Leben dieser Fürsten. Desto größern Fleiß haben wir auf Aufsuchung und Benutzung von ungedruckten Urkunden, von Gelegenheitsschriften und Deductionen verwandt, zumal diese bei Buchdruckern häufig erschienen sind, die mit dem deutschen Buchhandel in gar keiner Geschäftsverbindung standen, so daß viele dieser Abhandlungen, die höchst wichtig für die rheinische Provinzialgeschichte sind, nur in die Hände Weniger gekommen sind und sich daher jetzt selten gemacht haben. Den größten Theil dieser Quellen besitzen wir selbst.

In unserer Zeit, wo der historische Sinn immer erfreulicher sich regt, möge man auch der vorliegenden Darstellung ihren Platz nicht verlagen. Aus vielen zerstreuten Bausteinen mußten wir das Werk aufführen; alles Gegebene ist authentisch und zuverlässig."

Ueber die höchste Anerkennung, welche diesem Werke bereits geworden, ist es erfreulich, Nachstehendes mittheilen zu dürfen:

Digitized by Google

Se. Majestät unser Allergnädigster König haben aufs Neue Ihr Interesse für unsere Provinzialgeschichte bethätigt, und zugleich den Darbringer einer ansprechenden Gabe königlicher Belohnung gewürdigt. Allerhöchstdieselben haben dem Buch- und Kunsthändler F. C. Eisen dahier, welcher die Ehre hatte, ein Exemplar der von ihm verlegten Geschichte der vier letzten Kurfürsten von Köln (Joseph Clemens, Clemens August, Erbauer des königlichen Schlosses zu Brühl, Maximilian Friedrich und Maximilian Franz) von Frhn. Dr. F. E. von Mering zu überreichen, die goldene Huldigungsmedaille mit folgendem allerhöchsten Cabinetsschreiben zu verleihen geruht:

„Für das Mir überreichte Exemplar der von Ihnen verlegten Geschichte der vier letzten Kurfürsten von Köln empfangen Sie hierbei mit Meinem Dank die goldene Huldigungsmedaille als ein Andenken.

Stolzenfels, 15. Sept. 1842.

(gez.) **Friedrich Wilhelm.**

An den Buch- und Kunsthändler Eisen zu Köln."

Se. Erzhöchstliche Gnaden, der hochwürdigste Coadjutor Johannes von Geissel zu Köln haben ebenfalls ein Exemplar der vorgenannten Schrift von dem Verfasser entgegen zu nehmen und demselben Ihre hohe Anerkennung mittelst Schreiben vom 28. Septbr. 1842 u. A. in folgenden Worten auszudrücken geruht:

„Ich versehle nicht, Ihnen für das mir zugedachte historische Werk: „Die vier letzten Kurfürsten von Köln" meinen verbindlichen Dank und bereitwilligen Beifall für die gelungenen, recht interessanten historischen Leistungen auszudrücken; indem ich es für einen glücklichen Gedanken halte, daß Sie die Kirchengeschichte von Köln in so würdiger Weise dilucidirt haben."

Diese vollgültige Anerkennung von einem auch im historischen Gebiete unserer rheinischen Geschichte rühmlichst bekannten Prälaten gereicht dem Werke gewiß zu ganz besonderer Empfehlung.

Jedes Heft dieses Werkes kostet 1 Thaler.

Bei Wilhelm Einhorn in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bach, Dr. Nicolaus, **Deutsches Lesebuch für Gymnasien.**

Untere Lehrstufe: I. 1. Abtheilung (Sexta) à ⅓ Thlr.
Untere Lehrstufe: I. 2. Abtheilung (Quinta) à ⅓ Thlr.
Mittlere Lehrstufe: II. 1. Abtheilung (Quarta) à ⅓ Thlr.
Mittlere Lehrstufe: II. 2. Abtheilung (Tertia) 1⅓ Thlr.
Obere Lehrstufe: III. 1. Abtheilung (Secunda). 35 Bogen Lexiconformat, geh. 1⅓ Thlr.
Obere Lehrstufe: III. 2. Abtheilung (Prima) ist unter der Presse.

☞ Diese ersten 3 Abtheilungen wurden von dem verehrten pädagogischen Publikum und der Kritik mit so entschiedenem Beifall aufgenommen, daß sie jetzt schon in 36 der angesehensten Gymnasien und Schulanstalten benutzt werden! —

Hartmann, Dr. J. (Gymnasiallehrer), **Urania. Das Wissenswürdigste aus der Himmelskunde und mathematischen Geographie.** In allgemein faßlicher Darstellung. Mit 15 lithogr. Tafeln nebst 2 Sternkärtchen mit beweglichem Horizont. Brosch. 1 Thlr.

Meistersang unserer Zeit. Declamationsstücke für die reifere Jugend. Elegant broschirt ¼ Thlr.

Oeser, Chr., **Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht.** Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht. 3 Theile. Broschirt 2½ Thlr.

— — dieselbe, mit 3 Stahlstichen 2½ Thlr.

— — **Leitfaden der allgemeinen Weltgeschichte für Töchterschulen** und zum Privatunterricht. 15½ Bogen nur ½ Thlr.

☞ Der Herausgeber hat sich bereits als ausgezeichneter Schriftsteller für die weibliche Jugend bewährt, weshalb diese Weltgeschichte allen ähnlichen Werken vorzuziehen sein dürfte und auch gleich bei Erscheinen mit großem Beifall aufgenommen wurde. Die Billigkeit des Preises läßt ebenfalls nichts zu wünschen übrig.

In der Palm'schen Verlagsbuchhandlung in Erlangen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Zweikampf.

Ein

sittengeschichtlicher Beitrag

von

Dr. Friedrich Mayer.

Gr. 8. Geh. 24 Kr. oder 6 Gr.

Von allen bisher über diesen Gegenstand erschienenen Schriften verdient die vorstehende gewiß die meiste Beachtung, indem der Herr Verfasser nicht aus blos einstudirten Theorien, sondern aus vielfach gemachten Lebenserfahrungen und eigenen Betheiligungen an dem Gegenstande offen und unumwunden herausspricht. [937]

Erklärung.

Der Name des Geschlechts des Unterzeichneten wird in den Ländern der deutschen Zunge in Aussprache und in Schrift so vielfältig verstümmelt, daß er sich bewogen findet, für sich und seine directe Familie, im Deutschen, die vor dem 16. Jahrhundert allein gewöhnlich gewesene Schreibart „Crousa-Chèbre" zu gebrauchen, wobei es sich von selbst versteht, daß die Schreibart „Crousaz-Chexbres" im Französischen, so wie auf lateinisch „de Crosa de Chebri" fortbesteht. Hierbei wird bemerkt, daß in der Waadt allen Orts- und Familiennamen, die sich auf „a" endigen, im 16. Jahrhundert ein **stummes** „z" als überflüssiger Schnörkel angehängt wurde, so wie dem „e" ein **stummes** „s". — Chexbres entstand aus der Verwandlung des „ay" in „ex" aus Chaybre und wird jetzt Chexbres, jedoch auch der Aussprache gemäß, Chebre geschrieben. Aehnliches ergiebt sich, beispielsweise, bei den Namen: Lasarraz (Lasarra), Arnex (Arnay), F. Georges (F. George), ꝛc. —

Constanz, den 21. März 1843.

Frhr. Julius Carl August Heinrich von Crousa-Chèbre (de Crousaz-Chexbres).

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Friedrich Baron de La Motte Fouqué.

Vierter Jahrgang.

№ 8. Sonnabend, den 28. Januar. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern, welche in Leipzig am Mittwoch und Sonnabend ausgegeben werden. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. Sächſ. oder 12 Fl. Conv.-Mze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Anzeigenblatt angebracht, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sr. [2] Sgr. od. Kgr.] berechnet.

Fernere Beleuchtung der Schrift: Preußen, ſeine Verfaſſung u. ſ. w. von v. Bülow-Cummerow.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortſetzung.)

Es giebt für die Revolution der Standpuncte mehrere, hohe und niedere. Zu jenen zähle ich den religiöſen und den ethiſchen: zu dieſen den des Vandalismus. Göthen und anderen hochachtbaren Männern hat die Revolution für eine Nothwendigkeit gegolten, beſtimmt, den pathologiſchen Zuſtand einer ethiſchen Depravation mittelſt einer Radicalkriſe auszubeilen. Dies iſt nur bald wahr. Der pathologiſche Zuſtand und die Kriſis konnten auch noch eine andere Geſtalt annehmen. Es würde wahrſcheinlich geſchehen ſein, wenn nicht in Paris und einigen anderen Städten Frankreichs ſich unglaubliche Maſſen von Vandalen angehäuft hätten, die ein vandaliſtiſches Princip conſtituirten. Darin liegt das noch unbegriffene Geheimniß der franzöſiſchen Revolution. Allerdings fanden Zerrüttung und Depravation ſtatt und ſie mußten gehoben werden. Ob dies religiöſe oder ethiſche Subſidien allein zu bewirken vermochten, das ruht — nach der Sprache der Alten — im Schooße der Götter; wir Menſchen können es nicht wiſſen. Allein deſſen ſind wir fähig, ermeſſen zu können, wie die Intervention des vandaliſchen Elements der Revolution eine ſehr veränderte Geſtalt und Richtung geben mußte.

Nach meiner Meinung iſt die Revolution noch ein Buch mit ſieben Siegeln. Weder ein Lacretelle, noch Mignet, noch Thiers u. ſ. w. werden es entſiegeln. Die Geſchichte dieſes Ereigniſſes fordert eine Bearbeitung ganz anderer Art, ganz anderen Geiſtes. Hat ſich, wie allerdings in Frankreich geſchehen, ein antireligiöſes und antiethiſches Miasma gebildet, und es bedarf ſeiner Auswei-ſung; weshalb ſollten poſitive Religion und poſitive Moral nicht es vermögen, dieſe zu bewirken, ſofern jene nur rein operiren können? Aber alles wird ſich ändern, wenn die Potenz des Vandalismus hinzutritt und wenn er mit aufgenommen wird von jenen beiden Principien. Der Vandalismus gelangt dann zur alleinigen Herrſchaft, wie darüber uns Frankreich belehrt hat.

Unter den Förderern der Revolution gab es ganz wackere Männer, die hauptſächlich darauf hinarbeiteten, das Übel des Unethiſchen, welches in Frankreich ſich angehäuft hatte, wegzuſchaffen. Sie rechneten dabei auf die Mithülfe der Proletarier, ohne deren Vandalismus zu ahnen, und zogen ſie in ihr Intereſſe, hoffend ſie lenken zu können. Allein darin hatten ſie ſich getäuſcht; der Vandalismus kam zur Obmacht. Er nahm bald beide, die Exhibirer wie die Theoretiker, in das Schlepptau, mit den Religiöſen noch kürzeren Proceß machend. So ward die Revolution, wilde Extracten, zum Extrem des Vandalismus, ward ein neuer Krieg der Cimbern, der Vandalen und der Hunnen gegen alles religiös, ethiſch und politiſch Poſitive.

Dies Alles ſcheint mir durchaus verkannt worden und deshalb die Revolution als hiſtoriſche Begebenheit nichts weniger als begriffen zu ſein. Man kehrt es gerade um, malt ſich den europäiſchen Zuſtand aus zu den letzten wankenden Trümmern einer aus dem Mittelalter ſtammenden Ruine, die Revolutionshäuptlinge hingegen zu den erleuchteten Miſſionarien für eine höhere politiſch-ſociale Sendung. Dieſen Mißgriff niemals zum

Digitized by Google

meinigen gemacht, vielmehr das Ereigniß gleich anfänglich in ſeiner einfach richtigen Geſtalt erfaßt zu haben, gewährt mir keine geringe Befriedigung. In Frankreich hatten ſich ſchlimme, religiöſe und moraliſche Peſtilenzien angehäuft. Man erkannte das eben ſowohl als man das Bedürfniß der Abhülfe fühlte. Aber des Problems bemächtigten ſich jene unglücklichen Idyologen, unter denen Napoleon ſolche Individuen richtig urtheilend verſtand, denen echt philoſophiſcher Geiſt fehlte und die an der Galeere der philoſophiſchen Einbildungen ruderten. Dieſe bereiteten denjenigen Zuſtand vor, der Frankreichs neuen Vandalen nicht willkommner ſein konnte. Denn alle Bedingungen zu einer neuen Völkerwandrung, zu neuen cimbriſch-galliſchen Kriegen hatten ſich entwickelt. Es konnte mit der Revolution keine andere Wendung nehmen als die, daß es zu neuen Hunnen- oder Mongolenzügen kam, was hoffentlich eine beſſere als unſere eingebildete bornirte Hiſtoriographie noch einmal zur Evidenz bringen wird, um auch unſere Staatsmänner zu belehren. Dieſe leider theilen nicht blos den nämlichen Standpunct, ſondern laſſen ſich zugleich wohl einreden: daß Frankenſchaaren ſehr bald abermals Europa durchziehen konnten. Dies erklärt ſich aus dem eben gerügten Mißverſtand wegen einer vermeintlichen Propagande der Civiliſation, die ſich wieder in Marſch ſetzen dürfte. Wir würden aber nur Cimbern, Vandalen- oder Mongolenzüge zu befürchten haben. Dieſe jedoch erneuern ſich theils nicht ſo ſchnell, theils fordern ſie auch eine andere Begegnung.

Wenn folglich die Häuptlinge der Revolution das Nivellirungsſyſtem ergriffen, und wenn die Revolutionsgenerale mit ihrem letzten großen Generaliſſimus ein anderes neues Syſtem der Kriegesführung annahmen; ſo lag darin Nothwendigkeit. Nur ein äußerlich verbildetes Barbarenthum, nur eine Kriegesführung und Kriegesinrichtung wie die der Cimbern und Hunnen konnte zum Ziele führen. So weit befand ſich Alles in der Ordnung; nur die Verblendung iſt zu beklagen, die darin Fortſchritt zu ſehen vermeinte und ſich zur Nachahmung entſchloß. Hätte das nämliche Friedrich gethan! Und welche Stellung hätte er überhaupt wohl genommen, wenn es ſeinem Genie, welches gewiß die Revolutionen in das rechte Geleiſe bringen konnte, nicht ganz damit nach Wunſch gegliickt, vielmehr es wirklich zur Geſtaltung von Revolutionsarmeen auf dem bekannten neuen Fuße gekommen wäre! —

Zum Theil iſt die Antwort ſchon gegeben. Friedrich hatte ſich ſo ſehr für das Syſtem des Gleichgewichts entſchieden, daß ihm eine verſtändige Verbindung mit Oeſterreich und England, der dann Rußland wohl gleichfalls beitrat, und deren Mittelpunct er darſtellte, ſchwerlich fehlſchlagen konnte. Aber meine Vermuthungen, die freilich irren können, gehen noch weiter und entſchreiben ſich gerade für die Wahrſcheinlichkeit, daß Preußens Fürſt die Oppoſition würde ergriffen haben gegen alles dem Revolutionismus Verwandte. Napoleon konnte nur durch das Banner der Deſtruction zum Zwecke gelangen; er mußte innerlich deſorganiſiren, um äußerlich mechaniſiren und ſich mit wohlmechaniſirten Kriegeshorden zu umgeben. Es fragt ſich daher, ob gegen ſolches Kriegesweſen die nach altem Fuße fortgeſetzte Weiſe ſich würde haben behaupten können? — Wer der Geſchichte ſein Ohr leiht, dürfte ſich bejahend erklären. Dauerndes Erfolg zeigen ungleich mehr die Kriegesunternehmungen der civiliſirten Völker, als die der Barbaren, welche der Regel nach von jenen wieder überwunden werden. Und beide zeigen eine ganz entgegengeſetzte Heeresverfaſſung. Auf der einen Seite ſtellen die Gewappneten eben nur den Ausſchuß der zur Kriegesführung beſtimmten und fähigen Individuen jedes Stammes dar und laſſen ſich ſo leicht es nicht nehmen, auch im Kampfe die Repräſentanten des Stammes, gleichſam dem kriegführenden Stamm ſelbſt darzuſtellen, ſo daß der Kriegeskorper ſich dem die Landſchaft bewohnenden Volksſtamme anſchließt, ja nicht blos coordinirt, ſondern zuweilen wohl ſogar ſubordinirt. Hingegen bei allen Völkern, welche Griechen und Römer barbariſch nannten, verbielt ſich es umgekehrt. Es gab nur eine große Maſſe ſtreitfähiger Männer, einen durchaus ſich atomiſtiſch darſtellenden Kriegerhaufen, ohne im Innern verbindenden Zuſammenhang, der nach der Kopfzahl wieder in kleinere Maſſen und Haufen von ziemlich analoger Beſchaffenheit zerfiel. So ſtellten ſich namentlich jene gewaltigen perſiſchen Heerhaufen in ihrer imponirenden Centraliſation dar, die dem kleinen Griechenland mit ſeinen decentraliſirten, aus Kriegern der einzelnen Volksſtämme beſtehenden Kampfgenoſſenſchaften unterliegen mußten. So war es aber — denn freilich entſcheidet ein einzelnes Beiſpiel nicht — keineswegs blos hier, ſondern in den meiſten Verhältniſſen, über welche die Kriegesgeſchichte Belehrung und Aufklunft giebt, vom trojaniſchen Kriege an, bei den meſſeniſchen, den peloponneſiſchen, ja bei ſämmtlichen Kriegen der Griechen, nicht minder bei denen der Römer. Die Kämpfe in der abendländiſchen Region und die aus der chriſtlichen Zeitrechnung zeigen uns die nämlichen Verhältniſſe. Namentlich ſollte dabei Deutſchlands Verhältniß zu Frankreich nicht überſehen werden. Es gehörte zur fränkiſchen Eigenthümlichkeit ſchon von Alters her, daß der Volksſtamm gegen die Heeresmaſſe gleichſam verſchwand, daß die Nation ſich als ſolche und als Ganzheit hauptſächlich nur in der ſehr uniformen Armee darſtellte, auch daß der König, von Chlodowich an, ſich als Generaliſſimus im Centrum der Armee behauptete, die nur Volk war, nicht Stamm.

Wenn hierzu den Gegenſatz ſeit undenklichen Zeiten Deutſchland zeigt, den Grund dieſer merkwürdigen Erſcheinung die Hiſtorie aber noch nicht ermitteln konnte, ſo liegt auch darin Etwas, das ihr nicht zum Ruhme gereicht, weil die richtige Erforſchung keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört. Noch mehr vorzuwerfen aber iſt denen, die, Hiſtoriker und Staatsmänner zugleich ſein

Digitized by Google

wollend, nicht einmal dasjenige richtig würdigten und anwenden, was ihnen durch Schriftſteller wie Cäſar und Tacitus ſo klar vorgelegt worden.

(Fortſetzung folgt.)

Eiſenbahnen
als
conſervatives Staatselement betrachtet.

Motto: Die Zeit geht mit Rieſenſchritten, und was in ihr geſchehen ſoll, muß ſchnell ſein, wie ſie. Was einer Stunde zurückbleibt, holt ſie nicht wieder ein.

Alma.

Es iſt eine unverkennbare, geſchichtlich und nationalökonomiſch erwieſene Thatſache, daß jedes Volk nach der Höhe und dem Umfange ſeines Kulturgrades, geiſtige Kräfte und materielle Mittel auf die Vervollkommnung der Linien verwendet, in welchen der Wechſelzug von Perſonen und Sachen ſich bewegt, den wir gewöhnt ſind mit dem Namen Reiſen, Transport, Fracht zu bezeichnen.

Der Vortheil, Straßen zu benutzen, auf denen man Laſten ohne oder mit wenig Zugkräften fortbewegen kann, hat deshalb längſt aller Welt eingeleuchtet, und nächſt der Beſchaffung der Ströme Veranlaſſung zum Bau aller Kunſtſtraßen und Kanal-Anlagen gegeben, wodurch der Natur beſſernd nachgeholfen wurde. Der alte Straſſendaumeiſter Gauthier vergleicht ſchon dergleichen Bewegungslinien mit den Pulsadern des menſchlichen Körpers, und Brinsley, der berühmte Kanalbaumeiſter des Herzogs von Bridgewater, war von der Nothwendigkeit ihrer Anlage für die Wohlfahrt ſeines Volkes ſo durchdrungen, daß er, unbefangen genug für ſeine Zeit, vor dem Parlamente erklärte: „Alle Ströme und Flüſſe Englands ſeien nur von Gott zur Füllung der anzulegenden Kanäle geſchaffen.“

Die Fortſchritte der phyſiſchen Wiſſenſchaften und der Mechanik haben unſerer glücklicheren Generation Eiſenbahnen als Bewegungslinien und den Dampf als Zugkraft gegeben, und wir können nicht anſtehen zu erklären, daß uns dadurch die Mittel gegeben ſind, jede Bodenſtrecke, deren ſchnelle Zurücklegung der Geſellſchaft von Nutzen iſt, mehr noch als ſchiffbar zu machen.

Die Macht des Raumes und die der Zeit ſind das urſprünglichſte, bleibendſte und hemmendſte Hinderniß der vorſchreitenden Wohlfahrt eines Volkes, und alles was von dieſen Gewalten emanecipirt, fordert unmittelbar das Wohlbefinden und die Macht deſſelben. Brinsley würde heute ohne Bedenken erklären: die Natur habe einem Lande Eiſen und Steinkohlen gegeben, um die Brennpunkte ſeines gewerblichen, commerziellen und geſellſchaftlichen Verkehrs durch Eiſenbahnen und Dampfwagen zu verbinden, und da mit Raum und Zeit, welche die Bevölkerung derſelben auseinanderhält, zu bekämpfen. Und gewiß wird dieſe ſo natürliche als richtige Anſicht nach und nach alle ſich ihr noch entgegenſtellenden Vorurtheile und Schwierigkeiten beſiegen, ſie wird bei allen aufgeklärten und gewerbfleißigen Völkern Eingang finden, und alle Länder, wo Kunſtfleiß und Handel blühen, werden durch Eiſenbahnen jene Mittelpunkte und die Gegenden unter ſich verbinden, welche Ausgleichung der Production und Conſumtion bedürfen.

Der ſpaniſche Arriero führt noch heute das mit den Waaren Englands beladene Saumthier durch das ungebahnte Land; der Ruſſe harrt, bis ihm der Hauch des Winters die Bahn glättet: Deutſchland beſitzt kaum ſeit Menſchengedenken den Vortheil der Kunſtſtraßen, in England und Belgien bewegt ſich der Verkehr in allen Hauptrichtungen auf Eiſenbahnen. — Die Größen — 4, 6, 24, 240, — bezeichnen das Verhältniß der Laſt, welche bei dieſen verſchiedenen Transportweiſen durch gleiche Kraftanſtrengung fortgeſchafft wird. Solche Zahlen ſprechen für ſich, ſie bedürfen keines Commentars; und gewiß iſt es mehr als ein Spiel des Zufalls, wenn ſie gleichzeitig als Verhältnißzahlen, nach welchen ſich Wohlfahrt und geſetzliche Freiheit auf die bezeichneten Länder vertheilt, anerkannt werden müſſen.

England ſchreitet kühn im Geiſte Brinsley's vor, und übertrifft ſeine gewerbreichſten Provinzen mit einem Gewebe von Eiſenbahnen, deren ſegensreiche Wirkung auf das Volkswohl kaum begreift zu ſein ſcheint. So wie im Jahre 1765 England dem ſinnreichen Brinsley eine Schifffahrtslinie dankt, die von einem Verein großer Grundbeſitzer, Fabrik- und Handelsherren der Grafſchaft Staffordſhire unter Leitung und Vorſitz des Admiral Anderſon und des Marquis Staffordſhire, beſchloſſen und ausgeführt wurde, ſo verbinden ſich noch heute dort Macht und Reichthum als Actionaire, um unter Leitung der erfahrenſten Baumeiſter und Mechaniker, Eiſenbahnlinien in allen den Richtungen zu eröffnen, in welchen Menſchen, Induſtrieerzeugniſſe und Naturproducte gegenſeitig durch Raum und Zeit hemmend auseinander gehalten werden.

Der Gewinn dabei theilt ſich zwiſchen dem Actionair und dem Gemeinwohl gleichzeitig; Raum und Zeit allein tragen den Verluſt, und auf beide hat noch Niemand ein Eigenthumsrecht angeſprochen.

In England haben die meiſten der zuſammengetretenen Vereine dieſer Art, als Beförderer und Beſchützer, einige der ausgezeichnetſten Männer eines Adels an ihrer Spitze, deſſen ſchirmende Macht ſich über alle Angelegenheiten der öffentlichen Wohlfahrt verbreitet.

(Fortſetzung folgt.)

Guſtav Adolph's Tod.

Kühn brauſet der König von Schweden
Voran ſeiner tapfern Schaar,
So ſchwingt ſich hinauf in die Wolken
Der mächtige Königsaar. —
Allein auf dem ſchnaubenden Roſſe
Durchjagt er das blutige Feld,
Es hält nicht die zagenden Genoſſen,
Es hält nur die Feinde der Held.

Digitized by Google

Nur einer iſt bei ihm geblieben,
Ein Knäblein von adligem Stand,
Und wo man von Treue hört reden,
Da ſei auch ſein Name genannt. —

Von Leubelfingen, der Page,
Der war dem König zur Seit',
Kühn durch das Schlachtengetöſe
Hinjagten die Muthigen beid';

Da preßten feindliche Reiter
Urplötzlich in Maſſe heran
Und ſtelen von allen Seiten
Wild auf die kämpfenden Mann'.

Da ſtand der ſchwäbiſche König,
Er ſtritte mit mächtiger Hand,
Gar oft iſt Daarnier ihm geboten,
Wenn er ſeinen Namen genannt.

Darauf nach männlichem Kämpfen
Erlag der freudige Held,
Von banden brauſen die Reiter
Hin über das blutige Feld.

Der Junker von Leubelfingen,
Vom hurtigen Roßtritt ſprang,
Hob auf den verwundeten König,
Der ſchon mit dem Tode rang.

Sieh' dort! erneuerte Feinde!
Ach, daß ſich Herr Jeſus erbarm!
So ſeufzte der muthige Knabe
Um ſeinen König in Harm.

„Wer iſt der feindliche Führer?"
So dränte die Reiterſchaar,
Ein Schwerigen vom König, vom Junker,
Die einzige Antwort war.

Und Schüſſe auf König und Knaben,
Sie trafen, und Schwertesſchlag,
Bis daß er, zum Tode verwundet,
Bei ſeinem Gebieter lag.

Da richtet an einem Steine
Der König ſich mächtig empor
Und ruft mit vernehmlicher Stimme
Das Wort dem feindlichen Corps:

„Ich bin der König in Schweden!"
Aus rinnader prallt der Schwarm,
„Bis jetzo ſeidſten gewesen,
„Herr Jeſus ſich weiner erbarm'!"

So hat man den Helden gefunden
Erſchlagen am blutigen Stein,
Zwei Schritt nur von ſeinem König,
So fand man das Junkerlein! — (104.)

Tageschronik.

Königsberg. — Schon früher wurde in der Tageschronik erwähnt, daß in der Provinz Oſtpreußen, dem hochverdienten Staatsminiſter v. Schön ein bleibendes Denkmal zu errichten, Beiträge geſammelt wurden. Auch über die Grenzen der Provinz hinaus zeigten ſich die Freunde des Mannes, der in der ihm anvertrauten Provinz nicht nur für Provinzialzwecke, ſondern auch für höhere Zwecke, die das geſammte Vaterland berühren, wirkte. Es wurde nämlich auf dem landwirthſchaftlichen Congreſſe zu Stuttgart von einem ſüddeutſchen Theilnehmer die anſehnliche Summe von 300 Thlr. zu dem Schön'ſchen National-Denkmale überreicht. Auch andere Beiträge aus der Ferne bekunden, daß in Deutſchland das Bewußtſein eines gemeinſamen Vaterlandes ſich zeigt und bethätigt. (124.)

Leipzig. — Dir anfängliche Verwunderung über das in Preußen erfolgte Verbot der Leipziger Allgemeinen Zeitung iſt längſt beſeitigt, wenn man einen Blick auf die unwohren und hämiſchen Artikel dieſer Zeitung in neuerlicher Zeit wirft. Ueber die Verhältniſſe Sachſens brachte die Zeitung nie ſolche Berichte aus leicht erklärbaren Gründen. Wir haben es nur als einen Fortſchritt zu betrachten, daß nur eine anſtändige würdige Beſprechung inländiſcher Zuſtände von Preußen geſtattet wird, wie es leider in der L. A. Z. nicht immer geſchah. (124.)

Perſonalnotizen.

Baiern. D. Dompredh Frz. Frhr. v. Lerchenfeld z. Bamberg iſt zum Geh. geiſtl. Rath ern. — Zu München ſtarb am 4. Jan. d. Oberſtallmſtr. St. Maj. d. Königs v. Baiern, K. Kämmerer, wirkl. Geh. Rath, des St. Hubertus-Ord. Rittercapitular, des K. Ludwig-Ord. Ritter, Großkr. des K. K. Oeſterr. Leopold-Ord., des K. Sächſ. Ord. d. Krone, des K. Griech. Erlöſer-Ord., des Großh. Heſſ. Ludwig-Ord., des Großh. Bad. Ord. d. Treue und des Großh. Sächſ. weißen Falken-Ord., dann des St. Johanniter-Ord. Ehrenritter ꝛc., Karl Ludwig Philipp Frhr. v. Kreſling, im 80. J.

Heſſen. (Kurf.) D. Lpt. v. Sodenſtern zum Platzmajor in Fulda ern.

Naſſau. Zu Wiesbaden ſtarb am 4. Jan. d. Geh. R., Präſident d. herzogl. General-Steuerdirection und Mitglied d. Staatsraths, Fr. K. J. v. Pfeiffer.

Oeſterreich. K. Ungar. St. Stephans-Ord. Ritterkr.: d. Graf K. v. Kanuitz. — D. Greffier d. K. Oeſterr. Leopold-Ord., Hofrath v. Adlersburg, zum Schatzmeiſter u. d. Reg. R. Ebert v. Lobin zum Herold d. Greffier ern. — D. penſ. Maj. Jof. Baraga, unter Beilegung des Prädikats „v. Edelsburg", in den Adelsſtand erhoben.

So eben, da dieſe Nummer verſendet werden ſoll, erhalte ich die mich tief betrübende Nachricht von dem Tode des verehrten Redacteurs d. Bl., des würdigen Baron **de la Motte Fouqué.** Er ſtarb, nach kurzem Krankenlager, zu Berlin am 23. d. M. im faſt vollendeten 66. Lebensjahre. Da ich ohne die Erlaubniß der Hohen vorgeſetzten Behörde über die künftige Redaction der Zeitung nichts beſtimmen, auch keine Nummer ohne Angabe der Redaction ausgeben darf [die vorliegende iſt noch von dem Verſtorbenen redigirt], ſo iſt eine Pauſe in dem Erſcheinen der Zeitung leider unvermeidlich, und ich muß deshalb die verehrlichen Abonnenten um geneigte Nachſicht in dieſer Beziehung gehorſamſt erſuchen. Ich thue jedoch ſofort die geeigneten Schritte, um die Pauſe möglichſt verkürzen und die Redaction in andere, nicht minder würdige Hände legen zu können. Die rückſtändigen Nummern ſollen baldmöglichſt nachgeliefert werden, wozu bereits zahlreiche und werthvolle Manuſcripte vorliegen.

Der Verleger der Zeitung für den Deutſchen Adel,
P. E. H. Schmidt.

Druck und Verlag von B. E. H. Schmidt in Nordhauſen und Leipzig.

Digitized by Google

Literaturblatt zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 8. 1843.

Literatur.

Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen alter und neuer Zeit, ins Deutsche übersetzt von Louise von Plönnies. Mit Holzschnitten. Originalwerk. Frankfurt a. M. Verlag der Schmerber'schen Buchhandlung. 1843. XLV. und 679 S. (2 Thlr.)

„Es sind Zweige desselben Stammes," sagt die sinnige Dichterin in dem Vorworte, „welche auf der grünen Insel, wo Gedanke und Wort fesselloß sich gestalten dürfen, in einfacher großartiger Ruhe erwachsen." — „Diese geistige Verwandtschaft Britannia's und Germania's zog mich schon früh zu der britischen Poesie hin, und es wurde für mich eine Aufgabe des höchsten Interesses, die seelenvollen Züge Beider zu vergleichen. So entstand diese Sammlung englischer Gedichte mit deutschen Motto's, welche, vor der Hand auf einen Band beschränkt, eine, wie ich fühle, sehr unwillkommene Ueberfülle der reichen Lyrik jener Insel gewährt. Dennoch wird es, wie ich hoffe, nicht uninteressant sein, ihrem Fortschritte zu folgen, und wenn auch in der Reihe der Sänger mancher fehlt, und die gegebenen Auszüge nicht vermögen, den Dichter in seiner ganzen Größe zu schildern: so werden sie doch für den Kenner gleichsam der Accord, welcher die reiche Symphonie in seiner Seele zu vernehmen vermag. Nahen begegnet, warum die englische Lyrik ferner steht, werden diese Dichtungen immerhin durch die reine Kraft und Naturwahrheit, welche ihnen eigen ist, nicht ohne Theilnahme lassen. Die Poesie jener meerumfluthten Insel, ist, wie das Meer selbst, reich an wunderbarer Schönheit." — Gewiß werden die Freunde der Poesie der geist- und gemüthvollen Uebersetzerin für diese herrliche Gabe danken. Die Sammlung, welche mit glücklichem Tacte veranstaltet ist, führt uns ausgewählte Poesieen von 49 englischen und 4 amerikanischen Lyrikern vor, welche im Vorworte kurz, aber geistreich und treffend charakterisirt sind. Die Reihe beginnt mit Surrey, Edm. Spenser, Raleigh, Marlowe, Shakspeare und Milton. Dann folgen Dryden, Parnell, Pope, Gay, Thomson, Young, Goldsmith, Cowper u. A. Die neueren Lyriker beginnen mit dem schottischen Naturdichter Robert Burns, welchem sich Byron, Scott, Moore, Wordsworth u. A. anreihen. Die 4 amerikanischen Dichter sind: Bryant, Long-Fellow, Percival und Mrs. Sigourney. — Die Uebertragung selbst ist als eine durchaus gelungene zu bezeichnen. Die äußere Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre.

Ap.

Wanderbuch von Franz Dingelstedt. II. Leipzig, Einhorn. 1843. 340 S. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

Mit Vergnügen hat Rec. den geistvollen Verf. auf seinen Wanderungen begleitet, welche, wenn auch nicht immer Neues, doch immer Anziehendes in Fülle bieten. Hier begegnen wir dem Dichter lieber, als in seinen kosmopolitischen Nachwuchstreiberein, oder in seinen Wiener Briefen, welche nicht mit Unrecht großes Mißfallen erregten. Das vorliegende Wanderbuch dagegen kann als eine Rechtfertigungsschrift D.'s betrachtet werden und legt ein erfreuliches Zeugniß dafür ab, daß D. von seinen Irrthümern und Abwegen zurückgekommen und wiederum auf den rechten Weg zurückgekehrt sei. Es enthält: 1) „Rhönefahrten" (1841), geschildert in „Briefen an eine Verlorene; 2) „Briefe aus Paris," geschrieben von einem deutschen Kleinstädter" (1842); 3) „Tagebuch aus Offenbe" (Aug. 1842) und „Holländische Schilderein" (Herbst 1842). In allen seinen Schilderungen und Beschreibungen spricht sich eine tüchtige Gesinnung aus, die sich möglichst fern von dem Gebiete der Politik hält. Neben einer Fülle von Humor finden wir auf der andern Seite einen tiefen Ernst und oft eine stille Wehmuth, deren Grund einige Stellen in den „Briefen an eine Verlorene" ahnen lassen. — Die „Rhönefahrten," lyrische Ergüsse in Briefform, sind ziemlich subjectiv gehalten. Doch echölt dadurch das Ganze eine gewisse Zartheit und Weichheit, die in den Widdrissen der Rhöngegeige recht wohl thut. Anziehend ist namentlich die Schilderung seines Verweilens unter den Franciskanern in dem Kloster auf dem Kreuzberge (S. 41 ff.). Heiterer und weit weniger subjectiv gehalten sind die „Briefe aus Paris." Hier zeigt der Dichter sich auch als Weltmann, der die verschiedenartigsten Gegenstände mit Sachkenntniß und Offenheit bespricht.

(Fortsetzung folgt.)

Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation, von Dr. Friedrich Albert von Langenn. 2 Theile. 8. Leipzig, Verlag der Hinrich'schen Buchhandlung. 1841. (5 Thlr.)

Das vorliegende Werk, das zum großen Theil aus neuen archivarischen Quellen geschöpft ist, gehört jedenfalls — sowohl wegen der Gründlichkeit in der Behandlung des Stoffes, als wegen der edlen Form der Darstellung, — zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der historischen Literatur. Fast jede Seite giebt Zeugniß von der Sorgfalt und dem Scharfsinne, womit die Quellen benutzt worden sind. Vorzüglich aber ist die Unparteilichkeit des hochgestellten Herrn Verf. hervorzuheben, welcher seinen Parteigeist, sondern nur eine psychologische und politische Erläuterung der oft schief beurtheilten Gesinnungen und Thaten des vaterländischen Fürsten liefern wollte. Jedoch nicht blos über den Charakter und die Handlungsweise der Hauptperson, sondern auch über mehrere Nebenerscheinungen wird ein neues Licht verbreitet. Dahin gehören namentlich Churfürst Johann Friedrich, Landgraf Philipp von Hessen, Herzog Georg, Herzog Heinrich, die Herzogin Elisabeth, Obeistzoph und Georg von Carlowitz, zum Theil auch Kaiser Carl V. und Granvella.

Das Ganze zerfällt in 2 Theile. In dem ersten wird Moritzens politische Thätigkeit, in dem zweiten seine Regierungsthätigkeit nach den Hauptgegenständen seines Wirkens als Landesherrgeschildert. Dann folgen S. 176 — 367 höchst interessante archivarische Beilagen, und zuletzt ein sorgfältig gearbeitetes Register.

Den ersten Theil eröffnet eine treffliche Einleitung (S. 1 — 49) über die damaligen Lebens-, Staats- und kirchlichen Verhältnisse im Allgemeinen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 4. 1843.

Anfrage.

Der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen ist, soviel uns bekannt ist, der einzige souveraine Fürst, welcher Kammerherren ernannt hat; während der Fürst Solms-Braunfels der einzige mediatisirte Fürst unseres Wissens ist, welcher Hofstaat und sogar einen Oberhofmeister hat. Findet dies auch bei mehreren andern Fürsten Statt?

H. Aleg. v. Einsiedel.

Gesuch.

Ein junger Mann, der Geometer ist, sucht als solcher die Beschäftigung der Vermessung rc. großer Güter und Herrschaften, oder eine Privatanstellung als Feldmesser. Derselbe hat gute Zeugnisse, ist in allen dahingehörigen Arbeiten sehr gewandt, zeichnet besonders schön und macht mäßige Bedingungen. — Offerten wolle man gütigst unter der Chiffre A. N. an die Expedition d. Bl. abgeben lassen.

Offerte.

Die unterzeichnete Buchhandlung offerirt zum Preise von 10 Thalern einen, auf ein großes Pergamentblatt gemalten Stammbaum der Reichsgräflich Calenbergischen Familie. Derselbe enthält 31 äußerst sauber gemalte Wappen, und außerdem befindet sich auf demselben Siegel und Autographum des Grafen Zinzendorf. Betreffende Briefe werden franco zur Post oder durch Buchhändlergelegenheit erbeten.

Die Expedition der Thüringer Chronik in Erfurt.

Zwei prachtvolle Zimmerverzierungen.

In der Verlagsbuchhandlung der „Adelszeitung" erschien:

Portrait
Ihro Königliche Hoheit der Kronprinzessin von Hannover,
MARIA,
geborne Prinzessin von Sachsen-Altenburg, Herzogin zu Sachsen.

Gezeichnet von Julius Dietrich in Altenburg, lithographirt von L. Schöninger in München. No. I. Abdrücke vor der Schrift Chinesisch. Papier 2 Thlr. 20 Ngr. oder 2 Thlr. 16 ggr. No. II. Abdrücke mit der Schrift Chinesisch. Papier 1 Thlr. 15 Ngr. oder 1 Thlr. 12 ggr. No. III. Abdrücke mit der Schrift Velin-Papier 1 Thlr.

Malerische Ansicht
der
Herzoglichen Residenzstadt
Altenburg
mit 18 Randbildern,

die vornehmsten Gebäude und schönsten Umgebungen Altenburgs, sowie charakteristische Gruppen Altenburger Bauern darstellend, in Stahl gestochen. No. I. Ausgewählte Abdrücke, Schweizer-Velin und Chin. Papier 2 Thlr. No. II. Chinesisch Papier 1 Thlr. 15 Ngr. oder 1 Thlr. 12 ggr. No. III. Velin-Papier 1 Thlr. 10 Ngr. oder 1 Thlr. 8 ggr.

Dies reizende, in **Stahl** gestochene, herrlich gelungene Bild, zeigt uns die durch ihre romantische Lage ebenso als durch die Geschichte (u. a. d. Prinzenraub) merkwürdige Stadt Altenburg, in ihrer Eigenthümlichkeit, wie man sie nur vom Schloß-Altan aus erblickt. Amphitheatralisch erhebt sie sich dort, den schönen Josephsplatz im Vordergrunde, vor unsern Blicken, und läßt fast jede Straße, jedes Gebäude erkennen. — Nur im **Stahlstich** läßt sich eine Landschaft schön und treu wiedergeben, und ist dies die erste Städte-Ansicht dieser Größe, welche in Stahl producirt ist.

Den Rand dieser Ansicht zieren folgende Bilder: 1) das Herzogliche Residenzschloß. 2) Festaufzug Altenburger Bauern zu Pferde. 3) Das Rathhaus. 4) Die Freimaurerloge. 5) Die polnische Hütte. 6) Der Herzogliche Garten. 7) Die Teichpromenade. 8) Das Magdalenenstift. 9) Bauernstube mit Kartenspielern. 10) Schloß Ehrenberg. 11) Bauernschenke, Nobitz im Hintergrunde. 12) Das Amt- und Landschaftshaus. 13) Das Freiherrlich von Seckendorffsche Haus. 14) Das Josephinum. 15) A. Ranniger's Haus. 16) Das Casino. 17) Die Landesbank. 18) Eine Bauernhochzeit.

Den vielen Fremden, die Altenburg durch die Eisenbahn zu besuchen Gelegenheit haben werden, wird dieses Blatt eine liebe Erinnerung sein.

Der
Instanzenzug und die Rechtsmittel
nach Königl. Sächsischem Prozeßrechte, mit Berücksichtigung der bundesgesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen, übersichtlich zusammengestellt
von Gustav Adolph Ackermann,
K. S. Appellationsrath.
gr. 8. brosch. 22½ Ngr. (18 ggr.)

Die Gesetze über das Instanzenwesen in den verschiedenen Rechtssachen gegen die verschiedenen Parteien in K. Sachsen sind in den Gesetzbüchern so zerstreut, daß obige Zusammenstellung allen und namentlich jüngern Juristen ein willkommenes, ja fast unentbehrliches Hülfsbuch sein wird. — Zum bequemeren Handgebrauch des Praktikers sind die betreffenden wichtigeren Gesetze im Auszuge dem Werke als Beilage angefügt.

In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen und daselbst so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Zur Diätetik der Seele.
Von **Ernst Freih. v. Feuchtersleben,** Med. Dr.
Dritte, verbesserte und bedeutend verm. Auflage.
Wien, 1842. Taschenformat. In Umschlag cartonirt.
Preis: 16 ggr. oder 20 Ngr.

Die in einem so kurzem Zeitraume nöthig gewordenen, wiederholten Auflagen dieses für jeden Gebildeten wichtigen und interessanten Buches machen jede weitere Empfehlung überflüssig. Wir bemerken nur, daß die vorliegende dritte Auflage vom Herrn Verfasser mit besonderer Sorgfalt überarbeitet, mit vielen und wichtigen Zusätzen vermehrt, und von uns, ohne Preiserhöhung, elegant ausgestattet worden ist.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 9. **Februar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münz. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Nach Beseitigung der durch den Tod des bisherigen Redacteurs d. Bl., des edeln und ritterlichen Baron de la Motte Fouqué, eingetretenen Störung erscheint die „Zeitung für den deutschen Adel" in dem Verlage des Unterzeichneten, und zwar, wie bisher, wöchentlich 2 Nummern, so daß am Ende des Jahres 104 Nummern vorliegen werden. —

Altenburg, den 21. April 1843. **Julius Helbig.**

Die neue Redaction wird sich bemühen, dem Inhalte, der sich bisher schon durch sehr gediegene Aufsätze auszeichnete, noch größere Mannigfaltigkeit zu verleihen. Sie sucht daher den Kreis tüchtiger Mitarbeiter zu erweitern und richtet an alle die Bitte, die Adelszeitung recht bald mit gediegenen und interessanten Beiträgen (Gedichten, Abhandlungen, geeigneten Novellen, Relationen über wichtige Zeitereignisse, Localberichten, Recensionen ꝛc.) zu unterstützen und dadurch das Fortbestehen dieser Zeitschrift zu sichern und zu fördern. — Aufsätze, welche sich für dieselbe eignen, bittet man, unter der Adresse: „An die Adelszeitung in Altenburg" einzusenden, entweder portofrei, oder auf dem Wege des Buchhandels.

Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Den Manen des verewigten Freiherrn Friedrich de la Motte Fouqué.

Du bist von uns geschieden,
Deß Sinn so hoch und hehr!
Die Leier ist verklungen, —
Der Sänger singt nicht mehr!

Es ist von fremdem Klange
Dein Name, hoch Dein Schwert
Und Deine Leier haben
Den deutschen Mann bewährt.

Du hast befreien helfen,
Den Degen in der Hand,
Aus des Tyrannen Ketten
Das deutsche Vaterland!

Du hast manch' Lied gesungen,
Manch' schönes deutsches Lied!
Du hast für Recht und Wahrheit
Auf Erden stets geglüht! —

Und ist auch Deine Leier
Verklungen und verwaist, —
Berühmt hat Deinen Namen
Gemacht Dein hoher Geist!

Du Ritter ohne Tadel,
Des Adels treuer Hort,
Wirst leben, immer leben
In unsern Herzen fort! —

Carl Graf v. Hülsen.

Digitized by Google

Fernere Beleuchtung der Schrift: Preußen, seine Verfassung u. s. w. von v. Bülow-Cummerow.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Nach den herrschenden, freilich sehr trivialen Ansichten wegen der einem kriegerisch mächtigen Staate nothwendigen Bedingungen würden diese letzteren in höchster Vollkommenheit von Alters her anzutreffen gewesen sein bei den Galliern, wie bei den Franken, während die Germanen stets sich in einer Verfassung befanden, von der Deutschlands literarischer Janhagel behauptet, daß dabei weder Nationalität noch Unabhängigkeit von fremder Volksübermacht bestehen, geschweige gedeihen und wachsen könne. Daher schreiben sich denn alle die bekannten Jeremiaden über Deutschlands Zerrissenheit, Erniedrigung, ja nationale Nullität, welche vom Pregel bis zum Rheine die deutsche Luft erfüllen, einem Chorgesange gleich, in welchem die unbärtige Ignoranz mit der bärtigen Stupidität die Strophe und die Antistrophe bildeten; einem Chorgesange, sage ich, der nicht ermüdet, ein unpraktisch gedankenloses Gewäsch rastlos durchzuleiern, welches er Theorie nennt.

Fassen wir also einmal den bedeutsamen Gegenstand scharf in das Auge und fragen, welches die wahre Lage der Acten sei? —

Germaniens Urbedingungen sollen, zufolge jener unreifen Interpretationen, die Conditionen sein, welche zur unabwendlichen Knechtschaft und Vernichtung führen; weßhalb denn fast dafür gewüthet wird, sie zu verdrängen und entgegengesetzte einzuführen, mit andern Worten, dem Vaterlande eine andere, eine willkührliche, lediglich vom Fürwitz für besser anerkannte Unterlage zu geben. Wurden dabei aber wohl die historisch vorliegenden Wirkungen berücksichtigt, welche die beiden nationellen entgegengesetzten Basen gefördert haben? Nicht die Franken, nein die Deutschen sind es, die vorzugsweise ihre Unabhängigkeit behaupteten. Allerdings mußten wir periodische Invasionen des westlichen Nachbarn einigemale geschehen lassen. Allein wer trug die Schuld? — Nicht Deutschlands von Alters her überkommener Grundzustand, sondern Mißgriffe anderer Art; Mißgriffe sogar, welche mehrentheils in falscher verfehlter Behandlung unserer Urverhältnisse, in einer gedankenlosen Verletzung derselben bestanden. Deutschland hat sich seine Bedrängnisse jedesmal selbst, meistens durch Verkennung seines Grundzustandes, zugezogen. Aber jedesmal, und bald, wußte der gesunde, die Gegebenheit dankbar achtende und richtig würdigende, nicht aber hyperkritisch phantasirende Volkssinn das Ungemach zu heben, die Wunden auszuhellen und mit neuer erhöheter Anerkennung wieder hervorzutreten. Wir sollten einmal der Frage näher treten ob in dieser Beziehung das Urtheil der Nachbarn nicht anders, nicht uns günstiger ausfallen möchte? Wahrscheinlich weiß der Franzose recht wohl alles das Viele zu würdigen, was wir in zahllosen unscheinbaren Bedingungen, die uns selbst sich vielleicht am tiefsten verhüllen, für eine vorzugsweise lange nationelle Lebensdauer besitzen. Ich darf das reichhaltige Thema nicht weiter verfolgen, sondern muß abbrechen, um nur noch das einzige Wort zu sagen: daß, mehr vielleicht sogar als Frankreich, Rußland die deutsche Potenz würdigt, aber auch fürchtet. Es mag paradox — denn dem Unverstande klingt alles Verständige paradox — heißen, wenn behauptet wird, daß Rußland, um Deutschland sich unschädlich und unterwürfig zu machen, ganz die nämlichen Einleitungen im Stillen trifft, welche gewisse Hyperdeutsche, deren ganzes Verdienst, nach Rückert's Worten, nur dies war: „mit Worten überaus deutschen zu können" — den Posaunenklang der Wahrheit zu leihen sich abmarterten. Ich sage darüber nicht mehr, sondern beziehe mich auf jene meine Schrift: „Rußland und Deutschland, oder über den Sinn des Memoire von Aachen," die wieder in Erinnerung zu bringen ich auch in der Adelszeitung nicht umhin konnte, weil ich befinde, richtig in die Zukunft gesehen zu haben. In der Regel werden drei Männer als Deutschlands Heraklíden binnen einer kritischen Periode bezeichnet: Stein, Hardenberg und Graf Münster. — Ich kann nur den Letzteren gelten lassen. Stein war allerdings energisch, auch nicht undeutsch; aber beides mit Unklarheit und Passion. Hardenberg war, so wie der judäische Herodes, eben sowohl Römer als Jude, Paganist und Heid — und beide Persönlichkeiten gleichen sich auch noch sonst noch — Alles was man von ihm wollte: Deutscher, Franzose oder Jude. Deutschland durch den Frieden von Basel vernichten, dies war ihm das nämliche Frühstück, als sich beim Congreß zu Wien für Deutschland, dem auch nicht ein Aderschlag der Vaterlandsliebe in ihm pulsete, — hautain-gracids in die Brust zu werfen. Preußen und Deutschland hätte damals sagen müssen: „Von falschen Freunden stammet all mein Unglück," wenn die beiden Heroen: Fürst Metternich und Friedrich von Gentz gefehlt hätten, jene beiden hellen Richter, die allein Deutschlands wahre Verhältnisse kannten, durchschaueten und richtig zu behandeln verstanden. Schon beginnt die jedes Urtheil reifende und reinigende Geschichte auch das über sie entsprechend zu zeitigen, und der wohlverdiente Lorbeer wird ihnen bei der deutschen Nachwelt nicht entgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eisenbahnen
als
conservatives Staatselement betrachtet.

(Fortsetzung.)

Diese wahren Edelleute, sobald sie an die Spitze eines solchen Unternehmens getreten sind, beginnen in der Provinz, welche der Gegenstand desselben ist, ihren thätigen und mächtigen Einfluß dahin zu verwenden, daß die zum Grunde liegende Idee von den ausgezeichnetsten Bewohnern derselben gebilligt wird. Dann bestimmen sie ihre zahlreichen Freunde für die Kosten des angekündigten Unternehmens, als Actionaire zu unterzeichnen, und rufen, um die Einwilligung der gesetzgebenden Gewalt zu erhalten, den eigenen und den Einfluß ihres Standes und oft selbst den ihrer politischen Parthei in beiden Kammern zu Hülfe.

Wohl wäre es wünschenswerth, auch in unserem Vaterlande von allen den Familien solchen gemeinnützlichen Einfluß geübt zu sehen, die wie in England durch Rang, Namen und großes Besitzthum, so wie durch Talente und politische Rechte das öffentliche Interesse vertreten, oder denen doch leicht diese Vertretung zufallen würde, wenn sie verständen, ihren natürlichen Einfluß geltend zu machen. Sind auch bei uns wenige Privaten reich genug, um sich den englischen Großen gleich zu stellen und auf eigene Kosten große öffentliche Arbeiten auszuführen, so fehlt es doch sicher an solchen nicht, die den Zusammentritt und die Belebung dergleichen Vereine für das öffentliche Wohl ihrer Provinz unterstützen und leiten können. Diese Wirksamkeit ist den höheren Ständen, die in diesem Augenblicke ihre erschütterte Stellung auf neuem und dauerhaftem Fundamente zu befestigen suchen, als der sicherste und geradeste Weg zur Erreichung jener so nothwendigen und heilsamen Absicht zu empfehlen. Es ist wichtig, daß vor ihren Augen unabläßig der unzweifelhafte Erfahrungssatz schwebe, wie nicht allein durch Anhäufung von Gütern und Capitalien, durch Errichtung von Majoraten und Fideikommissen, durch Schaulegung eines ruinirenden und isolirenden Luxus, oder durch ein mißgreifendes Liberalisiren jene Ansprüche auf die Achtung und Erkenntlichkeit des Volks erworben werden, welche — Ignoranten mögen sagen was sie wollen — noch immer den Adel Englands und seine Rechte stützen und ehrerbietig anerkennen lassen.

Wie oft sind nicht die mächtigsten Häuser des englischen Adels an die Spitze der Industrie und der Gewerbe getreten, und haben sich dabei neue Ansprüche auf Achtung, Ehre und Liebe des Volks erworben. Sie haben auf diesem Wege gemeinnützige Unternehmungen von einem Umfange zu Stande gebracht, der für ein Privatvermögen fast unerreichbar zu sein scheint.

Diese schöne Stellung der bevorrechteten und begüterten Stände, diese geistige Herrschaft, dieses wahre Patriciat dürfen wir nicht hoffen, es in gleicher würdiger Weise auch unter uns geübt zu sehen? Werden jene großen Britten, deren Thätigkeit ihre Mitbürger beglückte, die Bedford's und Bridgewater's, die Portland's und Lavendish nicht auch bei uns Nachahmer finden? Möge Jeder wenigstens, dessen Standpunkt erlaubt, nach einem so hohen Ziele zu streben, sich erinnern, daß so rühmlich es auch ist, stets bereit zu sein in den Tagen der Gefahr, sein Blut für das Vaterland zu vergießen, es unter dem Schutz des Friedens auch möglich wird, Ansprüche auf Ehre und öffentliche Achtung zu erwerben. Geist, Wissenschaft und Beredsamkeit, vereint mit der Erinnerung an die der öffentlichen Wohlfahrt und der Macht des Staats geleistete Dienste, können auch entfernt vom Klange der Waffen den Glanz edler Namen erhalten. — —

Doch warum das Wohl des Landes allein in persönlichem Ruhme und erblicher Berühmtheit suchen, und nicht den Blick mit gleicher Theilnahme auf alle Klassen der Gesellschaft verbreiten, und sich bemühen, auch hier einen lebendigen Sinn für Vereinigungen zu erwecken, welche die Ausführung gemeinnütziger Unternehmungen bezwecken! Wir werden dann sehen, wie sich Bande des gemeinsamen Interesses, der persönlichen Freundschaft und Achtung, der politischen Einigung unter allen Ständen des Volkes knüpfen. Oeffentliche Eintracht und dadurch erhöhtes Wohl und Sicherheit werden vielleicht mehr und schneller, als man es selbst zu hoffen wagt, die Folgen dieser versöhnenden und verbindenden geistigen und räumlichen Annäherung sein, deren unberechenbaren Wohlthaten wir die allgemeine Anerkennung unserer Standesgenossen gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte zu verschaffen wünschen, wo sie so glücklich als weise, durch die Erneuerung der deutschen Zollvereinigung, von unseren Regierungen auf ganz Deutschland übertragen wurden. — In dieser Richtung oder nirgends liegt die Erreichung des tiefsten und regsten Gedankens aller deutschen Stämme, der Lebensaufgabe und Lebensfrage des deutschen Adels, — möge er dies nie vergessen, — der Idee des Reichs deutscher Nation. — — —

Das eben Ausgesprochene ist kein eitler Traum. Eine große und glänzende Erfahrung hat bei dem Volke, auf dessen innere Größe wir immer bewundernd zurückkommen, gezeigt, wie der Einfluß dieser gemeinsamen Thätigkeit die Härte der politischen Gegensätze mildern, und den innern Frieden durch erhöhtes Wohlbefinden fördern kann. Nach der Umwälzung von 1688, nach dem Aufstande von 1745, wie viele Wunden bluteten in Aller Herzen, wie viele tödtliche Erinnerungen brüteten in den Geistern des brittischen Volkes! Da erfolgte plötzlich eine Ablenkung so gährender Elemente; durch eine geschickte

Digitized by Google

Leitung darauf hingeführt, lenkten alle Glieder der verschiedenen Stände jene verzehrende geistige Unruhe auf Gegenstände des Gemeinwohles, und jener furchtbaren Zerwürfniß war Stillstand geboten.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bemerkungen über den Aufsatz: „Ein Wort für den deutschen Adel in Preußen."

Der geehrte Herr Verfasser des ebenerwähnten Aufsatzes äußert die Meinung, daß dem armen Adel in Preußen dadurch aufzuhelfen sei, daß man demselben die Domainen des Landes in Pacht gebe. Ich theile diese Meinung vollkommen, und bin davon überzeugt, daß der Staat dadurch nicht leiden, vielmehr nur gewinnen dürfte, indem die Edelleute in der Regel gute Patrioten sind — (denn fast jeder Edelmann stammt aus einer Familie, welche eine lange Reihe von Jahren, vielleicht Jahrthunderte in dem Lande ansäßig war oder noch ist, und hat daher für dieses Land das größte Interesse) — und eben deßhalb das auf den Domainen erworbene Vermögen zum Ankaufe eines Gutes im Vaterlande benutzen würden. Dem reich gewordenen Nichtadeligen ist es meistentheils sehr gleichgültig, in welchem Lande der Welt er lebt, wenn es nur da, wo er sich ansiedelt, etwas zu verdienen giebt. Dies geht klar daraus hervor, daß sich seit einiger Zeit viele Bürgerliche aus Mecklenburg, Braunschweig, Sachsen u. s. w. in Posen, der Provinz Preußen und in Polen angesiedelt haben. Ich kenne nur wenige Domainenpächter, aber diese leben sämmtlich herrlich und in Freuden, wie die feisten Mönche eines reichen Klosters. Mir sind daher die Domainenbeamtenstellen immer wie Sinecuren vorgekommen. Wenn bisher nur wenige Edelleute diese Versorgung gesucht haben, so mag dies wohl daher kommen, daß die meisten Edelleute, welche einige Tausende besitzen, es für nobler halten, ihr Geld lieber zum Ankauf eines Gütchens, als zur Bestellung einer Caution und Uebernahme einer Domainenpacht zu verwenden. Ich theile die Ansicht dieser Standesgenossen keineswegs, da der Domainenpächter sich seine Wirthschafter halten kann, während der kleine Gutsbesitzer oft genöthigt ist, selbst Hand an das Werk zu legen. Es kommt daher nur darauf an, daß jenes Vorurtheil schwinden und der Staat wenig bemittelte Edelleute, welche sich um Domainenpachtungen bewerben, vorzugsweise berücksichtigen möchte. Aber ein ausschließliches Privilegium kann den Edelleuten wohl nicht eingeräumt werden. Was würde die Welt darüber schreien! Vorzugsweise Berücksichtigung ist Alles, was die Edelleute verlangen können, und worauf sie aus dem obenangeführten Grunde am Ende auch Anspruch haben, und es wäre zu wünschen, daß der Vorschlag des geehrten Herrn Verfassers des vorerwähnten Aufsatzes Anklang finden möchte, damit die Standesgenossen künftig mehr der Vortheile theilhaftig werden, welche bis jetzt die bürgerlichen Domainenpächter fast allein genießen! Der Edelmann hat so wenig Wege, auf denen er zu Vermögen gelangen kann, daß sich schon Mancher den Kopf darüber zerbrochen hat, wie dem Adel auch noch auf andere Weise in materieller Hinsicht zu helfen sei, ohne zu einem günstigen Resultate gekommen zu sein und ausrufen zu können: εὕρηκα!

Carl Graf v. Hülsen.

Tageschronik.

Bayern. — Nach einem Antrage der Regierung an die Kammer sollen erbliche **Ehrenämter** eingerichtet werden. Der darüber sprechende Paragraph lautet: „Als Kanzleilehen können auch erbliche Ehrenämter für einzelne Landestheile verliehen werden. Die desfallenden lehnsherrlichen Bestimmungen finden auch auf dieselben volle Anwendung." — Wenn wir uns auch entschieden gegen die Erblichkeit der Aemter überhaupt erklären müssen, so finden wir doch in dem vorliegenden Antrage nichts Anstoßendes, da bei einer gesetzlich erfoderlichen intellectuellen Bildung die Erblichkeit von Ehrenämtern wohl nicht leicht Mißbräuche hervorrufen würde, und der Adel dadurch eine Stütze erhielte, die ihn um so enger mit dem Throne verbündete. — Wir zweifeln übrigens, daß der Antrag der Regierung von der Kammer angenommen werden wird. (124.)

Dresden. — Ein neues Stück der Prinzessin Amalie von Sachsen, der „Siegelring", wurde am 27. Januar mit vielem Beifall zum ersten Mal aufgeführt.

Personalnotizen.

Der Dichter **Geibel**, welcher jetzt in Lübeck lebt, hat vom König von Preußen eine jährliche Pension von 300 Thalern erhalten.

Dem k. preuß. General-Musikdirector Gasp. Spontini ist die Friedensclasse des Ordens pour le mérite für Wissenschaft und Künste verliehen worden.

Mitte Decembers vor. Jahres starb in Posen der Freiherr von **Kottwitz**, einer der reichsten Grundbesitzer des Großherzogthums, welcher mehr als eine halbe Million Thaler hinterließ. Er war ein edler Menschenfreund im vollen Sinne des Worts, ein Vater der Armen, ein Helfer der Unterdrückten.

Am 21. Febr. 1843 starb zu Reichau bei Nimptsch in Schlesien der edle Dichter **Friedrich von Sallet**, preuß. Lieutenant bis 1838 (geb. zu Neisse am 20. April 1812), nachdem er noch kurz vor seinem Tode eine Sammlung seiner trefflichen Gedichte (Königsberg 1843) veranstaltet hatte. Ein höchst anziehender Aufsatz über ihn findet sich in Robert Heller's Rosen, 1843, Nr. 71—78.

Druck der Hofbuchdruckerei und Verlag von Julius Helbig in Altenburg.

Digitized by Google

Literaturblatt zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 9. 1843.

Literatur.

Wanderbuch von Franz Dingelstedt. II. Leipzig, Einhorn. 1843. 340 S. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

(Fortsetzung.)

„Was den Deutschen (heißt es S. 84), welcher in Paris ankommt, zunächst trifft und schlägt, ist der Mangel an altem Bequemniß des Lebens. Du weißt, ich bin kein Engländer von Profession, dem das Wort comfort oder comfortable bei jedem Schritte auf dem Munde schwebt, und ich mache nicht mehr Anstalten zum Leben, als just nöthig oder nützlich sind. Aber wir verlangen eine Häuslichkeit; etwas, wofür der Franzose einen guten Ausdruck und einen schlechten Begriff hat, ein chez-soi. Davon ist hier keine Rede, es sei denn, du habest über Tausende zu gebieten, an Francs und an Leuten. Du bist gewohnt, Morgens deinen Kaffee daheim zu nehmen, am warmen Ofen, behaglich, ungestört. Gieb es auf, wenn Du nach Paris gehen willst, entwöhne Dich, entsage. Hier existiren keine Oefen, nur Kamine." — — — „Die Kamine sind, wie die Franzosen, ein sichtbares, helles, schnelles, grelles Feuer, nur wärmt es nicht; es sengt auf der einen Seite und läßt die andere kalt, es fliegt in den Schornstein. Ich lobe mir einen guten germanischen Kachelofen; das ist dunkel von außen, abgeschlossen, scheinbar ruhig und kalt, aber darin steckt eine innige Glut und eine durchdringende Kraft, die gleichmäßig wirkt und nachhaltig." — Im 2. Briefe schildert D. auf anmuthige Weise den Tag eines flâneur, im 3. eine Nacht, die er unter Carneval-Lustbarkeiten, die ihm aber wenig behagen, zubringt. Mit hohem Interesse begleiten wir ihn nun (im 4. und 5. Br.) in die verschiedenen Theater in Paris. Vorzüglich gelungen ist das Bild, welches er uns im 5. Br. von der Rachel entwirft. „Du verlangst," sagt er S. 139 ff. „zuerst ein Bild von ihr, nicht wahr? Ich gabs es Dir, wie ich es von dem Augenblicke an vor Augen habe, da sie aus der Coulisse trat, als Monime in Racine's „Mithridate," malerisch eingehüllt in das antike, asiatische Schleppkleid, in den dunkeln, auch asiatischen Haaren ein classisches Diadem. Langsam und lautlos kam sie vorwärts, als ob der Lärm des Willkommens im Hause sie fesselte.

(Fortsetzung folgt.)

Fragen der Zeit, vom historischen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Karl Hagen, 1. Bd. Stuttgart, bei Franckh, 1843. XVI und 366 S. gr. 8. (1 Thlr. 24 Ngr.)

Dieses Buch enthält eine Reihe trefflicher Aufsätze, welche von dem Geiste, den Kenntnissen und dem Patriotismus ihres Verfassers ein rühmliches Zeugniß ablegen. Auch die Darstellung ist belebt, klar, anziehend und fesselnd. Der Inhalt ist folgender: 1) Ueber Weltliteratur, Kosmopolitismus und Patriotismus; 2) über die rechte Verbindung der Wissenschaft mit dem Leben; (man lese besonders die Stelle über die Tagesschriftsteller!) 3) über die angebliche Entartung und Hoffnungslosigkeit unserer Zeit (ein vorzüglich gelungener Aufsatz); 4) über einzelne Hauptrichtungen der Gegenwart (beßgl.); 5) Abweichungen über unsere gegenwärtige Literatur (geistvoll und treffend); 6) Gedanken über den deutschen Volkscharakter (beßgl.); 7) zur Vermittelung des rationalen und historischen Princips in unserm Staatsleben; 8) Epochen des Absolutismus im neuern Europa; 9) die alten landständischen Verfassungen und das Repräsentativsystem; 10) Rußland und das Sclaventhum (theils satyrisch, theils ernsthaft). (Ap.)

Literarischer Salon.

Der „Dritte Bericht über das Bestehen und Wirken der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes" (Altenb. 1843) enthält, außer einigen interessanten Mittheilungen von dem wackern Herausgeber, Herrn Reg.- und Cons.-Rath Dr. K. Bach, und andern Arbeiten, namentlich eine recht gediegene und verdienstliche Abhandlung vom Dr. Löbe: „Ueber den in Altenburg auf Markgraf Friedrich den Gebissenen gemachten Mordanfall und über die Hand im Altenburgischen Stadtwappen." Das Endresultat seiner Untersuchung spricht der gelehrte Herr Verfasser in folgenden Worten aus: „Markgraf Friedrich der Gebissne wurde, wahrscheinlich 1296, von dem Kaiser Adolf mit Zustcherung freien Geleites nach Altenburg entboten, um einen Streit wegen Oster- und Preißenland zu schlichten. Bei dieser Gelegenheit wurde in seiner Herberge am Markte von einem Kaiserlichen ein Mordanfall auf ihn gemacht, der aber nicht nur durch das Dazwischenspringen und Selbstaufopfern eines Freiberger Bürgers auf der Stelle vereitelt wurde, sondern der Markgraf entkam auch in fremden Kleidern, die ihm sein Wirth verschafft hatte, in der Nacht aus der Stadt nach Pegau.

Die Hand in dem Altenburgischen Wappen kann weder seit 1350 in demselben stehen, noch auf den Mordanfall, wobei ein Altenburger Bürger seine Hand verloren habe, deuten; denn theils kommt keine Hand, wohl aber andere Bilder im Altenburgischen Stadtwappen bis nach der Mitte des 15. Jahrh. vor, theils ist weder ein Altenburgischer Bürger der mächste Retter des Markgrafen gewesen, noch ist eine Hand dabei verloren werden; auch würde das Wappenbild der Hand zu solcher Bezeichnung ganz anders gestellt sein müssen. Vielmehr scheint die Hand und Rose erst seit 1467 — 1470 unter der gemeinschaftlichen Regierung der Fürsten Ernst und Albrecht bei Gelegenheit der Ertheilung der Ober- und Untergerichte an den Stadtrath und der Bestätigung ihrer alten Privilegien in das Altenburgische Stadtwappen gekommen zu sein." (Ap.)

* * *

Mehrere bisher dem großen Dichter Tasso zugeschriebene Arbeiten sind jetzt für das Machwerk eines literarischen Betrügers erkannt worden, der sie um hohe Summen an Buchhändler verkaufte und selbst die gründlichsten Gelehrten zu täuschen wußte. Er sitzt nun in der Engelsburg zu Rom und harrt seines Urtheils. (Ap.)

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 5. 1843.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

(16)

Beachtenswerth.

Folgende in Ost- und Westpreußen unfern den Marktplätzen Danzig, Elbing, Graudenz, Königsberg rc. belegene Rittergüter sind unter annehmlichen Bedingungen zu kaufen:

Nr. 1) mit 2,500 M. M., davon 800 M. Wiesen und 800 M. Forst, nebst vollständigem Inventar, für 34,000 Thlr. mit einer Baarzahlung von 10,000 Thalern.

Nr. 2) mit 4,000 M. incl. 1000 M. Wiesen und 1,500 M. Forst, complettem Inventar rc., für 30,000 Thlr. und einer Anzahlung von 10,000 Thalern.

Nr. 3) mit 5,270 M. incl. 1000 M. Forst und 800 M. Flußwiesen, nebst komplettem Inventar, einer Schäferei von 2000 Stück, die Aussaat in 8 Schlägen, für 70,000 Thlr. und einer Anzahlung von 25,000 Thalern.

Nr. 4) mit 6,000 M., vielen Wiesen, bedeutendem Walde, guten Gebäuden und verschiedenen Einnahmezweigen, für 50,000 Thlr., mit 25,000 Thalern Anzahlung.

Nr. 5) mit 6,000 M. nebst Brau- und Brennerei, Mahl- u. Schneidemühlen, Eisenhammer, baaren Renten rc., von welchen Branchen ein Reinertrag von mindestens 3,100 Thalern nachzuweisen ist, für 55,000 Thlr. und 20,000 Thaler Anzahlung.

Nr. 6) mit 10,000 M., in 3 Vorwerken, bedeutendem Forst, verschiedenen Einnahme-Branchen und baaren Gefällen, für 60,000 Thlr. und 30,000 Thlr. Anzahlung.

Nr. 7) mit 13,000 M., nebst Brau- und Brennerei, Mahl-, Oel- und Schneidemühlen, 4,000 Thalern baaren Renten, bedeutender Schäferei, komplettem Inventar, für 180,000 Thlr. und 80,000 Thlr. Anzahlung.

Außer vorstehenden habe ich auch sonst noch eine Auswahl anderer Güter von 500, 800, 1,000, 2,000 Morgen ab, bis zu 15,000 Morgen und mit Baaranzahlungen von 5,000 Thalern an, im Auftrage.

Die betreffenden Anschläge und Nachrichten sind zu jeder Zeit hier in meiner Agentur einzusehen, wie ich denn auch auf portofreie, gefällige Anfragen, Auskunft ertheile.

Dabei bemerke ich, daß ich nur dann mäßige Honorare beanspruche, wenn ein Geschäft wirklich ausgeführt wird, für vergebliche Reisen und Bemühungen aber nichts verlange.

Durch eine Reihe von mehr als 40 Jahren habe ich mir ausgebreitete Bekanntschaften erworben, und hoffe dadurch, wie durch mein reelles Geschäftsverfahren jedem geehrten Wunsche in obiger Hinsicht vollkommen entsprechen zu können.

Elias Jacobi,
Geschäfts-Commissionair in **Elbing.**

Literarische Anzeigen.

(17) Im Verlage von **Bernh. Tauchnitz jun.** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die

aristokratischen Umtriebe

zur Verständigung

über die

historisch begründete Gliederung der Gesellschaft.

gr. 8. brosch. 1½ Rthlr.

Diese sehr interessante Schrift ist aus der Feder eines geistreichen, hochgestellten Mannes. Inhaltsangabe: Die verschiedenen Stände. — Die ältesten Deutschen Völker. — Die Freien und Unfreien. — Verschiedenheit der Freien. — Die Merovinger und Carolinger. — Das Deutsche Reich ein Wahlreich. — Die Kreuzzüge. — Das Lehnwesen. — Das Ritterthum. — Die Romantik. — Historische Begründung. — Das Faustrecht. — Der Landfriede. — Der Adel. — Die Grundherrschaft. — Die stehenden Heere. — Die Landstände. — Aristokratismus. — Die Reaction. — Historische Begründung der Gegenwart. — Die Hofleute. — Die Französische Revolution. — Die Agrargesetzgebung. — Deutschlands Ermannung. — Die Gegenwart. — Die Kette und die Reunion. — Die Erfahrungen Spaniens. — Was ist zu fürchten? — Was ist zu thun? — Schluß.

(18) Bei **Julius Helbig** in **Altenburg** erschien:

Stimmen froher Mitfeier

Seiner Königlichen Hoheit

Georg,

Kronprinzen von Hannover

bei Höchst Dessen Hoher Vermählung

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

Heinrich Reidrich.

Drei Lieder

für eine

Singstimme mit Begleitung des Pianoforte.

Preis 20 Ngr. (16 ggr.)

(19) Bei **Julius Helbig** in Altenburg erschien:

Ansichten über die

Patrimonialgerichtsbarkeit

insonderheit über das

zwischen dem Gerichtsherrn und seinem Gerichtsverwalter gemeinrechtlich bestehende

Rechtsverhältniß

von Dr. jur. Chr. Aug. Hesse.

gr. 8. brosch. 20 Ngr. (16 ggr.)

Das Institut der Patrimonialgerichte hat seit seiner Existenz gar manche merkwürdige Fata erlebt. Die Tage der Bewegung haben rastlos an dieser altehrwürdigen Einrichtung gerüttelt und geändert, so daß die ursprüngliche Gestalt der Patrimonialgerichtsverfassung kaum noch herauszufinden ist. Ja in einigen deutschen Landen ist sie ganz verschwunden.

Vor allen ist es ihre Stellung zum modernen Staatsrechte, ihr Verhältniß zu den Anforderungen der Gegenwart an die Rechtspflege und das Rechtsverhältniß des Gerichtsherrn zu seinem Gerichtsverwalter mit allen seinen Nebenfragen und Folgerungen, welche zu manchen Conflicten geführt haben, und deren Erörterung in diesem Buch mit Fleiß und Scharfsinn behandelt ist.

Für Gerichtsherren so wie für Gerichtsverwalter dürfte dasselbe ein unentbehrliches Handbuch sein.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 10. Februar. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Anzeigenblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Des Dichters Urtheil.

Vom

Ritter Braun von Braunthal.*)

Sechs Männer saßen beisammen
Um das Glas noch um Mitternacht,
Und es hatte der Wein schon die Flammen
In den Köpfen angefacht.

Es sprühten des Witzes Funken,
Es schwelgte die Phantasie,
Und inzwischen wurde getrunken,
Das kommt so, man weiß nicht wie.

Gedanken wurden gegeben,
Hypothesen wurden erbaut,
Und das ganze menschliche Leben
War besprochen schon und beschaut.

Da begann der Aelt'ste mit Scherzen:
„Hört, Freunde, die Zeit geht um,
Herabgebrannt sind die Kerzen,
Das Trinken allein ist kein Ruhm.

Dies Gespräch nahm eine Wendung,
Die uns Ehre macht, muß es gesteh'n,
Wir sprachen von Menschenvollendung,
Von dem, was gut ist und schön.

Wie wär's, wenn den Stein der Weisen
Gerade jetzt wir suchten, wie?
Wer ihn nicht bei des Bechers Kreisen
Auffindet, der findet ihn nie. —

Wie wär's, wenn ein Jeder eben —
Getrunken ist, mein' ich, genug —
Was nun Jeder so denkt vom Leben,
Aufstellte in einem Spruch?

Der Spruch sei kräftig und labend,
Und bezeichne genau seinen Mann;
So hätten wir dann diesen Abend
Doch auch etwas Gutes gethan."

Der Vorschlag läßt sich vernehmen!
So riefen der Uebrigen vier;
Und der Jüngste: „Ich will mich bequemen,
Doch nehmt's zu genau nicht mir."

„Wir sitzen hier nach der Runde,"
Also fiel der Aelteste ein,
„Geb' ein Jeder von sich nun Kunde,
Und ich — will der Erste sein."

Darauf wurden die Gläser gehoben
Und geleert, dann — ward es still,
Und ein Jeder begann zu ergeben:
Seinen Geist und sein Gefühl.

Es knistern unheimlich die Lichter;
Der Jüngste verhüllt sein Gesicht,
Es war der Jüngling ein Dichter,
Und den Dichter zerstreut das Licht.

Jetzt begann der Aelt'ste mit Rührung:
„Das Herz ist die Weisheit, denk' ich;
Man folge des Herzens Führung,
Das Uebrige findet sich."

Drauf sprach der Zweite: „Wir leben!
Drum — 's lebe das Leben! — so tön's,
Der Freude sei's hingegeben,
Und ein Tod, ein freudiger, krön's!"

*) Aus Dessen unlängst in der zweiten Auflage erschienenen Gedichten: „Morgen, Tag und Nacht, aus dem Leben eines Dichters." Dresden, bei Gillig, 1843.

Digitized by Google

Nun ließ der Dritte sich hören:
„Genuß ist allein nicht genug,
Mehr als Genuß ist Entbehren,
Genuß ist ein holder Betrug!"

Und der Vierte: „Die Kunst ist das Höchste,
Denn fürwahr, nur durch's Ideal
Ertragen wir, was uns das Nächste
Das Irdische bringt an Qual!"

„Wir können nur, was wir müssen,"
Versetzte der Fünfte darauf:
„Mehr als die Kunst ist das Wissen,
Nur das Wissen richtet mich auf!"

Nun kam's an den Jüngsten von ihnen;
Der aber sah schweigend sie an,
Und mit Erschütterung in seinen Mienen
Erhob sich der junge Mann.

Er faßte das Glas, wie zu trinken —
Eine Thräne fiel ihm hinein —
Dann ließ er das Auge sinken —
Und tredenzte Allen — den Wein.

Fernere Beleuchtung der Schrift: Preußen, seine Verfassung u. s. w. von v. Bülow-Cummerow.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Wie sehr nun auch der Verfasser jene Männer ehrt, wie hoch er sie stellt: ihr Verhältniß, ihren Abstand zu Friedrich verkennt er deßhalb keineswegs. Sogar wenn gefragt wird, welcher Stern wohl ihnen in der Politik möchte vorgeleuchtet haben, so dürfte kaum sich ein anderer Name nennen lassen, als der des Königs von Preußen, zu dem sein Volk jetzt eine wahrhaft unwürdige Rolle spielt, indem es die Heuchelei seiner Bewunderung, ja Verehrung zur Schau trägt, aber dem großen Wohlthäter eben so wenig in Liebe, als in Dankbarkeit zugewendet ist, im Grunde sogar eine stille Abneigung gegen den Geist seiner Regierungsmaximen hegt, nährt und künstlich verbirgt. Wir werden uns solcher Undankbarkeit niemals schuldig machen, sondern werden dem außerordentlichen Manne mit unerschütterlicher Treue zeitlebens ergeben bleiben. Gerade deßhalb hat denn auch die Frage eine ganz besondere Wichtigkeit für uns: „welche Stellung Friedrich gegen die Revolution würde angenommen haben, abgesehen von ihrer allgemeinen historischen Bedeutsamkeit und von dem großen Interesse, welches darin liegt, sich aufgeklärt darüber zu sehen: ob Friedrich, um die Revolution zu überwinden, sich für die revolutionaire, oder für die antirevolutionaire Operationsweise würde entschieden haben."

Wir dürften mit unserem dem allgemeinen durchaus widersprechenden Urtheile sehr allein, sehr vereinsamt dastehen. — Aber darf dies abschrecken, wenn Friedrichs eigenes Verhältniß zur damaligen Zeit das nämliche ist und wenn jeder armselige Universitätsdocent über Staatswesen in seiner Dünkelweisheit vermeint, diesen Geist überboten zu haben und berichtigen zu können? Solche Männer haben, um den König halb und halb mit Ehren unterbringen zu können, eine wunderliche Combination componirt, wie sie schon bei andern ähnlichen Anlässen zusammengestoppelt worden. Friedrich wird als die Schlußfigur für diejenige geschichtliche Periode charakterisirt, deren Elemente es noch gestatteten, durch ein seltenes Regierungstalent zusammengehalten und conservatorisch behandelt zu werden. Aber der Tod habe auch den König zu rechter Zeit getroffen, und die Revolution durfte nicht früher ausbrechen; denn mit seinem conservativen Princip hätte er nichts gegen sie ausgerichtet. Dies Urtheil ist unrichtig und unhistorisch zugleich. Die Revolution war längst vorbereitet, längst eingeleitet; aber sie fürchtete den Herrscher Preußens und wollte es abwarten, bis er die Augen würde geschlossen haben. Es bestätigen dies mehrere nicht zufällige kleinere Vorgänge. So reiste, bald nach Preußens Verwaisung, die erste Haupttriebfeder der Revolution, Mirabeau, nach Berlin, um sich längere Zeit daselbst aufzuhalten. Es mögen Wenige wissen, was mir meinen damaligen Verhältnissen nach bekannt wurde, daß der Graf sehr fleißig die Bierhäuser außer der Stadt besuchte, in denen solche Bürger ihren Abend zubrachten, die Lust fanden am sogenannten politischen Kannegießern. Hier horchte, beobachtete, ja spionirte der Revolutionair nicht nur, sondern trat auch gelegentlich und unter nöthiger Klugheit mit den nämlichen Ideen hervor, welche von Paris aus die Runde um die Welt machen sollten. Gleichzeitig schrieb er das bekannte Werk über die Preußische Monarchie, welches, wohlberechnet, den Franzosen eben nur sagen sollte, Preußen sei nicht das, was man an der Seine sich darüber vorstelle, die Revolution habe von dieser Macht, der einzigen, die man eigentlich fürchtete, nichts zu besorgen, und der Ausbruch der revolutionairen Bewegungen brauche nicht länger aufgeschoben zu werden.

Wirklich erfolgten nun auch bald genug die ersten Explosionen. Friedrich, wenn er damals noch lebte, damals nur noch einigermaßen rüstig war, durfte nicht zögern, sondern mußte ungesäumt mit vieler Entschiedenheit dagegen auftreten. Nun aber entsteht die Frage: ob, nachdem die Neufranken mit dem Banner schonungsloser Nichtachtung alles völkerrechtlich Bestehenden und unter dem Kriegsgeschrei eines allzerstörenden Vandalismus ausgezogen waren, der Monarch ihnen die nämlichen Fahnen entgegenführen, und sich als noch viel verwegenerer Eroberer darstellen solle?

Digitized by Google

— Es wäre nicht möglich, d. h. dieſe Verfahrungsweiſe nicht durchzuſetzen geweſen, vielmehr hatte gerade durch das Eingehen auf das feindliche Princip barbariſcher Rückſichtsloſigkeit, gleich ſchon durch Nachahmen des fremden und neuen Operirens, Europa ſeine Vernichtung vorbereitet, namentlich Deutſchland ſich untergraben. Wir waren damals im Ganzen noch zu ſchlicht, ja vielleicht — im guten Sinn — zu borniert, um die Rolle eines deutſchen Cimbernthums übernehmen und das Drama allgemeinen Zerſtörens durchführen zu können. Mußte dies Alles zurückgewieſen werden, ſo ließ ein Mittelweg ſich noch weniger einſchlagen. Europa konnte lediglich ſich auf ſeinen poſitiven Organismus gründen, und dieſen neu beſeelend mit ihm dem Feinde die Stirn bieten. Nur freilich mußte einer Oppoſition ſolchen Charakters der rechte Mann an der Spitze ſtehen, und das allgemeine Vertrauen durfte nicht fehlen. Beides wäre wohl der Fall geweſen bei Friedrich, der dann zugleich darüber richtig belehrt hätte, wie ſehr es möglich ſei, ſogar für die ſchwerſten Kriegesunternehmungen die nöthigen Geldmittel zu beſchaffen, ohne deßhalb einen Angriff auf die Verfaſſung zu unternehmen, und wohl gar ſich zu beflecken mit der bekannten Praxis des Revolutionismus, den Nothſtand als Vorwand zu brauchen zur Vertheidigung der Spoliationen im Eigenthume, in den Rechten und in den Verfaſſungszuſtänden. Denn auch das gehörte zum Ausgezeichneten der preußiſchen Finanz- und Caſſenverwaltung, daß ſogar gegen jenes Ungemach ſie gleichzeitig ſicherte. Es ſtellt ſelbes zu den übrigen dreien die vierte Grundmaxime dar, auf denen unſer Regierungsſyſtem beruhete und die zum Gegenſtande hatten: erſtens das geſammte Verwaltungsweſen überhaupt; ferner das Finanz- und Caſſenſyſtem im Beſonderen, dann die Dienſtordnung — nach ihrer **Entartung Geſchäftsgang genannt** — endlich **Conſervation der vorgefundenen Ueberreſte einer landſtändiſchen Verfaſſung germaniſchen Charakters.**

Die drei erſtgenannten Elemente laſſen ſich bezeichnen **als des Fürſten eignes Werk.** Sein Genie ſchuf ſie gleichſam ſelbſt; das vierte fand er vor, als ein Ueberkommenes, aber ſchon in der Abnahme Begriffenes. Und gerade dieſes, die Reſte einer landſtändiſchen Verfaſſung, hegte er wie den eigenen Augapfel. Wenn darüber alle richtige Beurtheilung fehlt, ſo darf das nicht befremden, da unſeren übermüthigen Abſprechern alle Sachkunde fehlt und ſie ſich eine Geſchichte machen, die — nach Shakespeare's Worten — mit Fett gemäſteten Kapaunen gleicht. Jene Verfaſſungsreſte waren unglaublich feſt, waren ſo feſt aſſecurirt, daß — wir erinnern an die von Friedrich Wilhelm IV. **am 15. October 1840** geſprochenen Worte — **der Huldigungseid erſt nach Erneuerung jener Aſſecuration abgeleiſtet ward. Bindet dies nicht den Monarchen in unerträglicher Weiſe? — Unſere dünkelhaften Staatwislinge oder Staatweidlinge möchten es den Fürſten gern als wichtigſte politiſche Wahrheit aufheften.** Friedrich hatte, während einer merkwürdig langen, durch Titanenunternehmungen ausgezeichneten Regierung das Gegentheil erprobt, hatte jene Verfaſſung nur, allen Beziehungen nach, ſeinen Verhältniſſen und Zwecken entſprechend befunden.

(Fortſetzung folgt.)

Eiſenbahnen
als
conſervatives Staatselement betrachtet.

(Fortſetzung.)

Whig und Tory, Ritter und Rundkopf, verſtanden ſich zunächſt über die Verbeſſerung einer Schifffahrtslinie, über die Richtung einer Straße, über die Eröffnung einer Brücke, und jede Parthei bemerkte mit Erſtaunen die Täuſchung, nicht allein das Gemeinwohl, die Ruhe des Landes und das öffentliche Glück zu wollen. Bewahrte ohne Zweifel auch Jeder die geſellſchaftliche Stellung, in die ihn ſein Charakter und ſeine politiſchen Grundſätze wieſen, indem der eine von dem ehrwürdigen Schatten der Bevorrechtungen, und der andere von dem blendenden Schimmer der Volksthümlichkeit umgeben wirkte, ſo glühte doch Vaterlandsliebe, gepaart mit Eifer für das Volkswohl in gleichem Maße in Aller Herzen, und aus dieſem Gefühle entſprang für alle Meinungen eine glückliche Uebereinſtimmung. Zwiſchen die politiſchen Partheien trat Duldſamkeit, wie ſie ſchon zwiſchen die religiöſen getreten war, und England erhob ſich in Kurzem auf den glorreichen Standpunkt eines Volkes, welches der Welt im Kriege und Frieden Geſetze gab. —

So groß iſt nach Innen und Außen die Kraft eines Volkes, das Gewerbe und Handel belebt, und in deſſen Buſen Gemeinſinn und Eintracht wohnt; England bleibt für alle Zeiten ein belehrendes Beiſpiel, daß es leichter und ſicherer iſt, die unruhigen Bewegungen eines geiſtig zerfallenen Volkes durch eine gemeinſame Thätigkeit zu regeln, als durch den Druck combinirter Staatsmaſchinerieen jede unregelmäßige Geſtaltung hindern, und das innerlich Getrennte durch äußere Gewalt zuſammen halten zu wollen.

Die Anwendung der voranſtehenden Erfahrungsſätze liegt auch für deutſche Verhältniſſe nahe; auch wir haben alle Urſache, durch öffentliche Unternehmungen Gemeinſinn und innere Einigkeit unter uns zu **erwecken oder zu beleben**; und welche Mittel bieten ſich dazu wohl glücklicher und näher, als Hand in Hand

Digitized by Google

mit unseren Mitbürgern, auch unserm Lande, im weitesten Umfange die Wohlthaten jener wichtigen Neuerung zu gewinnen, welche tief eingreifend alle Lebensverhältnisse zu durchdringen bestimmt scheint, und in welcher kein Volk und keine Provinz wagen darf, zurückzubleiben, ohne sich für immer vom thätigeren oder weiser geleiteten Nachbarn überflügelt zu sehen.

Weniger als Beweis für die echt conservative Grundlage dieser Forderung, wohl aber als Beleg, wie selbst unter den ungünstigsten Verwicklungen auf den angedeuteten Wegen Volkswohlfahrt und Gesetzlichkeit von Männern gesucht werden, denen man Scharfsinn, gepaart mit der klarsten Würdigung der Dinge, zusprechen muß, nehmen wir hier am Schluß unserer Betrachtungen Bezug auf die nachstehenden, neuster Zeit in der französischen Pairs-Kammer ausgesprochenen Ansichten des Baron Charles Dupin. —

„Wie geht es zu, daß man überall, in der Regierung, in den Kammern, in den periodischen Organen der öffentlichen Meinung zu erklären wagt, die Franzosen seien zu erfolgreichen Privatunternehmungen unfähig; ihre persönlichen Mängel machen sie durchaus ungeeignet für gemeinsame Arbeiten; es fehle ihnen mit Einem Worte der Associationsgeist? So widersprecht euch doch nicht selbst! Ihr behauptet, das erste Volk der Welt übertreffe alle andern; ihr behauptet, es besitze gleichzeitig alle Arten der Uebergelegenheit, so lange ihr dafür kämpft, Alles auf Staatskosten ausführen zu lassen. Handelt es sich aber darum, vergleichsweise die wichtigste Eigenschaft moderner Völker zu würdigen, die Eigenschaft, Einsicht, Hülfsmittel und Anstrengung der Bürger zu vereinen, um durch Associationen Erfolge zu erreichen, welche die Kräfte der Einzelnen übersteigen: gleich ist Frankreich nicht mehr die erste Nation; ja es gehört nicht einmal mehr den glanzlosen Reihen an, die man weder beim Gelingen, noch beim Mißlingen nennt; das französische Volk ist ungeeignet, es ist unfähig für Alles, was Associationsthätigkeit heißt. Wie? das geselligste aller Völker, dasjenige, welches nicht blos durch die Leichtigkeit und Annehmlichkeit, sondern auch durch die Zuverlässigkeit seiner Privatverbindungen die Zuneigung anderer Völker gewinnt, dieses Volk könnte unter seinen eignen Bürgern keine Vereine zu Stande bringen, die Gedeihen, die dem Lande Reichthum verschaffen, dem Vaterlande Ehre machen? . . . Aber, wendet man ein, wenn man auch einräumen muß, daß die Franzosen nicht unfähig sind, diese Vorzüge der Association zu besitzen, so giebt es doch ein anderes Hinderniß, ein unübersteigliches Hinderniß: die Franzosen sind zu arm, ihr Vermögen ist zu zersplittert, die Capitalien sind zu schwach, um großen Unternehmungen gewachsen zu sein.

(Beschluß folgt.)

Tageschronik.

Westphalen. — Das Bedürfniß einer Jagdtheilungs-Ordnung hatte sich in Westphalen schon längst herausgestellt, und war besonders vom Adel öfters gewünscht worden. Die Jagden waren meistens Koppeljagden, und die Berechtigten hatten wenig davon. Da eine Jagdtheilungs-Ordnung bisher aber noch nicht publicirt werden, so ging die Regierung, welche als Nachfolgerin ehemals geistlicher Stiftungen als Militairetsfent auftrat, auf die Vorschläge der Betheiligten ein und regulirte als Oberaufsichtsbehörde die Theilungen der Jagden. Durch diese Theilungen wird für den Belasteten aber keineswegs ein erträglicherer Zustand hergestellt, sondern es wird im eigentlichsten Sinne des Wortes die privative Jagd auf den Grundstücken des Landmanns förmliche Wildgärten erzeugen und ein schlimmerer Zustand an die Stelle des vorigen gesetzt. Es dürfte daher wünschenswerth erscheinen, daß in einer Jagdtheilungs-Ordnung auch die Ablösbarkeit der Jagd durch die Belasteten, und zwar nach deren freier Wahl, festgestellt werde, wenn man sonst nicht will, daß das grünende Saatfeld des arbeitsamen, obnehin genug belasteten Landmannes dem Wilde Preis gegeben werde. — Wir hegen übrigens zum Adel das feste Vertrauen, daß er die Herbeiführung eines solchen Zustandes nicht wünscht, oder man müßte denn glauben, daß er eine der „nobeln Passionen" dem Wohle des Landmannes vorzieht. — (124.)

Prag. — Am 31. December v. J. wurde das vierzigjährige Dienstjubiläum des Gubernialpräsidenten, Grafen von Chotek gefeiert. Ein Mann, wie der Jubilar, dessen sich Böhmen rühmen kann, der mit vorzüglicher Sorge und rühmlicher Thätigkeit die Pflege der Künste und Wissenschaften, die Verschönerung Prags und die Blüthe seiner zahlreichen Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten beförderte, der gegenwärtig bereits vierzig Jahre an der Spitze der Provinz Böhmen steht, verdient eine solche öffentliche und allgemeine Feier, wie sie in Prag stattfand. Der Adel, die Universität, das Bürgermilitair, der Handelsstand und der Magistrat beeiferten sich, darzulegen, wie sehr sie die Verdienste des allgeliebten Regierungschefs zu achten wissen. (124.)

Personalnotizen.

Im März d. J. starb in Wilna Fürst Ogínski, der in der Verbannung als Buchbinder in Paris lebte.

Am 27. März starb zu Heidelberg Dr. Karl Salomo Zachariä von Lingenthal, großherzogl. bad. Geh. Rath und Prof. der Rechte an der dortigen Universität, Commandeur des Zähringer Löwen-Ordens 2c. (geb. zu Meißen am 14. Sept. 1769.)

Am 28. März starb zu Hermhut Friedrich Wilhelm Carl von Aderkas, k. russ. Collegienrath und k. preuß. Major a. D., 1819—80 Professor der Kriegswissenschaften zu Dorpat (geb. zu Breslau den 30. Juni 1767).

Am 29. März starb zu Gatterstädt bei Querfurt der Dichter und Schriftsteller Friedrich Albert Franz Krug von Nidda, k. sächs. Hauptmann (geb. am 14. Mai 1776).

Der wirkliche Geheimerath Alexander von Humboldt hat das Großkreuz der Ehrenlegion erhalten.

Druck der Hofbuchdruckerei und Verlag von Julius Helbig in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Ferdinand Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 11. **Februar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird diese Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Der Rhein.

Der kaiserl. königl. und kurmainz. Rath und Oberst Gebhard S. v. Armin-Siebeneichen bemerkte im 16. Jahrhundert in seinen „Teutschen Gedanken ꝛc.“:

Zu Cöln und Straßburg kannst du schaun,
Was teutsche Kunst und Kraft erbau'n.

Ein fester Handschlag, rhein'scher Wein,
Die sind des Teutschen Edelstein.

Am Rhein geboren und erzogen,
Bleibt ewig ihm mein Herz gewogen.

Der rhein'sche Wein, die rhein'sche Kunst
Stehn überall in hoher Gunst.

Mein Herz beginnt im Leib zu springen,
Hör' ich am Rhein ein Lied erklingen.

Gesundes Blut, ein froh Gemüth
Im Saft der Mosel-Traub' erblüht.

Des Rheinweins unbesiegte Kraft
An jedem Tisch sich Ruhm verschafft.

Fromm, ehrenfest und schlicht und recht bei Rath und That
Einher in alter Zeit des Rheingau's Adel trat.

Fernere Beleuchtung der Schrift: Preußen, seine Verfassung u. s. w. von v. Bülow-Cummerow.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Hatte der König einen großen Entwurf im Auge, den er zuvor seinem Grundadel mitzutheilen für gut befand; so kam ihm, statt Widerspruches, nur Bewunderung seines Geistes und seiner Weisheit entgegen. Ein Ereigniß oder Verhältniß, welches vielleicht nur sich im alten Brandenburg verwirklicht sah, und in der gesammten neueren Geschichte seines Gleichen sucht! Eben deßhalb machte Friedrich den Adel zu seinem Herzblatt, und ward ungleich wachsamer und wirksamer wegen seiner Erhaltung, als jener Adel selbst. Den schlagendsten Beweis liefert die Gründung der ritterschaftlichen Creditinstitute, welche überreich ist an dem bedeutsamsten historisch-politischen Interesse.

Es wird noch manches Aufschlusses bedürfen, um zu einer Würdigung dieser Gründung, deren eigentlichen Sinn und Zweck damals der Grundadel selbst mißdeutete, zu gelangen. Es entspann sich damals ein merkwürdiges Mißverständniß zwischen dem Monarchen und diesem Adel, indem letzterer gerade von demjenigen Mittel, welches ihn halten sollte, seine Vernichtung besorgte. Diese Ansicht hatte Manches für sich; jedoch, wie fast immer, sah auch dießmal in Staatsangelegenheiten Friedrich weiter und klarer, als alle seine Zeitgenossen. Vielleicht vermittelt nach-

Digitized by Google

stehende Darstellung eine klare Ansicht vom wahren Sachverhältnisse.

Während des siebenjährigen Krieges mußte sich der Adel verschulden, hatte aber nur persönliche Schulden contrahirt, konnte auch nicht wohl andere contrahiren, weil die Lehnsverfassung die Verschuldung des Grundbesitzes verbot. Da sann der wohlwollende Held auf Hülfe für denjenigen Theil des Adels, der Verlust der persönlichen Freiheit sowohl als des Grundbesitzes zu besorgen hatte. Es zeigte sich nur eine Auskunft, nur die des Verwandelns der persönlichen Schulden in Grundschulden. Dies konnte bei Lehngütern ohne Consens der Agnaten nicht geschehen, deren Rechte doch auch beachtet sein wollten. Bedingte Allodificirung, welche die Agnaten durch Lehnstämme indemnisirte, und gewisse Verzichtleistungen des Königs als Oberlehnsherrn, bei welchen letzterer allerdings Opfer brachte, lagen am nächsten, und mußten dann weiter die Hypothekeneinrichtung herbeiführen, deren Ursprung hier aufzusuchen ist.

Kaum erklärbar muß es erscheinen, daß der Adel darauf nicht eingehen wollte. Es gereicht ihm aber nur zur Ehre. Man hoffte die persönlichen Schulden durch sparsames Leben tilgen zu können, wollte durch Eversion der Lehnsverfassung keine Felonie begehen, und wo möglich die Verschuldbarkeit des Grundbesitzes abwenden. Allein die Aufgabe war zu schwierig; aller Wahrscheinlichkeit nach hätte der Adel unterlegen. Nur dem Geiste des Königs bot sich das einzige Mittel für seine Erhaltung dar. Ganz richtig brachte Friedrich die zeitigen Inhaber der Lehen und die Agnaten dadurch in die eine und nämliche Kategorie, daß er die in Folge des Krieges entstandenen Schulden des Grundadels als Gemein- und Gesammtschuld der Lehnsinhaber und der Agnaten betrachtete, die sofort aus der in Grund und Boden bestehenden Lehnsmasse mittelst einer darauf zu contrahirenden und zu amortisirenden Anleihe dergestalt abzutragen sei, daß die einzelnen adeligen Individuen den übrigen Classen als schuldenfreier Grundadel gegenübertreten durften, mithin an ihrer eigentlichen Adelswürde nichts verloren hatten.

Wenn die Ritterschaften, weil sie die höhern Staatsmarimen, die hierbei zum Grunde lagen, nicht ganz begriffen, und so fortgesetzt Bedenken trugen auf den Plan einzugehen; so war Friedrich weit davon entfernt, ihnen deßhalb zu zürnen. Im Gegentheil scheint der lange Widerstand, welchen die brandenburgische Ritterschaft leistete, als Beweis ächt adligen Sinnes dem König zur Befriedigung gereicht zu haben. Er forderte sie persönlich vor, redete sie besonders gnädig mit „Messieurs“ an — s. Nicolai Anecdoten und Charakterzüge — und setzte den wahren Zweck des Plans so überzeugend auseinander, daß von dem an jedes Bedenken verstummte.

Der höhere Gesichtspunct, welchen das königliche Auge genommen, mag gleich anfangs von sehr Wenigen nur begriffen worden sein. Wenn mit der Zeit derselbe immer mehr verloren ging, so erklärt das die mancherlei verfehlten Urtheile, welche seitdem wegen mehrerer einzelnen Momente, die zu der Gründung gehören, hervorgetreten sind. Wir erkennen auch darin einen Beweis von der entschieden conservativen Richtung des Monarchen, der es höchst wichtig fand, sofort nach hergestelltem Frieden alle destructiven Nachwirkungen von seinen Staaten abzuhalten, und dem als das Wesentlichste dafür ein unerschüttert dastehender Adel erschien. Zweifelsohne würde sein Genius der nämlichen Maxime treu geblieben sein, auch wenn ihm vorbehalten gewesen wäre, den Revolutionskrieg durchzuführen und durchzufechten.

Und das wäre möglich gewesen? — Wir befragen den Stand der Dinge. Das jetzige Verhältniß der conservativen zur anticonservativen Seite wird uns so Manches darüber sagen können. Die letztere hat unverkennbar ihren Culminationspunkt bereits überschritten. Wird auch noch mit der Feder gekriegt; es ist nur ein Nachkampf. Hauptfrage bleibt: was denn eigentlich seit den letzten funfzig Jahren sich verändert habe in Europa? Die südliche Region, noch gährend, muß aus der Betrachtung bleiben. Dagegen hat Oesterreich seine übrkommenen Verfassungsbasen unverändert gelassen; und im Ganzen läßt von Rußland sich das Nämliche sagen; wenigstens sind die Nachwehen des Krieges weder als Vorwand noch als Rechtfertigung für innere Umwälzungen angesprochen worden. England war keiner Invasion preisgegeben, hatte die Continentalsperre tragen, hatte die ungeheuersten Geldopfer bringen müssen, und ist dafür nur in eine Parlamentsreform eingegangen, die am Ende vielleicht auch wäre abzuwenden gewesen, die, genau genommen, nur wenig verändert hat, und die jetzt sogar einer Revigoration des alten Princips scheint förderlich werden zu wollen. Wenn also nur wenige deutsche Länder übrig bleiben, deren sich eine Sympathie zu dem neuen von der Revolution datirenden Gesellschaftszustand bemächtigte und die sich denselben angeeigneten; so mag dies seine guten hier uns nicht kümmernden Gründe haben. Aber es beweifet den Mangel jeder dringenden Nothwendigkeit, einer politischen Gestaltung sich zu unterwerfen, die einen so zweideutigen Ursprung hatte, wie die Principien der französischen Revolution und ihre Tendenzen. Ja ich möchte es eine jugendliche Petulanz nennen, wenn nicht eine der schwersten Versündigungen windbeutelnder Halbliteraten, durch die auf Gelehrtenweisheit rauch auch eitle Pfeudostaatsmänner sich bethören ließen. Daher rechnet nachfolgende Zwischenerpectoration auf Gunst.

Soll ein Reich im kürzesten Wege, gleichsam im Eilwagen oder auf dem Dampfwagen, seinem Untergange entgegengeführt werden, so gebe man ihm zu Ministern Zwitter von Afterstaats-

Digitized by Google

männern und Aftergelehrten. In der Regel sind es seichte Charlatane, die zu imponiren verstehen; denn kein Charlatan wird als Charlatan fortune, geschweige furore machen, wenn er nicht zu imponiren weiß. Es sind aber die meisten heutigen Minister der kleineren Staaten von dem Kaliber, daß sie nicht einmal das Imponiren, womit sie auftreten, soutenizen können, wenn sie sich kritischen politischen Problemen gegenüber gestellt sehen; sogar ihre Charlatanerie läßt hier sie im Stiche. Was thun sie nun? Sie machen den Afterliteraten — denn kein echter Gelehrter und Mann der Wissenschaft läßt sich brauchen, geschweige mißbrauchen — den Hof und körnen diese mit Aussichten auf Stipendien, Pfründen und Sinecuren. Was geschieht nun? Politische Dummköpfe, die aber ihr philosophisches Doctordiplom bei sich und in der Tasche haben, signalisiren jene Schwächlinge als Sterne der ersten Größe in der Staatskunst. Alle Zeitungen aber — denn auch diese erhoffen ein Stipendium — hyperrecensiren keineswegs das um sie nicht sich kümmernde Volkblut, sondern lediglich »jene spurii, von denen sie ein Stipendium erwarten, um sie als schamlosesste Lügner ausrufen zu können für die rechten politischen Legitimisten und gleichzeitige Genialitäten. Preußen, ein Staat, dem die merkwürdigsten Erfahrungen geworden, weil es eigentlich ein versuchender Staat ist, hat auch jenes merkwürdige Experiment gemacht, und hat asthenische Minister gehabt, die erst sthenisirt werden mußten durch Tagesblätter, Abendzeitungen, allenfalls eine Recensionsfabrik, weil sie unfähig waren, fest und sicher auf den eigenen Füßen zu stehen. Dergleichen Exemplare waren Stein, Hardenberg, Altenstein, Schuckmann, Schön u. dgl. — Diese mußten, wie der König Telaphus des Euripides, bei den Afterliteraten betteln, um nur sich erhalten zu können. Die determinirt andere Seite war sehr schwach besetzt. Es lassen sich nur nennen die Freiherren von Voß und von Motz, zwischen denen der Geheime Obersinanzrath Schultz — der südpreußische Schultz genannt und Vater des gegen Niebuhr aufgetretenen G. O. R. Schultz — das eigentliche belebende Princip bildete. Alle diese drei waren Staatsmänner in Englands großartigem Style, deren innere Fülle und Intelligenz sie dergestalt über alle Literatur erhob, daß sie mit. Vincenz von Serin sprechen durften: spernere sperni, d. h. die Verachtung und den Hohn der Afterliteraten sich als Glorie und Triumph ansehen. Wir bitten den geehrten Leser, uns noch einige diesen Gegenstand betreffende Mittheilungen zu vergönnen.

Es ist jedes Mal verderblich, wenn ein Staatsmann auch ein Halbliterat sein will. Er gleiche einem Peel oder Wellesley. Wenn dieser noch im zwei- und achtzigsten Jahre als Dichter alcäischer Oden in lateinischer Sprache auftreten konnte, Peel aber so sehr als Praktiker über aller Berechnung ausgezeichnet dastehet, daß die deutschen Staatswissenschaftsprofessoren nichts Besseres thun könnten, als sich bei ihm in die Lehre begeben; so ist dies ganz in der Ordnung. Preußen aber hat in den zuletzt genannten drei Individualitäten keine geringere Illustrationen besessen, nur daß sie nicht, wie sie es verdienten, illustrirt geworden, weil sie es verschmähten, seichten Literaten den Hof zu machen, die sie übersahen, und die von ihnen hätten lernen können. Ganz wirkungslos jedoch sind sie, die ich wohl noch einmal näher bespreche, keineswegs für Preußen geblieben. Sie hielten jenen Unsichern, die mit dem Zeitgeiste und den Afterliteraten buhlen mußten, die Stange, und wurden so die Vermittler desjenigen Zustands, in welchem Preußen noch heute sich befindet, und der ein ganz eigenthümlicher ist, anders, als er sonst irgendwo angetroffen wird. Alle übrige Staaten befolgen ein eigenes cohärentes System, absonderlich Oesterreich, das nicht einmal mit einer Opposition zu kämpfen hat, wie England und Frankreich, wo aber trotzdem das Gouvernement sich nicht selbst in entgegengesetzte Principien theilt. Dies ist nur in Preußen geschehen, aus Rücksichten, die wir unerörtert lassen. Nachzuweisen aber ist es, daß in die verwaltenden und berathenden Gremien die entgegengesetzten Ansichten und Tendenzen aufgenommen sind. Wenn wir über das Bedenkliche davon hier schweigen, so giebt es einen neuen Beweis davon, daß die entschiedene Nothwendigkeit, den alten Zustand aufzugeben, fehlte, indem jenes Verfahren ein versuchsweises war, das ja überall nur bei Zuständen eintritt, wo man im Ungewissen ist und die Wahl hat. Friedrich wäre wohl nur auf die alten Basen zurückgekehrt, wofür Wahrscheinlichkeiten sprechen, die freilich allen einzelnen Seiten, Zweigen und Fächern nach näher beleuchtet werden sollten, die wir aber diesmal nur in so weit hervorheben wollen, als es der Fasseneintrichtung gilt, die schon im voraus so organisirt worden war, daß kein kriegerischer Nothstand zu einer Alteration derselben drängen konnte, welche die Verfassung mit afficirt hätte.

(Beschluß folgt.)

Eisenbahnen
als
conservatives Staatselement betrachtet.

(Beschluß.)

Seit 1815 hat der Staat von den französischen Capitalisten über 2 Milliarden Anleihen verlangt; er erhielt sie unverzüglich und in Augenblicken, die aus denselben Gründen, welche zur Eingehung dieser Schulden veranlaßten, keineswegs günstig waren. Die

Digitized by Google

Privatvereine für Versicherungen und öffentliche Anlagen übersteigen eine halbe Milliarde, die aus dem Privatvermögen gezahlt worden. Steigen wir unter dergleichen Unternehmungen hinab, so finden wir, daß der Geist der Sparsamkeit und andere noch erstaunlichere Hülfsquellen offenbare. Die einfachen Arbeiter, die Bedienten, die Soldaten, die Krämer, die kleinen Rentenbesitzer und die kleinen Grundbesitzer liefern durch die bloße Vereinigung ihrer bescheidenen Ueberschüsse eine Summe in die Sparkassen,, die jährlich 110 Mill. Fr. übersteigt. Und diese legen sie in Cassen, welche durchaus der Einbildungskraft nicht schmeicheln, nicht den mindesten Glücksspielreiz haben, und im Ganzen nur den sehr mäßigen Ertrag von 3½ Procent darbieten. Möge die Regierung sich nur zu dem Gesichtspunkt erheben, den die Nationalinteressen erheischen; möge sie nur den Associationsgeist nicht blos dulden, sondern wohlwollend behandeln, aufsuchen und ermuntern: da kann sie sicher sein, daß die Capitalien sich den wahrhaft nützlichen, wahrhaft einträglichen Unternehmungen nicht länger entziehen werden. Biete sie nur achtbaren Vereinen an, nicht etwa blos, wie der Eisenbahngesetzentwurf es thut, Bahnhofwärter, Frachtfuhrleute, zeitweilige Unternehmer von schnellern Personenwagen zu werden, sondern Grund und Boden der Eisenbahnen mit den Schienen und Wagen in festen und dauernden Besitz zu erhalten: dann werden sich in Frankreich die Besitzungen vermehren, die den Charakter des Grundbesitzes haben, einen Charakter, der so wichtig ist für eine Regierung, die monarchisch bleiben will und muß. Wenn wir in einer Republik lebten, in einer egalitairischen Republik, wenn wir einem Ameisenhaufen von belebten Sandkörnern ohne moralisches oder soziales Band ähnlich wären: dann würde ich begreiflich finden, daß die Regierung aus allen Kräften Vereine zurückwiese, die einen Reichthum darbieten, welcher der eifersüchtigen Gleichheit Verdacht erregen könnte. Ich würde begreiflich finden, daß der Puritanismus, der von Allen Mittelmäßigkeit fordert, selbst den Gedanken großer Vereinsbesitzungen zurückwiese. Aber sind wir eine Republik, wollen wir eine Republik werden, und zwar wie Sparta, eine Armenrepublik? Nie sah man noch in Frankreich größeren Luxus, größern Ehrgeiz, fast möchte ich sagen größere Wuth nach persönlicher Auszeichnung herrschen. Aristipp, nicht Lykurg beherrscht jetzt unsere Sitten. Hätten wir bürgerliche Gesetze, gut oder schlecht, welche das Vermögen in den Familien ungeschmälert erhielten und die hohen Stellungen bewahrten, die bei Aufrechthaltung des Thrones und den Abstufungen, die diesen mit der großen Grundlage des Volkes verbinden, betheiligt wären: dann würde ich es begreiflich finden, daß wir die Bildung und Erhaltung jener großen und mächtigen Collectivfamilien, wie es hundertjährige oder ewige Vereine sind, vernachlässigen könnten. Und doch hat selbst in England eine achthundertjährige Regierung, die sich aufrecht erhält, während alle übrigen zusammenstürzen, in dem Associationsgeiste eine Unterstützung gefunden, ohne welche der radicale und revolutionaire Geist sie seit dem Jahre 1830 gestürzt haben würde. Als alle gemäßigten und verständigen Männer unter der Restauration der Meinung waren, die englische Regierung widerstrebe zu sehr den socialen Verbesserungen, forderten alle gebildeten Personen des Mittelstandes, so wie ein großer Theil der höheren Stände mehr politische und soziale Fortschritte. Als aber nach 1830 die Radicalen, die Chartisten ihr Banner aufgepflanzt hatten und die Grundlagen eines Gebäudes angriffen, in dem nur das Innere auszuschmücken und einige Außenseiten auszubessern waren: da trat eine Masse von Bürgern, die nur in Vereinen und als Mitglieder von Gesellschaften, denen Eisenbahnen, Landstraßen, Kanäle gehören, Grundbesitz haben, mit ihren ungeheuern Kräften auf die Seite des Widerstandes, und der Widerstand hat gesiegt, und Wilhelms des Eroberers Monarchie steht noch, um die Größe und Macht einer Schöpfung zu verewigen, die zum Ruhm unserer Ahnen emporreicht. Hieraus können Sie abnehmen, meine Herren, wie wenig monarchisch der Gedanke ist, den Eisenbahnweg durch den Staat und auf Staatskosten erbauen zu lassen, um die großen und achtbaren Vereine von Besitzern des Grund und Bodens und der Bahn selbst in gemeinschaftliche Frachtfuhrleute und Locomotivheizer zu verwandeln.

(125)

Tageschronik.

Paris. — Am 20. April ward im Palast von St. Cloud die Vermählung der Prinzessin Clementine mit dem Prinzen August von Sachsen-Coburg-Gotha gefeiert.

Personalnotizen.

Am 14. April starb Joseph Lanner in Wien, Kapellmeister des 2. Bürgerregiments, der Triumvir der Wiener Tanzmusik. Zu Wien geboren, verdankte er bei sehr mangelhaftem Unterrichte sich selbst seine musikalische Ausbildung. Er lieferte an 200 Compositionen.

Am 15. März starb zu Wien der dramatische Schriftsteller Wilh. Vogel in hohem Alter, nachdem er erst vor Kurzem noch einen der Berliner Lustspielpreise durch sein: „Ein Handbillet Friedrich's II." gewonnen hatte.

Verlag von Julius Helbig und Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 11. 1843.

Literatur.

Drei Tage in San Carlo. Roman von Georg Loh. 3 Bde. 30 Bogen. 8. br. 1843. Jena, bei Fr. Luden. (1 Thlr. 18 ggr.)

Médisance, Kannengießerei und, wenn es hoch kommt, Gespräche über Literatur und Kunst bilden die Gegenstände der Unterhaltung im Norden. Nicht so im frischen, lebenswarmen Süden. Dort giebt das menschliche Leben den Stoff zur Unterhaltung, und Erzähler oder Improvisatoren finden wir eben so auf den Marktplätzen der Italiener und Spanier, als in den Khans der Morgenländer. —

Der geistreiche Blinde führt uns in das Hospital San Carlo in Havanna, in die „casa de los capitanos“ — die Altheilung für Honoratioren. — Die Reconvalescenten vertreiben sich die Zeit, ganz dem Klima gemäß, mit Erzählungen, und kaum dürfte sich ein interessanterer Novellenkranz in der neuesten belletristischen Literatur finden, als der vorliegende. Die Erzählungen sind im reinsten Stil gehalten, voll ergreifender Momente ohne Uebertreibung, treffender Charakterschilderung und voll Phantasie. Prachtvoll tritt vor Allem in den Vordergrund die „Braut.“ Durch und durch Poesie erhebt sich diese Novelle hoch über das Gewöhnliche, und dürfte sie wohl zu den gelungensten Arbeiten des Verfassers gezählt werden. — Nicht uninteressant ist die Geschichte Don Juan's, des Helden der berühmten Mozartschen Oper. Don Juan Tenorio, Abkömmling einer der edelsten Familien Andalusiens, war unter der Regierung Alphons XI. in Sevilla durch seine Ausschweifungen berannt. Nachdem er den Comthur Gonzales von Ulloa erschossen hatte, floh er nach Neapel, bis er nach Jahren nach Sevilla zurückkehrte, glaubend seine Thaten seien vergessen. Im Kloster des heiligen Franziskus findet er die Reiterstatue des Comthurs, an welche Don Juan die bekannte Einladung erließ, die angenommene wurde und Don Juan's Höllenfahrt nach sich zog. — So geht wenigstens vort die Sage unter dem Volke. — Die Gesellschaft stellt bei Gelegenheit ihrer Discussionen einige juristische Sophistereien auf, in deren Folge criminalistische Erzählungen an die Reihe kommen, unter welchen sich, durch die Sonderbarkeit seines Stoffes: der „Straßenräuber aus Wohlthätigkeit,“ eine outrirte Art von Geistlin, auszeichnet. — Ergreifend ist in dem „Belisar der großen Armee“ die Scene, wo ein schildwachthebender Veteran vor dem blinden Greise, die Tapferkeit ehrend, präsentirt. — Den Schluß bilden „Wilhelm Reepaert“ und das „Geheimniß im Garten Luremburg,“ welche dem Büchlein mit Recht das Prädikat „Ende gut — Alles gut!“ verleihen.

Zu wünschen wäre, daß der Leser veranlaßt würde, etwas mehr Interesse an den erzählenden Personen nehmen zu können. Sie sind zu nichts, als zum Erzählen da, sie haben keinen besondern Zweck und bilden nicht, wie die Abenteuer der Scheherazade in der Tausend und Eine Nacht, den goldnen Rahmen um das farbenreiche Gemälde. Am Schluß der letzten Erzählung wird die ganze Gesellschaft wie Spreu vom Wind zerstreut, und der Leser mit der Hoffnung hingehalten, die fernern Schicksale Wilhelm Freund's, des Apothekers, einer guten, doch etwas spießbürgerlichen Seele, zu hören.

Druck und Papier sind gut. Der Preis, den andern hohen Romanpreisen gegenüber, außerordentlich billig.

Julius von Fröden.

Sagen der Nordamerikanischen Indianer. Mit einer Lithographie. 8. Altenburg, Helbig. (20 Ngr.)

Diese Sagen unterscheiden sich von vielen unserer bekannten Volkssagen sehr vortheilhaft durch ihre höhere Beziehung und tragen das unverkennbare Gepräge urweltlicher Ueberlieferungen und Offenbarungen, das nur bei diesen Wilden nach und nach selbst verwildert. Keiner dieser Sagen ist indeß ein ächt poetischer Schwung abzusprechen, während alle ein hohes Zartgefühl und reine, selbst christliche Moral und christlichen Geist athmen. So bittet z. B. gleich in der ersten Sage der Oberpriester des Volksstammes der Schawano's, deren größter Theil, gegen den Willen der andern, den Tod einer gefangenen Weißen zur Sühne für seine im Kampfe gefallenen Söhne und Brüder verlangt, den großen Geist um Erleuchtung in einem Liede, das mit folgender Strophe endigt:

Wir bitten dich, laß stark sein unsre Füße,
Die Wege nur, die du befiehlst, zu gehn;
Laß uns im Liede deine Stimme hören
Und unsre Pflicht und deinen Willen sehn!

Die zweite Sage enthält eine verwilderte Schöpfungsgeschichte und Erzählung des Sündenfalls der ersten Menschen und seine Folgen, deren erste Grundlage unverkennbar einst die Genesis war. Die dritte und vierte Erzählung: „das Paradies der Tetonen“ und „die seligen Jagdgründe der schwarzfüßigen Indianer“ erinnern lebhaft an gewisse Mythensagen der Griechen, sowie die Sage „das kleinerne Kanoe,“ an das bekannte Todengericht der Aegypter. Auch Mädchen werden erzählt, zum Theil schaurigen Inhalts, und Liebesgeschichten so zart und keusch, wie man sie nur in unsern besten Romanen findet. Ist gleich die Phantasie, die in diesen Sagen herrscht, nicht eben die Phantasie des fein gebildeten europäischen Belletristen, so schöpfen wir dagegen aus derselben eine desto genauere Kenntniß des eigenthümlichen Geistes und Lebens, der Sitten, Gebräuche und religiösen Vorstellungen, sowie des Charakters dieser Naturmenschen, in deren Brust der schlummernde Götterfunke nur angefacht zu werden braucht, um sich zur lichten Flamme einer höhern geistigen Cultur zu entzünden. Um so niederschlagender ist es für das fühlende Herz des Menschenfreundes, zu sehen, wie durch die kalte Berechnung gelbgieriger Yankees

Digitized by Google

diese Menschenklasse immer mehr und mehr verschwindet, statt daß sie durch sorgsame Pflege einer weisen und erleuchteten Regierung zu nützlichen Staatsbürgern heranzgebildet werden könnte. J. v. F.

Literarischer Salon.

Großes Aufsehen erregte in Münster eine daselbst am 9. Mai ausgegebene Schrift: „Ueber den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung. Von dem Erzbischof von Cöln, Clem. Aug. Freiherrn Droste zu Vischering." Laut der Vorrede ist dieselbe am 21. Jan. 1841 geschlossen, aber erst im März 1841 dem Druck übergeben worden, und enthält eine öffentliche Erklärung des Erzbischofs über die Cölner Angelegenheit. Uebrigens ist sie, da sie eine halbe Seite mehr als 20 Bogen beträgt, ohne Censur gedruckt worden.

* * *

In Paris ist ein junger Dichter, Namens Ponsard, erstanden, an dessen Erstlingswerk, eine Tragödie, Lucretia, die Freunde der dramatischen Kunst außerordentliche Erwartungen zu knüpfen berechtigt sein wollen. Nachdem das Werk in mehreren Privatkreisen vorgelesen worden war, wurde es im Odeum gegeben und errang den vollständigsten Beifall. Am Schlusse einer solchen Vorlesung brach Lamartine in die Worte aus: „Endlich ist uns ein dramatischer Dichter geboren; das Werk ist ein Ereigniß!"

* * *

Bei Mayer und Wigand in Leipzig erschien eine nach den Quellen und neuesten Forschungen bearbeitete „Geschichte des römischen Staats" (276 S. 8. 1843.) von Dr. Heinrich Eduard Apel in Altenburg, welche wir Allen empfehlen, die sich mit der Geschichte der weltbeherrschenden Roma bekannt machen wollen. Der Verfasser berücksichtigte vorzüglich auch die Chorographie und Antiquitäten. Der Preis (10 ggr.) ist außerordentlich billig. (40.)

* * *

Reich an trefflichen Gedanken und wohlklingenden Versen ist Sir E. L. Bulwer's Gedichtsammlung: „Eva, a true story, and other tales and poems." (London, 1842.) (40.)

* * *

Alexsander Tassoni's „Secchia rapita" ward von P. L. Kritz unter dem Titel: „Der geraubte Eimer" aus dem Italienischen übersetzt (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1842). Die Uebersetzung ist frei und gelungen. Beigegeben ist eine Karte, welche die in dem Gedichte vorkommenden geographischen Oertlichkeiten darstellt. (40.)

* * *

Wem an einem ächt ungarischen Roman gelegen ist, dem empfehlen wir „Irma und Nanka" von J. Bruno. (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1842; 2 Theile). (40.)

Besonders für die Charakteristik Gustav's III. von Schweden wichtig ist der Halbroman: „Der Mohr, oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden" (Berlin, Morin, 1842). Ein Ungenannter übersetzte das Buch aus dem Schwedischen. (40.)

* * *

Die Schriften der Gräfin Ida Hahn-Hahn sind in den Kreisen, wo diese Blätter gelesen werden, bekannt genug. Was bedarf es da noch Worte des Lobes? Jedes ihrer neuen Bücher bekundet ihren reichen, feingebildeten Geist und ihre dichterische Weihe. Das Interesse des Lesers wird im höchsten Grade in Anspruch genommen, und das Buch ist gelesen, ehe man es sich versieht. Es genügt daher, nur immer auf ihre neueren Werke aufmerksam zu machen, welches hiermit auf die „Erinnerungen aus und an Frankreich" (Berlin, A. Duncker, 1842; 2 Bände) geschieht. (40.)

* * *

Reichhaltig ist auch der sechste Band von K. A. Varnhagen von Ense's „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften." Vorzügliche Mittheilungen sind besonders „Teplitz, 1811," „Paris, 1814" und Baden-Baden, 1817." (40.)

* * *

Amalie Schoppe's Roman „Aus Haß Liebe" (Leipzig, Fritzsche, 1842, 2 Theile) ist zart, keusch und gut geschrieben, wie man es von dieser mit Recht geachteten Romanschriftstellerin nicht anders erwarten kann. (40.)

* * *

Zu den besten neueren belletristischen Zeitschriften gehört ohnstreitig das in der Hoffmchhandlung von G. Jenghaus in Darmstadt erscheinende „Vaterland, Zeitschrift für Unterhaltung, Literatur und öffentliches Leben" welches sich sowohl durch würdevolle Haltung des Tons, als durch Gediegenheit des Inhalts auszeichnet. Neben trefflichen Gedichten (von Duller, Freiligrath, Hebbel, Levitschnigg u. A.) und gediegenen Aufsätzen findet sich namentlich ein reichhaltiges und interessantes „Kaleidoskop" (Feuilleton). Diese Zeitschrift, deren Hauptredacteur — wie wir hören — der als Dichter und Geschichtschreiber rühmlichst bekannte E. Duller ist, verdient in der That in Norddeutschland einer weitern Verbreitung. Der Preis ist sehr gering (3 Thlr. = 5 Fl. 24 Kr. rhein.). Täglich, mit Ausschluß der Sonntage, erscheint eine Nummer. — Ein Gleiches gilt von den reichhaltigen und nicht minder interessanten „Sonntagsblättern," redigirt und herausgegeben von dem geist- und gemüthvollen Dichter Dr. Ludwig August Frankl in Wien. Ap.

* * *

Allgemeine Aufmerksamkeit hat ein vom Prof. Geijer u. d. T.: „Die Gustavianischen Papiere" begonnenes Werk erregt, welches zu einer fortgehenden geschichtlichen Erzählung bearbeitete Auszüge aus den im vorigen Jahre geöffneten Manuscripten des Königs Gustav III. enthält. Der bereits erschienene erste Theil geht bis zur Revolution von 1772 und verbreitet über die zunächst vorhergehenden Ereignisse viel Licht. Ap.

Verlag von Julius Hettig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Leip.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 12. **Februar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Der Unbekannte.

Von

Anastasius Grün.

Durch das enge Thor des Städtchens
Zieht ein alter Bettler fort,
Niemand spendet ihm Geleite,
Lebewohl und Abschiedswort.

Nicht verräth die graue Weite,
Daß sie Botschaft Gottes trägt:
Nicht verräth der graue Felsen,
Daß er Schachte Goldes hegt.

Und dem kahlen Baum im Winter
Seht ihr's auch nicht an sogleich,
Daß er einst so fröhlich grünte,
Und an Blüth' und Frucht so reich.

Von dem Mann am Bettelstabe
Hätt' es Keiner wohl geglaubt,
Daß er einst im Purpur strahlte,
Kronumglänzt sein Lockenhaupt.

Mutter rissen ihm die Krone
Und den lichten Purpur ab,
Reichten ihm, anstatt des Scepters,
Einen morschen Wanderstab.

Und so wallt er schon seit Jahren,
Ungeachtet und unbekannt,
Mit dem schmerzgebeugten Haupte
Durch so manches fremde Land.

Müde, todesmüde sinkt er
Unter einen Würzenbaum,
Von den Zweigen eingesungen
In den tiefen, ew'gen Traum.

Menschen, die vorübergingen,
Sprachen da in stillem Gram:
Wer ist wohl der arme Alte,
Der so elend hier verkam.

Doch Natur mit sichtem Auge
Hat den Schläfer wohl erkannt,
Und ein feierlich Begängniß,
Wie's dem König ziemt, gesandt.

Blüthenkränze weh'n vom Baume
Ihm als Kron' auf's Haupt herab,
Und zum Scepter übergeldet
Sonne ihm den Bettelstab.

Rauschend wölben sich die Zweige
Ueber ihm als Baldachin,
Und den königlichen Purpur
Legt das Abendroth auf ihn.

Fernere Beleuchtung der Schrift: Preußen, seine Verfassung u. s. w. von v. Bülow-Cummerow.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Beschluß.)

Gewiß gehört es zu den verderblichsten, ja zerstörendsten Maßregeln, wenn es als finanzielles Meisterstück betrachtet wird, Abgaben fortdauern zu lassen, die ungewöhnliche Bedrängnisse gefordert hatten, weil man im Volke sich einmal daran gewöhnt habe. Dergleichen Abgaben waren vor dem Kriegsstande durch kein zu deckendes Bedürfniß geheischt worden; und so kann ihre Fortdauer nach dem Friedensstande

Digitized by Google

sich nur durch die Anwendung zur Schuldenabbürdung rechtfertigen. Unterbleibt diese, dann bildet sich eine Mehreinnahme, die jedesmal zur Dilapidation führt. Die nächste Combination ist: daß die vermehrten Einnahmen auch wieder ausgegeben werden müßten; und nun beginnt das Verschwendungssystem. Man wird nach allen Seiten hin übergenerös, spendet bei jeder Gelegenheit nach Willkür und ergiebt sich dem Uebermuthe, das Gemeine und Sinnliche im Leben idealistisch heidnisch zu verschönern. Dann neigt sich es mit der echten Religiosität zum Untergange. Es wird heidnische Nacht im Leben, und darauf hat der Kunstluxus eben nur gewartet. Er zündet nun seine Fackeln an, beginnt seine bacchischen Aufzüge und überstürmt mit seinem Evoe! Evoe! nicht blos das kirchliche christliche, sogar das ethische Heiligthum so schonungslos gegen den ihn fütternden Staat, daß er Alles preisgiebt, um diesen Staat nur scientifisch und artistisch auf die Dünen der Irreligiosität und Immoralität im Volksdasein hinsteuern zu können. — Freilich ist diese religiöse und ethische Abnormität das größere Uebel; allein die anderen, welche sich ihm anheften, stiften kein geringeres Unheil. Drohend vor allem tritt ein Mißverhältniß, eine Disproportion in den Lebensverhältnissen hervor, weil jedem Ueberflusse sich ein bitterer Nothstand gegenüberstellt. Die Erscheinung gehört zu den nicht seltenen, aber sie ist betrübend, daß nach einem endlich glücklich beendeten Kriege in gewissen Theilen der Nation Hypertrophie, Hypersthenie und Hyperästhesie sich ausbilden, während andere an Atrophie, Asthenie und Ästhesie leiden. Gerade in solchen Perioden sind Gleichgewicht und Moderation in allen Verhältnissen von letzter Wichtigkeit. Wenn auch Großes und Herrliches dafür eine weise Casseneinrichtung leisten könnte, was diesmal unsere Schlußbetrachtung bilden soll, so führt sie doch abermals auf jenes mehrmals erwähnte Extraordinarium als das gegen die Gefahr zerrüttender Oscillationen am besten schützende Palladium zurück.

Mit Argusaugen sollte jede Verwaltung die Frage überwachen, ob ein Land sich im zerrütteten oder unzerrütteten Zustande befinde, indem ein Wechsel dieser beiden Situationen einmal in den Dingen liegt und sich nicht aufheben läßt, auch ohnehin Zerrüttung und Abnormität hier eigentlich fast dieselben Begriffe sind. Das Maximum derselben bildet ein solcher Kriegszustand, welcher zu der Entschließung nöthigt, die Regel in den Hintergrund zu stellen und die Ausnahme in eine gewisse Regelhaftigkeit zu bringen. Vielleicht ist dies die höchste und größte politische Conception. Forscht man jedoch danach, ob und wo sie bereits sich wohl schon analysirt habe, so konnte ich nur zu dem Befunde gelangen, daß Englands und Frankreichs größten Staatsmännern sie fremd geblieben, daß in den germanischen Lebenszuständen Spuren derselben anzutreffen sind, daß Friedrich aber der erste und einzige war, der dies Moment in sich zur vollendeten Idee erhob und ausbildete.

Sein Geist ging davon aus, daß der moderne Staat vollkommen normal und unzerrüttet nun einmal nicht sein könne, sondern lediglich zwischen einem Maximum und Minimum der Abnormität oscillire. Eben deßhalb nahm dieser Genius die Abnormität mit auf in das System selbst, schwang dadurch sich empor zum höchsten unbesiegbaren praktischen Politiker und stand dadurch gegen die Richtung der auftauchenden neuen, jetzigen Periode in der entschiedensten Opposition, so weit diese letztere, in Folge ihrer idealen Hirngespinste, die Abnormität völlig excludirte, eine Abnormität, die, wie des Dichters pallida mors schonungslos eben sowohl bei jeder Burg und Zinne, als bei jeder Hütte anpocht. Mit solcher Aufnahme der Abnormität in das System selbst hing nun die Stiftung der Generalextraordinariencasse eng zusammen; denn sie war eigentlich auf die Abnormität berechnet und ihrerwegen gegründet worden. Diese Abnormität attaquirt und belagert rastlos die Fundamente der Verfassung; namentlich dann, wenn, wie es doch sein sollte, Steuerwesen und Verfassung innigst mit einander verwachsen sind. Dagegen hatte Friedrich für immer einen Riegel vorgeschoben, indem die Generaldomänencasse und die Generalkriegscasse in einer unerschütterlichen und unwandelbaren Correspondenz mit der Grundverfassung verblieben, alle aus der Abnormität entspringenden Ansprüche aber hingewiesen wurden auf das Extraordinarium oder die Generalextraordinariencasse, so daß hiermit die Domänen und das Pactum wegen der Steuern intact blieben, und nicht sie blos, sondern auch die geschichtliche Basis selbst nicht wanken konnte.

Domänen und Regalien bildeten die eine Hauptkategorie; jene waren das grundherrliche, diese das landeshoheitliche Einkommen der Fürsten. Es genügte für sie eine einzige Casse so lange als alles Uebrige in unmittelbaren auf das Volk fallenden Leistungen bestand, und bis diese durch Geldzahlungen abgelöst wurden, und das Bedürfniß einer neuen Casse, derjenigen Casse entstand, welche Generalkrieges- und Generalsteuercasse gleichzeitig ward. Bei beiden bildeten sich aus Ersparungen Ueberschüsse, und diese waren bestimmt, das auf die Abnormität berechnete Extraordinarium zu speisen, welches wieder einen der wichtigsten Gegensätze betraf, die abermals Friedrich allein erfaßt hatte, die der Regel und der Ausnahme. Man nenne mir den Genius, der sich es als Regent klar gemacht hätte: wie man die Regel nur dadurch erhalten könne, daß man die Ausnahme davon unterscheidet, diese letztere aber gleichfalls mit berücksichtigt, ja als regierender Herr stets sich zwischen beiden gestellt weiß. Aber die Aus-

Digitized by Google

nahmen — was ein siebenjähriger Krieg doch war — können die Ordnung und Regel überflügeln. Sollen nun letztere geopfert werden? Unsere Neulinge sagen: Allerdings! — Friedrich sprach: Nein! — Nur in den Hintergrund treten darf die Regel, die ja das Ewige ist, und nicht, wie die Ausnahme, das Zeitliche, das Temporäre. Aber dies letztere am wenigsten darf regellos wuchern, sondern muß interimistisch, d. h. so lange geregelt werden, bis die Regel selbst wieder hervortritt, und, die geregelte Ausnahme verdrängend, deren Stelle einnimmt.

Aber so tiefe Weisheit lag über dem Sehkreise eines v. Stein, Niebuhr, v. Schön und Consorten, die nicht hastig genug sein konnten, jene heilige Eiche niederzuhauen, die Friedrich gepflanzt und mit väterlicher Fürstenliebe gepflegt hatte, und der eine Erkenntniß unterlag, bis zu der es kein Zweiter gebracht hat. Auch die Ausnahme fordert leider auf Erden ihr Recht. Man darf es derselben nicht entziehen; allein man regle die Ausnahme so, daß die Regel auf das baldigste zurückkehren kann; und man hat es in Händen, alle Revolutionen zu zügeln. So weit hatte es Rom nicht einmal gebracht, und vermochte deshalb so wenig gegen die Reformation. Besser vergesehen hatte sich Friedrich gegen die Revolution; und er würde, aber auch nur Er, meiner Meinung nach mit ihr zu Stande gekommen seyn, ohne ein Barbar werden zu müssen, wie Napoleon.

So standen die Dinge. In den Augen eines v. Stein, Niebuhr und von Schön ist Friedrich stets nur ein winziger Zwerg gewesen. Aber auch nicht zu einer einzigen großen und gesunden politischen Idee konnten diese Männer es bringen. Es muß einen Brandenburgischen Preußen schmerzen und verletzen, wenn er sich der Oeffentlichkeit bewußt wird, wie jene Eingebildeten unsern großen König ignoriren, in Schatten stellen wollten und corrigiren zu können vermeinten. Da gewann Preußen den Freiherrn von Moß, der ein ganz anderes Auge hatte für Friedrichs Geist. Unser nächster und letzter Artikel wird mehr darüber sagen.

Friedrichs II. Politik und Administration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bulowsche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

Unternimmt man es, eine großartig geniale Conception und Schöpfung von früherem Datum, für deren Beurtheilung ein späteres, ärmeres Geschlecht den Maasstab verlor, in ihrer wahren Natur, in ihrer ganzen Ungemeinheit, Originalität und Weisheit ihrem wahren Geiste nach näher und abermals etwa so zur Anschauung zu bringen und zum Verständniß, wie die moderne Welt eine Lection und Einweihung braucht, um den rechten Sinn gewinnen zu können für ein Plasma des Phidias: dann wird die isolirte Stellung eine sehr ungünstige. Das Auge späht nach allen Seiten und der Mund fragt: ob kein Genius verblieb, in dem lebendiger Sinn für die dahingeschwundene Größe sich erhalten hat.

Einen Staat entsprechend und weise zu lenken, ist schon nichts Geringes. Höher aber steht jenes organisch-bildnerische Vermögen, das einer politischen Kunst gleicht, die, der plastischen ähnlich, nicht ohne Styl ist, deßhalb aber ihren Phidias und ihren Phidiasstyl nur einmal aufweisen konnte, und den die späteren Meister in politischer Filagranarbeit voll zu würdigen die Fähigkeit einbüßten. Bietet dann einem Einzelnen doch vielleicht sich ein anderer, ein großartigerer Maßstab dar; so möchte jener ungern als Einziger dastehen, welcher ihn anwendet: er sucht nach einer späteren, ja gleichzeitigen Illustration, die eben so sieht oder sah, eben so denkt oder dachte. Auf Preußens spätere Minister den Blick zu heften, liegt am nächsten: und da bietet vor allem sich der Freiherr von Moß dar. Von diesem Manne, obwohl er nur kurze Zeit administrirte, zeugen sein Wirken und dessen fortdauernde Folgen: auch kennt ihn ganz Europa jetzt durch den Zollverein. Diesem Bündniß die letzte Vollendung zu geben hinderte ihn der Tod; aber der Nachfolger ging ein in den Grundgedanken, das Unternehmen blieb gesichert gegen Stockungen und ward durchgeführt. Ob nicht einigen Uebelständen vorgebauet worden wäre, die man anfängt zu empfinden, bleibt dahingestellt; wichtiger ist die Frage, ob Minister von Moß den König Friedrich II. so verehrte, auch dessen System so ergriffen und begriffen habe, daß ihn die Idee einer gänzlichen Herstellung beschäftigen konnte. Wir wagen Aeußerungen darüber, beruhend nicht blos auf Combination, sondern auch auf näheren Berührungen anderer Art. Sie müssen zur Sprache kommen, nicht eigentlich gegenüber dem Herrn von Bülow, der Friedrich II. nicht aus den wahren Quellen, sondern mehr aus dem lückenhaften, oft absichtlich verzeichneten Darstellungen der Buchmacher kannte, über deren Gewicht und Haltbarkeit der durchaus praktische Minister ganz anders dachte.

Dieser zum Staatsmanne Geborne empfing seine Bildung an Nord- und Süddeutschlands Grenze, zu Marburg, in einer Zeit, wo das neufranzösische Wesen jene Gegend bereits mit neuen Ansichten und Urtheilen überflutete. Sein Vaterland, als er dort bereits fungirte, wurde dem französischen Königreiche Westphalen einverleibt, dessen Tendenz war, einer destructiven semibarbarischen Pseudocivilisation Eingang in Deutschland zu verschaffen; zu Westphalen aber gehörte auch Magdeburg. Dieser Provinz ward er, nach ihrer Wiedervereinigung mit Preußen, zum Ober-

Digitized by Google

präsidenten gegeben. Hier lernte sein kluges, sicheres Auge beides kennen, die neufränkische und die altpreußische Staatsweisheit Friedrichs, bald merkend, wie leicht die eine, wie schwer die andere wog. Preußens Finanzminister, von Bülow, leicht apperceptivirend, gewandt und beweglich, aber auf den Füßen nicht fest, in den Augen weder klar noch scharf, starb, und v. Motz succedirte.

(Fortsetzung folgt.)

Tageschronik.

Berlin. — In den Angelegenheiten des Preußischen Adels sind in legislativer Beziehung im Laufe der Regierung des jetzigen Königs im Ganzen wenig oder gar keine Veränderungen vorgekommen. Sehr bemerkenswerth ist der Umstand, daß bei den Erhebungen in den Fürsten-, Grafen-, Freiherrn- und Adelsstand, nicht allein bei der Huldigung, sondern auch bei einigen, bald darauf vorgenommenen Erhöhungen, der Grundbesitz, seine Conservirung, oder mit anderen Worten, seine Unveräußerlichkeit bedingt, und die Erhebung nur auf den erstgeborenen Sohn und Erben dieses Grundbesitzes ausgedehnt war. Von allen diesen Bedingungen oder resp. Beschränkungen, ist bei Ernennungen neuerer Zeit nichts mehr namentlich angeführt worden; ein Umstand, der viele Personen veranlaßt, zu glauben, daß man wieder von dem Majorats- und Fideicommißsysteme abweiche, oder es doch nicht mehr als Princip betrachte. Zwei wichtige Hülfsinstitute für den ärmeren Adel, die Ritterakademien und die Fräuleinsstifte sind in neuerer Zeit wieder vielfach der Gegenstand halbwahrer und unwahrer Zeitungsberichte, oft auch sehr einseitiger, von beschränktem Standpunkt herab abgefaßter Aufsätze in öffentlichen Blättern geworden. Was die Ritterakademien betrifft, so besitzt der Staat eigentlich nur zwei größere Erziehungsanstalten dieser Art, nämlich die Akademien zu Liegnitz und zu Brandenburg a. d. H. Die erstere, bereits vom Kaiser Joseph im Jahre 1708 gestiftet und reich dotirt, ist unstreitig die bedeutendste. Sie wurde bereits im Jahre 1810 mit Beibehalt der Ansprüche des Schlesischen Adels, für den sie gestiftet wurde, in eine Lehranstalt für Söhne der gebildeten Stände umgeschaffen. Die Disciplinar-, Studien-, und Oekonomieverhältnisse der Anstalt sind seit einigen Jahren der Verwaltung eines und desselben Directors, gegenwärtig des Geheimen Raths v. Schweinitz, anvertraut, der mit großer Liebe zur Sache und Umsicht, ohne irgend der Humanität zu nahe tretend, die Rechte der Fundationen bewahrt, und das Ganze den Anforderungen der Zeit nach leitet. Mehr als diese erstere Anstalt ist die zweite dem Angriff und den Anfechtungen mehr oder minder verdienter Weise ausgesetzt gewesen, ohne daß im Ganzen wesentliche Veränderungen mit den Einrichtungen der Akademie vorgenommen worden sind. Dieselbe ressortirt, wie ihr eigentlicher Vatern, das Domcapitel zu Brandenburg, von dem Minister des Innern, der selbst in die Zahl der Domkapitularen gehört. Was die Fräuleinsstifter anbetrifft, so war die Zweckmäßigkeit und Wohlthätigkeit ihrer Gründung noch wenig und niemals angefochten worden, bis sie der Gegenstand einer sehr einseitigen Beleuchtung der zum Stillschweigen gebrachten, weiland Rheinischen Zeitung wurden. Es handelte sich nämlich darum, einige, in der Provinz Westphalen bestandene Fräuleinsstifter, die unter der ephemeren Regierung des Königs Jerome aufgehoben wurden und ihre Güter sequestrirt haben, wieder in's Leben treten zu lassen. Man kann von der Weisheit und Gerechtigkeit unserer Regierung vollkommen überzeugt sein, daß der Ausspruch jener nun verhallten sehr partheiischen Stimme keinen Einfluß auf die Beschlüsse über die Restauration jener wohlthätigen Institute zu üben im Stande war. In Schiessen, wo bereits drei größere Anstalten dieser Art bestehen, bereitet sich ein großartiges Institut der Art durch die Stiftung der Wittwe des im Jahre 1835 verstorbenen Freiherrn v. Zedlitz-Leipe auf Kapsdorf, war. Die betreffende Urkunde wurde bereits am 6. Octbr. 1836 gerichtlich verlautbart. Sie erhielt am 5. Januar 1837 von dem hochseligen Könige Friedrich Wilhelm III. die nöthige Sanction, und ihre aus 62 Paragraphen bestehenden Statuten wurden vollständig genehmigt. Die Familien Zedlitz-Leipe und Zedlitz-Neukirch, als die beiden Hauptlinien aller Zedlitze, haben den Vorzug für ihre Töchter bei dieser Stiftung; ihnen folgen dabei die Familien v. Schickfuß und Panzenstky und die mit diesen Häusern verschwägerten Geschlechter bis zum vierten Grade. Wir werden ein Mehreres über diese interessante Stiftung später in diesen Blättern beibringen. — Eine sehr wichtige Erscheinung für den Adel war in neuster Zeit der sehr gesteigene Werth der großen und kleinen Güter. Dies Verhältniß aber erreichte in der Mitte des vorigen Jahres, wie es schien, seinen Culminationspunkt. In den letzten Monaten sind keine Besitzveränderungen von großer Importance mehr vorgekommen. Der Verkauf der Fürstlich Pückler'schen Standesherrschaft Muskau an den Grafen v. Nassau ist nun, wie es scheint, gänzlich zurückgegangen. Ansehnlichen Grundbesitz hat in neuerer Zeit das gräfliche Haus Pourtales in den Provinzen Schlesien und Sachsen gemacht, und mehrere Gutsbesitzer aus dem nördlichen Deutschland haben in den Provinzen Preußen und Posen nicht unbedeutende Güter an sich gekauft. Mehrere Mitglieder des hohen Adels hatten auch, der alten Oesterreichischen Sitte folgend, größere Häuser in den Haupt-Provinzialstädten, auch in Berlin, angekauft. Hier hatte der im vorigen Jahre als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Lissabon abgegangene Graf Athanasius Raczynski sein schönes Palais unter den Linden an den Erdmannsdörffschen Gemäldegallerie in demselben aufgestellt bleiben solle, dis ein besonderes Gebäude dazu aufgeführt sein würde. Dieses ist nun begonnen, das Hôtel selbst aber ist bereits in eine dritte Hand übergegangen. — In Beziehung auf Veränderungen in dem Personal der Centraladministration erhält sich das Gerücht, daß der wirkliche Geheime Regierungsrath und im Ministerium der geistlichen-, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten v. Ladenberg, ein Sohn des Staatsministers dieses Namens, seine Stellung nach Beendigung der Landtage mit dem Posten eines Oberpräsidenten in einer unserer östlichen Provinzen vertauschen wird. — Der vorgestern hier angekommene neue Türkische Geschäftsträger wird erst Ende der nächsten Woche sein Creditiv übergeben. — An der Königl. Tafel demerkte man heute von ausgezeichneten Fremden den Erbprinzen von Hohenheim-Steinfurth, den Oesterreichischen Grafen v. Mitrowsky, den Hannöverschen Oberstlen v. Landsberg u. s. w. — Das Königl. Hoflager wird erst in den letzten Tagen dieses Monats aus dem hiesigen Schloß in den Sommerpallast zu Sanssouci verlegt werden.

Fr. v. Zedlitz-Neukirch.

Verlag von Julius Hedbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 12. 1843.

Literatur.

Eine Selbstschau. Von Heinrich Zschokke. 1. Theil: Das Schickfal und der Mensch. Mit dem Bildniß des Verf. 2. Theil: Welt- und Gottanschauung. 3. Ausg. Aarau, bei H. R. Sauerländer, 1843.

Es thut wohl, in einer Zeit, wie die unsere ist, einen als Menschen, Staatsbürger, Gelehrten und Schriftsteller gleich ausgezeichneten Mann zu vernehmen, der mit Wahrheit und Freimuth nicht blos sein eigenes Ich und darstellt, sondern auch über Welt und Menschen, Ereignisse, Tendenzen und Bestrebungen seiner Zeit sich ehrlich und offen aussprickt. Daher begrüßen auch wir die „Selbstschau" des hochgefeierten Zschokke mit hoher Freude, und fühlen uns demselben für viele Gabe zu dem innigsten Danke verpflichtet. Der erste Theil, welcher schon vermöge seines Inhalts einen weit größern Leserkreis finden wird, als der zweite philosophische, enthält die höchst interessante Selbstbiographie des Verf. und zerfällt in fünf Hauptabschnitte: Kindheit, Wanderjahre, Revolutionsjahre, des Mannes Jahre, Lebens-Sabbath. Dem Ganzen geht die treffich geschriebene Dedication an seine Vaterstadt Magdeburg voraus, welche ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen hatte. Dort, zu Magdeburg, wurde Z. am 22. März 1771, als das fünfte Kind seiner Eltern, geboren. Die Mutter starb schon sieben Wochen nach seiner Geburt. Der Vater, ein Tuchmacher seines Handwerks, führte das Leben eines wohlbemittelten Bürgers; er hielt sein Lieblingskind frühzeitig zur Schule und Kirche an. Aber leider blieben dem kräftigen und gewandten Knaben Wage- und Zwangsanstalten, uns lieber ummelte er sich auf der Straße umher. Auch der zärtliche Vater, welcher wirkliche Unarten seines Lieblings nur selten strafte, und die Erziehung des Wildfangs vertrauungsvoll dem Zufall überließ, starb schon im J. 1779, und nun ward der 9jährige Heinrich seinem ältesten Bruder Andreas zur Erziehung anvertraut. Dieser wollte ihn in einen höhern Wirkungskreis emporziehn, um so mehr, da er ohnedin schon vom Vater zu einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt worden war. Allein alle Bemühungen des Bruders schlugen fehl. Auch mit der Musik, so sehr sie ihn ergötzte, ging es nicht besser. Noch schlimmer ging's in der Schule des Klosters Unsrer lieben Frauen. Da ihm noch die dürftigsten Vorkenntnisse fehlten, so blieb ihm selbst in der untersten Classe aller Unterricht dunkel, und nach einem Jahre wurde er wegen Mangels an Gelehrtenfähigkeit aus der Schulanstalt verwiesen. Z. kam nun zu seiner ältesten Schwester, welche ihn in die niedrigste Classe der reformirten Schule schickte, um allenfalls soviel zu lernen, als nöthig, um Krämer oder Handwerker zu werden. Hier gefiel es dem Knaben besser, besonders des alten ehrwürdigen Lehrers wegen. Da dieser seinem einzigen lateinischen Schüler besonder Vorrechte vor allen übrigen einräumte, so entschloß sich Z., auch die Anfangsgründe der latein. Sprache zu erlernen, und der Lehrer war in der That mit den Fortschritten seines neuen Schülers nicht unzufrieden. Während dieser so unvermerkt mit Curtop und Phädrus in Bekanntschaft gerieth, ward seine Wißbegierde auch noch auf manngfache andere Weise angeregt (S. 15 f.); er verdoppelte den Fleiß in der Schule, und begann auch als 12jähriger Knabe ein Tagebuch, das er seitdem ununterbrochen fortsetzte. Minder wohlthuend war ihm der Besuch des sonntäglichen Gottesdienstes, weil sein Geist dafür noch unreif war, und mit Recht bemerkt er: „der erste Tempelbesuch eines jungen Menschen sollte ihm nur bei hinlänglicher Verstandesreife gestattet und sein erster religiöser Festtag sein." In seinem 15. Jahre ward er aus dem Hause der Schwester, wo er gleichgültig behandelt wurde, zu dem „Rector Emeritus" Reichhard der Altstädter Schule in Wohnung und Kost gegeben. Da dieser ihm auch den Zutritt zu seiner Bibliothek gestattete, so las er mit wahrem Heißhunger, ohne Wahl und Ordnung, was Zufall oder Neugier ihm in die Hand führte, so daß „am Ende in der Masse sich widersprechender Lehren und Meinungen all sein Wissen ein Chaos von Ungewißheiten wurde." Er sank „in die Meerestiefe des Zweifelns und Verzweifelns," ward ire an sich und der Menschheit und lechzte nach anderer Luft und Umgebung, ohne sich selbst noch recht zu verstehen, bis die Folgen eines alternen Schülerstreiches (S. 25 f.) ihm deutlich machten, was er wollte und sollte. Als er denjenigen seiner Mitschüler, welcher jenen Streich verübt hatte, anzugehen sich weigerte, drohte ihm der Rector mit schimpflicher Verweisung vom Gymnasium. Um einer solchen zuvorzukommen, faßte er — als der Vormund ihm die Erlaubniß, die Universität zu beziehen, nicht gab — den Entschluß, hinaus „in die offene, weite Welt zu gehn" und zunächst einen seiner ehemaligen Mitschüler, den Hofschauspieler Wachsmann in Schwerin, aufzusuchen. Am 22. Jan. 1788 trat der junge Abenteurer die Reise an. Zwar fand er bei Wachsmann nicht die gehoffte Aufnahme, wohl aber eine Haudelnsverstellt bei dem Hofbuchdrucker Wärenspirung. Glücklich in den neuen Verhältnissen, suchte er hinwiederum, jedem lieb und unentbehrlich zu werden, übernahm freiwillig das Amt eines Correctors in der Druckerei und entwarf sogar für den Besitzer derselben die Herausgabe einer „Monatsschrift von und für Mecklenburg," welche wirklich nachher, unter Leitung eines Prof. Wehnert, an's Licht trat. Daneben dichtete und schrieb er in Versen und Prosa. — Unter andern lernte er auch einen Schauspieler, Namens Burgheim (eigentlich ein Baron von Schlabrendorf), kennen, welcher ihn berredete, ihm als Theaterschreiber und Correspondent nach Prenzlau in der Uckermark zu folgen. Hier hielt er sich jedoch fern von dem ihm widrigen Treiben der übrigen Schauspieler, und erwarb er sich nicht nur den Ruf eines jungen, wißbegierigen Gelehrten, sondern auch einige werthvolle Bekanntschaften. Zu Landsberg an der Warta, wohin sich die Truppe begab, schloß er seine theatralische Laufbahn, und bezog zu Ostern 1790 die Universität Frankfurt a. d. O., wo er sich als Theolog inscribiren ließ, aber auch andere Vorlesungen besuchte. Auch von dem gewöhnlichen Studentenleben jener Zeit hielt er sich fern, und arbeitete mit löbertierbenem Fleiße zum Morgen bis zum Abend. Seinen Comilitonen wäre er vielleicht ganz unbekannt geblieben,

Digitized by Google

wenn ihn nicht der Oberconsistorialrath Steinbart einst veranlaßt hätte, eine Rede am Grabe eines verstorbenen Studenten zu halten, welche ihm bei Professoren wie Studenten Beifall erwarb, und von dieser Zeit an ward er „fast aller in Frankfurt lebender Musensöhne guter Bekannter und Freund und Gelegenheitsdichter.“ Doch nur Wenigen schloß er sich traulicher und enger an. Mit diesen machte er „litterarische“ Ausflüge gen Pommern, Polen oder in die Lausitz; auch führten sie auch zum Siegerl dramatisirte Sprüchwörter auf, oder ergötzten sich an selbsterfundenen Erzählungen. Als Z. einst eine alte venetianische Anekdote vortrug, die er mit poetischer Freiheit fantastisch genug ausschmückte, ward ihm der Ehrenpreis; er mußte sie dann schriftlich abfassen und endlich sogar in ein Schauspiel gestalten. So entstand „der berüchtigte, große Bandit Abellino, der bald darauf gedruckt, mit Geräusch über die meisten Bühnen Deutschlands ging.“ — „Meistens saßen wir Akademiker,“ heißt es S. 38, „beisammen in wissenschaftlichen Discussionen, die nicht selten in das Gebiet fantastischer Grillen überfreisten. Als eines Tages das Gespräch auf Wiedersehn nach dem Tode kam, schwuren wir in höchster Begeisterung, uns, wenn es möglich sein würde, sichtbar einander in der Sterbestunde zu erscheinen. Wir besiegelten den Bund mit unserm eigenen Blute, welches in ein großes Trinkglas gefossen, mit Wasser vermischt, dann unter Umarmungen, bis auf den letzten Tropfen, mit wahrhaft zärtlicher Kannibalenlust getrunken wurde. Jeder trug seit jener Stunde die Narbe eines Kreuzschnittes an seiner linken Hand. Bis heut' jedoch hat mir keiner noch die Ehre erwiesen, mich, und zwar als sichtbarer Gast, zu besuchen.“ — Beim Austritt seines 22. Jahres nahm er die philosophische Doctorwürde an, habilitirte sich an der Universität, bestand die Prüfung in den theologischen Wissenschaften und empfing für die preuß. Staaten die licentia concionandi; auch ward er in die Mysterien des Maurerthums eingeweiht und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Frankfurt a. d. O. — Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Magdeburg (wo die Familie „dem graduirten jungen Herrn“ auf alle Weise den Aufenthalt zu verschönern suchte) hielt er zu Frankfurt drei Jahre lang als Privatdocent mit großem Beifall Vorlesungen über Welt- und Kirchengeschichte, Naturrecht, Exegese des N. T., Aesthetik und Moralphilosophie und warf er sich mit ganzer Macht auf das Studium der Naturkunde, des Finanz-, Polizei-, Forstwesens und der neuesten Zeitgeschichte. — Bei einem Besuche des Staatsministers von Wöllner in Frankfurt bereite sich die gesammte gelehrte Körperschaft der „Alma Viadrina, diesem Manne die üblichen Huldigungen darzubringen. Nur Z. blieb, gegen Steinbarts Rath, zurück. Deßhalb erhielt er aber auch nicht die außerordentliche Professur, um die er nach 2½jähriger akademischer Wirksamkeit anhielt. Dessen ungeachtet arbeitete er mit gleicher Unverdrossenheit den Winter hindurch fort. Als aber die Frühlingssonne sein Katheder beschien, ward ihm der Lehrstuhl zuwider. Die alte Wanderlust suchte ihn abermals heim. Er beschloß, Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien zu besuchen und verließ im Juni 1795 Frankfurt. Der Abellino, der damals auf den Theatern lärmte, führte ihm unterwegs manche interessante Bekanntschaft zu. Der Anblick der Schweiz mit ihrer Naturpracht erschütterte ihn, wie noch nie Aehnliches. Es blieb mir, sagt er (S. 52), im stillen Staunen nur ein einziger Gedanke übrig: „Diese Felsenburg der Freiheit! Hat sie keinen Winkel für mich?“ — Doch bald wurde er entdeckt. Die große Mehrheit der Gesammtbevölkerung lebte in erblicher Dienstbarkeit von reichsstädtischen Patriciaten und Zunftherren eines Hauptstädtchens, oder in traniger Geistesknechtschaft eines gebieterischen Priesterthums. Den nächsten Winter brachte Z. in Zürich und Bern zu und lernte Paul Usteri, Pestalozzi, Geo. Nägeli, Caspar Hirzel, Hottinger, Leonh. Meister, Ith, Tralles, Rengger u. A. kennen. Noch vor Ende des Winters ging er mit dem Obersten Oelsner, einem Deutschen, nach Paris, wo er am liebsten und häufigsten den schleswigschen Grafen Gustav v. Schlabrendorf, „Deutschlands Diogenes in Paris,“ besuchte und zum Vorbild zu wählen anfing. Schlabrendorf und Paris vernichteten seine Träumereien vom republikanischen Leben. „Die Ueberschriften der öffentlichen Gebäude versprotesten ironisch den Zustand der Leibstadt. „Liberté, Egalité“ las man aller Orten; doch grinsten drohend daneben die ausgestrichenen Worte: „ou la mort“ durch darüber gepinselten Kienruß. Er sehnte sich bald von Herzen hinweg aus „der Stadt voll glänzenden Elends und elenden Glanzes,“ verließ im Frühjahr 1796 Paris und kehrte nach Bern zurück, wo er Aloys Reding von Schwyz kennen lernte und innig sich mit ihm befreundete. Nach Wiedergenesung von einem Wechselfieber besuchte er Luzern, wo ein Abbé Koch und der Dichter Thaddäus Müller ihm bleibende Freunde wurden, Unterwalden, Schwyz, Uri, den St. Gotthard, die Oberalp und das Bündner Land. Von Chur aus wollte er ohne Aufenthalt nach Mailand und Florenz; allein da sein Gepäck aus Bern nicht eintraf, so besuchte er den Dichter Salis-Seewis und den Director Nefemann, welcher einer Lehr- und Erziehungsanstalt, dem Seminar von Reichenau, vorstand, die aber, abhängig von politischen Factionen, gänzlich in Verfall gekommen war. In Z. glaubte man den Mann zu finden, welcher geeignet sei, das Institut wieder emporzubringen. Der Eigenthümer, der Standespräsident v. Tscharner, erbot sich, ihm dasselbe eigenthümlich abzutreten. So gab Z. die Reise nach Italien auf, und übernahm am 9. Dec. 1796 das Seminar zu Reichenau, welches in der That unter seiner Leitung neu aufblühte und nach Verlauf eines Jahres 70 Zöglinge zählte. Uebrigens „wurden weder Fleiß, noch sittsames Betragen belohnt, oder beehrt. Es in Verfündigung an der kindlichen Natur, statt in ihr Sinn des Rechten und Wahren, den Ehrgeiz des Thieres aufzuwecken. Charlatanerie feierlicher Schulprüfungen ward verbannt. Man lernt in ihnen nur den Werth des Lehrers, nicht des Schülers kennen.“ Z. wirkte aber auch im weiteren Kreise für das verwilderte Volksschulwesen des Landes. Er schrieb ein kleines Schulbuch, ließ es auf seine Kosten drucken und schenkte es dem Buchdrucker, daß er es aufs wohlfeilste hingebe. Alles gelang nach Wunsch. Die Dörfer nahmen das Buch. Der Reformator kam bald in den Ruf überschwänglicher Gelehrsamkeit, und am Verabend seines 28. Geburtstags ward ihm ein großbesiegeltes Schreiben vom „Standespräsidenten und Landtage gemeiner drei Bünde“ übergeben, worin ihm die „von den ehrsamen Räthen und Gemeinden“ zuerkannte Schenkung des Staatsbürgerrechts verkündigt ward. Einen bald darauf erfolgenden Ruf als außerordentlicher Professor nach Frankfurt a. d. O. lehnte er ab; er fühlte sich in Reichenau und unter den Freunden der Nähe und Ferne zu glücklich. Da fielen die Franzosen wider alles Völkerrecht in die Schweiz ein; alles Bestehende wurde umgestürzt, Bünden mit in den Abgrund des Verderbens gerissen. Z. sah sich genöthigt, das Seminar einstweilen aufzulösen. Die aristokratisch gesinnte Partei, welche von Oesterreich Beistand erwartete, erhielt das Uebergewicht und gewann in allen Thälern großen Anhang; die Patrioten dagegen, zu denen sich auch Z. hielt, unterlagen. Man lehnte den von den Patrioten angerathenen Anschluß an die neugestiftete helvetische Republik ab und ächtete mit diesen auch Z., welcher mit Tscharner, Salis und vielen Andern sein Heil in der Flucht suchen mußte (9. Aug. 1798). Damit beginnen die Revolutionsjahre.“ Im Dorfe Nagaz

Digitized by Google

traf er mit andern verbannten Patrioten zusammen und wurde von ihnen auserwählt, Zscharnern nach Aarau, dem damaligen Sitze der helvetischen Regierung, zu begleiten, um bei dieser und den französischen Behörden Schutz für die Gemeinden oder Familien zu erwirken, welche wegen ihrer Treue zur Schweiz Opfer der einheimischen Rache geworden waren. Zscharner aber, muthlos und müde geworden, verließ ihn in Aarau noch kaum 14 Tagen und übertrug ihm seine Vollmachten. Eine in Geist und Sprache jener bewegten Zeiten von Z. abgefaßte Vorstellung an das Vollziehungsdirectorium ward in der gesetzgebenden Versammlung (28. Aug. 1798) nicht nur mit Beifallruf angehört, sondern sogleich durch ein Decret befriedigt, mit der Erklärung: die Patrioten Bündens hätten sich um die Republik durch ihre Opfer verdient gemacht. Z. befand sich unter den zahlreichen Zuhörern auf der Gallerie des Saals, um den Ausgang der Berathung unmittelbar zu vernehmen. Man hatte ihn bemerkt und forderte für ihn, nach damaligem republikanischen Brauch, die „Ehre der Sitzung;“ die Staatsweibel erschienen und führten ihn in die Versammlung. Händeklatschen und Geschrei begrüßten ihn, während der Präsident seinen erhabenen Sitz verließ, um ihm „den Bruderkuß“ zu geben. Z. erreichte, was in dieser Zeit möglich war. Denjenigen ward er aber in Bünden förmlich geächtet, seines Bürgerrechts für verlustig erklärt und von der Regierung in öffentlichen Blättern mit den schwärzlichsten Vorwürfen beladen; ja es wurden sogar hundert Dukaten dem geboten, der ihn todt oder lebendig einliefern würde. Bald darauf stellte ihn der Minister Stapfer „mit einem noch zu bestimmenden Titel“ an, um ihm „das edle Geschäft, ein biederes und bildsames Volk zum Gefühl und Genuß wahren Menschenwerthes emporzuheben, zu erleichtern.“ Z. suchte dies zunächst durch vaterländische oder literärische Gesellschaften in mehreren Städten der Schweiz und durch ein Volksblatt: „Aufrichtiger und wohlerfahrener Schweizerbote,“ zu erzielen, welches unglaublich schnelle Verbreitung fand. Doch nach wenigen Monaten wurde er in der Herausgabe seines Boten unterbrochen. Der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich nämlich war ausgebrochen; Massena hatte sich im Febr. 1799 Graubündens bemächtigt, und eine provisorische Regierung zu Chur hatte sogleich die Vereinigung Italiens mit der helvetischen Regierung bewerkstelligt. Die Geächteten und Ausgewanderten waren zurückberufen, und auch Z. hatte man förmlich wieder in sein Staatsbürgerrecht eingesetzt und sogar mit öffentlichen Danksagungen beehrt. Erzherzog Karl war indessen, siegreich bei Stokach, gegen die Schweiz vorgedrungen und bei Schaffhausen und Eglisau über den Rhein gegangen. Nun trat, zu seiner Unterstützung, die Aristokratie mit ihrem Anhange, Klöstern und Priestern, wach und thätig auf; die Völkerschaften wurden aufgeiegt gegen Regierung und Franzosen aufgewiegelt. Da ward Z. (14. Mai 1799) vom Directorium der schweizerischen Republik zum Regierungscommissär, mit außerordentlichen Vollmachten bekleidet, ernannt, um in Unterwalden „durch weise und kräftige Vorkehrungen den Gesetzen gebührige Achtung zu verschaffen, den Muth der Patrioten zu unterstützen“ ꝛc. In der That gelang es ihm durch Güte, ohne Schwäche, durch Strenge, ohne Grausamkeit, durch Billigkeit, ohne Willkür, binnen wenigen Wochen Ordnung, Sicherheit und Ruhe herzustellen. Einige Monate später wurde er zum vollmächtigen Regierungscommissär des Cantons Waldstätten ernannt, von welchem damals die Cantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug Bestandtheile waren. Leider verübten hier, namentlich in Uri, wo der rohe General Lecourbe sein Hauptquartier (in Altorf) aufgeschlagen hatte, die Franzosen Greuel aller Art. Doch gelang es auch hier dem muthigen Z., das Elend zu mildern und der augenblicklichen Noth zu steuern.

Mit Beginn des Lenzes 1800 hatte er den Zweck seiner Sendung endlich in den Waldstätten erfüllt, die verfassungsmäßigen Behörden aufgestellt, Ordnung und Frieden überall mit gesetzlicher Kraft gestiftet. Allein Napoleon, zum ersten Consul der französischen Republik erhoben, rüstete sich zur Wiedereroberung des verlorenen Italiens. Z. ward vom Vollziehungsausschusse der Schweiz zum Regierungscommissär für die italienische Schweiz und zum Begleiter des Generals Monnéy (nachmaligen Herzogs von Conegliano) ernannt, der mit einer Armee von 20,000 Mann in die Lombardei eindringen sollte. Die Aufgabe war höchst schwierig, und Z. athmete erst freier, als er die Massen des Armeekorps über die lombardischen Grenzen gesichehen sah. Allein nun sollte er auf einem ihm völlig fremden Kampfplatze, wie früher in den Waldstätten, so jetzt im Canton Tessin das politische Chaos von einander scheiden und es neu, nach helvetischen Gesetzen, zusammengliedern und gestalten. Die einzelnen hieher gehörigen Vorgänge, so interessant sie auch sind, müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen; sie finden sich S. 135 ff. aufgezeichnet. Die argen Gewaltthätigkeiten und Erpressungen, welche sich Massena und andere französische Officiere und Beamte gegen die unglücklichen Grenzbewohner Italiens erlaubten, gingen so weit, daß sich Z. endlich genöthigt sah, denselben offenen Widerstand entgegenzusetzen; er entbot dem Commandanten der im Lande befindlichen Schweizertruppen den Befehl, die Kommagazine mit bewaffneter Faust zu vertheidigen und künftig Gewalt mit Gewalt abzuwehren, und dem General Massena, welcher ihn warnen ließ, antwortete er mit kühnen Worten. Er selbst eilte nach Bern, dem jetzigen Sitze der Regierung, welche die von ihm gethanen Schritte billigte und ihn zum Regierungsstatthalter des Cantons Basel ernannte, wo er einen Volksaufstand zu dämpfen hatte, sonst aber seit langer Zeit wieder die Ruhe eines geregelten Gesellschaftslebens genoß. Die Mußestunden benutzte er, um den kurzen, aber ruhmvollen Kampf der Urcantone für ihre Freiheit gegen Frankreichs Uebermacht zu beschreiben. Die Schrift (...Geschichte vom Kampfe und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldcantone*) ward bald in's Französische, Italienische und Englische übersetzt. Als nach dem Lüneviller Frieden (welcher den Schweizern das Recht zusicherte, sich selber eine ihren Bedürfnissen angemessene Staatsverfassung zu geben) auf's neue die Parteien sich erhoben und Föderalisten und Antiföderalisten einander bekämpften *): nahm Z. mit vielen andern Staatsbeamten seine Entlassung, um seinen eigenen Ueberzeugungen nicht untreu zu werden, und trat in den Privatstand (1801). Den nächsten Winter brachte er in Bern im freundlichsten, literärischen Verkehr mit Ludwig Wieland und Heinrich v. Kleist zu. Zwar verfiel er wieder in die alten Zweifel; aber bald gewann er mit der Welt- und Gottanschauung (die er im 3. Th. darlegt) den Gemüthsfrieden, dessen erste herrliche Frucht sein „Alamontade, der Galeerensklave“ war. Vergl. S. 174 ff. Es folgt nun der 4. Abschnitt: des Mannes Jahre. Im Frühjahre 1802 verließ Z. Bern, miethete sich in dem eine Stunde von Aarau gelegenen Schlosse Biberstein ein und lernte seine nachherige Gattin Nanny, die Tochter des benachbarten Pfarrers Rüetschi, kennen. Im Mai 1803 tödte Napoleon „die biedersinnige Freiheit der helvetischen Republik und mit ihr die Centralregierung auf; und jener der 19 kleinen Freistaaten richtete seine Haushaltung ein, gemäß der grundgesetzlichen Vorschriften des Vermittlers.“ So that auch der Canton Aargau, und der gesetzgebende große Rath beobachtete übersinnte ihm das Geschenk des Staatsbürgerrechts,

*) Die Föderalisten erhielten zuerst die Oberhand und Alois Reding ward als erster Landammann an die Spitze der Republik gestellt

Digitized by Google

und zugleich der kleine Rath, als vollziehende Gewalt, die Ernennung zum Mitglieds des Oberforst- und Bergamts, in welcher Eigenschaft ihm zuletzt die Leitung des gesammten Forst- und Bergwesens anvertraut ward. Am 25. Februar 1805 verheirathete er sich mit seiner Nanny und lebte fortan mit ihr in der glücklichsten Ehe. Einige Jahre nachher zog er nach Aarau. — Höchst wohlthätig wirkte Z. seit 1804 als Volkslehrer durch seinen „Schweizerboten," der erst nach dem Restaurationsjahre 1814, „als überall geistliche und weltliche Hirten ihre Völkerheerden von der Weide im Freien in die alten Ställe zurücktreiben wollten," offen angegriffen und sogar in mehrern Cantonen verboten wurde. Sehr interessant ist das, was Z. weiterhin (S. 201 ff.) über die Entstehung der „Stunden der Andacht" sagt, als deren alleiniger Verfasser er sich selbst nennt. Auch eine Mauerloge „zur Bundestreue" half er in Aarau gründen (S. 208 ff.) Bereits im J. 1810 war er sehr thätig für die Stiftung der noch jetzt bestehenden „Gesellschaft für vaterländische Cultur im Canton Aargau" gewesen, welcher der Aargau manches gute Werk verdankt. Die traurigen Wirkungen der Restauration in der Schweiz erzählt er S. 215 ff. Nach zweijährigen Unruhen und Zerwürfnissen gelang es der aristokratischen Partei, einen Bundesvertrag abzuschließen, welcher dem Bestand von 22 Souveränetäten und 114 Klöstern garantirte. Z. ward in den „großen Rath der Gesetzgeber" im Aargau gewählt. — Bereits seit 10 Jahren hatte er an einer „Geschichte Baierns" gearbeitet. Um derselben die möglichste Vollendung zu geben, unternahm er drei Reisen durch Baiern (1813, 1815 und 1817), wo er mit Schlichtegroll, dem Minister von Montgelas und dem edlen Maximilian Joseph in nähere Berührung kam. „Indigenat, Adelsdiplom und Orden", die ihm später durch Fürst Wrede angeboten wurden, lehnte er ab. In den Jahren 1817 u. 18 führte er sich „am linken Ufer des Aarstromes, auf sonniger Höhe am Fuße des Jura, der Stadt gegenüber, ein ansprucheloses, aber bequemes Landhaus auf und nannte es sein „Tusculum in der Blumenhalde," wo er von berühmten Fremden, wie Capo d'Istria (den er gegen Verunglimpfungen rechtfertigt), Bowring, Rebenius, Gans, Börne, Raoul-Rochette, Uhland, Wessenberg, Louis Napoleon u. A., besucht ward. Ungeachtet einer ihm nach und nach fast zur Ungebühr aufgebürdeten Menge öffentlicher Aemter und Stellen fand er doch noch Muße genug zu seinen bekannten schriftstellerischen Arbeiten. Daß es aber bei einem Manne wie Z. auch nicht an Verläumdungen fehlte, läßt sich leicht denken (S. 241 ff.). Rührend schildert er (S. 245—249) seine „Freuden im Unglück." Dieses Capitel lasse Keiner ungelesen! Es athmet das Innigste, tiefste Gottvertrauen. — Die letzte Abtheilung des 1. Th.: „Lebens-Sabbath" schildert uns Z.'s häusliches Leben (von zwölf Söhnen und einer Tochter hat er vier der ersteren durch den Tod verloren; vier stehen bereits als tüchtige Männer in Amt und Beruf), beschreibt einen Ausflug über Paris in die Normandie, wirft ferner einen „Rückblick in die restaurirten Uebel der Politik," beschreibt die Anfeindungen, die er bei den politischen Wirren in der Schweiz 1830 im Aargau und von andern Cantonen auch erfuhr, und seinen Austritt aus dem Verfassungsrathe, in welchem er bei Berathung eines neuen Staatsgrundgesetzes den Vorsitz führte. Während besonders durch seine Bemühungen 1836 bei Aarau eine Taubstummenanstalt gegründet wurde, sah er mit ziemlicher Deutlichkeit neue Weiterwolken am politischen Horizont der Schweiz aufsteigen (S. 276 ff.). Als Commissarius zur Visitation der Klöster im Aargau abgeschickt, machte er Vorschläge zu einer zeitgemäßen Organisation und Anlegung ihres Vermögens, die aber nicht benutzt wurden. Der „fromme Aufruhr," welcher von den Mönchen erregt wurde, bewirkte endlich, daß der große Rath sich für Aufhebung der „meuterischen Klöster" entschied (13. Jan. 1841). Auch Z. stimmte dafür. Es war dies zugleich sein letztes Wort in dieser Versammlung, indem er sich von nun an von öffentlichen Geschäften zurückzog. Doch fühlt sich der gemüthliche Greis noch rüstig an Geist und Körper, und hat noch neuerdings die Rheinegenden bereist. — Wir haben hier nur eine kurze Skizze von Z's Leben und Wirken geben können. Mögen die geehrten Leser durch dieselbe sich zur Lectüre des trefflichen Buches selbst, das wir nicht dringend genug empfehlen können, veranlaßt fühlen. — Den 2. Theil, die „Welt und Gottanschauung" werden wir später besprechen.

Dr. H. E. Apel.

Literarischer Salon.

Karl Steiger, rühmlichst bekannt durch seine „kleinen Wochenpredigten," (St. Gallen 1838), sein Confirmations- und Festgeschenk: „Glück, Heil und Seligkeit" (1839), seine „Sitten und Sprüche der Heimath" (1839) u. a. — hat uns abermals mit einem trefflichen Volksbüchlein beschenkt, das folgenden Titel führt: „Wortlosen deutscher Sprichwörter mit Variationen. Ein Angebinde auf alle Tage des Jahres" (St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1843.) Mit Recht sagt das „Vaterland" von demselben: „Es ist eins der besten Hausbücher für's Volk, wie uns seit den Stunden der Andacht kein ähnliches vorgekommen. Auf jeden Tag kommt ein Sprichwort, das K. Steiger sinnig und gedankenreich für Kopf und Herz glossirt. **(Ap.)**

* * *

Reichhaltig, interessant und populär gehalten ist die neue „Illustrirte Zeitung," welche vom 1. Juli an bei Weber in Leipzig jede Woche eine Nummer, vierteljährigen Pränumerationspreis 1½ Thlr.) erscheint. Die erste Nummer, aus 16 S. in Fol. bestehend, enthält Folgendes: Was wir wollen. — Helena, Herzogin von Orleans. — Die Bergung des Télémaque. — Die Eröffnung des Themsetunnels in London. — Der Komet. — Longchamp. — Der Zwerg-Pisang. — Das Hofstheater in Dresden. — Ein Reisemärchen, erzählt von Plinius dem Jüngsten. — Modebericht. — Literarische Anzeigen. — Die Illustrationen sind vortrefflich, und wir können diese Zeitung mit Recht empfehlen. **(Ap.)**

* * *

Der König von Baiern hat an den Frhn. von Münch-Bellinghausen folgendes Handschreiben erlassen: „Herr Baron! Es empfange der Verfasser der Griseldis und des Sohnes der Wildniß das Ritterkreuz meines Verdienstordens des heil. Michael. Ein Verdienst, ein großes ist es, solche treffliche dramatische Werke hervorzubringen; ein um so ertreulicheres in unserer daran äußerst armen Zeit. Mich ergriffen dieselben, und nicht versagen kann ich mir es, Ihnen dieses Merkmal der Anerkennung Ihres nicht durchdringenden Werthes zu ertheilen. Mit dem Wunsche, daß Sie unser deutsches Vaterland mit gleichen so vorzüglichen Schauspielen bereichern möchten, der Ihnen wohlgeneigte Ludwig." Aschaffenburg, 24. Juni 1843.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 13. **Februar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Ngr. (7½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Der Geiger.

Von

Friedrich von Sallet.

Ein Geiger zog von Land zu Land,
Um seine Kunst zu zeigen.
Was je ein Menschenherz empfand,
Das wußt' er vorzugeigen.

Er spielte leis, er spielte stark,
In Tönen vielgefaltig,
Sein Geigen ging durch Bein und Mark,
Ergreifend allgewaltig.

Das Lob erschallt. Der Geiger stand
Und blickt' in tiefem Sinnen:
„Den schönsten Klang, den ich gekannt,
Den hab' ich doch nicht innen."

„Mein alter Vater spielte mir,
Als ich ein Kind, die Weise;
Sie klang (ich hör' und weinte schier)
So wunderstark und leise."

„Doch wie ich sinne hin und her,
Ich weiß sie nicht zu geigen,
Und Ruhe find' ich nimmermehr,
Bis sie mir wieder eigen." —

Er spricht's und spielet leis und stark,
Und sinnt und spielet wieder.
Geht auch sein Ton durch Bein und Mark,
Er senket den Bogen nieder.

„O jammervolle Schnörkelei'n!
Ist das Musik zu nennen?" —
Rasch packt er Geig' und Bogen ein,
Um wild davon zu rennen.

Er wandert hin, er wandert her,
Dann wandert er nach Hause;
Das Haar wird grau, die Hand wird schwer,
Er wohnt in stiller Klause.

Doch sinnt er stets und sinnt noch,
Und findet nicht die Weise.
„Du guter Gott, erbarm' dich doch!
Gieb Ruh' mir schwachem Greise!" —

Der Knabe, den er geigen lehrt,
Sieht Morgens einst ihn träumen;
Er lächelt sanft; er schwebt verklärt
Wehl jetzt in lichten Räumen.

Als er erwachet, spricht er mild:
„Dank, Dank die Herr da droben!
Ich sah im Traum des Vaters Bild
Von Silberhaar umwoben."

„Die Weise, die ich nimmer fand,
Hört' ich ihn kräftig geigen.
O gieb die Geige von der Wand!
Jetzt ist der Klang mein eigen."

Der Knabe reicht die Geige dar,
Der Alte spielt die Weise,
Der Knabe horcht — es klingt so klar,
So wunderstark und leise.

Die alte Hand ermattet nicht,
Stets schallt es voller tönend,
Dem Aug' entströmt ein selig Licht,
Das alte Haupt verschönend.

Da stirbt der Ton, der Bogen fällt,
Es kniet und schluchzt der Knabe.
Der Alte noch die Geige hält;
Legt ihn auch so zu Grabe! —

Digitized by Google

Friedrichs II. Politik und Administration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bülow'sche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Ein westphälisch-französischer Präfect ward Preußens Finanzminister. Als Gründer des Zollverbandes, einer doch gewiß deutschen Institution, kennt ihn Deutschland. Aber auch als Verehrer des großen Friedrich?. Hier treten Momente ein, die wohl Wenige wissen mögen, mir aber zum Theil aus unmittelbaren Anvertrauungen des Verewigten bekannt wurden. Er las in den Mußestunden nicht Journale, sondern die Generalacten des Generaldirectoriums, die einen Schatz von Cabinetsordres Friedrichs enthalten, und kam nun auch den fast noch unbegriffenen financiellen Ideen Friedrichs, der hier ein wahrer Aristoteles war, auf die Spur. Nun verglich er Friedrichs tiefsinnige Einsichten mit dem financiellen Dünkel jenes Dänen, der in Königsberg durch die dortigen Pseudoweisen und durch von Stein es durchsetzte, daß das köstliche Kunstwerk von Friedrichs Kunst zerschlagen und dänische Töpferwaare, diese Filigranarbeit, als eine, Phidias Werke übertragende Production aufgestellt ward. Wenige preußische Staatsbeamte wußten nach dem Frieden von Paris noch Etwas von der früheren Cassenverfassung. Alles jene Nähere und Besonderthümliche entging ihnen, das mir in Folge eines gewissen Seniorats im Geschäftsleben nicht fremd sein konnte. Wollte also der neue Minister sich näher unterrichten, so wurden ihm nur sehr verstümmelte Notizen, die sich, zum Theil zufällig, noch erhalten hatten bei untergeordneter stehenden Beamten, Rechnungsräthen und dergleichen, die gleichsam angelehrt worden waren durch jenen Stern erster Größe, der wegen Behandlung der Südpreußen genannten polnischen Erwerbung die weisesten Rathschläge ertheilt hatte. Nur das Aeußerliche war von Jenen begriffen worden. Fragte Baron v. Motz daher, so erfuhr er nur, daß vormals zur Deckung der Einnahme und Ausgabe jeder Etat einen Titel: ad Extraordinaria enthalten habe, um so jeden Ausfall wie jede Nachzahlung zu vermeiden.

Schon dies durfte eine Idee, und zwar eine großartig praktische heißen. Schon sie leuchtete dem hessisch-westphälischen Financier am Spreestrom ein, und er säumte nicht, sie bei der Etatsformation zu restauriren. Niebuhr und Stein hatten die Sache gar nicht begriffen. Oberflächlich und leichtsinnig in allen Geschäften — die Apologeten sahen darin den flüchtigen Gang beschwingter Geister, nicht die Ambiguität im Ausdrucke „übersehen" merkend — bildeten sie sich ein, jenes Extraordinarium sei eine der freien Disposition des Administrirenden überlassene Beicasse gewesen und strichen es. — Minister v. Motz stellte es her, und gewann sich dadurch die Bewunderung mehrerer Beamten, die, ebenfalls Idioten, diese Idee für die ihres Chefs hielten. Ein eigener Bruder, der zu diesen gehörte, nieinte mir ganz Neues zu sagen, indem er diese neue Einrichtung beim Etatswesen mittheilte, und wollte damit den Minister erheben. Dessen bedurfte es nun nicht; lächeln mußte ich aber über den Irrthum, da mir auf der Stelle klar ward, daß jene Anordnung nur in einer Restauration, und zwar einer sehr mangelhaften Restauration von Einrichtungen Friedrichs bestand. Sie würde — sic mundus vult decipi! — Hohn und Spott erfahren haben, wenn man ihren wahren Autor Friedrich nannte; denn dann wäre sie ja ein Rückschritt und nichts Neues gewesen, und dies ist die Krankheit der Zeit, daß man alles Neue vorweg als einen Fortschritt betrachtet.

Bis hieher wurden nicht zu bestreitende Thatsachen vorgetragen. Eine andere Frage jedoch ist es: ob Baron v. Motz hier würde stehen geblieben sein, oder ob er nicht sich zu Mehrerem entschlossen hätte, nämlich nicht zur vollen Restitution der früheren Cassenverfassung unter und mit Wiederherstellung jenes wesentlich zu derselben gehörigen Moments der in den eigentlichen Artikeln über die Schrift des Herrn v. Bülow mehrmals erwähnten Generalextraordinariencasse? —

Es fehlen alle Data darüber. Nur durch Combinationen kann man sich den Stand der Dinge nahe bringen. Die Gründung einer Generalstaatscasse und einer allgemeinen Staatsbuchhalterei hatte zur Folge, daß der Monarch nicht ferner sich stündlich vom financiellen Activ- und Passivzustande der Monarchie überzeugend unterrichten konnte. Wäre ein dazu erforderlicher Abschluß bei der Staatsbuchhalterei oder der Hauptstaatscasse auch noch so schnell zu Stande gekommen; es konnte inmittelst doch wieder Mehreres sich verändert haben, hauptsächlich aber war es wichtig zu wissen, wie es sich bei den Specialcassen, wenigstens den Regierungshauptcassen, verhielt mit den Ersparnissen, Beständen und plötzlich eingetretenen unvorhergesehenen Bedürfnissen, die das wieder eingeführte Extraordinarium nicht decken würde. Der ganze Cassenorganismus hätte folglich einer Umgestaltung bedurft. Auf diese hinzuarbeiten war für den Minister kein Unternehmen für noch wenige Lebensjahre. Weßhalb also darüber sich mit Vermuthungen plagen?

Wichtiger ist die Frage: ob solche Restitution jetzt noch thunlich sei, und wie sie sich mit den vom Herrn v. Bülow-Cummerow entwickelten Ansichten in Verbindung stellen lasse? — Uns muß die Mög-

Digitized by Google

lichkeit um so wahrscheinlicher werden, als der finanzielle Inhalt seiner Schrift uns vorzugsweise eingeleuchtet hatte, und fast überall sich Anschließungspuncte zeigten. Wir stellen zuerst, gleichsam dreifach unterstrichen, folgende seine eigene Worte voran.

„Daß wir nun kein Finanzsystem haben, stehet fest; allein es liegt bis jetzt auch in der Unmöglichkeit, ein System zu bilden, da wir keine Finanzverwaltung besitzen, die sich in der Uebersicht des Ganzen befindet, und diese doch erst vorhanden sein muß, bevor sie sich ein Finanzsystem schaffen kann. Unser sogenanntes Finanzministerium ist nichts anderes als die Steuerverwaltung. Die so wichtige Partie der Geldinstitute, die der Staatsschulden, des Staatsschatzes und der Domainen sind von selbigem getrennt. Diese müssen mit dem Finanzministerium nothwendig vereinigt sein, bevor ein System geschaffen werden kann, ohne welches unsere Finanzen nicht blühen werden."

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen.

Unlängst stand in der „Vossischen Berliner Zeitung" ein Aufsatz, in welchem dessen Verfasser sich mißbilligend darüber äußerte, daß die Erlangung der philosophischen Doctorwürde auf mehren nichtpreußischen deutschen Universitäten so leicht sei, daß es viele Doctoren gäbe, die nicht einmal studirt hätten. In Folge dessen meinte bald darauf ein nichtstudirter Doctor in derselben Zeitung, daß es nicht darauf ankomme, ob derjenige, der Doctor werden wolle, das Triennium auf Universitäten absolvirt habe, und daß mancher unstudirte Doctor der Welt mehr Nutzen schaffe, als ein studirter Doctor. Das Letztere mag sein, aber die Doctorwürde gebührt wohl nur studirten Männern. Für solche Nutzen schaffende, unstudirte Leute sind genug andere Titel vorhanden, welche man in den kleinen deutschen Staaten ohne große Schwierigkeiten erlangen kann. Giebt es nicht Titular-Landkammer-, Hof-, Commercien- und andere Räthe? Jener unstudirte Doctor der Weltweisheit sagte am Schlusse seines Aufsatzes: „Schreiber dieses, der es sich nicht versagen konnte, da eine Lanze für ihn zu brechen, wo demselben mit Geringschätzung begegnet wurde u. s. w." — Schreiber eben dieses Passus mag ein sehr achtungswerther und verdienstvoller Mann sein, aber von einem deutschen Doctor der Philosophie verlangt man auch noch etwas Anderes. Referent möchte unter den gegenwärtigen Verhältnissen eben so wenig das Doctordiplom, wie einen sogenannten Verdienstorden haben. —

Die Künstler, namentlich die Musiker, spielen jetzt eine größere Rolle, als die Gelehrten. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, welcher viel Geld und Zeit zur Erlangung seiner Bildung geopfert hat, muß lange umsonst arbeiten, ehe ihm ein Brodbrocken zufällt; während einem Musikus, welcher nur wenige Jahre gebraucht, um sein Talent auszubilden, Tausende zuströmen, — und nicht bloß Tausende, sondern alle mögliche Ehrenbezeugungen, als Orden, Titel u. s. w. Und was hat die Welt von diesen Musikern? Nichts, als daß sich einige Großstädter zuweilen des Abends durch das Spiel dieser Künstler amüsiren lassen. Denn es ist eine Seltenheit und immer eine große Gnade, wenn sich einmal ein solcher Mann herabläßt, in einem kleinen Städtchen zu spielen. Also ein Gemeingut werden diese Virtuosen nicht. Künste und Wissenschaften müssen Hand in Hand gehen. Dies kann aber nicht sein, wenn die Künstler so sehr vor den Gelehrten bevorzugt werden. So lange der junge Beamte sechs bis zehn Jahre umsonst arbeiten muß, kann man dem wissenschaftlich gebildeten jungen Manne nur wünschen, daß er nicht nöthig haben möchte, in den Staatsdienst zu treten, und die schöne Horazische Ode auf sich anwenden könnte: „Beatus ille, qui procul negotiis etc." —

Es wird jetzt so viel von einem einzigen, einigen Deutschland geschwatzt, und dennoch hält es mancher deutsche Staat unter seiner Würde, die weisen Institutionen, welche dem deutschen Nachbarn heil- und segenbringend sind, nachzuahmen, indem er wähnt, seine Selbstständigkeit dadurch einzubüßen. Je mehr Einheit der Institutionen im deutschen Vaterlande Statt findet, desto einiger wird Deutschland. Nicht einmal die mit dem preußischen Silbergroschen gleichgeltende Münze führt in allen Zollvereinsstaaten diesen Namen! Warum ist das Geld in diesen Staaten nicht überall gleichbenannt? Warum ist nicht überall dasselbe Maaß und Gewicht? In einem deutschen Lande darf man nicht ohne Paß reisen, während man in einem andern von Memel bis Saarlouis einen solchen nicht braucht. O wenn die Pässe, die nur zur Plage ehrlicher Leute vorhanden zu sein scheinen, doch abgeschafft würden! — Es würde eine Schande sein, wenn der Deutsche dem Franzosen nachahmen wollte, aber es ist keine, wenn der Deutsche seinem deutschen Nachbar das Bessere nachahmt. Preußen ist in vieler Beziehung ein Musterstaat, und die kleinen Nachbarn werden wahrhaftig nichts von ihrer Selbstständigkeit verlieren, wenn sie sich nach Preußen richten. Preußen ist eben so wenig vollkommen, wie irgend etwas auf Erden; aber da, wo man Preußen zum Muster nimmt, wird es gewiß nicht schlechter werden. Die Stände in manchem constitutionellen deutschen Staate sprechen Monate lang über die indifferentesten Gegenstände, während sie ihr Augenmerk lieber darauf richten sollten, daß die Chausseen, welche man als solche oft nur an den Chausseehäusern erkennt, besser werden, daß eine gute Polizei eingeführt, dem Luxus und der Bettelei ent-

Digitized by Google

gegengearbeitet werde u. s. w. Ich kenne Gegenden, in welchen die niedern Stände förmlich herausgefordert werden, an den Bettelstab zu kommen. In den Dorfschenken jagen sich in der Carnevalszeit die Bälle und Redouten, und man sieht hier Handwerker, Fabrikarbeiter u. s. w. Champagner und die feinsten Delicatessen genießen. Da setzt der Aermste sein letztes Vermögen daran, eine Maske und eine Flasche Champagner zu erschwingen, und den andern Tag wird vielleicht betteln gegangen! Ueberhaupt hat der Luxus in Deutschland auf eine bedauernswerthe Weise zugenommen, nicht bloß unter dem Volke, sondern auch unter den Reichen. Mancher Reiche giebt Bälle, die Tausende kosten. Wie viele arme Familien, die unverschuldet in Noth und Elend gerathen sind, könnten dadurch glücklich gemacht werden! Und welches ist das Loos dieser Festtiroitäten? Die Festgeber bilden sich ein, daß sich die Gäste vortrefflich amüsirt haben und von dem genossenen Vergnügen noch lange entzückt sein werden. Das Erstere mag sein, aber was das Letztere betrifft, quod non. Die Wenigsten werden dem Festgeber Gerechtigkeit widerfahren lassen, und die Meisten post festum entweder über die Verschwendung oder die Prunkliebe des Wirths räsonniren, oder über dessen Geiz. Ich bin weit entfernt, ein Anathema über die Bälle auszusprechen und mir die Ungnade der schönen Welt dadurch zuzuziehen; denn nicht die Bälle, sondern der Luxus ist es, gegen welchen ich kämpfe. Die Zeiten des Lucullus scheinen wiedergekehrt zu sein. Möchten wir doch bald zu einfacheren Sitten zurückkehren, weil uns sonst ein trauriges Prognosticon gestellt werden könnte! —

Das neue Censurgesetz, welches unser König gegeben hat, ist wahrhaftig ein größeres Geschenk, als wenn wir Preßfreiheit erhalten hätten. Preßfreiheit artet überall in Preßfrechheit aus, und ich möchte da nicht leben, wo dieselbe besteht. Der Franzose ist im Allgemeinen zu leichtsinnig, und der Engländer zu dickhäutig, als daß sich diese beiden etwas daraus machen sollten, wenn ihre Ehre öffentlich auf das Heftigste angegriffen wird. In England, wo der Schachergeist wohl am meisten florirt, und derjenige ein Lump ist, welcher nicht Vermögen besitzt, läßt sich durch eine Summe Geldes die öffentlich verletzte Ehre vollkommen in integrum restituiren. Der Deutsche ist im Allgemeinen zartfühlend und ehrliebend, und wird selbst dadurch, daß einem ihm fremden Ehrenmanne öffentlich eine Verletzung widerfährt, auf das Höchste erzürnt. Die gemeine Carricatur, welche auf die „Leipziger Allgemeine Zeitung" erschienen ist, nachdem diese in Preußen verboten war, wird gewiß auch Andere, als Mucker mit Indignation erfüllt haben. Wir wollen zufrieden sein, daß es uns vergönnt ist, in einer Sprache, wie sie dem Deutschen geziemt, also in einer anständigen, öffentlich die Wahrheit zu sagen. Wer mehr will, als dies, scheint mir der Ehre nicht werth, ein Deutscher zu sein.

Carl Graf von Hülsen.

Tageschronik.

Oesterreich. — Der Ruhm und die Feier des Erzherzogs Karl gehören nicht blos Oesterreich, sie gehören dem ganzen Deutschland an, und überall, wo die deutsche Zunge erklingt, überall, wo die Herzen für die Ehre der deutschen Nation erwärmt sind, sollten die dem deutschen Helden dereiteten Feste ihren Wiederhall finden. Um die Ehre des deutschen Namens hat er vielleicht das größere, jedenfalls das schwerere Verdienst. Wenn es Andern beschieden war, sie in den Tagen, wo Alles wieder zu Ermannung und Sieg drängte, zu vollem Glanz und frischer Wirksamkeit herzustellen, so war es ihm vergönnt, sie in den Zeiten, wo Alles Verfall und Bedrängniß war, zu erhalten. Wenn jeder Hoffnungsanker weich, nirgend ein Anhalt für die Freunde des Vaterlandes war, so befesten sich noch mit ungeschwächtem Vertrauen die Blicke des Volks auf den Erzherzog Karl, und wo seine Fahnen wehten, da hoffte man Sieg, da wußte man vernünftens, daß keine Schmach zu fürchten sei. Er gehört zu den Feldherren, deren Ruhm selbst durch Niederlagen und unglückliche Kriege nicht geschwächt, sondern erhöht wurde, und die Tage von Hohenlinden und Wagram hatten seinen Lorbeer nicht gebleicht, sondern nur frischer erglänzen lassen. Schon in den frühesten Zeiten der französischen Revolutionskriege bewies er, daß selbst dieses nur durch Ueberraschung und Neuheit des Angriffs so furchtbare Feuer vor der ruhigen Festigkeit deutscher Kraft sich schwächte, so oft diese unter Vertrauen erweckende Führung gestellt war. Er trieb Jourdan und Moreau über den Rhein zurück, schlug Jourdan in Schwaben, bedrängte Massena in der Schweiz. Selbst die Feinde erkannten von seiner Verdienst, und competente Richter, Moreau sowohl wie Napoleon, bewährten bei jeder Gelegenheit die höchste Achtung von dem Feldherntalente des Erzherzogs. Die Hyre, die Völker Oesterreichs kannten noch mehr: sie kannten auch seinen Sinn, sein Wesen, und allemal, wenn er an der Spitze des Heeres stand, kehrte auch Hoffnung, kehrte der rechte Sinn zum ruhmlichen Kampf in die Reihen zurück, reihte sich Alles und stimmte zusammen in Erfüllung der Pflicht, verschwanden die Mißverhältnisse, hoben sich die Kräfte, wetteiferten alle Stände, ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen. Das ganze Deutschland aber blickte auf ihn, als auf Den, der in den trübsten Zeiten den deutschen Sinn und Muth nicht verloren und die Ehre der deutschen Waffen erhalten. Er gehörte zu Denen, die als Lichtsterne durch die Nacht glänzten, zu Hoffnung und Trost in die Brust der Patrioten leuchtend, und durch alle die Jahre des Kampfes und der Bedrängniß bis 1813 war sein Name vollgeltend wie keiner. Unvergeßlich für immer wird der Tag von Aspern bleiben, der erste, wo Napoleon über Deutsche nicht gesiegt hatte, und höher doch sich jegliche deutsche Brust bei seiner Kunde. Aber selbst als der Ruf von Wagram kam und die frische Hoffnung von neuem sich in die Nacht verlor, war doch bei diesem Schlage die Ehre nicht geschwächt, war selbst der Feind nicht zum vollen Uebermuthe früherer Siege gesporut, stand der Erzherzog noch immer mit dem Schwerte bereit, die letzten Schanzen zu vertheidigen, wenn mehr gefordert würde, als Ehre und Bestand des Staats und die Hoffnung der Wiederherhebung verstatteten. Wie er von dem Siegesfelde von Caldiero zum Schutze des bei Austerlitz gebrochenen Staats herbeieilte, so stand er auch nach dem Tage von Wagram noch unerschüttert und zu erneutem Kampfe bereit. Der Krieg war verloren, aber die Ehre nicht, und der Feldherr konnte in das Haus des Bürgers einen unversehrten Lorbeer zurückbringen, durchflochten vom Vaterlande mit dem Laube der deutschen Eiche. (D. Allg. Z.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteure Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 14. **Februar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Mgr.) berechnet.

Nachruf
an
Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

So ist denn wieder Einer heimgegangen,
Ein Treuer aus dem deutschen Sängerbund;
Und von den Barden, die Begeistrung sangen,
Schweigt abermals ein wohl berebter Mund.

Zwar abgelebt sind längst schon Deine Lieder
Von manchem neuen, jugendlichen Sang;
Doch kräftig tönet noch ihr Echo wieder,
In deutscher Mannesbrust mit gutem Klang.

Manch ritterliches Wort hast Du gesprochen,
Das Edle treu geschirmt mit Kopf und Hand;
Und manche Lanze hast Du kühn gebrochen
Für Deinen König, für Dein Vaterland.

Und freundlich beut dem frischen Jugendlieben
Du Deines Geistes Schatz bedeutend an;
Hast manchen Jüngling in des Wissens Streben
Liebreich geleitet auf die rechte Bahn.

Und so bist Du von diesem Stern geschieden; —
So läuft auch unser Uhrwerk endlich ab. —
Empfange Deinen Lohn im ew'gen Frieden!
Dem edlen Sänger Segen auf das Grab!

Friedrich von Sydow.

Friedrichs II. Politik und Administration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bülow'sche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Mit gleichem Rechte ist die Ansicht getadelt: „daß es ein vermuthetes Budget geben könne, und daß dasselbe votirt werden müsse, obgleich doch unverkennbar die Budgets für das kommende Jahr in der Regel fingirte sind, Fabeln, womit man dem Neulinge Sand in die Augen streuet" — wobei jedoch nicht darf unverschwiegen bleiben, daß die preußischen Etats einen großen Vorzug durch das ihnen vom Minister v. Motz wieder zugesetzte Extraordinarium besitzen und hierdurch bedeutend sicherer werden.

Auch die Forderung, daß nicht die Soll-Einnahme, sondern die wirkliche Einnahme, daß nicht die vermuthlichen Ausgaben, sondern die wirklich erfolgten Ausgaben den Ständen vorgelegt werden, erscheint nicht blos wichtig, sondern begegnet sich auch mit dem in der Wirklichkeit Gegebenen, nämlich mit den beiden Puncten, welche unser Schriftsteller folgendermaßen articulirt. „Erstens: welchen Aufwand erfordert der regelmäßige Staatshaushalt und durch welche Abgaben soll er gedeckt werden, oder mit andern Worten: es müssen Normal-Etats entworfen werden. Zweitens: welches sind die Gegenstände, welche einer Besteurung unterliegen, und nach welchen Grundsätzen ist diese zu vertheilen und zu erheben? —

Digitized by Google

Stehen diese beiden Puncte fest, so bedarf es keiner weiteren Bewilligung."

Von besonders hoher Wichtigkeit endlich sind folgende Worte: „Dem Monarchen ist es unmöglich*) die Finanz- und Geldverwaltung so zu controlliren, wie es das allgemeine Beste fordert. Der Herrscher kann dies ohne die Mitwirkung der Repräsentanten der besser Stände — nur durch die Verwaltung bewirken, und eine solche Controlle gewährt keine Bürgschaft."

Die Reihe dieser wahrheitsschweren Betrachtungen des H. v. B. giebt uns ein ergiebiges Material, eine Fülle von Momenten und Elementen, mit deren Hülfe der Versuch gewagt werden darf, Projecte und Entwürfe für Plan und Grundriß zu der bedingt enpristinirenden Construction der Cassen- und Etatsverfassung Friedrichs zu versuchen und zur Prüfung vorzulegen.

Wir gehen aus von unseres Verfassers eben mitgetheilter Behauptung, nach welcher es keiner Bewilligung bedarf, sobald feststehen: zuvörderst Bedürfniß und Deckungsmittel, demnächst die Grundsätze für der letzteren Vertheilung und Erhebung, gehen aber im Grunde wohl noch weiter, wenn wir erklären: daß in der preußischen Monarchie dies Alles eigentlich schon feststehe. Freilich müssen wir uns dabei von dem revolutionairen Princip abwenden, zu dessen Apologeten Friedrich Buchholz in Berlin von jenen Financiers scheint angeworden gewesen zu sein, die Gründe haben mochten, sich von aller Norm und Controlle in der Geldverwaltung zu befreien und einen Absolutismus anzusprechen, wonach sie es sein wollten, die das Bedürfniß aussprachen, und nun die Befugniß forderten, es nach Befinden der Umstände — um nicht zu sagen nach Willkühr — unter Anwendung jeder beliebigen Zwangsmaßregel — zusammenzutreiben und herbeizuschaffen. Man ersann dafür eine theoretische Phrase als Maxime, welche lautete: daß im Staatswesen sich die Einnahmen nach den Ausgaben zu richten hätten; was bekanntlich nur zum Bankerott zu führen pflegt, indem scheinbare erschlichene Einnahmen nicht wahre activa sind. —

Wir kehren es um, und finden hiermit das gesammte Finanzsystem so nothwendig und unabänderlich festgestellt, daß jede Discussion wegen seiner Fundamentalprincipien überflüssig wird, weil ja eine positive Basis vorhanden ist, auf der man nur zu bleiben braucht: nämlich die des legitim positiven Staatseinkommens, über dessen Feststehen kein Zweifel möglich ist. Es beruht dasselbe im Ertrage der Domainen, der Regalien, der Grundsteuern, der Consumtionssteuern, Gewerbesteuern, gewisser persönlicher Steuern und der Zölle. Wir betrachten sie sämmtlich näher.

*) Nämlich ohne Friedrichs General-Extraordinarien-Casse.

Der jetzt etatsmäßige Ueberschuß aus Domainen und Forsten wird zweifelsohne für ein Minimum gelten dürfen. Sollten dagegen noch Ausfälle entstehen, so könnten sie nur in ungewöhnlichen Calamitäten ihren Grund haben, würden schon deßhalb zu den Ausnahmen gehören, und demnach in das Gebiet des Extraordinarium zu bringen sein. Wollten sie außerdem eintreten, so würden sie nur aus schlechter Verwaltung und aus solchen verfehlten Unternehmungen entspringen, die als Dilapidationen zu bezeichnen sind. Unser Ackerbau und unsere Forstbewirthschaftung verträgt noch so viele Verbesserungen und Ertragsvermehrungen, daß ein steigendes plus bei den Einnahmen aus den Domainen noch auf längere Zeit für Regel gelten dürfte. Mit den Regalien kann es sich nicht viel ungünstiger verhalten. Die Grundsteuern könnten eher Ausfällen ausgesetzt sein, wenn nicht die exacte Einziehung schon ungemein begünstigt wäre, und nicht jene Steuern beim Gantverfahren ganz besondere Vorrechte genössen. Consumtionssteuern sind allerdings steigend und fallend, zunächst jedoch steht ihr Barometer bei der zunehmenden Bevölkerung und Deutschlands steigender Gewerbsblüthe unverkennbar auf Steigen. Es versteht aber auch jedes verständige Gouvernement so zu verfahren und namentlich die Steuersätze so zu reguliren, daß Zunahme der Consumtion wahrscheinlicher wird als Abnahme derselben. Die Gewerbesteuer ist aus dem nämlichen Gesichtspuncte zu betrachten. Die persönlichen Steuern können bei zunehmender Bevölkerung nicht fallen, die Zölle endlich berechtigen, seit dem Zollverein und seinem Succeß, sogar zu Hoffnungen, hauptsächlich wenn das wieder in Gunst gekommene System der Schutzzölle nicht sollte verlassen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Maltzahne, Reichsfreiherren zu Wartenberg und zu Penzlin.

Der Erste dieses Geschlechtes, welcher genannt wird, Bernhard Mulsan, erscheint 1194 in einer Urkunde des Bisthums Ratzeburg. Sein Sohn oder Enkel, Ludolph Molsan, der 1275 zum Mitvormunde in Abwesenheit Heinrichs des Pilgers, Fürsten von Mecklenburg, ernannt war, erscheint 1276 im Besitz von Cummerow, welches der Familie noch jetzt gehöret. Mit seiner Gemahlin Cäcilie, des Bischofs Gottfried Bülow zu Schwerin Schwester, zeugte er sechs Söhne, von denen Hermann 1314—22 seinem Oheim auf dem bischöflichen Stuhle folgend, kräftig und mit Erfolg, unter dem Beistande seiner Brüder, sich des Erzbischofs Johann von Bremen und Fürsten Heinrich von Mecklenburg erwehrte, welche seine geist-

Digitized by Google

liche und weltliche Macht schmälern wollten. Hermanns Neffe, Ludolph, der am 1. Juni 1341 starb, wie sein Leichenstein in Jargun bezeugt, hatte drei Söhne. 1) Ulrich, Stifter der Grubenhager Linie, welche den 1. December 1815 ausstarb, und deren große Güter den Lehnsobern zufielen. 2) Heinrich, Stammvater der Osten-Cummerower Linie, welche im Ausgang des 17. Jahrhunderts erlosch. Ihre ansehnlichen Besitzungen waren alle verpfändet. Zu diesen gehören die Güter Cummerow, Sommersdorf, Zettmin, Pinnow, Jukow, Rottmannshagen, Banselow, Gütz, Osten, Schmarsow, Reudin und Toisin, alle in Pommern gelegen. Die Neuschloß-Penzliner Linie war dem Grade nach die Nächstberechtigte zur Erbschaft, welche sie bisher, aus Unkenntniß ihres Rechtes, nicht geltend gemacht hat. Dagegen hat die Sarower Linie von ihrem agnatischen Rechte Gebrauch gemacht, und den größten Theil der Güter aus fremden Händen eingelöset. (Wozu das Pommersche Lehnrecht jeden Dritten berechtigt, ohne ihm dadurch gegen nähere Agnaten ein Recht zu geben.)

3) Behrend, der zuerst mit dem Erblandmarschallat in Pommern belehnt, eine von Jewitz, Otto Grafen zu Fürstenberg Tochter, geheirathet hatte, ist Stammvater aller jetzigen Maltzahne oder Maltzane.

Sein Enkel Heinrich, Fürstlich Werla'scher Marschall, rettete 1426 in der Schlacht bei Pritzwalk seinem Landesherrn, Wilhelm Fürsten von Werla, das Leben, gerieth darüber aber in Gefangenschaft, die er mit schwerem Lösegelde lösen mußte. Er hatte 1414 die Herrschaft Penzlin als Pfand überkommen, und ward 1428 mit Malde belehnt. Joachim, sein Sohn, war 1478 schon hoch betagt, bei der Vermählung der Prinzessin Katharina von Sachsen mit des Königs Christian von Dänemark Sohn. Bei dieser Gelegenheit ritt Herzog Albrecht von Sachsen mit ihm auf das Rathhaus, beide tournirten dort im Saale, und tanzten darauf in voller Rüstung mit den Damen. Er war zweimal vermählt, in zweiter Ehe mit einer Voß aus dem Hause Lindenberg. Sein jüngerer Bruder Lüdeke, begleitete Herzog Boislav X. von Pommern zum heiligen Grabe. Von ihm stammen die Herren von Maltzahn, welche in nachstehende Linien zerfallen: Grubenhagen, Penselow, Utzedel, Sarow und die folgenden, welche auf das Gräflich Plessen'sche Majorat Joenack, durch ihre Ahnfrau, eine Schwester des Majoratsstifters, Anwartschaft haben: Lenschow, Gütz, Rottmannshagen, Sommersdorf, Cummerow, Pinnow, Zettmin und Joenack.

Lüdekes älterer Bruder Behrend, mit Gundula Alvensleben a. d. H. Errleben, einer Schwester des Bischofs von Havelberg, vermählt, ist Stammvater der heutigen Grafen und Freiherren aus diesem Geschlechte. Behrend wird „ein stolzer trotziger Mann" genannt, der im Vertrauen auf sein Schloß Malde, damals das festeste Haus in Pommern, den Herzögen von Mecklenburg und Pommern widerstand, und sich wohl gerne reichsunmittelbar gemacht hätte. Als Herzog Boislav durch Behrends Uebermuth gereizt, sein Schloß acht Tage belagerte, hätte er ohne Erfolg abziehen müssen, wäre nicht der starke Thurm durch Verrath in die Luft gesprengt und Behrend zu nächtlicher Flucht genöthigt worden. Er ging nach Böhmen, kaufte dort Graupen und Töplitz, ward mit dem Herzoge wieder ausgesöhnt, erhielt seine Lehen wieder, und ward 1501 mit Penzlin belehnt.

Seine beiden Söhne Joachim und Georg wurden den 10. August 1530 zu Augsburg vom Kaiser zu Reichsfreiherren zu Penzlin und Wartenberg ernannt, welche letztere Herrschaft sie nach Veräußerung der Böhmischen Besitzungen erstanden. Georgs Nachkommen sind erloschen. Joachim focht anfangs für Kaiser Max in Italien, ging dann mit dessen Bewilligung in französische Dienste, welche er verließ, als er beim Tode seines Vaters 1525 durch Uebernahme der Güter Vasall Oestreichs ward, als welcher er in Ungarn gegen die Türken focht. 1551 war er Statthalter der Mark Brandenburg, und stand auch bei den Herzogen von Mecklenburg in hohem Ansehn. Bei seinem Tode 1554 hinterließ er von Anna von Waldstein einen Sohn Johann Bernhard, der als kaiserlicher Rath, Landeshauptmann zu Oppeln und Ratibor, auf einer Gesandtschaft zu Lublin starb 1569. Seine Gemahlin Elisabeth Freiin von Meseritz blieb mit minderjährigen Kindern zurück, und sah sich genöthigt, Wartenberg zu veräußern. Dafür acquirirte ihr Sohn Joachim, mit Eva Freiin Poppel von Lobkowitz vermählt, die Herrschaft Militsch 1590. Dieser war des Kaisers Mathias und Ferdinands II. wirklicher Rath und in vielen Geschäften gebraucht, bis er 1625 starb. Der Enkel seines ältesten Sohnes ward 1694 in den Reichsgrafenstand erhoben, und stammen von ihm die heutigen Grafen Maltzan in Schlesien ab, welche daselbst mit dem Erboberkämmerer-Amte belehnt sind. Joachims jüngerer Sohn, Johann Bernhard, vermählt mit Anna Ursula, Gräfin von Hohenzollern, welche unter ihren Ahnen die Kaiser Ludwig den Bayer und Rudolph von Habsburg, so wie Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg zählt, ist Stammvater der jetzt noch reichsfreiherrlichen Linie. Die von seinem Vater durch Testament eingeführte Primogenitur in Militsch veranlaßte Streit, der 1657 dahin verglichen ward, daß Neuschloß davon abgetrennt und Johann Bernhard überlassen ward, dessen Descendenz aber das Vorkaufsrecht bei etwaiger Veräußerung der Herrschaft zugesichert. Dieser Vergleich, durch den Kaiser bestätigt, wurde jedoch nicht berücksichtigt, als vor einigen Jahren der König von Preußen Militsch auf dem Wege der Subhastation erstand und dem Sohne des Verkäufers, dem damaligen Gesandten in Wien, Grafen Mortimer Maltzan als Majorat übergab. Von Jo-

Digitized by Google

hann Bernhards Söhnen setzte nun Hans Heinrich, geb. 1640 gest. 1706, sein Geschlecht fort. Er war sächsischer Oberst und Kriegsrath, auch auf die Johanniter Komthurei Lietzen designirt. Von seinem Vater erbte er Neuschloß, und kaufte von seinen Vettern Pentzlin, somit die Neuschloß-Pentzliner Linie bildend, welche sein jüngster Sohn Otto Julius, geb. 1697 aus der dritten Ehe mit Agnes Gräfin Schlick fortsetzte. Der älteste Sohn Heinrich Leopold, welcher dem Vater im Besitz von Pentzlin folgte, blieb 1712 im Zweikampf, und hinterließ von seiner Frau, einer Maltzan aus Sarow, zwei Töchter, welche der Mutter nach Rußland folgten, als dieselbe in zweiter Ehe einen Graf Soltikof, einen Vetter der Kaiserin Anna, heirathete, nach dessen Tode sie mit dem Feldmarschall Graf Münnich vermählt ward, dessen Exil sie nachher freiwillig theilte.

Otto Julius diente in Oesterreich bis zum Rittmeister, und war später Kammerpräsident in Schwedt. Bei seinem Tode 1745 ließ er eine Wittwe, die Schwester des bei Mops gebliebenen Generals Winterfeld, mit vier unmündigen Kindern in wenig glänzenden Umständen zurück, da es ihm, bei den damals in Mecklenburg herrschenden Zuständen, nicht möglich gewesen, die auf ihn vererbten Lehen, welche alle verpfändet waren, einzulösen. Eine unansehnliche Summe, welche einer der Sarower Vettern damals für die Ansprüche ihr bot, schlug sie aus, im Vertrauen, Gott werde ihrem Sohne Joseph schon zu seinem Rechte verhelfen. Dieser, als Page des Prinzen Heinrich von Preußen erzogen, trat in hessische Dienste, machte so den siebenjährigen Krieg mit, da er denn unter andern der Schlacht bei Hastenbeck beiwohnte. Später ward er Oberstallmeister des Prinzen Heinrich, vermählte sich mit einer von Berner, und zog sich auf seine Güter zurück, die er nach und nach sämmtlich reluirte. Aus dieser ersten Ehe hatte er einen Sohn, der schon vor ihm starb und drei Kinder hinterließ, von denen Friedrich in Berlin lebt, Ernst als Stallmeister in Strelitz starb und Heinrich am Rhein sich aufhält. Ihre Güter haben sie verkauft.

Nach dem Tode der ersten Frau vermählte Joseph Maltzan sich mit Johanne, der Tochter des Grafen Luckner, welcher als Maréchal de France unter der Guillotine endete. Aus dieser Ehe leben drei Söhne:

1) Ferdinand, in Besitz der Fideicommiß-Herrschaft Pentzlin, mit welcher das Erblandmarschallat von Wenden nach Aussterben der Linie zu Grubenhagen vereinigt ist. Von seinen Söhnen besitzt Fritz — Mellin, Ferdinand — Rhese, und Adolph, der Krukow besaß, ist mit Nachlassung eines Sohnes gestorben.

2) Fritz ist Landrath, und besitzt in Mecklenburg Rothenmoor, Moltzow und Peckatel c. p. Von seinen Söhnen sind bisher angesessen: Adolph — Groß-Lukow, Julius — Klein-Lukow, Albrecht — Peutsch.

3) Adolph, welcher die bedeutenden, vom Vater in Polen erkauften Güter ererbte, lebt ohne Söhne zu Duchnow bei Warschau, woselbst der Vater im Jahre 1805 verstorben.

Das Wappen ist bei allen Linien eigentlich dasselbige, aber in Zeichnung und Tinctur etwas willkührlich behandelt. Es hat einen längs getheilten Schild, rechts im blauen Felde zwei goldene Hasenköpfe frei über einander, links im goldenen Felde, von der Theilungslinie durchschnitten, eine Weinrebe mit Wurzel und zwei Blättern, zwischen denen eine Traube, Alles roth, einen Helm mit einem blaugoldrothen Wulste, darüber sieben goldene oben spitze Planken oder Pfähle, hinter denen sieben natürliche Pfauenfedern hervorragen. Helmdecke rechts blau und Gold, links roth und Gold.

Durch den Herrn Archivar Lisch in Schwerin werden jetzt die Urkunden der Familie herausgegeben, wozu umfangreiche Studien erforderlich. Der erste Band, die Periode von 1194—1331 umfassend, ist erschienen. Der zweite Band, das 14. Jahrhundert zu Ende führend, wird hoffentlich im nächsten Jahre erscheinen.

Albrecht Maltzahn.

Tageschronik.

Utrecht. — Die Niederländer am Rhein wie an der Scheldt haben sich unter den mancherlei Volksfesten auch dem Mittelalter auch noch Ritterspiele erhalten. So fand am 29. März in der Universitätsstadt Utrecht eine Art städtisches Tournier statt — ein erstes war schon im vergangenen Winter abgehalten worden. Im Kreise um den Kampfplatz saßen auf amphitheatralisch gerichten Sitzen eine glänzende Schaar reizender Frauen und zahlreiche Fremde aus umliegenden und entfernten Städten. Sechszehn Reiter auf 8 braunen und 8 weißen Pferden bildeten die Kämpfer, und zeigten im Stech-, Wurf- und Lanzenspiel und in kunstvollen Bewegungen ihre Geschicklichkeit. Das Ganze mit den wehenden Fahnen und dem reichen Schmuck gewährte den freundlichsten Anblick. (Lpz. Z.)

Personalnotizen.

Am 23. März starb zu Paris Chevalier de Gauffens, der Nestor der französischen Diplomaten, ehemal. königl. franz. Gesandter am preußischen Hofe unter Friedrich II. und am schwedischen Hofe, Zeuge der Ermordung K. Gustav III., geb. zu Béziers am 25. Juli 1747.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Helbigschen Druckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 15. Februar. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (7½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Frühlingslied.

Von

Albert Knapp.*)

Der Winter zieht nun endlich aus;
Der Frühling baut sein herrlich Haus
Aus Lustkrystall, wohin ich seh',
Aus Tannengrün und Blüthenschnee.

Nun athmet, was im Herzen glomm:
„O Frühling, Frühling, sei willkomm!" —
Und wer nicht so mitathmen mag,
Verdienet keinen Maientag.

Die Lerche singt's in blauer Luft,
Das Würmlein singt sich aus der Gruft,
Im Walde spielet frisch das Reh,
Das Schäflein hüpft auf heit'rer Höh'.

O wie der junge Athem geht!
O wie das frische Leben weht!
Das säuselt, jauchzt auf seiner Bahn.
Nur sonnenwärts, nur himmelan!

Komm, du verjüngtes Menschenherz!
Komm, blick' auch kindlich himmelwärts!
Komm, frisches Aug', — schau doch empor
Zu Gottes goldnem Frühlingschor!

Dein Gott hilft: Vater, Sohn und Geist,
Von dem an Strom der Wonne fleußt.
Hab' deinen Gott des Bundes lieb,
So hast du ew'gen Frühlingstrieb.

Dann schwebst du bald durch Himmel weit,
Im Antlitz milde Herrlichkeit,
Und rufst: „Wißt, daß durch Jesum Christ
Ein ew'ger Lenz mir worden ist."

*) Aus dessen so eben erschienenen „Gedichten." Neueste Folge. Stuttgart und Tübingen, bei Cotta. 1843.

Friedrichs II. Politik und Administration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bülow'sche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Nichts folglich ist leichter, als, durch Beibehaltung dermaliger Einnahmesummen, dasjenige zu gewinnen, was Hr. v. Bülow einen Normaleinnahmeetat nennt, behufs dessen es keiner ständischen Bewilligung bedarf. Es komme daher nur noch auf die Ausgaben an. Auch wegen dieser scheint es möglich zu sein, die Stände außer Concurrenz zu lassen, hauptsächlich wenn Ueberschuß bleiben sollte. Hierin liegt ein Moment von besonderer Wichtigkeit. Der Souverain — so nämlich müssen wir es auffassen und so befand es sich unter Friedrich — ist in derjenigen Beziehung, welche allen Regierungen stets noch die schwierigste, ja peinlichste war, und sie am leichtesten in Abhängigkeit brachte, völlig independent und außer aller Abhängigkeit von Ständen und Repräsentanten, sobald die Ausgaben die Einnahmen nicht übersteigen, wohl sogar noch einen Ueberschuß gewähren. Denn gerade als Souverain mit Landeshoheit

Digitized by Google

und Domainenbesitz stehen ihm die Einnahmen in solcher Weise so wohlbegründet zu, daß zu sagen ist: er habe ein Recht darauf. Wegen der Ausgaben wollen wir weit genug gehen zu erklären: daß hier eine gewisse Verpflichtung auf dem Fürsten ruhe, die aber immer nur eine bedingte sein kann. Nämlich es giebt Ausgaben, auf die Einzelnen ein jus quaesitum zusteht, und giebt solche, bei denen das nicht der Fall ist. Erstere dürfen nicht vorenthalten werden. Bei letzteren ist zu unterscheiden: ob sie Ersparungen gestatten, welche deren Substanz oder Quelle nicht in Gefahr bringen, und aus denen, so zu sagen, der nutzbare Fundus weder ein Detriment noch eine Deteriorirung erfährt. Hiermit stellen sich die sämmtlichen vom Souverain zu beachtenden Conditionen fest. Wird durch die Ausgabeverwaltung kein jus quaesitum beeinträchtigt und nicht zu solchen Ersparungen geschritten, die den Einnahmequell gefährden; so verbietet nichts, den Weg der Ersparungen einzuschlagen, und jeden wohlfeileren Administrationsmodus zu benutzen, der sich darbietet.

Das Ergreifen dieses Standpuncts führt zu noch einigen andern Betrachtungen, die sich hauptsächlich auf den Ueberschuß beziehen, und die Frage nach der Etatsdeckung durch ein Extraordinarium wecken, mit der wieder jene in Verbindung stehet: in wie weit Summen für Verbesserungen, nationale Unternehmungen und Denkmale, Bauwerke, Stiftungen für Kunst und Wissenschaft nebst manchem Aehnlichen auf den gewöhnlichen Ausgabetrat zu bringen seien, aber ob hier nicht die Generalextraordinarien-Casse unseres Friedrich abermals ihre Stelle einzunehmen hätte. Die Frage ist stachlicht: ich gebe nur meine unmaßgebliche Privatansicht.

Der Einnahme-Etat, wird das dermalige Einkommen seine Norm, steht so wohlgesichert da, daß ein Extraordinarium behufs der Deckung seiner Einnahmen völlig unbedürftig erscheint. Demohneracht et paßt auf jenes Extraordinarium die bekannte Regel: daß Vorsicht in allen Dingen gut sei. Dabei ist es nicht unwichtig, daß Etwas für die Erhaltung des Princips selbst geschehe. Also ein sehr moderirtes Extraordinarium zur Deckung der Einnahmen ließe sich beibehalten; nur die Disposition darüber wäre zu bedingen und unter Controlle zu stellen.

Ein schwierigeres Problem bietet der Ausgabe-Etat dar, aber aus anderen Gründen.

Hätte die Krone sich ihre Domainen erhalten, was möglich war, so würde ich es nicht mehr als recht finden, über deren Verwaltung ein eigenes Conto zu führen, um den Ueberschuß festzustellen, welchen angemessene Administration durch Erhöhung des Ertrages und Verminderung der Ausgaben erzielt hätte. Unbezweifelt gebührt dieser Ueberschuß der Landeshoheit, oder dem mit Domainen ausgestatteten Landesherrn. Die meisten Landeshoheiten sind schon an sich großmüthig genug, um einen Theil ihres Domaineneinkommens für allgemeine Zwecke auszusetzen, gleichsam zu spenden. Was mithin sie durch bessere Administration erzielen, das gebührt auch ihnen recht eigentlich privatim, und wäre abzuliefern an die Chatoulle, an eine besondere königliche Privatcasse. Allein wieviel ist übrig geblieben von den Domainen? Verlohnt dies noch eine solche Maßregel? — Abermals eine schwierige Frage, um so schwieriger, als das sogenannte Kronfideicommiß dabei einen nur zu festen Riegel vorzuschieben scheinen will. Wir müssen es näher betrachten. —

Es ist bloßer Euphemismus für Civilliste! — Redlich gegen seinen Monarchen verfuhr der Minister fürwahr nicht, welcher den ihn besoldenden Herrn mittelst einer Vorspiegelung täuschte — um kein schlimmeres Wort zu brauchen. — Ach! Ach! — Soll es denn dahin kommen, daß Mensch sein und redlich sein gar nicht mehr zusammen klingen wollen? — Wäre Friedrich II. der letzte Sterbliche auf dem Thron, oder auch nur in der Politik überhaupt gewesen, der danach strebte, Menschsein, Fürstsein und Redlichsein in Einklang zu bringen, ja zur religiösen Einheit zu erheben? —

Unerwähnt läßt — es war kaum anders möglich — unser interessantes Buch jene merkwürdig seltsame Combination allerdings nicht. Wie jedoch sieht es aus mit dem Urtheile darüber? — Fast absichtlich wird demselben ausgewichen. Um so mehr haben wir dabei ergänzend einzutreten.

In welchen Verhältnissen und unter welchen Bedingungen werden Fideicommisse gestiftet? — Lediglich da, wo ein Allodialbesitzer besorgt, daß seine Descendenten Gefahr laufen, unverschuldet ihr angreifbares Allodium zu verlieren. Befand sich das Haus Hohenzollern in dieser Lage? Wenige Dynastien erfreueten sich eines solchen Domanialeigenthums, welches zugleich unantastbar war, als die der Hohenzollern. Aber Individuen, welche den Monarchen in Königsberg umgaben, entstellten dies Verhältniß. Ich selbst ward activ betheiligt bei Vorgängen, die den Contrast zwischen Preußischer und zwischen Brandenburgisch-Pommerischer Vasallen-, ja bloßer Beamtentreue in ihr reinstes Licht stellen.

Als jener Schritt, von welchem ich sogleich mehr sagen werde, wirklich nothwendig schien, das unveräußerliche und unverschuldbare Domanium der Preußischen Krone nicht völlig unbenutzt zu lassen, um nur die Evacuation des Preußischen Staats von Executionstruppen wegen der Contributionsrückstände und die Rückkehr des Hofes nach Berlin zu vermöglichen; da stellten sich noch sehr erhebliche Bedenken auf, namentlich bei den Brandenburgischen Ständen. Nur waren die kaiserlichen Blutsauger in Berlin, um einen bedeutenden Zeitraum früher, eben so klug gewesen als die Pseudoköniglichen. Das Problem war,

Digitized by Google

den Contributionsrückstand aus den Domainen zu decken. Diese Briefe hatten auch die Administratoren des Kaiserthums in Berlin, d'Arü, Esteve, Bignon und Consorten gefunden, nämlich von der Unveräußerbarkeit der Domainen gehört. Man versuchte einen coup de main zu Berlin in der Wohnung, ich möchte sagen Residenz, des Herrn Esteve unter den Linden, und hatte das Kurmärkische Kammerpräsidium sammt den Ständen, welche damals noch die Landräthe darstellten, zusammenberufen. So ward auch ich Mitglied jener merkwürdigen Convocation, die — es war an einem trüben Novembertage — ein Thucydides welthistorisch bedeutsam würde befunden und dargestellt haben. Zuerst wurde das Corps der Landräthe haranguirt und aufgefordert, seine Zustimmung zur Domainenveräußerung behufs der Contributionstilgung zu ertheilen, weil nur dadurch die Kreise das Einlegen von Executionsmannschaften abwenden könnten. Man kann das Benehmen der Landräthe nicht eigentlich tadeln; sie vergaben nichts, hätten aber doch großartiger, entschiedener und politisch-gewiegter auftreten können, wenn sie das Sachverhältniß selbst entsprechender auffaßten. Sie blieben jedoch — dafür noch nicht reif — dabei stehen, daß sie erklärten: ihre einseitige Erklärung werde nicht anerkannt werden, indem der Monarch mit einzuwilligen habe, und man möchte ihnen gestatten, eine Deputation nach Königsberg abzusenden, um den Willen des Königs zu hören. Dies benutzten die französischen Dränger nur, um nun mit aller Gewalt auf das Brandenburgische Kammerpräsidium einzustürmen, dieses als Bevollmächtigten und Stellvertreter des Königs behandelnd. Es bestand aus dem Präsidenten von Gerlach und Director Grothe, letzterer ein bloßer Geschäftspraktikant, über dessen Sphäre die Frage selbst ging, der also auch stumm und leidend da saß, und höchst verlegen auf seinem Stuhle hin- und herrückte. Das Gewitter zog nun unverwandt gegen den Herrn von Gerlach heran, von dem gefordert wurde: er solle, denn er könne es, als Administrator der Domainen in die Veräußerung derselben behufs der Contributionstilgung willigen und erklären, daß deren Uebergabe an die Erwerber ohne Widerstand erfolgen werde.

Der treffliche Mann stand nun verlassen, sogar persönlich bedroht da, und ich fühlte es in meinem Innern mit, wie er Blut und Wasser schwitzte. Es war ein bedeutsamer Moment, und endlich erfolgte, so gut als es ging, in französischer Rede — wir Alle waren ihr nicht sehr Meister — seine Erklärung, deren Inhalt ich aus der Erinnerung nachfolgendermaßen dem Wesentlichen nach wiedergebe.

(Fortsetzung folgt.)

Adelserhöhung, Adelsverniedrigung. „Baron" für Jungherr, „Herr von" für Jungherr oder jetzt Edelherr!

(Motto: „Saum cuique.")

Die Behörden bemüßigen sich — seit mehreren Jahren — gegen den Mißbrauch, daß die einfachen Edelleute (Jungherren) sich des höheren Adels-Titels Baron (Freiherr) bedienen. Die Mehrzahl der Edelleute, welche dieser Vorwurf trifft, hat indessen gewiß nicht die Absicht, sich eigenmächtig in den Stand der Freiherren zu erhöhen, sondern gebraucht diese Benennung (Barou) nur in dem Sinne von dem alten nicht mehr üblichen „Jungherr" (Domicellus, Donzel); allerdings ist dieser Gebrauch sprachunrichtig und der Mißdeutung fähig, daher es denn auch kommt, daß man glaubt, ein deutscher Baron sei ein deutscher Freiherr. Die Franzosen scheinen aber hier richtiger in Ansicht der Absicht zu sein, indem sie von der Sprachbedeutung abstrahirend, unter einem „baron-allemand" nur einen einfachen Gentilhomme (Jungherr) verstehen. Ein ähnlicher Sprachmißbrauch findet auch bei den Prädicaten: Dame, Madame, Damoiselle, (Demoiselle), Mademoiselle, Statt, denn diese Titel bedeuten in ihrer Sprachbedeutung: Herrin (Gebieterin, Domina,), Jungherrin (Donzelle, Domicella,); sie werden aber jetzt, wie bekannt, in Frankreich und Deutschland für Frau und Jungfrau (Jungfer) gesetzt. — Da gegenwärtig das Prädicat „Herr" (Seigneur, Dominus,) einem Jeden ohne Standesunterschied, sogar dem Kutscher, Knechte und Tagelöhner gegeben wird, so wie auch die Er- und Un-Adeligen sich häufig des Wörthens „von" bedienen; so hat der einfache Edelmann keinen Standestitel mehr, denn abgesehen davon, daß Jungherr (Klein-Herr) nicht mehr üblich ist, so steht auch sprachgemäß fest, daß der Titel „Jungherr" geringer als „Herr" ist; demnach wäre also ein Adeliger, unter der Titelbeilegung „Jungherr", weniger als ein Bedienter unter der Bezeichnung „Herr N. N." Aus diesem folgt, daß heut zu Tage „Herr" nichts mehr als „der Mann" und weiter folgerecht, „Jungherr" „der junge Mann" heißt. —

Die unadeligen Honoratioren, so wie die Beamteten und Staatsbeitellten, haben gegen Verwechslung mit den niedern Volksklassen das Prädicat ihres Geschäfts-Amtes oder Ehren- und Gnadentitels, demgemäß versteht es sich auch von selbst, daß der einfache selbstständige Edelmann (Grund- oder Kapital-Herr) auch einen besonderen Titel habe; dieser Titel kann aber jetzt kein anderer sein, als: **Edlerherr** (nobilis vir). Die Behörden, welche aber sich gegenwärtig bemüßigen, so strenge gegen die Führung des Freiherrentitels zu verfahren, unterstehen sich, an einen Edelmann „Herrn von N. N." zu schreiben, also nicht anders, als z. B. an einen Schuster,

Digitized by Google

Schneider ꝛc., der zufällig als Er- oder Un-Adeliger das Wörtchen „von" als Namens-Stück gebraucht. Gegen die häufige Nichtbeilegung des „Hochwohlgeboren" läßt sich Nichts sagen, indem die Edelleute, natürlicher Weise, gleichfalls den gedachten Behörden, die Titulatur-Schnörkel „Hochlöblich, Hochwohllöblich" u. s. w. nicht zukommen lassen würden, und überhaupt kurze und deutliche Einfachheit, auch in den Titeln, der Zeit gemäß ist. —

Nur dadurch, daß vom Regenten der Bureaukratie der unbedingte Befehl ertheilt wird, an jeden selbstständigen Edelmann „Edelherr" zu schreiben, kann mit Erfolg dem Mißbrauch des Barons-Titels gesteuert werden, denn bisher haben die Behörden bei Abstellung des Erhöhungsmißbrauches eigenmächtig und widerrechtlich eine officielle Erniedrigung des Rechtsstandes substituirt, und Solches sogar bei Fällen angewendet, wo es gedachten Behörden unmöglich war, den Mißbrauch des Freiherrentitels nur als wahrscheinlich nachzuweisen: einen Beleg hierzu verbürgt der Einsender!

Durch Beilegung des gebührenden Titels: „Edelherr" kann übrigens noch, bei richtiger Beilegung des Wörtchens „von", aber dann nur allein, der Unterschied des Stammadels — der seinen Titel und Namen einer adeligen Grundherrschaft oder Lehen verdankt — vom Titular-Adel gemacht werden; Letzterem würde dann nicht mehr, lächerlicher und unloyaler Weise, das Wörtchen „von" vor dem einfachen Geschlechtsnamen gesetzt werden. —

Ein Beispiel absichtlicher Herabsetzung des Adels finde hier eine geeignete Stelle. Ein gewisser Justizcommissar N. schrieb in seiner Klagebeantwortung gegen die adelig Cr. Eh. Erben, d. d. B. den 19. Januar 1843: „Die Louise von Cr." In dieser Schrift nennt er den Testamentsexecutor der Erblasserin und Schuldnerin der Gräfin H. A. v. S., „den Königl. geheimen Hofrath Dr. Med. H." und die (un-adelige) Gesellschafterin der verstorbenen Gräfin Namens M. „Fräulein"; auch schreibt er, nach der Willkür des bureaucratischen Gebrauches: „von Cr. Eh. Erben," statt: „adelig Cr. Eh. Erben." Darüber wurde, behufs der Zurechtweisung des ꝛc. N., bei dem Königl. K. Gerichte zu B. Beschwerde eingereicht; — hauptsächlich aber darum, als in der Bezeichnung „der, die Louise von Cr." nur eine Herabsetzung sich zu erkennen giebt, indem eine solche Bezeichnung nur für Frauenzimmer Statt findet, die zu der letzten Klasse der Unadeligen gehören, und denen jedoch noch gewöhnlich das Beiwort ledig oder verheligt oder verwittwet gegeben wird. —

Als Freiherren sind gewiß zu erachten:

1) Die Nachkommen (adeligen) der Dynasten, welche nicht den fürstlichen oder gräflichen Titel führen; —

2) die Nachkommen der ehemaligen Reichsritterschaftsherren; —

3) Die Nachkommen derjenigen adeligen Geschlechter, welche unter ihrer adeligen Stammbesitzung adelige Lehensleute besaßen; —

4) die Nachkommen derjenigen adeligen Familien, welche den Titel nobilis, vor der Erfindung des deutschen Briefadels, mindestens vor der Reformation (1517 — 1536) geführt; —

5) die Nachkommen derjenigen, welche entweder:
   a) ein Diplom des Freiherrentitels vorzulegen haben, oder:
   b) in Lehensbriefen und Amts- und Staatspatenten von Königen und deutschen Reichs-Vicarien und Kurfürsten vor 1806 so genannt wurden. —

Versteht sich übrigens, daß die Nachkommenschaft im Allgemeinen den Adelstand nicht verloren, noch durch unadeliges Geschäft aufgegeben hat. —

C — C.

Personalnotizen.

Am 18. März starb die seit 20 Jahren in Florenz lebende Frau von Villeneuve, Schwester der Königin von Schweden und der Gemahlin Joseph Napoleons.

Am 22. März starb in Rom in der Blüthe ihres Lebens die Fürstin Chigi, Schwester des Fürsten Doria.

In der Capelle des herzoglich Leuchtenberg'schen Palastes zu München wurde am 17. April die 17jährige Donna Isabella, Herzogin v. Goja, mit Graf Fischler v. Treuberg getraut. Donna Isabella ist die legitimirte Tochter des Kaisers Dom Pedro, und erhielt durch die Sorge Ihrer Majestät der Herzogin von Braganza im weiblichen Erziehungs-Institut für höhere Stände in München ihre Bildung.

Am 5. April starb zu Paris Graf von Ripping aus Schweden. Mit dem Obersten Horn nahe befreundet, war er bei der Ermordung des K. Gustav III. compromittirt, mußte fliehen und arbeitete unter dem angenommenen Namen de Leuven in Paris seit 30 Jahren an mehrern Journalen und politischen Zeitungen, namentlich dem „Courrier français."

Der Bischof Dr. Dräseke ist auf sein wiederholtes dringendes Ansuchen entlassen, und der bisherige Consistorial-Rath Dr. Möller in Erfurt an seine Stelle zum General-Superintendenten in der Provinz Sachsen ernannt worden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 16. **Februar.** **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird diese Zeitung zu Anzeigenblatt angebracht, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Mein Stern.*)

Ich kenne einen gold'nen Stern,
Er scheint in stiller Nacht,
Die Liebe hat in dunkler Fern'
Sein Feuer angefacht.

Er strahlt so hell am Himmelszelt,
So freundlich, mild und rein;
Er scheint aus einer bessren Welt
In diese Welt herein.

Kennt alles, alles Herzeleid
Auf diesem Erdenrund,
Schaut mit dem Blick der Ewigkeit
Auch meines Herzens Grund.

Und singt im leisen Sphärenfang
Mir ruhevoll in's Herz:
Blick, armes Kind, im Lebensdrang'
Nur gläubig himmelwärts!

So sieh' mich immer freundlich an,
O du, mein Hoffnungsstern,
Und bring' mir auf der Duldenbahn
Des Himmels Trost von fern.

Es ist mir oft, als riefst du mich,
Als sprächst du: Komm zu mir!
Ach hätt' ich Schwingen, flöge ich
Für immer wohl zu dir!

*) Aus den „Gedichten vom Fürsten zu Lynar.“ Leipzig bei Brockhaus. 1843.

Friedrichs II. Politik und Administration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bülow'sche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Bezug nehmend auf die Stände, die sich allein ohne den Monarchen für incompetent erklärt hatten, hob er hervor, daß er noch ungleich mehr incompetent sei. Er wolle nur gleich das Aeußerste annehmen, daß auf dem Stuhle, wo er säße, Friedrich Wilhelm selbst säße und seine Einwilligung zum Verkauf der Domainen gebe; so würde dieser letzteren alle Gültigkeit fehlen und auf den Grund derselben keine einzige Domaine rechtsgültiges Privateigenthum werden können und einen Erwerber finden, noch viel weniger daher dies erfolgen, wollte er eine Erklärung im Namen des Königs geben, die nicht einmal der König selbst rechtsbeständig ertheilen könne.

Diese so lakonisch wie determinirt ausgesprochenen Worte waren Napoleons administrativen Functionären zu unerwartet, um sie nicht in Verwirrung, in Verlegenheit zu setzen. Man sah die Gesichter sich verlängern, und Herrn Estève die Versammlung mit den Worten entlassen: Eh bien! Nous poursuiverons notre marche. —

Aber was geschah? — Herr von Gerlach, der hier sich als Leonidas erwiesen, ward seines Dienstes entlassen, und die Stadt Berlin säumte nicht, einen Solchen zu ihrem Oberbürgermeister zu erwählen.

Digitized by Google

Von Königsberg aus aber erfolgte bald ein ähnliches Ansinnen an die Stände, das durchzuführen der Präsident Sack tauglicher war befunden worden, und der mit dem zu diesem Ende zusammenberufenen Landtage verhandelte. Für die Stände war die Situation eine der peinlichsten. Der Königliche Commissar erklärte und wiederholte in unzähligen Formen, daß vor Evacuation des Landes von feindlichen Truppen der Monarch nicht zurückkehren könne in den Mittelpunct seiner Staaten, die Residenz. Ließ dem sich widerstehen? — Auch mein Name befindet sich unter der Acte, in Folge welcher die Domainen behufs der Kriegescontributionsabtragung sollten veräußert, verschuldet und verpfändet werden können. Mehrmals habe ich später mir Gedanken darüber gemacht; allein die That war unvermeidlich, sofern keine andere Auskunft sich darbot. Konnte der Monarch nur unter dieser einzigen Bedingung seinen Wiedereinzug in Berlin halten, so blieb nichts übrig, als auf sie einzugehen. Deßhalb sind es auch keineswegs die Stände, denen sich vorwerfen ließe, jenen Domainenverkauf vermöglicht zu haben, der aufgefaßt werden darf auch als eine Allodificirung der Domainen, und der dadurch in Beziehung zu dem merkwürdigen Kronfideicommiß tritt.

Wenn Unveräußerlichkeit der Domainen dem Lande wie der Dynastie Nutzen stiftet, so dürfte letztere dabei am meisten gewinnen. Man darf sie einem Lehn vergleichen, welches nicht strenges Mannlehn ist, bei dem Geschlechte, so lange es noch auf Augen rechnen kann, verbleibt, und dem Lande ein Interesse giebt, sich es zu erhalten. Es benutzt nämlich dieses die Domainen mit, und so bildet sich ein eng verkettetes Verhältniß zwischen Fürstenhaus und Land. Bei Preußen ist dies vorzugsweise der Fall, weil die jetzige Dynastie, als ihr die Mark Brandenburg verliehen wurde, dem vorigen Monarchen seine Domainen abgekauft und aus ihrem eigenen Privatvermögen bezahlt hat. Mit diesen dürften die durch spätere Erwerbung und Eroberung gewonnenen Domainen gleich zu setzen sein. Preußen fielen sehr schöne Domainen unter andern in dem durch den Frieden von Paris ihm abgetretenen Theile von Sachsen, zu. Diese dem sächsischen Königshause noch besonders durch eine Summe Geldes abzukaufen, die dem Privatvermögen der regierenden sächsischen Linie zugefallen wäre, das ist Keinem in den Sinn gekommen, und wir meinen, jene Domainen seien Domainen geblieben, und nur Domainen einer andern Landeshoheit geworden, indem sie in Deutschland, namentlich in Brandenburg-Preußen, unmöglich angebliche Staats- oder Nationalgüter, sondern nur die Domainen einer andern Landeshoheit werden konnten. In Folge dessen dürfte aber die Bedingung der Unveräußerlichkeit, sofern diese nicht aufgehoben worden, auch auf sie übergegangen sein. War nun dies der Fall, wozu ein Kronfideicommiß stiften, das ungleich weniger gab als das eigentliche Verhältniß von älterem Datum, und das die Dynastie in eine minder günstige Lage brachte, in so weit die Unveräußerlichkeit des Ganzen Statt fand, und diese hingegeben ward gegen die Unveräußerlichkeit eines Theiles? — Man gründet Fideicommisse lediglich aus der Absicht, einen Theil des Allodialvermögens unantastbar zu machen und der Familie zu erhalten. Was war nun jenes Grundeigenthum, worauf die Gründung des Kronfideicommiß erfolgte? Hatte es aus der Unveräußerlichkeit die Lehnsqualität; wozu dann die Fideicommißgründung? — Aber es hatte die Unveräußerlichkeit verloren? War es dadurch Allodium geworden? Eine verwickelte Frage, deren Beantwortung wir uns nicht unterziehen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Erläuterung und Rechtfertigung meines Aufsatzes: „Die unbefugte Anmaßung adeliger Wappen"

(in Nr. 74 d. Bl. 1842).

Der Herr von Sydow hat zu meinem Aufsatze in Nr. 74 d. Bl. vom Jahre 1842 „über die unbefugte Anmaßung adeliger Wappen" einige Zusätze in Nr. 88 d. Bl. hinzugefügt, welche nachstehende Bemerkungen und Erörterungen erheischen:

Wenn der geehrte Herr Verfasser dieser Zusätze die Ansicht hat, daß durch den Mißbrauch adeliger Wappen dem Adel ein Compliment von Seiten der Unadeligen gemacht würde, indem Letztere den Adel als einen wirklichen Vorzug ansähen, so kann der Verfasser des Aufsatzes in Nr. 74 hierin nur eine dünkelhafte Ueberhebung bei den Mißbrauchern erkennen, wie wenn ein Adeliger sich eines fürstlichen Wappens bedienen würde; gewiß werden Fürsten es nicht für ein Compliment erkennen, welches ihrem Stande gemacht wird, wenn nichtfürstliche Familien sich fürstlicher Wappen anmaßten. Aehnliches gilt für die Ordensträger und Personal-Ehrentitel durch Mißbrauch von Unberechtigten. —

Durch „das Bedürfniß eines eigenthümlichen Siegels" kann aber nie durch Wahl von Allegorieen, ein adeliges oder fürstliches Wappen entstehen, indem zwar jeder Unadelige berechtigt ist, sich ein Siegel nach Belieben zu erfinden, jedoch nie sich in demselben die Standeszeichen (Krone, Helme, Schildhalter) anmaßen darf, welche einem anderen Stande angehören, und wodurch sich nur die Absicht der Anmaßung des Standes zu erkennen giebt, welchem diese Zeichen gehören. —

Wenn Jemand ein Siegel findet oder kauft, so

Digitized by Google

hat er die Verpflichtung — wenn es auch ein bloßes Personalsiegel ist — nach Möglichkeit zu ermitteln, ob es keinen anderen und rechtmäßigen Besitzer habe. Gehört das Wappen im Siegel aber einer Patrizier- (erblichen bürgerlichen) oder adeligen- oder fürstlichen Familie an, zu welcher er nicht gehört, so ist er gänzlich unbefugt, sich desselben zu bedienen, indem er bei der Führung desselben — unwiderleglich — nur einen Raub, absichtlich oder unwissend, an dem Eigenthum der Familie im Wappen (nicht an dem Metall oder dem Steine) begeht. — Wenn wirklich in Deutschlands Staaten kein Gesetz vorhanden sein sollte, welches verbietet, Petschafte und Siegeringe mit Familien-Wappen öffentlich an Meistbietende verkaufen zu lassen, oder an Unberechtigte zum Gebrauche zu veräußern, so ist dieses ein großer Mangel an der Vollständigkeit der Gesetzgebung in Betreff des Schutzes des Eigenthums, denn das deutsche Recht hat die Erbwappen der fürstlichen und adeligen Häuser so wie der Patrizier-Familien gegen Anmaßung durch Unberechtigte sicher gestellt, und würde durch Mangel eines solchen Gesetzes auch gestattet werden müssen, daß fürstlicher Häuser Siegel — ein Familien- und Staatssiegel — gleichfalls öffentlich verkauft oder an Unberechtigte zum Gebrauche veräußert werden könnten; jedenfalls könnte dann durch solch einen Unfug die Führung der fürstlichen Siegel nicht bestraft werden. — Die Staatsbeamten sollten daher, wenn wirklich ein besonderes Gesetz hierfür nicht besteht, auf Grund des deutschen Rechts und des Familien-Eigenthums nicht mehr die Hand bieten, Familien-Eigenthum an Unberechtigte zu veräußern, wodurch sie nur Mithelfer an dem Raube desselben werden, oder — strengenommen — die Verführer hierzu sind. Sind die Verhältnisse von der Art, daß wirklich das wenige Gold oder Silber zu Gelde gemacht werden muß, so vernichte man vorher das im Petschafte oder Siegelringe graverte Wappen. —

Die Adelsanmaßung im Wappen, Titel und Namen ist namentlich in Thüringen sehr stark im Gebrauche, und es ist dem Einsender ein Leichtes, hierfür den Beweis zu liefern. Hier gilt Jeder für adelig, welcher das Wörtchen „von" gebraucht, wenn gleich seine Standesstellung mitunter nur die letzte Klasse des Städte- oder Dörferstandes ist; es sollte daher Jeder, welcher lächerlicher Weise in seiner unadeligen Stellung noch den adeligen Namen beibehalten hat, wenigstens dem Wörtchen „von" entsagen müssen, mit welchem rechtgemäß der Titel Herr und Junkherr verbunden ist, der jedoch außer Gebrauch gekommen ist; jetzt wird dem Stiefelwichser das Prädicat Herr, so wie dem Ritter ehemals, vor den Vor- oder Geschlechtsnamen gesetzt. Die Behörden sind aber auch Mitursache, daß der einfache Edelmann sich häufig den Titel des Freiherrenstandes, Baron, anmaßt, weil er mit Personen aus den niedern Klassen, welche das Wörtchen „von" gebrauchen, und denen auch das Prädicat Herr gegeben wird, nicht verwechselt werden will. Dem Mißbrauch des Freiherrntitels zu steuern, kann nur dann erfolgreich sein, wenn man dem Edelmann den Titel „Edler-Herr von N. N.", oder „Herr N. N. Herr von N. N." giebt; die Behörde hat kein Recht, eine Anmaßung des Freiherrn-Titels bei dem Edelmann zu bestrafen, so lange sie demselben nicht so — wie angeführt — schreibt. Bekanntermaßen führte der Edelmann, welcher seinen Namen von einem adeligen Lehen, einer adeligen Herrschaft (Rittergut) trug, vor dem Taufnamen das Prädicat Nobilis, Nobilis-vir, nach demselben vor dem Familiennamen Dominus, Domicellus, (d. h. Edler, Edlerherr und Herr, Junkherr); diese Titel hat namentlich die Willkür der Bureaukratie nach und nach abkommen lassen, und also dem Edelmann seine Standestitel gestrichen, den das Wörtchen „von" ist kein Standestitel; es bezeichnete Letzteres ursprünglich nur — bei adeligen und fürstlichen Familien — von dem Erbnamen, daß dieser von einer Besitzung entliehen sei, der vorhergehende Titel aber den Stand derselben. Jetzt bedienen sich auch Edelleute, welche ihren Namen keiner Besitzung verdanken (s. Nr. 57 und 58 der Nr. 3. 1842), dieses Wörtchens, so wie auch Unadelige, als Nachkommen ehemaliger Adeligen u. s. w. Die Errichtung von Adelsmatrikeln hat sich im Königreich Baiern als sehr zweckmäßig gezeigt. Diese Einrichtung, so wie ein Verzeichniß des fremden im Lande domiciliirten Adels, kann allein das Verbot der Adelsanmaßung in Kraft treten lassen; giebt es ja in den meisten wohlgeordneten Staaten in den Stadt- und Dorf-Communen Verzeichnisse der Bürger, Bauern und Insassen dieser Klassen. —

Den Siegelstechern sei die Verpflichtung auferlegt, Wappen in den Siegeln nur an Personen zu liefern, die ihnen bekannt sind, und sich, wie die unbekannten, durch Vorlage eines ältern Siegels oder durch Documente, oder durch andere Berechtigungsbeweismittel für das verlangte Wappen legitimiren; herumziehenden Siegelstechern, namentlich auf Märkten, sei jedoch das Handwerk, in Bezug auf die Wappen, verboten, wenn sie nicht gehörig bekannt oder zu controlliren sind. —

Die Schauausstellung adeliger Wappen von Unadeligen und Eradeligen auf Pfeifenköpfen ist in einigen Gegenden so allgemein, daß fast jeder Kutscher ein Wappen auf seinem Pfeifenkopfe hat, so wie auch an seiner Lohnkutsche; auch Klein-Krämer und Handwerker haben häufig an ihren Läden und Ofenbretern Wappen angebracht, welches auch in Thüringen wahrgenommen wird. —

Der Verkauf der Wappenbücher allein an Wap-

Digitized by Google

penberechtigte, d. h. an Adelige, Fürstliche, ist unmöglich zu realisiren, indem hierunter nicht nur der Verlag leiden würde, sondern auch Etwas verboten würde, was nicht verboten werden kann. Bei Anfertigung von Wappenbüchern könnte jedoch verlangt werden, daß die aufzunehmenden Wappen entweder aus dem Staatswappenbuche geschöpft, oder bei Ermangelung desselben, nur auf eine Bescheinigung der betreffenden Behörde vom Einsender angenommen werden dürften, und behufs dessen, vor Ausgabe des Werks, der Staatsbehörde hierüber ein Verzeichniß verabfolgt würde. Hierdurch erhielt ein solches Wappenbuch gleichzeitig eine Versicherung gegen den Mißbrauch und einen historisch-heraldisch-diplomatischen Werth. —

Die Anfertigung von Stammbäumen kann nicht controllirt werden; auch haben dieselben nur den Werth einer genealogisch heraldischen Spielerei, so lange sie nicht durch amtliche Bescheinigung gerechtfertigt sind. Einsender hat einen ähnlichen nicht officiellen Stammbaum, der nur darum Werth für ihn hat, als derselbe durch amtlich ausgefertigte genealogische Tabellen und Original- und vidimirte Urkunden gerechtfertigt dasteht. —

Die Anlagen von Siegelsammlungen kann so wenig verboten werden als die von Münzsammlungen; die Schauausstellung berechtigt aber so wenig zur Anmaßung fremder Siegel, als zu der Nachprägung von fremden Münzen. —

Das Wappen enthält Schild, Helme, Kronen, Wahlsprüche, Schildhalter, Mäntel; das Bild im Schilde bezeichnete in der Regel ursprünglich bei dem Standesadel und den Standesfürsten die Besitzung, (Herrschaft, Land), der Helmschmuck eine That, welche den Edelmann auszeichnet, oder das Sinnbild derjenigen Tugend, welche er sich hauptsächlich zum Ziele gestellt; in Beziehung auf beide Bilder wurde gewöhnlich der Wahlspruch gefertigt, und Kronen, Schildhalter, Mäntel kamen später, als das Geschlecht an Macht, Ansehen, Titel sich mehr und mehr erhob, als Vermehrung hinzu. Richtig ist es, daß ursprünglich der Edelmann (aber auch der Dynast und Fürst) nur im Schild und auf dem Helme sein Besitzungs- und Geschlechtszeichen trug, woher denn auch der Name Wappen (Waffen) entstand. Wollte er nun zu der ursprünglichen Einfachheit zurückkehren, so müßte er — da Schild und Helm nicht mehr geführt werden — das Wappen ganz ablegen, denn selbst die Gravirung der Wappenbilder im Siegel ist späteren Ursprungs. So führte Bertha, die Königin von Klein-Burgund (Stifterin der ehemaligen Abtei Payerne in der Waadt, 961), noch statt der Wappenbilder von Burgund eine spinnende Frau im Siegel, umgeben von der Schrift: „Bertha humilis Regina“; aber diese Zeiten des Fleißes und der Demuth sind längst bei den höheren Ständen verschwunden, können also gegenwärtig nicht mehr in den damaligen Formen angewendet werden. — Vor der Reformation (1517 — 1536) wurden die Wappenbilder gewöhnlich nur, außer auf den wirklichen Schildern und Helmen, in den Siegeln, auf den Lehens- und Bannerherren-Fahnen, an den Schlössern und adeligen Häusern, über den Thoren und im Innern der Wände, über den Kaminen, Fenstern, an den Glocken und in den gemalten Scheiben der Kirchen und Kapellen und den Denkmälern daselbst angebracht; doch findet man schon häufig im 15. Jahrhundert Trinkgefäße u. s. w. mit Wappen. Damals gab es noch keine Wagen nach heutigem Modegebrauche, noch Livreen nach heutigem Geschmack, weßhalb auch damals von solch einer Placirung der Wappen nicht die Rede sein konnte. Die Anbringung der Wappen an Tafelservicen von Gold, Silber, Glas, Porcellan u. s. w. ist schon eine Erfindung, die nicht mehr so ganz als neu dasteht, und nicht lächerlich wird, wenn diese Service von einigem Werth sind, und für die Nachkommen aufgehoben werden sollen. —

Die eigenmächtige unhistorische Veränderung oder nur Modernisirung der Wappen, als z. B. der Mäntel statt der herkömmlichen Helmdecken, ist allerdings nicht passend, und auch historisch unrichtig, jedoch ist es gebräuchlich bei Weglassung der Helme und Helmdecken, das Schild mit der gehörigen Standeskrone zu bedecken; auch Wahlsprüche, Schildhalter, können dabei weggelassen werden, und ist das Wappen aus mehreren zusammengesetzt, auch das Stammwappen so verkürzt oder in seiner ursprünglichen Einfachheit allein dargestellt werden, als es bei fürstlichen Wappen der Fall ist.

(Beschluß folgt.)

Personalnotizen.

In Wien starb am 22. Februar der älteste Schauspieler in Deutschland, Heinrich Butenop, als Greis von 91 Jahren. Er hatte unter Eckhof seine theatralische Laufbahn begonnen, und war schon ein renommirter Schauspieler, als Iffland bei demselben Theater, an welchem Butenop spielte, seine ersten Versuche machte. Seine Tochter ist die Schauspielerin Anschütz in Wien.

Am 21. April starb zu London der Herzog von Sussex. Er war am 27. Jan. 1773 geboren, der 6. Sohn Georgs III., ein jüngerer Bruder des jetzigen Königs von Hannover und Oheim der Königin Victoria. Seine Beliebtheit war bei der englischen Nation fast sprichwörtlich geworden.

Der Bürgermeister von Wien, Ignaz Czapka, ist mit dem Prädicate „v. Winstätten“ in den Ritterstand erhoben worden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Helbigdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 17. **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 3 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. oder 7½ Kr.) berechnet.

Die Worte der Zeit.*)

Von

Ch. G. Ernst am Ende.

Drei Worte sind es, gering und klein,
Die ewig mein Sinnen durchweben;
Es wiegt mich ihr Schwanken in Schlummer ein,
Sie kreuzen mein wachendes Leben.
Sie hüllen mich ein, wie in schwindelnden Kreis,
Daß nicht ich zum Ausgang den Rettungsweg weiß.

Sonst! ruft mir das erste der Worte zu,
Sonst schiffte dein Nachen in Frieden;
Am Borde, am Ufer, allüberall Ruh;
Du fühltest den Himmel blenden!
An des Heute blumig geschlungenes Band
Flichst du morgen du wieder mit sorgloser Hand.

Jetzt! schreckt mich das zweite aus sinnendem Traum,
Jetzt kämpfe mit stürmenden Wogen!
Bald naht mir ein Eiland, bald ahn' ich es kaum —
Der Himmel bald licht, bald umzogen.
Mit Hoffen und Grau'n überfass' ich der Zeit,
Ob sie an das Heute ein Morgen noch reiht.

Einst! ist's, was das dritte der Worte spricht;
Ich lausch' ihm mit sehnendem Bangen.
Doch Echo nur ist's, das am Herzen sich bricht —
Der Geist mag den Ruf nicht erlangen.
Erdauf er aus Ruhe verkündendem Grab?
Sande' ihn, Glück mir verheißend, der Himmel herab?

Muth, Herz! der den Pfad der Erinn'rung die Schlug,
Von dem Jetzt zu dem Sonst dich zu tragen:
Er weiß auch der Pfeiler der Hoffnung genug,
Zum Einst dir die Brücke zu schlagen.
Drum, ob dich die Worte berückend umziehn —
Es winkt die ein Ausgang: Vertraue auf Ihn!

*) „Kornblumen." Gedichte, mit einem Vorworte von Ernst von Brunnow.

Friedrichs II. Politik und Administration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bülow'sche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortsetzung.)

Gesetzt aber, jenes Grundeigenthum der Landeshoheit wäre durch die ausgesprochene Veräußerlichkeit desselben in die Kategorie des Allodiums getreten, so hätte in diese letztere es immer nur der mutuus consensus von Landesherren und Territorialständen gesetzt. Ein Fideicommiß darauf gründen ist Wiederherstellung der Unveräußerlichkeit, und, sofern diese mit Feudalität gleich validirt, Restitution der Feudalität. Aber wer konnte die in Allodialität verwandelte Aufhebung der Feudalität restituiren, so weit Fideicommißstiftung eine Species der Feudalität ist? — Nur die nämlichen Disponenten, welche, die Veräußerlichkeit der Domainen aussprechend, diese defeudalisirt hatten. Die Fideicommißstiftung ist eine Species der Defeudalisirung. Sie konnte folglich wohl nur ausgehen von den nämlichen hier Dispositionsfähigen, welche die Defeudalisirung ausgesprochen hatten. Ist dies geschehen? — Haben die zur Defeudalisirung mehr oder minder Berechtigten der Defeu-

Digitized by Google

dalisirung Rechtsvalor gegeben? Man weiß nicht einmal, wer dabei activ gewesen ist und eigentlich operirt hat. War es das im Besitz der Herrschaft sich befindende Glied der zur Herrschaft berechtigten Regentenfamilie allein? — Oder haben der letztern Glieder, hier als Agnaten zu würdigen, consentirt? Oder hat ein ministerieller Staats-Chef, hat ein Ministeriale, d. h. Diener, diese That zu seinem Werke gemacht? Die Fragen, als solche, sind höchst bedeutsam. Uns tangiren sie nicht. Uns kommt es nur darauf an, ob die nämlichen Dispositionsberechtigten, welche die Defeudalisirung aussprachen, jene Befeudalisirung declarirten und fundamentirten, welche, als Fideicommißstiftung, eine Species der Feudalisirung ist? Daß dies nicht geschehen, ist Thatsache. Was ist danach denn wohl noch jenes Kronfideicommiß? — Man muß unwillkürlich an das Gewebe der Arachne denken. Freilich ließe sich geltend machen, daß dem regierenden Geschlechte durch die getroffene Anordnung wenigstens diejenige Summe sicher gestellt worden sei, welche das Fideicommiß ausspricht? Wir besorgen, daß, wenn auch nur wenige, doch einige Stimmen darauf mit der Exclamation: O vanitas vanitatum! antworten könnten.

Nach Herrn v. Bülow hatte Hardenberg das Kronfideicommiß zu errichten gerathen, um den König dessen zu entheben, sich eine Civilliste von den Ständen votiren zu lassen. Allein diese Nothwendigkeit war gar nicht vorhanden. Man möchte sogar fragen: ob sie nicht durch das Kronfideicommiß habe sollen eingeleitet werden. Das Versprechen der Reichsstände — ein imposant klingendes Wort — hatte der Minister dem König gelegentlich bedingungsweise geben lassen. Gesetzt nun, es wäre zu ihrer Einsetzung gekommen, sollte auch nicht einer derselben das Bedürfniß empfunden haben, sich das Wort Kronfideicommiß klar zu machen, nach seinem eigentlichen Begriffe zu forschen, und ihn sowohl als den einer Civilliste festzustellen? Dann hätte sich Nachstehendes ergeben.

Das Wort Fideicommiß drückt die Absicht aus, einer Nachkommenschaft, einem Geschlechte, einer Familie, kurz, der Dynastie, ein Privatvermögen sicher zu stellen. Allein mußte dann nicht das Wort Familien-Fideicommiß gewählt und der Ausdruck Kronfideicommiß sorgsamst vermieden werden? Derselbe ist noch ungleich bedenklicher als der einer Civilliste. Diese theilt ungleich mehr den persönlichen Charakter als der Begriff eines Kronfideicommisses es zu thun scheint, weil der Begriff der Krone aufhört, ein persönlicher zu sein, und ein völlig objectiver wird. Dadurch entzieht derselbe seinen Inhalt der Persönlichkeit, der Dynastie, und wendet denselben einer von ihm getrennten oder doch trennbaren Objectivität, nämlich der Krone, zu. Einem rabulistischen Demagogismus konnte dadurch manches Bedenkliche in die Hand gegeben, und manche unwillkommene Frage hervorgerufen werden. Wie — konnte es heißen — verhält sich das Objective zum Persönlichen, oder wird es sich auf den doch nicht unmöglichen Fall einer bereinstigen, wenn auch nur denkbaren Trennung beider zu verhalten haben? Ferner, da ein Fideicommiß ein Curatorium fordert: wie sieht es mit diesem aus? Zur Zeit ist es noch nicht constituirt; zu seiner Führung scheinen nur die Reichsstände geeignet. Dies sind schlimmere Bedingungen als die, welche einer Civilliste anhängen. Kam es dann noch weiter zu Erörterungen über die Weise seiner, des curatorii, Constituirung, so wachte wohl die Frage auf, ob diejenigen liegenden Gründe, worauf das Fideicommiß radicirt ward, noch Privateigenthum der Dynastie geblieben, oder ob sie Staatsdomaine geworden, nachdem im Verfassungswege festgestellt wurde, daß sie zur Schuldentilgung sollten verkauft werden. Man kann sich diese Dinge nicht wohl klar machen, ohne unangenehm an die Acte erinnert zu werden, die das bekannte Familiengesetz aufhob; das Kronfideicommiß erscheint aber nun erst in seiner ganzen Bedenklichkeit.

Will man demselben eine würdige haltbare Absicht unterlegen, so kann sie nur die gewesen sein, von dem der Dynastie als Landeshoheit gehörigen Domainengut, welches durch die Bestimmung, zur Schuldentilgung verwendet zu werden, in die Kategorie des Staatsguts getreten zu sein scheint, wenigstens so viel fideicommissarisch sicher zu stellen, als für Kronfideicommiß erklärt worden war. Aber dann hatte man gerade den zweckwidrigsten Weg eingeschlagen. Waren die Domainen nicht Allodium des Monarchen geworden — und dies ist nicht geschehen —, so erscheinen sie nur als Staatsgut. Darauf konnte nicht der König allein, noch weniger aber ein Minister desselben, ein Fideicommiß gründen. Es bedurfte eines im verfassungsmäßigen Wege errichteten Vertrages dazu, und diesen zu Stande zu bringen bot keine besondern Schwierigkeiten dar. Meine vorläufigen Gedanken wagen sich nicht ohne Schüchternheit hervor.

Hätte nicht in der Kriegscontribution, welche Frankreich nach dem Frieden von Paris zu zahlen bekam, ein willkommnes Auskunftsmittel gelegen? Friedrich Wilhelm III. konnte nun jenen nämlichen Landtag, mit dem er das Familiengesetz aufgehoben, als Restitutionslandtag convociren. Derselbe mußte streng in der nämlichen Gestalt wieder zusammentreten, und im Namen des Königs es ausgesprochen werden, wie die Vorsehung es gewollt, daß der nämliche Schritt, welcher damals im Drange der Noth ungern aber vertrauungsvoll geschehen, nun es möglich machen solle, ihn als einen damals unvermeidlichen und erzwungenen, wieder aufzuheben, und das Familiengesetz zu restituiren, gleichsam — nach Hegelscher Terminologie — die dermalige Negirung zu

Digitized by Google

negiren, um somit zur absoluten Affirmative des die Unveräußerlichkeit der Domainen sanctionirenden Hausgesetzes zu gelangen. Zu solchem Ende brauchte nur ausgesprochen zu werden, wenn man will, ständisch stipulirt, daß die aus Frankreich kommende Kriegscontribution verwendet werden solle alleinig zur Abbürdung der Staatsschuld Preußens. Diese Entlastung nämlich ließ sich damit erreichen, weil durch die jährliche Abbürdung Zinsen erspart wurden, die wiederum zur Amortisirung der Schuld sich verwenden ließen. Denn dies gerade fassen so wenige Staatsmänner, daß bei Amortisirung der Schulden es auf die Erklecklichkeit des jährlichen Amortisationsquantum so gut wie gar nichts ankommt, eine bedeutende jährliche Amortisation sogar schädlich werden kann. Der Creditor will nur die Amortisationsmöglichkeit und ihre Realisirung sehen, und er zieht die möglichst langsame Abbürdung der Schuld der möglichst raschen um Vieles vor.

(Fortsetzung folgt.)

Erläuterung und Rechtfertigung meines Aufsatzes: „Die unbefugte Anmaßung adeliger Wappen"

(in Nr. 74 d. Bl. 1842).

(Beschluß.)

Ist es bei dem Adel eine Lächerlichkeit, die Livreen der Bedienten mit dem Wappen des Herrn zu schmücken, so trifft solches dann auch den Fürstenstand, denn man sieht täglich die Hofbedienten, Gerichtsdiener und die der Verwaltung, ja selbst die Steinhacker auf den Kunststraßen, mit den fürstlichen Wappen ihres Herrn geschmückt; die Eitelkeit trifft also den Adel dann nicht allein!

Das Tragen der gleichen Civil-Kleidung, so wie der militairisch üblichen Bärte u. s. w. ist kein Standesbezeichen; es ist also Jedem frei gegeben, sie zu tragen. —

Auch ich bin der Meinung, daß der Gregorius Geisler in Erfurt, welcher sich unbefugter Weise eines adeligen Siegels bedient, nicht für seine Person solches aus Hochmuth, sondern aus Ignoranz gethan hat, was schon mein Aufsatz in Nr. 74 ausspricht. Da dessen Tochter, Carl-Dore, sich eines Siegels bedient, welches einem französischen Geschlechte angehört, wie die Form des Wappens darthut, so steht die Wahrscheinlichkeit fest, daß gedachter Gregorius Geisler zu diesen beiden Siegeln gelangt war, als sein Gasthaus — welches zu den Garküchen gerechnet wurde — auch häufig zur Wohnung der deutschen und französischen Offiziere, zur Zeit der Napoleonischen Kriege, gedient hatte. Das Haus, welches Geisler unter der französischen Regierung in Erfurt erworben hatte, gehörte vor Zeiten der adeligen Erfurter Patricierfamilie Ziegler, deren letzter bekannter Sprosse der Geheimerath dieses Namens zu Sondershausen ist.*) An diesem alterthümlichen Hause ist von eigentlichen Wappen nur das altadelige Ziegler'sche Wappen zu erblicken; das Uebrige sind Allegorieen von Tüncherarbeit aus neuerer Zeit. Dieses Ziegler'sche Haus — der Rebstock genannt — war ein ursprünglicher adeliger Hof, welchen die Herren Ziegler als Lehen von den Grafen von Gleichen besaßen; es verlor seine Freigerechtigkeiten im Laufe der Zeit, namentlich durch den Verlust der Stadtfreiheit (1664), und wurde durch die Erwerbung des Gregor Geisler in ein Speisehaus verwandelt. Geisler hat aber sein Siegel nicht dem an seinem ehemaligen Hause angebrachten Ziegler'schen Wappen entnommen, welches von seiner Seite nur die absichtliche strafbare Anmaßung des Wappens einer ihm aus den Documenten des Hauses bekannten Familie kund gethan hätte. Das Wappen, welches Geisler im Siegel mißbraucht, enthält im Schilde, das senkrecht getheilt ist, rechts drei Kugeln, (eine über die andere), links drei Querbalken (einer über den anderen); auf dem adeligen Helme stehen zwei Adlerflügel, rechts mit den drei Kugeln, links mit den drei Querbalken belegt. Uebrigens steht es fest, daß der Gregor Geisler kein hochmüthiger, sondern demüthiger Mann ist, welches unter andern aus seinem Bittschreiben an die Herrschaft seiner gedachten Tochter, d. d. Erfurt 8. October 1836, hervorgeht, welches die Ueberschrift führt: „Hochgebornes, Hochgeehrtestes, Gnädigstes Frey-Fräulein!" —

Der geehrte Verfasser der „Zusätze" zu meinem Aufsatze führt als Grund an, warum sich Geisler um so weniger ein Gewissen gemacht hätte, ein adeliges Wappen im Siegel zu gebrauchen, weil an dessen (ehemaligen) alterthümlichen Hause mehrere adelige Wappen in Stein ausgehauen wären; diese Entschuldigung kann Einsender des Aufsatzes nicht als richtig erkennen, indem solche die Folgerung rechtfertigte, daß ein Jeder, welcher eine Gebäulichkeit erwürbe, auch die an derselben angebrachten Wappen zu führen berechtigt sei, ohne Unterschied — wie es sich von selbst versteht — ob sie fremd und adeligen, fürstlichen oder königlichen Standes wären! — Der Hochmuthsdünkel der Carl-Dore Geisler, welchen der geehrte Verfasser der „Zusätze" bezweifelt, beruht auf Notorität. Die gedachte Geisler, obgleich sie nur in der Eigenschaft einer ordinairen

*) Die noch in Erfurt vorhandene alte bürgerliche Patricier-Familie Ziegler ist von dieser gänzlich in Wappen und Ursprung verschieden.

Digitized by Google

Kammerjungfer, in Diensten bei der 1838 zu Erfurt verstorbenen Fräulein von Crousaz stand, beanspruchte, anmaßender Weise, nicht nur einfach das Prädicat „Fräulein", sondern beabsichtigte hierdurch auch den Eintritt in die Vereins-Zirkel gebildeter Stände u. s. w., welchen ihr das notorische Prädicat „Kammerjungfer" verhinderte. Deßwegen gab sie sich auch als Gesellschasterin der Fräulein von Crousaz aus, und Letztere konnte dieses nicht öffentlich mündlich widerlegen, weil sie, gänzlich ohne gesellschaftlichen Umgang, auch bei einem Alter von 80 Jahren, ihre Wohnung nicht verließ. Nach diesem allein schon steht fest, ohne nähere Details, daß diese Geisler auch als beabsichtigte Anmaßung sich des Siegels eines adeligen Wappens bediente; so hatte sie auch öfters sich eigenmächtig erlaubt, mit dem Siegel ihrer hochbejahrten Herrschaft ihre Briefe zu siegeln. Einer von diesen Briefen, welcher jedoch von dem Adressirten nicht angenommen war, kam zurück, und wurde ihr die Aushändigung vom Herrn Postsecretair W. zu Erfurt verweigert, weil der Brief das Siegel ihrer Herrschaft hatte, also ihr nicht gehörte; nur durch zu nachsichtsvolle Verwendung ihrer Herrschaft gelang die Aushändigung durch Vermittlung.

Das Testament der Fräulein von Crousaz, von 1836, nennt die Geisler ausdrücklich „meine Jungfer" wodurch der notorisch bekannte Dienststand dieser Person ein neues Zeugniß erhält.

Einsender ist in jeder Beziehung von Dato des Druckes, während drei Monaten, für Vorstehendes verantwortlich! — Bezüglich des Beweises der Erpressung des notorisch falschen Titels von „Demoiselle und Gesellschafterin" von ihrer Herrschaft — 84 Jahr alt, drei Tage vor deren Tode — so hat dieses die „Leipziger Allgem. Zeitung" 1841, Nr. 241 Beilage, so wie 1842, Nr. 131 mitgetheilt, und dieses, so wie die Erpressung einer Pensionsrente in den Zinsen von 3500 Thalern Capital, und die Enterbung des Neffen ihrer Herrschaft, vermittelst Verläumdung und Intriguen, als verbürgt in den Hauptdetails angeführt, worauf hier als notorisch hindeutungsweise verwiesen wird, da in der gesetzlichen Frist und auch bis jetzt nicht eine Entgegnung, noch amtliche Beschwerde und Rechtfertigung Statt fand. —

Zweckmäßig wäre es, wenn die Behörden, bei Erkennung standeswidriger Wappen, in Führung von Siegeln u. s. w., oder bei Anzeige hiervon, diese Gegenstände abfordern, und hierfür blos den Werth des Stein-, Metall- ꝛc. Gehalts auszahlen ließen, die Wappenbilder oder Gravirung aber vernichteten. Hierdurch würde die unbefugte, zum Theil räuberische Anmaßung mehr und mehr verschwinden. —

Einsender fühlt in sich, nach Ueberzeugung, noch das Recht, daß wenn dem so Verletzten kein Recht bei klagender Anzeige wird, die Selbsthülfe hier ihm legitimirt ist. —

C — C.

Nachschrift.

Die Verspätung dieser Erläuterung und Berichtigung liegt allein darin, daß Einsender die „Adelszeitung" nur in vierteljährigen Sendungen erhält, also erst von den Zusätzen des Herrn von Sydow um die Mitte laufenden Monats Januar Kenntniß erhielt.

C., im Januar 1843.

Tageschronik.

Am 15. März fand in Berlin eine Feierlichkeit eigenthümlicher Art Statt. Der Lieutenant Friedrich Friesen, in den Kriegsjahren Adjutant des Corpsführers Lützow, ward im Jahre 1814, nach dem Gefechte von Rheims, von seinen Truppen abgeschnitten, und irrte zuletzt, von Hunger und Durst gemartert, in einem Walde umher, als er, von Holzhauern angehalten, gefangen wurde. Bald kamen Nationalgarden dazu, und es entspann sich mit den Holzhauern um den Besitz des Gefangenen ein Streit, welcher ihm den Tod brachte. Man begrub den unglücklichen Offizier in einer benachbarten Commune, wo ihn sein Freund, der Obristlieutenant Bietinghoff, 1816 wieder ausgraben ließ, weil sich die Freunde das Wort gegeben hatten, daß der lebendig in's Vaterland Zurückgekehrte die Gebeine des Gefallenen auf vaterländischen Boden bringen sollte. Herr von Bietinghoff bewahrte das Skelett seines Freundes 27 Jahre bei sich, bis er sich endlich entschloß, es auf dem Invalidenkirchhofe beisetzen zu lassen. Das Skelett war mit Blumen überdeckt, und der Schädel mit einem Lorbeerkranze umwunden. So stand der Sarg öffentlich im Invalidenhause aus. Professor Zeune, ein Mitglied der Lützow'schen Freischaar, hielt eine Erinnerungsrede; dann wurde der Sarg geschlossen und, mit Handschuhen, Degen, Tschako ꝛc. geziert, von Invaliden auf den Kirchhof getragen.

Personalnotizen.

Dem Kanzler und Regierungspräsidenten der regierenden fürstl. jüngern Linie Reuß, Dr. Bretschneider, ist der seinen Vorfahren verliehen gewesene Adel erneuert worden.

Der Dichter Franz Dingelstedt, von welchem so eben der zweite Theil seines interessanten „Wanderbuchs" (Leipzig bei Einhorn) erschienen ist, hat laut „Hamburger Correspondent" vom Könige von Würtemberg einen ansehnlichen Jahrgehalt (1500 Fl.) bekommen, und befindet sich schon in Stuttgart.

Der k. k. Oberst Anton Ritter Prokesch von Osten, bevollmächtigter Minister am k. griechischen Hofe zu Athen, ist zum Generalmajor befördert worden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 18. **1843.**

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 3 Nummern. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 3 ggr. (3½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Mein Wecker.*)

Nicht Ruheruhr, nicht Schlagwerk und Gewicht,
Stoßt Morgenglock und Hausbahn brauch' ich nicht,
Auch weder einen Knecht, noch eine Magd,
Die mich allmorgentlich zu wecken jagt.

Denn einen Wecker hab' ich nebenan,
Der es weit beſſer, als die alle, kann,
Er zupft mich nicht an Zehe, Naſ' und Haar,
Vom Herzen aus weckt er mich wunderbar.

Der kleine Wecker aber iſt mein — Kind,
Der weckt mich zuverläſſig und geſchwind.
Ein Laut, ein Schrei, — ſo iſt es mir genug:
Weiß Gott, er kennt den rechten Glockenzug!

Dann ſpring' ich hin zu ihm, und ſeh mit Luſt
Sein liebes Lächeln nach der Mutterbruſt,
Und frommer Wünſche wird mein Herz ſo voll,
Wie es am Morgen eben werden ſoll.

Und weckt er oft mich etwas früher auch,
Als es vordem geweſen mein Gebrauch,
Ich bin gleichwohl der Erſte nicht empor:
Die Mutterſorge kam mir ſtets zuvor.

Und ſollt' ich manchmal auch der Erſte ſein,
Wie wäre dieſes Opfer doch ſo klein!
Für's Lamm erwacht der Hirt im Dämmerlicht:
Und ich — ich ſollte für mein Kind es nicht?

*) Aus J. G. Seidl's „Bifolien.“ 2. Auflage. Wien 1843.

Friedrichs II. Politik und Adminiſtration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bülow'ſche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Fortſetzung.)

Aus dieſem Allen konnte ein unzweideutiger, ein mit König und Volk es rechtſchaffen und redlich meinender Miniſter ſeinem Könige und Herrn, wie dem Lande, worin er durch ſeines Herren Gnade ſeßhaft geworden, namenloſe Vortheile bereiten. Der bedeutend territoriell erweiterte Preußiſche Staat brauchte aus der ihm zufallenden Quote der Frankreich auferlegten Kriegescontribution einen nur ſehr geringen Betrag, ſo gering, daß wir ihn kaum in Zahlen ausdrücken möchten, zur Abbürdung ſeiner Schulden zu verwenden; und es ſtand feſt, daß dieſer mit der aus ihm entſpringenden Zinſenerſparniß, fiele ſie gleichfalls dem Sinking-Fond zu, die Staatsſchuld würde abwickeln, gleichzeitig aber einem Poſtulat entſprechen können, welches Hr. v. Bülow ebenfalls aufſtellt, und das uns manche Bedenken weckt; nämlich das von ihm für nöthig erklärte Siſtiren der Schuldentilgung, für die Preußen jetzt ſich werde entſcheiden müſſen. Wir können derſelben nicht beipflichten, wollen aber uns vom eignen Standpuncte trennen, und den des Engländers nehmen, deſſen Einſichten für dieſen Gegenſtand die Competenz nicht abzuſprechen iſt. Niemals wird dieſer ſich für das Contrahiren einer Staatsſchuld erklären, welcher der Sinking-Fond fehlt. Aber eben ſo entſchieden proteſtiren wird er auch

gegen jedes Einziehen des Sinking-Fond, d. h. gegen jedes Sistiren der Amortisirung. Seine gründlich erwogene, durch Erfahrung erhärtete Maxime lautet: die Amortisirung niemals zu acceleriren, sondern möglichst zu entcediren. Niemals ist dem Creditor mit schnellem Amortisiren gedient, wohl aber ein langsames das, was er wünscht. Denn es verbürgt ihm eben sowohl die Vermöglichkeit und Solidität seines Schuldners, als die exacte Zinszahlung, dieses wichtige Moment, weil, wer amortisirt, gewiß nicht prompte Zinszahlung verabsäumen wird. Beschränken also mag man die Amortisirung, nicht aber sie einstellen, selbst wenn sie manchen Nutzen verspräche; man bleibt bei jener immer in einem besseren Verhältnisse zum Gläubiger, erreicht wohl sogar leichter Zinsenreduction.

Nun standen die Dinge so, daß die Dynastie und Namens derselben Preußens Monarch schon dann kein kleines Opfer dem Lande brachte, wenn auch nur ein Theil der Domainen die Bestimmung erhielt, einen Theil der Staatsschuld zu tilgen. Dieser Theil nun ließ gewiß sich durch die französischen Kriegscontributionen unter Mitbenutzung der dadurch entstehenden Zinsenersparungen abbürden, sobald eine mehr lange als kurze Abwickelungsperiode beliebt ward. Daß dagegen das die Domainen betreffende Familiengesetz restituirt ward, schien in den Verhältnissen zu liegen, und der Billigkeit zu entsprechen. Zu Stande kam seine Herstellung wohl ohne Zweifel; wenn sie aber in dem angezeigten Wege erfolgte, so ward die Lage des Königs und seines Hauses nicht nur eine ganz andere, sondern es ließ sich auch höchst erfolgsam und ohne Aufsehen veranlassen in die früheren historischen Verfassungszustände wieder einlenken. Den gegenwärtigen Zustand aber, ohne ihn gerade bedenklich zu erklären, möchte man hinwegwünschen.

Wird dies aber möglich sein?

Es giebt im Leben, in der Geschichte und in den sich selbst zu bekämpfen beginnenden Zuständen Dinge, Verhältnisse und Conflicte, die mehr denn alle andere sich fraglich oder problematisch darstellen, und wo, gerade als wolle hier einmal der Widerspruch sich dominirend erweisen, ein vortheriges Ponderiren des Fragepuncts so unerläßlich erscheinen kann als weise, trotz dem aber recht eigentlich das Unangemessene sein würde und das Verfehlte. Dies würde gelten wegen der Frage: ob, nachdem der Mißgriff wegen des Kronfideicommisses, dieser Einzigkeit im Staatsrecht und in der Geschichte, einmal begangen worden ist, man es auf gut Glück halb sanguinisch, halb phlegmatisch dabei belassen, und den Event abwarten wolle? Es kann aber eben sowohl ein eventus bonus eintreten, als ein eventus malus. Da dürfte denn ein den letzteren abwendes sollender Versuch, sogar wenn der Erfolg sich mißlich erweise, doch zu unternehmen sein, buchstäblich dann, wenn er so getroffen würde, daß sogar beim Fehlschlagen kein eigentlicher Verlust entstände, kein damnum emergens sich constituiren könnte. Da nun solche Fragstellung den Gegenstand dem Gebiete besonnen sicherer Vorberechnung entreißt, so thun wir wohl am besten, wenn wir nachstehende dem Erfolge nach problematische aber politisch nicht unbedeutsame Combination als eine politische Phantasie bezeichnen, die als solche sich gern besser begründeter politischer Intelligenz unterwirft.

Das Kronfideicommiß war zweifelsohne mehr gegen als für das preußische Regentenhaus. Wer weiß, was der Fürst Staatskanzler sich ursprünglich gedacht. Wir vermuthen, daß falsche Rechtsansichten, die wir vielleicht errathen haben, den Minister verblendend umstrickt, gleichsam hinter das Licht geführt haben, und ihn, gegen seinen eigenen Willen, zum Ausführenden gemacht haben. Kurz, das Kronfideicommiß ist von der Art, daß man schon etwas wagen kann, um es zu beseitigen, sogar den Versuch unternehmen, wenn die Aspecten nicht auf Erfolg hinweisen. Der Sinn dieser Worte ist, daß ein Versuch könne unternommen werden, sogar, wenn der Erfolg zu bezweifeln stehe. Es fragt sich daher nur: wie dies zu erreichen sein möchte?

Das preußische Regentenhaus hat in der Beziehung zu seinen Privateigenthum darstellenden Domainen einen unbestreitbaren Verlust erlitten, der sich als maximum und als minimum betrachten läßt. Sein minimum würde das Kronfideicommiß darstellen, nämlich dieses das minimum oder ein minimum gerettet haben, wenn überhaupt nur es gerettet hätte Allein dieses hat eben nicht gerettet, sondern nur mehr periclitirt; denn die Gründung gleicht, wie oben bemerkt, der Arbeit der Arachne. Wird aber nach dem maximum des Verlustes gefragt, so erscheint das Object fast immens. Denn kein Fürstenhaus war so reich an Domainen, seit Heinrich dem Löwen, als das preußische gewesen. Um durch Uebertreibung durchaus nicht in Wahrheitsverlegung zu gerathen, sagen wir: sämmtliche Domainen, auch die anderen Fürsten aberoberten, waren der erobernden Landeshoheit, die mit ihrer Mannschaft die Eroberung vollzogen hatte, zugefallen, und Niemand Anderem, am wenigsten jenen Proletariern, deren Vermögen in Schuldverschreibungen fast aller Staaten besteht, die, nichts thuend, bequem Zinsen verzehren, welche aus allen Weltgegenden einlaufen, und die somit recht eigentlich, wenn überhaupt etwas, nur Kosmopoliten sind, und nichts weniger denn Nationale. Sollten diesen jene Domainen erobert worden sein? — Unmöglich? — Aber sie behaupten es. Sie geriren sich, als wären sie das eigentliche preußische Volk, welches die Landeshoheit und die Grundherrlichkeit sammt deren Leuten in das Feld gesendet hätten, um Eroberungen zu machen für sie, für Proletarier nämlich, die Preußens

Digitized by Google

Monarchen ganz so behandeln, als sei er ihr Condottieri, ja als sei er der von ihnen besoldete und angenommene Condottieri gewesen. Bisher ließ mancher Preuße sich dies von jenen angeblichen Weltbürgern, die, sich selbst widersprechend, weil sie eine Wohnung in Berlin gemiethet hatten, die wahre preußische Nation darstellen wollten, einbilden. Darf es dabei verbleiben? — Unmöglich! — Es müssen die Begriffe einmal wieder revidirt und berichtigt werden. Namentlich wir beabsichtigen und verfolgen nichts anderes, als etwas, das uns jeder Wahrhafte, Einsichtsvolle und Tugendhafte als das Rechte einräumen wird; nämlich daß, wo Begriffe verfälscht wurden, sie wieder entfälscht sein wollen. Deßhalb fragen wir: wenn im sogenannten Befreiungskriege Friedrich Wilhelm III. Länder, Städte und Domainen erobert hat, wem diese letzteren nach richtigen Begriffen erobert worden sind? — Mochte es wegen der Länder und Städte auch der sogenannte Staat gewesen sein; wegen der Domainen war es gewiß nur die Landeshoheit, die hierbei einen Gegensatz zu Land und Volk bildet. Lediglich jener Landeshoheit sind jene Domainen erobert worden; die Landeshoheit hatte aber alleinig das Regentenhaus, oder vielmehr es war dies die Landeshoheit. Unserer Deduction wird nichts entgegen zu setzen sein, und danach würde das Domaineneigenthum der Könige von Preußen, als maximum betrachtet, fürwahr ein immenses sein.

Es ist aber nicht unter allen Umständen dem Erfolge förderlich, wenn beim Vindiciren von Objecten, oder beim Geltendmachen von Ansprüchen, die nicht, um mich so auszudrücken, in der Jurisprudenz mathematisch feststehen, das maximum angesprochen wird. Beim Transigiren läßt es sich am wenigsten empfehlen; gerade aber ein Transact ist es, welchen die diesmaligen Betrachtungen im Auge haben, und wo sich als minimum nur der im Kronfideicommiß ausgeworfene Betrag zeigte. Es dürfte darauf ankommen, zwischen diesem und dem eben besprochenen maximum eine mittlere Position zu finden, und diese will sich darbieten in der Masse der noch unveräußert gebliebenen Domainen, welche den jetzigen Domainenbesitzstand bilden, dessen Unveräußerlichkeit und Consubstantialität mit dem Regentenhause wieder herzustellen wäre. Der außerordentliche Vortheil, den dies auch dem Lande oder der Nation bringen würde, läßt sich nachweisen, nur möchte jener Nachweis hier zu führen sein. Jeder Staat gewinnt dabei, wenn der Souverain Domainen besitzt. Will aber gar Hr. v. Bülow es rathsam finden, jetzt schon die Schuldentilgung einzustellen, was leicht Mißdeutungen veranlassen könnte; so dürfte Sistirung der Domaineveräußerung sich ungleich mehr empfehlen. Dieses, in Verbindung gestellt mit den zahlreichen sonstigen Vortheilen und mit dem hier wahrlich zu Anspruch zu nehmenden Rechtssinn, würden die Momente abgeben, aus denen der Erfolg der Maßregel hervorzugehen hätte. Sollte aber bezweifelt werden, daß bei den nächsten Landtagen der königliche Commissarius den Ständen von dem Allen nicht die volle Ueberzeugung würde geben können? Der Gang der Angelegenheit ließe dann sich in folgender Weise denken.

(Schluß folgt.)

Stein,
verschiedene Häuser Deutschlands und der Schweiz.

(Nachtrag.)

I. Deutsche Geschlechter.

15) (zu Nr. 13 der „Adelszeitung" 1842). Stein, in Erfurt. Ein adeliges Patricier-Geschlecht der Stadt Erfurt, aus welchem Ritter Ludwig 1277 lebte, und Hildebrand 1306 im Rathe war. —

II. Schweizer Geschlechter.

18) (zu Nr. 16 der „Adelszeitung" 1842). Stein, zu Stein (Schaffhausen). Ein uralt adeliges Geschlecht, aus welchem Heinrich oder Heinz von Stein, der Anführer der kleinen freien Grundeigenthümer — des niederen Adels — gegen den hohen Adel — die Dynasten — in der großen Schlacht bei der Mündung der Schwarzach in den Rheine 992 war. Zum Andenken dieser Schlacht, in welcher Heinz gefangen und der niedere Adel gänzlich dem hohen Adel unterworfen wurde, legte der Truchseß Ulrich von Diessenhofen eine dem heiligen Peter gewidmete Kapelle an, an deren Stelle später das nun aufgehobene Kloster Paradies mit seiner Kirche sich erhob. Die Freiherren von Klingen, von denen Einer den hohen Adel angeführt, erwarben unter andern auch die Veste Stein am Rhein, und wurden Schirmvogte des sich später dafelbst erhobenen Klosters St. Georgen und Oberherren des sich zur Stadt bildenden Ortes Stein; gegenüber erbauten sie, auf Reichsboden, die Veste Hohen-Klingen, also zum Unterschiede von (Alten-) Klingen genannt. Das alte niedere adelige Geschlecht der von Stein am Rhein (Schaffhausen) verschwindet mit diesem gedachten Heinz in der blutigen Schlacht an der Schwarzach. In einer Urkunde der Kirche zu Tobel (Thurgau) kommt noch ein Leuthold von Stein vor (1228), doch weiß man nicht, zu welchem Schweizer-Geschlecht er gehört habe. —

Digitized by Google

Nachschrift.

In der in Nr. 97 d. Bl., überschrieben „Berichtigung," unterschrieben „Ein v. Stein" wird gesagt: „Der Aufsatz über die Familie von Stein (in Nr. 10 u. f. d. Bl.) enthält manches Grundfalsche, z. B. schon das, was über die Frankensteiner und die Abstammung der verschiedenen Steins, Altensteins, Liebensteins u. s. w. gesagt wird." Der Verfasser des Aufsatzes über die deutschen und schweizer Geschlechter Stein hat nicht von einer Familie Stein, sondern von den verschiedenen dieses Namens, gesucht, eine möglichst kurze diplomatische Geschichte zu liefern, behufs welcher er die Autoren Gottschalk (in dessen Ritterburgen und Hilfsquellen) Büsching, (dessen Geographie), Gauhe, Hellbach, Leu, May, Tillier, Pupikofer u. s. w. und das Conversations-Lexicon benutzte; nur für die Familie unter II. No. 3 (Nr. 15 der „Adelszeitung") standen ihm Original-Urkunden zum Theil zu Gebote. Der Vorwurf des Grundfalschen trifft also nicht ihn, sondern nur die angeführten Autoren, in dem positiv Angegebenen; die historischen Folgerungen sind aber, als Wahrscheinlichkeit, so lange nicht unbedingt zu widerstreiten, als nicht das Gegentheil bewiesen wird; es handelte sich hier um Geschichtsforschung, nicht um Familienschmeichelei!!! Die Abkunft der Steine von den Dynasten von Frankenstein (welche am Thüringer Walde den Alten-Stein und Neuen-Stein [Nien-Stein, Lieben-Stein, Liebenstein] wahrscheinlich gegründet) ist übrigens nur ehrenvoll für ein altadeliges Geschlecht, welches nicht zu den Dynasten gezählt werden kann. Die wahrscheinliche Abstammung von den Frankensteinern macht aber die Abkunft aus unebenbürtiger Ehe mit einer adeligen Vasallen-Tochter glaubhaft, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß der wirkliche Freiherrenstand durch solch eine Verheirathung verloren ging. So z. B. verlor Freiherr Hemmann von Reußegg, Herr zu Bottenstein, seinen hochadeligen (freiherrlichen) Charakter, als er Anna von Budendorf aus einem altadeligen aber dienstmannischen Ritterhause heirathete; durch diese Mißheirath verlor er die freiherrlichen Rechte, und sein Sohn, auch Hemmann genannt, erbte nur die adelige Herrschaft Bottenstein, die freiherrliche Burg Reußegg kam aber an den Freien Werner von Hünenberg, der 1386 bei Sempbach blieb. Aehnliches fand im Hause der Freiherren von Cossonnay statt, als einer von ihnen sich mit einer adeligen Vasallin, Louise von Bercher, verheirathete, in dem der Graf von Savoyen, als gefürsteter Reichsfreiherr der Waadt, hierauf, nach dem Tode der letzten Freiin, die Freiherrschaft einzog; die Nachkommen aus dieser ungleichen Ehe erbten blos die niederen Adelsgüter und deren conformen Rechte, und erloschen im 16. Jahrhundert. Diese Beispiele sind aus der Landesgeschichte von Aargau und der Waadt entlehnt, welche Gauen damals noch zum deutschen Reiche gehörten. —

Daß der Name Alten-Stein erst nach Entstehung eines Neuen-Steins entstand, der in der Nähe gegründet wurde, liegt schon in dem Beinamen Alt. So z. B. hieß die Burg Alten-Klingen im Thurgau blos Klingen, ehe Hohen-Klingen bei Stein (Schaffhausen) gegründet wurde; eben so Alten-Landenberg (Zürich) blos Landenberg, bevor sich Hohen- und Breiten-Landenberg erhoben. Eine andere Frage ist es jedoch mit Franken-Stein, da in der Nähe die Burg Frankenberg lag. —

Ueber die weiteren Vorwürfe läßt Einsender die Diplomatiker und Historiker urtheilen; nur so viel fügt er noch hinzu, daß die Nachrichten, welche blos in den Familienarchiven verschlossen liegen, er nicht benutzen konnte, dennoch aber glaubt, eine bessere und diplomatischere Zusammenstellung der Geschichte der verschiedenen Familien v. Stein geliefert zu haben, als in den verschiedenen genealogischen Handbüchern u. s. w. gedruckt anzutreffen ist, und dabei auch manche Irrthümer, als z. B. in Stein-Rechtenstein (S. Stein-Gerenstein), aufgedeckt zu haben. —

Ein gemeinschaftlicher Stammvater aller deutschen und schweizer Geschlechter, in den verschiedenen Gauen dieser beiden Länder, ist darum schon unmöglich, als die größere Zahl der Burgen und Schlösser Stein älter ist, als die Geschlechter dieses Namens sind. —

C — C.

Personalnotizen.

Am 19. April starb zu Neuburg an der Donau Dr. Georg Friedrich v. Ammon, k. baier. Appellationsgerichtsdirector, k. Kämmerer, Ritter des Verdienstordens der baier. Krone u. d. k. preuß. Johanniter-Ordens, ein vielfach verdienter Staatsbeamter, Bruder des Consistorial-Vicepräsidenten und Oberhofpredigers Dr. Christoph Friedrich v. Ammon zu Dresden.

Am 21. April starb zu Paris Graf Paul Alexander Gilbert de Voisins, Pair von Frankreich und Rath am k. Cassationshofe, früher Rath, dann Präsident des Appellationshofes zu Paris, während der 100 Tage Präsident des kaiserlichen Gerichtshofes und Pair, unter der Restauration Deputirter, Verfasser mehrerer Schriften über die Jesuiten, geb. zu Paris am 23. April 1773.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 19. **1843.**

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder 8 kr.) berechnet.

Mein Stammbuch.*)

Auch ich hab' mir ein Stammbuch angelegt,
Das manchen Spruch und manchen Namen hegt.
In trüben Stunden blick' ich oft hinein,
Und bald iſt's in mir wieder Sonnenſchein.

Mein Vater ſteht darinnen oben an;
Er ſchrieb zwar nichts mit d'rein, der gute Mann,
Als nur: „Dein Vater!" — doch es genügt, — er war's:
Noch denk' ich dankend ſeines Sterbejahr's.

Zunächſt leſ' ich der Mutter Namenszug,
Dabei ein Sprüchlein ohne Lug' und Trug,
Ganz Seelenſprache, durchaus reines Gold,
Das ſie mir jetzt noch täglich wiederholt.

Dann leſ' ich manchen Freund noch, deſſen Hand
Nun nicht mehr ſchreibt, wenn nicht im beſſern Land;
Aus ihren Lettern ſpricht ihr Bild mich an: —
Ich fühl's, wie man im Tode leben kann!

Auch mancher Sänger, deſſen Liederklang
Wie Balſam in die wunde Bruſt mir drang;
Auch manchen Lehrer, deſſen geld'nes Wort
Mich mir enthüllte, leſ' ich dankbar dort.

So ſteht denn auch mein liebes Weib darin,
Und was es einſchrieb, iſt voll Glut und Sinn:
Des ganzen Liebeslebens Wiederhall,
Das wir durchlebt mit aller Luſt und Qual.

Ein blonder Junge ſchrieb mir bald dazu:
„Was Die Dein Vater war, das ſei mir — Du!"
Dahinter ſchrieb ſich auch ein Mädchen ein,
Mein Töchterlein — ſein Sprüchlein iſt gar fein.

Noch giebt's manch leeres Blättchen dort und hier,
D'rum trag' ich auch mein Stammbuch ſtets mit mir;
Ich öffn' es gern der Trauer, wie dem Scherz: —
Das anſpruchsloſe Stammbuch iſt — mein Herz.

D'rum thut mir's nach! — Was Feder und Papier?
Mit Lieb' in's Herz ſchrieb ich die Lieben mir!
Wer ſeine Theuren nicht im Herzen trägt,
Hat ſich umſonſt ein Stammbuch angelegt!

*) Aus J. G. Seidl's „Bifolien." 2. Auflage. Wien 1842.

Friedrichs II. Politik und Adminiſtration, als nachträgliche Schlußbetrachtung über die v. Bülow'ſche Schrift.

Von

Wilhelm von Schütz.

(Beſchluß.)

Nach entſprechender Darlegung der wahren Sachlage wäre auf den Moment zurückzugehen, der zur Aufhebung des Familiengeſetzes gezwungen habe, und beiden Theilen gleich ſchmerzlich, beiden Theilen ein gleich ſchweres Opfer geweſen. Alles Aufheben geheiligter Satzungen der Altvordern vermeide der gewiſſenhafte Menſch nur zu gern; aber es könnten Verhältniſſe eintreten, wo nichts Anderes übrig bliebe, als ſich dem Unvermeidlichen zu fügen. Gerade darin dürfe nicht zu weit gegangen, ſondern müſſe ſtrenges Maß gehalten werden, wenn es nicht zu einer Verletzung der Pietät führen ſolle; und ſogar ſei es religiöſe Pflicht, dies durch Thathandlung zu bekunden. — Schwierig werden kann es nun unmöglich,

Digitized by Google

die Ueberzeugung von der Pflicht zu begründen, den Schritt, welchen der Monarch sich vorgesetzt, dahin zu unternehmen, wegen des noch vorhandenen Bestandes an Domainen das alte Familiengesetz zu revidiren, und zwar in nämlicher Form, wie es aufgehoben worden, also auch durch einen in damaliger Form wieder zu berufenden Landtag, was zuvor den in jetziger Form convocirten Ständen zu eröffnen wäre.

Sollten sie hästitiren? Die Totalität schwerlich. Und gesetzt, es geschähe, so kämen nur diejenigen Unaufrichtigkeiten an den Tag, die von Dankbarkeits- und Treuversicherungen überströmen, welche nicht aus dem Herzen kommen, sondern blos der Lippe angehören, welche sie spricht, oder dem Papiere, das sie an den Tag bringt, ob der treue Sinn österreichischer Stände sich dadurch erhärtet. Diese, ohne wohl stylisirte Ehrfurchtsversicherungen, sprechen offen und schlicht dem Monarchen ihre Wünsche aus. Aeußert sich der Kaiser ablehnend, eine Opposition entsteht — einige socinianische Ungarn zählen nicht — deßhalb keineswegs. Man resignirt aber ohne die leiseste Mißstimmung, und geht auch bei abschläglichen Bescheiden treuherzig, bieder und im Innern freundlich gesinnt auseinander, sich vielleicht sagend: „Wenn der Herr abschlug, so mußte er es entweder, oder er hatte Gründe, die wir auf unserem Platze weder sehen können, noch beurtheilen. Habe und Gut, Leben und Blut bleibt ihm darum doch.“

Ließe sich dieses Verhältniß vor den Augen der Mitwelt dem höchsten Richter im Himmel und den Repräsentanten politischer Tendenzen unheiligster Abkunft vorlegen: Gott und die Engel würden ihre Freude daran haben; allein die bösen Geister der Politik, der Convent, ein Carnot, ein Sieyes, die Hegel'schen Epigonen, würden Zeter Mordio rufen, einstimmend mit jenen beiden bezeichnenden Figuren in Schillers Räubern, denen der Dichter sogar markante Namen gab: Schufterle und Raßmann.

Der Politik gelten nur die zwei Pole, nicht jene vier Windregionen, deren verschieden wechselnde Zwischenwehungen die bekannte Windrose anzudeuten versucht. Auch der Charakter der Standschaften kann nur im polarischen Gegensatz aufgefaßt werden, und hier entsprechen dem treuen und standhaften Pole die österreichischen Stände, deren elftes Gebot lautet: „unter keiner Bedingung dem Kaiser opponiren.“ Das ist so brav als verständig. Oesterreich würde, hätte es mit inneren ständischen Oppositionen zu kämpfen, als Continentalmacht niemals in der Weltpolitik seine segensvolle Wichtigkeit und Bedeutsamkeit haben gewinnen und behaupten können. Am bittersten fühlt — Frankreich selbst beginnt es zu merken — dies Ludwig Philipp, der immer noch ein fürstlicher Elementargeist, eine provisorische Undine bleibt, die nun schon seit anderthalb Decennien vergeblich nach voller Fürstenwesenheit dürstet. Englands Beispiel darf — beiläufig bemerkt, weil es noch unbemerkt geblieben, — hierbei nicht irren. Es kennt zwar auch die Opposition; allein es ist die Opposition zweier Häuser gegen einander, die niemals Opposition gegen den König wird, der sich also auch nicht genöthigt sieht, das juste milieu zu suchen, zu welchem lediglich Ständische Antipolarität und launenhafte oder aus Particularinteressen entspringende Opposition führen. Allein für jenes juste milieu ist der rechte deutsche Ausdruck: „Schaukelsystem.“ Preußen ist dem um eine Association sollicitirenden Orleanisten noch nicht zu Willen gewesen. Es steht zu besorgen, daß Preußen — jetzt am wenigsten in der Politik isolirt — einwilligend, sich am meisten isoliren würde. Aber schlechte, aus egoistischem Interesse opponirende Stände können diese bedingt — nicht unbedingt — hoch begünstigte Monarchie um alle Begünstigungen bringen, in deren Besitz sie sich befindet. Sie bedarf also solcher Stände, wie die österreichischen, mit Tyroler- und Schweizertreue, was uns wieder an das treffende Gemälde in den Räubern Schillers erinnert, wo sich auch jene beiden Pole finden. Einem Schufterle und Raßmann gegenüber stehen für ihren Carl ein Schweizer und Roller, jener unerschütterlich, dieser aber doch capabel, d. h. der Captivität genug ausgesetzt, sich enrolliren zu lassen auch für Anderes. Preußen aber, will es seiner Stellung entsprechen und seiner Bestimmung, braucht Stände nicht, wie Schufterle und Raßmann, sondern wie Schweitzer, in dessen Adern Saft und Vollblut schweizerischer Treue für den Landesherrn — was in den neuen Erwerbungen erst sich erzeugen, dessen Erzeugung aber auch richtig befördert werden muß — keinen Augenblick aufhören kann zu pulsen.

Wie wichtig daher muß es Preußens Monarchen sein, wenn er Stände hat vom Charakter der österreichischen, durch und durch angefüllt mit Tyroler- und Schweizertreue, aber solche Stände, für deren Charakter den Typus zum Glück die Wirklichkeit noch nicht hat, so daß man ihn aufsuchen muß bei Fictionen, wie die von Schillers Schufterle und Raßmann, mit ihren schlecht egoistischen Particularinteressen. Daß diese letzteren erkannt werden, gleicht einer Nothwendigkeit. Giebt es einen bessern Prüfstein als die Revigorition des Hausgesetzes wegen der Domainen? Weßhalb daher den Versuch scheuen? Einen Versuch, der sich gleichzeitig noch mit einem anderen durch Herrn v. Bülow angeregten Punct sehr nahe berührt? — Will der Letztere seit 20 Jahren für die Unveräußerlichkeit der Domainen gefochten haben, so geschah es unserer Seits seit mehr denn 30 Jahren. Allein die Sache wegen derselben ist jetzt in solcher Lage, daß mit Streiten und Argumentiren nichts erreicht werden kann, weil erst ein Hinderniß weggeräumt werden muß, und dies eben ist die hier be-

Digitized by Google

sprochene Revigoration der Unveräußerlichkeit. Veräußerlichkeit und die Verwendung der durch den Verkauf eingehenden Summen ist als verdrießt und assecurirt zu betrachten; deßhalb muß, bevor hierin geändert werden kann, ein neuer Vertrag vorangehen. Nachdem dies geschehen sein wird, möchten wir des Herrn v. Bülow vorgeschlagene Sistirung der Schuldentilgung dahin limitiren, daß das jährliche Amortisationsquantum vermindert, nämlich auf so viel normirt wird, als sich zu diesem Ende aus den Ersparnissen verwenden läßt, ohne die Domainen anzugreifen, deren Unveräußerlichkeit zu revigoriren wäre.

Daß die von Herrn v. Bülow dringend urgirte ständische Controlle der Finanzverwaltung hier gerade am rechten Orte hauptsächlich wirksam sein würde, bedarf kaum der Wiederholung. Sein Urtheil ist ganz richtig, (und nur Idioten sprechen anders), daß der preußischen Monarchie ständische Abgabebewilligung völlig unnütz sei, sobald eine solche Controlle der Finanzverwaltung wirke, welche es überwacht, daß die möglichen Ueberschüsse auch wirklich eintreten. Dies erinnert wieder an Friedrichs mit einem Generalextraordinarium versehene Cassenverfassung, und an die Möglichkeit, sie so herzustellen, daß sie in Verbindung träte mit der ständischen Controlle der Finanzverwaltung.

Beides scheint vielleicht unverträglich, weil es der so sehr gerühmten Controlle widerspräche, welche der Monarch selbst vermöge der Generalextraordinariencasse übte. Aber diese soll ja auch nicht wieder aus den königlichen Händen gegeben werden. Hingegen hat die specielle Controlle, wird sie richtig geführt, jetzt einen solchen Umfang und eine solche Vervielfältigung gewonnen, sie ist in den verschiedenen Provinzen so mannigfach geworden, daß für ihre entsprechende Handhabung die Qualification sich nur bei den Provinzialständen befindet. Diese werden hauptsächlich zu wachen und zu prüfen haben: in wiefern genau nach dem Etat administrirt worden, was immer nur der Etat der betheiligten Provinz sein kann. Allein, ob für richtiges Eingehen der Einnahmen gesorgt wurde, und die Ausgaben nicht überschritten sind, wäre nicht allein zu prüfen, sondern auch: ob nicht bei günstigen Conjuncturen Einnahmevermehrungen und Ausgaberschwerungen eintreten konnten? — ob die Verwaltung sich im Einzelnen aller Abweichung vom Gesetze enthalten, ob alle Ungerechtigkeiten und die Einleitung solcher unzweckmäßiger Operationen unterblieben, deren Nachwehen erst folgende Jahre empfinden würden? Aber eine solche Controlle fordert ein Organ, und dies kann nicht besser gefunden werden, als die jetzigen Provinzialstände es bilden. Um so mehr zu bedauern ist, daß diese Art der Thätigkeit ausblieb. Verkannten entweder die Stände ihre wahre Bestimmung? Oder wurden sie durch die Administrativbehörden gehindert? —

Diese beiden Fragen werfen erst ein richtiges Licht auf die jetzt beantragten Reichsstände. Hatten die Provinzialstände ihre eigentliche Stellung und ihren rechten Beruf noch nicht begriffen; so hätten sie wohl damit anfangen sollen, diesen kennen zu lernen und zu zeigen, daß sie als Provinzialstände bereits gehen können, bevor sie als Reichsstände schon fliegen wollten. Gingen aber die Hemmungen von den Behörden aus, dann fand sich hier ein sehr wichtiges Geschäft vor für sie, das Geschäft Abhülfe zu erwirken. So dürfte der Antrag auf Reichsstände, wenigstens dießmal und für jetzt noch, völlig verfehlt sein. Andere Dinge liegen viel näher, und dies führt zurück zu Friedrichs Anordnungen.

Seine sogenannte Ministerrevüe war ein sehr bedeutsamer Act; nämlich jedes Ministers Decharge wegen der letztjährigen Verwaltung in sehr geregelter Form erfolgte dann. Kein Staat besitzt oder besaß diese Anordnung, deren Nothwendigkeit nur dieses Fürsten Genie erkannt hatte. Jetzt empfängt kein Minister mehr jährliche Decharge wegen seiner Verwaltung. Die Oberrechnenkammer kann sie nicht ertheilen, ihre Controllirung aber ist unzureichend, und geht zu einseitig auf Zahlen und Rechnungsformen. Wie zweckmäßig wäre dagegen eine alljährige oder zweijährige Controllirung der Provinzialverwaltungen durch die Provinzialstände auf den Provinziallandtagen, die dann über ihr Geschäft dem Monarchen zu berichten hätten. Der hierdurch unterrichtete Landesherr behielte darnach sich die Revision und Dechargirung wegen der General- und Centraladministration der Finanzen vor, sie selbst vollziehend.

Verein der Adelsgenossenschaft gegen Verarmung ihrer Glieder.

Der beabsichtigte Adelsverein ist an Mangel größerer Theilnahme, d. h. an dem Mangel eines Corporations-Geistes im Adel, gescheitert, und ein neuer Versuch, denselben nach ähnlichem Plane zu organisiren, möchte, allen Aussichten nach, abermals verunglücken.

Ein Adelsverein anderer Art wäre jedoch noch möglich!

Bekanntlich bestehen für verschiedene Klassen der gebildeten Stände, als z. B. für Kirchen-, Staats-, Grundherren und Corporations-Beamten Kassen gegen Verarmung, so wie für Wittwen und Waisen; die Städte und Dörfer haben Unterstützungs-Kassen für ihre Angehörigen, der Adel aber — nach dem Verluste seiner Corporations-Güter, der Ritter-Comthureien und Stifter — keinen Sicherheitspunkt gegen das Elend bei Verarmung. Zur Aufrechthal-

Digitized by Google

tung des Standes besteht kein wohlthätiges wirksames Institut! —

Einsender glaubt dahin, daß vor allem Andern ein Verein erst gebildet werden müßte, welchem ohne Unterschied alle Adelige beitreten könnten, der nur die Versorgung der Verarmten, der Wittwen und der Waisen beabsichtigte, gegen welchen daher keine Regierung etwas einzuwenden haben, sondern im Gegentheile denselben, als indirect im wahren Interesse des Staats handelnd, nur befördern würde. Besondere Vereine könnten sich, abgesehen von demselben, in jedem Staate in weiterer Beziehung gestalten.

Behufs eines Vereins gegen Verarmung sowohl als für Wittwen und Waisen-Renten wäre nun erforderlich die Verpflichtung eines jährlichen Beitrages, welcher anfänglich wohl nicht unter 12 Thalern für einen Familienvater betragen dürfte; für Diejenigen, welche aber keine Familie besitzen, bis zu ihrer Verheirathung nur auf die Hälfte zu setzen wäre. Eine Subscriptions-Liste, bei den verehrlichen Abonnenten der „Adelszeitung" beigelegt, behufs weiterer Unterzeichnung, wäre wohl der schnellste und geeignetste Weg, zum Zwecke zu gelangen. Entspricht aber dieses auch nicht zum geringen Grade unseren Erwartungen, so müssen wir annehmen, daß der Adel, gänzlich ohne Sinn für Corporationsgeist, seinen Stand verdorren lassen will; dann hilft Nichts mehr, und wir müssen von diesem Stande sagen: er hat sein factisches Ende erreicht!! . . —

Sollte sich jedoch — wir wollen die schöne Hoffnung noch nicht ganz beseitigen — eine Theilnahme des Adels für seinen Stand und seine directen Angehörigen noch durch eine genügende Unterschriftsverpflichtung darlegen, so würde die geehrte Redaction gewiß die Mittel und Wege für Unterbringung des Kapitales (binnen Jahresfrist) finden, von dessen Interessen die Verarmten des Vereins, die Wittwen und Waisen der Mitglieder — nach bestimmten Statuten — zu unterstützen wären. Von den weiteren Feststellungen in der Verwendungsweise kann jedoch erst dann die Rede sein, wenn der Unterstützungsverein ins Leben getreten ist.

C — z, im Januar 1843.

C — C.

Lesefrüchte.

Es thut mir allemal weh, wenn ein Mann von Talent stirbt, denn die Welt hat dergleichen nöthiger als der Himmel. (Lichtenberg.)

Man muß keinem Menschen trauen, der bei seinen Versicherungen die Hand auf's Herz legt.

(Derf.)

Unsere Welt wird noch so fein werden, daß es so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heut zu Tage Gespenster.

(Derf.)

Die Sanduhren erinnern nicht blos an die schnelle Flucht der Zeit, sondern auch zugleich an den Staub, in welchen wir dereinst zerfallen werden.

(Derf.)

Wir müssen uns nicht wundern, daß schlechte Menschen keine Schamhaftigkeit besitzen; sie erröthen nur, wenn man sie bei einer guten Handlung überrascht, und sind stolz über ihre Laster.

(Dl. Goldsmith.)

Ich hab's hundertmal gesagt und geschrieben, und kann's nicht müde werden zu wiederholen: Wer ein wahrer Knecht Gottes sein will, der sondere sich nicht von den Menschen ab, sondern blos von der Sünde; er schließe sich nicht an eine besondere Gesellschaft an, die sich's zum Zweck gemacht hat, Gott besser zu dienen, als Andere; denn in dem Bewußtsein dieses Besserdienens wird sie allmälig stolz, bekommt einen gewissen Geist, der sich auszeichnet, Heuchler zu sein scheint, und manchmal auch ist.

(Jung Stilling.)

Die Todesstrafe abzuschaffen, wird schwer halten. Geschieht es, so rufen wir sie gelegentlich wieder zurück. Wenn sich die Societät des Rechts begiebt, die Todesstrafe zu verhängen, so tritt die Selbsthülfe unmittelbar wieder hervor; die Blutrache klopft an die Thür.

(Goethe.)

Die Menschen, welche die Natur und ihre Mitmenschen betrachten, und behaupten, Alles sei dunkel und düster, haben vollkommen recht; aber die düstere Farbe geht von ihren eigenen kranken Augen und Herzen aus. Die wirklichen Farben sind hell und rein, und um sie zu finden, braucht man sie nur mit klarem Auge anzuschauen.

(Ch. Dickens.)

Mithelfen mußt du deinem Vaterlande, wo und wie du kannst; ermuntern, retten, bessern, und wenn du Ganz des Capitoliums wärest.

(Herder.)

Man muß das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrthum um uns her immer gepredigt wird, und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse.

(Goethe.)

Pfaffen haben kein Vaterland; sie haben nur einen Vater, einen Papa, in Rom.

(Heine.)

Mit dieser Welt ist's keine Wege richtig;
Vergebens bist du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!

(Goethe.)

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft — — —
So hab' ich dich schon unbedingt.

(Mephistopheles.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Elnſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 20. **1843.**

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Jägers Braut.

Von

Theodor Apel.

Der Ritter ſitzt im weiten Saal,
Umkränzt von den Vaſallen:
„Heut' Töchter wählt mir den Gemahl,
Wählt ihn mir zu Gefallen!
Dann ſoll des alten Vaters Herz
Sich froh ergehn in Luſt und Scherz,
Die Burg ertönen vom Geſang,
Trompetenſchall und Hörnerklang!"

Die Erſt' und Zweite hatten ſich
Den Gatten bald genommen,
Und Beide hieß gar ritterlich
Der alte Herr willkommen.
„Nun wählt auch Du, mein jüngſtes Kind,
Und ſei ſo edel auch geſinnt,
Wie hier Dein holdes Schweſterpaar,
Gleich würd'gen Gatten bringe dar!"

Und ſchüchtern tritt das Mägdlein hin
Mit purpurrothen Wangen:
„Mein Vater, ſieh, nicht trägt mein Sinn
Nach Ehr' und Ruhm Verlangen.
Den Mann, dem ſich mein Herz vermählt,
Hat Lieb' allein ſich auserwählt,
Es iſt der Jäger, den Ihr kennt,
Den Euer Kind als Gatten nennt."

Da wird ringsum Gemurmel laut,
Hoch thät der Herr ſich heben:
„Wohlan, ſo ſei des Jägers Braut,
Dem Knecht will ich Dich geben;
Der hol' Dich morgen in ſein Haus,
Doch tilg' ich Dich als Tochter aus,
Und all' Dein Gut, Dir lieb und werth,
Sei Deinen Schweſtern nun beſchee'rt."

Und ernſt darauf der Jäger ſich
Vor'm alten Herrn verneiget:
„Bei Gott, als Sohn empfängſt Du mich,
Sobald der Tag ſich zeiget!"
Und wilden Blickes eilt er ab,
Das Mägdlein ſich hinweg begab,
Und klaget Gott, was ſie bedrängt,
Bis milder Schlummer ſie umfängt. —

Der Morgen kam, das Dunkel ſchied,
Als fern ein Zug ſich zeiget,
Und Hörnerklang und Jubellied
Des Ritters Burg erreichet;
Gefolgt vom flotten Knappentroß,
Auf hohem, geldgez'ertem Roß,
Mit reicher Rüſtung angethan,
Ruft ſo den Herrn der Jäger an:

„Ich komme jetzt als Schwiegerſohn,
Dein Töchterlein zu holen;
Mein Vater ſitzt auf Kaiſers Thron,
Das ſag' ich unverholen.
So gieb mir denn Dein holdes Kind,
Das nicht nach Ehr' und Glanz geſinnt,
Und Ihr Vaſallen rufet laut:
Es lebe hoch die Jägersbraut!"

Digitized by Google

Neueste Standeserhöhungen in Preußen.

Der verdienstvolle Freiherr v. Zedlitz-Neukirch erwähnt in Nr. 12 dieser Zeitung in der Tageschronik die verschiedenen Erhebungen in den Fürsten-, Grafen-, Freiherren- und Adelstand, theils bei, theils nach der Huldigung Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Es wird für manchen unserer Leser nicht ganz uninteressant sein, auch diejenigen Personen zu wissen, welche eine solche Erhebung betroffen hat.*)

1) In den Herzogstand.

Der Prinz Victor Moritz Carl Franz zu Hohenlohe-Schillingsfürst-Waldenburg, geb. d. 10. Febr. 1818, ältester Sohn des verstorbenen Fürsten Franz von Hohenlohe-Schillingsfürst, unter dem Titel eines Herzogs von Ratibor und Fürsten von Corvey, — so wie sein jüngerer Bruder, der Prinz Chlodowig Carl Victor, Besitzer des zweiten Majorats von Ratibor und Corvey. Derselbe ist geboren den 31. Mai 1819.

2) In den Fürstenstand.

Der Graf Lannoy de Clervaur, Besitzer des Fürstenthums Rheina-Wolbek, mit dem Titel eines Fürsten zu Rheina-Wolbek und dem Prädikate Fürstliche Gnaden. (Bei der Huldigung in Berlin, am 15. October 1840.)

3) In den Grafenstand.

Der Rittmeister a. D. und Domherr v. Voß, der Domherr Landrath v. Zieten (Sohn des berühmten Generals) auf Wustrau, der Kammerherr v. Saldern-Ahlimb auf Rügenwalde, der Kreisdeputirte v. Alvensleben auf Errleben, der Rittergutsbesitzer v. Alvensleben-Ifenschnibbe auf Weterzig, der K. Hannoversche Ober-Marschall v. Wangenheim, der Standesherr der Niederlausitz, Freiherr v. Houwald auf Straupitz, der Generallandschafts-Director v. Eichstädt-Peterswald auf Hohenholz, der K. Schwedische Kammerherr Oberst-Lieutenant a. D. v. Krassow auf Diewitz, der Hauptmann a. D. v. Blumenthal auf Varzin, der Freiherr v. Saurma-Jeltsch auf Lorzendorf, der Kammerherr v. Werthern auf Beichlingen mit der Benennung eines Grafen v. Werthern-Beichlingen, der Kammerherr von der Asseburg auf Meisdorf, der Kammerherr Wolf v. Helldorf auf Wollmirstedt, der Freiherr von Landesberg-Velen, der Herz. Braunschw. Oberjägermeister Freiherr v. Sierstorpff († 1842) auf Oriburg, der Kammerherr Freih. Franz Egon v. Fürstenberg auf Schloß Stammenheim, der Rittershauptmann, Major a. D. Freiherr v. Mirbach auf Schloß Harff, der Freih. v. Loe auf Wissen, der Kammerherr Freih. Friedr. Wilh. Julius v. d. Busche-Ippenburg, gen. v. Kessel. (Vorstehende sämmtlich bei der Huldigung in Berlin.) Ferner der Generalmajor a. D. v. Borke auf Falkendorf, der Kreisdeputirte, Kämmerer v. Steenberg auf Grotken, der ehemalige Generallandschaftsdirector v. Poninski auf Wreschen, der Generallandschaftsdirector v. Grabowski auf Luckowo u. s. w., der Rittergutsbesitzer v. Grabowski auf Grilewo u. s. w., der Rittergutsbesitzer v. Skorzewski auf Cyernicjewo, Rittergutsbesitzer Nepomucen v. Zoltowski auf Ujazd. (Bei der Huldigung in Königsberg.) Ferner Freiherr v. Hülsen auf Winsen, Carl Ludwig v. Berg, Besitzer der Schönfelder Güter, endlich von Garnier-Turawa und von Arnim, Preußischer Gesandter in Paris.

4) In den Freiherrenstand.

Der Rittergutsbesitzer Carl Constantin v. Rieben auf Giesendorf, der Landrath v. Czettritz auf Colbnitz, der Landesälteste v. Kökritz auf Groß-Särchen, Regierungsrath a. D. v. Ziegler auf Dambrau, Credit-Director v. Gaffron auf Kunern, Landrath v. Diepenbroik-Grüter, Landr. v. Lilien, Rittergutsbes. v. Rigal auf Grünland, (bei der Huldigung in Berlin), und Rittergutsbesitzer v. Sanden-Russainen (bei der Huldigung in Königsberg), später v. Harlem auf Gorzyn.

5) In den Adelstand.

Staats-Secretair Düsberg, Oberlandforstmeister Reuß, Major Schlüsser, Geh. Commerzienrath Endell in Berlin, Landrath Albrecht auf Gütergotz, Major Becherer auf Klein-Mesow, Amtsrath Freyer auf Hoppenrade, Amtsrath Kähne auf Petzow, Rittergutsbes. Neumann auf Hanseberg, Rittergutsbesitzer Karbe auf Staffelde, Rittmeister Obermann auf Klein-Zniz, Rittergutsbesitzer und Kreisdep. Eichborn auf Güttmannsdorf, Landesältester Hauptmann Schönitz auf Klein-Leuden, Geh. Commerzienrath und Rittergutsbes. Löbbecke auf Mahlen, Rittergutsbesitzer Winkler auf Michowitz, Regierungsvicepräs. Schrötter, Hauptmann a. D. Jagwitz auf Bigniz, Oberlandesgerichtspräs. Stelzer, Rittergutsbes. Nathusius auf Hundesburg, Rittergutsbes. Pieschel auf Nieplitz, Rittergutsbes. Reineke auf Langenstein, Regierungspräsident Cunz in Aachen, Regierungspräsident Gerlach, Landrath Basse zu Pröbsting, Consorialrath van Oven, Rittergutsbes. Joh. Pet. vom Rath auf Lauersörst, Rittergutsbes. Geh. Reg. Rath und Curator der Universität Bonn, Bethmann-Holl-

*) Theilweise entnommen aus dem „Genealogisch-Diplomatischen Jahrbuch für den Preußischen Staat.“ Berlin 1841.

Digitized by Google

weg. (Sämmtlich bei der Huldigung in Berlin.) Sodann Geh. Juſtizrath Hennig auf Dembowolonka, Amtsrath Neumann auf Szirgupöhnen, Kreis-Dep. Simſon auf Georgenburg, Amtsrath Kries auf Kulmagga, Oberamtmann Deutſch auf Graventhien, Kreisdeput. Groß auf Klein-Starzin, Amtsrath Sänger auf Grabowo, Rittergutsbeſitzer Heine auf Kruſchwitz, Landſchaftsrath Laurenz auf Redynen, Geh. Finanzrath Provincial-Steuerdirector Engelmann in Königsberg, auf Pyzhor. (Vorſtehende bei der Huldigung in Königsberg.) Später der Rittergutsbeſitzer und Landrath Jacobi auf Großjena und Landrath in Naumburg unter dem Namen v. Wangelin. Der Lieutenant Hüner unter dem Namen v. Waſtrowsky, der Reg. und Forſtrath Steffens nebſt ſeinen beiden Söhnen in Aachen. Der Lieutenant a. D. Scharfenort, der Lieutenant Schaumburg, der Generalmajor und Chef des Generalſtabs Generalinſpector der Artillerie Jenichen, der Rittergutsbeſ. Köhne auf Rittersberg unter dem Namen v. Wranke-Deminski, der Rittergutsbeſitzer und Kreisdep. Jordans auf Lüſtelberg, der Rittergutsbeſitzer und Landrath a. D. Haw in Trier, der Lieutenant Glaſenapp, der Rittergutsbeſitzer und Director der Kunſtacademie in Düſſeldorf unter dem Namen Schadow-Godenhaus, endlich der Oberlieutenant Hagemeier mit dem Beinamen v. Niebelſchütz. Der Regierungs- und Baurath Brieſen in Münſter wurde ebenfalls in Adelſtand erhoben, ſo wie dem K. Hof- und Med. Rath Dr. Harthauſen und dem Pfarrer Harthauſen in Perſanzig ihr Adel beſtätigt.

Verleihung von Erbämtern.

Es ſind beliehen mit dem Amte des Erbjägermeiſters der Kurmark der Major v. Jagow auf Ruhſtedt, des Erblandmundſchenken in Alt-Vorpommern der Kammerherr v. Heyden-Linden auf Tützpatz, des Erb-Küchenmeiſters in Hinterpommern der Landrath v. Kleiſt-Retzow auf Kießow; im Fürſtenthum Halberſtadt mit dem Amte des Erb-Truchſeſſen der Staatsminiſter Graf v. Alvensleben; im Herzogthum Magdeburg mit dem Amte des Erb-Truchſeſſen der Domdechant und Geh. Reg. Rath v. Kroſigk auf Poplitz; mit dem des Erbkämmerers der Freiherr v. Plotho auf Parez; mit dem des Erbſchenken der Graf v. Hagen auf Mökern; mit dem des Erbmarſchalls der Graf v. Veltheim auf Harpke; im Fürſtenthum Münſter mit dem Amte des Erbmarſchalls der Graf v. Merveldt; mit dem des Erbſchenken der Freiherr v. Twickel; mit dem Amte des Erbmarſchalls im Fürſtenthum Minden der Domcapitular und Fürſtl. Bückeburg'ſche Geheime Kammerrath Freiherr v. d. Reck auf Stockhauſen, unter der Bedingung eines zu ſtiftenden Fideicommiſſes; und mit dem Amte des Erbmarſchalls der ehem. Abtei Herford der Flügel-Adjutant, Oberſtlieutenant und Commandeur des 1. Garde-Ulanen-Regiments v. Lebeur; endlich der Graf v. Hompeſch auf Bolheim mit dem Amte des Erb-Ober-Jägermeiſters des Herzogthums Jülich; und mit dem Amte des Erbkämmerers dieſes Fürſtenthums der K. Baieriſche wirkliche Kämmerer Ferdinand Freiherr v. Bongart zu Pfaffendorf, Kreis Bergheim.

H. Alexius v. Einſiedel.

Ein kurzer Zuſatz zu dem Aufſatze: „Ein Wort für den deutſchen Adel in Preußen.“

Es iſt darin der Wunſch ausgedrückt worden, der Staat möge wenig bemittelte Edelleute, welche ſich um Domainenpachtungen bewerben, vorzugsweiſe berückſichtigen. Dieſer Vorſchlag verdient ſehr der Beachtung, und beruht ſogar auf Billigkeit. Allein hierzu iſt noch ein anderer Wunſch nicht blos für den Preußiſchen Staat, ſondern auch für ganz Deutſchland beizufügen. Die Menge der nicht ſouverainen Fürſten, Grafen und Standesherren, welche oft ſehr anſehnliche und einträgliche Aemter und Stellen in Kanzleien, Forſt- und Verwaltungsangelegenheiten zu vergeben und zu beſetzen berechtigt ſind, haben bisher bei Beſetzung ſolcher ſehr wenig auf die ärmern Edelleute Rückſicht genommen und würde eine künftige Rückſichtnahme auf dieſe dem Adel in materieller Hinſicht nicht wenig helfen. Wir enthalten uns einer weitern Verbreitung über dieſen Gegenſtand, doch würde es uns freuen, noch gewichtigere Stimmen aus Deutſchland darüber zu vernehmen. D. O.

Scherz und Ernſt.

Während eines Gebirgsmarſches im ſiebenjährigen Kriege ging Friedrich der Große einmal, ungebuldig über das langſame Vorrücken des Geſchützes, durch den Engweg zu Fuß bergan; mit ihm der Generalliieutenant Graf Schmettau. Während dieſes verdrießlichen Ganges wandelte dem König, um ſich die Langeweile zu vertreiben, die Luſt an, den Grafen, einen ſehr religiöſen Mann, ein wenig zu necken. Er erkundigte ſich nach ſeinem Beichtvater in Berlin, ob ſich derſelbe noch wohl befinde, und ließ einem Strome von Scherzreden und Spöttereien freien Lauf.

„Ew. Majeſtät ſind ſehr viel witziger, als ich, und auch ſehr viel gelehrter,“ erwiederte Schmettau, als er endlich einmal zu Worte kommen konnte. „Ueber-

Digitized by Google

dies," fügte er hinzu, „sind Sie auch mein König! Der geistige Kampf ist also zwischen Ihnen und mir in jeder Rücksicht ungleich. Dennoch können Sie mir meinen Glauben nicht nehmen. Und gelänge es Ihnen auch — nun! so hätten Sie mir zwar unermeßlich geschadet, aber zugleich doch auch sich selber nicht unbedeutend mit."

Der König blieb stehen, und machte Front gegen Schmettau, das Blitzen des Unwillens in den mächtigen Augen. — „Was soll das heißen, Monsieur Schmettau?" sagte er. „Ich sollte mir schaden, wenn ich Ihm seinen Glauben nehme? Wie meint Er das?"

Mit unerschütterlicher Ruhe entgegnete der General: „Ew. Majestät glauben jetzt einen guten Offizier an mir zu haben, und ich hoffe, Sie irren nicht. Könnten Sie mir aber meinen Glauben nehmen, da hätten Sie ein erbärmlich Ding an mir — ein Rohr im Winde, darauf nicht der mindeste Verlaß wäre, weder bei Berathschlagung, noch in der Schlacht."

Der König schwieg und ging eine Zeitlang im stillen Nachdenken weiter. Dann fragte er mit freundlicher Stimme: „Sage Er mir doch, Schmettau, was ist eigentlich sein Glaube?" — „Ich glaube," sagte Schmettau freudig, „an die göttliche Vorsehung, die jedes Haar auf meinem Haupte zählt; an die göttliche Erlösung von allen meinen Sünden,' und an ein ewiges Leben nach dem Tode."

„Das glaubt Er wirklich?" sagte der König, „das glaubt Er so recht mit voller Zuversicht?"

„Ja, wahrhaftig, Ew. Majestät."

Der König faßte bewegt Schmettau's Hand, drückte sie ihm stark und sagte: „Er ist ein sehr glücklicher Mensch!" Dann ging er nachdenkend weiter, und nie, seit jener Stunde, hat er Schmettau's religiöse Ansichten verspottet.

Lesefrüchte.

Die da Kronen tragen, sind die Höchsten der Menschen. Gewöhnlich werden sie auch für die Glücklichsten gehalten, und der des Neides würdigste Gegenstand scheint eine Krone zu sein. — Liebe Menschen! Es giebt der Kronen so Viele, und ihr könntet wohl auch eine auf euer Haupt setzen: Jünglinge und Jungfrauen den Kranz oder die Krone der Unschuld; Greise die Krone der Ehre; jedes Alter die Krone der Tugend. Freilich sind diese Kronen verschieden von jenen goldenen. Der größte Unterschied jedoch ist der, daß sie wohl schmücken, aber nicht drücken.

Noch eine Krone giebt es: die Dornenkrone — welche Christus trug.

(K. Steiger.)

Ein jeder Mensch ist des Jahres wenigstens einmal ein Genie.

(Lichtenberg.)

Daran erkenn' ich die gelehrten Herr'n!
Was ihr nicht faßt, steht euch meilenfern,
Was ihr nicht faßt, das fehlt euch ganz und gar,
Was ihr nicht rechnet, glaubt ihr, sei nicht wahr,
Was ihr nicht wägt, hat für euch kein Gewicht,
Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gelte nicht.

(Mephistopheles im 2. Theil des Faust.)

Die Liebe ist der Dichtung Stern;
Die Liebe ist des Lebens Kern,
Und wer die Lieb' hat ausgefungen,
Der hat die Ewigkeit errungen.

(Fr. Rückert.)

Glaube auf Gott bis über'n Tod,
Hoffnung in Noth,
Eine Dame im Herzen,
Trotzigen Muth in Schmerzen,
Hilfe Hand den Freunden,
Kaltes Schwert den Feinden,
Ueber Alles die Treue,
Ueber nichts eine Reue!

(Ad. v. Tschabuschnigg.)

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

(Seume.)

Tageschronik.

Am 9. Mai wurde in Dom-Remy, dem Geburtsorte der Johanna von Arc, die Bildsäule dieser Heldin eingeweiht, welche der König diesem Orte geschenkt hat. Sie ist in Bronze nach der von der verstorbenen Prinzessin Marie von Orleans gefertigten Statue gegossen.

Personalnotizen.

In der Nacht vom 29. zum 30. April starb zu Berlin **Emil Heinrich Hänel von Cronenthall**, Oberstlieutenant und Dirigent im typographischen Bureau des großen Generalstabes, Ritter mehrerer Orden, früher bis 1816 im russischen Kriegsdiensten, durch das mit v. Rau gemeinschaftlich bearbeitete Werk „der Krieg der Verbündeten gegen Frankreich in den Jahren 1813—15 als Erläuterung der 2 Tableaux, welche 88 Schlachtpläne jenes Krieges enthalten" (2 Theile, 1821—35) in der Militairliteratur bekannt, geb. auf der Festung Königstein in Sachsen am 14. Juni 1784. (E. R.)

Am 1. Mai starb zu Dresden **Karl Aug. Gottschalk**, seit 1835 Vicepräsident des Oberappellationsgerichts, Ritter des Civilverdienst-Ordens, als juristischer Schriftsteller („Analecta juris Saxonici civilis et ecclesiastici" 1804; „Selecta discepticuum forensium capita," 3 Voll. 1816—23, ed. II. 1826—31 u. a.) rühmlichst bekannt, allgemein geschätzt wegen seiner tiefen wissenschaftlichen Bildung und wahrhaft humanen Gesinnung, geboren am 14. Januar 1777. (E. R.)

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 21. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Nach Beseitigung der durch den Tod des bisherigen Redacteurs d. Bl., des edeln und ritterlichen Friedrich Baron de la **Motte Fouqué**, eingetretenen Störung erscheint die „Zeitung für den Deutschen Adel" in dem Verlage des Unterzeichneten, und zwar, wie bisher, wöchentlich 2 Nummern, so daß am Ende des Jahres 104 Nummern vorliegen werden. —

Altenburg, im Mai 1843.

Julius Helbig.

Die neue Redaction wird sich bemühen, dem Inhalte, der sich bisher schon durch sehr gediegene Aufsätze auszeichnete, noch **größere Mannigfaltigkeit zu verleihen**; namentlich wird sie weit mehr, als bisher geschah, auf die **Unterhaltung** der Leser bedacht sein. Zu diesem Zwecke sucht sie den Kreis tüchtiger Mitarbeiter zu erweitern, und richtet an alle die Bitte, die „Adelszeitung" recht bald mit gediegenen und interessanten Beiträgen (Gedichten, Abhandlungen, geeigneten Novellen, Biographieen, Relationen und Reflexionen über wichtige Zeitereignisse, Localberichten, Recensionen ꝛc.) zu unterstützen und dadurch das Fortbestehen dieser Zeitschrift zu sichern und zu fördern. — Aufsätze, welche sich für dieselbe eignen, bittet man, unter der Adresse: „An die Redaction der Adelszeitung in Altenburg" einzusenden, entweder portofrei, oder auf dem Wege des Buchhandels.

Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Adel und Edel.

Warum den Adel schelten,
Wenn er Euch nichts gethan?
Es galt zu allen Zeiten
Doch stets ein edler Mann!

Sieh' nur die Burg dort oben!
Da hauste ein Geschlecht
Seit vielen hundert Jahren,
Und übte Pflicht und Recht.

Der Urahn hat vergessen
Für's Vaterland sein Blut,
Der Enkel kennt die Ahnen,
Das stärket seinen Muth.

Nicht erblich sei der Adel,
Spricht oft die junge Welt,
Erbt doch von jedem Bürger
Das Kind sein Gut und Geld.

Nur muß der Adel zeigen
Stets Edelsinn und Muth,
Ist ihm hier mehr gegeben,
Halt' er sich doppelt gut!

Sein Thun sei frei und offen!
Den Nieder'n drück' er nicht!
Ein fleckenloses Leben,
Das ist's, was für ihn spricht.

Dem Spiegel gegenüber,
Da mög' er öfters stehn!
In Reihen seiner Ahnen
Sein eignes Bildniß sehn!

Oft frag' er sich im Stillen:
Was hast denn du gethan?
Bist du des Adels würdig?
Waest du ein edler Mann?

Das wird die Welt versöhnen,
Das ist es, was ihn hebt.
Laßt frei die Welt nur reden,
Wenn Ihr nach Gutem strebt.

Alfred Freiherr von Klein.

Digitized by Google

Die Minnehöfe des Mittelalters. *)

Unter die mannigfaltigen Institute des Mittelalters, welche wesentlich mit dem Ritterwesen zusammenhängen, gehören auch die Minnehöfe oder Gerichtshöfe der Liebe, wo, wie Schiller sang,

— zarte Minne herrschte, wo die Liebe
Der Ritter große Heldenherzen hob,
Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend.

Sie fallen in die Zeit vom Anfange der Kreuzzüge bis zum 16. Jahrhundert, und traten zuerst in der Provence (im südlichen Frankreich), der Wiege des Ritterthums und der Pflegerin des Minnesangs, in's Leben. Ihr ursprünglicher Name cort d'amors, cour d'amour deutet auf ihr Entstehen an den Höfen sowohl der Herrscher ganzer Provinzen, als auch einzelner angesehener Vasallen. Gewöhnlich werden sie als Gerichte bezeichnet, welche, — in der früheren Zeit lediglich aus Damen, später auch aus Rittern zusammengesetzt, — Aussprüche über Fragen der Liebe und über Streitigkeiten von Liebenden ertheilten (Spruchcollegien der Liebe).

Man hat nicht selten den Ursprung dieser merkwürdigen Institute aus der Verbreitung der Dichtkunst der Troubadours zu deduciren gesucht, und sie oft mit blos dichterischen Zusammenkünften verwechselt. Eine richtigere Ansicht darüber hat jedoch Ebert im „Hermes" (S. 81 ff.) ausgesprochen. Wie nämlich der einstige Ritter die Gebräuche und Obliegenheiten seines Standes durch mehrjährigen Knappendienst und Unterricht lernte, so bestand gewiß auch für das weibliche Geschlecht höhern Standes eine gewisse Uebungs- und Unterrichtsanstalt für äußern Anstand und Ceremoniell. Wo konnte man aber diese anders suchen, als an den Höfen der Herrscher oder auch mächtiger Vasallen? Und daß selbst junge Damen den Dienst ordentlich lernten, bezeugen die Gesänge der Troubadours. So mußte nothwendig theils zwischen der Herrin und ihren Hofdamen, theils zwischen letztern selbst untereinander ein näheres Verhältniß eintreten, dem man wohl das des Ritters zu seinen Knappen und das gegenseitige der Knappen untereinander selbst vergleichen mag, und es war die Möglichkeit eines freiern, nicht mehr blos auf Hofdienst und Unterricht begründeten weiblichen Vereins gegeben. Bald fand sich zu demselben auch die äußere Veranlassung. Der Ruf zu den Kreuzzügen fand vielleicht nirgends ein günstigeres Gehör, als in den Provinzen des südlichen Frankreichs. Schaaren von Rittern, Herrscher wie Vasallen, drängten sich nach dem heiligen Lande, und die Damen blieben in den verödeten Hoflagern und Burgen einsam, oft ganz schutzlos, oft nur fremder Obhut anvertraut, zurück. Ein engeres und sich zu einem wirklichen Vereine bildendes gegenseitiges Anschließen konnte, ja mußte selbst aus mehreren Gründen nun Statt finden. Zunächst lagen diese Gründe schon im Bedürfnisse geselliger Unterhaltung, dann aber auch in der Nothwendigkeit eines festern Zusammenhaltens und gegenseitigen Beistandes für Fälle, wo die Sicherheit ihrer Besitzungen durch Fehden und andere Beeinträchtigungen gefährdet wurde. Wie es aber in der Natur des letztern Zweckes lag, daß eben die mächtigern und angesehenern Damen (mithin diejenigen, an deren Höfen die meisten andern früher ihre Bildung erhalten hatten) bei dieser Verbindung von selbst einen gewissen Vorrang und besondern Einfluß erhielten; so konnten ja diese ehemaligen Erzieherinnen leicht zugleich auf den bei der bestehender Lage der Dinge nicht eben fern liegenden Gedanken kommen, für ihr während der Abwesenheit der Ritter frei und unbewacht in die Welt tretendes und eben jetzt durch keine Klinge oder Lanze gegen etwaige gehässige Bezüchtigungen eines Verläumders geschütztes Geschlecht gewisse Formen und Gesetze der Sitte und des Anstandes zu ersinnen, und über deren Beobachtung zu wachen. Wer sich der damaligen allgemeinen Gastfreundschaft gegen jeden fahrenden Ritter und gegen jeden wandernden Sänger, welche auch durch die Abwesenheit der Burgherren nicht unterbrochen wurde, erinnert, der wird eine solche Vermuthung nicht für unwahrscheinlich und eine solche Vorsichtsmaßregel wenigstens nicht für überflüssig halten. So entstand denn ein lediglich aus sich selbst hervorgegangener weiblicher Verein, der zu gleicher Zeit in der dreifachen Gestalt eines geselligen Kreises, eines Schutzbündnisses und eines Sittengerichts der Frauen auftritt. Aeußere Formen liebte jene Zeit; und auch für sich eine solche zu finden, konnte einem Vereine nicht schwer fallen, welcher mitten unter geistlichen und ritterlichen Orden und Fraternitäten lebte. Am nächsten lag die Form eines Hofes, von wo aus die ganze Idee ausgegangen war. Treue gegen die abwesenden Gatten, ehrliche und loyale Minne gegen die nächsten Umgebungen war derjenige Zweck des Vereins, den man sich am liebsten laut gestand; — so waren die cours d'amour begründet. Ob sogleich bei der ersten Entstehung eine Art gerichtlicher Form eingeführt wurde, ist ungewiß; indessen muß sie wenigstens bald darauf hinzugefügt worden sein.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Vergl.: Die Minnehöfe des Mittelalters, Leipzig 1821; Ebert im „Hermes", 1821. XII; von Sarwey's „Monatsschrift für Justizpflege in Würtemberg," Band 2 und 4; Hitzig's „Annalen der Criminal-Rechts-Pflege", 1841, Heft 9. (September.)

Digitized by Google

Aus dem Leben Joachim Murat's.

Von Méry.

Um Mitternacht, wenn im Salon der Gräfin Lipona*) in Florenz die Töne des Pianoforte verstummten, zogen sich auch die meisten Gäste zurück, und nur die vertrautesten Freunde der Frau vom Hause blieben noch im Palaste Grifoni. Diese plauderten dann über die Neuigkeiten des Tages, theilten sich gegenseitig interessante Begebenheiten mit, und erst gegen Morgen trennte sich der kleine Kreis von Auserwählten. Es lag ein unbeschreiblicher Reiz in solchen Nachtwachen; der Saal war noch vom Concert oder Ball in Unordnung, aber die Tänzer und Künstler waren verschwunden; die Lampen brannten düster; die Partituren lagen auf den Notenpulten zerstreut; um jeden der verlassenen Spieltische standen noch die vier leeren Sessel, und den Tönen der lautesten Freude folgte jetzt eine ruhige, aber um so anziehendere Familien-Unterhaltung. Man reichte Thee und Waffeln herum, welche die Form des Wappens der ehemaligen Königin von Neapel hatten, und von dem unsterblichen Koch der Madame Dubarry so kunstreich gebildet waren. Keiner der Theilnehmer an diesen köstlichen Morgen-Soireen dachte wohl an den Schlaf. „Ich bedarf nur drei Stunden Schlummers," pflegte die Gräfin von Lipona zu sagen; „das ist eine gute Gewohnheit, die ich meinem Bruder, dem Kaiser, verdanke." Ihre Freunde waren stolz auf die Auszeichnung, die Nächte mit ihr verplaudern zu dürfen, und oft, wenn sie den Palast verließen, sahen sie den Wiederschein der Morgenröthe auf dem Dome San Spirito.

Die Gräfin Lipona erzählte uns oft interessante Begebenheiten und Anekdoten mit jener leichten italienisch-französischen Grazie, die sie niemals verließ. Die berühmte Frau hatte so viele Dramen, so viele Festlichkeiten und so viele Unglücksfälle erlebt, daß es ihr niemals an Stoff fehlte, wenn sie zu unserer Unterhaltung durch die Mittheilung merkwürdiger Erlebnisse etwas beitragen wollte. Eines Nachts drängte sich der Kreis der Auserwählten dichter um den Lehnstuhl der Gräfin; denn sie hatte versprochen, heute einen Zug aus Murat's Leben mitzutheilen, der bis jetzt weder gedruckt, noch bekannt war. Ihre Stimme zitterte, als sie uns diese Worte sagte; sie schien bewegt, und ihre schönen, sonst so ruhigen Gesichtszüge verriethen, daß sie von einer traurigen Erinnerung bestürmt werde. Nach einer langen Pause fing sie an: „Zur Zeit, da Italien noch französisch war, brach in einem unserer Regimenter, das in Livorno in Garnison lag, ein Aufruhr aus; die Sache war sehr ernst, und viel mehr als eine gewöhnliche Soldaten-Emeute. Als der Kaiser Nachricht davon erhielt, war er außerordentlich aufgebracht; er schwur, die Unruhestifter streng zu bestrafen, und Joachim wurde beauftragt, das Urtheil gegen das pflichtvergessene Regiment zu vollstrecken. Die Befehle des Kaisers waren furchtbar und unwiderruflich; es war von keinem Kriegsgericht, sondern nur von unverzüglicher Execution die Rede.

Als Joachim in Livorno angekommen war, ließ er das ganze Regiment auf dem Waffenplatz zusammentreten und kündigte den Soldaten an, daß er von dem Kaiser den Auftrag erhalten habe, sie zu strafen, und daß er strafen werde. Die Energie seiner Worte, die drohenden Bewegungen, mit denen er sie begleitete, besonders aber die Gewalt seines Namens machten auf die rebellischen Truppen einen tiefen Eindruck; die Soldaten warfen sich ihm zu Füßen und baten demüthig um Gnade. Joachim wurde gerührt; aber er mußte die Befehle des Kaisers vollziehen und bezwang seine innere Bewegung; sein Gesicht blieb streng wie zuvor, und mit fürchterlicher Stimme rief er: „Ich werde immer einen Mann auf zehn erschießen lassen!" Sie können wohl denken, welche allgemeine Bestürzung diese Worte verursachten. Das Regiment, das in der Kaserne gefangen war, schickte mehrere Deputationen an Murat, um seine Gnade zu erflehen. Offiziere und Soldaten schwuren, sich in der nächsten Schlacht unter den Augen des Kaisers tödten zu lassen. Doch Murat blieb lange, wenigstens dem Anschein nach, unbewegt. Endlich schien er von so vieler Unterwürfigkeit gerührt; aber da der begangene Fehler zu groß und die Ordre zu ausdrücklich war, um sie ganz zu umgehen, verlangte er, daß drei Soldaten, die ihm als die Aufwiegler der Truppen bezeichnet wurden, mit ihrem Leben das Verbrechen des Regiments sühnen sollten. Die Opfer wurden in den Kerker geworfen, und ihre Hinrichtung war auf den andern Morgen festgesetzt. Mitten in der Nacht aber ließ Joachim im Geheim die drei Soldaten von einem Kerkermeister zu sich führen, auf dessen Verschwiegenheit und Treue er bauen konnte.

„Morgen werdet Ihr erschossen," redete Murat sie an, „bereitet Euch zum Tode vor, zeigt keinen Kleinmuth und fallet, wie es tapfern Soldaten gebührt, ohne Klagelaut, um Euer Verbrechen vergessen zu machen. Ich übernehme es, Euer letztes Lebewohl und die Versicherung Eurer aufrichtigen Reue den Aeltern, die Ihr in der Heimath verlassen, zu überbringen; die armen Leute! sie verdienen wahrlich nicht, solche Kinder zu haben! Sagt, habt Ihr an Eure Mütter gedacht? — Die Soldaten konnten nicht antworten; Thränen erstickten ihre Stimme. — „Die armen Frauen wären so stolz gewesen, wenn Ihr auf dem Schlachtfelde der Ehre gefallen wäret," fuhr Murat fort; „aber hier! O Ihr Unglücklichen!

*) Der Name Lipona, den die ehemalige Königin von Neapel seit dem Jahre 1815 führt, ist bekanntlich eine bloße Sylbenumstellung von Napoli (Neapel).

Digitized by Google

geht jetzt; ich werde Euch einen Priester schicken, damit er Euch durch die Religion tröste; denket an Gott und an Frankreich! Ihr gehört jetzt nicht mehr dieser Welt an."

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen und Lebensfragen.

In unserer geistig erregten und bewegten Zeit giebt es beinahe keine deutsche Zeitschrift, die sich nicht, mehr oder weniger, mit Lebensfragen und Zeitinteressen beschäftigte; ja den letzteren ist sogar ein besonderes Blatt gewidmet, dessen Redaction höchst umsichtig geführt wird und wegen consequenter Durchführung der angenommenen Tendenz alle Achtung verdient. Es scheint jetzt sogar eine stillschweigende Forderung des lesenden Publicums zu sein, in seinen längstgewohnten Blättern, politischen wie belletristischen, Zeitfragen oder unmittelbar die Zeit Berührendes behandelt zu sehen, und daher ist es gekommen, daß so manche alte Dame von Zeitung oder Zeitschrift, die rein im Anzeigen- oder romantisch-süßen Schlummer versunken war, erwachte, und „die Schlafmützen durch das Funkensprühen der Zeit in Brand geriethen, da man sah, daß bei dem Gemüthsleben zwischen Himmel und Erde nichts herauskam." Aber mit diesem Erwachen eines neuen Geistes stellte sich auch zugleich ein Kampf unter den Vertretern der verschiedenen Ansichten ein, der, auf verschiedenen Gebieten geführt, noch fortdauert, und nächst den gewonnenen noch gewichtige Resultate hoffen läßt. Wir dürfen mit Recht diese Bewegung unserer Zeit einen Fortschritt nennen, denn ein Stillstand würde jetzt ein Rückschritt sein.

Stellen wir nun die Frage auf: ob sich wohl der Adel berufen fühlen soll, an diesem Kampfe der Zeit, an der Besprechung der Zeitinteressen Theil zu nehmen?, so muß dieselbe aus zweifachem Grunde bejaht werden. Einerseits hat der Adel besonders die Berufung, über Zeit und Lebensfragen in seinem Organe mitzureden, durch die höhere Stellung, die er als Stand im Staate einnimmt, und andererseits wird er besonders als großer Grundbesitzer von denselben am meisten mitberührt. Daher mag es vergönnt sein, versuchsweise einige derselben hier zu besprechen, wobei aber die Unterlegung anderer, als der uneigennützigsten Absichten im Voraus abgewiesen wird. Wir wollen hier unsere individuelle Ansicht geben, denn nur dadurch können in dem Kampfe der Meinungen befriedigende Resultate gewonnen werden, nicht aber durch die hämischen Angriffe eines Theiles der deutschen Journalistik, dessen Aufgabe zu sein scheint, in niedriger, oft ganz verächtlicher Weise über den Adel und sein Organ loszuziehen. Solchen Angriffen kann, als das bekanntlich wirksamste Mittel, nur Stillschweigen entgegengesetzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der König von Frankreich hat in Versailles einen neuen Saal eröffnet, genannt „Saal der Kreuzzüge", eine Art goldenes Buch für den alten Adel Frankreichs. Jede Familie, deren Adelsgeschlecht bis auf die Zeiten der Kreuzzüge zurückgeht, hat das Recht, in diesem Saale ihren Namen und Stammbaum aufhängen zu lassen. Ueber 200 prangen jetzt schon an den Wänden, darunter die Familie Rohan, Montmorency, Turenne ꝛc.

Alle adeligen Familien in Polen, deren Adel die Anerkennung des Staats erhalten hat, müssen sich und ihre Kinder nach einer neuen kaiserlichen Verordnung in das Gouvernements-Adelsbuch mit Namen eintragen lassen, in dem künftighin nur die Adelsatteste, die auf Grund dieser Adelsbücher ausgestellt sind, öffentliche Geltung haben sollen.

Die Tochter des Marquis von Boissy hat ihrem Gemahl, dem Herzog von Rohan, über eine Million jährlicher Rente als Mitgift zugebracht. Die Rohan's sind noch eine der wenigen altfranzösischen Familien, die in voller Kraft in drei Zweigen blüht; die Reihen der alten Adelsgeschlechter lichten sich immer mehr; das Haus Montmorency stirbt ohne männliche Erben aus; selbst der jetzige Träger des Namens Richelieu ist kein Richelieu mehr, sondern ein Mitglied der Familie Jomilhac.

Ap.

Personalnotizen.

In der Nacht vom 10. zum 11. Mai starb der älteste Veteran der königl. sächsischen Armee, Freiherr Heinrich Ad. von Gablenz, General-Lieutnant der Reiterei, Gouverneur der Residenz Dresden und Inhaber des königl. sächs. Hausordens der Rautenkrone ꝛc. Geboren den 25. Octbr. 1764 zu Weida, erhielt er 1776 und 1777 seine militairische Vorbildung in dem adeligen Cadetten-Corps zu Dresden, und trat im folgenden Jahre als Sous-Lieutnant in das Regiment Kurfürst Cuirassier ein, ward 1791 Rittmeister bei dem neu errichteten Husaren-Regiment, 1806 Major, 1809 Oberst und kön. General-Adjutant, 1810 Commandant des Dragoner-Regiments Prinz Clemens, 1812 General-Major und Brigadier, 1817 General-Lieutnant und 1830 Gouverneur der Residenz. Von 1815—1818 war ihm das Commando über das bei der Occupations-Armee in Frankreich stehende sächsische Truppen-Corps übertragen. — Während einer fast 63jährigen Dienstzeit nahm er an zehn Feldzügen Theil, und wohnte den meisten bedeutenderen Schlachten bei, bei welchen sächsische Truppen thätig waren.

Am 15. Mai starb zu Hannover im 67. Jahre seines Alters der Generalmajor von Krauchenberg, Commandeur der ersten Cavallerie-Division. Er gehörte zu den verdienstvollsten Officieren des hannöver'schen Heeres, und hat sich besonders in der deutschen Legion auf der pyrenäischen Halbinsel sehr hervorgethan.

Ap.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 22. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Der deutsche Adel.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

Verschwunden ist noch nicht der Adel
In unserm deutschen Vaterland', —
Er stehet noch auf festem Grunde
Vom Rheine bis zum Ostseestrand'.

So lange Ständeunterschiede
Auf dieser Erde fortbesteh'n,
Wird auch der Stand des deutschen Adels
In deutschen Gau'n nicht untergeh'n.

Obgleich der Adel eines Vorrechts
Sich längst nicht mehr erfreuen kann,
So hat er doch noch viele Feinde,
Indeß er schaut sie furchtlos an.

Verlieren mag der Adel Alles,
Verlieren nur die Ehre nicht.
Sie sei dem Edelmanne heilig,
So lange bis das Auge bricht.

Die Minnehöfe des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

Vielfach gebildet und ungleich empfänglicher für Genüsse höherer und edlerer Art waren indessen die Ritter aus dem Morgenlande zurückgekehrt. Wie freudig mochten sie über das schöne Leben staunen, welches ihnen (freilich neben manchen andern weniger erfreulichen Erfahrungen) während ihrer Abwesenheit in ihren Burgen und auf ihren Schlössern erblüht war! Ein Kreis edler Frauen, der ihnen mit so zauberischer Selbstständigkeit entgegentrat, durfte auf ihre tiefe Huldigung rechnen, und diese brachten auch die Ritter in reichem Maße dar. In der That scheint der Ursprung der eigentlichen ritterlichen Galanterie in diese Periode zu fallen. Mit ihr gewannen die Minnehöfe an Ausdehnung und Einfluß. Vergehungen in der Liebe wurden von ihnen gerügt, Streitigkeiten der Liebenden von ihnen geschlichtet, vorgelegte Fragen der Liebe, oft wohl nur als Spiel der Phantasie ersonnen, von ihnen beantwortet. Wie hätten, wo Alles den Damen huldigte, die Troubadours zurückbleiben sollen? Nicht genug, daß sie einzelne Damen in ihren Liedern erhoben und priesen, es finden sich selbst einige Beispiele, daß sie sogar ihre Sängertalente dem Urtheil der Minnehöfe unterwarfen. Indessen finden sich Entscheidungen über Dichterfragen erst in den Minnehöfen des 13. und 14. Jahrhunderts zu Romanin, Pierrefeu und Avignon; die des 12. Jahrhunderts, welches die blühende Periode der Minnehöfe war, beschäftigten sich ausschließlich mit Angelegenheiten der Minne.

Man zählte in Frankreich*) acht verschiedene Minnehöfe, den M. in Gascogne, den M. der Ermengarde, Vicomtesse von Narbonne, den M. der Eleonore von Aquitanien (1137 Gemahlin des Königs Ludwig VII.), den M. der Gräfin von Champagne, den M. der Gräfin von Flandern, die M. zu Pierrefeu und zu Signe,**) den M. zu Romanin, zu Avignon und zu Paris. Die Existenz des letztern fällt in die letzte Hälfte des 14. Jahrhunderts. In

*) In Italien, Deutschland, Spanien und England lassen sich wenigstens aus den bisherigen Quellen keine Minnehöfe nachweisen.

*) Wahrscheinlich war es nur einer, der abwechselnd an dem einen oder dem andern dieser nahe bei einander liegenden Orte gehalten wurde.

Digitized by Google

der königl. Bibliothek zu Paris befindet sich ein (unvollständiges) Manuscript, wonach der dortige Minnehof aus einer sehr großen Zahl von Mitgliedern und Chargen (worunter sogar 6 Huissiers) bestanden haben muß. Dieser Minnehof scheint aber auch ein Obergericht gebildet und mehrere Unterrichter, oder, wie es scheint, einzelne Gerichtsbeamte unter sich gehabt zu haben, worunter man höchst sonderbar klingende Titel findet, z. B. Officiale, Vicaire et promoteur d'amours, Conservateur des hauts privilèges d'amour, Marquis des fleurs et des violettes d'amour etc.

Nach und nach nahmen die Minnehöfe ganz die Form der wirklichen Gerichtshöfe an, so daß ihnen zuletzt nichts mangelte, was auch bei jenen wirklichen Gerichten angetroffen wurde. Die Befugniß der Minnehöfe aber zum Abgeben von Entscheidungen war keine andere, als eine vertragsmäßige, die nur dann Statt fand, wenn Einzelne auf eine solche Entscheidung provocirten.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

Gedankenvoll saß Gräfin Laura an einem Fenster ihres Boudoirs und schaute hinaus auf das weite, sturmbewegte Meer. Der Sturm legte sich allmälig, und dichte Schneeflocken fielen vom Himmel herab. Seltsam contrastirte die Weiße des Schnee's mit dem schwarzen Haare und den dunkeln Augen der reizenden Gräfin, welche, als ihr der Anblick des Meeres durch das Schneegestöber entzogen wurde, ihren Sitz verließ und im Zimmer auf- und niederging. —

Laura stand im sechsundzwanzigsten Jahre ihres Lebens und war seit zwei Jahren die Wittwe eines alten Mannes, welcher seiner jungen Gemahlin sein ganzes großes Vermögen hinterlassen hatte. Die reiche und schöne Gräfin wurde nach dem Tode ihres Gemahls der Gegenstand der Wünsche vieler jungen Männer; aber nur Graf Roderich war von dem Geschicke dazu ausersehen, auf das Herz der jungen Dame Eindruck zu machen. Laura liebte zum ersten Male, wahr und innig, wurde auf das Zärtlichste wieder geliebt, und war dennoch nicht glücklich. Sie hatte beabsichtigt, den Winter in einer nordischen Residenz zu verleben, aber ihre Stimmung veranlaßte sie, in dem Seebade zu bleiben, in welchem sie den Sommer zugebracht hatte, um mit dem Beginne des Frühjahres eine Reise nach Italien und der Schweiz zu unternehmen. Der Aufenthalt in diesem stillen Orte wurde der Gräfin dadurch verannehmlicht, daß sie eine Nichte, ein allerliebstes Mädchen von funfzehn Jahren, und deren Gouvernante bei sich hatte. Franziska war lustig, geistreich und musikalisch, und verkürzte ihrer Tante manche Stunde durch Phantasien auf dem Claviere. Laura liebte ihre junge Freundin von ganzer Seele, und diese war ihrer Tante schwärmerisch ergeben. Ein alter, reicher, unverheiratheter Baron, dessen Hauptgut ganz in der Nähe des Seebades lag, war der einzige Umgang der Damen. —

Laura trat wieder an das Fenster, an welchem sie gesessen hatte, und schrieb mit dem Zeigefinger ihrer weißen Hand in eine Scheibe des bereiften Fensters langsam und bedächtig den Namen Roderich. Aber kaum war diese kleine Arbeit, welche ihr viel Vergnügen zu machen schien, vollendet, so entstand im Nebenzimmer ein Geräusch, und die junge Dame hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihr Werk zu zerstören. Stürmisch wurde die Thür aufgerissen, und die bildhübsche Franziska, welche ihrem Aeußern nach für achtzehnjährig hätte passiren können, stürzte in das Zimmer. „Tantchen," — sprach sie aufgeregt — so eben hat die See ein umgeschlagenes Boot an das Ufer geworfen, und das ganze Dorf hat sich dort versammelt. Der Müller und sein ältester Sohn sind wahrscheinlich ertrunken."

Die Gräfin erbleichte. „Die arme unglückliche Wittwe und die vielen unmündigen Kinder!" — jammerte sie. — „Was können wir zu ihrem Beistande thun?"

Rasch warf sich Laura ein Tuch um den Hals, und die hohe, schlanke Gestalt eilte, indem ihr Franziska folgte, an den nahe gelegenen Strand des Meeres. Die hier versammelten Fischerfamilien machten der wegen ihrer Wohlthätigkeit und Milde allbeliebten Gräfin ehrerbietig Platz. Die faltenlose Frau des Fischers Müller schaute unverwandt auf das weite Meer, als suche sie ihren Mann und Sohn zu erspähen. Sieben kleine Kinder waren um sie versammelt, und jammerten und weinten. Es war ein rührendes Bild.

„Arme Frau," — sprach die Gräfin bewegt, indem eine Thräne aus ihrem schönen Auge über ihre Wange rollte — „hoffen Sie zu Gott, daß Ihr Mann und Sohn nicht verunglückt sind, sondern daß ein Fischer, deren jetzt so viele auf der See mit Fischfang beschäftigt sind, Beide gerettet hat."

„Ich habe der Müllerin das auch schon gesagt," — sprach ein alter Fischer, indem er seine Mütze etwas lüftete — „aber sie will es mir nicht glauben."

„Meine hochgeehrte, gnädige Frau Gräfin," — sagte die Frau unter vielen Thränen — „wenn mein Mann und Sohn gerettet wären, so würden Beide schon hier sein; denn sie hätten es sich wohl denken

Digitized by Google

können, daß das Boot an das Land geworfen worden und mich erschrecken müßte. Nein, schon im vorigen Sommer, nachdem der gute, gnädige Graf Roderich meinen ältesten Jungen aus der See gezogen hatte, habe ich geträumt, daß, wenn mein Julius noch einmal in die See fiele, ich ihn nie wieder sehen würde. Der Traum ist zu meinem Unglücke eingetroffen."

Laura seufzte und erröthete. Niemand hatte ihr von der That des Grafen erzählt.

„Das habe ich gar nicht gewußt, Tantchen," — sprach Franziska verwundert — „daß Graf Roderich im vorigen Sommer ein Menschenleben gerettet hat."

„Ja, ja, mein gnädiges Comteßchen," — sagte die weinende Fischersfrau — „das war der hochgeehrte Graf, welcher meinen Julius dem Tode entriß, aber der gnädige Herr verbot uns, davon zu sprechen."

„Wer kömmt dort?" — fragte ein Fischer, indem er nach den links vom Dorfe gelegenen Dünen zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Joachim Murat's.

Von Méry.

(Fortsetzung.)

Die Soldaten sanken zu Joachims Füßen, nicht etwa um seine Gnade, sondern nur um seine Verzeihung vor dem Tode zu erflehen. Als sie sich entfernen wollten, rief er sie zurück: „Hört," sagte er, „wenn ich Euch nun das Leben schenkte, würdet Ihr dann ordentliche Leute werden?" — „Nein, wir wollen sterben," antwortete einer der Soldaten, „wir haben den Tod verdient: es ist gerecht, daß wir erschossen werden." — „Und wenn ich Euch nun nicht erschießen lassen will?" rief Murat aus; „warum wollt Ihr sterben, wenn Ihr leben sollt! Ich habe bis jetzt nur auf die Feinde Feuer! commandirt und kann Euch, die Ihr meine Brüder, die Ihr Franzosen seid, wie ich, nicht tödten lassen, obgleich Ihr Euch eines schweren Verbrechens schuldig gemacht habt?" — Und Joachim weinte auch, wie eine Frau, als er diese Worte sprach; er, der so tapfer und dabei so unendlich gut war; nicht wahr, meine Herren?" — Auch wir konnten uns der Thränen nicht enthalten, als wir die Gräfin Lipona mit solchem Feuer von ihrem heldenmüthigen Gatten reden hörten.

Nach einer kurzen Pause fuhr sie in der Erzählung fort:

„Hört mich," sagte Joachim mit ruhigerem Tone: „Ihr habt Euch schwer gegen Euern Kaiser vergangen; aber Ihr zeigt Charakterfestigkeit und Energie, und das gefällt mir; wenn ich Euch das Leben schenke, so müßt Ihr für Jedermann, vorzüglich aber für Euer Regiment, todt sein. Morgen, beim Anbruch der Nacht, werdet Ihr durch das Thor von Pisa, auf jenen Hügel dort, geführt; in einer Entfernung von zwanzig Schritten wird man ein Pelotonfeuer auf Euch geben, und Ihr sinkt wie todt nieder; in diesem Augenblicke zieht die letzte Abtheilung Eueres Regimentes, das seine Garnison verändert, auf der Landstraße vorüber. Die Dunkelheit der Nacht wird die Ausführung unseres Planes begünstigen. Ein Mann, dessen Verschwiegenheit ich erkauft habe, legt Euch auf einen Karren und bringt Euch nach dem Kirchhofe dort; findet Ihr Matrosenkleider, und 1000 Franken für Jeden! Man wird Euch ein Wirthshaus bezeichnen, wo Ihr zwei bis drei Tage verborgen bleiben müßt. Dann geht ein amerikanisches Schiff nach Neu-Orleans ab, und dort sollt Ihr leben, aber als redliche Leute, versteht Ihr mich? Sobald der Wind günstig ist, wird man Euch an Bord führen. Seid aber klug und vorsichtig, und thut Alles, was ich Euch gesagt habe. — Geht jetzt, ich werde für Eure Familien Sorge tragen."

Die Soldaten benetzten Murat's Hand mit Thränen, und sie wiederholten mehrere Male, daß er mit ihnen zufrieden sein werde.

Alles geschah nach Joachims Plan; dem Regimente wurde ein strenges Beispiel statuirt, und dennoch kein Tropfen Blut vergossen. Der Kaiser, der so glücklich betrogen worden, dankte Joachim, daß er nur das Leben dreier Menschen seiner strengen Disciplin geopfert habe. Napoleon hat niemals etwas von der großmüthigen List erfahren, die Murat bei dieser Gelegenheit ersonnen; sie blieb auch lange Zeit ein Geheimniß, das nur von mir und einigen unserer vertrautesten Freunde gekannt war. Jetzt aber habe ich keinen Grund mehr von dieser edlen That meines Gatten zu schweigen, und überlasse es Ihnen, sie Ihren Freunden und Bekannten mitzutheilen."

Als die Wittwe Murat's ihre Erzählung beendet hatte, stand sie auf, und zog sich in ihre Gemächer zurück; sie war zu bewegt, um noch länger in unserer Mitte bleiben zu können. Auch wir waren gerührt wie sie, und Aller Blicke richteten sich unwillkürlich auf das herrliche von Gros gemalte Bild, das in der Mitte des Saales hing. Es stellt den König Joachim zu Pferde in heroischer, edler Haltung vor; er reitet am Ufer des Golfs von Neapel; der Himmel und das Meer sind bewegt; im Hintergrunde sieht man den Vesuv, aus dem eben Flammen in die Höhe steigen: Murat und der Vesuv! zwei Vulkane einander gegenüber.

Einige Monate später erfuhr ich in Rom von Jemand, der in alle Geheimnisse der kaiserlichen Familie eingeweiht ist, die Fortsetzung dieser Geschichte. Sie gleicht der romantischen Entwickelung eines Dra-

Digitized by Google

ma's, und scheint weniger dem wirklichen Leben, als der Phantasie eines Schriftstellers anzugehören.

(Schluß folgt.)

Zeitinteressen und Lebensfragen.

(Fortsetzung.)

a) Die Theilbarkeit des Grund und Bodens.

Die Frage über den Nutzen und die Nachtheile der Theilbarkeit oder Untheilbarkeit des Grund und Bodens ist jetzt noch nicht genügend erledigt, und kein Resultat als allgemein gültig ins Leben getreten. Und dennoch drängt sich diese Frage immer wieder auf, und es ist zu hoffen, daß die Regierungen darüber zu klaren Grundsätzen gelangen werden. In der zweiten Hauptsitzung der vorjährigen Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe hielt Professor Knaus von Tübingen einen Vortrag über „die Folgen der Güterzerstückelung", wonach er sich bestimmt für entschiedenes Einschreiten gegen die zu weit gehenden Güterzertheilungen erklärte. In der „Deutschen Vierteljahrsschrift" Nr. 20. Jahrgang 1842 behandelt Fr. List, der Verfasser des nationalen Systems der pol. Oekonomie, das Thema: „Die Ackerverfassung, die Zwergwirthschaft und die Auswanderung" ausführlich und weist aus der Erfahrung die wohlthätigen Folgen der Hofwirthschaft auf arrondirten Gütern nach, gegen das Auflösen des Grund und Bodens in lauter Staub, wohin die unendliche Theilbarkeit führt, sich entschieden erklärend. Die „Deutsche Monatsschrift" vom October (1842) bringt einen Artikel: „Ueber die Theilbarkeit des Grundbesitzes", und vertheidigt in der nationalökonomischen, der politischen und der rechtlichen Richtung die unbeschränkte Theilbarkeit des Grundbesitzes. Zuletzt wollen wir noch die Ansicht eines angesehenen, erfahrungsreichen preußischen Beamten, Dönniges, hören, welcher sich seit einem halben Jahrhundert mit Güterntheilungen praktisch beschäftigt hat, und in dem von ihm herausgegebenen Werke „Die Landculturgesetzgebung Preußens (Berlin 1842)" sich in folgender Weise ausspricht: „Die so vielfach bekämpfte und eben so oft vertheidigte Theilbarkeit des Bodens hat zu erfreulichen Resultaten geführt. Sie ist zur Verkleinerung, zur Vergrößerung, zur Arrondirung der Güter, zur Bildung einer Stufenleiter von kleinen bis zu den größesten Besitzungen benützt worden, ohne auf Generationen hinaus der Besorgniß eines Uebermaßes auf beiden Seiten Raum zu geben. Amtliche Ermittelungen haben dies mit unbedeutenden Ausnahmen für alle Provinzen bestätigt, in welchen die Theilbarkeit der Grundstücke durch die Gesetzgebung von 1807 erst eingeführt ist. Mit Ausschluß der Rheinprovinz, in welcher die Theilbarkeit und Vertheilung des Bodens großentheils seit langer Zeit herrscht, ist in einem Zeitraum von 30 Jahren zusammengenommen etwa 1 Procent des Grundeigenthums durch Zertheilung und Vergrößerung desselben zum Umsatz gekommen. Das bäuerliche Grundeigenthum ist nicht in Abnahme gerathen, die Zahl solcher Grundeigenthümer hat sich nicht blos durch die Verleihung des Grundeigenthums bedeutend vermehrt, die Neigung zur Erwerbung desselben ist mit der Bevölkerung gestiegen. Dennoch hat sich die Sitte des Bauernstandes, den Bauernhof der Familie zu conserviren, ihn einem Gliede derselben zu mäßigen Preisen zu übergeben, im großen Durchschnitt fortdauernd erhalten." —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Am 1. Mai wurden in Versailles die neuen Säle der Kreuzzüge zum ersten Male dem Publicum geöffnet. Sie enthalten alle altadeligen Wappen jener Familien, deren Vorfahren in den Kreuzzügen kämpften. Diese großen gemalten Wappen in den mittelalterlich decorirten und nur mit wenigen Bildern geschmückten Sälen bilden eine Art „goldenes Buch" des alten französischen Adels und zugleich eine Art Lockung, um die noch nicht versöhnten Geschlechter an sich zu ziehen. Der Andrang der Bewerber um eine Stelle für ihr Wappen in diesen Sälen ist sehr groß, und hat schon zu mancher erspießlichen Annäherung geführt. Bemerkenswerth ist dabei, daß in und außer dem Schlosse die bourbonischen Lilien sichtbar sind. (A. Z.)

Personalnotizen.

Am 13. Mai starb zu Breslau die bekannte Schriftstellerin Agnes Franz.

Erklärung an die geehrten Mitarbeiter.

Die neue Redaction der „Adelszeitung" glaubt die Tendenz, welche sie verfolgen wird, nicht besser, als mit den Worten eines verehrten Mitarbeiters, aussprechen zu können. „Ich bin der Meinung," schreibt derselbe, „daß sich die „Adelszeitung" nur allein durch einen Inhalt über das bei Einzelnen leider schon gegen ihren Titel wallende Vorurtheil erheben könne, welcher die Interessen des Adels gleichmäßig mit denen der andern Stände kosmopolitisch behandele, dem Adel zwar in keiner Art etwas vergiebt, doch aber auch berichtigend und sühnend, mit Beachtung der Zeitverhältnisse, den Nichtadeligen Gerechtigkeit widerfahren läßt. — **Einseitige**, blos dem Adel — sei es auch noch so begründet — zu Gunsten sprechende Aufsätze dürften nach dem jetzigen Zeitgeiste dem wünschenswerthen Emporkommen der „Adelszeitung" nur hinderlich sein. In solchem Sinne für die „Adelszeitung" zu wirken, sollte unmaßgeblich die Haupttendenz aller ihrer Mitarbeiter, und besonders der adeligen, sein."

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 23. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münz. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (7½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Frühlingskur.

Von

Juſt. Kerner.

Du junges Grün, du friſches Gras!
Wie manches Herz durch dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt,
O wie mein Herz nach dir verlangt!

Schon bricht du aus der Erde Nacht,
Wie dir mein Aug' entgegenlacht!
Hier in des Waldes ſtillem Grund
Drück' ich dich, Grün, an Herz und Mund.

Wie treibt's mich von den Menſchen fort!
Mein Leid, das hebt kein Menſchenwort;
Nur junges Grün, an's Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze ſtiller ſchlägt.

Die Minnehöfe des Mittelalters.

(Fortſetzung.)

Das Verfahren vor den Gerichtshöfen der Liebe war in der Regel mündlich; doch wurde ausnahmsweiſe bisweilen auf ſchriftlich überreichte Bittſchriften eine ſchriftliche Entſcheidung abgegeben. Kläger, Beklagter, Vertheidiger, Generalprocurator (procureur général d'amours) und deſſen Subſtituten (gens d'amours) treten auf und ſprechen wie in andern Gerichten. Der außer den Barrieren ſtehende Angeklagte wird von dem Huiſſier aufgerufen, nach abgelegten Waffen eingeführt, und wählt ſich ſeinen Vertheidiger; die Parteien plaidiren gegen einander, und die Entſcheidung erfolgt dann nach Stimmenmehrheit. Der Huiſſier und der Advocat des angeklagten Ritters ſind jedoch Damen, und der Angeklagte darf am Ende ſeinen Defenſor — küſſen. Wie übrigens derartige Proceſſe am Ende ſehr ernſtliche Wendungen annehmen konnten, zeigt folgender Vorfall. Wilhelm von Cabeſtaing war von Eleonore von Gominge (Wittwe des Roger von Turrenne) und deren Kammermädchen der verletzten Galanterie angeklagt worden. Bei der Verhandlung dieſes Proceſſes wählte der Angeklagte die Dame Margarethe de Tarascon als Vertheidigerin. Nachdem dieſe für ihn plaidirt hatte, erklärte ein Huiſſier: „Der Hof erlaubt Euch, Euern Advocaten auf die Wange zu küſſen.“ Der anweſende Gemahl Margarethens will dagegen appelliren, wird aber verlacht. Später ließ der eiferſüchtige Gemahl den Wilhelm von Cabeſtaing ermorden, und deſſen Herz ſeiner Gattin zur Speiſe vorſetzen. — Erkenntniſſe und Entſcheidungsgründe wurden in der ſonſt üblichen Form erlaſſen; Rechtsmittel konnten ergriffen werden, wobei der Appellationszug nicht blos von den ſchon erwähnten Unterrichtern an die Minnehöfe, ſondern auch von einem Minnehofe an den andern ging. Die von den Minnehöfen ausgeſprochenen Strafen waren jedenfalls nur moraliſche, und der höchſte Grad derſelben die Ausſtoßung aus der Geſellſchaft der Minne.

So wie das Ritterthum ſeine eigenen Maximen, nach denen es handelte, oder nach denen die einzelnen Mitglieder eines Ritterordens beurtheilt wurden, in Statuten bewahrte, ſo war dies auch bei den Minnehöfen der Fall, welche ein förmliches Geſetzbuch, ja ein beſonderes Handbuch über das Liebesrecht beſaßen. Die Grundſätze dieſes Liebesrechts (droit d'amours), wie ſie im 12. Jahrhunderte im ſüdlichen Frankreich galten, waren folgende:

Digitized by Google

I. Allgemeine Grundsätze.

1) Achtung gegen das weibliche Geschlecht überhaupt.

2) Der Dame steht es frei, sich einen Liebhaber zu wählen. Der Gewählte darf es nur dann ausschlagen, wenn er schon mit einer andern Dame in einem Liebesverhältnisse steht.

3) Nur solche Personen, die nicht mit einander verheirathet sind, stehen unter den Gesetzen der Liebe. Zwischen Eheleuten findet „keine Liebe mehr Statt", und wenn zwei Liebende einander heirathen, so erlischt augenblicklich das Verhältniß.

4) Daß ein Mann oder eine Dame verheirathet ist, hindert keinen Theil, ein Liebesverhältniß mit einer Dritten oder einem Dritten einzugehen.

5) Alle Personen, welche in das Geheimniß eines Liebeshandels gezogen werden, sind zur größten Treue und zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

Jeder richtete seine Blicke nach der bezeichneten Stelle, und man bemerkte sehr bald, daß zwei Reiter im Galoppe auf die Versammlung zusprengten.

„Es ist der Baron Freimund!" — sprach Laura erfreut — „der bringt gewiß etwas Gutes."

„Ja, ja, es ist der gnädige Herr Baron!" — riefen die Männer und Frauen.

„Gebe Gott," — sagte ein alter Mann — „daß er wirklich etwas Gutes bringen möchte!"

Jetzt war der Baron ziemlich nahe. „Beruhigt Euch, Ihr Leute!" — rief er, ohne die beiden Damen bemerkt zu haben — „der Müller und sein Sohn sind gerettet, und befinden sich kaum mehr eine Viertelmeile von hier entfernt! Voigt's aus Strohhude haben Beide aus dem Wasser gezogen!"

Es entstand ein großer Jubel unter den Leuten. Die Frau Müller warf sich auf die Knie und dankte mit lauten Worten dem Himmel für die Rettung ihrer Lieben. Darauf gingen die Fischer und die Frauen mit ihren Kindern den Weg nach Strohhude.

Freudigbewegt verfolgten Laura und Franziska die Leute mit ihren Blicken.

„Sieh da, meine gnädigste Gräfin!" — sprach nun der alte Baron überrascht. — „Erst jetzt habe ich das Glück, Sie zu bemerken. Ihr unterthänigster Diener, — guten Tag, Fränzchen!"

„Guten Tag, Baröncheu!" rief jubelnd die muntere Franziska.

„Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen, mein theuerster Baron," — versetzte die Gräfin mit ihrer wohlklingenden Stimme — „um so mehr, als Sie den armen Leuten eine so gute Botschaft überbracht haben. Nun, Sie werden es sich doch hoffentlich gefallen lassen, eine Tasse Thee bei mir zu trinken?"

„Allerdings, meine theure Gräfin," — sprach lachend der Baron — „werde ich die Ehre haben, denn ich bin gar sehr zusammen gefroren, und es scheint mir, als ob meine beiden gnädigen Damen in ihren leichten Anzügen auch nicht wenig frieren. Darum flugs in das Zimmer!"

Der Baron, welcher gleich im Anfange seiner Rede vom Pferde gesprungen war, und dasselbe seinem Reitknechte übergeben hatte, reichte nun jeder der beiden Damen einen Arm, und führte sie im Sturmschritte nach der gräflichen Wohnung.

In der Hausthür stand Franziska's hübsche und jugendliche Gouvernante, Fräulein Mertens.

„Meine gnädigste Gräfin," — redete sie diese an — „ich bin recht besorgt gewesen, daß Sie sich erkälten könnten. Da ich die Schlüssel von Ihrer Garderobe nicht finden konnte, so habe ich eben angeordnet, daß Ihnen und Fränzchen meine beiden Mäntel nachgebracht werden. Gottlob, daß Sie wieder hier sind! Theewasser habe ich bereits bestellt."

„Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Fürsorge, meine gute Fräulein Mertens," sagte freundlich die Gräfin.

„Die unübertreffliche Fräulein Mertens!" — lachte Franziska, indem sie der Gouvernante treuherzig die Hand reichte. — „Wie dürfen sich denn zwei nordische Ritterdamen gleich erkälten, wenn sie einige Augenblicke an einem milden Wintertage im Freien sind, zumal wenn ein so würdiger Paladin, wie der Baron, sie begleitet, welcher gegen jegliche Gefahr Schutz zu gewähren im Stande ist!"

„Sie loses Fränzchen!" — drohte der Baron. — „Nun, Fräulein Mertens," — wandte er sich gleich darauf an diese, — „Ihr Thee wird uns Allen sehr wohl thun."

In dem Boudoir der Gräfin standen die Theeapparate schon auf dem Tische, und das Wasser kochte in der silbernen Maschine.

„Fränzchen," — sagte der Baron, welcher an das Fenster getreten war, an dem Laura vorher gesessen hatte, — „was haben Sie hier auf die Scheibe geschrieben? Es ist blos noch die Sylbe „rich" zu lesen."

„Wer? Ich?" — fragte Franziska. — „Ich habe nichts geschrieben; — wahrscheinlich ist es Tantchen gewesen."

Die Gräfin wurde wie mit Purpur übergossen,

Digitized by Google

setzte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, an das Clavier, und spielte einen Walzer von Lanner.

„Bitte, Fräulein Mertens," — versetzte sie nach einer kleinen Pause — „haben Sie die Güte, mein Geschäft am Theetische zu übernehmen; — ich will mir meine Finger durch die Bewegung auf dem Clavier zu erwärmen suchen."

„Wenn ich bitten darf, Fräulein Mertens," — sagte der Baron — „so haben Sie wohl die Gewogenheit, mir ein Glas Grog zu bereiten. Im Winter am Seegestade kann man so etwas schon vertragen."

„Ach, ich werde den Grog fabriciren!" rief Franziska. — „Ich weiß schon, wieviel Rum und Zucker mein gutes Barönchen hinein zu nehmen pflegt."

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben Joachim Murat's.

Von Méry.

(Beschluß.)

Am Rande eines Waldes, der in der Nähe von New-Orleans liegt, klopfte eines Abends ein Jäger an die Thür einer freundlichen Meierei, um in dem wohlbewahrten Hause Schutz gegen Sturm und Regen zu suchen. Es war im Herbste des Jahres 1830. Die Thür wurde geöffnet, und eine ziemlich bejahrte Frau führte den Fremden in einen sehr reinlichen, einfach meublirten Saal, dessen Wände rund herum mit Pariser Lithographieen tapezirt waren, die unsere vorzüglichsten Waffenthaten vorstellten. „Es scheint," sagte der Fremde in französischer Sprache, „daß mein guter Stern mich zu meinen Landsleuten geführt hat." — „Der Herr ist ohne Zweifel ein Franzose?" fragte die alte Frau. — „Ja, Madame, und ein sehr guter Franzose, ich habe sogar hier in diesem Saale Verwandte." — „Erlauben Sie, daß ich meinen Sohn, der im Garten ist, rufe; er wird sehr erfreut sein, Sie zu sehen." — „Ist Ihr Sohn auch Franzose?" — „Ja, mein Herr." Sie zögerte einen Augenblick, ehe sie diese Antwort gab, dann aber fügte sie mit mehr Sicherheit hinzu: „Er hat sich vor langer Zeit in diesem Lande niedergelassen, und Gott sei Dank, er bereut es nicht; die Meierei gehört ihm, und wir leben vollkommen glücklich." In diesem Augenblick trat der Hausherr in den Saal. „Der Herr dort," sagte die Mutter, „hat uns die Ehre gegeben, hier einzutreten, um das Ende des Unwetters abzuwarten; es ist ein Landsmann, ein Franzose."

Der Besitzer der Meierei grüßte militairisch und stammelte einige unverständliche Höflichkeitsformeln. Das Gesicht des Fremden frappirte ihn wunderbar, und er war so bewegt, daß er die mehrere Male wiederholten Fragen desselben nicht beantwortete. Endlich wagte er es, ihn anzureden. „Mein Herr," sagte er, „Sie werden mich für unbescheiden und ungart halten, aber ich kann nicht umhin, Sie um Ihren Namen zu fragen . . . . . Entschuldigen Sie mich . . . . . Ihr Gesicht . . . . ."

„Mein lieber Freund," erwiederte der Jäger, „das ist die einzige Frage, die ich Ihnen nicht beantworten kann; ich könnte Sie freilich leicht täuschen und mir einen falschen Namen geben, aber ich schweige lieber. Ein Mann, der meinen Namen trägt, kann und will nicht lügen. Und jetzt, da ich mich geweigert habe, Ihnen zu sagen, wie ich heiße, wage ich es auch auch nicht, Sie darum zu fragen . . . . ." Der Angeredete antwortete nicht . . . . „Es scheint mir, daß auch Sie gezwungen sind, Ihren Namen zu verbergen," fügte der Fremde hinzu. — „Ja, mein Herr, den ich in diesem Lande trage, ist nur ein angenommener, und wozu könnte es Ihnen nützen, wenn Sie ihn auch wüßten? Ich bin hier unter dem Namen Claude Gérard bekannt." — „Glauben Sie aber nicht, mein Herr," sagte die Mutter, „daß mein Sohn seines wahren Namens wegen erröthen müsse. Es giebt Gründe, welche . . . ." — „Sie zwingen, ihn geheim zu halten," fiel der Fremde ein; „eben so ist es auch mit mir; ich sage meinen Namen nur Denen, die es verdienen, ihn zu hören, und von diesem Augenblicke an halte ich Sie dieser Gunst würdig; ich bin Achill Murat, der Sohn des Königs von Neapel!"

Claude Gérard und seine Mutter fielen auf die Kniee, als ob dieser Name sie wie ein Blitz getroffen hätte. Der Prinz, der jetzt ein Bürger der Vereinigten Staaten ist, begriff dieses Uebermaß der Rührung nicht, denn es schien, als ob die Thränen der Mutter und des Sohnes nie versiegen wollten. Sobald Claude Gérard sich ein wenig gefaßt hatte, zeigte er auf das Portrait des Königs von Neapel, das, mit frischen Lorbeerzweigen gekrönt, in der Mitte des Saales hing, und sagte zu dem jungen Murat: „Dort ist das Bild Ihres herrlichen Vaters; er ist der Gebieter, der Schutzheilige dieser Meierei; als ich einst dem Tode geweiht war, rettete er mir das Leben." — „Auf dem Felde der Ehre?" fragte Achill. — „Nein, im Gegentheil, auf dem der Schande. Ich hatte mich in eine Verschwörung gegen meinen Kaiser eingelassen, und den Tod verdient; man hat mich mit zweien meiner Kameraden, die eben so schuldig waren, wie ich, vor das Thor von Livorno geführt; es wurde Feuer auf uns gegeben, und wir fielen wie todt nieder. Murat hatte das Alles so angeordnet. Mit seinem Gelde kamen wir nach Amerika; aber meine Kameraden sind schon vor zwei Jahren in New-York gestorben. Ich verdanke nicht nur mein Leben, sondern auch mein ganzes Glück Ihrem Vater. Ich habe

Digitized by Google

gearbeitet, und der Himmel hat meinen Fleiß gesegnet; denn ich bin wohlhabend, und es fehlt mir an nichts. Meine Mutter, welche die falsche Nachricht von meinem Tode erhalten hatte, empfing mehrere Jahre darauf einen Brief von ihrem lebendem Sohne, der sie aufforderte, nach Amerika zu kommen. Die arme Frau, die so viele Thränen vergossen hat, wäre fast vor Freude gestorben, als sie mich wiedersah. Und jetzt mag der Sohn meines königlichen Wohlthäters über mein Leben, mein Gut und meine Arme verfügen, Alles gehört ihm." — „O daran erkenne ich ihn, den großmüthigen Joachim!" rief Achill Murat mit Thränen in den Augen. „Er hat an so Vielen Gnade geübt," sagte Gérard. „Und doch ist er nicht begnadigt worden," antwortete eine Stimme. —

Zeitinteressen und Lebensfragen.

(Fortsetzung.)

Wir sehen hier unter theoretisch wie praktisch bewährten Männern die Frage auf verschiedene Weise gelöst, d. h. leider nur für die Theorie, da allgemein eine praktische Erfahrung über die Zuverlässigkeit der einen oder andern Meinung, mit Thatsachen belegt, bis jetzt noch mangelt. Stellen wir die verschiedenen Ansichten zusammen, so finden wir, daß Einige behaupten, große und untheilbare Güter verdienten den Vorzug, weil sie den größten Ueberfluß an Erzeugnissen zu verschaffen und den Glanz der Familien zu erhalten geeignet wären, während Andere die größte Theilbarkeit des Bodens anempfehlen, indem der Anbau kleiner Parzellen mit viel größerer Sorgfalt und Aufmerksamkeit unternommen werde, und daher von diesen der größtmöglichste Ertrag zu erwarten sei. Noch Andere rathen eine Mittelstraße an; sie wollen die Parzellen nicht kleiner wissen, als daß sich eine Familie davon ernähren könne, und machen auf die Nachtheile aufmerksam, welche die Zersplitterung des Grund und Bodens in allzukleine Parzellen herbeiführe.

Unstreitig hat jede dieser vorangestellten Ansichten gewichtige Gründe für sich. Allein bei stärkerer Zunahme der Bevölkerung erscheint die erstere die am wenigsten allgemein anzuwendende und durchzuführende zu sein, selbst abgesehen davon, daß allzugroße Güter theils wegen der Schwierigkeit einer überall gleich genauen Uebersicht, theils auch wegen Mangels an ausreichendem und nothwendigem Kapitale zum vortheilhaften Wirthschaftsbetriebe, in der Regel nicht den größten Ertrag gewähren. Die Besitzer großer Güter erlangen leicht einen Einfluß, welcher, wie England zeigt, für die übrigen Classen der Gesellschaft nicht vortheilhaft ist.

Von größerem Gewicht sind jedenfalls die beiden übrigen Ansichten, und man wird bei gründlicher Erwägung derselben finden, daß sie beide bedingungsweise für richtig gelten können, so sehr auch die eine die andere auszuschließen scheint. Die zweite erscheint richtig in Gegenden, wo die Bevölkerung sich noch allein von dem Landbaue und den localen Gewerben ernähren kann, wogegen die dritte sich bewähren wird in Gegenden, wo eine starke und fabrikartige Industrie sich entwickelt hat. Die zahlreiche Bevölkerung solcher Gegenden wendet sich, da sie nicht ganz von dem Ackermanne beschäftigt werden kann, industriellen Beschäftigungen zu, bei denen die Concurrenz der Arbeiter die Arbeitslöhne herabdrückt und der Erwerb unsicher wird. Jede Krisis, die sich im Laufe der Zeiten einstellt, schmälert den Verdienst, oder nimmt ihn wohl ganz hinweg. Daher stammt vornehmlich die unter diesen Volksklassen sich zeigende Verarmung, welche Entsittlichung, Laster und Verbrechen mit sich führt.

Bei solchen eben angedeuteten Verhältnissen erscheint die größte Theilbarkeit des Grund und Bodens nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar unbedingt nothwendig. Sie muß so weit gehen, daß jeder Arbeiter die bestimmte Aussicht hat, bei gewisser Sparsamkeit von seinem geringen Lohne in einiger Zeit so viel zurücklegen zu können, daß er ein Stück Grund und Boden an sich bringen kann, auf dem er seinen nothwendigsten Lebensunterhalt zu erzeugen vermag. In Gegenden aber, wo der kleine Grundbesitz nicht mit anderer Arbeit verbunden werden kann, mag er freilich nicht zu empfehlen sein.

Hieraus wird leicht zu ersehen sein, in wie weit die Frage über die Theilbarkeit des Grund und Bodens für die Gegenwart von Interesse ist. Ihre Lösung erscheint uns nur auf rein praktischem Wege möglich, indem Thatsachen zusammengestellt und aus ihnen für die betreffenden Verhältnisse die anzuwendenden Resultate gezogen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Personalnotizen.

Am 5. Mai starb zu Altenburg der herzogl. sächs. wirkl. Geheime-Rath **Heinrich Ferdinand** Freiherr **von Ende**, Comthur und Ritter hoher Orden, im 87. Lebensjahre.

Am 9. Mai starb zu Bernburg der Freiherr v. **Lasperg**, Commandeur und Ritter mehrerer hoher Orden, Oberst in Anhalt-Bernburgischen Diensten, Mitglied des geh. Conferenzraths. Er war ein treuer Führer des Erbprinzen, und später ein rathender Diener und Freund des Herzogs.

Am 31. Mai starb in Jena der geheime Kirchenrath, ord. Professor der Theologie, Dr. **Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Crusius**, einer der gelehrtesten und geistvollsten Theologen Deutschlands, geb. 1788 in Merseburg.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 24. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Xgr.) berechnet.

Des wandernden Juden Lied.

(Nach William Wordsworth.)

Von

F. v. Ploennies.

Ob des Stromes wilde Welle
Schäumend über Felſen eilt,
Findet ſie doch manche Stelle
Tief und ſtill, wo ſie verweilt.

Ob gleich Adlern in den Lüften
Hoch der Gemſenjäger zieht,
Hat er dennoch in den Klüften
Eine Hütt', wohin er flieht.

Wenn im Sturm ſich Raben wiegen,
Wie auf Wogen tanzt das Schiff,
Dürfen ſie zum Hafen fliegen
In dem ſtillen Felſenriff.

Ob das Seeroß in den Wellen
Sein auch keine Höhle nennt;
Schläft's doch, wenn in ſanfter'm Schwellen
Ruht das ſtille Element.

Tag und Nacht erſchwert mein Streben,
Nie das Ziel mir näher rückt;
Und die Qual vom Wanderleben
Ewig meine Seele drückt.

Die Minnehöfe des Mittelalters.

(Fortſetzung.)

II. Specielle Regeln für die einzelnen Liebespaare.

1) Für den Ritter. a) Im Allgemeinen ein ſolches Benehmen, wodurch er ſeiner Dame Ehre macht. Jede Verletzung ſeiner Ritterpflicht iſt auch eine Beleidigung ſeiner Dame, welche ſie zu Auflöſung des Bündniſſes berechtigt. b) Blinder Gehorſam gegen die Geliebte; doch darf ſie ihm nichts Unehrenhaftes, auch nichts, was dem Liebesverhältniſſe gerade entgegen wäre, anbefehlen, ebenſowenig aus bloßer Laune zu harte und eine Geringſchätzung ſeiner Perſon zeigende Proben auferlegen.

2) Für die Dame. a) Hat ſie einmal „Troſt und Hoffnung“ der Liebe gegeben, was ſchon durch Annahme eines Geſchenkes geſchehen kann, ſo darf ſie treue Liebe nicht unbelohnt laſſen. Wie viel ſie aber dem Liebhaber zugeſtehen will, hängt von ihr ab, ein Dritter hat nichts darein zu reden. Nur darf ſie den äußern Anſtand nicht verletzen. — Hatte namentlich der Ritter im Kampfe Jemanden überwunden, der, ſelbſt ohne ſie zu kennen, an ihrer Schönheit oder an ſeiner Liebe gezweifelt hatte, ſo war ſie ihm das „Geſchenk der verliebten Erbarmung“, oder doch das „Pfand der unendlichen Liebe“ ſchuldig (Letzteres war ein Gürtel oder Strumpfband, worauf ihr Name und die Worte: „Liebe ohne Ende“ von ihrer eigenen Hand geſtickt zu leſen waren). b) Mußte ſie ſich bemühen, die Sitten ihres Geliebten zu veredeln, beſonders aber, ihm den gehörigen Anſtand im Umgange mit Damen beizubringen.

3) Gemeinſame Verpflichtungen beider Theile. a) Gegenſeitige Treue, was freilich nur in einem ſehr laxen Sinne verſtanden wurde. Untreue war beim Manne nur Anknüpfung eines gleichzeitigen Verhältniſſes mit einer Ebenbürtigen oder Höhergeſtellten. Die Dame dagegen durfte weder mit einem Höhergeſtellten (mit einem König z. B. fand gar kein lega-

Digitized by Google

les Liebesverhältniß Statt), noch mit einem Ebenbürtigen, noch vielweniger mit einem Niedrigern einen Liebeshandel anfangen. b) Die Liebenden sind verpflichtet, ihr Verhältniß geheim zu halten. Doch darf der Ritter, wenn es ihm die Dame nicht ausdrücklich verbietet, bekennen, daß er sie liebt, niemals aber, daß sie ihn liebt, am allerwenigsten darf er auch die kleinste Gunstbezeugung ausplaudern.*) c) Jeder Theil durfte das Liebesverhältniß aufheben, wenn der Andere eine seiner Pflichten verletzt hatte, die Dame außerdem aber auch, wenn sie erklärte, daß sie überhaupt auf die Liebe Verzicht leisten wolle, was bisweilen geschah, wenn eine junge Dame sich mit einem Manne, den sie liebte, verheirathete. d) Beide Theile durften wohl Geschenke von einander nehmen, aber nur kleine, die ziemlich genau bestimmt waren. Geiz von Seiten des Ritters, oder Habsucht auf Seiten der Dame waren streng verpönt. — Man darf sich aber, wie sich dies schon aus dem Zusammenhange dieser Minnehöfe mit dem Ritterthum und Troubadourwesen ergiebt, nicht die Idee machen, daß blos eigentliche Liebeshändel Gegenstand des Treibens derselben gewesen wären; ihre Richtung war allgemein der Sache der Galanterie gewidmet, und so konnten auch Verheirathete in derartigen Verhältnissen stehen. Das Ganze bildete übrigens ein seltsames Gemisch von Scherz und Ernst, welches sich nur dann begreifen läßt, wenn man bedenkt, wie oft es vorkommt, daß überhaupt die Menschen in einzelnen Zeitperioden sich mit dem größten Ernst Ueberzeugungen und Bemühungen hingeben, welche eine spätere Zeit bei gänzlich veränderten Verhältnissen und Ansichten als Verirrungen des Verstandes und als Possenspiel verlacht oder verdammt. So wurden in diesen Minnehöfen Fragen aufgeworfen und mit größter Subtilität behandelt, welche man bei uns, selbst bei Kinderspielen, für alberne Possen erklären würde. So z. B. stellte man unter andern die Frage: ob die Erben eines verstorbenen Minnenden nach Erbrecht Anspruch auf die Gunstbezeugungen einer Dame haben u. dergl. Doch das beste Bild von der Sache geben einige Rechtsfälle, welche vor Minnehöfen verhandelt und entschieden wurden und hier zum Schluß folgen mögen.

Ein Ritter, der mit einer Dame im Minneverhältnisse stand, war seit langer Zeit über das Meer in den Krieg gezogen. Seine Dame glaubte nicht, ihn bald wiedersehen, da Jedermann die Hoffnung aufgab, daß er jemals zurückkehren würde. Sie suchte daher einen andern Ritter, um in ein ähnliches Verhältniß mit ihm zu treten. Ein Secretair des abwesenden Ritters widersetzte sich diesem aber, und klagte die Dame als treulos an. Die Dame führte dagegen für sich an: da nach den Minnegesetzen es erlaubt sei, zwei Jahre nach dem Tode des Minnegenossen einen neuen zu suchen; so müsse ihr nach so langer Zeit um so mehr gestattet sein, Solches zu thun, wenn der Mitgenosse zwar lebe, aber während dieser Zeit weder Briefe noch Boten gesandt habe, besonders, wenn es an Boten keinesweg gemangelt habe. — Nachdem über diese Sache mehrfach debatirt worden war, gelangte sie zur Entscheidung der Gräfin von Champagne, welche folgenden Ausspruch that. „Eine Dame handelt unrecht, wenn sie ihren Ritter unter dem Vorwande langer Abwesenheit aufgiebt, falls sie nicht gewissen Beweis besitzt, daß er die Treue gebrochen und seine Pflicht verletzt habe. Die Abwesenheit des Minnenden, um einer nothwendigen und rühmlichen Ursache willen, berechtigt sie nie dazu. Es kann vielmehr für die Dame nichts schmeichelhafter sein, als aus den entferntesten Gegenden her zu vernehmen, daß der Gegenstand ihrer Minne Ruhm erwerbe, und an den Höfen der Großen auf löbliche Art verweile. Der Umstand, daß er weder Briefe noch Boten gesandt, kann auch aus Rücksichten einer besondern Klugheit erklärt werden, indem er einem Fremden sein Geheimniß nicht anvertrauen geburft, Briefe aber von den Boten hätten eröffnet werden, oder doch zufällig, falls der Bote auf der Reise gestorben wäre, zur Kunde eines Ungeweihten kommen können."

(Schluß folgt.)

*) Hierauf bezieht sich die Sitte, den Stein eines von der Geliebten empfangenen Ringes am kleinen Finger der linken Hand einwärts zu tragen — die Briefe nicht zu unterzeichnen — nicht mit dem gewöhnlichen Petschafte zu siegeln u. s. w.

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

„Sie werden noch einen Krieg veranlassen, mein theurer Baron," — sprach lachend die Gräfin — „wenn Sie nicht kategorisch erklären, wer von den beiden Damen Ihnen den Grog bereiten soll."

„Nun, zum Kriege darf es deßhalb nicht kommen;" — sagte gleich darauf Fräulein Mertens, indem sie Franziska freundlich anlächelte — „ich will mein liebes Fränzchen des angenehmen Geschäfts nicht berauben, dem Herrn Baron sein Lieblingsgetränk zu bereiten."

„Gehorsamster Diener, mein Fräulein," — sprach der Baron, laut auflachend — „wenn Sie es angenehm finden, für mich Grog zu fabriciren, so sehen Sie mich alten Knaben so in Verlegenheit, daß ich nicht weiß, wie ich mich gebührend dafür bedanken soll."

Digitized by Google

„Schon gut, Barönchen," schrie lustig Franziska — „machen Sie nur nicht, daß auch meine liebe Fräulein Mertens und wir Alle in Verlegenheit gerathen! Aber" — sprach sie gleich darauf, indem sie in das vor ihr stehende Glas eine ziemliche Quantität Rum goß — „sehen Sie, Barönchen, wird der Grog nicht gut?"

„Nur nicht zu viel Rum, mein trautester Engel!" — rief der Baron — „lieber einige Stücke Zucker mehr!"

Der Grog war fertig und erlangte die vollkommenste Zufriedenheit des alten jovialen Herrn. „Süperbe, mein Fränzchen," — sagte er, nachdem er einen gehörigen Schluck getrunken hatte — „dafür sollen Sie auch belohnt werden. Ich habe eine Anzahl der neuesten Lithographieen von meinem Kunsthändler aus der Residenz zugeschickt bekommen, um dieselben zu besehen und, um mich eines juristischen Ausdruckes zu bedienen, eventualiter zu behalten. Wie ich eben bemerke, hat der Kammerdiener der Frau Gräfin die Mappe bereits meinem Reitknechte abgenommen und dort auf den Tisch gelegt. Wir können also gleich an das Geschäft gehen, und wenn meiner jungen Freundin das eine oder das andere Bild gefällt, so mag sie es behalten als ein Andenken an ihren alten Freund und" — fügte er lächelnd hinzu — „als eine Beisteuer zu ihrem Trousseau."

„Barönchen, Barönchen, was schwatzen Sie für Sachen!" — versetzte Franziska, und suchte durch Lachen ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Ei, ei, lieber Baron!" — schalt lächelnd die Gräfin, indem sie ihren Platz am Claviere verließ, und an den Theetisch trat. — „Sie wollen mein Fränzchen doch nicht etwa schon vermählen?"

„Ich müßte dagegen Protest einlegen," — sagte lachend die Gouvernante — „wenn der Herr Baron mir schon jetzt mein gutes Fränzchen zu entführen beabsichtigen sollte, denn ich habe eben erst die alte Geschichte mit meiner lieben Schülerin speciell durchgenommen."

„Wenn Ihr nicht Alle gleich aufhören wollt, über mich zu sprechen," — drohte Franziska — „so verlasse ich sofort das Zimmer, und laufe in die See."

„Nun, wir wollen ruhig sein, mein Fränzchen," — versicherte der alte Herr, welcher die Mappe geöffnet hatte und darin blätterte.

„Hier, meine Herrschaften," — sagte er im Tone der Marktschreier — „werden Sie schauen den berühmten Kaiser Joseph, den Sohn Maria Theresia's."

Aber er änderte sogleich diesen Ton, und sprach in gewöhnlicher Weise. „Neulich las ich eine Anekdote von der Großmuth eines Kaisers, und glaubte, gleich im Anfange derselben den Namen Napoleon bemerkt zu haben. Nachdem ich einige Zeilen gelesen hatte, war ich erstaunt darüber, daß Napoleon so edel und großmüthig gehandelt. Ich sah noch einmal nach dem im Anfange der Geschichte stehenden Namen des Kaisers, und fand, daß die Anekdote von Joseph II. erzählt wurde."

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen und Lebensfragen.

(Schluß.)

b) Die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart im September 1842.

Als man die Bedeutung der Landwirthschaft in Bezug auf den Staat und das Leben erkannte, wurde der rohe Empirismus immer mehr der rationellen Landwirthschaft untergeordnet und selbst durch dieselbe verdrängt. Thaer und Andere zeigten den Weg, wonach die Landwirthschaft zur Wissenschaft erhoben wurde, und nicht mehr der Schlendrian überkommener Meinungen und Handgriffe blieb. Auf diesen Grundlagen bauten wackere Männer fort, und wir heben unter vielfachen Bestrebungen für die Fortbildung der Landwirthschaft vornehmlich die „Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe" hervor, die bekanntlich 1837 durch Papst, Schweizer, Teichmann u. A. begründet, seitdem in Dresden, Karlsruhe, Potsdam, Brünn, Doberan und Stuttgart, also sechsmal, abgehalten wurde, und nun für dauernd erachtet werden kann. Wenig Autoritäten unter den deutschen Land- und Forstwirthen haben sich von der Theilnahme an diesem Vereine ausgeschlossen, da man berücksichtigte, daß in einer Wissenschaft und in einem Gewerbe, die so sehr auf Erfahrung beruhen, gerade Vereine am wirksamsten erscheinen.

Die vorjährige in Stuttgart abgehaltene Versammlung der Land- und Forstwirthe hat sich in Bezug dessen, was in ihr zur Besprechung vorkam, würdig den vorhergehenden angeschlossen. Vorzugsweise wurden Lebensfragen zur Sprache gebracht, unter denen die Bodenbesitzverhältnisse eines allgemeinen Interesse theilhaftig wurden. Die Versammlung, welche nicht von einem einseitigen Standpunkte aus die Sache ansah, erkannte an, daß es sich bei dem genannten Gegenstande nicht um die Realisirung großartiger Theorieen, sondern rein um das praktische Resultat, welches sich unter verschiedenen Bedingungen der Oertlichkeit und der übrigen einwirkenden Verhältnisse herausstellt, handeln könne. Anerkannt wurde ferner, daß selbst in Gegenden und Verhältnissen, wo an die Aufrechterhaltung geschlossener Landwirthschaften und Bauernhöfe nicht mehr oder nur als seltene Ausnahme zu denken sei, die Zerstückelung der Parzellen bereits ein gefährdendes Uebermaaß erreicht habe, und daß der

Digitized by Google

Willkür der Zerstückelung durch staatspolizeiliche und gesetzliche Einrichtungen, namentlich durch zweckmäßige neue Feldeintheilungen und durch Beschränkung eines nachtheiligen Theilungsmaaßes entgegenzutreten sei. Bei ähnlichen Besprechungen, die in das Gebiet der Agriculturgesetzgebung hinübergriffen, wurden die Gegenstände meist von einem höhern technischen Standpunkte aufgefaßt, wie dies bei den Berathungen der wesentlichsten Momente eines Wiesenculturgesetzes und über Associationen zum Zwecke großartiger Wässerungsanstalten der Fall war. —

Bei so lobenswerther Tendenz des Vereines und bei der Thatsache, daß die Autoritäten unter den deutschen Land- und Forstwirthen aus allen Gegenden Deutschlands durch diese Vereinigung zusammengeführt werden, scheint es uns für Regierungen von nicht geringem Interesse zu sein, Entwürfe oder Grundlagen von Gesetzen, welche deutsche Agriculturangelegenheiten betreffen, dem Vereine zur Besprechung darzubieten, und so unmittelbar die Resultate der Wissenschaft und Erfahrung zu erhalten, was auf amtlichem Wege nicht immer möglich sein dürfte. Welche Wirksamkeit ließe sich aber auf diese Weise von der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe erwarten!

Noch verdienen zwei Beschlüsse des Vereines einer Erwähnung. In einer frühern Versammlung hatte man die Idee eines Denkmales für Albrecht Thaer besprochen und war nicht darüber einig, ob ein plastisches Denkmal in Leipzig oder eine Stipendienstiftung in Berlin Statt finden solle. In Stuttgart entschied man sich nun für das plastische Denkmal. So schön auch der Gedanke eines Nationaldenkmales in diesem Falle ist, so hätte sich vielleicht ein eben so bleibendes und nachhaltig segensreiches herstellen lassen, wenn man, wie wir es schon einmal an einem andern Orte aussprachen, es unternommen hätte, Thaer's Werke stereotypiren zu lassen, und durch einen billigen Preis Jedem, der Interesse an der Landwirthschaft hat, die Anschaffung derselben erleichtert hätte.

Der zweite ehrenwerthe Beschluß der Stuttgarter Versammlung hat einem tüchtigen literarischen Unternehmen, der neubegründeten „Landwirthschaftlichen Literaturzeitung" vom Staatsrath Fischer in Birkenfeld, einen erfreulichen Fortgang gesichert, was in Hinsicht der landwirthschaftlichen Literatur um so wünschenswerther erscheinen muß, als genanntes Blatt nicht nur ein tüchtiges unparteiisches Urtheil über dahin gehörige literarische Leistungen stets fördert, sondern auch hauptsächlich gegen die landwirthschaftlichen Brod- und Tagschreiber ankämpft.

124.

Feuilleton.

In Liverpool war vor kurzem ein ziemlich großer, zweistöckiger Palast aus Gußeisen von reicher und geschmackvoller Einrichtung zur Schau ausgestellt. Herr Laycock hat denselben bauen lassen auf Bestellung des afrikanischen Königs Eyambo von Alt-Calabar (südlich vom Ausfluß des Niger's, gegenüber von Bonl), dessen 300 Weiber sämmtlich darin Platz finden sollen.

Oeffentliche Blätter bringen die Nachricht, daß die auf der Braunschweigischen Grenze gelegene preußische Gemeinde Wackersleben, welcher das Recht, ihren Pfarrer zu berufen, selbst zusteht, bei der vorgesetzten kirchlichen Behörde erklärt habe, sie gedenke nach Ableben des gegenwärtigen Pfarrers einen neuen Pfarrer gar nicht wieder zu berufen, da sie durch das Lesen der Strauß'schen Schriften sich von der Entbehrlichkeit des christlichen Lehramtes überzeugt habe. Vergl. „Allgem. Kirchenzeitung," 1843, Nr. 52 und 53.

In der Einleitung zu seinen „Politischen Gedichten aus Deutschlands Neuzeit" (Leipzig 1843) äußert sich H. Marggraff über Anastasius Grün folgendermaßen: „Wenn je ein Herz gräflich in der Brust eines Grafen, adelig in der Brust eines Adeligen, dichterisch in der Brust eines Dichters, menschlich in der Brust eines Menschen schlug, so war dies bei Anastasius Grün der Fall. Ich will seine „Spaziergänge" nicht als Muster in der politisch lyrischen Gattung bezeichnen; aber sie sind wenigstens unter allen politischen Gedichten der neuern Zeit die liebenswürdigsten und menschlichsten, aus dem Herzen gequollen, nicht aus der Gehirnkammer herausgepumpt, von der Liebe und nicht vom Hasse dictirt in der ureignen Wärme eines liebevollen Gemüths, nicht in der Treibhausluft eines sich aufpustenden Zeloverstandes gereift. Ueberall ist feische Färbung, munteres Gedeihen, sonnige Klarheit, spruddelnde Bildertust, die allerdings in fast kindischer Freude nur zu sehr mit sich selber spielt, und den bunten Kram aus allen Winkeln und Ecken des Nürnberger Spielwaarenlagers hervorsucht."

Ap.

Personalnotizen.

Am 12. April starb im Stifte St. Florian in Oesterreich der regulirte Chorherr, Pfarrer und Archivar Franz Kurz, einer der geachtetsten Historiker seines Vaterlandes, geb. am 2. Juli 1771 zu Käfermarkt in Oesterreich ob der Enns.

Am 20. Mai fand in Berlin das Begräbniß eines, durch seine aufopfernde Menschenliebe in der Hauptstadt, ja in der ganzen Monarchie bekannten Mannes, des Freiherrn Hans Ernst v. Kottwitz Statt. Derselbe hatte in dem unglücklichen Jahre 1807, wo der Feind in Berlin war, sich der ohne Obdach, Nahrung und ohne Arbeit herumirrenden Armen, wie ein Vater seiner Kinder, angenommen. Aus eigenen Mitteln hatte er eine Beschäftigungsanstalt errichtet, der er 25 Jahre hindurch ein treuer Pfleger und Beschützer war. Gegen 100 Familien umschloß die Anstalt, deren Zweck war, durch Arbeitsamkeit die Nahrungssorgen zu entfernen und durch einen frommen Sinn, durch Friedfertigkeit und Ordnung das Glück der Häuslichkeit, das so oft im Sturm der Sorgen verloren geht, in jene verarmten Familien zurückzuführen. — Mit vollem Rechte sagt ein Bericht über dieses Begräbniß: „In diesem Manne war die Frömmigkeit zur That, die Tugend zum Gebrauch des Lebens geworden. Andern wohlzuthun, war die einzige Freude seines Herzens."

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 25. **1843.**

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. oder Agr.) berechnet.

Der Ritter vom Rheine.

Von

Emanuel Geibel. *)

Motto: Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben.

Ich weiß einen Helden von ſeltener Art,
So ſtark und ſo zart, ſo ſtark und ſo zart;
Das iſt die Blume der Ritterſchaft,
Das iſt der Erſte an Milde und Kraft,
So weit auf des Vaterlands Gauen
Die Sterne vom Himmel ſchauen.

Er kam zur Welt auf ſonnigem Stein
Hoch über dem Rhein, hoch über dem Rhein;
Und wie er geboren, da jauchzt' überall
Im Lande Trompeten- und Paukenſchall,
Da wehten von Burgen und Hügeln
Die Fahnen mit luſtigen Flügeln.

In goldener Rüſtung geht der Geſell,
Das funkelt ſo hell, das funkelt ſo hell;
Und ob ihm auch Mancher zum Kampf ſich geſtellt,
Weiß Keinen, den er nicht endlich gefällt;
Es ſanken Fürſten und Pfaffen
Vor ſeinen feurigen Waffen.

Doch wo es ein Feſt zu verherrlichen gilt,
Wie iſt er ſo mild, wie iſt er ſo mild!
Er naht, und die Augen der Gäſte erglühn,
Und der Sänger greift in die Harfe kühn,
Und ſelbſt die Mädchen im Kreiſe
Sie küſſen ihn heimlicher Weiſe.

O komm', du Blume der Ritterſchaft,
Voll Milde und Kraft, voll Milde und Kraft,
Tritt ein in unſern vertraulichen Kund,
Und wecke den träumenden Dichtermund,
Und führ' uns beim Klange der Lieder
Die Freude vom Himmel hernieder.

*) Aus Geibel's ſo eben in zweiter Auflage erſchienenen „Gedichten" (Berlin 1843), welche wir allen Freunden der Poeſie männiglich empfehlen. D. R.

Die Minnehöfe des Mittelalters.

(Schluß.)

Vor dem Maire des boys verds fand ein Proceß zwiſchen einem Minnenden und ſeiner Dame Statt, und zwar wegen eines grünen Kleides, indem ſich die Dame beſchwerte, daß der Verklagte ihr das Kleid auf eine ſo unbeſonnene Weiſe geküßt habe, daß ſie zu Boden gefallen ſei, wodurch ſich das Kleid dermaßen verſchoben habe, daß man einen Zipfel ihres Unterkleides habe ſehen können. Die Klägerin bat daher, dem Verklagten zu gebieten, ſie nie ohne ihre Erlaubniß anzurühren, und ihn anzuhalten, ihr Abbitte zu thun; ferner ihm zu verbieten, daß er auf keine Weiſe ihr nahe komme, noch ſich ohne ihre Erlaubniß ihr nähere, oder Solches eher thue, bis ſie ihn rufe. Durch das Erkenntniß, welches ſolchergeſtalt auf den Antrag der Dame erlaſſen wurde, hielt ſich der Verklagte beſchwert; er appellirte daher an den Minnehof zu Paris, und dieſer nahm die Sache an und erkannte, daß recht entſchieden und übel appellirt ſei, der Appellant auch in eine Geldbuße und in die Koſten der Appellationsinſtanz, mit Vorbehalt richterlicher Feſtſetzung, zu nehmen ſei.

Ein Ritter verklagte ſeine Dame, der er lange Zeit gedient hatte, und trug vor: „Um die Zeit, als er ſie zuerſt kennen gelernt, ſei er wohlhabend gewe-

Digitized by Google

sen, und wenn sie von ihm etwas gefordert, so habe er ihr Solches nie verweigert. Hierdurch habe sein Vermögen abgenommen und er sei in Dürftigkeit gerathen. Er habe nun die Verklagte gebeten, ihm zu helfen; diese habe aber erwidert, daß sie dieses nicht wolle, ja ihm sogar geboten, sie zu verlassen, weil sie ihre Minne zurücknehmen und ihm keine Neigung mehr zukommen lassen wolle. Ja, was das Aergste sei, so halte sie sich über ihn auf und zeige mit Fingern auf ihn, eine Behandlung, die ihm weher thue, als wenn ihm ein Dolch durch's Herz gestoßen würde. Er müsse daher darauf antragen, daß die Verklagte angehalten werde, ihm wieder freundlich zu begegnen und Gegenminne zu erweisen, ja ihm den Vorzug vor allen ihren übrigen Dienern zu geben, da er ihr so viel aufgeopfert habe." Die Verklagte erwiederte hierauf: „Wer Minne verlange, müsse Vermögen haben, und es sei große Thorheit, wenn er von dem Andern Unterstützung erwarte. Der Kläger habe früher Vermögen besessen; habe er über die Kräfte desselben hinaus verschwendet, so sei seine jetzige Dürftigkeit seine eigene Schuld. Wenn er ihr damals Freude und Vergnügen gemacht, so habe sie ihn dafür reichlich belohnt. Daß sie die Minne mit ihm fortsetze, könne er nicht verlangen, denn auch sie sei jetzt an einem Orte, wo es der Freuden ermangele. Was sie ihm also gegenwärtig geben könne, sei ein Stab und das Wort: „Geh deiner Wege." Sie müsse daher bitten, die Klage zurückzuweisen, und den Kläger in die Kosten zu verurtheilen."

Hierauf nahmen die Gens d'amours, die den Anträgen des Klägers beigetreten waren, das Wort und sagten, daß die Verklagte unwürdig sei, daß man in guter Gesellschaft von ihr rede. Nach ihrem eigenen Geständnisse minne sie nur um Geld, und habe also auch Gegenminne gegen Gabe und Geschenk verkauft. Dieses sei eine niederträchtige Handlung. Auch stehe sie in dem Rufe, daß sie von Drei oder Vier Huldigungen annehme und sich überdem noch über dieselben aufhalte. Solches sei für eine Dame doppelt niederträchtig, indem es schändlich sei, Minnedienst mit Verachtung und Spott zu belohnen. Die Gens d'amours trugen daher darauf an, daß die Verklagte zur Abbitte angehalten, zugleich aber verurtheilt werden möge, dem Kläger alles Dasjenige zurückzugeben, was sie von ihm empfangen habe, und zwar nach einer eidlichen Angabe des Klägers; daß sie außerdem aus dem Minneorden ausgestoßen werde, da sie sich unwürdig gemacht habe, fürder in demselben zu bleiben. — Der Kläger nahm darauf wiederum das Wort und erklärte, wie er es zufrieden sei, daß die Dame in dem Besitze der Geschenke, die sie von ihm empfangen habe, verbleibe, und daß er nicht wolle, daß sie derselben beraubt werde. Er verlange nichts, als daß sie ihm ihre frühere Gewogenheit wieder schenken möge, und verspreche er, ihr wiederum nach besten Kräften Geschenke zu machen. Worauf sie antwortete: „Wenn sie ihn wieder sehe, so wolle sie so gegen ihn handeln, als Pflicht und Schuldigkeit ihr heißen würden. Jetzt aber rathe sie ihm, sie zu verlassen und in eine andere Gegend zu ziehen, um seine Gesundheit wieder herzustellen." Außerdem trug sie vor: „Man könne sie nicht zur Minne zwingen, und wenn Solches geschehen sollte, so habe dennoch erzwungene Minne keinen Bestand, ja sie schade demjenigen, der sie erhalten solle, mehr, als wenn er gar keinen Anspruch auf dieselbe mache." — Der Minnehof erklärte hierauf die Sache für geschlossen und berathschlagte über dieselbe. Sodann und nach reifer Berathung that er folgenden Ausspruch: „Die Verklagte wird verurtheilt, dem Kläger alles Dasjenige zurückzugeben, von dem er auf sein Gewissen (heißt wohl eidlich) erhärten werde, daß er ihr Solches gegeben habe, und zwar ohne Rücksicht auf das Anerbieten, welches er ihr gethan, daß er zufrieden sei, ihr alle diese Geschenke zu lassen. Solches Anerbieten verwirft vielmehr der Minnehof, theils weil die Verklagte solches nicht angenommen, theils weil sie sich dessen durch ihre Undankbarkeit verlustig gemacht hat. Der Minnehof befiehlt ferner die Herausgabe bei Vermeidung der Ausspfändung und der körperlichen Haft, und stößt die Verklagte aus dem Minneorden, erklärt auch endlich, daß dieselbe in Zukunft als eine öffentliche Dirne zu betrachten sei."

Auf den Antrag der Procureur général d'amours und auf Befehl des Minnehofes wurden zwei Leute verhaftet, die ohne Grund und Ursache mehreren Damen durch ihre lose Zunge alle Ehre abgeschnitten hatten. Sie wurden deshalb vernommen und gestanden Solches ein — und zugleich, daß sie während geraumer Zeit über die Minne übel gesprochen und unzüchtige und schmutzige Reden, welche wegen ihrer Unziemlichkeit nicht wiederholt werden könnten, ausgestoßen hätten. Der Minnehof entschied nach Ansicht der Verhörsprotocolle, daß Beide drei Sonnabende hinter einander mit Ruthen zu züchtigen und zugleich aus der Minnegesellschaft auszustoßen seien. Ferner confiscirte er ihr Vermögen. Gleichfalls befahl der Minnehof, daß alle Diejenigen, welche sich beigehen lassen würden, ehrenrührig von den Damen zu reden, der Vorrechte der Minne verlustig sein, und Andern zum warnenden Beispiel hart bestraft werden sollten.

Auf eine über die Befugniß der Minnegenossen zu Geschenkannahmen gemachte Anfrage ertheilte die Gräfin v. Champagne folgende Antwort: „Ein Minnegenoß kann von dem Andern annehmen: Haarschmuck, Haarbänder, goldene und silberne Diademe, Busenspangen, Spiegel, Gürtel, Taschen, Schnüre, Kämme, Handschuhe, Ringe, Gewürze, Waschwasser, kleine Vasen, Bänder zum Andenken, kurz Alles, was nicht übermäßig kostbar ist, zum Schmuck oder Wohlaussehen des Körpers gehört und zum beständigen Andenken gereichen kann. Alles dieses

Digitized by Google

darf von dem Minnegenossen angenommen werden, doch so, daß er durch diese Annahme nie in den Verdacht der Habsucht komme. Aber auch das wird von uns bestimmt, daß wenn ein Minnegenoß von dem Andern einen Ring empfängt, er denselben an den kleinen Finger der linken Hand, und zwar so, daß der Stein des Ringes gegen die innere Fläche der Hand gekehrt sei, trage. Und dieses deßhalb, weil mit der linken Hand unehrbare Dinge am wenigsten betastet werden, weil in dem kleinen Finger das Leben und der Tod seinen Sitz haben, und weil jeder Minnende seine Minne geheim halten soll" ꝛc. ꝛc.

D. H. E. Apel.

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

„Nun, sollte Napoleon niemals großmüthig gewesen sein?" — fragte Fräulein Mertens.

„Wir sind" — erwiederte der Baron — „von Napoleon nur wenige Anekdoten bekannt, welche Großmuth bekunden, und aus diesen wenigen ist es augenscheinlich, daß der Corse nur aus Interesse sich großmüthig gezeigt hat. Bonaparte muß dem wahren Deutschen ein Greuel sein. Es giebt deutsche Thoren genug, welche glauben, alle großen Geister, also auch den Napoleons, verehren zu müssen. Viele sind so schwach, dies gegen ihre Ueberzeugung zu thun, blos weil sie fürchten, daß man sie sonst für Pinsel halten könnte. Napoleon war nichts weiter als ein ehrgeiziger Tyrann, ein Menschenschlächter aus dem Bandenlande Corsica. Welcher Deutsche kann gleichgültig bleiben, wenn er an Hofer, Palm und die Schill'schen Offiziere denkt!"

Die Gräfin war eine wahre Deutsche, und die junge, sonst so sanfte Dame wurde jedes Mal von edlem Zorne entbrannt, wenn von dem Tode jener deutschen Märtyrer die Rede war.

„Sie haben Recht, Herr Baron," — sagte sie mit funkelnden Augen — „Bonaparte war nichts als ein blutdürstiger Tyrann."

„Aber Napoleon ist todt," — bemerkte Franziska, und schien ungewiß, ob sie scherzen oder ernsthaft sein sollte — „und Sie haben oft gesagt, Bäronchen, daß man über die Todten nichts als Gutes sprechen solle. Ich weiß auch noch, wie dies auf lateinisch heißt: De mortuis nihil nisi bene."

Die Gräfin und Fräulein Mertens mußten lächeln.

„Ganz recht," — sprach der Baron — „aber dieses Sprichwort findet nur Anwendung, wenn es sich um Privatpersonen handelt, keineswegs jedoch, wenn von historischen Personen, wie Napoleon, die Rede ist. Indessen geht es mit diesem Sprichworte eben so, wie mit dem: Es ist ein sehr guter Mensch, aber — und nun kommen alle mögliche Schlechtigkeiten zum Vorscheine, welche diesem guten Menschen ankleben sollen. Erst wird eine verstorbene Privatperson als ein wahres Scheusal dargestellt, und dann zum Schlusse gesagt: doch de mortuis nihil nisi bene. Das Scandalisiren über Abwesende ist heut' zu Tage sehr beliebt, und manche achtbare Person kommt ohne ihr Verschulden durch eine nichtswürdige Zunge in einen schlechten Ruf. Sie, mein gutes Fränzchen, haben zu respectable Vorbilder, als daß die Médisance bei Ihnen jemals Eingang finden könnte."

„Das will ich meinen, hoher Herr!" — rief Franziska, indem sie ihre Tante umschlang, und von dieser zärtlich geküßt wurde.

„Hier sind auch die Portraits von einigen Staatsmännern, Gelehrten und Geistlichen," — bemerkte Fräulein Mertens, welche einen Theil der Lithographieen an sich genommen hatte.

„Die hätte der Kunsthändler für sich behalten können," — versetzte der Baron — „denn wie ich sehe, ist Niemand darunter, welcher der Unsterblichkeit würdig ist. Dieser Geistliche mit dem aufgedunsenen Gesichte ist ein kalter, gefühlloser Mann, welcher nichts von christlicher Liebe weiß, aber seinen Vorgesetzten auf alle mögliche Weise schmeichelt, um einen Orden zu erlangen. Dieser Präsident ist ein Universitätsbekannter von mir. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich mein neuerbautes Vorwerk nicht Freimundshof haben taufen können, denn die erste Instanz ertheilte mir nach ihrer beschränkten individuellen Ansicht auf meinen diesfälligen Antrag einen abschläglichen Bescheid. Wohl dem, der Connerionen hat!"

„Sehen Sie diese häßlichen Judengesichter, Bäronchen!" — sagte Franziska, indem sie ein großes Bild betrachtete, welches einen polnischen Jahrmarkt darstellte. — „Lieben Sie die Juden, mein hoher Herr?"

„Das kann ich eben nicht sagen, mein liebes Fränzchen," — erwiederte der Baron. „Obgleich ich unter ihnen sehr achtungswerthe Männer kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, so können sich die Juden doch im Allgemeinen nicht meiner Zuneigung erfreuen. Ihre Geldgier, ihr Schachergeist und die Arroganz der reichen Israeliten sind mir höchlichst zuwider. Diese Geldgier scheint ein Fluch des Himmels zu sein, und jedes edle Gefühl aus ihnen zu verbannen. Die Juden wissen nichts von Ehre. In früheren Zeiten wurden sie gedrückt und verachtet, aber sie ertrugen Alles mit Geduld, wenn sie nur schachern und Geld verdienen konnten. Hätten die Juden Ehrgefühl gehabt, so würden sie die schmachvolle Behandlung, welche ihnen damals wurde, nicht ertragen haben, und vereint in ein unbewohntes Land gewandert sein, um sich eine Heimath zu gründen. Aber

Digitized by Google

dort würden keine Christen und also kein Schacher mit diesen zu machen gewesen sein. Der geringe Jude, und hat er Thaler in der Tasche, läßt sich maltraitiren, wenn er einen halben Groschen verdienen kann; der vornehme Israelit dagegen ist ein geldstolzer und arroganter Renommist. Warum treiben die Juden bei uns nicht Gewerbe? Weil das Schachern bequemer ist, und einen größern Gewinn verspricht. Es giebt jetzt Viele, die liberal sein wollen, und sich der armen, unterdrückten Juden, welche meines Erachtens theilweise schon die Herren sind und das meiste Geld haben, öffentlich annehmen, und nicht üble Lust zu haben scheinen, unsere christliche Staaten in jüdisch-christliche umzuwandeln; aber diese liberalen Leute sind entweder verkappte Juden, oder haben von den Israeliten Geld gebotgt. Wie gierig die jüdischen Männer nach dem Gelde sind, so wenig scheint dies merkwürdigerweise bei den jüdischen Frauenzimmern der Fall zu sein, und ich habe schon so manche edle Jüdin kennen gelernt, welche mich an die Rebecka in Scott's Ivanhoe erinnerte. Ich möchte von den Juden sagen: der Christ kann keinen Juden leiden, doch seine Mädchen hat er gern, — wie Goethe von den Franzosen gesagt hat: Es kann der Deutsche nicht den Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern."

Franziska mußte über den Schluß dieser Rede laut auflachen. — „Ei, ei, mein liebes Bärenchen," — sagte sie — „ich werde eifersüchtig werden."

„Sie machen uns ja ein sonderbares Geständniß," — sprach lächelnd die Gräfin.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Das officielle Adelsbuch des russischen Adels (das in dem Heroldsamte des St. Petersburger Senats niedergelegt ist) erkennt 5 Kategorien an: Reichsfürsten, Reichsgrafen, Reichsbarone, nicht titelberechtigte Edelleute, deren Adel aus der Zeit vor Peter dem Großen herstammt, und nicht titelberechtigte Edelleute, deren Titel in die Zeit nach Peter dem Großen fällt. Der Hauptkern des russischen Adels besteht aus den fürstlichen Häusern, welche in männlicher, unmittelbarer gesetzmäßiger Linie von Rurik, dem ersten Beherrscher Rußlands, und von Gudimin, Großherzoge von Lithauen (dem Stifter der Jagellonen) abstammen. — Bis zu Peter dem Großen stand der Titel Fürst nur den Familien zu, welche wirklich aus souverainen Häusern abstammten. Peter erhob aber Unterthanen zu Fürsten, Grafen und Baronen (die beiden letzten Titel waren bis zum 18. Jahrhundert in Rußland gänzlich unbekannt). Der erste zum Fürsten Ernannte war Menschikow, der bekannte Liebling des Kaisers, und der erste Graf derselbe Menschikow und der Großadmiral Golowin. Der erste russische (nicht deutsche Reichs-) Graf war der Feldmarschall Scheremetew (1706) und der erste russische Baron der Vicekanzler Schafirow (1710). Der letzte war der kürzlich verstorbene Banquier L. Stieglitz.

(F. C. B.)

Tageschronik.

Berlin, 23. Mai. Für die jetzt zur Zeit der Huldigung vorgenommenen Standeserhöhungen, resp. zu Grafen und Fürsten, sind erst jetzt, wie es heißt, die darüber sprechenden Patente ausgefertigt. Die Grundbedingung dieses neu creirten Grundadels war bekanntlich, daß er nur auf denjenigen Descendenten übergehen sollte, welcher in alleinigen Besitz des väterlichen Grundeigenthums gelangte; bald darauf ward diese Clausel dahin erweitert, daß der Adel auf die männliche und weibliche Descendenz des ersten Grades übergehen, jedoch in den weitern Graden nur insofern vererbt werden soll, als die Söhne des Begnadigten in dem rittermäßigen Grundbesitz des Vaters succediren, oder selbst einen solchen Grundbesitz in Preußen erwerben. Jetzt nun aber ist die Verleihung der Patente wiederum von einer Bedingung abhängig gemacht worden, welche dem ganzen Grundadel-Institute eine hemmende Schranke setzen dürfte; der so auf Grundbesitz beruhende Adel nämlich soll durch eine Mißheirath, also durch eine Verheirathung mit einer Bürgerlichen, latent werden, quiesciren, mit einem Worte, seine Kraft verlieren. Betrapt man aber die nächste Gelichte, hier also die Geschichte der märkischen Umgebung, oder der Stadt Berlin selbst, so erfährt man, daß es eine längst geübte Praxis hochadeliger Familien gewesen, den etwaigen materiellen Verlust und ein gewisses Herunterzeremonienseln durch reiche bürgerliche Heirathen zu restauriren, und daß es durchaus nicht der Bestimmung im Programm der Adelsreunionen sub V. bedurfte, wornach die Verbesserung des materiellen Wohlstandes des Adels, unter Anderem auch durch Verbindung desselben mit wohlhabenden Töchtern des Landes anempfohlen wurde. Die Thatsachen gehen einem solchen guten Rathe längst voraus; man kann leicht nachweisen, daß sehr viele von den reichsten adeligen Grundbesitzern in der Mark Brandenburg ihr Vermögen den Mißheirathen mit bürgerlichem Blute verdanken; und dieselbe Erscheinung wird wohl auch in den übrigen Provinzen sich finden. Daher kann jene neue Bestimmung über die Folgen von Mißheirathen Seitens des neuen Grundadels nur als eine Schranke gegen das dauernde Bestehen desselben betrachtet werden, und gegenüber dem übrigen Adel, dem nach wie vor die Gewinnung von reichen Töchtern (also auch bürgerlichen) des Landes freisteht, wie eine Unbilligkeit erscheinen. (H. N. Z.)

Personalnotizen.

Am 17. Mai hat man die Leiche des Obersten Grafen von Bianco, der seit mehrern Tagen aus seiner Wohnung verschwunden war, im Canal von Charleroy gefunden. Graf Bianco hatte im Jahre 1821 Theil an der Revolution in Piemont genommen, welche gleichzeitig mit jener von Neapel ausbrach; er wurde verfolgt, zum Tode verurtheilt und im Bildnisse hingerichtet, da er sich der Verfolgung durch die Flucht entzogen hatte. Im Jahre 1823 nahm er Dienst in der spanischen Armee, und machte den Feldzug gegen die französische Armee unter dem Commando des Herzogs von Angoulesme mit.

(L. Z.)

Dem wegen Förderung alles Gemeinnützigen, so wie überhaupt wegen zahlloser Wohlthaten allgemein geachteten Freiherrn v. Rothschild ist durch eine Deputation des Wiener Magistrats das Diplom eines Ehrenbürgers von Wien mit allen damit verbundenen Rechten übergeben worden. Der neue Bürger hat sich auch sogleich durch eine großmüthige Handlung um das Wiener Gemeinwesen verdient gemacht, indem er dem Magistrat 35,000 Fl. in 3proc. Obligationen einhändigte, um sie zu irgend einer von der Regierung zu bestimmenden wohlthätigen Stiftung zu verwenden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 26. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. oder Xgr.) berechnet.

Frühlingsregen.

Von

L. A. Frankl.

Ich lauſche in das mitternächt'ge Schweigen,
Mein Auge wacht —
Es rauſcht der Regen in bewegten Zweigen
So heimlich ſacht.

Natur weint wieder, voll von ſüßen Schmerzen,
Sich aus einmal,
Wie eine Jungfrau weint aus tiefem Herzen
In Sehnſuchtsqual.

Doch mit dem Morgen trocknet ſie die Thränen,
Ihr Antlitz lacht,
Und Niemand ahnt und weiß dann um ihr Sehnen
In ſtiller Nacht.

Beleuchtung
der in der neueſten Zeit viel beſprochenen Anſicht, daß die Strafe des Adelsverluſtes eine den Stand der Nichtadligen entehrende Maßregel ſei.

Von

Friedrich von Sydow.

Es kann nicht befremden, daß in einer Zeit, in welcher es an der Tagesordnung iſt, Alles auf die Spitze zu ſtellen, Alles, was ſeit Jahrhunderten als der Ordnung gemäß angeſehen und anerkannt war, nach neugeſchaffenen Grundſätzen und Anſichten zu beleuchten, es von mehreren und anderen Seiten zu betrachten, als man jemals kannte; in einer Zeit, in welcher es zur Manie geworden iſt, alle früheren Begriffe zu verkehren und anzufinden, und neue Begriffe zu erfinden, in welcher man ſich eine Reformation und Reorganiſation aller Verhältniſſe zur Aufgabe gemacht hat, und ſich Jeder berufen fühlt, ſein Scherflein dazu zu geben: — nicht befremden kann es, — ſage ich, — daß in einer ſolchen Zeit auch das Inſtitut des Adels nach anderen Anſichten und Grundſätzen betrachtet und von andern Seiten beleuchtet wird, als man ſich vormals erlaubte, und in der Idee des frommen Wunſches einer allgemeinen Standes- und Verhältnißgleichheit, unter vielen andern Mißgriffen, auch der begangen wird, Alles heraus zu ſuchen, was nur irgend aufzufinden iſt, um immer mehr Samen des Unfriedens zwiſchen den Adel und die übrigen Stände zu werfen. — Es kann nicht des Unterzeichneten Abſicht ſein, die zum großen Theil giftigen Pfeile, welche aus mitunter höchſt unwürdigen Geſchoſſen auf den Adel geſendet werden, hier aufzuzählen, da Journale und andere zeitgeiſtige Blätter ſich deren Verſendung angelegen genug ſein laſſen; und eben ſo wenig kann er hier eine Abwehr dieſer Pfeile bezwecken, indem es dem Adel, trotz aller Verketzerung und Verhöhnung, noch nicht an feſten gediegenen Schildern gebricht, an welchen jene Giftſpitzen an- und auf die Entſender zurück prallen; nur den in der Ueberſchrift dieſer Zeilen bezeichneten, neuerdings ſo mannigfach und mit ſo gehäſſigen Farben dargeſtellten Gegenſtand, glaubt er einige Beleuchtung und Berichtigung nicht verſagen zu dürfen, abgeſehen von allen übrigen Beziehungen auf den Adel und ſeine Stellung den andern Ständen gegenüber.

Die giftigen Feinde jeder den Adelſtand nur irgend bevorzugenden und begünſtigenden Einrichtung

Digitized by Google

greifen das seit Jahrhunderten in Wirksamkeit gewesene Gesetz an, nach welchem ein Adliger, wenn er, eines entehrenden Verbrechens überwiesen, zu einer demselben angemessenen Bestrafung verurtheilt werden soll, bevor die Strafe an ihm vollzogen wird, des Adels und der damit verbundenen Gerechtsame, Prärogativen und Vortheile für verlustig erklärt wird; und sie meinen: „dadurch, daß man den Adligen, wenn er eine entehrende Bestrafung verwirkt hat, in den Stand der Nichtadligen herabsetzt, erkläre man diesen letzteren Stand gleichsam für unehrlich. — Warum — fragen sie — soll der Herr Baron oder der Herr von, wenn er zum ehrlosen Verbrecher herabsinkt, sich nicht auch noch als Baugefangener oder Züchtling Baron und von schreiben? Warum soll er sein adliges Wappen nicht fortführen? — Wer für den Adelstand zu schlecht ist, ist es auch für den Stand der Nichtadligen; oder ist dieser etwa so ganz von allen Begriffen von Ehre ausgeschlossen, daß es ihm gleichgültig sein kann, einen Ehrlosen in seiner Mitte aufzunehmen? — Kurz es ist diese Maßregel — sagen sie — eine so ungebührliche Hochschätzung und Bevorzugung des Adels, eine so kränkende und verletzende Entwürdigung und Beleidigung für die übrigen Stände, wie sie in unsere Zeiten, in unsere Begriffe von Ehre unter keiner Bedingung paßt, und wie sie Niemand gleichgültig mit ansehen kann, der Sinn für die Gleichheit der Menschenrechte hat.“ —

Es klingt dies Raisonnement bei oberflächlicher Betrachtung (aber auch nur bei ganz oberflächlicher) allerdings wie der begründete Vorwurf einer schreienden Ungerechtigkeit und Parteilichkeit für den Adel; — aber wenn wir der Sache nur etwas näher in's Auge schauen, so erscheint sie ganz anders als sie klingt; ja sie löst sich am Ende in einen völligen Irrthum, in eine ganz falsche Ansicht auf. — Es ist dies mit wenig Worten zu beweisen.

Daß der Adel eine ehrenvolle Auszeichnung, eine sich ursprünglich auf irgend ein Verdienst begründende Standeserhebung und Vorzugsverleihung ist, kann und wird Niemand abstreiten, wer die Geschichte des Adels nur einigermaßen kennt; selbst Diejenigen können diese Wahrheit nicht wegdisputiren, welche dem Adel einen nimmer endenden Krieg erklärt haben; in der Natur der Sache aber liegt es, daß mit einer solchen Auszeichnung, Standeserhebung und Bevorzugung auch ein erhöheter Begriff von Ehre verbunden sein muß, welcher jedoch dem jedem andern Stande beiwohnenden Begriff von Ehre nicht den geringsten Eintrag thut, — und daß die Verläugnung und Verletzung dieser Ehre den Adel der ihm zuerkannten Vorzüge und Gerechtsame eben so unwürdig macht, als dies im Verhältniß bei jedem andern Stande der Fall ist. — Macht sich nun Jemand eines entehrenden Verbrechens schuldig, er gehöre einem Stand an, welchem er wolle, — so ist es der ordnungsmäßige Gang des Gesetzes, die ihm zukommende Bestrafung damit zu beginnen, ihn derjenigen Würden, Auszeichnungen und Vorzüge verlustig zu erklären, in deren Besitz er sich nur bei völlig unverletzter Ehre befinden könne, und ein solches geschieht bei dem Adligen, wie bei dem Nichtadligen; Rang, Ehrenstellen, Titel, Privilegien und Gerechtsame, Orden, Uniform, Nationalcocarde und andere ehrende äußere Auszeichnungen werden dem ehrlosen Verbrecher gesetzlich entzogen, er sei von Adel oder aus bürgerlichem Stande. Wäre es nicht ein Widerspruch, wenn man den adligen Verbrecher aller dieser Auszeichnungen und Vorzüge berauben, und ihm im Besitz des Adels lassen wollte? —

(Schluß folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

„Der Herr Baron“ — bemerkte Fräulein Mertens — „erzählte vorher von christlicher Liebe, und ertheilte den Rath, daß man von Abwesenden nichts als Gutes sprechen solle, und — was haben wir jetzt hören müssen?“

„Ja, ja,“ — lachte Franziska — „das Barönchen ist wie ein Wegweiser, welcher den Weg, welchen er zeigt, nicht selbst geht.“

„Liebe Fräulein Mertens,“ — sagte der Baron empfindlich — „Sie scherzen, denn ich will nicht fürchten, etwas gesagt zu haben, wodurch ich den wahren Christen in mir verleugnet hätte. Ich hoffe, in Bezug auf Religion so tolerant zu sein, wie es die Pflicht des wahren Christen ist, und habe dies als Protestant meinen katholischen Unterthanen genugsam bewiesen. Aber eben weil ich ein wahrer Christ bin, mag ich es nicht leiden, daß die christlichen Staaten unterdrückt werden, und dahin muß es kommen, wenn die Ideen jener freisinnigen Männer, von welchen ich vorher sprach, realisirt werden. Ich sehe schon im Geiste jüdische Minister und Fürsten an und auf den Thronen christlicher Staaten. Und nicht einmal in die Zukunft darf ich sehen. Existirt nicht schon jetzt ein Jude, welcher mit seinem Gelde de facto die Herrschaft über den civilisirtesten Theil der Erde erlangt hat?“

„Sie gehen zu weit,“ — sagte die Gräfin in ihrer sanften Weise begütigend zu dem aufgeregten alten Herrn, welcher im Eifer des Gespräches dem Grog fleißig zugesprochen hatte — „Sie gehen zu weit, mein theurer Baron, und ich bin fest davon überzeugt, daß es niemals dahin kommen wird, daß die christlichen Staaten von Anderen, als Christen regiert

Digitized by Google

werden dürften. Wenn gleich ich viele Ihrer Anſichten über die Juden theile, ſo bin ich doch der Meinung, daß, da die Juden ſchon Jahrhunderte unter uns leben und daher Bürger der chriſtlichen Staaten geworden ſind, man ſie weder vertreiben, noch ihnen ihre wohlerworbenen Rechte nehmen darf."

„Das iſt auch meine Meinung, gnädigſte Gräfin," — ſprach der Baron einfallend — „und ich bin weit davon entfernt, Jemanden ſeines wohlerworbenen Rechtes, wenn durch daſſelbe Anderen nicht geſchadet wird, berauben zu wollen; aber ich will nur nicht, daß die Juden an der Staatsverwaltung Antheil nehmen, und auf dieſe Weiſe das Regiment über die Chriſten erringen."

„Wenn es wahr iſt," — fuhr die Gräfin fort — „daß die Juden die despotiſche Behandlung in früheren Zeiten nur aus Mangel an Ehrgefühl ertragen haben, weil ſie ſonſt ausgewandert ſein würden; ſo iſt es doch eben ſo unleugbar, daß nichts, als jene Despotie die Urſache davon iſt, daß ſich die ärmere Claſſe der Juden in ihrem jetzigen erbärmlichen Zuſtande befindet."

„Wohl möglich, meine theure Gräfin," — verſetzte der Baron — „indeſſen — — —"

Der alte Herr wurde hier durch Franziska unterbrochen, welche ſich an das Clavier geſetzt hatte, und mit einer ſo lauten Stimme, als ſie fähig war, das bekannte Lied: „Iſt ein Jude in's Waſſer gefallen, hab' ihn hören plumpſen" — ſang und dazu ſpielte.

Die Damen und der Baron mußten laut lachen.

„Fränzchen," — verſicherte der Letztere mit erhöhter Stimme — „Sie haben durch Ihren lauten Geſang Ihren Zweck vollkommen erreicht, und wir wollen nicht mehr über die Juden ſprechen."

„Fränzchen, höre auf," — ſprach die Gräfin, welche ganz nahe an das Clavier getreten war — „Fräulein Mertens bekommt ſonſt Kopfſchmerzen."

„Wenn dies der Fall iſt, Tantchen," — ſagte lachend Franziska, indem ſie vom Stuhle ſprang — „ſo will ich aufhören, aber das Barönchen verdiente eine Strafe."

„Nun, Fränzchen," — ſagte der alte Herr luſtig — „laſſen Sie uns die anderen Bilder in Augenſchein nehmen, und ich will mich dabei jeder Bemerkung enthalten."

„Nein, nein," — proteſtirte Franziska — „es iſt genug für heute, denn das Barönchen würde doch nicht Wort halten. Wir wollen über ganz gleichgültige Gegenſtände den heutigen Abend ſprechen, zum Beiſpiele über die Jagd. Hat der hohe Herr wieder einmal einen Haſen in den Lauf geſchoſſen?"

„Ei, ei, mein Fränzchen," — drohte der Baron — „ich hätte beinahe Luſt, einmal nach dem Herzen eines holden Engels zu ſchießen."

„Thun Sie das nicht, hoher Herr," — lachte Franziska erröthend. — „Eure Gnaden würden wieder einmal pudeln und ſtatt des Herzens vielleicht nur einen Lauf des holden Engels treffen. Es wäre doch Schade, wenn der holde Engel an der Krücke gehen müßte."

„Allerdings ſehr ſchade, mein holdes Engelchen!" — rief der muntere, alte Herr, indem er Franziska greifen wollte; aber dieſe zog ſich ſchnell hinter einen Stuhl zurück, und vertheidigte ſich gegen die wiederholten Angriffe des Barons ſo geſchickt, daß der alte Herr ſeine Abſicht endlich aufgeben mußte.

„Ich bin ganz außer Athem!" — rief er, ſich ſetzend. — „Entſchuldigen Sie, meine gnädigſte Gräfin, daß wir Ihr Boudoir zum Kampfplatze gemacht haben, und Ihr holdes Lächeln berechtigt mich zu der Hoffnung, daß uns Ihre Gnade geblieben iſt. Aber dieſer kleine Schalk!"

„Ich bin auch ganz ſchachmatt," — ſprach Franziska, welche ſich auf einen Lehnſeſſel geworfen hatte. — „Bitte ſchön, Fräulein Mertens, gießen Sie mir eine Taſſe Thee ein."

„Sehr gern," — verſetzte die Gouvernante — „aber Fränzchen dürfte noch zu erhitzt ſein."

„Nein, noch trinke nicht, liebe Franziska," — bat die Gräfin.

„Ich kenne Deine Lehren, mein gutes Tantchen, und werde dieſelben immer befolgen!" — rief Franziska, indem ſie ihren Sitz verließ, auf Laura zuſprang und deren Hand küßte.

„Die liebenswürdigſte Tante! die liebenswürdigſte Nichte!" ſprach der Baron wie für ſich.

„Gnädigſte Gräfin," — wandte er ſich gleich darauf an dieſe, welche jene Worte gehört hatte und roth geworden war — „Sie haben mir den ganzen Winter verſprochen, daß Sie einmal die Gnade haben wollten, mit Fränzchen und Fräulein Mertens zu Mittage bei mir fürlieb zu nehmen, und immer noch nicht Ihr Verſprechen erfüllt, obgleich der Winter beinahe vorüber iſt, und Sie in kurzem Ihre Reiſe antreten werden. Ich habe geſtern durch einen Schuß auf das Blatt einen Rehbock erlegt, was Fränzchen ſonder Zweifel für ein horrendes Glück halten wird. Wie wäre es, meine theure Gräfin, wenn Sie mir die Ehre erzeigten, mit Ihren beiden Damen morgen Mittag dieſen Rehbock bei mir zu verſuchen?"

Die Gräfin wollte eben antworten, als ein Geräuſch vor dem Hauſe entſtand. Der alte Herr eilte an das Fenſter, um den Grund davon zu erſpähen, und rief alsbald: „Ach, jetzt bringen die Leute den Müller und ſeinen Sohn!"

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Kind im Putz.

(Nach dem Dänischen des H. C. Andersen.)

Den Cadetten sah ich Offizier werden, sah, wie er zum ersten Male seine flimmernde Uniform sich anlegte; das junge Mädchen sah ich in ihrem blumenreichen Ballkleide, des Fürsten glückliche Braut in ihrem Hochzeitschmuck. Ihre Seligkeit ist aber nichts im Vergleich mit der eines kleinen Mädchens, das sein viertes Lebensjahr eben vollendete. Ein neues himmelblaues Kleid hatte man der kleinen Therese geschenkt, dazu einen rosenfarbigen Hut. Angethan war sie nun mit ihrem Staat, wurde beschaut von allen Seiten, und ließ sich beschauen von allen Seiten; Thereschen aber stand gesteift, wie eine Puppe, ängstlich besorgt, die zuweilen gefährlichen Händchen vom Kleide abzuhalten, wobei sich die Finger weit auseinander spreizten. Wie ihre Augen, alle ihre Gesichtszüge strahlten im überraschenden Anblick dem Spiegel gegenüber! — „Morgen wirst Du nun spazieren gehen im neuen Anzug!“ sagte die Mutter, gleichfalls mit kindischer Freude, und die Kleine sah auf den Hut, auf das Kleid, immer frisches Entzücken lächelte aus den Mienen, bis endlich ihr inneres Jauchzen zu Worten kam, und sie ausrief: „Mutter, was mögen wohl unsere Hühner denken, wenn sie mich kommen sehen in dem prächtigen Staate!“

Feuilleton.

Zu den achtungswerthen Staatsmännern aus der Zeit des 30jährigen Kriegs gehört Johann Ulrich Wolf von und zur Todtenwart, kais. Pfalz- und Hofrath, Hessen-Darmstädtischer Rath, der Stadt Regensburg geh. Consulent, auch Gesandter beim Abschluß des westphälischen Friedens ꝛc. Dieser Mann ward während seines ungemein thätigen Lebens zu einer Menge bedeutender Verhandlungen gebraucht. Nach einer Vorstellung, die er 1626 dem Regensburger Magistrat gemacht, war er innerhalb 11 Jahren 8000 Meilen hin und hergereist. 1628 schrieb er aus Wien, daß er sich nun schon das 30ste Mal dort befinde, und in der Beschreibung bei seiner Leichenpredigt wird bemerkt, daß er allein am kaiserlichen Hofstage 57 Mal gewesen. Meist machte er seine Reisen zu Pferde, bis seine Füße so sehr durch Frost gelitten hatten, daß er fahren mußte. Wegen seiner großen Verdienste ertheilte ihm der Kaiser Ferdinand im Jahre 1630 eine Menge, zum Theil sonderbarer, Privilegia.

Der Maler Hans Peter Hingelandt von Leyden hatte eine schöne reiche Wittwe zu malen, und zögerte lange mit der Vollendung. Auf ihr Befragen antwortete er: „Sie zu lieben bedürft' ich minder Zeit; allein ich liebe hoffnungslos, und um Sie länger sehen zu können, male ich langsam.“ — Aber endlich ward das Gemälde denn doch fertig, und schon wollte er sich trostlos entfernen, als die Wittwe sagte: „Eine Frage, mein Herr, wollten Sie wohl das Original als Bezahlung für die Copie annehmen?“ — Wie seine Antwort war, begreift sich leicht. (S. Bl.)

Leo Allatius, der sehr viele Schriften hinterlassen hat, schrieb 40 Jahre lang mit einer einzigen Feder, und als er sie endlich verlor, weinte er bitterlich.

Im Jahre 1818 scheiterte ein französisches Schiff zwischen Nieuport und Dünkirchen. Das Schiff hieß Januar, der Capitain Februar, es segelte von Bordeaux im März und verunglückte im April.

Im Jahre 1533 wurde zu Altsohl für die Stadt Schemnitz eine Kanone von nicht geringer Größe verfertigt, mit der Inschrift: „Die Stadt Schemnitz ließ mich machen; wen ich treff', der thut nicht lachen.“ Diese noch jetzt vorhandene Kanone soll eine der ältesten in der österreichischen Monarchie sein.

Personalnotizen.

Am 18. Mai starb zu Gotha Chr. Friedrich Perthes, einer der edelsten und verdienstvollsten Männer Deutschlands, geboren den 20. April 1772.

Zu Ende des Monats Mai starb die Gemahlin des Fürsten Milosch von Serbien, die berühmte Fürstin Ljubicza. In den Annalen der serbischen Geschichte wird vielleicht keine zweite Fürstin, wie sie, nachzuweisen sein. Von armen Aeltern geboren, theilte sie in den kriegerischen Zeiten der serbischen Schilderhebung die Gefahren des Kriegs mit ihrem Gemahl. Sie wohnte selbst den meisten Gefechten zu Pferde bei, und entwickelte in den gefahrvollsten Tagen einen männlich festen Charakter, den sie bis zu ihrer letzten Stunde zu behaupten wußte. Als ihr Sohn Michael fliehen mußte, war sie ebenfalls in dem letzten Gefecht, und die letzte, welche Serbien verließ. Sie hatte sich eine feine Bildung angeeignet, die in ihrer Gegenwart vergessen ließ, daß man ein Mann-Weib vor sich hatte. Mit ihrem Gemahl lebte sie in den letzten Zeiten nicht in den angenehmsten Verhältnissen.

(D. A. Z.)

Vor kurzem starb zu Freiburg (Schweiz) der Obristlieutenant Joseph von Landerset, Ritter des k. französischen St. Ludwigs-Ordens und Commandant der „Standes-Compagnie“ zu Freiburg. — Als verdienter Offizier focht er mit Ruhm unter Napoleon auf der pyrenäischen Halbinsel von 1807—1813, namentlich unter Junot bei Vimeira und unter Soult bei der Einnahme von Oporto. Vorzügliche Lorbeeren erwarb er bei Arranda El-Duero, Torquemada und Senabdy. Im Jahre 1814 war er unter der Handvoll Tapfern, die unter Napoleon's eigner Anführung erst der Uebermacht wichen. Bis 1830 diente er mit Auszeichnung unter der „Restauration.“ — Das Geschlecht Landerset ist ein altes bürgerliches seit 1787 adeliges Patrizier-Geschlecht im Schweizer-Freistaat Freiburg. Jacob L. war 1644 Landvogt zu Illingen (Illens); Johann L. (1670) Landvogt zu Jouy; Carl Nicolaus L. (1770) Oberst. Vor 1792 waren zwei aus diesem Geschlechte Offiziere im k. franz. Schweizer-Contingente. Ausgezeichnet und denkwürdig als Held ist geworden: Jacob Philipp Ignaz L., welcher Ruhm und Ehre in k. portugiesischen Diensten in Ostindien erwarb, und als Generalmajor 1790 starb, nachdem er Chef eines Regimentes und Gouverneur von Castro-Marino, so wie Gesandter in Algier gewesen, und 1763 den portugiesischen Reichs-Adel nebst der Bestätigung (1778), den damaligen Militair-Christi-Orden erlangt hatte; er erhielt die Anerkennung als adeliger Patricier zu Freiburg 1782, und sein einziger Sohn (1787) die förmliche Aufnahme in das adelige Patriciat. —

Freiherr v. Crousaz-Chèbre.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 27. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, wenn alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Zwei Könige.

Von

Emanuel Geibel.

Zwei Könige ſaßen auf Ockadal,
Hell flammten die Kerzen im Pfeilerſaal.

Die Harfner ſangen, es perlte der Wein,
Die Könige ſchauten finſter drein.

Da ſprach der Eine: „Gieb mir die Dirn'!
Ihr Aug' iſt blau, ſchneeweiß ihre Stirn."

Der Andre verſetzte in grimmem Zorn:
„Mein iſt ſie und bleibt ſie, ich hab's geſchwor'n."

Kein Wort mehr ſprachen die Könige d'rauf,
Sie nahmen die Schwerter und ſtunden auf.

Sie ſchritten hervor aus der leuchtenden Hall',
Tief lag der Schnee an des Schloſſes Wall.

Es ſprühten die Funken, es blitzte der Stahl —
Zwei Könige ſanken auf Ockadal.

Beleuchtung

der in der neueſten Zeit viel beſprochenen Anſicht, daß die Strafe des Adelsverluſtes eine den Stand der Nichtadligen entehrende Maßregel ſei.

Von

Friedrich von Sydow.

(Schluß.)

Es kann keinen größeren Irrthum geben, als den, wenn man behauptet, daß der nichtadelige Stand entwürdiget und gewiſſermaßen für unehrlich erklärt werde, wenn der Verluſt des Adels mit der Beſtrafung eines entehrenden Verbrechens verbunden ſei. — Der entadelte Verbrecher wird zwar allerdings in den Stand der Nichtadeligen zurückgeſetzt, aber demſelben dadurch keineswegs als Mitglied einverleibt, ſondern in die Kathegorie aller ehrloſen Verbrecher geſtellt, welche auch aus dieſem letzteren Stande ausgeſchloſſen ſind. — Der verbrecheriſche Beamte — er mag von Adel oder nicht von Adel ſein — wird aus dem Beamtenſtand ausgeſtoßen; wem aber iſt es wohl je eingefallen, darin eine Beleidigung für alle Diejenigen zu finden, welche nicht Beamte ſind? — Der mit Orden decorirte Verbrecher, er ſei adelig oder unadelig, wird derſelben für verluſtig erklärt, weil er ſie entehrt; — müßten nicht, nach jenen einſeitigen Begriffen, Alle dadurch entehrt werden, welche nicht im Beſitz von Orden ſind? — Der Offizier — er ſei von Adel oder nicht — wenn er ein entehrendes Verbrechen begeht, wird aus dem Offizierſtand geſtoßen (caſſirt), — wer aber hat dies noch je für eine Beleidigung Derjenigen gehalten, welche nicht Offiziere ſind? — Der ſich eines Verbrechens ſchuldig gemachte Unteroffizier wird zum Gemeinen degradirt, und thut als ſolcher Dienſt, und doch wird Niemand deßhalb alle gemeinen Soldaten für entehrt, oder unehrlich halten. — Ob nun wohl dieſe Anführungen ſchon hinreichen könnten, die in Rede ſtehende irrige Anſicht zu berichtigen, ſo iſt es ja auch noch hinlänglich bekannt, daß Demjenigen, welcher als entehrt aus dem Adelſtand geſtoßen iſt, in der Regel jede Anſtellungsfähigkeit abgeſprochen und ihm jede bürgerliche Berechtigung entzogen wird, welches den klaren Beweis giebt, daß er auch des

Digitized by Google

bürgerlichen Standes für unwürdig erklärt iſt. — Wo hingegen eine Beſtrafung ohne Entehrung eintritt, da findet bekanntermaßen eben ſo wenig bei den Adeligen als Nichtadeligen eine Standes- oder Ranges-Entſetzung Statt, und bei Disciplinar-Vergehungen und in anderen dieſen gleich ſtehenden Fällen wird der Adelige, der Beamte, der Offizier ꝛc. unbeſchadet ſeines Ranges- und Standes-Verhältniſſes mit Feſtungs- und anderem Arreſt, mit Geldbuße, oder auf andere Weiſe beſtraft.

Es kann, meiner Ueberzeugung nach, nichts ſo klar am Tage liegen, als das Irrige und Unhaltbare dieſer aufgeſtellten Meinungen; und wenn es zu verwundern iſt, daß die Einfachheit, mit welcher ſich dieſe Aeußerungen in ſich ſelbſt widerlegen, nicht Jedem in das Auge ſpringt, in dem ſie als oberflächliche Erſcheinung auftauchen; ſo verdient es wahrhaft beklagt zu werden, daß es Redactionen öffentlicher Blätter giebt, welche die Hand dazu bieten, ſo ganz unſtatthafte und grundloſe Behauptungen als bei Schwachen und Kurzſichtigen wuchernde giftiges Unkraut umher zu ſtreuen, und ihnen durch die Aufnahme in ihren Spalten eine gewiſſe, wenn auch nur ſcheinbare Weihe und Wichtigkeit zu geben. — Die Saat des begründeten Uebels ſchießt, meiner Meinung nach, ohnedies mächtig genug empor, und giebt Stoff genug zur ernſten Beherzigung und Bekämpfung; warum will man auch der leicht irre zu führenden Menge noch leeres Stroh zum Dreſchen vorwerfen?

Dem vernünftigen, vorurtheilsfreien Adel könnte es übrigens ganz gleichgültig ſein, ob die Form beibehalten oder abgeſchafft würde, daß ein entehrendes Verbrechen den Verluſt des Adels nach ſich zieht. — Den Ehrloſen hält er ſeiner Genoſſenſchaft eben ſo für unwürdig — er mag ſich von ſchreiben oder nicht — als ihn der vernünftige und vorurtheilsfreie Bürgerliche von ſeiner Gemeinſchaft ausſchließt; und wenn er eine Würdigung des Adels mehr darin erkennt, daß auch geſetzmäßig der Ehrloſe des Adels unwürdig geachtet iſt; ſo kann dies dem Kosmopolitismus nicht den geringſten Eintrag thun, an welchen ſich der Adel in ſeiner Würdigung des Ehrenwerthen und Hochachtbaren, da wo er es findet, ohne Ranges-, Standes- und Namens-Berückſichtigung, von der Vernunft, von der geläuterten Geiſteshelle und von den Verhältniſſen der Zeit gewieſen ſieht.

Zeitintereſſen.

Von

Carl Graf v. Hülſen.

Die Ritterſchaft beſteht heut' zu Tage nicht blos aus Edelleuten und wiſſenſchaftlich gebildeten Nichtadeligen, ſondern auch aus geweſenen Pächtern, Krämern, Gaſtwirthen, Schneidern u. ſ. w., in manchen Ländern ſogar aus Juden. Es iſt mit unbegreiflich, wie ein Edelmann ſein Gut, welches vielleicht Jahrhunderte in der Familie geweſen iſt, an einen geldſtolzen Schneider oder an einen arroganten Juden veräußern kann! In die Ritterſchaft gehört weder ein Jude hinein, und wenn dieſer über Millionen zu commandiren hat, noch ein Schneider, auch wenn dieſer nicht allerhöchſtſelbſt ſchneidert, ſondern ſeine Geſchäfte durch ſeine Miniſter beſorgen läßt, in Paris und London chargés d'affaires nebſt diverſen Attachés hält, und ſich auf der Straße nie anders zeigt, als in ſeiner eleganten Equipage. Wenn man nicht feſtſetzt, daß derjenige, welcher ein Rittergut acquiriren will, ein wiſſenſchaftlich gebildeter und in jeder Hinſicht ehrenwerther Mann ſein muß, ſo wird der Ausdruck: „Ritterſchaft" bald ungemein barock erſcheinen. Rittergutsbeſitzer, welche früher Pächter u. ſ. w. waren, mögen ganz reſpectable Leute und tüchtige Oeconomen ſein, aber ſie haben nicht die Bildung, und ſomit auch nicht den Muth, auf öffentlichem Landtage zum Wohle des Landes ihre Stimme zu erheben. Schon jetzt giebt es in den deutſchen Ständeverſammlungen unter den vielen Deputirten nur wenige Sprecher, und wenn dieſe eine gute Suade beſitzen, ſo iſt es ihnen ein Leichtes, den Mißſtänden ihre Anſichten aufzudrängen. Und wie oft ſprechen ſolche Leute blos, um die jetzige Mode mitzumachen, und auf alles Beſtehende loszuziehen, oder um mit ihrem Rednertalente zu renommiren! Die Preßfreiheit iſt das beliebteſte Thema dieſer Redner. Auf jedem Landtage kommen ſie darauf zurück, wie einſt der alte Cato auf ſein: „Caeterum censeo, Carthaginem esse delendam," — und immer wird zur Begründung der Bitte um Preßfreiheit angeführt, daß dieſe für Frankreich und England die ſegensreichſten Folgen habe. Wir wollen auf dieſen Segen verzichten. Wenn es dem Deutſchen vergönnt iſt, in einer Sprache, wie ſie demſelben geziemt, öffentlich die Wahrheit zu ſagen, ſelbſt über Regierungsangelegenheiten, ſo kann er hinlänglich damit zufrieden ſein. Wenn doch die Bitte der preußiſchen Stände in Königsberg höheren Ortes Gehör und in den anderen deutſchen Ländern Anklang finden möchte, „daß die „Cenſur nur wiſſenſchaftlich gebildeten und durch „äußerlich geſicherte Stellung unabhängigen Männern „anvertraut werden möge, ſo wie, daß die Unterſuchung und Entſcheidung etwaiger Beſchwerden über „die Cenſoren nicht einzelnen Staatsbeamten, ſondern „einer aus wiſſenſchaftlich gebildeten und unabhängigen Männern beſtehenden Cenſurbehörde überwieſen, eine ſolche aber zur richtigen Beurtheilung der „Verhältniſſe und Vermeidung nachtheiliger Verzögerungen in jeder Provinz angeordnet werde!" In einer deutſchen Ständeverſammlung wurde kürzlich Preßfreiheit begehrt, und die Cenſur iſt in dieſem Lande

Digitized by Google

ſchon jetzt ſo nachſichtig, daß dort oftmals Preßfrechheit vorkommt. Dieſe wird beſonders gegen Preußen ausgeübt. Man müßte ſich wundern, daß Journaliſten gegen Preußen zu Felde ziehen können, welches mit ſeinem Wahlſpruche „vorwärts“ wohl nimmer ſo viel Ehre eingelegt hat, als gerade in der letzten Zeit, — wenn es nicht klar am Tage läge, daß dieſe Journalhelden nicht Recht und Wahrheit zu verbreiten, ſondern durch Scandaliſiren, welches jetzt ſo beliebt iſt, den Kreis der Leſer ihrer Blätter zu vergrößern beabſichtigen. Die Journaliſten mögen donnern — wie Cicero in Catilinam — gegen Mucker, Jeſuiten, Despotie, Nepotismus, Servilismus, Hochmuth, Intoleranz und alles Schlechte und Verderbenbringende, ſo viel ihnen beliebt, aber fern ſollen ſie bleiben von Perſönlichkeiten und Angriffen auf die weiſen Inſtitutionen einer erleuchteten Regierung! Man wirft Preußen vor, daß es nicht beſtimmt in ſeinen Anordnungen ſei, und dabei verſuchsweiſe zu Werke gehe. Nach meiner Anſicht iſt dies viel vernünftiger, als wenn man gleich Alles blindlings nachahmt. Frankreich iſt ſchon ſeit Jahrhunderten das Vorbild von Deutſchland. Wie manches dulce et utile haben die Deutſchen den Franzoſen nachgeahmt, als Perrücken mit Haarbeutein, Puder, Zöpfe, Revolutionen, Conſtitutionen, alberne Kleidermoden! Das Letztere geſchieht noch jetzt, und die Kleidermoden müſſen ſelbſt von vernünftigen Leuten mitgemacht werden, wenn dieſe nicht für Philiſter paſſiren wollen. Und wie ſo Manches möchte man den Franzoſen noch verdanken können, als Mündlichkeit, Oeffentlichkeit, Preßfreiheit! Die Anzahl der deutſchen Radicalen iſt zum Glücke nicht ſo groß, als dieſe ihren Landsleuten glauben machen möchten, und ihre Stimme daher nicht vox populi. Ich halte die Meiſten dieſer Leute den Regierungen für eben ſo wenig gefährlich, wie die Demagogen auf den Univerſitäten. Wenn man Erſteren ein Butterbrot in den Mund oder ein Band in das Knopfloch ſteckt, werden ſie conſervativ, oder was ihr Wohlthäter ſonſt will, ſo wie die Letzteren die beſten Freunde der Regierung, ſobald ſie das Triennium abſolvirt und das Staatsſchiff beſtiegen haben, auch wenn ſie im Anfange nur als Schiffsjungen figuriren. Studenten, welche die größten Feinde der Policei waren, ſind oft die beſten Poliziſten geworden. Man ſollte die deutſchen Radicalen, welche Frankreich für ein ſo geſegnetes Land halten und uns ganz franzöſiren möchten, auf einige Zeit dahin exiliren. Gewiß würden ſie radical gebeſſert in das Vaterland zurückkehren! —

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülſen.

(Fortſetzung.)

Es war bereits eine ſolche Dunkelheit eingetreten, daß man die Vorübergehenden nicht mehr unterſcheiden, wohl aber die Stimmen der jetzt ſo glücklichen Fiſcherfrau und deren Kinder, welche noch vor Kurzem ſo tief darnieder gebeugt waren, deutlich vernehmen konnte.

„Ich werde nachſehen,“ — ſprach der Baron, indem er nach ſeiner Kopfbedeckung griff — „ob ich nicht vielleicht von Nutzen ſein kann, und, wenn die geretteten Schiffbrüchigen vom Fieber heimgeſucht ſein ſollten, für die Herbeiſchaffung eines Arztes Sorge tragen. Bleiben Sie, gnädigſte Gräfin,“ — ſagte er, als er bemerkte, daß ſich Laura anſchickte, ihn zu begleiten — „Sie würden ſich erkälten, denn es iſt wieder ſtürmiſch geworden, und die See brauſt gewaltig. Ich werde gleich wieder hier ſein, und Sie ſollen dann getreulichen Rapport erhalten.“

Der alte Herr eilte davon und die Damen blieben zurück.

„Wenn der Müller ertrunken wäre, Tantchen,“ — bemerkte Franziska — „ſo würdeſt Du Dich gewiß ſeiner armen Familie angenommen haben.“

„Allerdings, mein liebes Fränzchen,“ — verſetzte die Gräfin — „würde ich für die hinterbliebene Wittwe und deren Kinder Alles gethan haben, was in meinen Kräften ſteht; aber wir wollen Gott inbrünſtig dafür danken, daß er der guten Frau ihren Mann und älteſten Sohn wiedergegeben hat, denn für den Verluſt dieſer Beiden hätte ich ihr keinen Erſatz bieten können.“

„Wie die See hohl geht!“ — ſagte Fräulein Mertens. — „Welche Nacht würde die ehrliche Fiſcherfrau verlebt haben, wenn es der Himmel über ihren Gatten und Lieblingsſohn anders beſchloſſen haben ſollte! Man müßte die armen Strandbewohner beklagen, welche ihres Lebensunterhaltes wegen gezwungen ſind, ſich dem Meere, dieſem trügeriſchen Elemente, anzuvertrauen, wenn man nicht wüßte, daß dieſe Leute durch die Gewohnheit abgeſtumpft ſind gegen die mit ihrem Berufe verbundenen Gefahren, und ſich ſo zufrieden und glücklich dabei fühlen, daß ſie es verſchmähen, eine andere, weniger gefahrvolle Lebensbahn einzuſchlagen.“

„Das Gefahrvolle“ — nahm die Gräfin das Wort — „hat für die Männer einen großen Reiz, und ich mag nur den für einen Mann paſſiren laſſen, welcher Gefahren beſtanden oder doch wenigſtens den Muth dazu hat, ſolche zu beſtehen. Wer würde dem Bergbaue, wer der Schifffahrt ſein Leben widmen,

Digitized by Google

wenn nicht kühne Männer ihre irdische Glückseligkeit darin fänden, den damit verbundenen Gefahren ihren Muth und ihre Kraft entgegen zu setzen. Das Gold und die Schätze, welche im Hintergrunde winken, fallen in der Regel denen zu, für welche sich die kühnen Männer den Gefahren bloßgestellt haben."

„Wäre ich!" — sagte Franziska — „statt eines Mädchens ein Jüngling, und hätte unser Staat eine Marine, so möchte ich nichts Anderes als Seemann sein."

„Meine liebe Franziska vergißt," — bemerkte Fräulein Mertens lächelnd — „daß, als sie in der Residenz war, sie oft sang: Ach, welche Lust, Soldat zu sein, wenn ihre Vettern Emil und August, die hübschen Cavallerie-Offiziere, an ihrem Fenster vorbei galoppirten."

„Das ist wahr," — sprach Franziska erröthend — „aber damals hatte ich die Bekanntschaft der See noch nicht so genau gemacht. Soldat im Frieden, wo die hübsche Uniform das einzige Verlockende des Militairstandes ist, gleich meinen Vettern Emil und August, möchte ich eben so wenig sein, wie Civilbeamter gleich meinem Vetter Carl, dem Referendarius. Emil und August werden als Lieutenants alt und grau, und müssen trotz ihrer schönen Uniformen die Zöpfe ihrer ungebildeten Vorgesetzten, die nicht einmal richtig deutsch sprechen, ruhig ertragen; während Carl im Umgange mit langweiligen Actenmännern sein Leben vertrauert, und vielleicht endlich einmal ein philiströser Regierungsrath wird."

Die Gräfin und Fräulein Mertens mußten lachen.

„Sie stellen" — bemerkte die Letztere — „Ihren Herren Vettern ja ein trauriges Prognosticon."

„Es ist mir doch lieb, Fränzchen," — sagte Laura, indem sie die rechte Wange ihrer Nichte streichelte — „daß Du ein Mädchen und nicht ein Jüngling bist, denn sonst würdest Du jetzt nicht bei mir, sondern entweder im Cadettencorps oder auf einem Gymnasium sein."

„Es ist mir auch lieb, Tantchen," — rief das junge Mädchen lustig, und setzte sich an das Clavier — „denn sonst würde ich Dir jetzt nicht den Zigeunermarsch aus Preciosa, welchen Du so gern hörst, vorspielen können."

Franziska gerieth aus dem Marsche auf Walzer und Galoppaden, und war noch im besten Spielen, als der Baron erschien, welchem die Damen erwartungsvoll entgegen traten.

„Meine gnädigste Gräfin," — sprach der alte Herr zu Laura — „der Müller und sein ältester Junge haben zwar ein tüchtiges Fieber, aber zum Glücke ist unser alter Doctor im Orte, und dieser würdige Sohn des Aesculap hat erklärt, daß einige Tassen Fliederthee Vater und Sohn vollkommen herstellen werden. Die beiden Patienten liegen bereits in ihren respectiven Betten, haben auch schon den Fliederthee getrunken, und werden morgen früh hoffentlich frisch und munter sein. Ich werde mich nun, da die Nacht hereinbricht, nach Hause begeben, und nicht wahr, meine theure Gräfin, ich kann darauf rechnen, daß Sie morgen Mittag bei mir fürlieb nehmen werden?"

„Wenn" — erwiederte die Gräfin — „die beiden Patienten, wie Sie meinen, morgen wirklich gesund und meiner Hülfe nicht benöthigt sein sollten, so will ich Ihren Wunsch, mein theurer Baron, mit Vergnügen erfüllen."

Der durch diese Zusage beglückte alte Herr empfahl sich, und die Damen verlebten unter mancherlei Gesprächen den Rest des Tages. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Der kleine Graf von Paris spielt jetzt täglich einige Stunden des Vormittags im Tuilleriendhof vor dem Pavillon Marsan im Freien. Er ist ganz schwarz gekleidet; viele Vorübergehende bleiben stehen und betrachten das feische, muntere Kind, das weder die Schrecken der Vergangenheit, noch die trüben Ahnungen der Zukunft zu kennen scheint. „Das ist unser künftiger König," sagen Einige. — „Er sieht seinem Vater ähnlich" — Andere. Vor 30 Jahren spielte in demselben Hofe ein anderes Kind; man hatte ihm einen kleinen Wagen gemacht und mit 4 weißen Lämmern bespannt; die Grenadiere der alten Garde grüßten das Kind mit Stolz. Generale und Offiziere bückten sich vor ihm. „Das ist der König von Rom," sagte man, — „der künftige Kaiser der Franzosen." — Vor 14 Jahren spielte wieder ein anderes Kind da; es grüßte oft vom Fenster herab die Schweizergarden und die weiße Fahne mit den Lilien, und die Vorübergehenden sagten: „Das ist das Kind der Vorsehung; der künftige König von Frankreich und Navarra." — Und heutzutage ruht der Eine in der Capuzinergruft zu Wien, der Andere führt ein einsames, hoffnungsloses Leben zu Görz.

(S. Hofs.)

Personalnotizen.

Am 30. Mai fand zu Neapel in der königl. Schloßkapelle die Trauung der Prinzessin Donna Teresa mit dem Kaiser von Brasilien, Don Pedro II., Statt. — Die jüngere Schwester des Kaisers, die Prinzessin Francisca von Braganza (geboren am 2. August 1824), ist seit kurzem (1. Mai) mit dem Prinzen von Joinville (geboren am 14. October 1818) vermählt. Ap.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 28. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, wovon acht Bogen Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (7½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Todesprobe.

Von

Just. Kerner.

Wohl ihr Aug' erloschen steht,
Wohl die Pulse nicht mehr schlagen,
Und mit Klagen
Jedes von der Todten geht.

Doch sie kann noch lebend sein!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlechte Zeichen!
Bringet schnell ihr Kind herein!

Legt ihr das an's kalte Herz!
Bebet auch dann ihr Herz sich nimmer,
Dann auf immer
Ist sie todt, — und aus ihr Schmerz.

Deutsche Adelsbank.

Die Vornehmen des Landes, die dem Throne zunächst stehen, und von jeher den Richtungen der Höfe folgten, ermessen jetzt augenscheinlich, daß an den meisten, und an den größten deutschen Höfen das Bestreben hervorleuchtet, *den Fürstlichen Personen die sorgfältigste Erziehung einzuflößen*, um auf den Thronen als ein hehres Vorbild zu glänzen durch Reinheit des Herzens, durch Wahrheit und Tiefe des religiösen Gefühls, durch Sitte und Zucht eines musterhaften Familienlebens, verbunden mit der umfassendsten, gediegensten, wissenschaftlichen Ausbildung, um mit einer scharf ausgeprägten Erkenntniß das Wahre vom Falschen instinctartig auszuscheiden, und auch in Staatssachen den zur *höchsten Entscheidung gebrachten Momenten*, aus eigener Fassungskraft, das rechte Gepräge aufzudrücken. Schon unser 19tes Jahrhundert, das Alles in den Bereich seiner Deliberationen zieht, machte dies dringend nothwendig, denn unsere Zeit ist weder discret in der Beurtheilung, noch verschwiegen über anstößige Erscheinungen; im Gegentheil erblicken die Völker heut zu Tage mit der prosaischsten Nüchternheit ihre Fürsten, *wie sie wirklich sind*, während sonst, in der Idee des Volks, die Fürsten als Miracel von Macht und Herrlichkeit galten. Nach dieser eingeschlagenen Richtung hat nun auch der deutsche Adel seine unabweichliche Bahn einzuschlagen, um als *erster Stand* im Staate musterhaft der übrigen Bevölkerung voran zu wandeln, und die ihm beiwohnenden Vorrechte auch *wohlbegründet* in Anspruch zu nehmen, oder vielmehr durch seine vorleuchtende Führung und Haltung dem Volke die gerechteste Anerkenntniß abzunöthigen. Der Adel hat bereits begriffen, daß die Stellung in der Gesellschaft, die ihm seine Geburt verlieh, und auf welche er stolz ist, *blos an sich* einen nicht ausreichenden, sondern nur mehr antiquarischen Werth hat, aus welchem die innere Nothwendigkeit für sein Bestehen, vermöge solcher Gründe, die die Vergangenheit als historische Form mit in die Gegenwart brachte, nicht mehr stichhaltig hergeleitet werden kann, — sondern daß Gründe weit höherer Natur an diese ehrwürdigen Formen geknüpft werden müssen, um sie von neuem zu beleben.

Digitized by Google

Eine moderne und philantropische Thorheit ist es, das Aufhören der so nothwendigen Standesunterschiede, das Nivelliren und Gleichmachen aller Stände in der Gesellschaft versuchen zu wollen; denn das hieße etwas eben so Unmögliches als Widernatürliches in der, von selbst und aus sich selbst herangebildeten Staatseinrichtung zu verlangen. Im frei verschrieenen Nordamerika, wie in der despotischen Türkei giebt es noch immer verschiedene Stände, nur daß diese nicht von der Geburt und höhern Bildung begründet werden, sondern Geld, zufälliger Reichthum, abenteuerlich emporgeschwungenes Ansehen, niederträchtige Intrigue und blinde Gunst in diesen beiden Ländern den Maßstab zur Standesauszeichnung abgeben. Tritt doch selbst in der ganzen civilisirten Welt der höhere Bürgerstand sehr genau hervor, und wird auch als eine eminente Standesclasse von unsern gleichmachenden Volksaposteln anerkannt, ohne in der Geburt seinen Grund zu haben. Dennoch erzeugt diese Begründung des Standes durch die Geburt nichts Störendes, so wenig, wie eine constitutionelle Staatsform oder eine Republik gerade etwas absolut Nothwendiges für das Volksglück in sich tragen, da das Regiment der Volkskammern und Volkssenate, bei großen und kleinern Freistaaten, schon gar manche bedenkliche Seufzer im Volke verlautbart hat. — Ja, der Geburtsadel, das heißt: der wirklich und ursprünglich durch Verdienst errungene, ist sogar etwas in der menschlichen Natur Wohlbegründetes; denn das Volk wird den befähigten Sohn eines ausgezeichneten Vaters unwillkürlich höher stellen, als einen eben so verdienstvollen Mann, welcher unter seinen Vorfahren keinen so glänzenden Nachruhm aufzuweisen hat, der sich auf die Dankbarkeit des Vaterlandes so gerechte Ansprüche erwarb. Es erscheint auch so einfach und natürlich, daß ganze Geschlechter, die durch ihre Großthaten unsern historischen Werth begründeten, die von Generation zu Generation der Nation immer Männer lieferten, welche zur glücklichen Leitung ihres Geschicks wesentlich beitrugen, daß gerade solche Geschlechter von dem dankbaren Volke immer mit Stolz genannt und vermöge dieser auszeichnenden Anerkennung mit Wohlgefallen über Andere erhoben gesehen werden. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß die bloße adelige Geburt den Mann, der durch seine persönlichen Vorzüge der Befähigung nicht auch eine solche Auszeichnung verdiene, etwa schon über einen kenntnißreichern des Bürgerstandes erhebe, oder ihm gleichstelle; sondern nur, daß bei ziemlich gleichen Fähigkeiten die öffentliche Meinung ihren alten Adelsgeschlechtern gern den Vorzug gewährt sieht, da solche, in historischer und patriarchalischer Beziehung, schon tief in das Volksleben verflochten sind, während anderseits deren Ausschließung vom Beamtenstande mehr den Uebelstand einer gewissen Beamtenhierarchie erzeugt, die den Landesadel unterdrückt und anfeindet (wie sich in der schroffen Behandlung der Verschuldungen des preußischen Grundadels aus früherer Unglücksepoche, und aus den spätern grundherrlichen Regulirungen und Ablösungen gar manchmal traurig genug ergab), außerdem aber das Volk selbst auch der bloßen Gewaltherrschaft des Beamtenstandes mehr ausgesetzt bleibt, wenn es nicht in seinem unabhängigern Adelsstande den natürlichen Stützpunct zu wirksamerem Schutze findet. Nie aber wird sich die Gesellschaft dadurch zur Barbarei einer willkürlichen Adelsherrschaft zurückführen lassen, ohne frühere oder spätere Reactionen hervorzurufen, die solchen, ohne eigenes Verdienst bevorzugten Geschlechtern sehr bald die Möglichkeit rauben würden, sich von neuem lebenskräftig in das Gewebe der Gesellschaft verflechten zu können, und sich die Anerkennung ihres Ranges durch die Stellung zu sichern, welche die Geburt allein nicht mehr genügend zu begründen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Adelserlangung durch persönliche Verdienste, in Beispielen aus alter und neuer Zeit.

Von

J. A. Freiherrn v. Cronfa-Chèbre.

1) Der Ahnherr der Seckendorfe.

Kaiser Heinrich II. (1002—1024) befand sich einst unweit Bamberg, wo er auf der alten Burg Bamberg (Babenberg) sein Hoflager hielt, auf einer Hirsch-Jagd in einem benachbarten Forste. Als ächter Waidmann einen stolzen Hirsch verfolgend, fand er sich mit einem Male unter einem uralten Lindenbaume. Erschöpft von der fruchtlosen Jagd wollte er vom hohen Rosse absitzen; da stürzte ein durch das Getöse der Jagd aufgebrachter wilder Ochse (Auer) von ungeheurer Größe in aller Wuth auf den Kaiser. — Schon war das edle Roß verwundet, und alle Rettung schien verschwunden: da erschien Walther, der Leibjäger des hohen Herrn, als Retter. Mit einem einfachen Jagdspieße, sein Leben nicht achtend, erlegte er durch geschickte Stöße das Thier, welches mit schrecklichem Gebrülle zusammensank. Nachdem der Kaiser sich vom ersten Schrecken erholt und das gesammte Jagdgefolge herbei gekommen war, brach der Kaiser von der Linde, unter welcher die Errettung aus der Todesgefahr Statt gefunden, einen grünen Lindenzweig mit 8 Blättern ab, ließ den Walther niederknien, bedeckte dessen Haupt mit dem Lindenzweige, und, indem er ihm mit eigner Hand den Ritterschlag verlieh, er-

Digitized by Google

theilte er ihm gedachten Lindenzweig als erbliches Schildzeichen im neuen Wappen. — Zu dieser Adelserhebung fügte der Kaiser am 8. des Monats September 1017 auch den Besitz des Adelsguts Seckendorf unweit der Gadolzburg und dem Flüßchen Zenn im Rangau (in Franken gelegen) hinzu. — Noch blüht das Haus der Freien von Seckendorf, und gewiß waren die Thaten des Ahnherrn für sie ein Sporn zu der rühmlichen Laufbahn, welche die Mehrzahl der Seckendorfe betreten hat. —

(Schluß folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen, nachdem die Toilette beendigt, war es das erste Geschäft der Gräfin, mit ihren Damen nach der sehr nahe gelegenen Müllerschen Wohnung zu gehen. Der Fischer Müller, ein hübscher großer Mann, und sein Sohn Julius, standen schon vor der Thür, und waren mit der Ausbesserung ihrer Netze beschäftigt.

„Ich freue mich herzlich, lieber Müller," — sagte die reizende Gräfin, aus deren schönen Augen die Freude strahlte, und reichte dem Manne ihre Rechte — „Sie und Ihren Sohn Julius so munter wiederzusehen. Gott sei gedankt, daß er Euch Beide aus Lebensgefahr gerettet und auch wieder gesund gemacht hat! Künftig müßt Ihr Euch aber auch mehr in Acht nehmen, Ihr lieben Leutchen! Wenn Ihr gestern in den Wellen Euren Tod gefunden hättet, — welchen Jammer würdet Ihr da über die armen Hinterbliebenen gebracht haben!"

„Meine gnädigste Frau Gräfin," — sprach der Fischer gerührt, und küßte ehrerbietig Laura's Hand — „Sie beschämen mich durch Ihre Gnade. Ich bin Gott zwar vielen Dank dafür schuldig, daß er mich und meinen Sohn Julius nicht ertrinken ließ; aber die Gefahr ist keineswegs so groß gewesen, wie Sie zu glauben scheinen. Bei dem gestrigen stürmischen Wetter gab es viele Fischer auf der See, und wenn uns nicht Voigt's aus Strohhude gerettet hätten, so würden es andere Leute gethan haben. Aber dessenungeachtet will ich in der Zukunft doch vorsichtiger sein."

„Ja, das sei nur!" — sagte seine Frau, welche mit den übrigen Kindern aus dem Hause trat. — „Gnädigste Frau Gräfin," — wandte sie sich gleich darauf zu dieser — „ich danke Ihnen unterthänigst für Ihre Theilnahme und das viele Gute, das Sie uns schon erwiesen haben. Die vornehmen Herrschaften sind doch weit liebreicher gegen uns arme Leute, und ich würde meine gnädige Frau Baronin, bei welcher ich früher im Dienste stand, nie verlassen haben, wenn ich nicht vor zwölf Jahren meinen Mann kennen gelernt hätte, welcher damals Soldat und ein schmucker Bursche war."

„Nun, Ihr habt Beide ein gutes Loos gezogen," — versetzte die Gräfin — „und wenn Ihr auch zuweilen mit Sorgen zu kämpfen habt, so glaubt mir nur, daß Jeder seine Sorgen hat, er mag vornehm oder gering, reich oder arm sein. Ihr müßt Euch heute einen frohen Tag machen, liebe Leutchen, und die glückliche Rettung der beiden Schiffbrüchigen feiern. Laßt Euren Julius mich begleiten, damit ich Euch durch ihn etwas zur Feier des Tages überfenden kann."

Das Ehepaar überschüttete die liebreizende Gräfin mit Danksagungen, und diese entfernte sich in Begleitung ihrer beiden Damen und des kleinen Julius.

„Warum hast Du uns niemals davon erzählt, Julius," — fragte Franziska auf dem Rückwege, — „daß Du im vorigen Sommer beinahe ertrunken wärest, wenn nicht Graf Roderich Dich gerettet hätte?"

„Ach, ich durfte ja nicht, Comteßchen," — erwiederte der Knabe — „der gnädige Herr Graf hatte es verboten."

Die Erinnerung an Roderich erfüllte die Gräfin jedesmal mit Lust und Schmerz. Laura wußte, daß der Geliebte ihres Herzens sich mit einer Andern versprochen, aber sie wußte auch, daß Roderich nur sie allein liebe, und hoffte deßhalb, daß der Graf sich aus den ihm verhaßten Banden befreien und zu ihr, der einzig Geliebten, eilen werde. Indeß ihr Hoffen war bis jetzt unerfüllt geblieben, und der Winter beinahe vorüber gegangen, ohne daß sie von Roderich das Mindeste erfahren hätte.

„Tantchen, Tantchen, wo gehst Du hin?" — rief Franziska lachend der Gräfin nach, welche, in Gedanken vertieft, an ihrer Wohnung vorübergegangen war. — „Wir sollen den Weg zum Barönchen doch nicht etwa zu Fuß machen?"

Erröthend und lächelnd wandte sich die Gräfin um. — „Nein, mein liebes Fränzchen," — sagte sie, „das will ich uns Allen nicht zumuthen."

Julius empfing in einem Korbe Lebensmittel, und außerdem noch ein Geldgeschenk, und der darüber laut aufjubelnde Knabe wurde mit dem Wunsche, den heutigen Tag mit seinen Eltern und Geschwistern recht froh und vergnügt zu verleben, freundlich entlassen.

Nachdem die Damen ihre Toilette verändert hatten, war die Zeit zur Fahrt erschienen, und man setzte sich in den Wagen.

Digitized by Google

Das Wetter begünstigte die Partie, und die Märzsonne sandte ihre erwärmenden Strahlen auf die Erde hernieder. Der Schnee schmolz auf Fluren und Bergen, und hoch oben im blauen Aether verkündeten schwirrende Lerchen die Nähe des Frühlings. Kein Lüftchen rührte sich, und es würde in der Natur eine heilige Stille geherrscht haben, wenn nicht die durch den gestrigen Sturm bewegte See gebraust hätte. Wie der Busen des Mädchens noch wogt, nachdem der Tanz schon längst beendigt ist, so wogt das schäumende Meer noch lange nach dem Aufhören des Sturmes, welcher es wild bewegte.

Die Straße nach dem Hauptgute des Barons lief zuerst den Meeresstrand entlang, und führte dann durch unwirthsame Dünen in cultivirte Fluren, in welchen man hübsch gebaute Ortschaften berührte.

(Fortsetzung folgt.)

Urtheil einer Amerikanerin über Deutschland.

Miß Sedgwick, jetzt die beliebteste amerikanische Schriftstellerin, sagt in ihren „Briefen aus der Fremde" über deutsche Sitte und deutsche Zufriedenheit: „Die englische Menschenrasse, sowohl Wurzel als Zweig, ist durch angeborene Schüchternheit, conventionelle Zurückhaltung und radicale Unzuvorkommenheit kalt und abstoßend. Die Höflichkeit der Franzosen ist conventionell, und erscheint theils als das Resultat ihres Bewußtseins eigener Anmuth, theils als eine Art egoistischer Berechnung, mit dem, was ihnen nichts kostet, viel auszurichten; theils ist sie auch die Wirkung ihrer Lebhaftigkeit. Der Herzlichkeit der Deutschen liegt eine tiefere Menschenliebe zu Grunde. Sie scheinen beständig den Druck des sie mit dem ganzen Menschengeschlechte verknüpfenden Bandes zu fühlen. Sie warten nicht, bis man sie erst auffordert, die Hand freundlich entgegenzureichen, sondern die Hand ist schon immer ausgestreckt, und die gütige That ist bereit, zu folgen. Diese Freundlichkeit ist auf keinen Rang und keinen Stand beschränkt; sie erstreckt sich vom Fürsten bis zum niedrigsten Bauer. Einige Damen unserer Gesellschaft fuhren in einem Miethwagen aus, und begegneten einigen deutschen Damen in einem Wagen mit 4 Pferden, nebst Postillionen, Bedienten, Livree und andern Zeichen des Reichthums. Was würden Amerikaner immer in gleichem Falle gethan haben? Wahrscheinlich würden sie auf eine andere Seite gesehen und sich den Anschein gegeben haben, als bemerkten sie Jene nicht; Engländerinnen würden das eben so gemacht, oder, wie ich es oft in Hydepark sah, sich in ihren Wagen zurückgelegt und mit einem Gemische von Ostentation und Nonchalance sie durch ihre Lorgnetten angestarrt haben, gleichsam als könnten die ihnen am Range Untergeordneten solches Anstarren ertragen. Die deutschen Damen aber grüßten herzlich die bescheidenen Fremden in dem Miethwagen. Ich verlasse dieses Land mit einem Interesse, einer Achtung und einer Zuneigung, welche ich nicht wieder für ein Land zu empfinden glaubte, nachdem ich England verlassen hatte. Mir ist es, als werde das Herz größer durch das Reisen, und ich fühle mich reicher durch die schönen Erinnerungen von der Gutmüthigkeit der Deutschen. Ich werde nie das „Guten-Tag", „Guten-Abend" und „Gute-Nacht" von den freundlichen Stimmen der schwere Lasten tragenden Bauern, an denen wir bei einsamen Spaziergängen vorübergingen, vergessen. Im Allgemeinen scheinen die Deutschen mir das vernünftigste Volk zu sein, das ich je gesehen. Sie genießen die Gegenwart, gehen mit dem menschlichen Leben haushälterisch um, und nützen zur Zufriedenheit das Material, das Gott ihnen gegeben, so viel als möglich. Ist das nicht viel besser, als das vage, unbegrenzte Wünschen, das immer wechselnde Sehnen?" (M. W.)

Feuilleton.

Breve des Papstes Pius VI. vom 15. December 1781.

Pius machte dem Kaiser sein Vorhaben, nach Wien zu kommen, in einem Breve von obgenanntem Datum, mit folgenden Worten bekannt:

„Wir brennen vor Verlangen, uns freundschaftlich und liebreich mit Denenselben, so wie ein Vater mit seinem Sohne, über viele Dinge, welche bei dem Anfange Dero Regierung vorgegangen sind und uns in große Schmerzen versetzt haben, zu verständigen. Da wir aber einsehen, daß diese Verhandlung zwischen Uns schwerlich von Erfolg sein dürfte, wenn wir nicht mit einander sprechen, so haben wir beschlossen, und zu Euer Majestät, aller Beschwerlichkeiten einer langen und unbequemen Reise, selbes hohen Alters und unserer geschwächten Kräfte ungeachtet, zu verfügen. Der Trost, Sie zu sprechen, und Ihnen unsere Bereitwilligkeit, die Rechte der Kirche mit den Ihrigen auszugleichen, mündlich zu bezeugen, wird uns Stärke verleihen."

Joseph II. antwortete am 11. Januar 1782

„Was den von Euer Heiligkeit uns eröffneten Entschluß betrifft, sich nämlich selbst zu uns zu begeben, und mündlich mit uns zu unterhandeln, so nehmen wir denselbigen nicht nur als ein besonderes, sondern auch in Ansehung einer so langen und beschwerlichen Reise ganz außerordentliches Kennzeichen des päpstlichen Wohlwollens gegen uns mit Dank und Vergnügen an."

Pius VI. langte am 22. März 1782 in Wien an und verweilte daselbst einen vollen Monat. (E. Bl.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 29. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 3 Nummern. Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münz. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Nggr.) berechnet.

Der Frühling.

Von

Nicolaus Lenau.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Deutsche Adelsbank.

(Fortsetzung.)

Aus der Wahrheit des Gesagten ergiebt sich nun auch der Grund für die Thatsache, daß der Adelige, der heutzutage träge, unwissend, ungebildet oder ausschweifend ist, nicht mehr seinen Stand, sondern daß der Stand ihn schändet, da die öffentliche Meinung, und zwar mit Recht, jeden Adeligen, der sich verächtlich macht, weit härter beurtheilt, als einen Nichtadeligen, bei übrigens gleich verwerflicher Eigenschaft. Demnach muß sich dem Adel die Ueberzeugung aufdrängen, daß er, um sich der Gesellschaft von neuem heilbringend einzuverleiben, in derselben eine Stellung zu gewinnen trachten muß, die ein anderes Fundament, als die bloße Zufälligkeit, in sich trägt. Er muß, erfüllt von dem Glanze, der vom Thron herab dem Volke zum höchsten Ziele voran leuchtet, im Schmuck eigener, vielseitiger, gediegener Bildung strahlen, den des Purpurs Herrlichkeit nicht im Schatten zu stellen vermag; er muß, fundirt in einem geordneten Grundbesitz, sich gegenseitig die Hand reichen zur Credit- und Geld-Beihülfe durch Errichtung einer deutschen Adelsbank, die alle Capitalien des Adels in sich aufnimmt, und von den Geldumsätzen, in vorsichtiger Gebarung auf Grundbesitz, Industrie und Gewerbsamkeit, denselben und noch größern moralischen Nutzen für sich zieht, als jene Wechselhäuser, die sich mit den aufbewahrten Geldern des Grundadels bereichern und weniger Zinsen dafür gewähren, als eine besondere Adelsbank weit reichlicher und sicherer durch Klugheit und Vorsicht in der Geldgebarung jederzeit aufbringen, den Wechselfällen des Banquierglücks aber nie ausgesetzt sein würde. Solchergestalt versetzt der deutsche Adel den übermüthigen Hang der industriellen und gewerbsamen Classen nicht allein in eine gewisse Abhängigkeit von sich, sondern er gewinnt damit zugleich an moralischer Kraft und äußerem Ansehen in den Augen des Volks selbst, indem er sich endlich hauptsächlich noch gegen die schnöde Herabwürdigung jener Geldaristokratie durch solch ein Geldinstitut auf das Wirksamste schützt. Es ist die höchste Zeit, daß vom Adel, im engsten Anschlusse mit dem ganzen landbauenden Grundbesitze, gemeinsame Maßregeln ergriffen werden, um als Gegengewicht wider die überhandgenommene Uebermacht jener Geldaristokratie zu dienen, die, in ihrer einseitigen Wirkung auf die Ge-

sellschaft, einen stets verderblichen, vom intellectuellen Streben ablenkenden Einfluß auf das Volk ausübt. Auch muß der Adel nicht nur Gelehrte und Künstler als Standesgenossen in seiner Mitte aufnehmen, sondern solche ebenfalls aus den Adelsclassen selbst hervorgehen lassen; nicht minder muß der bedrängte Gewerbsmann, dessen Nahrungszweig von der Unzahl fabriksmäßig betriebener Handwerke (Gewerke) geschmälert ist, einen Schutz für seine Interessen finden in der moralischen Macht des Adels. Eben so muß der Adel der allseitigen Humanität und Wohlhabenheit dadurch die Bahn brechen, daß er den entwickelten Regierungsprincipien vor Allem Anerkennung zu verschaffen sucht und sie durch Begünstigung und Unterstützung der in's Leben zu rufenden Einrichtungen und Anstalten ganz besonders fördert; er muß das poetische Moment im Leben repräsentiren, und eben dadurch das Verflachen in einen unwürdigen Materialismus aus dem Reiche der Möglichkeit verdrängen, ja er muß alle Verhältnisse zu verklären suchen durch das reine Licht des Christenthums, und sich fern von dem Streben halten, Reichthümer um ihrer selbst willen zu sammeln, sondern vorzugsweise durch die That beweisen, daß sie nur als Mittel zu höhern Zwecken gelten, womit der Adel sich berufen fühlt, die Masse des Volks auf der Bahn des Lebens zu fördern, unbeschadet der materiellen Praxis, die diese schon an sich repräsentirt. — Der Adel wird seine Kinder in diesem Geist erziehen, indem er ihnen selbst ein treffliches Beispiel giebt; sie werden dann der frühern widernatürlichen Mittel zu ihrem Fortkommen im öffentlichen Leben ebensowenig bedürfen, als solche mit Erfolg anwenden können, da dann nur der wahrhaft geistig und moralisch durchgebildete, in seinem Fache practisch erfahrene Mann besondern Werth finden wird. Alle sogenannten Galanteriefehler, mit Spiel- und Trinkschulden u. dgl. m., werden dann nicht mehr die Vermögensumstände der bevorzugten Geschlechter zerrütten, ohne daß dadurch die wahre Galanterie beeinträchtigt würde, die leider! jetzt so ziemlich aus der Mode gekommen ist und in der That ein Schmuck bleibt, der heute noch eben so würdig zieren könnte, als wie in der Blüthezeit des ächten Ritterthums; — dann wird nicht mehr ein geselliger Genuß, der dem jungen Mann in allen Gestalten entgegen lacht, das Mark seiner Kräfte, seiner Gesundheit consumiren, ohne, an die Stelle des Renomirens, so Manchen, was er lieber verschweigen sollte, der Kopfhängerei und Duckmäuserei verfallen zu sehen.

Ist einmal Alles das aus den bevorzugten Kreisen der Gesellschaft verbannt, was sie heute, mehr oder weniger, in den Augen des Volks in Schatten stellt; greift erst eine höhere Lebensansicht in den Falten des Purpurs allgemeiner Platz: so wird sich das Besserwerden bald auch in den niedern Kreisen verbreiten, und kann auch auf die Städte nicht ohne Einfluß bleiben, wofern in der Staatsverwaltung richtige Grundsätze auch eine fortwährende Geltung gewinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Adelserlangung durch persönliche Verdienste, in Beispielen aus alter und neuer Zeit.

Von

J. A. Freiherrn v. Crousa-Chèbre.

2) Der Ahnherr des Geschlechtes Lingg, genannt „von Linggfeld".

In Hersfeld (in Kur-Hessen) waren zu Anfang des Jahres 1807, als der Kaiser beim Heere in Polen stand, Unruhen gegen die Franzosen ausgebrochen, welche in sehr geringer Zahl in dem Städtchen garnisonirten. Diese Empörungen wurden jedoch nur von einem rohen und verwilderten Pöbelhaufen ausgeführt, und die Mädelsvornehmen schnitten — nach dem Volksspruche — nur den Bolzen, welchen die Thoren verschießen mußten. Gräuel aller Art wurden gegen die Soldaten ausgeübt, und einer derselben unter den abscheulichsten Umständen ermordet. — Napoleon, sobald er hiervon Kunde erhielt, befahl in der ersten Aufwallung, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, die Ausplünderung und nachherige Niederbrennung von Hersfeld; jedoch ward die Anweisung zur Plünderung an ein einrückendes Bataillon badischer Truppen und erst hierauf die der Anzündung an die Franzosen selbst ertheilt: ein Vorzeichen der Milderung des Schicksals für das Städtchen.

Obristlieutenant Lingg trat nun vor seine Soldaten, setzte ihnen die Verführung des Pöbels, an welcher übrigens die Mehrzahl und alle besseren Einwohner unschuldig wären, auseinander, und schloß seine Anrede mit folgenden Worten: „Der Befehl zum Plündern ist gegeben, daher Jedem von Euch erlaubt; es trete daher Jeder, der Lust zum Plündern hat, aus seinem Gliede vor!" Ein zweiter und dritter Aufruf blieb fruchtlos; die aufgeweckte Soldatenehre verhinderte den Vortritt. Die Franzosen wollten um so weniger, als direct Betheiligte, der Soldatentugend ihrer Verbündeten nachstehen, und begnügten sich daher, nur vier vereinzelt stehende Häuser an den vier Ecken der Stadt anzuzünden, in welchen jedoch, da jenes nur der Form wegen geschah, durch ihre und Aller Hülfe das Feuer wieder gelöscht wurde. —

Schon früher hatte der Obristlieutenant Lingg sein edles Herz auf folgende Weise bewährt.

Kurz nachdem Erfurt (14 October 1806) durch Capitulation aus einem preußischen Fürstenthume ein

Digitized by Google

franzöſiſches geworden war, kamen (6. December) die bei Travemünde gefangenen Schweden auf ihrem Durchmarſche nach Frankreich durch dieſe Stadt. Schon bei ihrem Einrücken zeigte es ſich, ſowohl an ihrer Kleidung als an allem Uebrigen, daß ſie von dem ſie begleitenden Bataillon badiſcher Jäger, unter dem Commando des Obriſtlieutenant Lingg, eine äußerſt humane Behandlung genoſſen hatten. Die Umſtände erheiſchten die Unterbringung in einer „Kirche," da es bekanntlich Erfurt an großen Gebäuden fehlt, indem die Stadt größtentheils aus kleinen und hölzernen Wohnungen beſteht. — Die ſchöne und geräumige Predigerkirche wurde daher als am paſſendſten für die Beherbergung eines ſolchen Corps im Ganzen erwählt, und hier wurden die „frommen" ſchwediſchen Krieger, nach Sitte und Gemüthlichkeit der alten Erfurter Bürgerſchaft, höchſt menſchenfreundlich bewirthet. Ehre der alten Erfurter Bürgerſchaft, die ſolche Tugend bewährte, aber auch Ehre dem braven Obriſtlieutenant Lingg, der, indem er Solches begünſtigte, noch folgende Dankadreſſe der Municipalität Erfurt übergab:

„Wohllöblicher Magiſtrat!

„Die weiſen Verfügungen des Magiſtrats, ſo wie bereitwillige Freigebigkeit der gutmüthigen Bürgerſchaft von Erfurt, das Schickſal der von mir escortirten Gefangenen durch milde Beiträge auf einige Tage zu lindern, übertraf meine ganze Erwartung. — Edle Handlungen dieſer Art — unintereſſirte Aufopferungen für Menſchenwohl — ſind über alles Lob erhaben, und finden in dem eignen Gefühl ihrer Aechtheit den ſchönſten Lohn! Indeſſen kann ich nicht umhin, Einem Wohllöblichen Magiſtrate und der hieſigen Stadt im Namen der unglücklichen Gefangenen den verbindlichſten Dank für ihre bewieſene wohlthätige Unterſtützung zu erſtatten, und verharre hochachtungsvoll

Eines Wohllöblichen Magiſtrats
ergebenſter
Lingg,
Großherzoglich Badiſcher Obriſtlieutenant und
Commandant eines Jäger-Bataillons."

Die abmarſchirenden ſchwediſchen Gefangenen hielten noch in feierlicher Beſtunde in der Kirche ein Dankgebet zu Gott für Lingg und die Stadt. — Lingg, der ſich die Achtung ſeines Großherzogs und die des Protectors des Rheinbundes, des Kaiſers, erworben hatte, ſtarb zu Mannheim am 21. Januar 1842, nachdem er den Adel unter dem Prädicate: „Lingg von Linggfeld" erhalten, als Großherzoglich Badiſcher Generallieutenant. —

Zu bedauern iſt, daß Lingg nicht auch mit dem Adel eine adelige Beſitzung erhielt, oder ihm nicht der Name der von ihm geretteten Stadt Herdfeld zugegeben wurde. Die Beilegung des Namens „Linggfeld" hat das Unangenehme einer imaginairen Bezeichnung!

Möchten die Wappen der Seckendorfe und der Lingg den Verfaſſer der „Schildſagen" zu neuer Dichtung begeiſtern!

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülſen.

(Fortſetzung.)

Obgleich dieſe Dörfer einige Abwechſelung boten, ſo erſchien den Damen der Weg doch länger, als ſie ſich denſelben gedacht hatten, und wer war froher, denn Franziska, als ſie nach zweiſtündiger Fahrt das weißgetünchte Schloß des Freiherrn, welches ſie der Beſchreibung nach ſchon kannte, in geringer Entfernung erblickte! Kaum hatte ſie dieſe erfreuliche Entdeckung gemacht, als der Beſitzer des Schloſſes, auf einem Seitenwege kommend, an den Wagen heranſprengte.

„Sie machen mich überglücklich, meine gnädige Gräfin," — rief er voll Freude — „daß Sie meiner unterthänigen Bitte nachgekommen ſind. Ich hatte zwar geſtern Abend und den ganzen heutigen Morgen ziemlich feſt darauf gerechnet, indeß jetzt beſchlich mich ſchon der Zweifel, ob ich Sie nicht vielleicht vergeblich erwarte. Ich konnte daher dieſe Ungewißheit nicht länger ertragen, und mußte Ihnen entgegen reiten."

„Entſchuldigen Sie, mein theurer Baron," — ſagte die Gräfin in ihrer anmuthigen Weiſe — „daß wir uns verſpätet haben; aber der Weg durch den Sand und die Dünen hat uns länger aufgehalten, als wir vermutheten; ſonſt hätten wir die Fahrt unbedingt etwas früher angetreten. Uebrigens kann ich Ihnen die frohe Nachricht mittheilen, daß der Fiſcher Müller und ſein Sohn Julius bereits vollkommen hergeſtellt ſind, ſo daß ſie ihr Tagewerk ſchon wieder begonnen haben."

„Nun, das freut mich," — bemerkte der Baron — „und ich habe es auch nicht anders erwartet, denn ich kenne die Natur dieſer Leute, und weiß, wieviel die kräftige Conſtitution der Fiſcher auf unſerem nordiſchen Seegeſtade auszuhalten vermag. — Fränzchen" — wandte er ſich darauf an die junge Dame — „haben Sie Dank dafür, daß Sie mir ein ſo köſtliches Wetter mitbringen."

„Ja," — lachte Franziska — „für Ihre Freundlichkeit, uns einzuladen, mußte Ihnen doch etwas mitgebracht werden. Das hieſige Wetter hat übrigens das Wechſelfieber. Geſtern war die Witterung kalt

Digitized by Google

und rauh, wie am Nordpole, heute ist dieselbe lieblich wie in Quito und Lima. Gestern machte die See einen Lärm wie ein brüllender Löwe, heute gleicht ihr Brausen dem Gebelle eines heisern Schooßhündchens. Ich wundere mich, Baronchen, daß die hiesigen Strandbewohner bei dieser Veränderlichkeit des Clima's so gesund sind."

„Gerade diese Veränderlichkeit des Wetters" — nahm der Baron das Wort — „härtet die Menschen ab, und macht dieselben stark und kräftig. Leute aus dem Binnenlande können unser Clima freilich selten vertragen, und werden bei uns oft von Krankheiten heimgesucht, aber je länger sie unter uns wohnen, desto mehr wird ihr Körper gestählt und unempfindlich gemacht gegen die Einflüsse der Witterung."

Der Wagen hielt vor dem Portale des Schlosses, und der galante alte Herr sprang eiligst vom Pferde, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein. Der Baron führte seine Gäste in einen im Erdgeschosse befindlichen großen Saal, worin ein Kaminfeuer lustig brannte. Rings herum an den Wänden hingen Familiengemälde, weibliche und männliche Personen, welche letztere theilweise in Rüstungen abgebildet waren. Die alterthümliche Zimmereinrichtung paßte vollkommen zu den geharnischten Männern, und entsprach daher dem gegenwärtigen Zeit-, dem Rokokogeschmacke. An den Fenstern waren auf treppenartigen Gerüsten die schönsten blühenden Blumen symmetrisch aufgestellt, welche ein köstliches Aroma im Zimmer verbreiteten. Mitten im Saale stand ein kleiner runder Tisch mit vier Gedecken.

„Ach, hier ist es ja wunderschön!" — rief Franziska fröhlich aus. — „Welche herrliche Blumen, welch' ein bezaubernder Geruch!"

„Da ich mir schmeichelte, Sie zu kennen, meine theure Gräfin," — nahm der Baron das Wort — „so habe ich Niemand weiter eingeladen."

„Sie kennen mich in dieser Hinsicht vollkommen, mein theurer Baron," — versetzte Laura, indem ihre Blicke auf den Familienbildern herumschweiften — „und ich danke Ihnen dafür, daß Sie keine fremde Personen eingeladen haben, besonders da Ihre Ahnen in diesem Rittersaale uns die Ehre erweisen, uns Gesellschaft zu leisten."

„Die Ehre" — sagte lachend der alte Herr — „ist ganz auf Seite meiner Vorfahren, und ich glaube, daß meine hier links über der Thür hängenden Großeltern dies durch ihr verbindliches Lächeln hinlänglich ausdrücken. Meine Großmutter war eine sehr ritterliche Dame aus dem berühmten Geschlechte derer von Eppingen, welches mit dem deutschen Orden in unsere Provinz gekommen und leider ausgestorben ist."

„Ich finde es sehr löblich, Herr Baron," — bemerkte die Gräfin — „daß Sie Ihre Ahnen dadurch ehren, daß Sie ihnen ihren Platz in diesem schönen Saale gelassen haben, und ich bin auf den Landsitzen meiner Verwandten und Bekannten oft unangenehm dadurch berührt worden, wenn ich bemerkte, daß man die Familiengemälde aus den Prunkzimmern verbannt und auf Hausflur und Corridor verwiesen hatte."

„Was dem großen Publicum die Bilder historisch berühmter Personen sind," — sprach Fräulein Mertens — „das müssen den einzelnen Familien die Portraits ihrer Vorfahren sein."

„Sie haben vollkommen recht, mein Fräulein," — versetzte der Baron.

„Ich glaube," — sagte er gleich darauf zu Franziska, welche die Runde um die Tafel machte, und die darauf befindlichen Confitüren in Augenschein nahm — „ich glaube mit apodiktischer Gewißheit annehmen zu können, daß mein liebes Fränzchen ein wenig Hunger verspürt."

„Nicht ein wenig," — lachte Franziska — „sondern ganz gewaltig, mein hoher Herr. Seitdem wir an der See wohnen, habe ich fast beständig Appetit, und wenn ich äußerlich auch immer vergnügt erscheine, so heule ich doch manchmal innerlich wie ein hungriger Wolf."

(Fortsetzung folgt.)

Personalnotizen.

Am 7. Juni starb zu Tübingen der Dichter Friedrich Hölderlin, ebenso durch sein außerordentliches Dichtertalent, als durch sein unglückliches Schicksal bekannt. Geboren 1770 zu Neckarlingen im Würtembergischen, widmete er sich in Tübingen der Theologie, und ward nach Vollendung seiner Studien Hauslehrer in Frankfurt a. M., wo ihn eine höchst unglückliche Neigung zu der Mutter seiner Zöglinge (unter dem Namen Diotima in seinen Gedichten gefeiert) fesselte. Später begab er sich nach Weimar und Jena, wo ihn Schiller liebgewann. Da dieser vergebens ihm eine Professur auszumitteln bemüht war, ging H. in die Schweiz, und nahm nachher eine Hofmeisterstelle in Bordeaux an. In Frankreich schien er den Schmerz über verfehltes Dasein, der an ihm zehrte, durch Sinnenrausch und Ausschweifungen in sich betäuben zu wollen. Zerstört kehrte er, das unverkennbarste Bild des Wahnsinns zur Schau tragend, nach Deutschland zurück, und ward in das Clinicum nach Tübingen gebracht, aus dem er nach Verlauf von 2 Jahren als unheilbar wieder entlassen werden mußte. Seitdem lebte er in Tübingen in dem Hause eines Tischlers in tiefster Abgeschiedenheit. — Das Vollendetste, was H. geschaffen, sind seine lyrischen Poesieen (Stuttg. 1826), in den schönsten Metren des alten Hellas gedichtet. Namentlich verdient das Gedicht Ausgezeichnung, welches „das Schicksal" überschrieben ist. Großartiger jedoch, als Alles, was er geschrieben, ist der Anlage nach sein Roman: „Hyperion oder der Eremit in Griechenland" (Tüb. 1797—99, 2 Bände, n. A. 1822.)

Ap.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 30. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Die Dorfkirche.

Von

Jos. Christ. v. Zedlitz.

In einem Dorf, am frühen Morgen,
Sah ich ein Kirchlein offen steh'n,
Und wie's mir freundlich schien zu winken,
Trieb mich das Herz, hinein zu geh'n.

Nur wenig Beter fand ich knieen,
Denn Werktag war's und Erndtezeit;
Ein greiser Priester sprach den Segen
Und hielt das heil'ge Mahl bereit.

Da nahte ein Weib sich dem Altare,
Den zarten Säugling an der Brust:
Ihr Antlitz schwamm in Dopelgluthen
Der Andacht und der Mutterlust.

Und als ihr Mund das Brod des Lebens
Empfangen aus des Priesters Hand,
Sie's kaum berührt mit ihren Lippen
Und mit verklärtem Blicke stand:

Da drückte schnell in hoher Wonne
Sie an den Mund den Säugling zart;
Reicht ihm den Theil der Himmelsspeise,
Den sie ihm liebend aufbewahrt. —

O süße Macht der Mutterliebe,
Die Gottesblume dieser Welt,
Die Alles theilt; den Leib der Herren
Selbst nicht für sich allein behält! —

Zieh', junge Frau, mit frommem Troste,
Und reicher Segen sei dein Theil!
Wie du vertraut, so sei erhöret,
Dem Kinde blühe Glück und Heil!

Und weinend trat ich aus der Kirche
Und dachte an ein entferntes Grab:
Dort ruhe schon längst, bedeckt von Rasen,
Die beste Mutter, die es gab!

Die hätte wohl, wie Pelikane
Die Brust sich öffnen für die Brut,
Auch ihre Kinder gern genähret
Mit ihrem besten Herzensblut.

Deutsche Adelsbank.

(Fortsetzung.)

Die inhaltschwere Vergangenheit, vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis auf die Tage unserer Gegenwart, hat mit feurigen Zügen unserer Erkenntniß eingeprägt: daß nicht in einer bloßen Umwandlung der äußern Form das wahre Heil für die Menschheit zu suchen sei, sondern hauptsächlich nur aus der ernstlichen, herzhaft angelegten Selbstbesserung aller einzelnen Individuen, in ihrer Stellung und Abstufung zur ganzen Staatsgesammtheit und deren ineinander greifendes Triebwerk, jene längst erhoffte und sehnlichst erzielte bessere Zeit herandrechen könne. Die Regeneration des Menschengeschlechts muß daher in und durch sich selbst beginnen, und von dem

Digitized by Google

eiteln Wahne abſtehen, als vermöchte eine modiſch veränderte Staatsform etwas Weſentliches zur allgemeinen Verbeſſerung der verſchiedenen Geſellſchaftsclaſſen beizutragen. Im Gegentheil hat die Erfahrung ſchon bewährt, daß mit jedem Wechſel der äußern Staatsform eine partielle Erſchütterung der Grundveſten jeglichen Staats, wie des ruhigen Entwickelungsganges im ſtaatsbürgerlichen Berufsleben, ein nachtheiliges Beſchränken des Staatsoberhauptes in ſeiner Machtvollkommenheit, ein höchſt traurig zerſtückeltes Vielregieren, ein Gelüſte der Volksherrſchaft, ein Drängen der Maſſen von Unten nach Oben, ein überall unbefriedigt laſtender Mittelzuſtand, ein unſicheres Schwanken im ganzen Gange der Staatsmaſchine, eine hindernde Lähmung der Regierungskraft herbeigeführt und hervorgerufen worden iſt. Auch liegen die Früchte ſolcher Neuerungen uns nicht gar zu fern: der nothwendige Unterſchied der verſchiedenen Stände, nicht ſowohl in ſchroffem Caſtenſinne der Geburt, des examengerechten Wiſſens und der Geldmacht, ſondern vielmehr im Sinne wahrhaft moraliſchen Werthes, den beſonders der Geburtsadel zu vertreten hat als Repräſentant des poetiſchen Momentes im Volksleben, wie überhaupt der Ideale, deren Erſtreben allein die Schritte der Menſchheit heiligen kann; ich ſage: der nothwendige Unterſchied der verſchiedenen Stände in gegenſeitiger Liebe und Achtung für die ihnen entſprechenden Berufswege iſt verdrängt durch einen rohen, anmaßenden Ton, den man mit demſelben Rechte Selbſtgefühl nennt, mit welchem man den Drang-Ultang der Menſchheit zuzählt. Jenes freundliche Nebeneinanderbeſtehen, um in chriſtlicher Liebe zu gegenſeitigem Frommen ſich aufzuhelfen, iſt rein erloſchen in der ſchnöden Selbſtſucht, in dem eiteln Haſchen nach Gelde, nach einem Glanze, der unbekümmert auf dem Ruin ſeiner Mitmenſchen ſein ephemeres Daſein zu gründen ſtrebt. — Genug, die Menſchen arbeiten in dieſem Zeitalter moderner Aufklärung nicht mehr *für*, ſondern *gegen* einander! —

Unter ſo bedenklichen Verhältniſſen gilt es als eine erfreuliche Erſcheinung, wo das Gefühl gemeinſamer Noth und gegenſeitiger Erkräftigung zu *Vereinen* führt, die ihren Zweck *feſt* im Auge halten und ſich wohl hüten, deren Wichtigkeit nicht in jene tändelnden Zeitſpielereien ausarten zu laſſen, wie wir an ſo manchen Gewerbs- und Induſtrievereinen ſchon der traurigen Beiſpiele genug haben, deren Thätigkeit gar oft mit einem leeren, ſelbſtgefälligen und ermüdenden Wortſchwalle endete, ohne den eigentlichen Lebens- und Geſchäftszwecken auch nur ein erkleckliches Genüge zu thun. Jeder redliche Publiciſt, welcher Farbe er auch angehöre, wird die Begründung ſolcher *ernſtlich gehaltenen* Vereine mit Freuden begrüßen, und ihnen ſeine Thätigkeit mit dem regſten Eifer widmen, da nur durch ſolche Inſtitutionen eine zeitgemäße Wiederbelebung der verſchiedenen Theile der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft in ihrer Stellung und Einwirkung auf das gemeinſame Staatswohl bezweckt werden kann. Es bleibt ja allen dieſen einzelnen Theilen nicht nur unbenommen, ſondern iſt ſogar heilige Pflicht, ſich von dem kraſſen Egoismus zu reinigen und in treuer, gemeinſchaftlicher Verbrüderung auf das gemeinſame Ziel ihres eigenen Standesintereſſes hinzuarbeiten, das durch ein unübertegtes oder unzeitiges Vermiſchen aller Intereſſen der verſchiedenen Staats-Einheiten ſo wenig erreicht werden kann, wie durch engherzige Verſuche, vernunft- und zeitgemäße Verſchmelzung in dieſer Beziehung zu hintertreiben. Durch ein gemeinſames Hinarbeiten zu einem Ziel, inmitten der verſchiedenen Criſen, welche das Staatsleben, ſeiner Natur nach, entwickelt, erwächſt noch jeder Staatsregierung der Vortheil, daß ſie aus den *einmüthig* erkannten und verbreiteten Intereſſen dieſer verſchiedenen Criſen, in welchen ſich die Geſellſchaft bewegt, weit richtiger das wahre Bedürfniß ermitteln, und mit den allgemeinen Staatsrückſichten deſto eher in Einklang bringen kann.

Das monotone Geſchrei unſerer liberalen Apoſtel, das meiſt nur in ſtaatsrechtlichen Rodomontaden ſich ergeht, in ſtaats- und volkswirthſchaftlichen Dingen aber oft große Ignoranz verräth, hat ſich bereits ſelbſt den Stab gebrochen, und dürfte als Zionswächter gegen den Adelsverein wohl nur in lächerlicher Partheilivree einherwandeln, die eben ſo wenig Wichtigkeit verräth, wie eine geſchminkte Wange Geſundheit. Niemand, der es redlich mit dem menſchlichen Geſammtwohle meint, dürfte wohl das Zweckmäßige und Nützliche eines jeden Vereins, der ſich durch einen lobenswerthen Gemeingeiſt belebt, in Zweifel ſtellen oder gar verdächtigen; am allerwenigſten aber eifern gegen die engere Verbindung einer mit Deutſchlands Geſchichte eng verwachſenen Standesclaſſe, welche Edelſinn und Großthaten in ihren Wappenſchildern trägt, und durch Geburt darauf hingewieſen iſt, zwiſchen Fürſten und Volk eine wohlthätig vermittelnde Stelle einzunehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülſen.

(Fortſetzung.)

„Du armes Fränzchen!“ — bedauerte lächelnd die Gräfin.

„Nun, dieſen heulenden hungrigen Wolf“ — rief luſtig der Baron — „müſſen mir ſofort aus Fränzchen zu vertreiben ſuchen. Meine gnädigſte Gräfin, das Zimmer linker Hand, in welches mein Jäger

Digitized by Google

Ihre Mäntel gebracht hat, ſieht wie mein ganzes Schloß zu Ihrer Disposition, und wenn Sie nicht von der Fahrt angegriffen und der Ruhe benöthigt ſein ſollten, ſo erlauben Sie mir wohl, anrichten zu laſſen."

„Ich bin von der Fahrt keineswegs ermüdet," — ſprach die Gräfin — „und pflege überhaupt weder vor noch nach dem Eſſen mich der Ruhe hinzugeben. Wenn es Ihnen daher gefällig iſt — — —"

Auf Befehl des Freiherrn wurde ſervirt, und die Herrſchaften ſetzten ſich an die Tafel.

„Euch Ahnen und Ahnfrauen, meines würdigen Barönchens ſei dies Glas Madeira gebracht!" — rief Franziska gleich nach der Suppe.

„Liebes Fränzchen, trinken Sie das Glas nicht ganz aus," — bat Fräulein Mertens; indeß die Bitte kam zu ſpät, denn die junge Dame hatte das Glas bereits geleert.

„Ach, das wird meinem Fränzchen nichts ſchaden," ſagte der Baron, indem er aus einer vor ihm ſtehenden Bowle einige ſchöne engliſche Gläſer füllte, und dieſelben den Damen präſentirte — „aber dieſes Glas Ananas-Cardinal wird meinem Engelchen beſſer gefallen."

„Deliciös, Barönchen, — ganz deliciös, mein hoher Herr!" — ſprach die fröhliche Franziska, nachdem ſie den Cardinal verſucht hatte.

„Das Getränk ſchmeckt ſehr lieblich!" — bemerkte die Gräfin.

„Dieſe ſchmeichelhaften Lobeserhebungen" — ſagte der Baron, ſich verbeugend — „machen mich, den Fabrikanten des Cardinales, ſehr glücklich; aber wenn die gnädigen Damen das Getränk angenehm finden, ſo haben Sie doch auch die Gnade, demſelben fleißig zuzuſprechen."

„Ei, ei, mein theurer Baron," — verſetzte lächelnd die Gräfin — „der fleißige Zuſpruch könnte leicht üble Folgen haben."

„Barönchen," — lachte Franziska — „Sie haben heute in die Rechte des Papſtes eingegriffen und einen Cardinal gemacht! Aber ſagen Sie, hoher Herr, ob Ihre geharnſchten Ahnen auch wohl ein ſo ſüperbes Getränk getrunken haben mögen?"

„Ganz gewiß, mein liebes Fränzchen," — erwiederte der Baron — „die alten Herren hielten ſowohl auf eine gute Küche, als einen ausgezeichneten Keller. Früher hat man in unſerer Provinz auch Wein gewonnen, und derſelbe muß beſſer oder doch wenigſtens eben ſo gut geweſen ſein, als der damalige franzöſiſche; denn es iſt hiſtoriſch, daß die Hochmeiſter des deutſchen Ordens oft große Quantitäten dieſes Productes den Königen von Frankreich zum Geſchenke gemacht haben, und daß unſer Wein in Frankreich einen ganz vorzüglichen Beifall, und deßhalb eine ſehr huldvolle Aufnahme gefunden hat. Woher es indeſſen kommt, daß man in jenen Zeiten, wo das Clima in unſerer Provinz doch unbedingt rauher war, als jetzt, ein ſo gutes Product hat gewinnen können, während unſere Trauben heut' zu Tage zwar genießbar, aber keineswegs von der Art ſind, daß daraus Wein gekeltert werden könnte, — darüber, mein liebes Fränzchen, vermag ich nicht, Ihnen Auskunft zu geben."

„Da in jenen Zeiten das Clima bei uns rauher war," — nahm Fräulein Mertens das Wort — „ſo können die damaligen Trauben auch nicht beſſer geweſen ſein, als unſere heutigen, und wenn man aus jenen Trauben einen guten Wein gewonnen hat, ſo kann dies nur durch eine ganz beſondere Zubereitungsweiſe und vielleicht auch durch Vermiſchung mit Weinen aus den ſüdlichen Gegenden Europa's bewirkt worden ſein."

„Gegen dieſe Erklärung" — bemerkte die Gräfin — „dürfte ſich nichts einwenden laſſen, wenn man das, was uns der Herr Baron mitgetheilt hat, als factiſch annimmt; indeß halte ich dafür, daß die Geſchichtsſchreiber, von welchen jene Erzählung herrührt, uns die Unwahrheit berichtet haben. Die Geſchichte iſt aus Lügen zuſammengeſetzt, und deſſenungeachtet wird es übler gedeutet, wenn der Gebildete etwas nicht weiß, was nur geſchehen ſein ſoll, als wenn er von einer Sache, welche wirklich iſt, keine Kenntniß hat. Ein Menſch, welcher auf Bildung Anſpruch macht, wird für äußerſt unwiſſend angeſehen, wenn er nichts von Herodtatus weiß, keineswegs aber, wenn ihm unbekannt iſt, wo Montenegro liegt."

„Das Studium der Geographie iſt immer ſehr vernachläſſigt worden," — ſagte der Baron — „und wenn man heut' zu Tage auch nicht mehr ſolche Idioten in dieſem Fache findet, als zur Zeit meiner Jugend, wo mich einmal ein Gelehrter in vollem Ernſte fragte, ob ich von Berlin nach Königsberg über Breslau reiſen müßte, ſo iſt die Unwiſſenheit in der Geographie bei uns immer noch großartig. Aber in andern Ländern, und ſelbſt in dem civiliſirten Frankreich, iſt die Ignoranz in der Erdbeſchreibung wahrhaft coloſſal, und wenn es nicht etwa ein Verſehen war, daß jener Brief, welcher aus dem ſüdlichen Frankreich nach Bonn en Prusse adreſſirt, nach Bona in Afrika gelangte, und von dort mit dem Bemerken: „Prusse n'est pas en Afrique" — zurückgeſandt wurde, ſo iſt dieſe Anekdote ein hinlänglicher Beweis für meine Behauptung."

„Es iſt ärtig," — nahm Fräulein Mertens das Wort — „wenn man glaubt, daß die Damen heut zu Tage unterrichteter ſind, als in früheren Zeiten. Unſere jungen Mädchen werden ſelten länger als bis zum funfzehnten Jahre unterrichtet, dann eingeſegnet und in die Welt eingeführt. Nun wird in das Theater und auf Bälle gegangen, nichts weiter gelernt, als höchſtens ein bischen Clavier ſpielen und franzöſiſch und engliſch radebrechen, und wenn das zwanzigſte Jahr erſcheint, ſo können die jungen Damen weder mehr richtig

Digitized by Google

deutsch sprechen, noch einen Brief orthographisch schreiben. Das Resultat des Unterrichtes ist also, daß unsere heutigen Mädchen nichts wissen. In früheren Zeiten haben die Damen, wenn auch nicht deutsch, — denn unsere Muttersprache wurde damals überhaupt sehr vernachlässigt — doch wenigstens französisch bis an das Ende ihres Lebens richtig gesprochen, also doch wenigstens etwas gewußt."

„Sehr wahr," — bemerkte die Gräfin. — „Unsere heutigen Damen sind entweder unwissende Salon- oder gelehrte Damen, welche, wie Montesquieu sagt, an der Krankheit leiden, de faire des livres, und werden deßhalb in der Regel schlechte Hausfrauen. Indessen haben wir in dieser Hinsicht eben so gut ein juste milieu, wie die Franzosen in politischer Beziehung."

„Wozu gehöre ich, Tantchen?" — fragte Franziska.

„Ich hoffe," — erwiederte Laura lächelnd — „daß der Herr Baron uns drei Damen sämmtlich zur juste milieu rechnen wird."

„Allerdings," — lachte der alte Herr — „indeß wäre es vermessen, gnädigste Gräfin, wenn ich etwas zu Ihrem und dem Lobe des Fräulein Mertens sagen wollte. Fränzchen wird aber nicht böse sein, wenn ich meine liebe Freundin für eine junge Dame halte, welche nicht allein sehr gescheidt ist, sondern auch einmal eine ganz vortreffliche Hausfrau werden wird."

„Sie machen mich eitel, Bäronchen," — sprach Franziska erröthend.

„Nein, nein," — bemerkte der Baron. — „Sie sind ein zu vernünftiges Mädchen, mein liebes Fränzchen, als daß die Suffisance bei Ihnen jemals Eingang finden könnte. Doch um auf die juste milieu zurückzukommen, von welcher die Frau Gräfin sprach, so bin ich der Meinung, daß trotz dem alten lateinischen Spruche: „in medio tutissimus ibis —", welches auf deutsch heißt: „in der Mitte gehst du am besten" — nur Wenige auf der goldenen Mittelstraße wandeln. Die heutige Zeit will mir nicht gefallen, welche, die Eisenbahnen und einige andere Erfindungen abgerechnet, keine wahrhaft großartige Erscheinungen aufzuweisen hat. Schacherrücksichten veranlassen Kriege, der Christ vergießt sein Blut für die Türken, und die Stätte, wo unser Heiland lebte und wirkte, bleibt in dem Besitze des Muhamedaners. Ich freue mich deßhalb, daß ich die schöne Ode von Horaz auf mich anwenden kann:

„Beatus ille, qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis — — —"

welche Worte, in das Deutsche übersetzt, also lauten:

„Wohl dem, der fern vom Getreibe der Welt gleich seinen Urvätern seine heimathlichen Aecker bestellt!"

Der Baron hatte seine Rede eben beendigt, als sich auf dem Schloßplatze plötzlich Musik hören ließ.

„Ach, eine Leier," — rief Franziska plötzlich, — „und noch dazu eine vorzügliche!"

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

König Friedrich II. erbaute 1748 das Invalidenhaus in Berlin, um die in den schlesischen Kriegen verstümmelten Soldaten darin aufnehmen zu lassen. Die nothwendig gewordene Erweiterung des Hauses geschah in jüngster Zeit, wobei zugleich die Zahl der Compagnien von drei auf vier erhöht wurde. Die erste Compagnie hat die Bezeichnung „Leibcompagnie", und ein Obristlieutenant, der bei Großbeeren den Arm verlor, ist Chef derselben. Der Commandant des Hauses ist der ehrwürdige Veteran, General v. Puttkammer, der fast 90 Jahre zählt, und nicht nur der älteste General, sondern auch der älteste Soldat der preußischen Armee ist. — An das Invalidenhaus stößt der einfache, aber schöne Friedhof, wo tapfere Krieger (unter ihnen die Generäle Tauenzien von Wittenberg, Scharnhorst und die Kriegsminister v. Witzleben, v. Rauch) nach vielen Kämpfen ruhen, und einem friedensreichen, schönern Leben entgegenschlummern.

China, dieses große Reich, wird jetzt von wenigstens 350 Millionen Seelen bewohnt. Unter den 145 Städten ersten Ranges hat keine unter 200,000 Einwohnern. Die Hauptstadt Peking soll deren über 2,000,000 haben, Nanking über 1 Million, Kanton 760,000. Die Menge der Paläste, Tempel und anderer Prachtgebäude in diesen Städten soll sehr groß sein. Einige kaiserliche Residenzen, namentlich die zu Peking, bilden eine Stadt in der Stadt, bestehen aus mehreren tausend Gebäuden, und haben mit dem dazu gehörigen Garten innerhalb ihrer Ringmauern einen Umfang von einer halben bis ein und einer halben Stunde. Außer diesen großen Städten giebt es noch 1331 andere, wovon 48 den bedeutendsten Städten Europa's gleich kommen. In 82 Städten befinden sich militairische Besatzungen, außerdem noch in 159 Festungen und befestigten Schlössern. Das Staatseinkommen besteht nächst ungeheuren Summen in baarem Gelde, wie in Gold- und Silberstangen, auch noch in Natural-Lieferungen von Reis, Seide, Tuch, Baumwolle, Salz, Heu ꝛc. Der gegenwärtige Kaiser Tau-Kwang regiert seit dem 2. September 1820 und hat den Beinamen Juen-Hong.

(M. W.)

Personalnotizen.

Am 15. Juni starb zu Mergentheim der Fürst Karl Albrecht von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst, Senior des Hohenlohe'schen Gesammthauses, 67 Jahre alt.

Am 17. Juni starb zu Lobenstein Ihre Hochfürstliche Durchlaucht, Frau Franziska jüngerer Linie Reuß, hinterlassene Wittwe des am 7. Mai 1834 verstorbenen souverainen Fürsten Heinrich des 54. j. L. Reuß.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 31. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 3 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angebruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 3 ggr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Am Vermählungstage
Sr. Königl. Hoheit
des Kronprinzen
Georg von Hannover
mit der
durchlauchtigen Prinzeſſin
Marie von Sachſen-Altenburg.

Sei uns gegrüßet auch an dieſem Orte,*)
Du hohes Paar, ſei doppelt uns gegrüßt,
Vermimm auch hier der Freude laute Worte,
Wovon das Herz, das volle, überfließt!

Wir jubeln laut, daß Dich in unſerm Kreiſe,
Als unſres Königsſohnes liebe Braut,
Als eine Tochter unſerm Königsgreiſe,
Als eine Theure, unſer Auge ſchaut.

Lieb biſt Du uns, wohl darf ich laut es ſagen,
Nicht Schmeichelwort entweihet meinen Mund,
Schau rings umher, Du magſt die Blicke fragen,
Ein jedes Auge thut Dir's freudig kund.

Ach könntest Du in unſerm Herzen leſen,
Und ſehen dort, ſeit wann es für Dich ſchlägt,
Seit wann Du werth und lieb uns ſchon geweſen,
Und was den Keim der Liebe d'rein gelegt!

Daß Lieb' es iſt zu Ihm, den wir verehren,
Zu Ihm, der eines Volkes Liebe werth,
Dem alle Herzen dieſes Volks gehören,
Weil Er die Liebe eines Volkes ehrt.

Und daß es Nachhall iſt von jenem Worte,
Das Er geſprochen laut und öffentlich,
Das anſchlug durch des Ohres offne Pforte
An unſer Herz und ſorgklingt dort für Dich!

Denn damals, als Er heimkam von der Werbung,
Und laute Freude uns Ihm nah' geführt,
Da ſahen wir vom Jubel der Erwerbung
Verklärt Sein edles Antlitz und gerührt

Sprach Er es aus, daß höher, denn die Schätze,
Womit Ihn Gottes Gnade reich geſchmückt,
Daß höher, denn der Krone Glanz Er ſchätze
Die Seligkeit, womit Du Ihn beglückt.

Er ſprach:

„Ich dank' es Gott als Höchſtes ſeiner Gnade,
Daß Ihre Liebe er mir zugewandt,
Ich wandle froh des Lebens Dornenpfade
An dieſes Engels ſegensreicher Hand.

Ja! bleit ich jetzt in meinen eignen Händen
Zu freier Wahl das eigene Geſchick,
Um Ihren Preis könnt' ich es leuchtend wenden: —
Ich hielte feſt an Ihr, Sie iſt, Sie bleibt
mein Glück!"

Durch ſolche Worte, die ich ſchwach nur eben
— Wie tief ſie mir das inn're Herz bewegt —
In ihrem Sinne Dir hab' angegeben,
Und ach! zu wenig nur darein gelegt! —
Durch ſolche Worte hat Er, holde Braut!
Dir in des Volkes Herz den Thron gebaut.

Ja! Du biſt lieb uns — bleibſt es, darf ich ſagen,
Nicht Schmeichelwort verkündet Dir mein Mund,
Aus Deiner Heimath hab' ich's hergetragen,
Denn Deine Heimath macht es Jedem kund.

*) Das Gedicht war zum Prolog für die Bühne beſtimmt.

Digitized by Google

Du warst von je das liebe, holde Wesen,
Wie jene Heil'ge, deren Namen Dir
Mit Sehnsucht die Eltern auserlesen,
Dem Namen selber bist Du eine Zier.

Denn, wie die Jungfrau jene alte Lehre
An Gottes Thron als Mitterin gestellt,
Daß sie in Sanftmuth fromme Bitte höre
Und Tröstung spende einer gläub'gen Welt:

So wies Dich zu das Schicksal uns'rem Throne,
So hat die Vorsehung uns Dich gebracht:
Sei Du der Beistand uns'rem Königssohne
Im Segenspenden Seiner hohen Macht.

Erleichtre Ihm die Schwere seiner Sorgen
Durch treue Liebe und Ergebenheit,
Dann winket lohnend Dir ein heitrer Morgen
Bis in des spätsten Alters ferne Zeit.

(Schluß folgt.)

Deutsche Adelsbank.

(Fortsetzung.)

Von diesem kosmopolitischen Gesichtspunkte ausgehend, richte ich nun mein Augenmerk auf die Mittel, welche dem deutschen Adelsvereine eine nachhaltige Erkräftigung sichern und seinen Zwecken erfolgreiche Förderung gewähren könnten, ohne der kostspieligen Opfer einzelner Beiträge zu bedürfen. In der Errichtung einer

Deutschen Adelsbank,

welche, in der doppelten Eigenschaft eines Geld-Anleihe- und Geld-Ausleihe-Instituts, die vorhandenen Capitalien der Aristokratie in sich aufnähme, dieselben etwa zu 3 oder 4 Procent verzinsete, und um ein halbes Procent höher (als den zu gewährenden Zinsfuß) wieder ausliehe, — möchte hier eine Geldquelle eröffnet sein, welche ergiebiger, als nur immer die aufopfernbsten Beiträge, einen reichlichen Fond für die Zwecke des Adelsvereins aus sich selbst schaffen und desto gedeihlicher anwachsen würde, je umsichtiger die Gebarung des Geldwesens betrieben und benutzt wird. Die Natur des Geldes und seines Umlaufs ist die beste Bürgschaft für stete Beschaffung der nur immer erforderlichen Geldmittel, und als thatsächlichen Beweis hierfür erinnere ich nur an die glänzenden Resultate der österreichischen Nationalbank (deren Statuten auch hier zur Grundlage dienen könnten), so wie an den aufgehäuften Reichthum so vieler einzelnen Bankierhäuser, welche mit kluger und vorsichtiger Gebarung ihres Geldwesens sich Schätze anzuhäufen wußten, bei einer oft unverhältnißmäßig geringen Capitalsanlage. — In unsern Zeiten hat man immer viel von Belebung des öffentlichen Verkehrs gesprochen, und darunter meist wieder nur den Güterverkehr verstanden, während man den so gewichtigen Geldverkehr entweder ganz mit Stillschweigen überging, oder doch der irrigen Meinung war, daß dieser durch jenen bedingt werde und davon abhängig sei. Beide Verkehrsarten unterscheiden sich aber zu wesentlich von einander. Der Güterverkehr umfaßt nur die Interessen der Producenten und Consumenten, und sucht deren Reibung durch ausgedehntere Abzugswege zu vermitteln; während der Geldverkehr nur die Interessen der Geldinhaber und Geldbedürftigen bedingt und zu seiner Regelung und Stätigkeit (festen Bahn) blos einer angemessenen Vermittelung der sich widerstrebenden Interessen der Geldinhaber und Geldbedürftigen bedarf. Die Vermittelung des Geldinteresses soll also das Geld, als unerläßlich nothwendiges Förderungsmittel des Verkehrs, mit dem Bedarfe der verkehrenden Volksmasse im richtigen Verhältniß halten, indem durch sie sowohl ein nachtheiliger Ueberfluß, als auch ein, den Gang der Volksbetriebsamkeit hemmender Mangel an Geld verhindert wird; zugleich soll eine solche Vermittelung dem Geschäftsmanne, gegen Verpfändung seines Immobiliars, die Aneignung des Bewegmittels der Production erleichtern, ihm die Wege, welche zur eigenen Güterproduction hinführen, eröffnen, und ihn, bei der Güterproduction selbst, unterstützen und fördern. Mit solcher Regelung, Ueberwachung und Vermittelung der Hebeltraft zur allgemeinen Betriebsamkeit erscheint diese als das Erste und Wichtigste zur Ausbildung und festen Begründung des Nationalwohlstandes, — und es wäre in der That die würdigste Aufgabe einer Deutschen Adelsbank, gleichzeitig auf dieses edle Ziel hinzuwirken, durch solch ein wohlthätiges Geldinstitut die dankbaren Sympathieen des Gewerb- und Handelsstandes für sich zu gewinnen, und nebenbei aus dem reichlichen Ertrage eines solchen gewandten Geldumsatzes den höhern Zwecken des Adelsvereins auf die erfolgreichste und glänzendste Weise, im kürzesten Wege und ohne allen Kostenaufwand zu genügen. Der große Reichthum der englischen Aristokratie, die gediegene Haltung der österreichischen Aristokratie (welche zum größten Theile bei Fundirung der Nationalbank betheiligt ist) beruhet ganz einfach auf einer thätigen Theilnahme der Bewegungsmittel für die allgemeine Betriebsamkeit, durch gewandte Gebarung von Geldmitteln für die gewerblichen und handeltreibenden Classen, welche letztere ebendadurch in die einflußreichste Abhängigkeit von den höhern Standesclassen versetzt werden, anstatt daß zeither die „umgekehrte Welt" bei uns gespielt wurde. — Von unsäglicher Wichtigkeit wären die Folgen, welche sich für den gesammten Adel des nördlichen,

Digitized by Google

mittlern und ſüdlichen Deutſchlands hieran knüpften, und die ſicherſte Conſolidirung für ſeine durch Unglück und Zeiteinfluß verſchobene Stellung zur angemeſſenen Rehabilitirung darböten. Selbſt im höhern Staatsintereſſe liegt es, daß das Geldweſen für die Nationalbetriebſamkeit mehr den ſchlauen Händen der dreizehnlöthigen Macht entwunden, wie den ewigen Schwankungen des Geldmarkts und den durch Agiotage, Börſenſpiel und Actienſchwindel herbeigeführten Geldwirren ſicherer Einhalt gethan werde, damit dem Bewegmittel der Production eine geregelte Bahn geſichert bleibe, und nicht durch künſtliche Verſchleppung eine nachtheilige Stockung eintrete. Ein feſtes Geldinſtitut, unter Garantie und Leitung des erſten Ehren- und Grundbeſitzſtandes im Staate, gewährt zunächſt die gediegenſte Unabhängigkeit von allem finanziellen Einfluſſe und etwaigem Mißbrauche der Staatsgewalt, und wirkt dann in heilſamſter Weiſe auf einen geregelten Geldumlauf, indem es den Metallüberfluß gegen mäßig zinstragende Caſſenſcheine an ſich ziehet, um denſelben wieder zu einer etwas höhern Zinsquote (von 4½ bis 6 Procent) in die productiven Kräfte der Nation, in die Pulsadern der Landesbetriebſamkeit ausfließen zu laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.
Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülſen.

(Fortſetzung.)

Die Leier war wirklich gut, und die Stücke, welche geſpielt wurden, gehörten claſſiſchen Opern an, weßhalb die Damen und der Baron der Muſik eine nicht geringe Aufmerkſamkeit ſchenkten.

Der Rehbraten gab Franziska Veranlaſſung, den alten Herrn mit ſeinem Glücke als Jäger zu necken.

„Mein Ananas-Cardinal" — ſagte der Baron, nachdem er eine Genfer Torte geſchnitten hatte — „hat wenig Ehre eingelegt, aber dafür wird ſich der Champagner, dieſer Lieblingswein der Damen, hoffentlich eines größeren Beifalles erfreuen."

Der Pfropfen flog an die Decke.

„Vergönnen Sie mir, meine theure Gräfin," — ſprach der liebenswürdige Wirth, indem er ſich emporrichtete — „mich für Ihren gnädigen Beſuch unterthänigſt zu bedanken, und dies Glas auf das Wohl meiner geehrten Gäſte zu leeren."

Es erklangen die Gläſer.

„Haben Sie Dank, mein theurer Baron," — nahm die Gräfin darauf das Wort — „für Ihre freundliche Aufnahme, und erlauben Sie mir und meinen Freundinnen, auf Ihre Geſundheit zu trinken."

Und abermals wurden die überſchäumenden Gläſer an einander geſtoßen.

„Alle Lieben ſollen leben, fern und nah!" — rief ſetzt Franziska, bei welcher der Wein ſchon ſeine Wirkung zu äußern begann. — „Auch die Todten!"

Dieſer Toaſt erfüllte die Gräfin, welche in ihrem Leben viele ſchmerzliche Verluſte erlitten hatte, mit wehmüthigen Gefühlen.

„Wenn ich bitten darf, mein theurer Baron," — ſagte ſie, ſich gegen den alten Herrn verneigend — „ſo ſtehen wir auf."

„Sie haben ganz zu befehlen, meine theuerſte Gräfin," — ſprach der freundliche Wirth — und das Diner war beendigt.

„Der Leiermann hat ein intereſſantes Aeußere," — rief Franziska, welche an ein Fenſter getreten war. — „Seine braune Geſichtsfarbe und ſeine ſchwarzen Haare und Augen verkünden den Italiener, und ſeine noble Haltung läßt mich vermuthen, daß der hübſche Mann ein verkappter Marcheſe oder Conte iſt.

„Wohl möglich," — verſetzte der Baron, nachdem er einen flüchtigen Blick auf den Leiermann geworfen hatte. — „Es giebt ſeit der Zeit Carls V., welcher einmal ſämmtliche Einwohner einer kleinen italieniſchen Stadt in den Grafenſtand erhob, ſo viele Conte's und Marcheſen in Italien, daß, da ſie nicht Alle Grafſchaften und Markiſate haben können, ſich wohl Mancher von ihnen als Leiermann oder auf ähnliche Weiſe durch die Welt ſchlagen mag."

„Wer iſt dieſer Herr in der Johanniter-Uniform?" — fragte Laura mit unſicherer Stimme, indem ſie ein Portrait mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtete.

„Mein verſtorbener Schwager, gnädigſte Gräfin," — erwiederte der Baron — „der Vater des Grafen Roderich, welchen Sie vielleicht im vorigen Sommer im Seebade kennen gelernt haben."

Der alte Herr war als ein ſehr thätiger Landwirth im vorigen Sommer nur äußerſt ſelten in das Seebad gekommen, und wußte daher nichts von der Bekanntſchaft der Gräfin mit ihrem Neffen.

„Graf Roderich iſt alſo Ihr Neffe?" — fragte Franziska verwundert.

„Ja wohl, mein liebes Fränzchen," — erwiederte der Baron lächelnd — „und ich freue mich über den Antheil, welchen Sie an ihm zu nehmen ſcheinen. Hat Ihnen Roderich gefallen?"

„Allerdings," — ſagte lachend Franziska — „der Graf war immer ſehr artig gegen uns. Aber warum haben Sie mit uns niemals über Ihren Neffen geſprochen, mein hoher Herr?"

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradin's, des letzten Hohenstaufen.

Von

Fr. v. Raumer.*)

Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen entschieden werden;**) deßhalb ließ der König (Karl von Anjou) Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.

Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karl's eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen; da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes, väterliches Reich durch offnen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht." — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung wandte König Karl, das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend, dagegen ein, daß Konradin's Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und sein Freund dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?" — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigner Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdessen errichtete man in aller Stille das Blutgerüst vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen, wie friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den Gesichtskreis die schroffen, zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karl's von Anjou, hauste. —

(Schluß folgt.)

*) Aus Dessen „Geschichte der Hohenstaufen."

**) Konradin und sein Freund, Friedrich von Baden, waren nach der Schlacht bei Tagliozzo oder Scurcola (1268) auf der Flucht gefangen genommen worden.

Feuilleton.

In der Mitte des December 1842 starb zu Schwoy der letzte Nachkomme eines berühmten Geschlechts, Karl Hertobig, im 103. Jahre. Er stammte in gerader Linie von der Gattin Werner Stauffachers, jener Margaretha Hertobig ab, die Schiller auf eine so kräftige Weise theem noch unentschlossenen Manne in's Herz reden läßt. (M. W.)

Personalnotizen.

(Nachträglich.)

Hannover. Mai. Am 14. d. M. verstarb dieselbst nach langem, schmerzlichem Krankenlager der Generalmajor Freiherr v. Krauchenberg, und wurde am 18. mit höchstem, von Seiner Majestät dem Könige besonders befohlenen Pompe zur Erde bestattet. Seine ausgezeichneten Dienste als Leichter-Truppen-Offizier in Spanien bewogen König Wilhelm IV., ihn im Jahre 1832 in den Freiherrenstand zu erheben. Dieselbe Auszeichnung wurde damals auch dem zeitigen Commandanten der Residenz, Generalmajor Freiherrn v. Baring, wahrscheinlich auf Veranlassung eines in der damaligen hannoverschen Militairzeitschrift kurz zuvor von ihm selbst beschriebenen militairischen Ereignisses, zu Theil. Beide Genannte haben aber keine männliche Nachkommenschaft, und ist dieser Umstand wohl bei ihrer Nobilisirung berücksichtigt worden und der Grund gewesen, weßhalb einer unserer ausgezeichnetsten Offiziere, der General-Lieutenant und Commandeur der Artillerie, Sie Julius Hartmann, der in der militairischen Welt einen gut klingenden Namen hat, nicht auch in den Hannoverschen Adelsstand erhoben wurde, während England schon längst durch die Beilegung des Prädicats „Sir" seine Verdienste anerkannt hatte.

Se. Majestät der König von Sachsen haben den Generallieutnant Prinzen Johann Königl. Hoheit zum General der Reiterei ernannt.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 32. **1843.**

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Am Vermählungstage
Sr. Königl. Hoheit
des Kronprinzen
Georg von Hannover
mit der
durchlauchtigſten Prinzeſſin
Marie von Sachſen-Altenburg.

(Schluß.)

Wohl darf ich Dir die frohe Zukunft künden
An uns'res Fürſten liebevoller Hand,
Mein Wort kann ich durch ſeinen Werth begründen,
Den doppelt wir, ſeit nah' er uns, erkannt.

Mit Stolz drum trage ich Hannovers Farben:
Das ewig reine, fleckenloſe Weiß,
Das Gelb der kornerfüllten reifen Garben, —
Das ſchöne Sinnbild von des Landmanns Fleiß,

Das Schwarz dabei, das Ewigkeit bedeutet,
Eint Biederſinn mit Wohlfahrt aller Zeit:
Ein blühend Land wird's, einſt von Dir geleitet,
Mein Prinz! auch fortblüh'n, wie es jetzt gedeiht!

Nur wenig Völkern iſt das Glück geworden,
Zu ſchaun in ihres Fürſten Innerſtes,
Du glaubſt Dein Sein in tönenden Accorden
Dem Volk, der Welt als ein Gemeingut hin.

Wir kennen Dich aus Harmonienſprache,
Die zu dem Herzen alles Weſens ſpricht,
Die nicht gebunden an der Länder Grenzen,
Die der Gebirge Völkerſcheide bricht.

Die, überflügelnd jede ird'ſche Schranke,
Die Andrem Zunge, Zeit und Ort bedingt,
Ein geiſtig-rein empfundener Gedanke
Vom Herzen zu dem Herzen überklingt.

Durch dieſes Mittel innigſter Verſtändniß
Liegt Deiner Seele Reinheit vor uns klar;
In Liedern legſt Du offenes Bekenntniß
Von Deinem Sinnen, Deinem Glauben dar.

Ja!

Was in der Einſamkeit heiligen Stunden
Du im Geheimſten der Seele empfunden,
Ob Freude, ob Kummer Dein Herz bewegt,
Du haſt es im Liede uns dargelegt!

Und wie die Saite dem verwandten Klange
Nachzitternd, ihn, ſelbſttönend, noch vermehrt,
So bebt das Herz uns freudig beim Geſange,
Den Dir der hehre Muſengott gewährt.

Wir jubeln mit bei dieſem frohen Feſte,
Das Dir und uns die Vorſehung gebar,
Und legen Dir, als unſ'rer Gaben beſte,
Die deutſche Treue auf den Weihaltar.

Doch Liebe auch, weil wir Dich treu erfinden
Der Guelphen königlichem Spruch,
Es wird die Folge einſt verkünden,
Das Fama Eures Doppelnamens Zug,
Für die Genoſſen Eurer Lebenstage
Weit um des Erdballs ſtarke Rundung trug,
Und denen, die da folgen unſern Tagen,
Den ſpäten Enkeln, künden es die Sagen
Und der Geſchichte ſtrenges Urtheilsbuch,
Das unnachſichtlich Fürſtenthaten wäget,
Und Eure Namen zu den Beſten träget.

Digitized by Google

Und Du, mein König, nimm von Deinem Volke
Den heißen Wunsch für Deiner Zukunft Glück:
Von Deiner Stirne weise jede Wolke
Die holde Tochter liebend Dir zurück!

Denn, wie Dein Volk mitfühlte Deine Schmerzen,
Als jüngst der Wetterstrahl Dein Silberhaupt betrübt,
So fühlt es jetzt in seinem treuen Herzen
Die Freude mit, weil, Vater, es Dich liebt!

Laßt den Festgesang erschallen,
Stimmet an den Jubelchor,
Daß es fern durch's Land mag schallen,
Schlagen an das trunk'ne Ohr,
Daß ein Jeder mag empfinden
Durch der Töne Zaubermacht,
Was dem Dichter zu entzünden
Seine Schwäche, ach! versagt!

Hannover, am 18. Februar 1843.

O. Frh. v. Cornberg,
Lieutenant beim Königl. General-Stabe.

Deutsche Adelsbank.

(Fortsetzung.)

Mit solcher einfachen und auf billigster Grundlage beruhenden Geldgebarung wird den Geldinhabern und Geldbedürftigen gleichmäßig geholfen sein; die ersteren werden fernerhin nicht mehr Veranlassung nehmen, ihre Baarschaften in auswärtigen Staatspapieren anzulegen, um sich eine sichere Capitalrente zu verschaffen, sondern dürften es stets lieber vorziehen, im eigenen Lande, unter ihren Augen, die Capitalien behaftet und vor den Schwankungen eines auswärtigen Staatscredits sichergestellt zu sehen, wodurch eine höchst beträchtliche Masse baaren Geldes dem heimischen Boden wiedergewonnen und zum Flor der Nationalbetriebsamkeit verwendet werden kann.

Die Einkünfte aber, welche vermittelst eines solchen Geldumschlags, unter Erhebung von nur ½ Procent bei hypothekarischen Ausleihungen (ungerechnet der noch mehr austragenden 2 Procent bei kürzeren Pfand- und Escomptirungs-Geschäften!), der Adelsbank zufließen würden, wären dann immer so beträchtlich, daß aus deren Ergebniß reichliche Stiftungen für herabgekommene Adelsfamilien, in Verbindung mit Erziehungs- und Bildungsanstalten für das Adelsgeschlecht, begründet werden könnten, ohne damit dem Fonds zu den nächsten Zwecken des Adelsvereins Eintrag zu thun. Während ein solches Geldinstitut durch seinen Nutzen für das staatswirthschaftliche Gemeinwohl eine sehr geachtete Stellung einnimmt, befördert es zugleich durch Unterstützung der productiven Thätigkeit die Arbeit im Volke und verhindert unmittelbar damit den traurigen, immer mehr zunehmenden Pauperismus, welchem die besoldete Expeditionswohlthätigkeit unserer Armenanstalten ohnehin kaum noch zu steuern vermag.

Die Bildung des Bankfonds läßt sich am zweckmäßigsten mittelst Actien, deren Einzahlung in gewissen Raten erfolgt, begründen, und es scheint mir ganz besonders geeignet, daß nur Capitalisten aus der Aristokratie zugelassen werden, um das Institut rein im Adelsinteresse für das Volk zu erhalten und vor jedem andern Standeseinflusse sicher zu stellen.

Durch einen dreißigjährigen Friedensstand und durch keine Kriege in Abgang gerathenen Bevölkerungszuwachs hat der europäische Verkehr in Folge der industriethätigen Arbeitsproduction dieser Menschenmenge (deren Hände, bei der wenigen Bodenfläche, sich nicht dem Landbau widmen können), dergestalt überhand genommen, daß der Producten-Umsatz sich um so öfterer wiederholen muß, hierzu aber die vorhandenen Umlaufswerthmittel an Metall- und Papiergeld für Ausgleichung dieses gesteigerten Verkehrs nicht reichlich genug vorhanden sind. Daher entsteht sehr natürlich die Erscheinung jener zeitweiligen Wirren und Stockungen am Geldmarkte, der noch obendrein härter eingeklemmt wird, sobald zugleich auswärtige Kriege und Unruhen nur das baare Medium in Anspruch nehmen! —

Zur nähern Verständniß meiner weiter auszuführenden Andeutung, der Wichtigkeit, daß nur Mitglieder der Aristokratie sich an einem solchen Bankfonds betheiligen möchten, bin ich jedoch gehalten, die wesentlichen Momente unsers Geldzustandes hier hervorzuheben, um darauf die weitere Ausführung überzeugend zu begründen.

Seit 30 Jahren sind durch Reduction des Papiergeldes in verschiedenen europäischen Staaten an 1000 Millionen solcher Umlaufwerthmittel dem europäischen Verkehre entzogen worden, und es handelt sich hier nicht um die wohlgerechtfertigte Finanzmaßregel, welche den betreffenden Staaten gebot, zur Aufrechthaltung oder Consolidirung ihres Staatscredits diese Masse idealer Werthmittel aus dem Umlaufe des Verkehrs einzuziehen; sondern es gilt nur hier der Thatsache, daß 1000 Millionen Papiergeld, die als Tausch- und Werthmittel zur Ausgleichung des Verkehrs vorhanden waren, dem Welthandel wieder entzogen worden sind, und zwar unter Verhältnissen einer langjährigen Friedenszeit, wo der Bevölkerungszuwachs in der Industrieproduction blos seine Subsistenzmittel zu suchen hatte, mithin eine größere Menge von Producten erzeugt und in den Welthandel geführt wurde, zu deren Umsatz und Ausgleichung die benöthigten Werthmittel fehlten, und eben daher eine im-

Digitized by Google

merwährende Schwankung des Geldwesens erzeugten. Wenn nun vor 30 Jahren der Bevölkerungsstand geringer, und die Productionsfertigkeit bei Weitem noch nicht, durch das inzwischen eingeführte Maschinenwesen, so ergiebig ausgebildet war, dennoch aber damals jene 1000 Millionen idealer Werthmittel im Weltverkehre nothwendiger Weise zur Ausgleichung zirkulirten: so liegt es auf der Hand, daß in jetzigen Zeiten, unter zunehmendem Bevölkerungsstande, erhöheter Productionsfähigkeit und rascherer Productionsfertigkeit, mittelst des Maschinenwesens, der Productenumsatz weit öfterer erforderlich ist, und deßhalb auch zu seiner jedesmaligen Ausgleichung mehr Werthmittel erfordert. Schon dieser Umstand begründet den Mangel hinlänglicher Umlaufswerthmittel für den gegenwärtig weit höher gesteigerten Verkehrsstand.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

„Ich kann dieselbe Frage an Sie richten, mein holdes Engelchen," — versetzte der alte Herr in fröhlicher Laune — „indessen da Sie zuerst gefragt haben, so soll Ihre Frage auch zuerst beantwortet werden. Roderich hat mir vielfach Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, und ich spreche deßhalb nicht gern über ihn, obgleich ich ihm, als einem biederen und ehrenwerthen Menschen, sonst recht gut bin. Er hat seine Zeit auf Schulen und Universitäten nützlich angewandt, und war auf dem besten Wege, ein tüchtiger Staatsbeamter zu werden; aber, nachdem er ungefähr sechs Jahre gedient hatte, nahm er seinen Abschied, und suchte diesen Schritt gegen mich durch die Erklärung zu entschuldigen, daß er sich nicht habe biegen und schmiegen können, und als Beamter immer unglücklich gewesen sein würde. Wenn gleich ich weiß, daß Connexionen in der Civilcarriere eine große Rolle spielen, so bin ich doch davon überzeugt, daß Roderich auch ohne Connexionen, und ohne sich zu biegen und zu schmiegen, durch seine Kenntnisse und seinen Fleiß einen ihm zusagenden Posten errungen und sich dann auch vollkommen glücklich gefühlt haben dürfte. Es sind nun schon mehre Jahre seitdem vergangen. Mein Neffe muß sich, da er nur ein äußerst kleines Vermögen besitzt, und von mir eine Unterstützung nicht annehmen mag, außerordentlich einschränken, und seine Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften ist eben nicht geeignet, seine Lage zu verbessern. Ich habe ihn daher oft gebeten, daß er nicht gleich mir ein alter Hagestolz werden und eine reiche Frau heirathen möchte, und mich anheischig gemacht, ihm bei seinen Bemühungen um eine solche behülflich zu sein; aber mein Körnischer Neffe, welcher überdies der Letzte seines Stammes ist, will von allen meinen Bitten nichts wissen, und erst heute habe ich aus einem fast hundert Meilen von hier entfernten Orte einen Brief von ihm erhalten, worin er meine Einladung, mich zu besuchen, aus vielen nichtssagenden Gründen ablehnt."

„Was ist Dir?" — fragte Franziska erschreckt ihre junge Tante, welche bleich geworden war, und sich auf eine Stuhllehne stützte.

„Ein leichter Schwindel," — sprach die Gräfin, indem sie sich zu fassen suchte — „vielleicht durch den starken Geruch der schönen Blumen veranlaßt."

„Es macht mich sehr unglücklich, meine theure Gräfin," — versetzte theilnehmend der alte Herr — „daß ich die Ursache Ihres Uebelbefindens bin."

„Nun, Sie sind ja keine Blume, mein theurer Baron," — bemerkte scherzend die reizende Laura, welche ihre frühere Stimmung bereits wieder gewonnen und nur noch ein etwas bleiches Aussehen hatte. — „Ich fühle mich schon ganz wohl."

„Das freut mich ungemein," — sagte der alte Herr in dem herzlichsten Tone und küßte Laura's Hand — „aber in diesem Zimmer wollen wir nicht länger bleiben, und ich schlage vor, eine Promenade durch meinen Park zu unternehmen."

Die Gräfin ging mit Vergnügen auf diesen Vorschlag ein, und verließ am Arme des liebenswürdigen Wirthes mit ihren beiden Damen den Saal, nachdem man sich in eine wärmere Bekleidung gehüllt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradin's, des letzten Hohenstaufen.

Von

Fr. v. Raumer.

(Schluß.)

Am 29. October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurcola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker, mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln, schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ernten, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und er, welcher sich durch kein Gesetz für ge-

Digitized by Google

bunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen, als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner, wie edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst Du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" Und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstattete, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verurtheilt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und er, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf, und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten. —

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruchs beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oestreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Geschöpfe, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht an mir vorüber gehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzt kniete er nieder, und rief dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich Dir!" — Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oestreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er mit unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; nach diesem mordete man noch Mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeugt, daß über 1000 auf solche Weise allmälig ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweiheter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres verscharrt.

Feuilleton.

Der berühmte Jurist Ludwig Cortusius, der zu Padua, am 15. Juli 1518 starb, verbot auf dem Todtenbette seinen Verwandten, Thränen bei seinem Leichenbegängnisse zu vergießen, und unterwarf seinen Erben einer schweren Buße, falls er es vernachlässige, seine Befehle zu vollziehen. Von der anderen Seite befahl er, daß Spielleute, Sänger, Pfeifer und Geiger in jeder Weise die Stelle der Leichenbitter einnehmen sollten, und verfügte, daß ihrer funfzig, nebst der Geistlichkeit, vor der Leiche vorausgehen und dabei auf ihren unterschiedlichen Instrumenten spielen sollten; dafür sollte einem Jeden ein halber Dukaten gezahlt werden. In gleicher Weise bestimmte er, daß zwölf Mädchen, in grünem Anzuge, seine Leiche nach der Sophienkirche, wo er begraben wurde, tragen, und ebenfalls, während der Prozession, laut singen sollten, wofür einem jeden eine hübsche Summe Geldes zur Ausstattung bewilligt war. Die ganze Clerisei von Padua zog in Prozession voraus, nebst allen Insassen der Klöster, mit Ausnahme derer, welche schwarze Röcke trugen, die in seinem Testamente hiervon ausdrücklich ausgeschlossen waren, damit ihre schwarzen Kapuzen der fröhlichen Procession keinen düstern Anstrich gäben.

Abstammungen. — Der Granatapfel stammt aus Asien; die Bohne aus Indien; der Jasmin aus Indien; der Salat von der Insel Kos; der Lorbeer von der Insel Creta; die Linse aus Frankreich; die Lilie aus Syrien; die Melone aus dem Orient oder aus Afrika; die Narcisse aus Italien; die weiße Nuß aus Asien; die Reife aus Italien; die Zwiebel aus Aegypten; die Olive aus Griechenland; die Orange aus Indien; die Pfirsche aus Persien; die Petersilie aus Indien und Medien; die Kartoffel aus Brasilien; die Pflaume aus Syrien; der Reis aus Aethiopien; der Rettig aus China; das Haidekraut aus Asien; der Flieder aus Persien; der Tabak aus Amerika; der Thee aus China; der Erdapfel aus Amerika; die Tulpe aus Kappadocien.

Personalnotizen.

Am 17. Juni starb zu Lübeck im 79. Jahre Graf Adam v. Moltke, der den Abend seines vielfach bewegten Lebens in seltener Geistesfrische, allgemein geehrt und geliebt, dort verlebte.

Nebst einer artistischen Beilage:
Portrait J. K. H. der Kronprinzessin Maria von Hannover.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Klerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 33. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angebracht, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Pent-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Erinnerung an den 28. Juni 1842.*)

Von

Carl Graf v. Hülſen.

Hochroth neigte die Sonne ſich hinter den Höhen von Reblau,
Während tobte der Sturm, brauſte gewaltig das Meer.
Aber noch lauter als Sturmesgetobe, noch lauter als Meeresgebrauſe
Tönte aus menſchlicher Bruſt, tönte ein herzlicher Wunſch.
„Glückliche Reiſe!“ das riefen wohl mehrere Tauſend von Menſchen
Ihrem Könige zu, als er das Dampfſchiff beſtieg.
Von dem Verdeck aus ſchaute der Fürſt auf die wogende Menge,
Winkend zum Abſchiede noch, innig bewegt mit dem Tuch'.
Pfeilſchnell flog nun das Schiff durch die ſchäumenden Fluthen gen Oſten.
Lautlos blickte das Volk, blickte dem Könige nach. —
Wenn die Regenten und Völker in ſolchem Verhältniſſe leben,
Braucht Garantieen man nicht, — da iſt die Liebe Erſatz! —

*) An dem angegebenen Tage reiſete der König auf dem ruſſiſchen Kriegsdampfſchiffe „Kamſchatka“ von Danzig nach Petersburg zur ſilbernen Hochzeitsfeier des ruſſiſchen Kaiſerpaares.

Deutſche Adelsbank.

(Fortſetzung.)

Erwägt man nun noch den Abfluß der edeln Metalle aus Europa, theils für den levantiſchen und aſiatiſchen Handel, theils für die nach Nord- und Süd-Amerika meiſt in Baarſendungen gemachten Anleihen; berückſichtigt man ferner, daß die in der ganzen civiliſirten Welt zunehmenden techniſchen Etabliſſements (in vermehrten Fabrikanlagen, Eiſenbahnen, Kanalbauten, Dampfſchifffahrten) ſtets nur baares Geld zu ihrer Errichtung und Erhaltung erfordern; nicht minder in den Werkſtätten der Induſtrie eine Menge edeln Metalls für Zwecke des Luxus, des Hausgeräths und dergl. mehr verbraucht wird, da der Bedarf ſolcher Geräthſchaften auch in dem zahlreichern Mittelſtande eingeführt iſt, und immer mehr um ſich greift: — ſo ergiebt ſich nur oberflächlich ſchon hieraus, daß unermeßliche Summen baaren Geldes zeitweilig dem allgemeinen Handelsverkehre entzogen bleiben, dem ſie nur durch allmälige Conſolidirung und Befeſtigung ihrer Wandelbahn blos theilweiſe wieder zugewendet werden können. Auch hierin konſtatirt ſich ebenfalls wieder der vorhandene Mangel an baaren Umlaufswerthmitteln für das gegenwärtig vielfältig ausgedehntere Verkehrsverhältniß.

Endlich giebt uns die jährliche Ausbeute an edeln Metallen in Amerika, Europa und Sibirien höchſtens nur durchſchnittlich 25 Millionen Piaſter, wovon aber wieder für Reibung und Abführung der Münzen ein jährlicher Verluſt von 4½ Millionen, dann für Verbrauch von Gold und Silber zu Luxusgegenſtänden nur die Summe von 15 Millionen angenommen, und von der Ausbeute in Abzug gebracht wird, ſo daß höchſtens nur 5½ Millionen jährlicher Metallzuwachs für die Gebarung des geſammten Weltverkehrs übrig bleibt.

Ueberhaupt aber läßt ſich mit ziemlicher Zuverläßigkeit anſchlagen: daß die geſammte europäiſche Circulation der edeln Metalle in ihrem Geſammtvorrathe keinen Zuwachs, ſondern durch Verbrauch und

Digitized by Google

Verschleppung noch einen realen Verlust von 25 bis 26 Procent für uns erlitten hat.

Nun beläuft sich, nach den ziemlich übereinstimmenden Abschätzungen der Herren v. Humboldt, v. Villefosse, Jacob, Storch ꝛc. der Stock aller Metallmünzen und Barren (von 1825 an) in der civilisirten Welt auf einen 9300 Millionen Francs; dagegen wurde die circulirende Masse des gesammten Papiergeldes damals von diesen Herren angeschlagen zu: 24 bis 2500 Millionen Francs, also nicht zum Drittheil des vorhandenen Metallwerths, und seitdem auch wieder noch durch die stattgefundenen Reductionen geschwunden.

Fassen wir nun die ungeheuren Ergebnisse der menschlichen und mechanischen Betriebsamkeit, wie sie sich seit den letzten 30 Jahren riesenhaft entwickelt hat, zusammen, und berechnen, daß sich darin der Waarenvorrath und Waarenumsatz vervielfältigt, dagegen der Metall- und Papiergeldbestand in eben dieser Zeit sich verringert hat; so geht daraus deutlich hervor: daß der fühlbare Mangel an Umlaufwerthmitteln im Metall- und Papiergelde zu dem so unverhältnißmäßig erweiterten Verkehr eine lästige Störung, Lähmung und Hemmung hervorbringt, die nur durch Vermehrung gehörig fundirter idealer Werthmittel, in Banknoten und anderem Papiergelde, gehoben werden kann, da der Zuwachs des baaren Metallgeldes für den Gesammtverkehr höchst unbedeutend und kaum bemerkbar ist.

Wenn daher eine Deutsche Adelsbank durch Fundirung liegender Gründe im Allodial- und andern verfügbaren Land-Besitze einen Sicherheitsfonds bildet, auf dessen Grund eine entsprechende Summe von Banknoten zur Erleichterung des Verkehrs beschaffen und ausgegeben würde; so würde mit dieser Maßregel nicht allein den dringenden Anforderungen des Verkehrs genügt, sondern auch dem Publicum in solchen Banknoten ein gediegen fundirtes, werthvolles Papier zum Gebrauche dargeboten sein, während das Papiergeld der meisten Staaten nur als eine dette flottante circulirt, blos auf den Staatscredit lediglich fundirt ist, und den Wechselfällen desselben jederzeit ausgesetzt bleibt, dennoch aber in den allgemeinen Verkehrsbeziehungen ganz unbedenklich und stets willkommen aufgenommen wird, weil der Mangel an Werthmitteln zur Verkehrsausgleichung nur allzusehr fühlbar ist. Die Vortheile aber, welche mit der Emission solcher Banknoten (die dann getrost ihren Nominalwerth bis zur kleinsten Einheitszahl ausdrücken können) der Adelsbank zuwachsen, sind unermeßlich, insofern als sie in diesen Banknoten unverzinsliche Werthe ausgiebt, und dagegen verzinsbare Werthe (in Schuldscheinen, Depositen, Wechseln, Baarschaften) eintauscht, nebenbei aber aller Begünstigung und Erleichterung von Seiten des Staats gewiß sein kann; insofern ein solches, nicht von kaufmännischen Händen, sondern von der eigenen Landaristokratie begründetes und durch liegende Gründe wohlfundirtes Geldinstitut das unbedingte Vertrauen Aller für sich hat, weil davon kein schwindelhafter Mißbrauch zu erwarten steht, die Wohlthat der Belebung und Erhebung des Landeswohlstandes aber, durch Förderung der Landesbetriebsamkeit und der Arbeit im Volke, für jeden Staatsmann von unermeßlich hohem Werthe sein muß, abgesehen von der Verkehrserleichterung, deren Lähmung durch solchen Geldzuwachs sich aufhebt.

(Schluß folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

„Unser Baronchen ist der galanteste Mann auf Erden!" — rief, im Park angelangt, Franziska, deren alte Lustigkeit sich wieder einstellte, da das Unwohlsein ihrer Tante verschwunden war. — „Alle Gänge sind mit Brettern belegt, und der geschmolzene Schnee darf sich nicht erkühnen, unsere zarten Füßchen zu berühren."

Am Ende der vom Schlosse ausgehenden Allee lag ein Schneckenberg, welcher, obgleich nicht hoch, doch eine weite Aussicht gewährte. Der große Park, das schöne Herrenhaus mit dem geschmackvoll gebauten Dorfe, die vielen freundlichen Ortschaften, welche durch breite mit Pappeln bepflanzte Straßen verbunden waren, die waldigen Hügel, welche die Ebenen umgaben, hinter den gelben Dünen das imposante Meer und Alles dies, von der Sonne beschienen, bildeten ein köstliches Panorama.

„Himmlisch, himmlisch!" — flüsterte die Gräfin, in den Anblick dieses bezaubernden Bildes versunken.

„O, hier möchte ich leben und sterben!" — rief Franziska entzückt.

„Es ist dem Bewohner einer so schönen Meeresgegend wohl nimmer zu verdenken," — bemerkte Fräulein Mertens — „wenn er, von seinem lieben Meere getrennt, sich nach diesem zurücksehnt."

„Nein," — nahm der Baron das Wort. — „Ich habe in früheren Zeiten viele schöne Länder gesehen, und wie sehr mich auch manche Gebirgsgegend entzückte, so trieb mich doch die Sehnsucht nach der See zurück in meine geliebte Heimath."

„Mein theurer Baron," — sagte die Gräfin — „Sie können stolz auf den Besitz dieses himmlischen Punktes sein, welcher auch jetzt, wo die Natur ihres

Digitized by Google

Sommerschmuckes noch beraubt ist, eine so köstliche Aussicht darbietet."

„Nun, ich schmeichle mir mit der Hoffnung, meine theure Gräfin," — versetzte der alte Herr — „daß mir auch im Sommer einmal die Ehre Ihres Besuches zu Theile werden wird."

„Gewiß," — sagte Laura, indem ein trüber Gedanke in ihrer Seele auftitieg, — „gewiß, mein theurer Baron, werde ich Sie auch im Sommer einmal besuchen, aber in diesem Jahre wird es wegen der Reise, welche ich zu machen beabsichtige, leider nicht möglich sein."

„Ich habe mich an Ihren lieben Umgang so gewöhnt, meine gnädige Gräfin," — sprach der Baron — „daß ich Sie schmerzlich vermissen werde."

„Wir werden oft an Sie zurückdenken," — bemerkte Laura — „und die Erinnerung an die gemüthlichen Stunden, welche wir zusammen verlebt haben, wird uns auf unserer Reise eine treue und angenehme Begleiterin sein."

„Meine theure Gräfin!" — rief der alte Herr gerührt, indem seine Augen feucht wurden.

Die Damen und der Baron gingen langsam nach dem Schlosse zurück.

Auf dem Wege dahin sagte Franziska: „Es ist recht schade, Barönchen, daß Sie nicht vermählt sind, besonders da Sie so viel Sinn für Häuslichkeit haben. Entschuldigen Sie, daß ein junges Mädchen, wie ich eine so altkluge Sprache gegen Sie führt, aber ich muß reden, wie es mit um's Herz ist."

„Bleiben Sie dabei," — sprach lächelnd der alte Herr.

„Sehen Sie, Barönchen," — fuhr Franziska fort — „nun müssen Sie in diesem großen weiten Palaste ganz allein leben, und haben Niemand, mit welchem Sie ein vertrauliches Wort sprechen können. Wären Sie vermählt, wie ganz anders würde es hier sein! In Ihrer Stelle heirathete ich noch, denn Sie kennen doch den Vers: Lieben und geliebt zu werden, ist das größte Glück auf Erden?"

Der Baron und Fräulein Mertens mußten lachen, und selbst die Gräfin stimmte darin ein.

„Liebes Fränzchen," — versetzte der alte Herr — „der Mensch ist ein schwaches Wesen, und von allen seinen Plänen vermag er die wenigsten auszuführen, wenn auch der beste Willen dazu vorhanden ist. Ich gelangte ziemlich jung in den Besitz meiner Güter, aber dieselben waren in Folge des Krieges in einem so schlechten Zustande und mit so vielen Schulden belastet, daß ich nicht eher an eine Heirath denken mochte, als bis ich im Stande sein würde, meiner zukünftigen Frau eine sorgenfreie Existenz anzubieten. Jahre lang habe ich mich plagen müssen, und war manchmal der Verzweiflung nahe. Endlich bin ich durch Gottes Hülfe ein wohlhabender Mann geworden, aber auch das Alter hat sich eingestellt, und mit meinen Falten, oder, wie Börne sagt, Säzgen ohne Deckel im Gesichte, würde ich lächerlich erscheinen, wenn ich noch heirathen wollte. Welche Frau möchte sich wohl dazu entschließen, mir altem Rokokogeräthe die Hand zu reichen?"

„Ach, Barönchen," — rief Franziska lustig — „Sie wollen nur gelobt sein, denn Sie wissen recht gut, daß Sie rüstiger und kräftiger sind, als alle Dandy's in den großen Städten zusammengenommen, und daß Ihr kleines schwarzes Bärtchen Sie außerordentlich kleidet! Ein Rokokogeräth sind Sie noch lange nicht, und übrigens kann eine männliche Antike viel eher heirathen, als eine weibliche. Aber der hohe Herr gleicht, wie ich schon gestern Abend sagte, einem Wegweiser, indem er dem Grafen Roderich Predigten hält, welche er selbst unbeachtet läßt."

„Nun, mein Fränzchen," — sprach der Baron mit komischem Ernste — „darf ich's wagen, mich wohl Ihnen anzutragen?"

Lautlachend sprang Franziska durch die Thür, vor welcher die Gesellschaft stand, voran in den Gartensaal.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod der Generale Wolfe und Montcalm auf den Höhen von Abraham bei Quebeck in der Schlacht vom 13. September 1759.

Aus dem Notizenbuche eines Nordamerikanischen Reisenden.

Bei unserer Ankunft in Quebeck war unsere erste Wanderung auf die Höhen von Abraham, wo Wolfe siegend fiel. Dann besuchten wir die Stelle, wo Montgomery, der unter Wolfe focht, später bei seinem unglücklichen Angriff auf die Citadelle umkam. Die Höhen von Abraham werden stets für einen Amerikaner ein Ort von höchstem Interesse sein, da sie mehr als irgend einer mit dem Blute ihrer Väter benetzt sind, und sich an diese Stelle auch die Erinnerungen an Arnolds kühnen Zug durch die Wüsteneien von Maine knüpfen, einen Zug, den weder in der Kühnheit des Entwurfes, noch in der Schwierigkeit der Ausführung Napoleons Uebergang über die Alpen hinter sich läßt. Wolfe's siegreicher Angriff auf Quebeck, sein Tod, gleichzeitig mit dem des französischen Heerführers Montcalm, waren längst einer der aufmunternsten und interessantesten Abschnitte der Geschichte. Die anziehenden Züge in Wolfe's Charakter, der Adel in seinen Sitten, seine Vorliebe für Literatur, seine umfassenden Kenntnisse verleihen den näheren Umständen seines Endes ein ungewöhnliches Interesse. Aus guter Quelle wird Folgendes verbürgt. Am Abend vor seiner letzten Schlacht war das Wetter sehr schön, und Wolfe bestieg ein Boot, um einige

Digitized by Google

seiner Posten zu besichtigen. Während die Matrosen dahin ruderten, repetirte Wolfe mit vielem Pathos einem Officier, der neben ihm im Spiegel des Bootes saß, beinahe eine ganze Elegie Gray's — die kürzlich erschienen und noch wenig bekannt war — und fügte, als er schloß, die Bemerkung hinzu, daß er es dem Ruhme, morgen die Franzosen zu schlagen, vorzöge, Verfasser dieses Gedichtes zu sein. In der That eine edle der Ueberlegenheit des Genies dargebrachte Huldigung. Der andere Tag kam, und Wolfe fiel mit unvergänglicherem Ruhme gekrönt, als er je hätte erwarten können:

„Des Ruhmes Pfade führten ihn zum Grabe."

Nach dem Mißlingen bei Montmorency brannte Wolfe vor Begier, seinen Verlust wieder gut zu machen. Der Feind ahnete seinen Plan, unter den Höhen von Abraham zu landen, nicht. Die Stelle, wo er seine Truppen ausschiffte, und die jetzt Wolfe's Cove heißt, liegt am Fuße einer beinahe schroffen Höhe, welche seine Leute nur mit größter Schwierigkeit erklimmt haben können. Sie waren gezwungen, sich mittelst der Wurzeln und Aeste von Bäumen hinaufzuarbeiten. Als Wolfe sah, wie schwierig das Hinanklimmen des steilen Abhanges sei, bemerkte er im vertraulichen Tone einem seiner Offiziere: „Ich glaube nicht, daß es möglich ist, hinaufzukommen; aber Sie müssen Ihr Möglichstes thun." Ich war stets darüber verwundert, daß, als Montcalm erfahren, daß die Engländer die Höhen gewonnen hätten, er eine unbezwingbare Festung verlassen haben, und vorgerückt sein solle, um sich den ungewissen Wechseln einer geordneten Feldschlacht auszusetzen. Ein achtbarer Franzose, den wir hier trafen, versicherte, daß in diesem Punkte die historische Darstellung der Schlacht irrig sei. Er that dar, daß Montcalm bei der Nachricht, daß Wolfe's Armee bei Cove lande, in der Voraussetzung hervorgebrochen sei, daß er die Engländer noch beim Ersteigen der Höhen überraschen werde, in welchem Falle er einen leichten Sieg gehabt hätte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Eine kurze, aber treffende Charakteristik und Beurtheilung der Schrift: „Die aristokratischen Umtriebe zur Verständigung über die historisch begründete Gliederung der Gesellschaft" (Leipzig, Tauchnitz 1843. 244 S. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.) findet sich im 24. Hefte des „Leipz. Repert." — „Im vorliegenden Buche," sagt der Rec. u. A., „führt uns der Verf. eine chronique scandaleuse des Adels auf, aus allen Ländern und allen Jahrhunderten des Mittelalters und der Jetztzeit. Freilich ist Vieles outrirt und Alles einseitig dargestellt. Freilich könnte man eben so gut ein gerade entgegengesetztes Buch voll lauter Großthaten des Adels zusammentragen," und die Erscheinungen eben so idealistren, wie er sie karikirt hat. Freilich wird nichts im Lichte seiner Zeit betrachtet. Freilich vergißt der Verf., daß er eben Zeiten und ihren Charakter vorführt, und daß sich alle andern Stände aus jenen Zeiten im Lichte der Gegenwart auch nicht anders ausnehmen würden. Und was soll das Ganze? Glaubt der Verf. im Ernste, daß vom Adel aus der Zeit eine Gefahr drohe? Legt er auf einzelne Standestheorheiten und zeitwidrige Aeußerungen und Tendenzen Einzelner, wie sie in anderer Form, aber mit demselben Charakter bei Bourgeois und der Subsistsucht in allen Ständen vorkommen, ein so großes Gewicht, und schlägt er den Einfluß der vielen Gegenmittel, die die Zeit hat, so gering an? Uebersieht man doch deriel den Demagogen. Eine ernste Gefahr droht der Civilisation und allen edlen Blüthen und Früchten so rühmlicher Anstrengungen so vieler edlen Geister in all den Jahrhunderten der vorschreitenden Geschichte nur von einer ganz andern Seite her: von den Radicalen, die alle auf den gräulichen Massendespotismus als letztes Ziel führen, und ihre Mittel auf die Flachheit und Beschränktheit der Geister und die gemeinsten Begierden und Leidenschaften der Massen berechnen. Doch der gesunde Sinn des Volks und ein energisches Zusammenwirken der Staatsgewalten wird auch darüber triumphiren. — Der Verf. ist Monarchist, aber Adelsfeind. Er bildet sich ein, der oft gehörte Satz, daß die Monarchie ohne Adel nicht bestehen könne, stütze sich auf die Behauptung einer besondern Treue und Loyalität des Adels, und führt nun zahlreiche Beispiele des Gegentheils auf. Nun es ließen sich auch eben so viele entgegengesetzte Beispiele aufzählen, und Beispiele beweisen oft so Vieles, und führt es ganz einseitig auf, verfällt auch in Inconsequenzen, wenn er dem Adel zum Verbrechen anrechnet, was dieser oft wirklich für die Freiheit des Volks gethan. Aber jener Satz ist noch ganz anders zu begründen. Es versteht sich von selbst, daß der Adel das Königthum nicht durch seine Zahl und seine Schwerter beschützen kann. Aber das Königthum selbst ist eine aristokratische Institution, und es steht isolirt und wie eine Anomalie im Staatsleben da, wenn es nicht durch verwandte Institute mit dem übrigen Volke vermittelt wird. Der Adel ferner gehört mit zu der inneren Gliederung und Organisirung der Massen, auf der Alles beruht, und kann, in rechter Weise entfaltet, in der That sowohl dem Throne als dem Volke sehr wichtige Dienste leisten, da seine Loyalität weit seltener servil, und sein Liberalismus weit seltener destructiv zu werden geneigt ist, als bei Solchen wohl vorkommt, die nicht auf gleich sicherer Basis ruhen. Auch ist ein gewisses solidarisches Interesse des Adels für das Princip der Erhaltung gar nicht zu verkennen, und wenn der englische Adel auch Karl I. nicht zu retten vermochte, so hat er doch zur Rückkehr Karls II. und zu dem günstigen Verlaufe der Revolution von 1688 wesentlich beigetragen." ꝛc.

Die Stände des Pesther Comitats haben in ihrer General-Congregation am 23. März einmüthig die Theilnahme des Adels an der Contribution zur Comitats-Domesticalcasse, zur Erleichterung des Bauernstandes, der diese Last bisher allein trug, beschlossen, und ihrem alten Privilegium, welches den ungarischen Adel von jeder Contribution befreit, großherzig entsagt.

Auch der Adel des Gömörer Comitats hat (wie jener des Pesther und Sohler Comitats) einmüthig und großherzig erklärt, in Zukunft an der Contribution zur Comitats-Domesticalcasse Theil nehmen zu wollen, um dadurch dem gedrückten Bauernstande, der bisher allein contribuirte, sein Loos zu erleichtern.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 10. 1843.

Literatur.

Wanderbuch von Franz Dingelstedt. II. Leipzig, Einhorn. 1843. 340 S. 8. 1 Thlr. 12 ggr.

(Schluß.)

Wie es ganz stille geworden, schlug sie die ersten Worte ihrer Rolle an: „Seigneur, je viens à vous," und in dem einen Bild, in dem einen Klang hatte sie auch gleich und für immer das ganze Wesen, ihre Natur und ihre Kunst. Die Rachel ist nicht schön, am wenigsten was man für das Theater schön nennt; ihre Gestalt ist für die Breter fast zu klein und schmächtig, dagegen ihr Kopf von einem Ausdruck und einem Adel, wie man nur auf römischen Gemmen findet. Alles in dem feinen, blassen Gesichte drängt nach oben, Stirn und Schläfe sind gegen das Kinn und den Hals merklich herausgebildet, und in dem braunen, etwas tiefliegenden Auge hat sie einen Blick, welcher blos mit dem Ton ihres Organs verglichen werden kann. — Wäre dieses Weib nicht auf die Bühne gekommen, sie hätte die Straße, oder den Salon, wo hin sie nun eben ihr Lebenslauf führte, zur Bühne gemacht. In ihr ist eine ursprüngliche Leidenschaftlichkeit, das Bewußtsein einer tiefen, fast dämonischen Kraft, vor der sie selbst sich scheut, die sie nur in einzelnen Momenten ausströmen läßt, während sie gewöhnlich die lächelnde Entsagung oder die stolze Ironie darüber bewindet. — Es hat ein durchaus classischer Geist sich in dieses Weib verloren, klassisch in ihrer Götterruhe, in ihrer Mänadenwuth u."

Im August des Jahres 1842 finden wir den gemüthlichen Wanderer wieder in Ostende, und zwar heiterer als bisher. Treffend schildert er das Badeleben, die heitern geselligen Zustände, die komischen Auftritte in und auf Straßen der Meeresbogen. Höchst ergötzlich ist besonders das Abenteuer, das ihm mit dem Bulldog eines Engländers begegnete (S. 227—231). Wunderlich mindet anziehend sind die Holländischen Schilderein (S. 257—340), in welchen Humor mit ernsten Betrachtungen, namentlich über Kunst, sich paart. Wie scheiden mit Achtung von dem lieben Wanderer und wünschen, ihn bald wieder begleiten zu können.

Dr. H. E. Apel.

Phantasie und Wirklichkeit in Novellen und Erzählungen von Wladimir, Verfasser von „Der Liebe Wonn' und Weh'" ꝛc. Leipzig, bei Fr. Fleischer. 1841. 8. S. VIII. u. 335. 1 Thlr. 12 ggr.

Seit der vor einigen Jahren erschienenen und mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Sammlung von Novellen, Erzählungen ꝛc. „Der Liebe Wonn' und Weh'" haben wir von Wladimir nur bisweilen in Journalen Einiges zerstreut gelesen; um so mehr erfreute uns der Anblick dieser neuen Novellensammlung, welche den Charakter aller frühern Dichtungen des geschätzten Verfassers trägt. Liebe ist der Grundton, der in den drei in diesem Bande enthaltenen Erzählungen durchklingt. — Ob wohl ein Dichter denkbar wäre, der nie geliebt hätte? — Gewiß nicht! Die Liebe ist die Mutter der Poesie, wie in ihr alles Edle, alles Hohe, alles Erhabene, alles Schöne erblüht, erblüht auch in ihrem Sonnenlichte, was als Keim des höheren, reineren, geistigen Lebens — als Poesie — im Innern der Menschenbrust verborgen liegt. Jeder Mensch neigt sich in Liebe zur Poesie und sein ganzes Leben wird in der Liebe Poesie. Die Natur um ihn her lächelt ihm im heitersten Schmucke entgegen, und begrüßt ihn mit wunderbaren, noch nie vernommenen Tönen, er fühlt das heilige Band, das ihn und die Natur und das All' umschlingt — und dieses Band ist Liebe. Und so entwickelt sich in Liebe des Jünglings Leben, des Jünglings Kraft — sie ist der Sonnenstrahl, der den zarten Keim zur Knospe, zur Blüthe, zur Frucht entfaltet, und ein Leben ohne Liebe ist ein negatives, ein Schein-Leben, ein maskirter Tod. — Dies waren etwa die Empfindungen, die in uns nach der Lectüre von Wladimir's „Phantasie und Wirklichkeit" ertönten. Ausgezeichnet ist die Erzählung: „Schicksals- und Lebens-Irrungen," wiewohl dadurch den übrigen kein Vorwurf gemacht werden soll. Täuschen wir uns, wenn wir in dem Dichter Adolph in der Skizze „Dichterleben" das Spiegelbild des Verfassers in seinem Fühlen, Denken, Wünschen und Streben erblicken?

Der Styl des Verfassers ist trefflich. Fast unwillkürlich eilt meistens überall die Lebendigkeit der Darstellung fort. Referent kann ihm daher ein freudiges „Vorwärts!" gewiß mit vollem Recht zurufen, und es leidet seinen Zweifel, daß Viele in diesen Ruf einstimmen. An überwindenden Kritikern wird es freilich nicht fehlen, sie per augures ad astra! Der Beifall der Besseren wird reiche Entschädigung sein.

Angefügt sind dem Buche noch „Wladimir's Kritische Blätter Nr. 1," die in vier Abtheilungen Kritiken von (nicht allein eben erst erschienenen, sondern auch schon seit ein Paar Jahren im Buchhandel befindlichen) Büchern, Uebersichten der Journalliteratur, Würdigung einzelner Novellen, Aufsätze, Dichtungen ꝛc. und Antikritiken enthalten und in einem jeden neuen Produkt Wladimir's fortgesetzt werden sollen.

Der Gedanke, der diese „Kritischen Blätter" entstehen ließ, war zweifelsohne ein höchst glücklicher. Es ist Thatsache, daß die heutige Lesewelt an der Sucht nach Novitäten laborirt und die Kritik unterstützt dieses Gebrechen, indem sie nur immer das Neueste zur Anzeige und Besprechung bringt. Diesem Verfahren stellen sich „Wladimir's Kritische Blätter" entgegen, sie unterbrechen diese Berichte der Tagesliteratur, indem sie bei der Besprechung von Büchern auf die neuere, neue und älteste Zeit eingehen und den sinnigeren und tieferen Leser immer wieder auf Erscheinungen hinlenken, welche nicht dem Augenblicke des Erscheinens, sondern der darin enthaltenen Idee, in der alle Zeit gelegt ist, ihre Bedeutung verdanken.

Hätten wir ja einen Wunsch im Bezug auf die „Kritischen Blätter" auszusprechen, so bestände er darin, daß es Wladimir gefallen möchte, bei Fortsetzung derselben in der Besprechung der Journalaufsätze nur die Journalartikel, die in der That ein fortdauerndes Interesse in Anspruch nehmen, hervorzuheben und vielleicht deren Inhalt kurz zu referiren, dagegen aber alle unbedeutenderen, nur einen momentanen Werth habenden Aufsätze, wie z. B. die Correspondenznachrichten, gar nicht zu erwähnen. Dadurch würden diese Journalübersichten jedenfalls noch interessanter werden.

Die äußere Ausstattung des Buchs ist anständig.

Thankmar.

Digitized by Google

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. 4. Jahrg. 1843. Leipzig, bei Brockhaus. 666 S. gr. 12. (2 Thlr.)

Dieses historische Sammelwerk ist durch die Gediegenheit seiner Aufsätze längst bekannt. Auch der gegenwärtige Jahrgang steht in dieser Beziehung den früheren Jahrgängen keineswegs nach, sondern dürfte vielmehr manche Vorzüge vor denselben haben, und verdient alle Empfehlung. Die Gaben, welche er uns spendet — sechs treffliche Monographieen — sind ganz geeignet, das Interesse an historischen Studien unter den Gebildeten des deutschen Volks zu beleben. Gleich die 1. Abhandlung: „Der Verrath Straßburgs an Frankreich im Jahre 1681," von H. Scherer (S. 1—135) ist vorzüglich gelungen. Ruhig und einfach schildert der Herr Verf. die empörende Behandlung, welche die durch den westphälischen Frieden abgetretenen Reichsstände von Seiten Frankreichs erfuhren, die traurige Lage Straßburgs während des Kriegs von 1672—78, die Verrätherein der 3 Fürstenberge, die hohnlachenden Reunionskammern. — Weniger ansprechend ist der 2. Aufsatz: „Landgraf Hermann von Thüringen;" eine historische Skizze von E. Gervais (dem Verf. der „Politischen Geschichte Deutschlands unter Kaiser Heinrich V. und Lothar III."). Die Darstellung der Provinzialkämpfe ist ziemlich ausführlich, aber auch etwas ermüdend. Am gelungensten ist das über die Pflege der Künste und Wissenschaften Gesagte. — 3. Die brabantische Revolution von 1789—1790; eine Skizze von W. A. Arendt ist ein meisterhaftes Gemälde, welches seines Eindrucks nicht verfehlt. — 4. Der Jesuit Girard und seine Heilige. Ein Beitrag zur geistlichen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, mitgetheilt von A. Kurbel. Unter der Maske der Religiosität macht der Jesuit Girard ein schwärmerisches frommes Mädchen, Katharina Cadière zu Toulon, (1729), durch mystische Gaukeleien und Anwendung des animalischen Magnetismus, zum Werkzeuge der raffinirtesten Wollust. Eine pikante Geschichte, die aber in criminalistischer Beziehung viele Fragen unbeantwortet, und auch manche psychologische Räthsel ungelöst läßt. — Nr. 5: Erasmus von Rotterdam; ein Beitrag zur Gelehrtengeschichte des 16. Jahrh., von Dr. Heinr. Escher, Prof. in Zürich, ist wiederum, nach Gehalt und Ausführung, vorzüglich gelungen. Trefflich wird des Erasmus Stellung zur Reformation und zu den Reformatoren dargestellt und psychologisch entwickelt. In der That ist jener größte und eleganteste Gelehrte seines Zeitalters als ein Vorläufer Luthers zu betrachten, weil er die meisten Punkte der Reformation in Ernst oder Scherz berührte, und viele irrige Ansichten in ihrer Blöße darstellte. Allein friedliebender Natur, war er jedem kräftigen Schritte, jeder durchgreifenden Maßregel, jeder offenbaren Spaltung der Kirche abhold. — 6. Die Reihe der Darstellungen schließt Fr. v. Raumer's Vortrag über die französischen Verfassungsformen seit 1789, gehalten am 5. Februar 1842 im wissenschaftlichen Vereine. Auf 30 Seiten konnte natürlich ein so umfangreicher und schwieriger Stoff nicht ganz erschöpfend behandelt werden.

Ap.

Literarischer Salon.

Die gesammten Länder des österreichischen Kaiserstaats zählen, wie Frankl's treffliche „Sonntagsblätter" (1843, Nr. 6) berichten, im Jahre 1843 ein hundert drei und sechzig periodische Schriften, wovon 39 politischen und 124 nicht politischen Inhalts sind. Von den Zeitungen erscheinen 17 in deutscher, 12 in italienischer, 1 in polnischer, 1 in böhmischer, 1 in wallachischer, 1 in illyrischer und 6 in ungarischer Sprache. Von den 124 nicht politischen Blättern sind 60 deutsch, 40 italienisch, 8 ungarisch, 4 polnisch, 4 böhmisch, 2 französisch, 2 serbisch, 1 lateinisch, 1 illyrisch und 1 wallachisch geschrieben.

* * *

Es erscheinen jetzt in Großbritannien 541 politische Zeitungen. Davon werden 129 in London, 237 in den verschiedenen Grafschaften Englands, 11 in Wales, 93 in Schottland und 71 in Irland veröffentlicht. Nach den politischen Schattirungen zählt man 191 Tory-Zeitungen, 241 Whig- und radicale Journale und 109 neutrale Blätter.

* * *

In einem Hause der Stadt Zürich ist im Mai d. J. bei baulichen Veränderungen ein hübscher Fund gemacht worden. Zwischen den Dachbalken nämlich fiel ein kleines Büchelchen heraus. Bei näherer Untersuchung zeigte es sich, daß es 6 Minneliedor enthielt. Sie schienen im 13. Jahrhundert geschrieben zu sein und haben poetischen Gehalt. Durch Anwendung chemischer Mittel ließen sich einige verblichene Worte fast ganz herstellen.

* * *

Von dem fast 80jährigen Thibaudeau ist eine Geschichte der Reichsstände (Histoire des Etats-Généraux) in 2 Bänden erschienen. Das Werk begreift die ganze Verfassungsgeschichte des alten Frankreichs, von Philipp dem Schönen an bis zu der Versammlung von 1788.

* * *

Vom Vater Arndt ist wieder ein Buch erschienen: „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (Leipzig, bei Weidmann, 1843), tüchtig durch und durch, belebend, kräftigend und erwärmend. Mögen es Alle lesen, die es mit dem Vaterlande ehrlich und gut meinen!

* * *

Von Dr. K. H. Rau's „Grundsätzen der Finanzwissenschaft" (1. Abth.), einem sehr gründlichen und verdienstlichen Werke, ist kürzlich eine zweite und verbesserte Ausgabe (Heidelberg bei Winter) erschienen.

* * *

Ein empfehlenswerthes Unternehmen ist die bei Ed. Heynemann in Halle erscheinende „Naturgeschichte der domesticirten Thiere in ökonomischer und technischer Hinsicht" von Dr. Chr. Ad. Buhle, wovon uns 2 elegant ausgestattete und mit colorirten Tafeln gezierte Hefte vorliegen. Das erstere bespricht den gemeinen Schwan und seine Verwandten, das zweite die gemeine Gans und Ente nebst ihren Verwandten, ihre Naturgeschichte, Zucht, Wartung und Pflege, so wie ökonomische und technische Benutzung. Zehn weitere Hefte sollen folgen.

* * *

Eine Sammlung der geistreichen Abhandlungen des Holländers J. Geel: „Forschung und Phantasie," welche über belletristische und ästhetische Gegenstände sich verbreiten, ist von Hierunda, Leipzig bei T. O. Weigel, ins Deutsche übersetzt worden.

Ap.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 34. **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

An Adelbert v. Chamisso's Grabe.

Hier ruht sanft ein Frankenritter,
Dessen wunderbare Lieder
Einstens deutsche Lieder klang.

Frankreichs edlem Ritterssohne
Ward ein deutsches Grab zum Lohne
Für den deutschen Liedersang.

Wo man deutsche Dichter nennet,
Und das Herz in Sang entbrennet,
Werde seiner auch gedacht!

Wand'rer, schau die Ruhestätte!
An des Franken letztem Bette
Halten deutsche Dichter Wacht.

104.

Deutsche Adelsbank.

(Beschluß.)

Eben darum möge die Errichtung einer deutschen Adelsbank nur reine Sache der Aristokratie bleiben, damit die Betheiligten, unter dem laufenden, völlig gewährten Zinsgenuß ihrer Einlagen, den reinen Ueberschuß um so unabhängiger zu den höhern Zwecken des Adelsvereins verwenden können. Wenn nun eines Theils die Bank alle baaren Einlagen (außer den festzustellenden Actienfonds) von jeglichem Capitalisten (der auch Nichtadeliger sein kann) aufnimmt und landesüblich verzinset, die Actionaire aber streng nur aus der eigenen Standesgenossenschaft zuläßt, so verbliebe der reine Geschäftsgewinn an den Capitalsdelocirungen, am Geldumsatze, am Disconto-, Pfand- und Waaren-Vorschußgeschäfte, stets nur zur Disponibilität der ausschließlich hierbei betheiligten Aristokratie, und könnte jederzeit ungenirt dem Adelsvereine zur weitern Verfügung überlassen werden; andern Theils aber entsprünge aus der Bildung eines auf das verfügbare Adelsbesitzthum in liegenden Gründen sich stützenden Sicherheitsfonds eine so bedeutende Tarwerth-Repräsentation, daß auf den vollen Belauf dieser Taration recht gut eine gleiche Summe unverzinslicher Banknoten als Geldwerthmittel creirt und in den allgemeinen Verkehr allmählig emittirt werden könnte. Da aber natürlich die Verausgabung solcher Banknoten nur gegen Umtausch von Schuldscheinen, Discontowerthen, Depositen, Wechseln, Baarschaften und anderer, stets nur verzinslichen Werthe erfolgte; so würde die Bank, bei der Emission von einer Million Thaler Banknoten, nach dem Zinsfuße von 4 Procent, schon einen Zinsgewinn von 40000 Thalern gutgemacht haben, welcher, nach Abzug der Regiekosten, ebenfalls den Zwecken des Adelsvereins zur Verfügung überlassen werden könnte. Wie unbedenklich aber die Creirung von einigen Millionen Banknoten für den wahrhaft nothwendigen Bedarf des Verkehrs stattfinden könne, ergiebt sich nicht allein aus der ausführlichern Nachweisung meiner vorerwähnten Abhandlung, sondern auch Thatsachen sprechen dafür, daß z. B. im Königreiche Sachsen, vermöge des, durch die Leipziger Messen herbeigeführten deutschen Centralverkehrs nur allein zehn Millionen preußischer Cassenscheine im Umlauf befindlich sind, wofür natürlich die Krone Preußen in den dafür empfangenen verzinslichen Tauschwerthen den vollen Zinsbetrag bezieht, ungeachtet der übrigen Menge von Staatsschuldscheinen, Bankactien, Metalliques ꝛc., die auch als Geldwerthmittel zur Ausgleichung des größ-

Digitized by Google

ren Verkehrs nothwendigerweise benutzt werden. — Es war darum lächerlich, und beurkundete das Engherzige und Kurzsichtige des Leipziger Handelsstandes, daß die Leipziger Bank nur mit einer Million Actiencapital ins Leben trat, während auf andern Actienschwindel flott losgesteuert wurde, — was gewissermaßen einen Mangel an gediegenem Finanzverstande verrieth.

Unsere kaufmännischen Banken sind, im Vergleich zu vorerwähntem, das Geldwesen und den Güterverkehr beherrschenden Geldinstitute, nichts weiter als gewöhnliche Förderungsmittel des Geld- oder eigentlich nur des Münzverkehrs, ohne alle systematische Einheit und mehr der Befriedigung des Staatspapier-, Actien- und Wechselhandels, wie den Taschenspielerkünsten des Börsenmanövers dienend. Solche Banken nützen weder dem Güterverkehr, noch dem Gewerbsbetriebe, noch dem Landbaue, da die Rückzahlung der vorgeschossenen Gelder regelmäßig in ganz kurzen Zeiträumen erfolgen muß, ohne daß die Geldbenutzenden schon zur Verwerthung ihrer Erzeugnisse hätten gelangen können. Darum lassen sich die Regeln und Grundsätze der kaufmännischen Bankinstitute gar nicht auf ein solches staats- und volkswirthschaftliches Bankinstitut anwenden, im Gegentheil könnte dieses eher jenen zur Richtschnur dienen. Die Regeln und Grundsätze für eine solche Anstalt sind zunächst nur aus dem Geldwesen selbst zu entnehmen, da das Geld für die Gesammtheit, wie für die Einzelnheit, stets in doppelter Eigenschaft, als Tauschmittel und als Tauschgegenstand, nöthig ist, und in beiden Beziehungen durch seinen Umlauf wirkt; nur auf diese Basis hin kann das Geldwesen geregelt und geordnet werden; dem deutschen Adel aber bliebe das hohe Verdienst, durch Erschaffung eines, seinen Zwecken und Interessen gleichmäßig nützenden Geldinstitus glücklich auf die Volksbetriebsamkeit hingewirkt, und mittelst bloßer Werthabschätzung seines verfügbaren Grundeigenthums einen Garantiefond gebildet zu haben, auf dessen Grund die, in den zunehmenden Verkehrsverhältnissen immer hemmender vermißten Millionen von Werthmitteln allmählig beschaffen werden und für beide Theile (Adel und Volk) unfänglich nützen könnten!

XVII.

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

Im Schlosse angekommen, ließ Laura, ungeachtet der Einwendungen des freundlichen Wirthes, an ihre Leute den Befehl ergehen, anzuspannen. Der Baron wollte die Damen nicht mehr in den Rittersaal, sondern in ein anderes Zimmer führen, aber die Gräfin wünschte, die Gemälde noch einmal zu sehen. Die Ahnen und Ahnfrauen des Freiherrn wurden nochmals in Augenschein genommen, und Franziska trank auch mit Kaffee auf das Wohl derselben. Laura war so vertieft in das Anschauen der Gemälde, und namentlich des Bildes, durch welches ihre Neigung zu Roderich vorher beinahe verrathen worden wäre, daß sie das Vorfahren ihres Wagens nicht wahrgenommen hatte, und erst durch das Wiehern und Stampfen ihrer feurigen vier Rosse aus ihrer Traumwelt in die Wirklichkeit versetzt wurde. Der Abschied war herzlich und innig.

Auf dem Schloßplatze stand noch der interessante Leiermann, dessen Aehnlichkeit mit einem theuern Gegenstande die Gräfin frappirte. Stumm nahm er die Gabe, welche ihm Laura reichte, und erst, als diese sich entfernte, rief er: „Tante grazie!“ — und seine Augen blitzten.

Die Damen saßen im Wagen, und Franziska sprach halb lustig, halb traurig zu dem am Tritte stehenden Freiherrn: „Adieu, mon cher Baron, mon corps reviendra, pour chercher mon coeur!“

„Wie?“ — fragte Laura — „Dein Herz will sich von mir trennen?“

„Nein, Tantchen!“ — rief Franziska, und der Wagen fuhr rasselnd von dannen — „Nein, Tantchen, Arm in Arm mit Dir, so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken!“ —

Im Gasthause „zum schwarzen Bären“ in einem freundlichen Städtchen des lieblichen Pleißenthales war viel Leben. Die Ostermesse stand vor der Thür, und aus der Nähe und Ferne zogen Handelsleute nach Leipzig, theils um ihre Waaren dort abzusetzen, theils um Einkäufe zu machen. Die Gäste „im schwarzen Bären“ waren solche Meßleute, und nur ein junger Mann von einem außerordentlich angenehmen Aeußern, welcher einsam in einer Ecke des Zimmers saß, schien nicht zu ihnen zu gehören, denn seine sehr hübsche militairische Haltung ließ eher einen Kriegs-, als Handelsmann in ihm vermuthen. Auch schien der junge Mann den lauten Gesprächen der anderen Gäste keine Aufmerksamkeit zu schenken, obgleich die Eisenbahn, dies allbeliebte Thema, der Gegenstand der Unterhaltung war, und sein Geist mit andern Dingen beschäftigt zu sein. Dieser Zustand würde wohl noch länger gedauert haben, wenn nicht plötzlich ein junger Mann mit einem schwarzen Schnurrbarte in Begleitung eines großen Jagdhundes von polnischer Abkunft in das Zimmer getreten wäre.

„Guten Morgen, Herr Heppner!“ — sagte der

Digitized by Google

hinzugekommene Fremde in rascher Weise zu dem Wirthe — „Wie geht es Ihnen? Ich bitte um ein Glas bairisches Bier."

„Unterthänigsten guten Morgen, Herr Graf!" — sprach der freundliche Wirth — „Ich danke unterthänigst für gütige Nachfrage."

Der Graf setzte sich an einen Tisch, streichelte den großen Jagdhund, welcher seinen Kopf auf des Herrn Schooß gelegt hatte, und fragte: „Wissen Sie nicht, Herr Heppner, ob Herr Louis heute zum Forstmeister geritten ist?"

Der Wirth verneinte die Frage.

Der Graf zog nun einige Nummern der Berliner Vossischen Zeitung aus der Tasche und blätterte darin, während er das ihm bereits gebrachte Bier versuchte, und eine Cigarre dazu rauchte.

Der junge Mann in der Ecke, welcher in dem Grafen sogleich seinen geliebten Freund und Landsmann Carl erkannt hatte, vermochte seine Begierde, sich seinem Freunde zu erkennen zu geben, nun nicht länger zu unterdrücken. Schnell stand er von seinem Sitze auf, flüsterte im Vorübergehen dem Wirthe einige Worte in das Ohr, und verließ das Zimmer. Kaum war dies geschehen, so lagen sich die Freunde an der Brust.

„Roderich!" — rief der Eine,

„Carl!" — der Andere.

„Ich vermeide gern alles Aufsehen," — sprach Roderich nach der Umarmung und drückte seinem Freunde Carl herzlich die Hand — „und mochte daher nicht, daß die Erkennungsscene im Gastzimmer spielen sollte, wie große Lust ich übrigens auch hatte, Dir in die Arme zu fliegen."

„Ich erkannte Dich," — sagte Carl, und die Freude strahlte aus seinen Augen — „als Du die Thür öffnetest und das Zimmer verließest, mein alter Junge, und der Wirth hätte deßhalb nicht nöthig gehabt, Deines Auftrages, mich herausrufen, sich gegen mich zu entledigen. Aber wir werden uns viel zu erzählen haben, mein lieber Roderich, hier können wir nicht bleiben, und das Gastzimmer ist nicht der Ort zu traulicher Unterhaltung für zwei Freunde, welche so lange von einander getrennt gewesen sind."

„Herr Heppner," — rief er, die Thür öffnend — „wollen Sie wohl die Güte haben, mir ein Zimmer anweisen und eine Flasche Steinwein und einige Cigarren geben zu lassen."

Der Wirth sprang eilig herbei, war sehr erfreut darüber, in dem Grafen Roderich einen Freund und Landsmann des Grafen Carl kennen zu lernen, und befahl seiner Kellnerinn, die beiden Herren auf die Stube Nr. 1, welche geheizt sei, zu führen.

Die Grafen folgten der hübschen Kellnerin, und nachdem sie in das Zimmer getreten waren, sprach Carl: „Höre, Roderich, bevor wir eine Frage an einander richten, müssen wir es uns zuvörderst hier auf dem Sopha bequem machen und den Wein und die Cigarren haben."

Diese Worte waren kaum gesprochen, so erschien auch schon der zuvorkommende Wirth mit dem Weine, den Cigarren und einem Lichte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod der Generale Wolfe und Montcalm auf den Höhen von Abraham bei Quebeck in der Schlacht vom 13. September 1759.

Aus dem Notizenbuche eines Nordamerikanischen Reisenden.

(Schluß.)

Es schien dem französischen General durchaus unmöglich, daß die Feinde den Abhang in so kurzer Zeit erklimmen würden, und ein Jeder, der von den Höhen auf Wolfe's Cove hinunterschaut, muß einräumen, daß Montcalm's Voraussehung wohl stattbaft war. Der Ausgang der Schlacht ist bekannt. Erdenklich ist Wolfe's Freude, als er sich auf den Höhen von Abraham befand.

Während Wolfe sich an der Spitze der Bataillone bloßstellte, ward er von einem Canadischen Schützen auf's Korn genommen, und im Handgelenk verwundet. Er band nur ein Schnupftuch um den Arm, und führte seine Truppen weiter zum Angriff, ward aber von einer zweiten Kugel in die Weichen getroffen. Aber noch immer drang er vor, und als der Feind vor seinem ungestümen Angriff wich, erhielt er eine dritte Kugel in die Brust, und fiel, tödtlich verwundet. Als die verderbliche Kugel zu wirken begann, war seine Hauptbesorgniß, daß nur die Soldaten nicht sähen, daß er falle. „Unterstützt mich," sagte er zu einem neben ihm stehenden Offizier, „laßt meine tapfern Soldaten nicht sehen, daß ich falle. Die Schlacht ist unser, behauptet sie." Wolfe wurde eine kleine Strecke nach dem Hintertreffen zu geführt, wo er Wasser verlangte, um seinen Durst zu löschen. Der Angriff dauerte noch fort, als der Offizier, auf dessen Schultern er sich lehnte, ausrief: „Sie fliehen, sie fliehen!" — „Wer flieht?" fragte der sterbende General heftig. Der Offizier entgegnete: „Der Feind, Sir, er weicht überall zurück!" „Wie!" sagte Wolfe, „fliehen sie so schnell? Eile einer von Euch doch zu Colonel Bourton, und sage ihm, er solle Webb's Regiment eilends an den St. Charles River marschiren lassen, um den Rückzug der Flüchtigen nach der Brücke abzuschneiden. Dem Himmel sei's gedankt, jetzt sterbe ich glücklich!" So endete Wolfe in dem frühen Alter von zwei und dreißig Jahren.

Nicht minder charakteristisch war Montcalm's Tod. Es wird berichtet, daß, nachdem seine Wunden verbunden waren, er den ihn besorgenden Wundarzt

Digitized by Google

aufforderte, rund heraus zu sagen, ob sie tödtlich seien. Als die Antwort „Ja" lautete, antwortete er: „Deß bin ich froh." Dann fragte er noch, wie lange er wohl noch leben könne, und auf die Antwort: „Zehn bis zwölf Stunden, vielleicht nicht einmal so lang," entgegnete er: „Desto besser, dann erlebe ich es nicht, daß Quebeck fällt!" Als ihn später einige seiner Offiziere besuchten, sprach er zu ihnen: „Meine Herren, Ihrer Sorge vertraue ich die Ehre Frankreichs. Sorgen Sie, daß meine Armee sich in der Nacht sicher jenseits Cap-Rouge zurückziehe; ich meinestheils werde die Nacht mit Gott zubringen, und will mich auf den Tod vorbereiten." Als man in Montcalm drang, Befehle rücksichtlich der Vertheidigung von Quebeck zu geben, rief er mit Heftigkeit aus: „Ich will weder mehr einen Befehl geben, noch einem widersprechen. Ich habe viel wichtigere Dinge zu besorgen, als Eure zu Grunde gerichtete Garnison und dieses unglückliche Land. Meine Zeit ist kurz, ich bitte, verlaßt mich; ich wünsche Euch alles Heil, und daß Ihr glücklich aus Eurer gegenwärtigen Verlegenheit befreit werden möget." Darauf schickte er sich zur Erfüllung seiner religiösen Pflichten an, und brachte die Nacht mit dem Bischof und seinem eigenen Beichtvater zu. Fast seine letzte Handlung war noch die, daß er einen Brief schrieb, worin er die französischen Gefangenen dem Edelmuthe des Siegers empfahl. Er starb am 14. September, um 5 Uhr, und wurde in einer Grube beerdigt, die das Zerspringen einer Bombe aufgewühlt hatte, innerhalb des Bezirks des Ursuliner-Klosters. Kürzlich ward von Lord Aylmer in der Capelle eine Marmorplatte mit folgender französischen Inschrift gesetzt: „Montcalm zur Ehre! Indem das Schicksal ihm den Sieg raubte, lohnte es ihm dafür mit einem glorreichen Tode!" Auch Wolfe erhielt kürzlich an der Stelle, wo er fiel, ein Denkmal. Es ist eine einfache kleine, nur 9 Fuß hohe Säule, aus Marmor von Montreal und aus einem einzigen Blocke gearbeitet. Sie trägt die einfache und erhabene Inschrift: „Hier fiel siegend Wolfe."

Feuilleton.

Karl II. König von England verdankte seine Krone blos dem Eifer und der Thätigkeit des Grafen Shrewsbury, aber er vergaß bald dessen Dienste, und that nichts für ihn. Eines Tages war der König mit dem Grafen auf der Jagd, als man eine schottländische Deputation ankündigte. Der König wollte ihr Gesuch nicht erfüllen, sondern sagte zum Lord, er solle den König machen, er wolle einstweilen die Rolle des Grafen übernehmen. — Die Deputirten kamen und der Lord sagte zu ihnen: „Meine Herren! sein Sie darüber gar nicht verwundert, daß ich noch nichts für Sie gethan habe. Sehen Sie hier (er wies auf den König) den Lord Shrewsbury; diesem verdanke ich meine Krone, und demungeachtet erhielt er von mir noch nicht den geringsten Beweis meiner Erkenntlichkeit." — (S. Bl.)

König Friedrich Wilhelm I. von Preußen ließ sich in seiner Krankheit von seinem Kammerdiener den Abendsegen vorbeten. Als dieser an die Stelle kam: „Der Herr segne Dich und behüte Dich!" sah er: „Der Herr segne Sie und behüte Euer Majestät!" — Der König unterbrach ihn: „Schurke lies recht, ich bin vor dem lieben Gott eben so einer wie Du." — (S. Bl.)

Ein französischer Arzt, der eben ein Buch über die Irrenanstalten in Paris und ganz Frankreich geschrieben hat, beweist darin durch statistische Belege, daß die meisten Wahnsinnigen sich verhältnißmäßig in jener Arbeiterklasse finden, die mit der Zurichtung und Erzeugung von Luxusdingen beschäftigt sind, denn der beständige Anblick dieser Sachen, die einem höhern Lebensgenusse dienen und aus ihren fleißigen Händen in die derjenigen übergehen, die gleich den Lilien in der Parabel nicht säen, aber dennoch ernten, reizt ihre Sehnsucht zu sehr, um nicht eine psychologische Würkung zu erzeugen, die zwar meistens darin besteht, daß die Gewohnheit die Empfindungen auch in dieser Beziehung abstumpft, aber da, wo sich dieser Gewohnheitstrost keine Geltung verschaffen kann, nicht selten in Trübsinn und Wahnwitz umschlägt. Putzmacherinnen bilden die Mehrzahl der weiblichen Irren in Paris, und man würde sich sehr irren, wollte man das Motiv der Liebe in Anschlag bringen, denn unter einigen hundert Irren sind kaum sechs, selbst beim weiblichen Geschlecht, die aus Liebe wahnsinnig geworden. (S. Bl.)

Es ist in Frankreich bekanntlich noch schwerer, als in Deutschland, für einen jungen und unbekannten Autor, ein Stück zur Annahme und Aufführung zu bringen. Um so auffallender ist das rasche Emporkommen Ponsard's, eines jungen Mannes aus der Provinz, dessen Tragödie jetzt mit so großem Beifall in Paris gegeben wird. Der Verfasser soll aber sehr kurz verfahren sein, sich die nöthigen Bekanntschaften zu sichern. Kaum in Paris angelangt, begab er sich zum Director des Théâtre français. Man weist ihn zurück, weil der Director mit einem andern Herrn beim Frühstück sitzt. Der Dichter dringt trotzdem in's Zimmer. „Ich heiße Ponsard," sagt er hier, „und bringe Ihnen ein Stück für Ihre Bühne, welches ich Ihnen sogleich verlesen will." — Damit nimmt er einen Stuhl, und zieht sein Manuscript aus der Tasche. „Was für ein Stück?—" ruft der erschrockene Director. „Lucretia, ein Trauerspiel in 5 Acten." Sofort beginne Ponsard aber auch schon zu lesen. Der Director und sein Gast sehen sich verwundert und ärgerlich an, die Verse zwingen sie zur Aufmerksamkeit, der erste Act befriedigt sie, der zweite gewinnt ihre ganze Theilnahme. „Das Stück ist prächtig!" ruft Leo Goslan, denn er war der Gast des Directors. „Erhaben," versetzt dieser — und drei Monate später pflückt Ponsard seine Lorbeern im Théâtre français.

(Rosen.)

Personalnotizen.

Am 11. Juni starb in Lemberg auf seiner Durchreise in die Bäder der in der Kriegsgeschichte oft und rühmlichst genannte russische Generalfeldmarschall, Fürst Ludwig Adolf Peter von Wittgenstein, geb. 6. Januar 1769.

Am 25. Juni starb zu Dresden der Dichter des Freischütz, Friedrich Kind, geb. zu Leipzig am 4. März 1768.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 35. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird hier Zeitung ein Anzeigenplatz angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (¼ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Schildsagen.

Von

George Hesekiel.

1) Der Ahnherr der Seckendorffe.

Der Morgen grauet, noch dampfet das Feld,
Laut rufen die Hörner, die Meute bellt,
Wild brauset der glänzende Jagdzug heran,
Zum Kriege des Friedens, der Kaiser voran;

Der König der Deutschen, er folget der Spur
Des Königs der Wälder, dem grimmigen Ur,
Wie spornt er im Eifer das schnaubende Roß!
Wie bleibet da hinten der zögernde Troß!

Da wendet der Ur sich von schimpflicher Flucht,
Und stellt sich dem Kaiser in zorniger Schlucht,
Mit Donnergebrülle zermalmt er den Sper,
Der König der Deutschen, er steht ohne Wehr.

Schon sieht er vom mordenden Horn sich bedroht —
Da sinket der Urstier zu Boden — todt —
Und neben dem Kaiser Herr Walther stand,
Den rettenden Sper in der nervigen Hand.

Der Kaiser vom keuchenden Rosse steigt,
Und gnädig dem Retter die Rechte reicht —
Es kommen die Ritter, die stehen um ihn,
Da heißet er nieder Herrn Walther knie'n.

Und dreimal senkt er das Kaiserschwert:
„Steh auf, mein Walther, Du Ritter werth!"
Vom Baume bricht er den Lindenzweig:
„Der sei nun Dein Wappen im deutschen Reich!"

„Der mahne die Enkel zu ähnlicher Treu',
„Sie grüne und blühe in jeglichem neu,
„Dann soll auch Dein Name nicht untergehn,
„So lange noch Linden in Deutschland stehn!"

Herrn Walther entstammet ein mächtig Geschlecht,
Den Fürsten gewirtig in Allem, was Recht,
Und zählst Du die Besten im deutschen Land,
So werden der Seckendorff' viele genannt.

Ansichten
über den Ausdruck in Adelsdiplomen: „Rittermäßige Edelleute."

Sine ira et studio, quorum causas procul habeo.
Tacitus annal. I, 1.

Sehr groß ist die Zahl der Diplome, in welchen Personen in den Adel rittermäßiger Edelleute erhoben wurden. Durch die Entscheidung über diese Urkunden, ob sie ihren Besitzern den Ritterstand ertheilt haben, oder nicht, werden ihnen Rechte zu- oder abgesprochen, welche in die Lebensinteressen derselben und ihrer Descendenten tief eingreifen, indem Hunderte um den Staat hochverdienter Familien durch die Vernichtung der bisher anerkannten und genossenen Ritterstandsrechte die Aussichten auf k. k. Kämmererwürden, auf den Eintritt in den Malteser- und den deutschen Orden, auf höhere Kanonikate, auf Damenstifts-Präbenden ꝛc. für immer verlieren würden, indem viele freiherrliche, manche gräfliche, vielleicht selbst fürstliche Familien bei Ahnenproben in der obersten Reihe der Ahnentafel manches Individuum werden aufführen müssen, dessen Vorfahren nur zu

Digitized by Google

rittermäßigen Edelleuten erhoben wurden, indem vor Kaiser Joseph I. (1705—1711) fast alle Ritterstandsdiplome, und viele auch nach ihm, nur mit dieser Formel ausgefertigt wurden. Die hohe Wichtigkeit des Gegenstandes fordert daher eine sorgfältige, aber parteilose Prüfung der Gründe für und wider die oben bezeichneten Diplome.

Einige scheinen alle jene, die zu rittermäßigen Edelleuten erhoben worden sind, unbedingt vom Ritterstande ausschließen, und nur jenen unter den Rittern einen ebenbürtigen Platz zuerkennen zu wollen, in deren Diplomen ausdrücklich die Worte enthalten sind, daß sie in den Ritterstand erhoben werden; überdies fordern manche als unerläßlich, daß dem neugeschaffenen Ritter ein Adelsprädicat ertheilt sei, wenn er nicht schon vorher ein solches besessen hat, daß er auf seinem Wappen zwei Helme habe, und daß auf die Verletzung der im Ritterstandsdiplome ertheilten Rechte eine Strafe von sechzig Mark Goldes gesetzt sei.

Da die hier angeführten vier Erfordernisse keineswegs von der Regierung ausgesprochen wurden, welche in ihrer hohen Weisheit es höchst sorgfältig vermied, durch einen solchen Ausspruch mit den bestehenden Patenten, den vielen Diplomen, und mit dem von ihr selbst bisher beobachteten Verfahren bei Besetzungen der Damenstifts-Präbenden, und vielleicht auch bei Verleihung der k. k. Kämmererswürde in offenen Widerspruch zu kommen, und dadurch stillschweigend zu erklären, daß es, ehe man die Diplome mit dem Ausdrucke „in den Ritterstand erhoben werden," ertheilte, gar keinen erblichen Ritterstand gegeben habe, indem, wie gesagt, vor 1705 fast alle Ritterstandsdiplome nur mit dem Ausdrucke „in den Adel der rittermäßigen Leute oder Edelleute erhoben werden" — ausgefertigt wurden: — so sind diese von so vielen in diesem Diplomensache aber zu wenig Unterrichteten ausgesprochenen Irrthümer aus den Diplomen selbst zu widerlegen.

Da der Grund oder Ungrund des ersten angeblichen Erfordernisses zum Besitze des Ritterstandes, nämlich der Ausdruck im Diplome: „in den Ritterstand erhoben werden" nur durch eine vielseitige Beleuchtung zur richtigen Ansicht gebracht werden kann, deßhalb aber auch weitläufiger behandelt werden muß; so mögen, um bei diesem Puncte dann unaufgehalten vorgehen zu können, die drei übrigen angeblichen Erfordernisse zum Ritterstande früher besprochen werden.

I. Man sagt, zum Besitze des Ritterstandes sei es unerläßlich, daß der neu geschaffene Ritter ein Adelsprädicat erhalte, wenn er nicht schon früher ein solches besaß. Das schöne Ritterdiplom des vielbekannten Nicolaus Bekmann vom 3. März 1685 widerlegt nebst vielen anderen diese irrige Behauptung; viermal wird Bekmann im Diplome Ritter genannt, und allezeit ohne alles Prädicat. Die Einwendung, daß dieser Bekmann unstreitig das Adelsprädicat von besessen habe, wie es sein Werk: Jus statuarium etc. unwiderleglich beweise, löset sich von selbst auf, wenn man sich aus den zahlreichen diesfälligen Urkunden vorurtheilsfrei belehren will, daß oft zuerst nur das Adels- oder Ritterdiplom, und später besonders ein Prädicatsbrief ertheilt wurde. Unwiderlegliche Beweise hierüber liefern die Ritterdiplome und besondern Prädicatsbriefe der Familien: Diener, jetzt Dienersberg, Hardt, Weber, später Webersperg ꝛc.

II. Das angebliche Erforderniß, daß Jeder des Ritterstandes auf seinem Wappen zwei Helme haben müsse, wird ebenfalls durch die Ritterdiplome von Gay, Gebhardt v. Hartenfels, Massa, Safran, Seitern ꝛc. gründlich widerlegt, welche Alle nur Einen Helm haben. Wollte man aber dennoch behaupten, ein einziger Helm auf einem Wappen sei ein Zeichen des einfachen oder niedrigsten Adels, so müssen die Freiherren Amezaga, Heermann, Pfeilberg, Rottel ꝛc., die Grafen: Althan, Daun, Dietrichstein, Galler, Valmerana, Wrbna ꝛc., ja sogar die regierenden Reichsgrafen v. Oettingen unwiderleglich zu einfach Nobilitirten herabsinken, weil alle diese Familien nur Einen Helm auf ihrem Wappen haben. Uebrigens ist es unwidersprechlich wahr, daß zwei Helme auf einem Wappen unbezweifelt wenigstens den Ritterstand anzeigen; niemals aber kommen zwei Helme den einfach Geadelten zu. Es müssen daher alle Diejenigen, denen in ihren Diplomen der rittermäßige Adel mit zwei Helmen auf dem Wappen ertheilt wurde, schon aus diesem Grunde nothwendig zum Ritterstande gehören.

Das fernere angebliche Erforderniß zum Besitze des Ritterstandes, daß in den Ritterdiplomen eine Strafe von 60 Mark Goldes auf die Verletzung der in denselben ertheilten Rechte ausgesprochen sein müsse, ist genügend durch die Ritterdiplome der Ankershofen, Born, Bosett, Curti, Francini, Femel, Feldbacher, Deyerlsperg, Gebhardt v. Hartenfels, Helmayer, Langenmantel, Lendenfeld, Rosenegg, Schellenbauer, Seitern, Wollersfeld ꝛc. ꝛc., in welchen allen nur 50 Mark, ja in den schönen Ritterdiplomen Bekmann's, Kollakovitsch, Moser v. Rosenfeld ꝛc. gar nur 40 Mark Goldes als Strafbetrag festgesetzt sind, widerlegt.

Wenn der in den Diplomen ausgesprochene Strafbetrag von 60 Mark Goldes als Beweis und Norm des ertheilten Ritterstandes gelten soll, so müssen, ohne hier auch nur eines auf der übergroßen Zahl einfacher und rittermäßiger Adelsdiplome aufzuführen, in welchen nicht selten 100, ja auch 300 Mark Goldes als Strafbetrag ausgesprochen sind, die blos wappenberechtigten Bürgerfamilien

Digitized by Google

Braun, Oberſtaller, Eſl, Freyſam ꝛc. ꝛc. in deren Wappenbriefen 60 Mark Goldes als Strafbetrag angeſetzt ſind, zu Rittern, die Herzog und Wolfram zu Freiherren, weil in ihren bürgerlichen Wappenbriefen 100 Mark, und die Haaß und Steib ſogar noch über Grafen und Fürſten erhoben werden, weil in den Grafen- und Fürſtendiplomen nur 200 Mark, in den bürgerlichen Wappenbriefen der Haaß und Steib aber 300 Mark Goldes als Strafbetrag ausgeſprochen ſind.

Schon das bisher Geſagte dürfte genügend beweiſen, daß die in den Adelsdiplomen beſtimmte Größe des Strafbetrages keineswegs als Norm und Kennzeichen des Adelsgrades dienen könne; noch auffallender zeigt ſich dieſes in den Adelsdiplomen der nämlichen Familien, wo ſogar das umgekehrte Verhältniß eintritt, daß im Diplome der höheren Adelsſtufe ein kleinerer Strafbetrag, als in jenem des niederen Adelsgrades ausgeſprochen iſt, z. B. Safran.

Als das unerläßlichſte Erforderniß zum Beſitze des Ritterſtandes iſt nach dem Ausſpruche Jener, die den rittermäßigen Edelleuten den Ritterſtand nicht zugeſtehen wollen, der Ausdruck im Ritterdiplome „in den Ritterſtand, oder zu Rittern erhoben werden;“ wer immer dieſen Ausdruck in ſeinem Diplome nicht hat, über denſelben iſt die Excluſio-Sentenz von ihnen ausgeſprochen.

Allein da die Ritterſtandsdiplome mit den oben angegebenen Ausdrücken erſt unter der Kaiſerin Maria Thereſia 1745—80 zahlreich wurden, (denn als Königin von 1740—1745 behielt ſie noch die ältere gewöhnliche Formel) unter ihren Vorgängern Carl VII., Carl VI. und Joſeph I. ziemlich ſelten erſchienen, und jene von Leopold I. beinahe Phöniren gleichen, ſo muß es, um nach dem Ausſpruche jener Männer folgerecht zu ſchließen, vor Kaiſer Leopold I. entweder noch gar keinen erblichen Ritterſtand durch Diplome gegeben haben, oder die Regenten vor Leopold I. haben in ihren ertheilten Diplomen offene Unwahrheit ausgeſprochen und unterſchrieben, da ſie im Diplomenſchluſſe ſagen: „Und gebieten — unſeren ..... Grafen, Freyen, Herren, Rittern, Knechten ꝛc. Allein dieſes überſtrenge, grundloſe Urtheil iſt nur eine Folge der Nichtkenntniß der deutſchen Sprache und der Adelsdiplome.

(Fortſetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülſen.

(Fortſetzung.)

Die Freunde ſetzten ſich, Roderich brannte ſich eine Cigarre an dem Lichte an und Carl füllte die Gläſer.

„Roderich,“ nahm der Letztere das Wort — „da Du immer eine ſo große Abneigung gegen das Reiſen gehabt haſt, ſo muß es eine ganz beſondere Bewandtniß damit haben, daß ich hier fern von der Heimath des Vergnügens theilhaftig geworden bin, Dich wieder zu ſehen. Ich bin daher ſehr geſpannt, die Veranlaſſung zu dieſer Reiſe zu erfahren, und bitte Dich, mir dieſelbe ſchleunigſt mitzutheilen.“

„Du haſt recht, lieber Carl,“ — bemerkte der Andere wehmüthig lächelnd — „und da mir Deine Verwandten in der Heimath über Deinen hieſigen Aufenthalt, welcher nun ſchon ziemlich lange währt, immer ſehr ausführliche Berichte erſtattet haben, ſo will ich Deinem Wunſche, meine Lebensgeſchichte ſeit unſerer Trennung Dir zu erzählen, ſofort Genüge leiſten, um ſo mehr, als Du ſeitdem wohl nur wenig über mich erfahren haben wirſt.“

„Meine Verwandten“ — ſprach lachend Carl — „haben mich alſo des Geſchäftes überhoben, mein rhetoriſches Talent vor Dir zu entwickeln, und es bleibt mir daher nichts weiter übrig, als Dir zu dem ausführlichen Worte meiner Lieben noch folgendes Supplementbändchen zu liefern. Ich würde allerdings ſchon längſt zu Hauſe ſein, wenn mich nicht die himmliſche Güte meiner Tante und Couſine auf ihrem ganz in der Nähe dieſes Städtchens gelegenen reizenden Landſitze bis jetzt noch an dieſes Eldorado gefeſſelt hätte. Aber wie glücklich ich mich hier auch fühle, ſo muß doch endlich einmal geſchieden ſein, und ich gedenke, in ſehr kurzer Zeit meine Rückreiſe in unſer nordiſches Vaterland anzutreten. Doch, Du trinkſt nicht, Roderich, — ich bitte Dich, alter Junge, trinke gefälligſt! Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus!“

„Auf unſer Wohl und das unſerer Lieben!“ — rief Roderich, und die Becher erklangen. „Aber feslinemus lente, denn meine Geſchichte iſt lang!“

„Nun, um ſo beſſer für den Keller des Herrn Heppner,“ — ſagte Carl mit Lachen. — „Mein Supplementbändchen iſt beendigt, und die Reihe ſteht nun an Dir, Roderich, Deine Erzählung zu beginnen; aber vorher laſſe uns noch eine Geſundheit ausbringen. Alle Schönen ſollen leben, hier und in der Heimath, aber vornehmlich Deine Amaſia!“

Raſch ſtieß Roderich ſein Glas an das ſeines Freundes, und leerte ſtürmiſch den Inhalt.

„Was fehlt Dir?“ — ſprach Carl verwundert — „Du machſt mich immer neugieriger.“

„Dieſe Reiſe“ — begann Roderich — „habe ich nur unternommen, um mich zu zerſtreuen. Weßhalb ich aber der Zerſtreuung bedurfte, wirſt Du aus Folgendem erfahren. — Bald nachdem Du im vorigen Sommer nach Sachſen gereiſt warſt, beſuchte ich Deinen langen Vetter Conrad, das freiherrliche Pfläſter, wie Du ihn immer zu nennen beliebteſt.“

„Ja, ja,“ — lachte Carl — „dieſen Spitz-

Digitized by Google

namen verdiente mein rechtschaffener Vetter, bevor ihm der große Wurf gelungen, und er ein holdes Weib errungen, mit vollem Rechte, denn wohin er kam, da klebte er fest wie burgundisches Pech. Doch entschuldige, daß ich Dich unterbrochen habe."

„Ich fand," — fuhr Roderich fort — „Deinen Vetter allein auf seinem erheiratheten großen Schlosse, da seine liebenswürdige Gemahlin Aurora zu ihrer Mutter gereist war, um, wie mir Conrad sagte, eine bei derselben sich aufhaltende junge Dame, das schöne Fräulein Helena, zu bewegen, ihr auf Schloß Carlitten einige Zeit Gesellschaft zu leisten. Kennst Du Helena?"

„Ob ich sie kenne?" — lachte der Gefragte — „Allerdings habe ich die Ehre; doch erzähle gefälligst weiter."

„Wohl mochte" — sprach Roderich — „die liebenswürdige Aurora im Umgange mit ihrem bildschönen, aber einfachen Gemahle sich etwas stark gelangweilt haben, und dadurch zu dem Entschlusse veranlaßt worden sein, sich durch den Besitz Helena's ein Schutzmittel gegen die Langeweile zu verschaffen; denn das paradiesische Carlitten, für welches Kunst und Natur alles Mögliche gethan haben, konnte ihr eben so wenig genügen, wie Deinem Freunde, dem dieser Genuß durch die ennuyantesten Gespräche Deines rechtschaffenen Vetters vergällt wurde. Bald trug mir das ehemalige freiherrliche Pflaster Capitel aus Alberti's Complimentirbuche vor, bald examinirte mich Conrad über wissenschaftliche Gegenstände, welche er sich kurz vorher im Conversations-Lexicon von Brockhaus einstudirt hatte. Ich war noch nicht volle drei Tage in Carlitten, als ich beschloß, zu meinem Onkel Freimund zu reisen; aber Dein Vetter beschwor mich, um mit seinen Worten zu sprechen, bei allen Heiligen des alten Griechenlands, ihn nicht zu verlassen, da ihn die Langeweile sonst in die Nothwendigkeit versetzen würde, sich in seinen See zu stürzen. Conrad's Tod mochte ich nicht auf mich laden, und ich blieb um so eher, als mir Dein rechtschaffener Vetter versicherte, daß Aurora heute oder spätestens morgen unbedingt kommen und daß ich in Fräulein Helena ein Mädchen kennen lernen werde, zu welchem sich die griechische Helena verhalte, wie der schlechteste Canaster zu dem schönsten wurmstichigen Rollen-Varinas.

„Lache nicht, Graf Carl, denn die Geschichte endigt nicht so komisch, wie dieselbe beginnt.— Conrad proponirte mir, einen Spaziertritt mit ihm zu machen und den Weg einzuschlagen, welchen die Damen kommen mußten. Wir ritten an dem weitläuftigen Parke und dem daranstoßenden See vorbei, und waren ungefähr eine Meile von dem Schlosse entfernt, als wir einen mit sechs Pferden bespannten Wagen erblickten, in welchem Conrad die Equipage seiner Gemahlin erkannte. Wir gaben unseren Pferden nun die Sporen und sprengten im Galoppe den Damen entgegen. In wenigen Minuten befanden wir uns an dem Wagen, und Deine liebenswürdige Cousine begrüßte mich auf das Artigste, indem sie ihr Vergnügen über meinen Besuch und den Wunsch aussprach, daß es mir recht lange auf Schloß Carlitten gefallen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Reichthum einiger berühmten Männer des Alterthums.

1) Der Triumvir Crassus besaß Grundstücke von 40 Millionen Francs Werth, außer seinem Gelde, seinen Sklaven, seinen Hausgeräthen.

2) Der Philosoph Seneca besaß ein Vermögen von 63 und Lentulus, der Augur, von 84 Millionen Francs; Tiberius hinterließ bei seinem Tode 567 Millionen, die Caligula in weniger als einem Jahre verschwendete.

3) Milo's Schulden betrugen 14,700,000 Francs.

4) Ehe Cäsar ein Amt bekleidete, schuldete er 70 Millionen 700 Francs. Er erkaufte die Freundschaft des Curio mit 12 Millionen 600,000 Francs, und die des Consuls Lucius Paulus, des Collegen des Marcellus, mit 8 Millionen.

5) Zur Zeit der Ermordung Cäsar's (im März) war Antonius 8 Millionen 400 Francs schuldig, welche er vor dem 1. April sämmtlich bezahlte. Aus den Staatscassen verschwendete er 147 Millionen.

6) Apicius brachte mit seinen Schwelgereien 12 Mill. 600 000 Francs durch. Als er endlich seine Vermögensumstände genau untersuchte, und sah, daß ihm nur 2 Millionen 7000 Francs übrig seien, vergiftete er sich, weil ein Mensch, seiner Meinung nach, von einem so kleinen Vermögen nicht leben könne.

7) Julius Cäsar schickte der Servilia, der Mutter des Brutus, eine Perle von 1 Million 260,000 Francs Werth.

8) Cleopatra löste bei einem Feste, welches sie dem Antonius gab, eine Perle von 2 Mill. 160,000 Francs Werth in Weinessig auf und trank es.

9) Clodius, Sohn des Aesop, ein Schauspieler, verschluckte eine Perle von 210,000 Francs Werth. Eine einzige Schüssel kostete dem Aesop 2 Mill. 210,000 Francs und dem Heliogabal 630,000 Francs.

10) Dem Lucullus kostete gewöhnlich jede Mahlzeit im Apollosaale 45,000 Francs.

11) Cicero besaß eine Tafel von Citronenholz, die ihm 210,000 Francs kostete.

12) Messala kaufte das Haus des Antonius für 9 Mill. 177,000 Francs. Domitius schätzte das seinige 1 Mill. 250,000 Francs.

13) Die Fische aus dem Teiche des Lucullus wurden mit 850,000 Francs verkauft.

14) Scaurus, dem seine Sklaven das Landgut aus Bosheit abgebrannt hatten, schätzte seinen Verlust 21 Millionen.

15) Otho verwendete auf die Vollendung eines Theils seines Palastes 10 Mill. 500,000 Francs.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 36. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Sgr.) berechnet.

Der letzte Kriebſtein.

Auf dreizehn Speeren tragen
Durch Kampf und Flammenmeer
Die dreizehn treuen Knappen
Den wunden Ritter her.

Noch ragen Kriebſtein's Thürme
Hoch durch die Flammenpracht,
Noch ſtehen ſie und künden
Des wunden Ritters Macht.

Nur bis zur nächſten Höhe
Gebt treuer Knappen Lauf,
Da hält des Ritters Söhnen
Die wackern Dreizehn auf.

Er ſprach: „Hier leg' ihn nieder,
„Du edeltreue Schaar,
„Der lange Zeit hienieden
„Dir werth und theuer war."

Da zog der alte Recke
Und ſchaute nach dem Schloß,
An dem die Flamme leckte,
Hellleuchtend, rieſengroß.

Die Dreizehn ſtanden ſtille,
Und ſchauten traurig aus,
Bald auf den wunden Ritter,
Bald auf ſein fallend Haus.

Da ſtürzt die letzte Warte
Der alten Ritterburg
Mit wildem Donnerkrachen,
Und Jammer kreiſcht hindurch.

Da liegt die Heldenfeeſe —
Sein Blut ſchießt purpurroth —
Es liegt auf dreizehn Speeren
Der letzte Kriebſtein todt.

104.

Anſichten über den Ausdruck in Adelsdiplomen: „Rittermäßige Edelleute."

(Fortſetzung.)

Seit mehr als neunhundert Jahren giebt es in Deutſchland ununterbrochen Ritter und einen Ritterſtand; jene mochten nun, wie in den frühern Zeiten, durch den Ritterſchlag, als eine bloß perſönliche Auszeichnung, oder wie in den ſpätern, durch Diplome als Erbadel dazu gemacht worden ſein.

Dieſe Diplome, deren Zahl Legion heißt, ertheilen in den frühern Zeiten den Ritterſtand durch den Ausdruck: „Wir haben — ihn oder ſie — in den Stand und Grad des Adels der rechtgebornen Lehens- und Turniersgenoſſenen und Rittermäßigen Edelleute erhebt, dazue gewürdiget, geſchöpft, geadelt ꝛc. ꝛc." Nun aber drückt das Wort Rittermäßig den Ritterſtand aus. Die Belehrung und der Ausſpruch der größten Grammatiker ſowohl unſerer als auch jener Zeit, in welcher Ritterſtandsdiplome mit den Ausdrücken: „rittermäßige Edelleute" ausgefertigt wurden, muß zur Norm bei Erklärung des Sinnes des Wortes rittermäßig dienen. Die Erklärung lautet: „Rittermäßig heißt, was im Stande eines Ritters gegründet iſt." Campe's Wörterbuch Bd. III. Seite 847. Die nämliche Bedeutung gab dem Worte

Digitized by Google

Rittermäßig auch der große Grammatiker Opitz (liebte um 1624.)

In der nämlichen Bedeutung brauchte auch Kaiser Ferdinand II. das Wort Rittermäßig in dem Patente vom 11. März 1631 bei Bestimmung des Ranges und der Titulatur der Adeligen, indem er die Personen des Rittermäßigen Standes von den Nobilitirten scharf-schied, und jene sowohl im Range als auch rücksichtlich des Titels diesen vorsetzte, indem er sagte: „Wir wollen, daß denen, so des Rittermäßigen Standts und Herkommens, Edi, Gestreng, und nur ainmal Herrn, den übrigen Nobilitirten nur aber allein Edl vnd Vest gegeben werden sollen.“ Nun aber giebt es im niedigern Adel nur die zwei Stufen: Ritterstand und einfachen Adel; es müssen also die Personen Rittermäßigen Standes nothwendig vom Ritterstande sein, da sie höher stehen, als die einfach Nobilitirten.

In eben derselben Bedeutung und zu gleichem Zwecke brauchten einhundert Jahre später die Kaiser Joseph I. und Karl VI. das Wort Rittermäßig in den Patenten vom 2. Februar 1707, 12. November 1721 und 19. December 1736.

Auf das Bestimmteste scheiden auch die Adelsdiplome die rittermäßigen Edelleute von den blos Nobilitirten durch den Wortlaut; die erstern werden in den Diplomen rittermäßige Leute, rittermäßige Edelleute, rittermäßige Personen ꝛc. genannt, da im Gegensatze in den Diplomen der blos Nobilitirten dergleichen Wörter gar nie vorkommen, sondern die Nobilitirten, welche blos den einfachen Adel erhielten, werden rechtgeborne Adels-, Wappen- und Lehensgenoß-Leute, rechtgeborne Edelleute, rechte Lehens, Turniersgenoß und Edelleuth, rechtgeborne Lehens, Turniersgenossen und Edelleute, recht nobilitirt und wappenmäßige Adelspersonen, recht nobilitirte Personen und adelige Personen genannt.

Belege für die erstere Diplomengattung werden später gegeben; jetzt werden des Beweises wegen Auszüge aus den Diplomen von den letzt verflossenen drei Jahrhunderten vorgelegt, durch welche nur der einfache Adel ertheilt, oder die Betheiligten blos nobilitirt wurden; diese Diplome widerlegen zugleich die irrige Ansicht jener, welche zu behaupten suchen, in den hier angezeigten Zeiten seien Alle, welche den niedern Adelsgrad erhielten, zu rittermäßigen Edelleuten erhoben worden.

Ein Diplom Erzherzogs Ferdinand von Tyrol d. d. Insbruck den 9. Oct. 1584 sagt: „So haben wir mit wohlbedachtem Muth .... obgenannten Bartlme, Christoph und Kaspar den Huebern die besondere Gnad gethan, und sie mit allen ihren ehelichen Leibeserben und derselben Erbens Erben, Manns- und Frauen-Personen in den Stand und Grad des Adels erhebt, gesetzt, gewürdigt, sie der Schaar, Gemeinschaft und Gesellschaft des Adels zugefügt, vergleicht ꝛc. und würdigen sie in den Stand und Grad des Adels .... wie andere des heiligen römischen Reichs und unsers löbl. Haus Oesterreichs Fürstenthum und Lande rechtgeborne Adels Wappen und Lehens Genoß Leute.“ Eben so drückt Erzherzog Maximilian am 2. Mai 1612 sich aus: „So haben wir mit wohlbedachtem mueth .... gedachten Pauln Creuzberger dise besondere gnad gethan, und Ine mit allen und jeden seinen ehelichen leibserben und derselben Erbenserben, in den standt vnd grad deß Adels erhebt, gesetzt vnd gewürdigt, ... sezen Sy also in den Adelichen standt vnd grad, und wöllen, daß mehrernannter Creuzberger alle seine eheliche Leibserben ... Lehen und andere Gericht und Recht zu besitzen, Urthl zu schöpfen und außzusprechen, wie andere des heiligen Röm. Reichs, und unsers löbl. Hauß Oesterreichs Fürstenthumben und Landen rechtgeborne Adels-wappen- und Lehensgenoßleuthe solliches alles haben ꝛc.“ — In Kaiser Ferdinand des Dritten Diplome vom 16. December 1651 heißt es: „So haben wir mit wohlbedachtem Muth Ihme Wolff Sartory diese besondere Gnad gethan, und Ihne mit allen seinen Ehelichen leibs Erben und derselben Erbens Erben Manns- und Weibspersohnen in den Stand vnd Grad des Adels erhebt, darzu gewürdiget, geschöpfft, und Sie der Schaar, Gesellschaft und Gemeinschafft unserer und des Heiligen Reichs, auch vnßerer Erblichen Königreich, Fürstenthumb und Land rechtgebohrnen Edelleuthen vnd Lehensgenossen zugefügt, gesellet und vergleichet, als ob sie von Ihren Vier Ahnen rechte Lehen, Turniersgenoß vnd Edelleuth von altershero gebohren weren ꝛc: Ihun das auch, Erheben, Würdigen vnd setzen sie also in den Standt vnd Grad des Adels, Adlen, Gesellen, gleichen und fügen Sie zu der Schar, Gesellschaft, und Gemeinschaft der rechtgebornen Lehens, Turniersgenossen vnd Edelleuthen ꝛc. ꝛc.“

Endlich sagt auch Kaiser Carl VI. im Diplome vom 20. October 1734. „Solchemnach haben Wir beeden Gebrüderen Johann und Maximilian Thobisch die Kayser- und Königliche Gnad gethan, und sie sambt allen ihren Ehelichen Leibes-Erben ꝛc. in den Grad des Adels erhoben auch der Schaar, Gesellund Gemeinschaft Unseres Erbkönigreichs Böhmen recht Nobilitirt- und Wappenmäßigen Adels-Personen zugefüget, Ihnen auch das Praedicat von Dobischau zugetheilet ꝛc. .... ordnen und wollen, daß beede Gebrüdere Thobisch von Dobischau recht Nobilitirte Personen seyn .... und

Digitized by Google

gebieten allen unsern Unterthanen, daß Sie mehr ernannte Gebrüdere Lhobisch von Dobischau ꝛc. für Adeliche Personen erkennen, Selbe gleich anderen Unseres Erb-Königreiche Böheimb — Nobilitirten halten."

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

„Nachdem ich meinen Dank für diese freundliche Bewillkommnung gebührend ausgedrückt hatte, stellte mich Aurora ihrer Begleiterin vor, deren Gesicht, durch einen Hut verdeckt, bisher nach der Seite des Wagens gerichtet war, auf welcher Dein Vetter ritt. Jetzt erblickte ich Helena, und dieselbe machte einen Eindruck auf Deinen Freund, wie noch niemals ein weibliches Wesen auf ihn hatte machen können. Da Du Helena kennst, lieber Carl, so habe ich nicht nöthig, Dir ein Bild von ihren außerordentlichen Reizen zu entwerfen, welches überdies auch nur sehr mangelhaft ausfallen würde. Das schöne Mädchen erröthete über meine Ueberraschung, welche so groß war, daß ich nicht ein Wort herausbringen und mich nur stumm verbeugen konnte. In diesem Augenblicke machte mein Pferd, welches sich gescheut hatte, einige Sätze, und entfernte mich zu meinem Glücke von dem Wagen; denn es ist peinlich für den Mann, als ein Schulknabe zu erscheinen, besonders jungen Damen gegenüber, obgleich es diesen sehr schmeichelhaft sein muß, wenn sie die Veranlassung zu der Metamorphose gegeben haben. Wie das Pferd, so war auch sein Reiter ruhiger geworden, und ich befand mich wieder an der Seite Deiner Cousine. Helena bedauerte eben lachend mein und Conradś spätes Erscheinen und meinte, daß, wenn die edeln Paladine sie schon früher begleitet hätten, die Baronin und sie weniger Fatalitäten ausgestanden gewesen sein würden. Dein rechtschaffener Vetter, welcher an Löwen, die aus einer Menagerie entsprungen waren, oder an Banditen denken mochte, bat im ängstlichsten Tone um gewogentliche Mittheilung der erlebten Abentheuer, falls das Fräulein nicht etwa zu ermüdet von der Reise sein sollte. Während Aurora über die Albernheit ihres Gemahles erröthete und Dein Freund lächeln mußte, indem ihn die Art und Weise der Bitte an das Alberti'sche Complimentirbuch erinnert hatte, versicherte Helena mit ernster Miene, daß sie noch eine solche Kraft zu besitzen glaube, uns die Geschichte ihrer Reise mittheilen zu können. Das schöne Mädchen erzählte so anmuthig, und wußte einige kleine Begegnisse so pikant darzustellen, daß ich von Helena's Geist bald eben so entzückt war, wie von ihrer Schönheit. Wir beiden Herren verschlangen fast mit unseren Blicken die reizende Erzählerin, und diese ermangelte nicht, die eifrigen Zuhörer für ihre Aufmerksamkeit zuweilen durch das holdseligste Anlächeln zu belohnen. Auch Aurora schien an der Erzählung der jungen Dame viel Vergnügen zu finden, und die Verzückung, worin ihr Gemahl und ich uns befanden, deßhalb nicht zu bemerken. Wie unglücklich waren Conrad und ich, als wir uns dem Schlosse näherten, und Helena, „ihren beiden Rittern ohne Furcht und Tadel" nun lachend erklärte, daß mit Beendigung der Reise auch ihre Geschichte zu Ende sei! Wir Reiter sprengten voran, um die Damen vor dem Portale des Schlosses zu empfangen. Dein Vetter überließ mir die Ehre allein, der liebenswürdigen Aurora beim Aussteigen behülflich zu sein; als aber Helena sich anschickte, den Tritt zu berühren, wurde ich von Conrad auf die Seite gedrängt."

„O göttlicher Alberti!" — rief Carl mit Lachen — „wo warst Du in diesem Augenblicke geblieben?"

„Das schöne Mädchen" — fuhr Roderich fort — „lächelte uns freundlich an und schwang sich mit Leichtigkeit aus dem Wagen, ohne die Hülfe Deines Vetters anzunehmen. Jetzt stand die göttergleiche Gestalt vor mir, und ich mußte unwillkürlich an Conradś Vergleich denken. Wie trivial dieser auch war, so stimmte ich doch darin mit Deinem Vetter überein, daß die griechische Helena unmöglich schöner gewesen sein könne."

„Nun, nun," — lachte Carl — „Du gehst zu weit!"

„Wir traten" — sprach Roderich — „in das Schloß, und die Damen zogen sich in ihre Gemächer zurück, nachdem noch vorher beschlossen worden war, im Garten den Thee einzunehmen. Conrad, welchen ein Wirthschaftsgeschäft abrief, ersuchte mich, in den Garten voranzugehen, und die Gesellschaft auf Aurora's Lieblingsplätzchen zu erwarten. Ich war sehr froh, der Gegenwart Deines Vetters überhoben zu sein, und konnte mich nun ungestört meinen Gedanken an Helena, diese himmlische Erscheinung, hingeben. Der schöne Blumenflor verbreitete einen köstlichen Geruch in der Atmosphäre, und die untergehende Sonne vergoldete die Wipfel der hohen Bäume in dem nahe gelegenen Parke. Es war ein herrlicher Abend, und ich glaubte mich in ein Eden versetzt. Ich hatte noch nicht lange in meinen Gedanken geschwelgt, als die beiden Damen durch die Thür des Gartensaales in das Freie traten. Ich stand eben hinter einem Baume und sah, daß Helena's Blicke herumschweiften und etwas suchten. Indem ich meine Stelle verließ, bemerkten mich die Damen, und Helena's Erröthen ließ mich nicht in Ungewißheit, wen ihre herumschwei-

Digitized by Google

fenden Blicke gesucht hatten. Wir gingen gemeinschaftlich nach dem Lieblingsplatze der Baronin, einer Jasminlaube, aus welcher man den ganzen Garten übersehen kann. Aurora war sehr gütig und liebevoll gegen mich. Sie sprach nochmals ihre Freude über meinen Besuch aus, und lud mich auf die herzlichste Weise ein, ihr und ihrem Manne recht lange meine Gegenwart zu schenken, indem sie hoffte, daß mir jetzt, wo Carlitten durch die Anwesenheit ihrer Freundin so sehr an Reiz gewonnen habe, das Landleben nicht mißfallen dürfte. Helena meinte lautlachend, daß sie wohl nicht im Stande sein werde, dem Grafen Roderich den Aufenthalt in dieser paradiesischen Gegend noch reizvoller zu machen, und schaute mich dabei mit einem Blicke an, welcher ihre Worte Lügen strafte. Helena's Lachen war so beaubernd, wie Alles, was das schöne Mädchen that. Im Allgemeinen lieb' ich es nicht, wenn die Damen viel und laut lachen; aber wenn Helena ihr Purpurmündchen öffnete, wobei die schönsten Perlenreihen zum Vorschein kamen, und ihr melodisches Lachen ertönen ließ, glaubte ich, die Harmonie der Sphären zu vernehmen.

„Du lächelst, Carl; aber da Du Helena kennst, so hast Du in ihrer Nähe wahrscheinlich dasselbe empfunden.

„Ich versicherte eben, daß sich in so liebenswürdiger Gesellschaft Jeder gefallen müßte, um so mehr ich, der für das Landleben eine so große Passion habe, als Conrad erschien und, da er meine Worte gehört hatte, mit Lachen erklärte, daß ich schon abgereist sein würde, wenn ich nicht durch die Ankunft der Damen, welche heute zu erwarten gewesen, hier zurückgehalten worden wäre. Aurora schalt lächelnd uns Beide, indem sie sagte, daß meine Neigung für das Landleben unmöglich so groß sein könnte, wie ich versichert, und daß Conrad gewiß nichts gethan habe, um mir dieses Leben zu verannehmlichen. Wir unterhielten uns auf die heiterste und gemüthlichste Weise, und Jeder von uns schien vollkommen glücklich zu sein. Als Aurora uns verließ, um ein Geschäft in ihrer Häuslichkeit zu besorgen, war die Unterhaltung weniger lebhaft, und diese hörte ganz auf, da auch Conrad in Folge einer Anzeige seines Ober-Inspectors sich von uns entfernte. Helena und ich sahen uns lächelnd und stillschweigend an. Nach einer kleinen Pause forderte sie mich auf, eine Promenade durch den Garten, in welchem sie heute zum ersten Male sei, mit ihr zu machen. Das schöne Mädchen erzählte mir ihre Schicksale. Wenn Du dieselben nicht kennen solltest, lieber Carl, so will ich solche in wenigen Worten berühren. Helena hat frühzeitig ihre Eltern verloren, und sich seitdem bei ihren Verwandten und Freunden aufgehalten. Ein kleines verschuldetes Gütchen, welches sie von ihren Eltern geerbt, hatte verkauft werden müssen, und es war ihr nur ein sehr unbedeutendes Capitälchen geblieben. Helena erzählte so gefühlvoll, daß ich zu wiederholten Malen ihre Hand ergriff und dieselbe an meine Lippen drückte. Es war dunkel geworden, ohne daß ich es bemerkt hatte, und erst als Aurora nach Helena rief, wurde ich aus meiner süßen Träumerei geweckt. Als ich spät des Abends auf mein Zimmer kam, war ich so bezaubert von Helena's Schönheit, Geist und Herzen, daß ich beschloß, keine Andere, als sie, zu heirathen; denn ich glaubte, mit Gewißheit annehmen zu können, daß ich einen Korb nicht zu erwarten habe. Helena ist arm, und mein Vermögen eben nur groß genug, um meinen geringen Bedürfnissen zu genügen. Ich mußte daher, wenn ich heirathen wollte, in den Staatsdienst zurücktreten und mir einen solchen Posten zu verschaffen suchen, welcher mich in die Lage versetzte, eine Frau standesmäßig zu ernähren. Aus Liebe zu dem reizenden Wesen war ich bereit, mich wieder in das Joch zu begeben, und ich hielt mich überzeugt, daß die Vereinigung mit Helena mich überreich dafür entschädigen würde."

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

In der Geschichte des westphälischen Friedensschlusses heißt es öfters von dem großen schwedischen Reichskanzler Oxenstierna: „Man habe mit Sr. Excellenz diesen Tag nichts ausrichten können, weil Sr. Excellenz — ziemlich bezecht gewesen." — Auf dem Friedenscongreß zu Münster wurden die Gesundheiten der Regenten aus einer vergoldeten Glocke, zwei Maaß haltend, getrunken, deren Klöpfel man herausnahm, nach gelernter Glocke aber wieder einhängte und damit klingelte, zum Beweise, daß man ehrliches Spiel gespielt habe. Der englische Minister W. Temple führte einen Cavalier bei sich, der für ihn trinken mußte. (Ertd.)

Im Jahre 1756 hielt der Superintendent Am Ende in der Kreuzkirche zu Dresden eine Predigt vor dem anwesenden Friedrich dem Großen, welche Se. Majestät so ansprach, daß er den Abdruck derselben verlangte. Diese Predigt verbreitete sich über das Thema der Preußen Wahlspruch): Suum cuique, und zwar 1) Gott das Seine, 2) dem Kaiser das Seine, 3) dem Nächsten das Seine, 4) der Welt das Ihre, 5) dem Tode das Seine, 6) der Ewigkeit das Ihre. Meisterhaft klar und mit ansprechender Herzlichkeit, kurz aber doch erschöpfend, allgemein verständlich und doch auch den Gebildeten befriedigend ist Alles ausgeführt. Die kurze Schlußrede, wo der Redner des anwesenden Königs gedenkt und für ihn betet, ist ein wahres Meisterstück; aber kein ausflutendes, sondern wie es der Geist des Glaubens und der Liebe ihm gab. Diese Predigt erschien 1831 ihres geschichtlichen Interesses und wichtigen Inhalts wegen, neu aufgelegt im Buchhandel. (Merseburg 1831, 2 Gr.)

Ein Dichter (ein armer Stümper) überreichte dem Papste Benedict XIV. ein Sonnet. Dieser sah es durch und bemerkte, daß die dritte Strophe einige Silben zu wenig habe. Ohne aus der Fassung zu kommen, entschuldigte sich der Dichter naiv mit den Worten: „Lesen Eure Heiligkeit nur weiter, Sie werden wieder auf welche stoßen, die deren zu viel haben, und so gleicht sich's aus." (S. Bl.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 37. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle deren Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (8 Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Adel und Bürger.

Warum ſoll Adel ſich und Bürger haſſen,
Warum in Zwietracht auf einander wüthen?
Auf Untergang mit böſem Sinn nur brüten,
Warum in Feindſchaft edle Zeit verpraſſen? —

Nein, friedlich ſoll'n ſie Hand an Hand ſich faſſen,
Wie ſich im Süden einen Frucht und Blüthen,
Mit Schwert und Schild das Vaterland behüten,
Wie Kettenglieder nicht einander laſſen.

Seid einig denn und Jedem laßt das Seine!
Dem Adel laßt den Ruhm, das Schwert, die Ehren!
Dem Bürger gilt's, nach Nützlichem zu ſtreben.

In Berg und Thal, im Garten, Feld und Haine
Iſt ungleich Loos. — Soll Nacht den Tag nicht ſtören,
Muß Poeſie mit Proſa ſich verweben.

Julius von Fröden.

Anſichten über den Ausdruck in Adelsdiplomen: „Rittermäßige Edelleute."

(Fortſetzung.)

III. Sowohl der Deutſche-, als Malteſer-Orden, beide rühmlich bekannt durch die ſtrenge Prüfung des Adelsgrades der Candidaten ihrer Orden, in welche nur ſolche Männer aufgenommen werden können, deren ſämmtliche Ahnen wenigſtens vom Ritterſtande ſein müſſen, haben die rittermäßigen Edelleute immer für wahre Ritter, für Perſonen des Ritterſtandes erklärt, und von ſolchen Candidaten gewöhnlich den Ausdruck gebraucht, daß ſie rittermäßigen Herkommens ſeien. So z. B. wurde ein Baron Hallerſtein um die Mitte des ſiebzehnten Jahrhundertes in den Deutſchen Orden aufgenommen, deſſen Mutter eine Schneeweis, ein Geſchlecht, welches Kaiſer Leopold I. ſelbſt rittermäßig und deſſelben Glieder rittermäßige Edelleute nennt. Auf ähnliche Art hat ſich der Malteſer-Orden über die Ahnen des Bernhard Leo Freiherrn v. Galler 1638 ausgeſprochen, indem er ſagte, der Candidat ſei guten adelig- und rittermäßigen Herkommens, folglich vom Ritterſtande, weil er ſonſt gar nicht hätte aufgenommen werden können, und doch werden die mütterlichen Ahnen dieſes Galler, die Holzapfel ꝛc. in Diplomen nicht Ritter, ſondern rittermäßige Edelleute genannt, obgleich ſie ſelbſt nach dem geltenden Ausſpruche des Malteſer-Ordens unwiderſprochlich Ritter waren und ſind. Eben dies gilt auch von den meiſten übrigen väterlichen und mütterlichen Ahnen dieſes Galler, welche nicht Ritter, ſondern rittermäßige Edelleute genannt wurden, und doch Ritter waren.

Buchſtäblich gleich heißt es in der Ahnenprobe des Johann Nepomuk Grafen v. Dietrichſtein, Candidaten des Malteſer-Ordens, daß er von gutem alten adeligen und rittermäßigen Herkommen ſei, welches vorzüglich auf die Ahnen Murach, Würzburg und Großpferdfelder bezogen worden zu ſein ſcheint, weil ſie noch nicht Freiherren, ſondern noch rittermäßige Edelleute, folglich gewiß Ritter waren, weil der Candidat Dietrichſtein im Verneinungsfalle nicht hätte Malteſer werden können.

Auch in den Ahnenproben zur Aufnahme in jene kaiſerlichen Damenſtifte, zu welchen nach den beſte-

Digitized by Google

henden Statuten Individuen vom Herren- und Ritterstande zugelassen werden dürfen, wurden jene Candidatinnen, die vom rittermäßigen Adel waren, immer als Personen des Ritterstandes unbeanständet anerkannt. Den Beweis hierzu liefert nebst manchem andern die hiesige Stiftsdame Frau Cäzilia Edle v. Wiederkehr, die von ihrem am den April 1659 vom Kaiser Leopold I. geadelten Stammvater, Hanns Jakob Wiederkehr, keinen andern als den rittermäßigen Adel erbte; doch wurde sie von der Regierung als zum Ritterstande gehörig anerkannt, und als Stiftsdame des Ritterstandes aufgenommen.

IV. Endlich beweisen gerade jene Ritterstands-Diplome der Kaiser Josef I., Karl VI. und Franz II., dann der Kaiserin Maria Theresia, in welchen die Familien Deyersperg, Gay, Gerstorf, Hartenfels, Hilmayer, Lendenfeld, Massa, Ortenhoffen, Safran, Rosenegg, Schellenbauer, Seitern, Tönnemann, Wollersfeld ꝛc. ausdrücklich mit den Worten „in den Ritterstand erhoben" in diesen Adelsgrad gesetzt wurden, und in welchen sie, und zwar in einem und demselben Diplome, Ritter, Ritterstand-Personen, rittermäßige Personen, rittermäßige Stands-Personen, ritterliche Personen, rittermäßige Edelleute, rittermäßige Leute ꝛc. genannt, und alle diese Benennungen als gänzlich gleichbedeutend gebraucht werden.

So sagt Kaiser Josef I. im Diplome vom 5ten April 1709: „So haben wir gedachten Johann „Karl Seiter in unsern und deß heil. Römischen „Reichs auch unserer Erbkönigreich und Landen ade„lichen und alten Ritterstand, auch in die ehr „und Würde der uralten Ritterschaft gnädigst „erhebt, gesetzt, und einverleibt, Sie zu der Schaar, „gesell- und Gemeinschaft anderer Unserer uralt„adelichen und rittermäßigen Personen „zugeeignet, zugefellet, darzu gewürdiget „und tauglich gemacht ꝛc.; in maßen alle an„dere Unsere und deß heil. Reichs auch Unserer Erb„königreich, Fürstenthumb, und Landen uralte „Rittermäßige Personen, Sie seyen gleich von „Uns Selbsten mit dem Schwert und denen hie„zu gehörigen Ceremonien zu Ritter geschlagen, „oder sonst in andere Weg zu Ritter gemacht, sol„ches alles haben ꝛc."

Eben dieser Kaiser braucht in dem unterm 30ten Juni 1710 dem Felix Johann Baptist Alons von Wolleren Edlen zu Wollersfeld ertheilten Ritterdiplom die obigen Ausdrücke, und sagt, daß man ihn und seine Eheliche Leibs Erben für ..... Lehenß, turniersgenoß und Rittermäßige Edelleut ... halten, sie also nennen, schreiben und ehren soll.

Josefs Bruder und Nachfolger, Kaiser Karl VI., sagt in dem am 22ten November 1712 gefertigten Gebhardt'schen Ritterdiplome: „So haben Wir ihm „Franz David Gebhardt sammt allen seinen ehelichen „Leibs Erben in unsern und des heyl. Römischen „Reichs ꝛc. alten Ritterstand gnädigst erhebt, „und der schaar, gesell- und Gemeinschaft anderer „unserer alt- Rittermäßiger Personen zuge„sellet, und dazu gewürdiget; fügen sie zu der „schaar, gesell- und gemeinschaft anderer alt Rit„terlichen Personen, und wollen, daß obgemelter Franz David Gebhardt Unser und des heyl. „Röm. Reichs ... alter Ritter seyn, auch alle „gnad, ehrwürde, Freyheit ꝛc. haben ꝛc. mit Rit„termäßigen Edelleuten zu turnieren, wie alle „andere Rittermäßige Personen, sie seyen gleich „von Uns selbsten mit dem Schwert und denen hiezu „gewöhnlichen Gebräuchen zu Ritter geschlagen ꝛc."

(Fortsezung folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsezung.)

„O schöne Zeit der jungen Liebe," — sagte Carl lächelnd, — „wenn sie doch ewig grünen bliebe!"

„Die Pläne für die Zukunft" — sprach Roderich weiter, welcher durch die Worte des Freundes unangenehm berührt worden zu sein schien, — „beschäftigten meinen Geist dergestalt, daß Mitternacht schon längst vorüber war, als ich mich zur Ruhe begab. Wunderliebliche Phantasiegebilde umgaukelten im Schlafe meine Seele, und die Zukunft erschien mir im rosigsten Lichte. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich erwachte und mein Lager verließ. Nachdem ich meine Toilette beendigt und gefrühstückt hatte, begab ich mich in den Gesellschaftssaal, wo mich die Damen lächelnd empfingen. Aurora nannte mich einen Siebenschläfer und meinte, daß ich mich, ungeachtet meiner gestrigen Versicherung, doch nicht für das Landleben zu eignen scheine. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als zu einer Nothlüge meine Zuflucht zu nehmen und zu erklären, daß in Folge sehr heftiger Kopfschmerzen erst heute Morgen sich der Schlaf bei mir eingestellt habe. Die Baronin gab mir ihr Bedauern zu erkennen und ertheilte Helena, welche auch über Kopfweh geklagt haben sollte, und mir den freundlichen Rath, einen Spaziergang zu machen, indem sie versprach, uns sehr bald nachfolgen zu wollen. Helena, welche mir heute noch viel reizender erschien, als gestern, machte lächelnd einige Einwendungen dagegen, gab aber endlich meinen Bitten Gehör, und wir gingen in den Garten. Im Anfange waren wir Beide etwas befangen, indeß verlor sich diese Befangenheit allmählig, und bald lag in unse-

Digitized by Google

rer Unterhaltung eine ſolche Ungezwungenheit, als wenn wir uns ſchon Jahre lang kannten. Unvermerkt waren wir in den Park und bis an den See gelangt. Helena meinte erſchreckt, daß wir gewiß ſehr weit von dem Schloſſe entfernt ſeien, und wünſchte, dahin eiligſt zurückzukehren. Zu unſeren Füßen lag eine Gondel, und eine dem Ufer ſehr nahe gelegene kleine Inſel mit hübſchen Baumpartien lockte uns freundlich hinüber. Meinen inſtändigen Bitten nachgebend, entſchloß ſich Helena, eine Fahrt nach der Inſel zu unternehmen. Dein Freund, mein lieber Karl, half dem ſchönen Mädchen in den Nachen, bewaffnete ſich mit Rudern und ſtieß vom Lande. Ich ſuhr ſehr langſam und ſchaute Helena unverwandt an, ſo daß dieſe hocherröthend die Beſorgniß äußerte, daß wir wohl einige Wochen unterwegens ſein würden, wenn ich nicht ſchneller führe. Auf meine Frage, ob ihr das unangenehm ſein möchte, erhielt ich zwar keine Antwort, aber einen Blick, welcher mich ſeliger ſtimmte, als wenn ſie hundert Worte geſprochen hätte."

„Daran erkenne ich meine Pappenheimer!" — lachte Carl.

„Als wir auf der Inſel landeten," — fuhr Roderich fort, — „bat ich um die Erlaubniß, mir das Schifferrecht zu nehmen. Lachend erklärte das ſchöne Mädchen, daß ſie wohl von einem Schlittenrechte etwas wiſſe, nichts aber von einem Schifferrechte gehört habe, und daß das erſtere auch ſchon längſt außer der Mode ſei. Helena ſah in dieſem Augenblicke ſo wunderſchön aus und meine Liebe zu ihr hatte einen ſolchen Grad erlangt, daß ich, meiner nicht mehr Meiſter, die Holde umſchlang und einen feurigen Kuß auf ihre Lippen drückte. Sie wollte ſich im Anfange meiner Umarmung ſanft entwinden, aber ſie duldete dieſelbe und das, was ich mir genommen hatte, wurde eben ſo zärtlich erwidert. Ein himmliſcher Moment! — Da hörten wir das Traben eines Pferdes auf dem jenſeitigen Ufer und eine Stimme rief lachend: „Graf Roderich, ich gratulire!"

Erſchreckt riß ſich Helena aus meinen Armen. Ich blickte nach dem Reiter und erkannte Deinen Vetter Conrad, welcher von ſeinen Feldern zu kommen ſchien. Wir ſtiegen wieder in die Gondel und ich ruderte langſam nach dem Parke. Nachdem ich Helena meine geſtrigen Pläne mitgetheilt und ſie um ihre Hand gebeten hatte, erklärte die Holde mit dem bezauberndſten Lächeln, daß ſie mich liebe und die Meine werden wolle. Auf dem Wege nach dem Schloſſe blieben wir öfter ſtehen und wiederholten uns die Verſicherung, einander ewig zu lieben."

„Iſt Helena todt?" — fragte jetzt Carl in ſeiner raſchen Weiſe.

„Nein, ſie lebt," — erwiederte der Gefragte.

„Nun, dann weiß ich, was Dir fehlt!" — rief Carl. — „Armer, armer Roderich!"

„Du irrſt Dich," — ſprach dieſer — „doch höre weiter. Im Garten kam uns Aurora entgegen, und Du kannſt Dir denken, daß ſie nicht wenig überraſcht war, als ich ihr Helena als meine Verlobte vorſtellte. Die liebenswürdige Frau gratulirte uns mit unverkennbarer Theilnahme und zog das ſchöne etwas befangene Mädchen an ihre Bruſt. Wir gingen den Weg nach der Jasminlaube, während ich Aurora, der theilnehmenden Freundin, den ſchnellen Gang der Begebenheiten bis zu der Kataſtrophe auf der Inſel erzählte. Da erſchien Conrad und näherte ſich uns mit einem ſonderbaren Ausdrucke im Geſichte. Wahrſcheinlich mochte er glauben, daß Helena und ich bei ſeinem Anblicke verlegen ſein würden. Wie verdutzt war Dein rechtſchaffener Vetter, als ich ihm das ſchöne Mädchen lächelnd als meine Braut vorſtellte! Höchlichſt verwundert ſah er uns Beide an, ſtammelte dann eine froſtige Gratulation heraus und meinte endlich, daß ſein Freund Graf Roderich ein ganz beſonderes Glück bei den Damen und in Fräulein Helena eben ſo das ſchönſte Mädchen ſeiner Zeit ſich errungen habe, wie Pariſius im Alterthume."

„O sancta simplicitas!" — jubelte Carl.

„Die Damen und ich mußten laut lachen," — erzählte Roderich weiter — „und ſelbſt Conrad ſtimmte darin ein, welcher gewiß nicht ahnte, daß unſere Fröhlichkeit durch die Verſtümmelung des Namens Paris veranlaßt worden war, ſondern ſich vielmehr davon überzeugt hielt, einen guten Witz gemacht zu haben. — Von nun an war ich beſtändig mit Helena zuſammen, und wir trennten uns nur am ſpäten Abend, um uns mit dem früheſten Morgen im Garten wieder zu finden. Einige Tage nach der Ankunft der Damen erhielt ich einen Brief von meinem Onkel Freimund, worin mich dieſer erſuchte, in einem in der Nähe von Carlitten gelegenen Städtchen ein Geſchäft für ihn zu beſorgen. Dies Geſchäft zog mich faſt täglich nach der kleinen Stadt und entfernte mich, wenn auch nur auf wenige Stunden, von meinem geliebten Mädchen. Es traf ſich jedesmal, daß ich bei meiner Rückkehr Helena und Conrad allein fand. Aurora war als eine ſehr thätige Hausfrau viel in ihrer Wirthſchaft beſchäftigt und vertrieb ſich die übrige Zeit durch Lectüre. Es mochte der jungen Frau deshalb ganz lieb ſein, daß Conrad ihr die Pflicht abnahm, Helena Geſellſchaft zu leiſten, und zur Eiferſucht war Aurora um ſo weniger geneigt, als ſie das ſchöne Mädchen verlobt wußte. Auch ich konnte nicht eiferſüchtig ſein, da mit Dein Vetter zu ſimpel erſchien und Helena ſich oftmals über Conrad's Einfalt gegen mich luſtig gemacht hatte; aber deſſen ungeachtet war es mir doch unangenehm, Helena und Deinen Vetter immer allein zu finden. Als ich eines Tages früher als gewöhnlich nach Carlitten zurückkehrte und Helena im Schloſſe nirgends antraf, ging ich in den Garten und näherte mich ſo leiſe als

Digitized by Google

möglich der Jasminlaube, um die Geliebte, welche ich dort vermuthete, freudig zu überraschen. Aber ha, welch ein Anblick! In der Laube saßen Helena und Conrad, welche sich zärtlich umschlungen hielten, doch ihre Gesichter vermochte ich nicht zu sehen. Wie versteinert blieb ich stehen. Sollte ich dazwischen treten und das Unathema auf Helena schleudern? Das schöne Mädchen würde mich treuvoll um Verzeihung gebeten, dieselbe erhalten und später eine größere Vorsicht angewandt haben, um mich zu täuschen. Nein, ich wollte Helena noch länger beobachten und sie nicht merken lassen, was ich gesehen hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Reminiscenzen.

Als vor dreißig Jahren (1813) Aufrufe zur Theilnahme an der Erkämpfung der deutschen Freiheit erlassen wurden, erschien auch einer, in welchem eine Stelle vorkommt, die man zur Herabsetzung des Geburtsadels benutzen zu können gemeint hat. Sie befindet sich in des Grafen von Wittgenstein Aufrufe an die Sachsen, erlassen im Hauptquartiere Leipzig den 30. März 1813. Nach einer langen Einleitung redet der Feldherr die Sachsen also an:

„Sachsen! Ich betrete euer Land, um euch mit Krieg zu überziehen, oder, mit euch vereint, um die Wiederherstellung eurer geschändeten Ehre zu kämpfen. Wählt! Eure Wahl kann eure Krone in Gefahr bringen, kann einst eure Kinder bei dem Gedanken an ihre Väter erröthen machen; sie hält Deutschlands geheiligte Befreiung nicht auf! — Seht, was um und neben euch geschieht. Werft einen Blick auf die edeln Preußen, eure Nachbarn; die ganze Nation erhebt sich in Masse, in ihren Reihen findet ihr den Sohn des Pflügers neben dem des Fürsten, aller Unterschied der Stände ist in den großen Begriffen Freiheit, Ehre, König und Vaterland zusammengeschmolzen; es giebt keinen Unterschied mehr, als den des größern Talents, des feurigen Eifers für die große, heilige Sache. Freiheit oder Tod ist das Losungswort, welches Friedrich Wilhelm ausgegeben hat *), und feierlich schwört sein ganzes hochherziges Volk, zu siegen, oder eines solchen Fürsten würdig zu fallen. Sachsen! Deutsche! Unsere Stammbäume und unsere Geschlechtsregister schließen mit dem Jahre 1812. Die Thaten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor und giebt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück." —

Wir sind der Ansicht, daß man in Proclamationen nicht sowohl auf die einzelnen Worte, als vielmehr auf die Absicht, in der sie erlassen werden, hinblicken muß. Sie sind Erguß dessen, was die Seele mächtig bewegt; da drängen Gedanken und Gefühle, Worte strömen; gewichtvoll sollen sie sein; aber sie werden nicht streng abgewogen, und darum eben soll sie auch der Leser oder Hörer nicht auf die Goldwage legen, nicht aus ihnen etwas beweisen wollen, wovon eigentlich nicht die absichtliche Rede ist, sondern sie in ihrer Verbindung mit dem Ganzen stehen und sie das gelten lassen, was sie zur Hervorbringung des Totaleindruckes gelten sollen. Vernünftiger Weise kann doch Niemand es wörtlich verstehen, daß die Stammbäume und Geschlechtsregister mit dem Jahre 1812 schließen sollten; nur im Fall des Aussterbens könnte der buchstäbliche Sinn wahr sein. Auch die Thaten der Vorfahren können nicht durch die Erniedrigung der Enkel verwirkt werden. Thaten können gar nicht verwirkt werden; sie selbst und die Geltung, die sie hatten, bleiben. Dies wäre eine auf andere Personen rückwärts bezogene Zurechnung — die unsinnigste aller Imputationen! Was aber die Erniedrigung betrifft, so dürfte doch erst zu untersuchen sein, auf wessen Rechnung sie gehörte, ob sie eine verschuldete oder unverschuldete von Seiten der Einzelnen war. Wir werden nächstens Gelegenheit nehmen, aus der Proclamation Blücher's an die Sachsen ebenfalls zu beweisen, daß man in Proclamationen Worte nicht streng beurtheilen darf, nicht Folgerungen daraus ziehen darf, die nicht darin liegen.

G†.

*) Die von dem Feldherrn angedeutete Stelle heißt im Aufrufe des Königs an sein Volk so: „Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag."

Feuilleton.

Des Dichters **Bürger** Weissagung wegen der Vielschreiberei.

Vor Feuersglut, vor Wassersnoth
Mag sicher fort der Erdball rücken;
Wenn noch ein Untergang ihm droht,
So wird er in Papier ersticken.

Personalnotizen.

Am 2. Jul. starb in Paris der Begründer der Homöopathie, Dr. **Hahnemann**, im 89. Lebensjahre.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 38. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgl. (8½ Sgr. oder Agr.) berechnet.

Ueber den Adel.

(Aus Kosegarten's Juvande, 5. Elegie.)

Ehrenwerth ist ein altes Geschlecht, das mit Gut und mit Blut einst
Treulich dem Staate gedient vielleicht durch manches Jahrhundert.
Auch läßt Art nicht von Art. Ein Adliger wird sich nicht leichtlich
Schlechtes vergeih'n und Gemeines, feiergt, zu beschämen die Ahnen.
Und was den Ahnenstolz anlangt, den verschrienen, ach! ich
Tausend Mal leidlicher ihn, als des Bürgers und Bauren Hochmuth,
Der auf den Mammon sich bläht, den ihm das Glück in den Schoos warf.

Ansichten über den Ausdruck in Adelsdiplomen: „Rittermäßige Edelleute."

(Fortsetzung.)

Das dem Johann Adam Gerster von Gerstorff ertheilte Ritterdiplom vom 12. Jänner 1731 sagt: „Gesellen, gleichen und fügen sie auch zu der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer Unserer Ritterspersonen ꝛc.

In dem für Jakob Georg von Deverlsperg am 8ten April 1733 ausgefertigten Ritterdiplome heißt es: „Gesellen, gleichen und fügen sie auch zu der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer als Adelich- und Rittermäßigen Standspersonen ꝛc. . . . Wir meinen, seyen und wollen auch, daß mehrgedachter Georg Jakob v. Deverlsperg und seine Eheliche Nachkommenschaft, Unsere und des heil. Römischen Reichs Ritter seyen, und jede Gnad, Ehr, Recht, Gerechtigkeit ꝛc. genießen sollen, wie andere Unsere und des heil. Römischen Reichs . . . alt Adelich und Ritterliche Standspersonen ꝛc.

Kaiser Karls große Tochter, die Kaiserin Maria Theresia sagt in dem, dem Valentin Schneider Edlen von Rosenegg am 18. Dezember 1778 ertheilten Ritterdiplome: „Als haben Wir in der Schaar, Gesell- und Gemeinschaft anderer des heil. Römischen Reichs . . . rittermäßigen Personen zugefüget und verglichen. — — Meinen, setzen und wollen, daß mehrgedachter Valentin Schneider von Rosenegg, dessen eheliche Leibes Erben wahre Rittersstands-Personen und recht edelgeborne Ritter seyn, auch alle Ehre, Würde, Recht und Gerechtigkeit, welche andere des heil. Römischen Reichs, auch unseren gesammten Erbkönigreich und Landen recht edelgebornen Ritterstands-Personen haben, — dessen alle theilhaftig seyn sollen, — Und ergehet unser gnädigster Befehl, daß sie oft ernannten Valentin Schneider Edlen von Rosenegg, seine Ehelichen Leibes-Erben, als andere sowohl des heil. Röm. Reichs, als auch unserer gesammten Landen Recht Edelgeborne rittermäßige Leute und Ritter Standes-Personen halten ꝛc.

Auch der großen Theresia unvergeßlicher Enkel, Kaiser Franz, braucht im Schellenbauer'schen Ritterdiplome vom 8ten April 1794 die Ausdrücke: Ritter, Ritterstandes-Personen, und ritter-

Digitized by Google

mäßige Leute für ganz gleichbedeutend, indem er sagt: „Meinen, ordnen und wollen, daß Anton Edler v. Schellenbauer, dessen eheliche Leibes-Erben wahre Ritterstands-Personen und recht edelgeborne Ritter seyn sollen. — Und ergehet an Unsere nachgesetzte Obrigkeiten unser gnädigster Befehl, daß sie obternannten Edlen von Schellenbauer, seine eheliche Leibes-Erben als andere sowohl des heil. römischen Reichs als unserer Erbkönigreich und Länder recht edelgeborne rittermäßige Leute und Ritterstandspersonen halten ꝛc.

Wenn nun rittermäßige Edelleute und rittermäßige Leute nach dem Ausspruche so vieler kaiserlichen Diplome wirklich Ritter sind, so müssen sie ja unwidersprechlich zum Ritterstande gehören, und folglich die Diplome, in welchen sie zu rittermäßigen Edelleuten, oder zu rittermäßigen Leuten erhoben wurden, wahre Ritterdiplome sein. Wollte man behaupten, der Ausdruck „rittermäßige Edelleute" bezeichne nur den einfachen Adel, und das Wort rittermäßig stehe blos pleonastisch da, so legt man den Kaisern durch den zweiten Ausdruck „rittermäßige Leute" einen wahren Unsinn in den Mund, indem es dann in den Diplomen, nachdem das angeblich pleonastische rittermäßige weggestrichen wird, heißen würde: „Wir haben sie zu Leuten erhoben." Man muß nur nicht übersehen, daß in dem ersten Ausdrucke „rittermäßige Edelleute" species und genus, im zweiten „rittermäßige Leute, nur die species, aus welcher das genus sich von selbst erklärt, angezeigt wurde.

Daß die zu rittermäßigen Edelleuten, oder zu rittermäßigen Leuten Erhobenen nicht in den einfachen Adelstand gesetzt werden konnten, sondern in den Ritterstand erhoben werden mußten, folgert sich nothwendig daraus, weil, wie die diesfälligen Diplome, z. B. der Familien Echtzell, Gallenstein, Hingenau, Lewenau, Merode, Monzello, Moskon, Pirker, Pittoni, Praitenau, Rueß ꝛc. selbst sagen, bereits schon adelig waren, sie also durch diese Diplome doch einen höhern Adelsgrad, als den sie schon hatten, folglich den zunächst höheren, das ist, den Ritterstand erhalten mußten. Zum Beweise folge hier ein Auszug aus Mathias Fröhlich von und zu Fröhlichsburg vom 26. Mai 1691. „Wann „Wir nun gnädiglich wahrgenommen, angesehen, und „betrachtet die sonderbare Geschicklichkeit, adeliges „Herkommen, Tugenden, vernunfft und erfahrenheit, damit vor Unser kayserl. Maj. Mathias Fröhlich von und zu Fröhlichsburg berühmt worden, da „unsere Hochgeehrteste Vorfahren am Reiche noch „vor anderthalb hundert Jahren seinen abgelebten Vorältern und Befreunten denen Fröhlichen „ihr uraltes Wappen und Kleinod mit Erhebung „in den Adelstand und Praedicat von Fröhlichsburg uns ihrer allerunterthänigsten Verdienſten willen verbessert ꝛc. — So haben Wir demnach bemeldten Mathiasen, seinen Brüdern Franz und Balthasar auch Vettern Johann Jakob Fröhlich von und zu Fröhlichsburg nicht allein den von ihren Voreltern geführten Adelstand in der besten Formb gnädigst confirmirt und bestättigt, sondern auch Sie und ihre Eheliche Leibserben, und derselben Erbenß Erben, mann und Weibspersohnen — in den Stand und Grad des heil. Reichs, auch unserer Erbkönigreich, Fürstenthumben und Landen rechtgebohrnen Lehens, Turniersgenoß und rittermäßigen Edelleuten erhebt, darzu gewürdigt, geschöpft, geadelt, und sie derselben Schaar Gesell- und Gemeinschaft des Adels zugefellet und vergleichet, als ob sie von ihren Vier Ahnen ꝛc. Rittermäßige Edelleut wären."

(Beschluß folgt.)

Liebe und Chimäre.

Eine Novelle.

Von

Carl Graf v. Hülsen.

(Fortsetzung.)

„Ich muß gestehen," sagte Carl, „daß ich nicht so überlegt gehandelt haben würde."

„Eben so leise, wie ich gekommen war," — fuhr der Erzähler fort, — „schlich ich mich wieder zurück und begab mich auf mein Zimmer. In großer Aufregung und mit langen Schritten durchmaß ich dasselbe. Endlich war der Gedanke, daß ich Aurora für Helena angesehen haben könnte, im Stande, mich einigermaaßen zu beruhigen. Als ich in den Gesellschaftssaal trat, fand ich sowohl die Damen, als Conrad daselbst anwesend. Helena schien mir etwas befangen und über meine ernste Stimmung befremdet zu sein, indeß fragte sie nicht nach der Ursache derselben. Aurora theilte mir mit, daß sie das interessante Buch: „der Rechte" — von der Gräfin Ida von Hahn-Hahn gelesen habe, und erzählte mir den Inhalt der Geschichte. Obgleich ich das Buch kannte, so that ich doch, als wäre dies nicht der Fall; denn es war mir lieb, daß ich nicht sprechen durfte. Jetzt hielt ich Helena für schuldig. Warum würde sie sonst so befangen gewesen sein? Während ich mich diesen Meditationen hingab und die Baronin erzählte, trat ein Kammerdiener in das Zimmer und überbrachte Deinem Vetter die schriftliche Anzeige, daß heute Abend zwei Husaren-Offiziere und eine bestimmte Anzahl Pferde in Carlitten einquartiert werden und hier einen Ruhetag haben würden. Kaum hatte uns

Digitized by Google

Conrad diese Nachricht mitgetheilt und die erforderlichen Anordnungen wegen der Einquartierung getroffen, als ein anderer Diener erschien und den Besuch einer benachbarten Familie anmeldete. Der Besuch wurde angenommen, und ich machte in den Sälen die Bekanntschaft eines alten Ehepaares von sehr würdigem Aeußeren und dessen Sohnes, eines schönen jungen Mannes in der glänzenden Uniform eines Garde-Offiziers. Während ich mich mit dem Vater des Letzteren unterhielt, nahm ich wahr, daß Helena, welche dem jungen Garde-Offiziere gegenüber saß, mit diesem Blicke wechselte. Die alte Dame sprach den Wunsch aus, in den Garten zu gehen, und die Gesellschaft brach, mit Ausnahme des alten Herrn, welcher eben sehr eifrig erzählte, und Deines Freundes, welcher zuhören mußte, dahin auf. Ich stand wie auf Kohlen. Der befahrte Gutsbesitzer machte mich mit der größten Weitschweifigkeit damit bekannt, daß er ein Werk über die Landwirthschaft geschrieben habe und von einigen Recensenten sehr heftig angegriffen worden sei, obgleich viele landwirthschaftliche Societäten sich außerordentlich beifällig über sein Buch geäußert hätten."

„Ich kenne diesen zweiten Thâr," — bemerkte Carl, — „welcher zwar etwas stolz, aber übrigens ein ganz vortrefflicher Mann und ein wahrer Vater seiner Gutseinsassen ist."

„Der alte Herr" — sprach Roderich weiter — „hatte in sein Werk auch Einiges über den Adel einfließen lassen und namentlich gesagt, daß nur Aristokraten liberal sein könnten, weil sie unabhängig wären. Diese Stelle war besonders bitter gerügt worden, und der Recensent hatte gemeint, „daß Niemand abhängiger wäre, als der Aristokrat, welchen der bloße Blick seines Fürsten zum Sclaven mache, und daß, wenn es gegenwärtig auch noch viele feige Bedientenseelen gäbe, die Canaille doch endlich den Steg davon tragen würde." Der befahrte Herr war so in Feuer gerathen und donnerte mit einer solchen Emphase gegen den Recensenten, welcher das Werk in der rohesten Manier beurtheilt und sich nicht entblödet hatte, sich und seine bürgerlichen Standesgenossen, „die Canaille" zu nennen, welchen Ausdruck ein Edelmann in Bezug auf Menschen niemals in den Mund zu nehmen sich entschließen könnte; — daß ich unwillkührlich an die berühmte Rede des Cicero gegen den Catilina denken mußte. Ich gab mir alle Mühe, den alten Herrn zu beruhigen, und sagte ihm, daß Jeder, welcher mit seinen Geistesprodukten öffentlich auftrate, sich die Beurtheilungen derselben gefallen lassen müßte, und daß besonders der Aristokrat den bittersten Kritiken ausgesetzt sei, weil es viele bürgerliche Recensenten gäbe, die in jedem Edelmanne einen servilen Hofschranzen erblickten. Der alte Mann drückte mit stillschweigend die Hand, ging darauf, in diesem Stillschweigen verharrend, einige Male im Zimmer auf und nieder und fragte mich sodann, wo die anderen Herrschaften geblieben wären. Nachdem ich diese Frage beantwortet hatte, forderte er mich auf, mit ihm der Gesellschaft nachzufolgen. Wir gelangten bis an den See und hier erst sahen wir, was wir suchten. Die Herrschaften waren auf der kleinen Insel gewesen und fuhren zurück nach dem Parke. Conrad ruderte und Helena saß dem Offiziere gegenüber, welcher das Steuerruder führte. Der schöne Gardist mußte eben etwas sehr Witziges geäußert haben, denn Helena lachte aus voller Brust. Der alte Herr gab mir lächelnd seine Verwunderung über die treffliche Führung des Steuers zu erkennen, da ihm bis jetzt dieses Talent seines Sohnes nicht bekannt gewesen, und meinte, daß nur die Nähe des schönen Mädchens seinen Jungen zum Meister in der Steuerkunst gemacht haben könne. War meine Eifersucht schon vorher rege geworden, so wurde dieselbe durch diese Aeußerung noch stärker. Der Nachen stieß an das Land und der alte Herr und ich beeilten uns, die Damen beim Aussteigen zu unterstützen. Als Helena meine Hand ergriff, flüsterte sie mir erröthend zu: „Warum warst Du nicht mit uns?" — und entfernte sich schnell aus meiner Nähe. Auf dem Rückwege nahm mich der alte Herr wieder in Beschlag, und da die jüngeren Herrschaften schneller gingen, so waren diese bald unseren Blicken entschwunden. Als wir in das Schloß traten, fanden wir die Gesellschaft bereits durch die beiden Husaren-Offiziere vermehrt, deren Ankunft des Nachmittags angezeigt worden war. Der Eine von ihnen war ein großer mit einem gewaltigen Schnurrbarte versehener Mann von biederem und gesetztem Aussehen, der Andere dagegen ein junges feingebautes Herrchen mit einem süßlichen Wesen und einer säuselnden Stimme. Helena schien auf den süßlichen Helden einen großen Eindruck zu machen, und da ich so glücklich oder unglücklich bin, sehr feine Sinne zu besitzen, so hörte ich, wie der junge Laffe dem älteren Offiziere, welcher einige Schritte von mir entfernt stand, die Worte in das Ohr raunte, „daß er den Backzahn von Garde-Offizier bei dem Fräulein schon ausstechen wollte."

„Ha, ha," — lachte Carl — „dieser Spottname, mit welchem die Infanterie von der Cavallerie bei uns tractirt wird, ist mir wohl bekannt."

„Die jungen Offiziere" — sprach Roderich weiter — „bemühten sich nun beide um Helena's Gunst. Die schöne Falsche warf mir zuweilen verstohlen einen Blick zu, indeß war mir daran nichts mehr gelegen. Nachdem sich die alten Herrschaften und deren Sohn empfohlen hatten, ging ich unter dem Vorhaben, an Kopfschmerzen zu leiden, auf mein Zimmer."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dr. M. Luther über den Adel.

Was edel ist, soll sich befleißigen der Tugend und den Seinen dienen; denn darum sein sie reicher und in größern Ehren, denn das gemeine Volk, welches nichts Anders suchet, denn seinen eignen Nutzen und derohalben seinen Lüsten nachgehet. Der Adel aber soll einen hohen Muth und Geist führen, soll ihm gemeine Geschäfte lassen angelegen sein und die Seinen schützen, ihnen mit seinem Exempel vorangehen und zur Tugend fordern. —

Ein Fingerzeig zur sichern Bestimmung, ob Gustav Adolf vom Herzog von Sachsen-Lauenburg die Todeswunde empfing.

Es ist bekannt, daß der Herzog Franz Albert von Sachsen-Lauenburg als Mörder des hochherzigen Königs von Schweden in der Schlacht bei Lützen am 6. November 1632 gilt. Der Verdachtsgründe sind mehrere; aber an einer entschiedenen historischen Gewißheit fehlt es doch; nur das ist gewiß, daß der bereits am linken Arme schwer verwundete Schwedenkönig die Todeswunde von eines Verräthers Hand empfangen haben muß. Der Leibpage des Königs, Hans von Hastendorf, ein Augenzeuge, der in einem Fragmente seines Herrn Tod erwähnt, woraus von Rango (Gustav Adolf der Große, Leipzig 1824) einige Stellen mitgetheilt hat — sagt:

Ich darf nicht sagen, was ich hab' gesehen
Den sechsten November bei Lützen.
Ich sterbe darauf und zweifle nicht.
Gott ist ein Richter, das versichre ich Dich,
Du Mörder und Verräther!

Also von Hastendorf, der des Verräthers Namen wußte, verschwieg ihn. Nun vielleicht kann noch eintreffen der Ausspruch: „Wenn diese schweigen, werden die Steine schreien." Gustav Adolf trug an einer goldnen Kette einen kostbaren Türkis, woron man, ehe er zum Kampfe für Glaubensfreiheit zog, eine Zeichnung in Schweden abnahm. Die Kette kam nach seinem Tode in die Hände des Bischofs von Paderborn, Ferdinand von Fürstenberg, ohne den Türkis. Bei der Allodialerbschaft, die nach Aussterben des Hauses Lauenburg an Baden-Baden, und nach dieses Hauses Aussterben an das Haus Orleans fiel, befand sich ein einzelner Edelstein von besonderer Größe, der nach Wien verkauft worden sein soll (an den Kaiserhof, oder an eine andere hohe Person?). Könnte nicht jener unter der lauenburgischen Allodialerbschaft befindliche Edelstein der vom Herzoge dem sterbenden Könige geraubte Türkis sein? Wäre vielleicht noch jetzt eine Vergleichung der damals abgenommenen Zeichnung, wenn sie nicht verloren gegangen ist in Stockholm, mit dem besprochenen Edelsteine möglich? Bestätigte sich dadurch der an Lauenburg haftende Verdacht, dann hätte der Stein bezeugt, was Hastendorf verbiß.

G. f.

Feuilleton.

Die Frage, ob die Ritterakademie in Brandenburg auch fernerhin als ein Erziehungsinstitut, ausschließlich für den Adel, fortbestehen oder in ein Lyceum verwandelt werden solle, ist kürzlich von Sr. Majestät dahin entschieden worden, daß die Anstalt ihre ursprüngliche Bestimmung behalte. Der Staat wird der Ritterakademie einen jährlichen Zuschuß von 3,500 Thalern verwilligen, die Oberaufsicht theilweise übernehmen und 30 Freistellen mit den Söhnen armer Adeligen besetzen. 30 — 40 Pensionnaire würden von dem Curatorium des Domcapitels zu beschaffen sein, und obgleich im Augenblick die Anstalt so heruntergekommen ist, daß zu Michaelis nur 4 Schüler ihr verblieben, so hat man doch leicht im havelländischen und märkischen Adel die nöthigen Theilnehmer zu finden, da der Staat seine mächtige Hülfe jetzt gewährt, überdies aber der Pensionsbetrag bedeutend ermäßigt werden soll. (Cöln. Z.)

Die Julitage aus Napoleons Leben.

1. Ankunft ist Paris vom italienischen Feldzuge unter dem Jubel der enthusiastischen Menge 1800.
2. Einnahme Alexandriens 1798.
5. und 6. Schlacht bei Enzersdorf und Wagram 1809.
8. und 9. Friede zu Tilsit mit Rußland und Preußen 1807.
9. Vereinigung Hollands mit Frankreich, ausgesprochen 1810.
11. Die am 19. Mai 1802 gestiftete Ehrenlegion, neu geschaffen 1804.
12. Stiftung des Rheinbundes 1806.
13. Murad Bei mit seinen 4000 Mamlucken bei dem Dorfe Ebehreisse am Nil besiegt 1798.
14. Das Bundesfest der Republik mit den Siegesfesten verbunden, wobei der erste Consul mit dem Pomp eines Dictators einherrirat 1800; dagegen 1815 ergab sich der Exkaiser an den englischen Capitain Maitland und ging
15. an Bord des Bellerophon.
17 — 22. Aufenthalt in Dresden und Verfassung des Herzogthums Warschau 1807.
18. Napoleon trat mit seiner Gemahlin den Pompzug nach den Seebäsen und nach Aachen und Mainz an 1804.
21. Schlacht bei den Pyramiden 1798.
23. Einzug in Kairo 1798 und Sieg über den auf der Halbinsel Aukir gelandeten Mustapha Pascha 1799.
29. Ueberwiegende Stimmenmehrheit für das lebenslängliche Consulat 1802.

Während des Juli 1804 wurde Napoleons Kaiserwürde von andern Fürsten durch neue Creditive an ihre Gesandten in Paris anerkannt.

G. f.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Klerins Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 39. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. oder 18 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. ($2^1/_2$ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Die Reichsinsignien.

I. Scepter.

Fürstengnaden auszutheilen,
Landeswunden sanft zu heilen,
Königshand ein Scepter trägt.
Scepter ist in Königreichen
Als der Gnade sichtbar Zeichen
In des Königs Hand gelegt.

II. Reichsapfel.

Schau! Das Bild vom ganzen Land
In des Königs starker Hand.

III. Schwert.

Dem König ist das Schwert zu zieh'n
Von Gott dem Herren längst verleih'n,
Wenn seine Ehre es gebeut,
Wenn Raubsucht an den Grenzen dräut,
Wenn Aufruhr sich im Reich erneut, —
Er streckt das Schwert in's Land so weit
Als Zeichen der Gerechtigkeit.

IV. Krone.

Die Krone strahlt von Gold und Stein
Und soll ein deutsam Zeichen sein,
Daß, wem sie Gott verliehen hat,
Auch Herrscher sei an seiner Statt.
Die Krone ist so schwer von Gold,
Daß jeder Träger fühlen sollt',
Wie schwer, wie schwer die Sorgenlast,
Die in der Krone Ring gefaßt.

V. Purpur.

Der Purpur sagt: ein kostbar Gut,
Gleich mir, ist heil'ges Königsblut!

VI. Thron.

So wie der Herr vom Himmel
Hienieden in's Gewimmel
Der Kreaturen schaut,
Hat Er dem Herrn der Krone
Auf hocherhab'nem Throne
Den Ehrensitz erbaut.

G. Hesekiel.

Ansichten über den Ausdruck in Adelsdiplomen: „Rittermäßige Edelleute."

(Schluß.)

Allein, man wendet ein und sagt, sie erhielten diese Diplome nur wegen der Wappenverbesserung, weil ein zweiter Helm auf ihr Wappen gesetzt wurde. — Gerade dieser zweite Helm beweiset ihren Ritterstand unwidersprechlich, weil Niemand von einfachem Adel mehr als Einen Helm auf dem Wappen führen kann und darf, und weil Zwei Helme auf den Wappen immer wenigstens den Ritterstand unbezweifelt anzeigen.

Wenigstens, sagt man ferner, sind diejenigen, welche zu rittermäßigen Edelleuten oder rittermäßigen Leuten erhoben wurden und nur Einen Helm auf ihren Wappen haben, gewiß nicht vom Ritterstande, weil erst ihren Descendenten viel später Adelsprädicate ertheilt worden sind, wo sie zugleich den zweiten Helm erhielten.

Dieser Einwurf zerfällt in zwei Theile; der eine

Digitized by Google

trifft die Zahl der Helme, der andere die spätere Ertheilung der Adelsprädicate.

Rücksichtlich der Zahl der Helme ist schon oben II. gezeigt worden, daß ein einziger Helm nicht ausschließend nur auf Wappen der einfach Adeligen, sondern auch auf jenen der Ritter, Freiherren, Grafen, selbst wenn sie Souveraine waren, sein können; nur umgekehrt ist der Satz falsch, daß mehrere Helme auch auf den Wappen eines einfach Adeligen sein können. Keineswegs also bestimmt die Zahl der Helme auf den Wappen, sondern nur der Wortlaut des Diplomes den Adelsgrad; nun aber sind die Diplome mit Einem Helme, in welchen Personen zu rittermäßigen Edelleuten erhoben wurden, jenen mit zwei Helmen gänzlich gleichlautend; es müssen also, wenn man regelrecht schließen will, die erstern eben so, wie die zweiten den Ritterstand ertheilen. Der unwiderleglichste Beweis für den Satz, daß rittermäßige Edelleute mit einem Helm auf ihren Wappen den Ritterstand besitzen, ist die authentica oder die Erklärung des Gesetzgebers. Nun hat die in Hinsicht der Adelsbestimmung äußerst genaue Kaiserin Maria Theresia den vorliegenden Fall gegen die gemachte Einwendung in dem Löhr'schen Freiherrendiplome entschieden, in welchem sie sagt, daß die Gebrüder Löhr vom Kaiser Karl VI. in den Ritterstand seien erhoben worden, obgleich Kaiser Karl VI. die Brüder Löhr nur zu rittermäßigen Edelleuten erhoben, und ihnen nur einen Helm auf das Wappen ertheilt hat.

Derselbe Fall ist bereits im Jahre 1652 vom Kaiser Ferdinand III. als entschieden zu betrachten, indem Kaiser Ferdinand III. die Gebrüder v. Reissig mittelst Diplomes vom 20. Mai 1652 in den Freiherrenstand erhob, dieselben aber 31 Jahre früher, den 3. März 1621, vom Kaiser Ferdinand II. zu rittermäßigen Edelleuten ernannt waren. Die hierauf bezüglichen Texte lauten im rittermäßigen Diplome: „Und mainen, setzen vnd wollen, daß vorgedachter Georg Reissig, seine Eheliche Leibs Erben, „vnd derselben Erbens Erben, Mann vnd Weibs „Personen, nochmals für vnd für in ewig Zeit rechtgeborne Lehens Thurnirsgenoß vnd Rittermeßig Edelleut sein, gehaißen, vnd von „menigelich an allen ortten, vnd enden, in allen vnd „yedlichen Händlen, geschafften vnd sachen Geistlichen „vnd Weltlichen also geehrt, genent, gehalten vnd „geschrieben werden, Auch" ꝛc. Im Freiherren Diplome: „Vnd haben demnach mit wolbedachtem Mueth, „guetem Rath vnd rechtem wissen, auch aus selbst „freyer aigner Bewegnus, ermeldten Christoffen, Jo„han Baptista, vnd Gottfriden von Reißig, Gebrue„dern, dise besondere Gnad gethan, vnd Sie sambt „Ihrer Schwester Maria Prüchlerinn von Prüchlen„thall auff Neuheußl, auch allen Ihren Ehelichen Leibs „Erben, vnd derselben Erbens Erben, Manns vnd „Weibspersonen, absteigender Linien, für vnd für in „Ewig Zeit, **aus dem Adelichen Ritterstandt** in den Standt, Ehr vnd Würde Vnserer „vnd des Heyl. Römischen Reichs, auch vnserer Erblichen Königreich, Fürstenthumben vnd Lande Frey„herrn vnd Freyinn gnediglich gewürdigt ꝛc."

Eben so beweisen z. B. die zwei ersten Diplome der Familie Weberspերg, daß rittermäßige Edelleute oder Leute mit einem Helme auf den Wappen den Ritterstand besitzen; denn Kaiser Ferdinand II. erhob 1629 den Landschafts Buchhalter Hanns Georg Weber in den Adel der rittermäßigen Leute, auch Edelleute, und gab ihm nur einen Helm auf das Wappen, aber gar kein Prädicat. Siebzehn Jahre später, 1656, gab Kaiser Ferdinand III. dem Johann Georg Weber das Prädicat von und zu Weberspերg und einen zweiten Helm auf das Wappen, ohne auch nur mit einer Sylbe von einer Adels- oder Ritterstands-Verleihung oder Erhöhung zu sprechen. Da nun aber zwei Helme auf einem Wappen ein untrügliches Kennzeichen sind, daß die Familie wenigstens den Ritterstand besitze, so muß die Familie Weberspերg durch das erste oben angezeigte Diplom, durch welches sie in die Klasse der rittermäßigen Edelleute mit einem Helm auf dem Wappen und ohne Prädicat gesetzt wurde, den Ritterstand erhalten haben, da im zweiten Diplome, wie schon angezeigt wurde, keine Adelserhöhung ertheilt wurde. Uebrigens sind nachträgliche Prädicats-Ertheilungen ohne Adelserhöhung nicht selten.

Zum Schlusse, daß die rittermäßigen Edelleute unwiderlegbar zum Ritterstande gehören, spreche hier noch die authentica des Höchstseligen Kaiser Franz des Ersten, welcher in dem an alle Ländersstellen gegebenen Patente vom 13. April 1817. §. 2. folgende Worte sagt: „Zum Ritterstande gehören alle jene, welchen von Uns oder Unseren Vorfahren der Ritterstand verliehen worden ist, nicht minder die rittermäßigen Edelleute Unseres gesammten Kaiserstaates." — Aus allen bisher Gesagten folgert sich nun, daß alle rittermäßigen Leute oder Edelleute mit oder ohne Adelsprädicat, und mit einem oder zwei Helmen auf den Wappen unwiderleglich zum Ritterstande gehören.

Joseph Wartinger m. p.
steyerm. ständ. Archivar am Joanneum zu Grätz.

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Am folgenden Tage fuhr ich sehr früh nach dem Städtchen und beschloß, daselbst solange zu bleiben,

Digitized by Google

bis ich das Geſchäft für den Onkel beendigt hätte. Dies gelang mir in anderthalb Tagen, und ich glaubte, als ich nach Carlitten zurückkam, daß die beiden Offiziere ſchon abmarſchiert ſein würden. Ich war mit mir bereits darüber einig, wie ich mich gegen Helena benehmen wollte. Während ich auf dem Corridore langſam nach meinem Zimmer gehe, höre ich in einer Stube, in welcher ſonſt Niemand zu wohnen pflegte, Helena's Stimme. Ich öffnete ſchnell die Thür — und was erblickte ich? das treuloſe Geſchöpf und der Huſarenoffizier ſaßen auf dem Sopha. Erſchreckt fuhren beide empor.“

„Herr Graf!“ rief der junge Fant und wollte ſich auf das hohe Pferd ſetzen; aber ich ſagte ihm im ernſteſten Tone, daß ich mit ihm vorläufig nichts zu ſchaffen habe.“

„Fräulein!“ — ſprach ich dann, indem ich in der Thür ſtehen blieb — „Fräulein! Ich bitte auf ein Wort!“

Helena näherte ſich mir mit wankenden Schritten, und ich ging ihr entgegen, um ihr den ganzen Weg bis zur Thür zu erſparen.

„Weiß der Offizier, daß Sie meine Verlobte ſind?“ — flüſterte ich ihr zu.

„Nein!“ — ſtammelte ſie, indem eine fahle Bläſſe ihr Geſicht überzog — „Aber weßhalb, Roderich?“

„Mein Fräulein, Sie ſind frei!“ — ſprach ich jetzt laut — „Meine Herrſchaften, entſchuldigen Sie meine Störung.“

„Helena ſchwankte nach einem Stuhle und fiel in die Arme des Lieutenants. Ich verließ das Zimmer.“

„Dein Freund, mein lieber Carl, mochte unter dieſen Umſtänden nicht länger in Carlitten bleiben, traf ſofort Anſtalten zur Abreiſe und ſaß in einer halben Stunde im Wagen. Die Beſitzer des Schloſſes waren ſehr beſtürzt über meinen ſchnellen Entſchluß, und Aurora, welche den Grund deſſelben errieth, ſagte mir beim Abſchiede, daß ſie eben ſo getäuſcht worden ſei, wie ich, da ſie der Warnung ihrer Mutter nicht habe Glauben ſchenken wollen.“ —

„Die arme Aurora!“ — rief jetzt Carl bedauernd — „Nun kommt die Reihe an ſie, zu leiden!“

„Beruhige Dich.“ — verſetzte Roderich — „Aurora hat eben ſo wenig gelitten, wie ich, der nichts von Liebe für ein Weſen fühlte, in deſſen unwürdigen Feſſeln er gelegen hatte, ſondern nur das bittere Gefühl, ſich getäuſcht zu haben, von Carlitten mitnahm; denn Helena verließ gleich nach mir dieſen Ort und iſt nun die öffentlich erklärte Braut des jungen, ſüßlichen und ſäuſelnden Laffen.“

„Alſo doch!“ — lachte Carl — „Aber wie kann das geiſtreiche Mädchen einen ſolchen Gecken heirathen?“

„Der Geck iſt reich,“ erwiederte der Andere — „und wer heut' zu Tage Reichthümer beſitzt, der gilt in den Augen des niedrigen ſowohl, als vornehmen Pöbels für einen Engel, und wäre er eine Ausgeburt der Hölle.“

„Sei froh, Roderich,“ — ſprach Carl — „daß die kokette Helena ſich Dir zeitig genug in ihrer wahren Geſtalt gezeigt hat, und daß Du nicht der Gemahl dieſer Circe geworden biſt. Aber Deine Kehle wird trocken ſein, und der edle Stoff iſt ausgegangen. Da Dir der Steinwein geſchmeckt zu haben ſcheint, ſo will ich noch eine Flaſche von dieſer Sorte beſtellen; denn Champagner mögen wir ja beide nicht leiden.“

Carl klingelte und gab der hübſchen Kellnerin, welche ſogleich erſchien, ſeinen Wunſch zu erkennen.

„Ich habe nichts dagegen,“ — ſagte er darauf — „daß der deutſche Mann fremde Weine trinkt, aber es iſt mir in den Tod zuwider, wenn ich ſehe, daß bei Volksfeſten und dergleichen feierlichen Gelegenheiten unſer deutſcher Wein verachtet und faſt nichts, als Champagner, dieſes Sinnbild des leichtfertigen Franzoſen, getrunken wird. Mag der Deutſche franzöſiſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Wein trinken, ſo viel ihm beliebt, aber wenn er zuſammenkommt mit ſeinen Brüdern, um ein Feſt zu feiern zu Ehren ſeines Vaterlandes oder deſſen großer Männer, dann muß nichts, als deutſcher Wein perlen in ſeinem Pokale. — Es herrſcht jetzt in vielen deutſchen Gauen und ſelbſt in unſerer vaterländiſchen Provinz ein großer Luxus. Das alte Neſt, in welchem wir uns im vorigen Jahre trennten, iſt ein wahres Sybaris. Bei den Gaſtmählern, welche dort gegeben werden, ſieht man faſt nichts, was inländiſch iſt, auf den Tafeln, und das Geld, welches dieſe Feſte koſten, muß nach Straßburg, Paris, Bordeaux und der Himmel weiß, wohin, wandern. Es iſt thörigt, wenn Jemand, welcher viele Tauſende jährlich zu verzehren hat, ſolche Luculliſche Gaſtmähler giebt, da er ſein Geld weiſer anwenden könnte; aber es iſt noch viel thörigter, wenn derjenige, welcher auf ein unbedeutendes Gehalt angewieſen iſt, jenem nachzuſtreben ſucht. Dieſer würde doch wahrhaftig beſſer daran thun, an die Zukunft zu denken und einen Nothpfennig zu ſparen, als ſeine Einnahme zu verpraſſen und ſeinen Kindern vielleicht nichts, als Schulden zu hinterlaſſen.“

Das Mädchen erſchien mit dem Weine, und Carl füllte die Gläſer.

(Fortſetzung folgt.)

Blücher's Aufruf an die Sachſen.

Sachſen! Wir Preußen betreten Euer Gebiet, Euch die brüderliche Hand bietend. Im Oſten von Europa hat der Herr der Heerſchaaren ein ſchreck-

Digitized by Google

liches Gericht gehalten, und der Todesengel hat 300,000 jener Fremdlinge durch Schwert, Hunger und Kälte von der Erde vertilgt, welche sie im Uebermuthe ihres Glückes unterjochen wollten. Wir ziehen, wohin der Finger der Vorsehung uns weist, um zu kämpfen für die Sicherheit der angestammten Throne und unsre Nationalunabhängigkeit. Mit uns kommt ein tapferes Volk, welches die fremde Unterdrückung trotzig abgewiesen hat und im Hochgefühle seiner Siege den unterjochten Völkern Befreiung verheißt. Wir bringen Euch die Morgenröthe eines neuen Tages. Die Zeit ist endlich gekommen, ein verhaßtes Joch abzuwerfen, das uns seit 6 Jahren drückte. Ein unglücklich begonnener und noch unglücklicher geendeter Krieg drang uns den Friedenstractat von Tilsit ab; aber selbst von jenen harten Tractatsartikeln ist uns nicht ein einziger gehalten worden. Jeder folgende Tractat steigerte die harten Bedingungen des vorhergehenden. Darum werfen wir ab dieses schmähliche Joch und ziehen zum herzerhebenden Kampfe für unsre Freiheit. Sachsen, Ihr seid ein edles, ein aufgeklärtes Volk! Ihr wißt, daß ohne Unabhängigkeit alle Güter des Lebens für edel gestimmte Gemüther keinen Werth haben, daß Unterjochung die höchste Schmach ist! Ihr könnt und werdet nicht die Sklaverei länger tragen, werdet nicht länger dulden, daß eine argliſtige, gleißnerische Politik für ihre ehrsüchtigen, raubgierigen Entwürfe das Blut Eurer Söhne fordere, die Quellen Eures Handels austrockne, Euern Kunstfleiß lähme, Eure Preßfreiheit vernichte und Euer einst so glückliches Land zum Schauplatze des Kriegs mache. Schon hat der Vandalismus der Euch unterdrückenden Fremdlinge Euer schönstes Monument der Baukunst, die Brücke zu Dresden, unnöthig und muthwillig zerstört. Auf! Vereinigt Euch mit uns! Erhebt die Fahne des Aufstandes gegen Eure Unterdrücker und seid frei! Euer Landesherr ist in fremder Gewalt; die Freiheit seines Entschlusses ist ihm genommen. Die Schritte, beklagend, die zu thun eine verrätherische Politik ihn nöthigt, wollen wir sie ebensowenig ihm zurechnen, als sie Euch entgelten lassen. Nur für Euern Herrn wollen wir die Provinzen Eures Landes in Verwaltung nehmen, die das Glück, die Ueberlegenheit unsrer Waffen und die Tapferkeit unsrer Truppen unsrer Gewalt unterwirft. Befriedigt die billigen Bedürfnisse unsrer Krieger und erwartet dafür von uns die Handhabung der strengsten Mannszucht. Der Zutritt zu mir, dem preußischen Feldherrn, sei jedem Unterdrückten offen; jede Klage werde ich hören, jede Verletzung der Mannszucht streng bestrafen. Jeder, auch der Geringste, kann sich mir vertrauensvoll nähern, ich werde ihn liebreich aufnehmen. Den Freund deutscher Unabhängigkeit werden wir als unsern Bruder betrachten, den irregeleiteten Schwachsinnigen mit Milde auf die rechte Bahn leiten; den ehrlosen, verworfenen Handlanger fremder Tyrannei aber als einen Verräther am gemeinsamen Vaterlande unerbittlich verfolgen.

Bunzlau, den 23. März 1813.

Blücher.

Feuilleton.

Bouthillier (Armand Jean le) de Rancé, der Stifter des Ordens der Trappisten (geboren zu Paris am 9. Januar 1626), besaß schon als 10jähriger Knabe drei Abteien, zwei Priorein, eine Chorherrenstelle, zusammen mit 15—20,000 Livres jährlicher Einkünfte. Seinem Vathen, dem Cardinal Richelieu, wirmete der 12jährige Knabe eine Ausgabe des Anakreon, mit Noten in griechischer Sprache. So trefflich sein Kopf, so edel war sein Herz. Unter den Wissenschaften, die er mit Eifer und Erfolg trieb, stand die Gottesgelahrheit oben an. Aber auch Sternkunde beschäftigte ihn, und die Astronomie ward bei ihm zur Astrologie. Vor der Hand aber genoß er noch der Welt, nur leider zu sehr, denn was sein Liebling Anakreon ihm vorgesungen hatte von Lieb' und Wein, das that er nach, und übertrafs. Zerrüttendem Sinnenrausche gab er sich hin. Daher ward, was nicht selten der Weg in's Kloster ist, es auch bei ihm. Die Leere eines im Genusse unbefriedigten Geistes, der Tod seiner Geliebten, der Herzogin von Mont-Bazen, schlagschlagene Rechnung auf Connexionen am Hofe, eine Flintenkugel, die am Metallbeschlage der ährlichen Jagdtasche abprallte, und später der Anblick eines Hirten, der in seiner Beschränktheit so glücklich und zufrieden schien, führten ihn auf einen Lebensplan, der dem frühern gerade entgegen war. Er eilte von Paris nach seinem Gute Veret, und das schöne Landhaus, welches früher der Schauplatz aller Wollüste gewesen war, wurde nun der Sitz der traurigsten Einsamkeit, des düstersten Grams und der widersinnigsten Kasteiungen. Er verzichtete nun auf alle seine Güter, und behielt la Trappe. Die Regel, die er für das Kloster, dem er vorstand, entwarf, übertraf alle an Strenge. Schon zu Rancé's Zeiten nannte man la Trappe das Grab der Mönche, und ihren Abt den Scharfrichter derselben. Er aber erklärte: „Wenn das Klosterleben Vervollkommnung des Christenthums ist, so ist la Trappe Vervollkommnung des Klosterlebens.“ Rancé sah bald mit Freuden die Blüthe der Klostergemeinde, in welcher ein Jeder aufbdren mußte ein Mensch zu sein, um ein Mönch zu werden. Gern wäre er Reformator aller Cistercienser-Klöster geworden. Er reiste deßhalb nach Rom, erreichte jedoch seine Absicht nicht. Dagegen verbreitete sich indessen der Ruf seines Klosters durch ganz Frankreich und andere Länder Europa's. Fremde strömten zu, daß man jährlich auf 6000 Besuchende rechnete. Durch seine Bekanntung, daß ein echter Mönch sich mit wissenschaftlichen Gegenständen nicht beschäftigen dürfe, gerieht Rancé in Streit mit Mabillon. In dem darüber entstandenen Schriftwechsel legte Rancé die Inconsequenz, die Nichtgelehrsamkeit der Mönche gelehrt zu vertheidigen. Im höhern Alter wuchs sein Trübsinn. Auf Asche und Stroh brachte er am 27. October 1700 in einem Alter von 75 Jahren seinen Geist aus.

Ap.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 40. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 5 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Ngr. (⅔ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Frühlings-Toaste *).

Von Carlopago.

Ich trinke dich, heilige Frühlingsluft!
Maiglöcklein ist mein Becher.
Es wallet empor ein himmlischer Duft.
O, ich glücklicher, seliger Zecher!
Auf dein Wohl, du Dirne mit blondem Haar
Und bläulich schimmerndem Augenpaar!

Ich trinke dich, silberner Morgenthau!
Die Tulpe, sie ist mein Becher,
Die schönste Tulpe der Blumenau.
O, ich glücklicher, seliger Zecher!
Auf dein Wohl, du Dirne mit braunem Haar
Und schelmisch blitzendem Augenpaar!

Ich trinke dich, zitternder Sonnenschein!
Die Rose, sie ist mein Becher.
Hinunter, du goldener Frühlingswein!
O, ich glücklicher, seliger Zecher!
Auf dein Wohl, du Dirne mit schwarzem Haar
Und dunkel leuchtendem Augenpaar.

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

Historische Skizze
von
F. W. F. von Rekowski.

Die Geschichte jedes Volkes, jedes Staates hat ihre Hauptmomente oder hervorstechende Ereignisse und Begebenheiten, welche die Wirkungen gewisser Ursachen sind und fast immer wieder Ursachen folgenreicher, nachhaltiger, oft in weiten Kreisen sichtbarer Wirkungen werden. Dieselben sind gewöhnlich die Wendepunkte des Schicksals eines Volkes, ja zuweilen des mehrer Völker, und natürlich wird deßhalb Jeder, der sinnend und forschend in die Vergangenheit blickt, um diese kennen, oder die Gegenwart verstehen zu lernen, vorzugsweise an solchen hervorragenden Punkten sein Auge hangen lassen. Katastrophen können füglich aber nur dann diese Hauptmomente genannt werden, wenn dieselben schroff sich herausstellen, urplötzliche Lösungen gewisser Verhältnisse sind und so vehement nach allen Richtungen wirken, daß sie heftige Erschütterungen in der menschlichen Gesellschaft, in deren Mitte sie sich ereignen, oder in noch weiteren Kreisen hervorbringen. Daß dem zufolge Katastrophen sehr zweifelhaft in ihren Wirkungen sind und oft Ursachen einer völligen, wedger für die Gesammtheit, noch für den Einzelnen Heil bringenden Umwälzung alles Bestehenden sein können, bedarf gewiß keines Beweises *).

Reich an Hauptmomenten, aber, — Dank der weisen Vorsehung! — arm an Katastrophen in dem Sinne, in welchem wir diese inhaltschweren Lösungen Statt findender Zustände in Kleinen, oder größeren Kreisen der menschlichen Gesellschaft auffassen, — ist auch

*) „Gedichte" von Carlopago. Leipzig bei Brockhaus 1843.

*) So ist z. B. in der Geschichte Preußens die Schlacht bei Tannenberg am 15. Juli 1410 eine solche Katastrophe; denn durch dieselbe ward mit einem Schlage der so fest begründete, herrliche Bau des Deutschen Ordens zertrümmert und dem Schicksale sämmtlicher Nachbarländer eine Wendung gegeben, die zu einem weit anderen Ziele geführt hat, als das war, welches vor dieser Katastrophe aller menschlichen Wahrscheinlichkeit diesen gesteckt war.

Digitized by Google

die Geschichte Preußens, oder vielmehr des Staates dieses Namens, welcher, — aus heterogenen Bestandtheilen, von denen jeder bis zu einem gewissen Zeitpunkte seine eigene Geschichte hat, erwachsen, — einer der wohlorganisirtesten, geachtetsten und mächtigsten der gegenwärtigen Welt ist. Ja, auch Preußens Geschichte hat, — mögen wir dieselbe in welcher Richtung wir wollen verfolgen, — unendlich viel solcher großen Momente aufzuweisen, die beinahe alle, theils mittelbar, theils unmittelbar, Ursachen sind, daß dieser Staat sowohl hinsichtlich seiner inneren, als seiner äußeren Zustände und Verhältnisse zu der herrlichen Entwickelung gediehen und gelangt ist, in welcher er gegenwärtig vor unseren Blicken steht.

Zu diesen und zwar schon zu den Hauptmomenten, welche für die Gesammtheit des dermaligen Preußens so folgenreich, nachhaltig und beglückend geworden sind, gehört unstreitig die Erhebung des glorreichen Herrscherstammes Hohenzollern zur königlichen Würde und in Folge dessen auch die des Staates, welcher unter dem Scepter dieser Dynastie vereinigt ist, zu einem Königreiche. Dieses große, bekanntlich dem ersten Anfange des achtzehnten Jahrhunderts angehörende Ereigniß kann wahrhaft mit Fug und Recht ein Hauptmoment genannt werden; denn es steht fest und unterliegt keinem Zweifel, daß diese Erhebung schon damals, — der zahllosen wichtigen Folgen derselben gänzlich zu geschweigen, — von der größten Bedeutung und ein Wendepunkt in der Geschichte der Völker war, welche Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, so ruhmwürdig zu einer höheren politischen Selbstständigkeit erhoben und inniger aneinander gekettet hatte. Denn durch diese Anerkennung der königlichen Würde von Seiten der anderen europäischen Regenten und Staaten erhielten die Macht und das Ansehen, welche Friedrich Wilhelm der Große sich und dem von ihm beherrschten Volke so glücklich errungen hatte, gleichsam die gebührende Würdigung und Sanction der damaligen Welt; der König von Preußen, der als Kurfürst von Brandenburg nur ein deutscher Reichsfürst gewesen war, trat in die Reihe der europäischen Herrscher; er ward ein Mitglied des großen Gesammtwesens und stand von nun an an Ansehen und Gewalt keinem der übrigen Regenten Europa's nach; ein Thron wurde errichtet, von dem aus für Preußens weitere Erhebung und Entwickelung mit weit größerem Nachdruck, als bisher, gewirkt werden konnte; und um die zerstreut liegenden, doch noch immer sehr locker aneinander gefügten Provinzen des bisherigen Kurstaates, deren Schichtsale und Volksthümlichkeit größtentheils sich weit von einander unterschieden, ward ein Band geschlungen, welches sämmtliche im Königreiche Preußen zu einem innigen, kräftigen, jeder feindlichen Einwirkung weit mehr gewachsenen Ganzen vereinigte. Daher war die Erhebung unseres ruhmgekrönten Herrscherstammes zur königlichen Würde und die unseres Staates zu einem Königreich ein wahrhaft großer Moment, der auch nach dem Verlauf von Jahrhunderten seine hohe Bedeutung noch nicht verloren haben wird!

Schon Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, soll, nachdem er durch seine großartigen und ruhmwürdigen Anstrengungen sich und seinen Völkern jene hohe politische Selbstständigkeit und ein wahrhaft großes Ansehen in der Meinung seiner Mitwelt errungen und namentlich nachdem er die Schweden siegreich bekämpft hatte, dem Gedanken Raum gegeben haben: für sich und seine Nachfolger die königliche Würde zu erwerben; denn natürlich konnte es schon diesem großen, reichbegabten Fürsten nicht entgehen, daß es nur noch der Königskrone auf seinem Haupte bedurfte, um sein Werk, welches so weit gediehen war, zur herrlichsten Vollendung zu bringen. Allein mit Zuversicht und Bestimmtheit können wir dies nicht annehmen, viel weniger behaupten, und nur so viel ist gewiß und liegt offen am Tage, daß sein Sohn und Nachfolger, der Kurfürst Friedrich III., der, — am 12. Juli 1657 zu Königsberg in Preußen geboren, — im Jahre 1688 seinem glorreichen Vater succedirt war, die Erlangung der königlichen Würde sich zur Hauptaufgabe machte und, um diese glücklich zu lösen, durch große Opfer und Anstrengungen, und zwar in dem Kampfe für den Kaiser gegen Frankreich und die Türkei, sich Verdienste um das Gesammtwohl zu erwerben suchte, welche nur durch eine solche Erhebung genügend gewürdigt, anerkannt und vergolten werden konnten. Ja, dies sind von Zweifel freie Thatsachen, deren Resultat aber so glänzend war und so unendlich folgenreich gewesen ist und noch lange sein wird, daß wir dies Streben Friedrich's III. als einen Theil seines politischen Wirkens betrachten müssen, welchen erst die Nachwelt gebührend zu würdigen in den Stand gekommen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Ich gratulire Dir, Roderich," — rief Carl, sein Glas emporhebend — „daß Du der Scylla glücklich entgangen bist."

Roderich dankte und die Freunde stießen an.

„Aber was werde ich noch hören müssen?" — fragte Carl — „Du bist aus der Scylla doch nicht etwa in die Charybdis gerathen?"

„Nein, nein!" — sprach der Freund mit großer Heftigkeit, welche sich indeß gleich legte, und fuhr in gewöhnlicher Weise fort:

„Ich reiste von Carlitten zu meinem Onkel

Digitized by Google

Freimund. Mein rechtſchaffner Ohm, wie Du ihn immer zu nennen pflegſt, iſt ein herzensguter Mann, aber von vorgefaßten Meinungen nicht leicht abzubringen. So zum Beiſpiel hält er meine Lebensweiſe für die eines Zeittödters und läßt nichts davon paſſiren, was ich zu meiner Rechtfertigung anführe. Wenn ich von Schriftſtellerei ſpreche, ſo meint er, daß ohne das Talent eines Wieland, Schiller oder Göthe ſich dieſer Beſchäftigung Niemand ausſchließlich hingeben müſſe, und wenn ich einwende, daß dann ohne das Genie eines Sülly, Canning oder Metternich auch Niemand in den Staatsdienſt treten dürfe, ſo erklärt er, daß das eine ganz andere Sache ſei. Der Refrain iſt immer, daß der Menſch geboren ſei, um der Welt einen reellen Nutzen zu verſchaffen, und daß, wenn er Sinn für Poeſie habe, ſich nur in ſeinen Mußeſtunden damit beſchäftigen könne. Die Lyrik des heutigen Tages nennt er dummes Gewäſch, und will ſich nur ein kräftiges epiſches Gedicht gefallen laſſen. — Faſt täglich mußte ich dergleichen Redensarten hören und wenn ich dem gutmüthigen Onkel darob auch nicht zürnen konnte, ſo ennürrte ich mich doch darüber, wenn er mich bald „Eure hochgräfliche Dichterſchaft,“ bald „mein lieber Shakſpeare,“ bald „mein geliebter Oſſian“ anredete.“

„Du armer Shakſpeare!“ — lachte Carl.

„Obgleich,“ — ſprach Roderich lächelnd weiter — „mein rechtſchaffener Ohm mit mir nicht zufrieden iſt, ſo hat mich der alte Herr doch lieb und entließ mich daher ſehr ungern, als ich wenige Tage nach meiner Ankunft mich in unſer berühmtes Seebad begab, um dort ſo lange zu bleiben, als es mir gefiele. Beim Abſchied äußerte er noch den Wunſch, daß ich entweder wieder Staatsdiener werden oder eine reiche Heirath machen möchte.“

„Entſchuldige, lieber Roderich, daß ich Dich unterbreche,“ — ſagte Carl — „aber da Du des Wortes „Staatsdiener“ erwähnſt, ſo erlaube mir zu bemerken, daß es in gewiſſen Ländern eigentlich keine Staatsdiener giebt. Diejenigen Beamten, welche Vorgeſetzte haben, ſind nicht die Diener des Staates, ſondern ihrer Vorgeſetzten, und die höchſten Beamten, welche unter keinen Vorgeſetzten ſtehen, ſind nicht die Diener, ſondern die Herren des Staates oder vielmehr derjenigen, welche den Staat bilden. Der Miniſter in manchem nichtconſtitutionellen Lande hält nicht allein ſeine Beamten, ſondern auch alle Nichtbeamten, die frei und ſelbſtſtändig daſtehen, für ſeine Sklaven und behandelt dieſelben ſowohl mündlich, als ſchriftlich demgemäß, wenn ſie ſich nämlich eine ſolche Behandlung gefallen laſſen.“

„Du haſt Recht,“ — verſetzte Roderich — „und ich wünſchte wohl, daß die Potentaten gewiſſer Länder ihre Miniſter mehr im Zaume halten möchten. Die Eintheilung der Menſchen in Beamte und Nichtbeamte iſt jetzt identiſch mit der in Herren und Diener. Beſitzt der Nichtbeamte Reichthümer, à la bonheur, ſo paſſirt er auch für einen Herrn; hat er aber nur ſo viel, als zu ſeinem Lebensunterhalte gehört, und iſt er der edelſte und geſcheidteſte Menſch von der Welt, ſo wird er nur für eine tief unterſtehende Creatur angeſehen. Doch ich will hierüber ſchweigen und in meiner Erzählung fortfahren. — Das Seebad war außerordentlich beſucht, und mit genauer Noth gelang es mir, in der Nähe der See ein kleines freundliches Stübchen bei einer ehrlichen Fiſcherfamilie zu finden. Ich hatte beſchloſſen, ganz mir ſelbſt zu leben und keinen Umgang zu ſuchen. Das gerauſchvolle Leben ekelte mich an, und wenn die bittere Erfahrung in Carlitten mich auch keineswegs zum Miſanthropen gemacht hatte, ſo war jene Täuſchung doch im Stande geweſen, mir das Getreibe der Welt zu verleiten. Aber mein Vorſatz wurde bald aufgegeben, und die Veranlaſſung dazu war überdies ein Weſen, welches zu Helena's Geſchlechte gehörte.“

„Nun, das hätte ich nimmer geglaubt!“ — rief Carl verwundert.

„Ich ſitze eines Morgens am offenſtehenden Fenſter“ — erzählte Roderich — „und ſchaue hinaus auf das Meer. Ich hatte eben den Wallenſtein geleſen, und die von Schiller ſo anziehend geſchilderte Thecla ſtand vor meinem innern Auge. O hätte doch Helena dieſer Thecla geglichen! — dachte ich. Da vernehme ich Tritte und erblicke auch ſogleich drei Damen, welche an meiner Wohnung vorübergehen. Die eine der Damen, eine hohe, ſchlanke Geſtalt mit dunkeln Haaren, feſſelte meine Aufmerkſamkeit auf das Höchſte, denn das Bild, welches ich mir kurz vorher von Thecla gemacht hatte, ſah ich hier verkörpert vor mir. O Gott! — rief ich aus. Die Damen mußten meinen Ausruf gehört haben, denn ſie wandten ſich nach mir um, — und jetzt ſchaute ich in das dunkle Auge des himmliſchen Weſens! Leider währte dieſe Seligkeit nur einen Augenblick. — Schnell ordnete ich meinen Anzug und begab mich in das Freie, um die Damen wiederzuſehen und ihre Namen zu erfahren.“

(Fortſetzung folgt.)

Einiges über das Concil zu Conſtanz. (1. Novbr. 1414 — 22. April 1418.)

Vom
Freihrn. von Crouſa-Chêdre in Conſtanz.

Auch das Herz von Deutſchland, Thüringen, ſtand zu dieſem in der Geſchichte berühmten und berüchtigten Concile in verſchiedenartiger Berührung. Dem Leſer dieſer Blätter wird es vielleicht nicht un-

Digitized by Google

angenehm sein, wenn Einsender die Ereignisse des Concils und der damaligen Zeit besonders berührt, die wie unsichtbar gesponnene Fäden als ein sichtbares verhängnißvolles Netz sich später gestalteten.

Eine größere, feierlichere Kirchenversammlung war noch nie gehalten worden. Aus Italien, Frankreich, England, Deutschland, Dänemark, Schweden, Polen, Ungarn und bis von Constantinopel strömten die Theilnehmer geistlichen und weltlichen Standes herbei. Die Großen wetteiferten sich durch Glanz und Pracht auszuzeichnen, die Prälaten und Doctoren durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Außer den Patriarchen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, geringeren Priestern und Abgeordneten der Universitäten, außer den Fürsten und Herren, kamen Viele, nur durch Neugier gelockt, das außerordentliche Schauspiel zu sehen. Einmal sollen 150,000 Fremde und 30,000 Pferde gezählt worden sein; die gewöhnliche Zahl der Anwesenden war 60—80,000.

Johann Huß, der große, aber unglückliche Reformator aus Böhmen, hatte auf Verwendung seines Königs Wenzeslaus einen Sicherheitsschein der Person vom Kaiser Siegismund, Behufs der Verfechtung seiner Lehrsätze auf dem Concil zu Constanz, erhalten. Am 3. November (1414) langte Huß zu Constanz an und nahm seine Wohnung in dem damaligen Pfisterschen Hause in der St. Paulsstraße, unweit dem adeligen Hause zur Taube und dem innern Schnetzthore. Sein Caplan und Schüler, Hieronymus von Prag, begleitete ihn; für die persönliche Sicherheit hatte ihm jedoch noch sein König zwei Ritter, Herrn Wenzeslaws von Thümen und Herrn Heinrich den Latschenbock, nebst 30 Reitern mitgegeben. —

Huß beging gleich anfänglich den politischen Fehler, in seiner Wohnung nach seiner Weise durch seinen Caplan Gottesdienst halten zu lassen, welches ihm sofort von dem damaligen Bischof von Constanz, Otto aus dem Hause Hochberg-Roetteln, ernsthaft verboten wurde. Diesem Fehler folgte der noch größere der unklugen Flucht, welche durch den durch Versprechungen vielleicht schon früher gewonnenen Ritter Latschenbock vereitelt wurde. Der Latschenbock überlieferte den Huß dem Rathe der Stadt Constanz. Von dem Rathe dem bischöflichen Gerichte einstweilen übergeben, wurde der unglückliche Reformator in das alte bischöfliche Schloß, die Pfalz genannt, gebracht, hierauf aber seine Gefangenschaft in einen Thurm der niederen Burg, auf der Insel, deren Gebäulichkeiten seit 1235 als Kloster den Predigermönchen gehörten, verlegt *). Aber auch hier blieb Huß nicht lange, indem er bald nachher in einen Thurm, welcher den Franziskanern gemeinschaftlich mit der Bürgerschaft gehörte, bei dem Barfüßerkloster gebracht wurde *); von hier endlich ward das bischöfliche Schloß Gottlieben, eine halbe Stunde unterhalb Constanz, sein letzter Kerker. —

*) Diese Gebäude gehören gegenwärtig dem angesehenen Banquierhause Macaire und Comp.; der Thurm wird noch jetzt gezeigt. —

*) So wie das Predigers oder Dominikanerkloster unter dem französischen Protectorate seine Auflösung fand, so auch das Barfüßer- oder Franziskanerkloster; es gehört jetzt dem Staate als Caserne. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Zu Frankfurt a. M. hat sich unter der Leitung des Dr. Creizenach eine jüdische Neusecte gebildet. Die Unterzeichner — und sie belaufen sich schon auf eine nicht unbedeutende Zahl — verpflichten sich, an keiner jüdischtalmudischen Ceremonie oder Satzung festzuhalten, die Beschneidung weder als einen religiösen, noch als einen bürgerlich verpflichtenden Act zu betrachten und den Messias als gekommen zu glauben mit dem deutschen Vaterland. Mit jedem Tage vermehren sich die Anhänger dieser Secte und bereits circuliren auswärtige Listen. (Cöln. Z.)

Dem General Grolmann, sagt Arndt (Versuch in vergleich. Völkergesch. S. 423 f.), verdankt Deutschland wahrscheinlich die Haltung, wenn nicht Entscheidung, des Jahres 1813. Als das Hauptheer der Verbündeten unter Schwarzenberg mit schrecklichem Verlust von den Mauern Dresdens abgeschlagen war und auf der Straße nach Böhmen sich zurückzog, sollte die Abtheilung des preußischen Generals Kleist den Hinterzug des geschlagenen Heeres decken; fürchterliche Regengüsse, schreckliche Wege, umgestürzte und zerbrochene Karren, versunkene Kanonen, verreckte Pferde und vielfach zusammengeworfenes Gewirr des Zuges und Fuhrwerks den Zug hemmend. Da trat Grolmann, Haupt des Kleistschen Generalstabs, zu ihm und sprach etwa so: „Herr General, hier bleiben wir, wenn wir und so fortschleppen wollen, im Koth, Elend und Hunger stecken, und können endlich ermattet und verkommen von einer kleinen Schaar abgefangen oder eingefangen werden. Lassen Sie uns links abziehen über die Elbe auf die freie Straße. Worauf wir da stoßen mögen, wir werden fechten und, wenn es sein muß, wenigstens wie ehrliche, tapfere Männer sterben können.“ Und Grolmann bewog Kleist mit Mühe, von dem Befehl des Oberfeldherrn abzugehen und den Weg am rechten Elbufer zu nehmen. Und Kleist's 25,000 stehen dem Marschall Bandamme und seinen 40,000 in die Ferse und trieben sie in's Gedränge von Nollendorf und Kulm und endlich die ganze Schaar in Tod oder Gefangenschaft. Da war die Scharte von Dresden mehr als ausgewetzt. Das war der einfache tüchtige Rath des Mannes, der die Kriegsjagd versteht und den Feldherrn aus liebsten einem klugen spähen Jäger vergleicht. Ist frage: was wäre es wohl geworden, wenn es Napoleon und seinem Bandamme gelungen wäre mit dem Einfalle in Böhmen und der Zersprengung des großen Heeres in alle böhmische Berge und Wälder? Kleist ist ob dieser herrlichen Kriegsthat der von Nollendorf zugenannt worden: wir Andern aber rufen auch Grolmann-Nollendorf.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 41. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Vor den Thüren.

Von Rückert.

Ich habe geklopft an des Reichthums Haus;
Man reicht mir den Pfennig zum Fenſter heraus.
Ich habe geklopft an der Liebe Thür;
Da ſtanden ſchon funfzehn Andre dafür.
Ich klopfte leis an der Ehre Schloß:
„Hier thut man nur auf dem Ritter zu Roß.“
Ich habe geſucht der Arbeit Dach:
Da hört' ich drinnen nur Weh und Ach!
Ich ſuchte das Haus der Zufriedenheit;
Es kannt' es Niemand weit und breit.
Nun weiß ich noch ein Häuslein ſtill,
Wo ich zuletzt anklopfen will.
Zwar wohnte darin ſchon mancher Gaſt,
Doch iſt für Viele im Grab noch Raſt.

Das Krönungsfeſt zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortſetzung.)

Unterhandlungen Behufs der Erreichung des in Rede ſtehenden hohen Zweckes begannen aber erſt, und zwar anfangs insgeheim, ſeit dem Retraditionsrecesſe vom 20. December 1694, in welchem Friedrich III. den für die aufgegebenen Anſprüche auf mehre ſchleſiſche Fürſtenthümer erworbenen Schwiebuſer Kreis wieder auslieferte und dafür die Anwartſchaft auf das Fürſtenthum Oſtfriesland und einige fränkiſche Grafſchaften erlangte. Seit dieſer Zeit wurde er von dem Kaiſer ſelbſt mit dem Titel eines ſouverainen Herzogs von Preußen belegt. Die Unterhandlungen nahmen nun, trotz manchem Hinderniß, ihren Fortgang, und es war gewiß, daß die Verbindlichkeiten des kaiſerlichen Hofes gegen den Kurfürſten ſo groß waren, daß man dieſe Angelegenheit nicht nebenſächlich betreiben konnte, zumal da ein neuer für das öſterreichiſche Intereſſe höchſt wichtiger Kampf um die ſpaniſche Erbfolge bevorſtand, und ein Bundesgenoſſe wie der Kurfürſt von Brandenburg, der über eine Heeresmacht von mehr als 30,000 Mann verfügen konnte, von hoher Bedeutung war *). Doch ich übergehe, — da es der Zweck dieſer meiner Darſtellung nicht iſt, pragmatiſch den Verlauf alles deſſen, was dem am 18. Januar 1701 zu Königsberg Statt gehabten Krönungsfeſte voranging und vorangehen mußte, zu entwickeln, — die ferneren Unterhandlungen, die zwiſchen dem Berliner und Wiener Cabinet in dieſer hochwichtigen Angelegenheit gepflogen wurden. Nur ſo viel ſei hier noch bemerkt, daß dieſe durch den Definitiv-Vergleich vom 16. November 1700 glücklich zum Schluſſe gebracht, und der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich III., von dem Kaiſer Leopold I. als König in Preußen anerkannt wurde. Dagegen verpflichtete ſich unter anderen Zugeſtändniſſen der neue König: in allen Angelegenheiten des deutſchen Reichs dem kaiſerlichen Intereſſe nicht entgegenzutreten und wegen ſeiner königlichen Würde im kurfürſtlichen und fürſtlichen Collegium auf den Reichstagen keine neuen Anſprüche zu erheben. Zu dieſem Punkte alſo gelangt, ſtand dem letzten Schritte des Kurfürſten, die königliche Krone auf ſein Haupt zu ſetzen, nichts weiter im Wege; denn der Anerkennung ſeiner

*) Nach F. W. Schubert's „hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Gemälde von Oſt- und Weſtpreußen.“ Vierter Abſchnitt, S. 110.

Digitized by Google

neuen Würde von Seiten Englands, Hollands und anderer europäischer Staaten war er bereits gewiß, und mußte er gleich noch auf einige Schwierigkeiten in dieser Beziehung gefaßt sein: so konnte dessen ungeachtet Friedrich III., — als König Friedrich I., — in vollem Vertrauen als souverainer Herr Preußens am 16. December 1700 das „Staatsgrundgesetz über die Annahme der Königswürde für Preußen" geben und dasselbe als Manifest an alle Staaten Europa's bekannt machen *).

Das Werk, welches Kurfürst Friedrich III. mit eiserner Consequenz und durch nicht geringe Opferungen hatte, sollte nun durch eine würdige, mit wahrhaft königlicher Pracht ausgestattete Feier besiegelt und verherrlicht werden, aber auch durch zweckdienliche Veränderungen in der Staatsverwaltung und milde und großartige Stiftungen eine noch höhere Bedeutung erhalten. Und auch diese Absicht wurde vollständig erreicht, und noch heute blickt Preußens Volk an jedem 18. Januar mit hoher Theilnahme nach jener ewig denkwürdigen Handlung, der Krönung Friedrich's I., zurück.

Schon zu Berlin, und zwar durch Friedrich selbst, waren auf die bevorstehenden Krönungsfeierlichkeiten Bezug habende Anordnungen getroffen worden; aber auch zu Königsberg wurde noch eine eigene Commission aus dem Oberkammerherrn Grafen von Wartenberg, dem Obermarschall Grafen von Lottum, dem Staatssecretair Ilgen und dem Oberceremonienmeister von Besser unter dem Vorsitze des Königs gebildet, welche für die würdige Ausführung derselben in allen Einzelheiten zu sorgen hatte. Der Hof kam in drei Abtheilungen nach Preußen. Die erste bestand aus dem König, der Königin und den jüngeren Mitgliedern der königlichen Familie, zu deren Fortschaffung 200 Wagen erforderlich waren; die zweite aus dem Kronprinzen und seinem Gefolge, und die dritte aus dem übrigen Hofstaate. Die Gardes du Corps und 100 Mann Schweizer-Garde schlossen den Zug, der überhaupt 30,000 Vorspannpferde zu dieser Reise bedurft haben soll **).

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Wenn mir dasjenige, was Du bis jetzt erzählt hast," — unterbrach Carl den Freund — „ein Anderer von Dir mitgetheilt hätte, so würde ich diesem nicht geglaubt haben; denn es wäre mir als total unmöglich vorgekommen, daß Du, „der zurückhaltende, ritterliche Rodrigo," — wie Jentze, Reiche, Krüger und ich Dich immer nannten, — Dich so schnell und heftig in eine Kokette verliebt, diese aufgegeben und dann auch sogleich Deine Liebe auf eine andere Dame übertragen haben solltest. Das Epitheton „zurückhaltend" hast Du verscherzt, aber „der ritterliche Rodrigo" bist Du geblieben und wirst es bleiben, so lange Du athmest."

„Das hoffe ich zu Gott!" — sprach Roderich — Aber ich hätte der kälteste Philosoph gewesen sein müssen, wäre ich gegen Helena's Reize unempfindlich geblieben. Wenn meine Neigung zu dem schönen Mädchen auch sofort aufhören mußte, nachdem ich Helena wahrhaft kennen gelernt hatte, so war ich doch empfänglich für Liebe geworden und ich sehnte mich nach einem edlen weiblichen Herzen, um an demselben die schmerzenreiche jüngste Vergangenheit zu vergessen und wieder Interesse zu gewinnen für das Leben. In Thecla erkannte ich das Wesen, welches, wenn es lebte, mich vollkommen glücklich machen könnte. Darfst Du Dich daher wundern, lieber Carl, daß in dem Momente, in welchem ich mir ein Bild von Thecla's äußerer Erscheinung dachte und dieses Bild nun verkörpert vor mir sah, ich in Liebe entbrannte, besonders da mein Ideal noch weit hinter der schönen Wirklichkeit zurückblieb?"

„Nein, wahrhaftig nicht!" — sagte der Andere schnell. — „War es eine Thecla, die Du gefunden, so kann ich Dir nur aufrichtig Glück dazu wünschen. Doch fahre gefälligst fort in Deiner Erzählung."

„Auf allen Promenaden" — sprach Roderich weiter — „suchte ich vergeblich die Damen und gelangte endlich bis zu dem Stege, welcher in die See führt. Am Ende desselben standen mehrere Personen. Ich bestieg den Steg und war kaum bis zur Mitte vorgeschritten, als die ersehnten drei Damen mir zu meinem Entzücken entgegen kamen! Da der Bretterweg, wie Du weißt, etwas schmal ist, so trat ich auf die Seite und blieb stehen. Mein ehrerbietiger Gruß wurde freundlich erwiedert und um die Lippen des schönen Weibes, welches sich meines Gesichtes in Folge jenes Momentes erinnern mochte, spielte ein anmuthiges Lächeln. Da es aufgefallen sein würde, wenn ich wieder zurückgegangen wäre, so mußte ich zu meinem Leidwesen meinen Weg schon verfolgen. Am Ende des Steges befanden sich ein bejahrter Herr und zwei Matronen, welche sich an dem Anblicke des Meeres und dessen reizenden Ufer erfreuten. Nachdem die letzteren sich entfernt hatten, fragte ich den alten Herrn, ob er die drei jungen Damen kenne, welche kurz vorher hier gestanden haben. Der freundliche alte Mann schaute mich lächelnd an und sprach dann seine Verwunderung darüber aus, daß mir die liebenswürdige, allgemein gefeierte Gräfin Laura, de-

*) Vergl. das Werk von Schubert ꝛc.; Abschnitt 4. S. 110 – 112

**) Vergl. daselbst Werk; Abschnitt 5 S. 113 – 114

Digitized by Google

ren allerliebſte Nichte, Comteſſe Franziska, und die Geſellſchaftsdame, Fräulein Mertens, unbekannt ſeien."

„Alſo Gräfin Laura?!" — rief Carl fröhlich aus. — „Gebe Gott, daß es Dir gelungen ſein möchte, das Herz derſelben zu erobern! Ich kenne die Gräfin zwar nicht perſönlich, aber ich habe ſo viel Gutes über ſie gehört, daß, wenn nur die Hälfte davon wahr iſt, ſie ein Engel ſein muß."

„Ich befand mich in gleichem Falle," — fuhr Roderich fort — „und Gräfin Laura war mir früher ſo oft und genau beſchrieben worden, daß ich ſie dieſer Beſchreibung nach beim erſten Anblick hätte erkennen müſſen. Da die Gräfin reich iſt, ſo war ich feſt entſchloſſen, ſie nicht weiter aufzuſuchen, ſondern bei meiner zurückgezogenen Lebensweiſe zu verharren; denn ich habe ja gleich Dir, mein lieber Carl, den Grundſatz, mich niemals um die Hand einer Dame zu bemühen, welche reicher iſt, als ich."

„Ich bin dieſem Grundſatze bis jetzt zwar nicht ungetreu geworden," — lachte Carl — „aber wenn ich eine Frau fände, wie Gräfin Laura, ſo würde ich keinen Anſtand nehmen, gedachtem Grundſatze den Laufpaß zu geben."

„Nun, ſo wankelmüthig bin ich nicht;" — ſprach Roderich — „doch weiter. Nachdem ich dem alten Herrn für ſeine Mittheilung gedankt hatte, entfernte ich mich und machte eine Promenade in die Berge. Ich wollte mich zerſtreuen, aber es gelang mir nicht, Laura's Bild aus meiner Seele zu verdrängen und den Gedanken an meine ungünſtigen finanziellen Verhältniſſe los zu werden, welche mich daran verhinderten, der Neigung meines Herzens zu folgen. O wäre Laura doch arm! — wünſchte ich. — Wie gern hätte ich die Meere durchſchifft, um mir Schätze aus Peru zu holen! — Ich wußte mich kaum zu faſſen. — In einem kleinen Häuschen am Fuße eines Berges machte ich Halt und nahm ein frugales Mittagsmahl ein. Die fröhlichen Geſpräche der biederen Hüttenbewohner waren die Würze meines Mahles und vermochten mich etwas zu erheben. Die Sonne neigte ſich ſchon zu ihrem Untergange, als ich nach Hauſe zurückkehrte. In der Nähe des Salons fuhr eine elegante Equipage an mir vorüber, in welcher die Gräfin und ihre Damen ſich befanden. Mein Gruß wurde nur von Comteſſe Franziska bemerkt und erwiedert. Nachdem ich mich noch in der See gebadet hatte, begab ich mich ermüdet zur Ruhe. Der Schlaf mied mich, und Bilder in buntem Gemiſche beſchäftigten meine Seele. Bald verwirrten ſich dieſe Gebilde, Phantasmata ſeltſamer Art umgaukelten mich, und mir erſchienen Helena, Ungeheuer des Meeres, Engel und Teufel, — endlich Thecla. Ich recitirte eben den Schlußvers aus ihrem letzten Monologe: „Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde" — und erwachte. — Ich lebte nun wieder nach meiner gewohnten Weiſe und fühlte mich jedesmal ſehr beglückt, wenn ich den Damen begegnete und ihnen durch einen ehrfurchtsvollen Gruß meine Unterthänigkeit bezeugen konnte. Franziska lächelte mich beim Vorüberfahren immer freundlich an."

„Das Backfiſchchen ſcheint ſich für den Grafen Roderich zu intereſſiren!" — rief Carl mit Lachen.

„Mehrere Tage nach meinem erſten Zuſammentreffen mit den Damen," fuhr der Andere lächelnd fort — „ging ich nach dem Stege, von welchem dieſe eben zurückkehren, und als ich mich am Ende deſſelben befinde, erblicke ich im Waſſer ein weißes Taſchentuch. Ohne Zweifel mußte daſſelbe einer der Damen gehören. Unſern des Steges fuhr der älteſte Sohn meines Wirthes, Namens Julius, in einem Boote. Ich forderte den Knaben auf, das Tuch herauszufiſchen. Indem ſich Julius danach bückt, verliert er das Gleichgewicht und fällt in die See. Ohne Weiteres ſtürze ich mich in die Fluthen, ſchwimme nach dem Boote und in wenigen Minuten ſind der Knabe, das Tuch und ich in dem Kahne, welchen ich nach dem Lande dirigire. Das Taſchentuch gehörte der Gräfin, denn ich bemerkte in der einen Ecke deſſelben den Buchſtaben L. und die Grafenkrone darüber. Indem ich dies dem Knaben mittheilte, verpflichtete ich ihn, von dem Unfalle nicht zu ſprechen, da ſich ſeine Angehörigen darüber nur erſchrecken würden. Indeß die Mutter hatte Alles aus der Ferne geſehen, ſtand nun am Ufer und dankte mir mit tauſend Worten für die Rettung ihres Sohnes. — Ich war unentſchlüſſig, ob ich das Taſchentuch als ein theures Andenken an Gräfin Laura behalten oder daſſelbe der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgeben ſollte."

„Ich hätte es unter allen Umſtänden behalten," — ſagte Carl.

(Fortſetzung folgt.)

Einiges über das Concil zu Conſtanz.

(Fortſetzung.)

Am 6. Juli (1415) wurde der Reformator in den Münſter zu Conſtanz geführt und in Gegenwart des ganzen hohen Concils, des Kaiſers und der übrigen Fürſten und Herren, auf dem großen Steine, der noch gezeigt wird, in allen Formen der geiſtlichen Würde entkleidet. Zu dieſer Degradirung hatten die Widerlegungen ſeiner Lehre durch Johann Tatterius, Dr. der Theologie, „erſtem Meiſter" an der Univerſität zu Paris, und Johann Zacharias, Mönch und Profeſſor zu Erfurt, Vieles beigetragen. Hierauf wurde Huß, unter Vorbitte der Lebenserhaltung, vom geiſtlichen Concile zur Beſtrafung dem Kaiſer Siegismund übergeben. Der Kaiſer, unein-

Digitized by Google

gedenk seines königlichen Wortes, seiner Unterschrift und des Siegels seines Wappens auf dem Sicherheitsscheine, berücksichtigte nur das Familien- und fürstliche Interesse, welches ihm durch die Lehre eines aufgeklärten Christenthumes gefährdet schien und ihn deßhalb noch mit besonderem Hasse gegen den würdigen Reformator erfüllte. Das Königswort wurde durch Siegismund notorisch zur Schande in Deutschland. Huß wurde nun vom Kaiser mit folgenden Worten dem Protector des Concils, dem Kurfürsten und Pfalzgrafen Ludwig von Baiern, übergeben: „Sintemmalen Wir das weltliche Schwert führen, das Uebel zu strafen, hiermit, lieber Oheim, nehmet hin diesen Mann Johann Huß und lasset ihm thun in Unserm Namen als einem Erzketzer gebühret!“ Worauf das Kaiserß Kurfürst, Ludwig von Baiern, den Huß dem Reichs-Stadtvoigte wieder mit folgenden Worten übergab: „Nimm hin den Johann Huß von des Kaisers Majestät und meinem Befehl und Urtheil und laß ihn verbrennen als einen Ketzer!“ Alsdann überlieferte der K. Stadtvoigt den Huß dem Executionsbeamten (Scharfrichter, Henker), und die Hinrichtung fand noch am gleichen Tage (6. Juli) 11 Uhr Statt, und zwar vor dem Paradieser- oder Gödlinger Thore auf dem Bürgerfelde in der Brühler Vorstadt, westlich dem damals dort gelegenen Kapuzinerkloster — an dessen nördlicher Seite gegenwärtig die Gartenwirthschaft „zum Gütli“ steht. — Den Scheiterhaufen umgaben 1000 Soldaten der Stadt Constanz und 2000 des gedachten Kurfürsten von Baiern im Kreis. Auf gleicher Stelle erlitt Huß'ens Schüler, Hieronymus von Prag, den Feuertod am 30. April 1416. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Wien den 29. Juni. Eine auffallende Erscheinung bilden bei uns die sich in den letzten Jahren so beträchtlich mehrenden Adelsgesuche, so daß das Prinzip der Staatsverwaltung, dieselben nur ausnahmsweise und bei besondern Verdiensten den Bittstellern zu gewähren, dabei fast gefährdet erscheint. Es sollen gegenwärtig mehr als tausend solcher Bewerbungen vorliegen, theils von Beamten und reichen Industrie- und Handelsleuten, noch zahlreicher von Offizieren, die „dreißig Jahre mit dem Degen in der Hand“ gedient haben und zur Vermehrung unsers jungen Adels, häufig auch ohne äußere Mittel, den wesentlichsten Zuwachß bilden. Zur Zeit der Successionskriege unter der Kaiserin Maria Theresa war die betreffende Bestimmung erlassen, seit einem fast dreißigjährigen Frieden aber so ausgeübt worden, daß sich die Mehrzahl der Adelsverleihungen eben auf die Offiziere erstreckte. Doch, heißt es, wird auch bei den Industriellen eine zweckmäßige Beschränkung eintreten, zumal die öffentliche Meinung solche Bevorzugungen nur zu gern ihren Geldkräften beizumessen geneigt ist. Es soll im Staatsrathe nun die Norm angenommen worden sein, über Adelsgesuche nur ausnahmsweise und bei besondern Verdiensten der Bittsteller dem Kaiser ein Votum zu unterbreiten, um die Masse unsichhaltiger Gesuche abzuhalten. (A. D. Z.)

Eine im Jahr 1705 und dann wieder 1734 vom Rathe zu Danzig publicirte Gesindeordnung macht den Herrschaften zur Pflicht: „ihre Dienstboten sonntäglich wenigstens einmal in die Kirche zu schicken, daß sie dann nicht wo anderß hingehen.“ Es war ihnen die Gewalt verliehen: „ihr Gesinde mit Schlägen außzujagen und zu strafen,“ nur so, „daß es ohne Lähmniß und schwere Verwundung abgehe.“ Die „Essen- und Trinkentadier“ unter den Dienstboten wurden für das erste Mal mit achttägigem Gefängniß bei Wasser und Brot und für jedes fernere Vergehen der Art gar mit Zuchthausstrafe belegt! (Welt.)

Personalnotizen.

Im 29. Juli starb zu Brombeeg der Prinz Friedrich Wilhelm Heinrich August von Preußen, kön. preuß. General und Inspecter der Artillerie, im 64. Lebensjahre. Der hohe Verewigte, jüngster Sohn des am 2. Mai 1813 verstorbenen Prinzen Aug. Ferdinand von Preußen (eines Bruders König Friedrichs II. und der Prinzessin Anna Elisabeth Louise, geb. Markgräfin von Brandenburg-Schwedt), war das älteste Mitglied der königl. Familie, deren Senior nun der in Rom lebende Prinz Heinrich, Oheim des Königs, ist. Seit länger als 30 Jahren füllte der Prinz August mit der größten Auszeichnung die ihm übertragenen militärischen Posten, namentlich die eines Generalinspecteurs und Chefs der gesammten Artillerie, eines Präses der Commission zur Prüfung militärisch-wissenschaftlicher und technischer Gegenstände und eines Curators der Artillerie- und Ingenieurschule aus. Im Jahre 1806 hat er, nachdem sein heldenmüthiger Bruder, der Prinz Louis Ferdinand, schon den Tod auf dem Schlachtfelde bei Saalfeld gefunden, bei Prenzlau mit wahrer Todesverachtung gefochten. Er fiel damals, den Degen in der Hand, in die Gewalt des überlegenen Feindes, und er zog es vor, statt auf sein Ehrenwort entlassen zu werden, das Schicksal seiner Cameraden in der Gefangenschaft zu theilen. Dreißig Monate verweilte er als Kriegsgefangener in Mainz. Nicht minder rühmvoll war sein Antheil an den Befreiungskampfe, in dem er zuerst eine Brigade, später ein Armeecorps commandirte. Bei Culm, Dresden und Leipzig, sowie in verschiedenen Treffen auf französischem Boden, gab er Beweise der größten Unerschrockenheit und eines seltenen militärischen Scharfblicks. Der Feldzug von 1815 wurde für den Verewigten einer Schule der Erfahrung in dem Felde des Belagerungskriegs. Die Ausbildung der preuß. Artillerie, die Prüfung und Herbeiziehung zahlreicher Gegenstände zu ihrer Vervollkommnung sind sein Werk. Er war übrigens der reichste Mann in der ganzen Monarchie. Außer dem schönen Rheinsberg, weit bekannt durch den Aufenthalt Friedrichs II. als Kronprinzen daselbst, gehörten ihm eine große Anzahl von Herrschaften, Schlössern und Dörfern in den schönsten Provinzen der Monarchie; in und bei Berlin besaß er schöne Paläste und Häuser, von denen das Lustschloß Bellevue, im Thiergarten und unmittelbar an der Spree gelegen, durch Abbildungen und Beschreibungen seinen Aeußern und Innern nach bekannt ist. Zur Verwaltung aller dieser großen Besitzungen bestand eine besondere prinzliche Domainenkammer mit einem Director und mehreren Räthen. Die Zahl aller in den Diensten des Prinzen stehenden Personen belief sich auf mehr als 500.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 42. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Zeitstimme *).

Ihr Fürsten, denen Gott verlieh des Purpurs und der Krone Zier,
O bäumet nicht am Strom der Zeit, die Zeit ist mächtiger, als ihr,
Rein, weis' und mäßig steuernd nutzt, indem ihr sie beherrscht, die Flut,
Gebt frei das Wort! Vertraut dem Volk! Fürwahr das Volk ist treu und gut.

Ihr Ritter, die ihr reich und hehr auf euren Aeolsschlössern hauset,
Die ihr im hohen Rathe sitzt und führt das Schwert in eurer Faust,
Die Ersten steht in jedem Kampf, wo's Recht und Licht und Wahrheit heißt,
Denn eure Würd' ist hohler Schall, so ihr nicht adlig seid von Geist.

Ihr Bürger schaffet fröhlich fort am Herd' im sichern Eigenthum,
Ein treu Gemüth sei euer Dank, und eure Pflicht sei euer Ruhm,
Geld eurem Land ein fester Wall, ein fester Wall dem alten Recht,
Denn wer sich willig knechten läßt, verurtheilt selber sich zum Knecht.

Und du, mit Spaten, Hack' und Pflug, Gott grüß dich wackrer Bauernstand,
Er gebe deinen Hügeln Wein und goldne Aernten deinem Land!
Sei fromm und einfach, schlecht und recht, halt fest an Gott und Fürstenhaus,
Gewiß des Landesvaters Huld, des Himmels Segen bleibt nicht aus.

*) Aus Emanuel Geibel's herrlichen „Zeitstimmen" 2. Aufl. Lübeck 1843

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortsetzung.)

Das Schloß zu Königsberg wurde natürlich der Haupt- und Mittelpunkt der solennen, denkwürdigen Krönungsfeierlichkeiten, und es dürfte deßhalb eine gedrängte Beschreibung desselben, die aber nur seine innere und äußere Einrichtung am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts betreffen kann, hier einen geeigneten Platz finden. Es sei mir daher vergönnt, eine solche nachstehend zu liefern.

Das Schloß zu Königsberg gehört in historischer Beziehung unstreitig zu den merkwürdigsten, die gegenwärtig noch vorhanden sind und in allen ihren Theilen benutzt werden; denn unter den eigenthümlichsten Zeitverhältnissen wurde es gegründet, überstand mehre der hartnäckigsten Belagerungen, ward später der Sitz des Ordens-Marschalls und in Folge dessen in den merkwürdigen, fast unendlichen Kriegen gegen die heidnischen Litthauer der wichtigste militairische Punkt in den Ordenslanden; von 1456 an hatten hier die Hochmeister ihren Sitz; um 1525 ward es die Residenz der Herzoge von Preußen; am 18. Januar 1701 fand in demselben die Krönung und Salbung des ersten Königs unseres Staates Statt; in neuerer und neuester Zeit weilten hier oft unsere Monarchen, nahmen russische Behörden ihren Sitz, und die französischen Usurpatoren schrieben von hier aus Gesetze vor und Brandschatzungen aus, und in ganz jüngster Vergangenheit ist es wieder der Schauplatz einer hochwichtigen, erhebenden Handlung gewesen. Ja, gewiß nur wenig Schlösser der Gegen-

Digitized by Google

wart haben eine so inhaltreiche, wechselvolle Geschichte aufzuweisen!

Das Schloß zu Königsberg erhebt sich auf einem ziemlich hohen, an der Südseite sehr schroffen Berge und bildet ein längliches, im Aeußeren hie und dort sehr unregelmäßiges Viereck, dessen innerer Hof, welchen man inneren Schloßplatz nennt, 333 Fuß lang und 213 breit ist. Ehemals befand sich auf diesem, wie auf denen aller Ordenshäuser, ein tiefer, gemauerter Brunnen, der aber schon um 1698 zugeworfen wurde; gegenwärtig findet man hier deren zwei, von welchen der eine unausgesetzt fließt, der andere aber mittels einer Pumpe das in der Stadt beliebteste Trinkwasser liefert.

Die Nordseite des Schlosses, deren westliche Hälfte im Aeußern noch heut' zu Tage in ihrem ursprünglichen Zustande erscheint und mit einer großartigen, bis zum Dache reichenden Arcade versehen ist, ist noch ein Werk des Deutschen Ordens; auch der alte Thurm, welcher an der einen Ecke, und zwar nach dem Schloßteiche hin, sich erhebt, setzt diese Annahme außer Zweifel. In diesem Theile des Schlosses, und zwar unten, befanden sich beim Beginn des achtzehnten Jahrhunderts: die Bernsteinkammer, die Rentkammer, die Hofstuben oder die Gemächer für die herzoglichen Pagen und Lakeyen, die Conditorei, die Weinkeller und andere Behältnisse ähnlicher Bestimmung. In dem zweiten Stockwerke waren: das Botenmeisteramt, die geheime Cancellei nebst dem Archiv und der Cancellei-Bibliothek, das preußische Hofgericht, die Lehnskammer und das Officium fiscij; nach dem Schloßhofe hin: die geheime Rathsstube, besonders merkwürdig durch eine am 19. März 1541 in den Gewölben unter derselben Statt gehabten Pulver-Explosion, bei welcher Herzog Albrecht nahe daran war, sein Leben einzubüßen; ferner die Rechnungskammer, das Jagdarchiv, einige Commissionsstuben und andere weniger bemerkenswerthe Localitäten. Das obere Stockwerk war für das hohe Tribunal, den Landkasten und für die Landstände eingerichtet. In den meisten dieser Gemächer fand man sonst und zum Theil auch noch gegenwärtig eine große Menge theils sinnreicher, theils seltsamer Inschriften und Verse in lateinischer und deutscher Sprache, deren Mittheilung jedoch, selbst mit Auswahl, uns zu lange bei dieser Localbeschreibung aufhalten würde.

Die Ostseite des Schlosses ist durch Herzog Albrecht erbaut worden. Ueber dem großen, nach dem äußeren Schloßplatze führenden Schloßthore findet man, außer dem schwarzen Adler und anderen Wappen, die Jahrzahl 1533 und folgende Verse:

„Parcere subjectis et debellare superbos
Principis officium est, Musa Maronis ait.
Sic regere hunc populum, Princeps Alberte memento:
Sed cum divina, cuncta regentis ope."

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Ich hätte es auch gern gethan," sprach Roderich — „aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Als ich den folgenden Tag nach dieser Begebenheit den Damen begegnete, erröthete die Gräfin, und dies Erröthen ließ mich vermuthen, daß der Knabe, dessen Eltern von der wohlthätigen Frau unterstützt wurden, geplaudert hatte. Dieser gestand mir auch alsbald, daß er meinem Verbote gemäß der Gräfin zwar nichts von dem Unfalle mitgetheilt, wohl aber erzählt habe, daß ich mich im Besitze ihres verlorenen Taschentuches befinde. Nun konnte ich den usurpirten Schatz allerdings nicht behalten. Es war mir an demselben Tage nochmals vergönnt, die Damen auf der Promenade zu treffen, und indem ich mich ihnen vorstellte, gab ich das Tuch der liebenswürdigen Eigenthümerin zurück, welche mir mit freundlichen Worten ihren Dank dafür ausdrückte. Es lag in der sanften, anmuthsvollen Weise, in welcher die Gräfin sprach, ein unnennbarer Reiz, und mir tönten diese wenigen Worte noch lange nachher in meiner Seele wieder. — Jetzt war die Bekanntschaft gemacht, und es würde thöricht gewesen sein, wenn ich die Gräfin nun hätte fliehen wollen. — Menschen, welche sich nie in Versuchung befanden, können deßhalb nicht für tugendhaft gelten, weil sie dieses oder jenes Vergehen nicht begangen haben, obschon gerade diese Leute meistentheils die strengsten Sittenrichter sind. Wie oft verdammt Einer den Andern eines Fehltrittes wegen, welchen sich jener vielleicht eben so gut hätte zu Schulden kommen lassen, wenn er in der Lage dessen gewesen wäre, der den Fehltritt beging. Nur derjenige kann wahrhaft tugendhaft genannt werden, welcher in Versuchung geräth und dieser widersteht. Ich durfte es mir daher auch keineswegs als Verdienst anrechnen, daß ich bis dahin jenem Grundsatze, welcher bei Dir, mein lieber Carl, nur noch auf schwachen Füßen zu stehen scheint, treu geblieben war, und mußte, wenn ich mir das Prädicat „standhaft" erwerben wollte, nicht die Gelegenheit vermeiden, wo ich die Festigkeit meines Grundsatzes zeigen konnte."

„Ich stimme Dir völlig bei," — versetzte Carl — „und hiernach möchte es unrecht sein, Helena zu verdammen, welche, wenn sie unter dem Schutze einer wachsamen und vernünftigen Mutter aufgewachsen wäre, wahrhaftig nicht das geworden sein würde, was sie gegenwärtig leider ist."

„Ich verdamme sie auch nicht" — sprach Roderich — „und vermag sie nur zu beklagen. — Doch um auf meine Erzählung zurück zu kommen, so hielt ich es jetzt für meine Pflicht, der Gräfin meine Aufwartung zu machen. Die liebenswürdige Frau empfing mich sehr gütig. In ihrem etwas blassen Antlitze,

Digitized by Google

welches von den dunkelsten Locken beschattet wurde, lag eine unendliche Sanftmuth und Milde. Die Gräfin drückte ihr Befremden darüber aus, daß sie mich noch in keiner Gesellschaft gesehen habe, da ich doch schon einige Zeit im Bade sei. Auch die hübsche Franziska, welche in wenigen Minuten meine Freundin geworden war, und an deren allerliebster Naivetät ich mich höchlichst ergötze, tadelte meine zurückgezogene Lebensweise und meinte, daß sie mich bis zu dem Augenblicke, wo ich ihrer Tante das Tuch überreicht, für einen Trappisten gehalten habe. Als ich mich beurlaubte, erhielt ich die freundliche Einladung, meinen Besuch zu wiederholen. In einer sehr glücklichen Stimmung begab ich mich nach Hause. Welch' ein Unterschied zwischen Laura und Helena! Laura gleicht dem reizenden Frühlinge in unserem nordischen Vaterlande, Helena dem üppigen Sommer im glühenden Süden. Während hier die verschwenderisch ausgestattete Natur uns in Entzücken versetzt, aber die ungewohnte Gluth bald zurücktreibt in die Heimath, — wird dort unser Herz in Seligkeit versetzt und der Wunsch in uns hervorgerufen, daß er ewig währen möchte, dieser himmlische Frühling. Mir war, als hätte ich auf sturmbewegten Wellen den Ocean durchschifft und nun das feste Land erreicht, um darauf sicher und ohne Wanken meinen Weg durch das Leben zu gehen. Was ich in Carlitten empfand, war nichts als ein Rausch. Jetzt erst fühlte ich Liebe, wahre Liebe! Und diese Liebe wird nimmer erlöschen, wenn ich auch nie mit Laura vereinigt werden sollte!"

„Sie soll leben!" — rief Carl mit Begeisterung, und die Becher wurden stürmisch geleert.

„Ich sah und sprach die Gräfin nun täglich," fuhr Roderich nach einer kurzen Pause fort — „bald auf der Promenade, bald in ihrer Wohnung. Ungefähr acht Tage nach meinem ersten Besuche war ein Concert angekündigt, und ich verfügte mich gegen Abend in den Salon, um der musikalischen Unterhaltung beizuwohnen. Ich fand die drei Damen in dem sehr gefüllten Saale bereits anwesend, und die liebenswürdige Laura theilte mir lächelnd mit, daß das Fräulein und der Herr, welche sich hätten hören lassen wollen, aus Sympathie heiser geworden wären, und daß daher einige Herrschaften die Freundlichkeit haben würden, zur Entschädigung für das Concert eine Schillersche Tragödie dem Publikum vorzutragen. Franziska fügte lachend hinzu, daß es hier im Bade sehr en vogue sei, sich durch den Vortrag dramatischer Werke die Zeit zu vertreiben, und daß man die Rollen meistentheils höchst drollig vertheile. Die junge Dame hatte mir die Wahrheit berichtet, denn eben wurde verkündet, daß die Wahl des vorzutragenden Stückes auf die Räuber gefallen sei, und es präsentirten sich uns alsbald eine große, hagere Dame und ein kleines Persönchen von einer enormen Corpulenz respective als Carl und Franz Moor. Da die beiden Damen schon öfter als Helden bewundert sein mochten, so erregte diese Präsentation weiter kein Aufsehen, und nur wenige Personen hörte man lachen, was Carl und Franz Moor indeß als Zeichen des Beifalles aufzunehmen schienen. Die Vertheilung der übrigen Rollen, welche sämmtlich von Damen übernommen worden, war weniger burlesk."

„Schade, daß Holtei und Tieck nicht zugegen sein konnten," — bemerkte Carl.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über das Concil zu Constanz.

(Fortsetzung.)

Wehmüthige Schauer ergriffen mich, als ich nach vieler Mühe die Stätte fand, wo diese würdigen Männer für die Wahrheit eines gereinigten christlichen Glaubens, in directer Folge der Wortbrüchigkeit Sigismund's, den Tod fanden *). Diese Schauer wurden noch erhöht, als mir erst bei der Auffindung dieser Stelle beifiel, daß wir den 10. August (1842) zählten, an welchem vor einem halben Jahrhundert Officiere und Soldaten aus den schweizerischen Bundesstaaten im freiwilligen Dienste für einen ausländischen König (Ludwig XVI. von Frankreich) die Treue und Ehre des Manneswortes mit ihrem Blute und Leben besiegelt hatten.

Die Stätte, wo die Männer der Wahrheit den Feuertod fanden, gehört jetzt einem städtischen Gärtner und Feldbebauer, der mir erzählte, daß der mit der Inschrift: „Johannes Huss, A. D. CCCCXV." bezeichnete rohe Denkstein durch ihn, auf „besondere Veranlassung," vor einigen Jahren weggenommen worden sei. Die tolerante Absicht dieser Veranlassung macht jedoch das Factum der ungerechten Hinrichtung nicht ungeschehen. —

Das Kapuzinerkloster, bei welchem die Hinrichtung Statt gefunden, ist gänzlich in allen äußeren Spuren verschwunden; seinen Raum begreift jetzt das Haus und der Garten der Wirthschaft zum Gütli nördlich, Felder aber südlich, wo beim Graben noch viele Grundsteine gefunden werden. Ungefähr 30

*) Bekanntlich hatte Herzog Friedrich von Oesterreich den Papste Johann XXII. Schutz und Sicherheit versprochen, weßhalb, als der K. Sigismund den Johann anfangen nehmen wollte, er ihm zur Flucht verhalf, hierdurch aber in die Reichsacht verfiel, wodurch er seine Herrschaften in der Schweiz verlor; nur Johann Wilhelm von Mulinen, sein Kammerer, blieb ihm getreu und barg ihn auf seiner Burg Werenz in Tirol bis nach Aufhebung der Reichsacht. In dem noch blühenden Aargauischen Hause Mulinen, zu Bern verbürgert, findet sich noch der Becher, welchen der Herzog von Oesterreich seinem Kämmerer aus Dankbarkeit verlieh. Die Ehre des Mitterwortes fand indeß keine Anerkennung vor dem Könige. —

Digitized by Google

Schritte von der meuchelmörderischen Richtstätte findet sich, südöstlich gelegen, die bescheidene Wohnung des Gärtners, des Besitzers dieser Stätte. Das Kapuzinerkloster wurde später in die innere Stadt verlegt und fand unter dem französischen Protectorium über Deutschland seine Aufhebung; unter der gegenwärtigen baden'schen Regierung wurde gerade diese Klosterkirche zum Gottesdienste für den gereinigten evangelischen Glauben der Evangelischen Kirche überwiesen. —

Bemerkungen.

1) Constanz war im 15. Jahrhundert eine Stadt des Reichs von mehr denn 40,000 Seelen, Sitz eines Bischofes und Domcapitels, und hatte, mit Inbegriff des Domes, zweier Stifts- und der Klosterkirchen, 17 Kirchen. Durch die Ueberfüllung von mehr denn 60,000 Fremden während des Concils (1414—1418) wurde der Handel vielfältig gehemmt, und die ansehnlichsten Kaufleute und Fabrikanten verließen diese Stadt. Mit dem Concile begann zuerst Constanz zu sinken. Durch die Verlegung der bischöflichen Residenz (mit Ausnahme des Domcapitels) durch den Bischof Hugo aus dem Hause Landenberg (1500) (welcher früher Dombecan zu Constanz und Stiftsprobst zu Erfurt gewesen) nach Meersburg am Bodensee, durch die Reichsächtung und Belagerung von Seiten der Kaiserlichen (1548) wegen Annahme der evangelischen Religion in der Stadt; ferner durch die Belagerung der Schweden im dreißigjährigen Kriege (1633), namentlich aber durch die Nichtaufnahme in den Schweizerbund, durch die Vertreibung der Evangelischen von Haus und Hof und den Verlust der reichsfreien Selbstständigkeit kam Constanz gänzlich herunter. Den Schluß machten die französischen Revolutionskriege, unter welchen nur ein einziger Stern, der edle Dalberg als Bischof — der früher Statthalter in Erfurt gewesen — erschien; doch leuchtete dieser schöne Stern nur kurze Zeit. Gegenwärtig hat sich zwar Constanz unter der milden Regierung des ehrenwerthen Hauses Baden wieder etwas gehoben; doch zählt es auf drei katholischen Pfarr- und einer Filialkirche nebst einer evangelischen Capellkirche (der ehemaligen Kapuzinerkirche) nur 8000 Einwohner, während der Umfang der Stadt mehr als 2000 Häuser mit 40,000 Einwohner zählen könnte. Das alte bischöfliche Schloß (die Pfalz) ist in seinen letzten Spuren verschwunden, und nur noch die Stätte, wo es gestanden, kennt man noch. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

In der „Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich," *) 1. Th. (Berl. 1837) 4. Abschn., wird bei der Beschreibung der Schlacht von Waterloo besonders hervorgehoben, daß Napoleon am Anfange der Schlacht seine Bemühungen, statt gegen das Centrum Wellington's, gegen dessen linken Flügel hätte richten sollen, wodurch allerdings die später eintretende Vereinigung desselben mit den Preußen wahrscheinlich verhindert worden wäre; aber dagegen wird auch anerkannt, daß nach dieser Versäumniß dem Kaiser nichts weiter übrig blieb, als uns jeden Preis die Sprengung des englischen Centrums zu bewirken. — Auch zeigt der Verf., daß Grouchy, nach den Verzögerungen seines Marsches am 17. Juni, am 18. nicht mehr im Stande war, den Marsch der Preußen aufzuhalten oder mit ihnen zugleich auf dem Schlachtfelde bei Belle Alliance anzukommen, was von französischen Schriftstellern, und besonders von Gourgeaud, so entschieden behauptet worden ist.

Der Chinese lebt im Allgemeinen eingezogen und häuslich; bei einzelnen festlichen Gelegenheiten aber wird der höchstmögliche Glanz entfaltet, z. B. am Neujahr, bei dem Laternenfeste, bei Hochzeiten und an Geburtstagen. Dabei spielen die Gastereien eine Hauptrolle, wie denn der Chinese überhaupt zugleich Vielesser und Feinschmecker ist. Seine gewöhnliche Begrüßungsformel lautet nicht etwa: „Wie befindest Du Dich?" und „wie geht es Dir?" — sondern: „Hast Du gegessen oder nicht?" denn Essen ist sein höchstes Gut auf dieser Welt. Beim Essen bedient sich der Chinese nicht, gleich uns, der Löffel, Messer und Gabeln, sondern zweier Holz- oder Elfenbeinstäbchen, deren er sich so geschickt zu bedienen weiß, daß nichts daneben fällt. Aber freilich bringen diese Ersatzmittel der Messer und Gabeln einen Europäer, der zu Gaste geladen wird, und mit ihnen umzugehen noch nicht gelernt hat, zur Verzweiflung. Dann erbarmt sich meistens der Wirth des Unbeholfenen und steckt ihm höflich Fleisch und Reis oder andere Speisen mit seinen Stäben in den Mund. Bei jeder passenden Gelegenheit wird ein Schmaus veranstaltet, bei dem es entsetzlich ceremoniös hergeht. Drei Einladungen sind unumgänglich nothwendig, und zwar eine am Tage vorher, eine zweite am Vormittage und eine dritte kurz vor Eintritt der Speisestunde. Jeder nimmt, wie auf Befehl, die Stäbe zur Hand, führt einen Bissen zum Munde, und legt sie ebenso wieder hin, da bei jedem einzelnen Bissen, der gegessen, bei jedem Schlucke, der getrunken wird, ein dazu bestellter Mann das Zeichen giebt. Das Mahl dauert etwa vier Stunden. Was der Gast von den ihm vorgesetzten Schüsseln nicht verzehrt, schickt man ihm in's Haus nach, und am andern Tage bedankt er sich dann in einem an Complimenten überreichen Briefchen. Unter die größten Delicatessen rechnet der Chinese Dinge, denen kein Europäer Geschmack abzugewinnen vermag, z. B. die Suppe aus ebbaren Vogelnestern, welche fade schmeckt, aber sehr aufregend wirkt; die Trepangs oder Seewalzen, welche in großer Menge von den malayischen Inseln kommen und etwa wie Kaviar genossen werden, sodann besonders Haifischflossen. Freilich kommen solche Leckereien nur auf die Tafeln der Reichen; die armen Leute haben nur selten und wenig Fleisch zu essen; sie verzehren auch Hunde und Katzen.

*) Verfaßt vom Major von Damitz aus den Vorträgen des Generals von Grolmann.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 43. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angebracht, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (1½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Der Zeitgeist.

Man hört oft da den Geist der Zeiten nennen,
Wo man doch nur vom eignen Geiste spricht —
Laßt uns dies Wesen prüfen und erkennen,
Und das, was ist, beschaun im rechten Licht,
Damit uns nicht die Neuerer bethören,
Die unter Zeitgeists-Masken sich vermehren,

Die offen sich für Menschenglück verbinden,
Und dennoch wirken für selbstsücht'gen Zweck,
Wobei sie es voll Zuversicht verkünden:
Ihr Lebensstuhl stehe auf dem höchsten Fleck,
Umgeben von Minerva's Attributen,
Den farb'ge Strophen zauberisch umfluthen.

Da fügen sie mit aufgebornem Bakel,
Zu dem oft biegsam sich die Feder spitzt,
Bald heißt es: Vereat! und bald: Miraket!
Denn sie sind gleich zu jedem Spruch gewigt,
Um so und so ihr Pensum durchzuführen,
Nach ihrem Sinn die Welt zu modelliren.

Denn wißt ihr's nicht? Der Zeitgeist will es haben!
Er ist es, der aus ihrem Munde spricht,
(Im Mißlaut oft gleich dem Gekrächz' der Raben,
Wie es das Lied der Nachtigall durchbricht)
Sie wollen nicht das Recht, nicht Gott verehren,
Den Glauben nicht und nicht den Herren ehren.

Der Zeitgeist will, bezeugen ihre Schriften,
Daß jeder Geist vor ihrem Geiste weicht;
Daß sie gekommen, neues Licht zu stiften,
Dem nichts im Himmel, nichts auf Erden gleicht:
Es soll im Funkensprühen sich erheben,
Sie sind es, die ihm Gluth und Flimmer geben.

Vor ihnen sollen alle Schranken brechen,
Nur die bestehn, die ihnen ganz genehm,
Obgleich sie laut von Freiheit! Freiheit! sprechen,
Ist rechte Freiheit ihnen unbequem —
Drum haben sie ein Spiegelbild begonnen,
Die Monde sich im eignen Scheine sonnen.

Und Finsterniß soll außer diesen Räumen
Auf allen Körpern, allen Geistern ruhn,
Wer das verwirft, was diese Linsen träumen,
Sich nicht gefällt zu ihrem Wollen und Thun,
Wer sich nicht beugt vor ihres Bakels Winken,
Den lassen sie in Nacht und Schmach versinken. —

Der wahrhaft Kluge läßt sich nicht bethören
Von dieser Kaste, die sich weise nennt;
Die auf Geschrei und eitein Wortkram hören,
Sich fürchten, wenn ein Hauf zusammenrennt,
Sind in Gefahr, geknechtet zu verdummen,
Drum möge Niemand, wo es gilt, verstummen!

Mög' unser Blick im rechten Licht sich kären,
Daß wir erschaun wohin der Frevel strebt;
Erkennen kann man ihn an Wort und Werken,
Wie am Gewebe den, der es gewebt:
Auch die Tarantel kann den Faden spinnen,
Doch anders ist des Seidenwurms Beginnen.

Wohl sehen wir ein Ordnen und Bereiten,
Das Menschenmacht und Menschenkraft nicht schuf,
Es theilet jedes Jahr in seine Zeiten,
Gehorsam folgt Natur dem Allmachtsruf,
Und alle Creatur merkt auf die Zeichen,
Versteht den Wink, der Sonne Nah'n und Weichen.

Und Alles wird berührt, bewegt, durchdrungen
Vom Lebenshauche, der hernieder weht,
Und Eine Stimme spricht in allen Zungen,
Die Jeder, der nicht widerstrebt, versteht,
Damit der Mensch den Ruf, das Weh'n von Oben
Wohl unterscheide von des Staubes Toben,

Digitized by Google

Daß er das Irrlicht, das dem Sumpf entstiegen,
Nicht für den Stern aus Himmelshöhen hält,
Daß ihn die Scheingebilde nicht betrügen,
Daß er der Afterweisheit nicht verfällt,
Nicht jenen bösen Geistern bleibt ergeben,
Die wider Gott, und deßhalb rückwärts streben.

— • • —

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortsetzung.)

In diesem Theile des Schlosses befanden sich, und zwar unten: die königliche Silberkammer und die um 1664 eingerichtete Kriegs- und Commissariats-Kammer, welche aber i. J. 1720 in den neuerbauten Pavillon verlegt und 1723 mit der Domainen-Kammer vereinigt wurde. In der ersten Etage waren die Wohnungen der Minister, unter welchen sich bis zum Jahre 1698 auch die des Oberburggrafen befand. Weiterhin traf man einen großen Saal, in dem am 20. October 1616 die erste reformirte Predigt, und zwar durch D. Joh. Crocius, gehalten wurde. Bis 1701 diente dieser Saal zu dem gedachten Zwecke, in welchem Jahre die neuerbaute, schöne reformirte Kirche inaugurirt wurde. In dem höheren Stockwerke dieser nach Osten gelegenen Seite des Schlosses befanden sich die herzoglichen, später königlichen Gemächer, unter denen das Zimmer über dem Schloßthore, — heut' zu Tage der Sitz der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft, — das anmuthigste war. In den Jahren von 1705 — 1712 wurde von König Friedrich I., der einen Neubau dieser ganzen Seite beabsichtigt haben soll, der neue Flügel, welchen man früher gewöhnlich Pavillon nannte, an der südöstlichen Ecke des Schlosses erbaut. In dem dritten Stocke dieses Neubaus befinden sich gegenwärtig die königlichen Zimmer, welche von den Gliedern des königlichen Hauses, wenn dieselben nach Königsberg kommen, bewohnt werden.

Die Südseite des Schlosses ist gleichfalls ein Werk des Herzogs Albrecht, wie dies das aus Stein gehauene Bildniß desselben bezeugt, welches über der kleinen, nach der Altstadt hinabführenden Thür sich nebst folgenden Worten befindet:

„Laus mea sermo Dei, Domini mea gloria Verbum,
Hac spe non mentiam, quid mihi faxit homo."
„ALBERTUS. g. Marchio Brandenb.
Dux Prussiae A. 1551."

In den unteren Räumen dieser Seite befanden sich verschiedene Küchen, als: die Mundküche, die Ritterküche und die Gemeinenküche, und mehre Badstuben; in den oberen Stockwerken dagegen Gemächer theils für die „junge Herrschaft," theils für „fremde Herrschaft." Um 1723 wurden diese Localitäten, — gegenwärtig die Wohnung und das Bureau des Ober-Präsidenten der Provinz, — von dem General-Feldmarschall Grafen von Dohna bewohnt. An dem westlichen Ende dieser Seite des Schlosses, wo dieselbe das südliche der Westtheile berührt, erhebt sich der bekannte Schloßthurm, der 240 Fuß hoch ist, 278 Fuß den Spiegel des Pregel übertragt, und in dessen Innerem 255 Stufen nach der Gallerie hinaufführen, von welcher aus man wahrhaft eine der herrlichsten Fernsichten über die ausgedehnte Stadt, die weite Umgegend und das Frische-Haff bis Pillau hin genießt.

Die Westseite des Schlosses endlich, — neu erbaut von dem Markgrafen Georg Friedrich, und zwar in den Jahren von 1584 — 1594, — ist ein Bauwerk ganz eigenthümlicher Art, indem dasselbe Localitäten in sich schließt, die 'zu den verschiedenartigsten Zwecken bestimmt waren. Der Bau soll äußerst kostspielig gewesen und durch die Baumeister Blasius Berwart und Johann Wißmar ausgeführt worden sein. Tief im Grunde befindet sich ein mächtiger, sehr kühler Keller von 199 Fuß Länge und 38½ Breite. Ueber demselben waren das ehemalige Zeughaus und an beiden Enden verschiedene Gefängnisse, als „die Pfefferstube," „die große Glocke," „die spanische Nadel" und andere. In der Mitte dieses Gebäudes befindet sich heut' zu Tage ein hohes, gewölbtes Thor, welches den zweiten Hauptausgang von dem inneren Schloßplatze bildet. Ueber dem ehemaligen Zeughause ist die evangelische, der heiligen Dreifaltigkeit geweihte Schloßkirche, deren Gewölbe von vier achteckigen steinernen Pfeilern getragen wird. Außerhalb befindet sich die Inschrift:

„Markgraf Georg Friedrich hat diesen Bau ausgeführet. Wer da glaubt an die Hochgelobte Heilige Dreyfaltigkeit, Gott Vater, Sohn, Heiligen Geist, der hat den rechten Glauben allermeist."

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Allerdings," — sprach lächelnd Roderich — „sie hätten hier etwas lernen können. — Die Aufführung begann, und ich mußte mich bei einigen Stellen sehr zusammennehmen, um mich nicht anstecken zu lassen, besonders da Franziska, welche unmittelbar neben mir saß, ihrer Lachlust nicht Einhalt zu thun vermochte. Zum Glücke schrien die Heldendamen so gewaltig, daß Franziska's Lachen nur von den zunächst Sitzenden vernommen werden konnte. Der erste Akt war noch nicht beendigt, als die drei

Digitized by Google

Damen plötzlich aufbrachen und den Saal verließen, nachdem sie, ihre Taschentücher vorhaltend, mir noch zugenickt hatten. Auch ich fühlte mich nicht stark genug, die schaudervolle Declamation länger anzuhören, und entfernte mich wenige Augenblicke darauf. Die Damen standen noch vor dem Hause, und die lustige Franziska trug ihren lächelnden Zuhörerinnen mit komischem Pathos eine Scene aus dem Stücke vor. Indem sie die Worte sprach: „Mensch, Mensch! falsche Krokodilsbrut!“ — und, die große, hagere Frau Carl Moor copirend, einen Sprung machte, strauchelte Laura, welche deßhalb zurücktreten mußte, über eine Baumwurzel und fiel mit ihrem schönen Haupte gegen eine neben ihr befindliche Pappel dergestalt, daß ihre Stirn blutete. Das eben noch so ausgelassene Mädchen war ganz unglücklich darüber, daß sie die unschuldige Ursache des Falles ihrer Tante gewesen, und küßte weinend die Hand der Gräfin, welche lächelnd versicherte, daß die Wunde nichts zu bedeuten habe. Aus meinem weißen Taschentuche, welches ich vor dem Gange nach dem Salon zu mir gesteckt hatte und welches noch zusammengelegt war, wollte ich eine Binde machen, aber Laura, dies sehend, erklärte lachend, daß es doch gar zu gefährlich aussehen würde, wenn sie mit verbundenem Haupte sich den Menschen zeigen sollte. Sie nahm mir das Tuch, welches sie für das ihrige hielt, aus der Hand, bedeckte damit die wunde Stelle und erklärte scherzend, daß, da ihre Equipage noch nicht gekommen sei, sie und ihre Freundinnen nun leider zu Fuß nach Hause gehen müßten. Ich erbot mich, den Wagen zu besorgen, doch die Gräfin lehnte mein Anerbieten freundlich ab, wogegen sie mich dadurch beglückte, daß sie meinen Arm annahm. Franziska, welche sich wieder beruhigt hatte, stellte sich mit komischem Ernste ihrer Gouvernante als den Herrn Franz vor und bat um die Erlaubniß, dieselbe zu führen, welcher Bitte auch lächelnd gewillfahrt wurde. Die liebenswürdige Gräfin gratulirte sich auf dem Heimwege, aus der Räuberhöhle weiter nichts davon zu tragen, als eine leichte Verletzung. Das junge Mädchen meinte, daß in dieser Aeußerung die Beschuldigung für sie liege, auch ein Räuber zu sein, da sie ihre Tante verletzt habe, und Fräulein Mertens erklärte lachend, daß sie sich von einem Räuber nicht führen lassen wolle. Unter solchen Gesprächen erreichten wir die Wohnung der Gräfin. Die liebenswürdige Frau ladete mich ein, den Thee bei ihr zu trinken, aber ich hielt die Einladung für eine bloße Artigkeit und bat, mich zu entschuldigen, wenn ich heute von derselben keinen Gebrauch machte. Ein leichter Unmuth überflog der Gräfin Antlitz. Ich sah, daß ich mich geirrt hatte, und versicherte, daß, wenn ich heute nicht lästig werden sollte, es mich sehr glücklich machen werde, den Damen noch länger Gesellschaft leisten zu dürfen. Der Unmuth war verschwunden, und Laura's Erröthen ließ mich glauben, daß meine Zusage der schönen Frau nicht unangenehm sei.“

„Die Gräfin ist in Dich verschossen!“ — rief Carl — „Die Gräfin liebt Dich!“

„Allerdings hatte ich schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken,“ — sagte Roderich — „daß ich der Gräfin nicht ganz gleichgültig war, und vermuthete, daß ich diese gütige Gesinnung hauptsächlich einer alten, von Laura gekannten Dame zu verdanken habe, welche von jeher immer sehr nachsichtig und lieberoll gegen mich gewesen ist; aber ich war keineswegs so eitel, mir einzubilden, daß die schöne Gräfin mich liebe. — Sobald wir in das Zimmer getreten waren, nahm Laura das Tuch von der Stirn, und wir sahen, daß sich eine Erhöhung gebildet hatte. Fräulein Mertens entfernte sich deßhalb, um Wasser und Essig zu besorgen. Franziska begann wieder, sich wegen ihrer Unvorsichtigkeit zu schelten, mußte aber sogleich lachen, als ihre Tante, welche vor einen Spiegel getreten war, lächelnd erklärte, daß der Mont rose auf ihrer Stirn nicht übel aussehe und sie an den Zobtenberg in Schlesien erinnere, welcher, mit anderen Bergen nicht in Verbindung stehend, eben so frei daliege. Fräulein Mertens und eine Zofe erschienen mit Wasser und Essig, und die Erstere machte einen Verband. Da mein Tuch, welches Laura auf eine Commode gelegt hatte, nicht mehr gebraucht wurde, so nahm ich dasselbe und steckte es zu mir. Die Gräfin bemerkte dies und meinte mit Lachen, daß sie wohl gehört, daß die ganze Classe eines Gymnasiums durch die Aufführung der Räuber von Schiller veranlaßt worden sei, Banditen zu werden, aber nicht geahnt habe, daß das gedachte Stück auf den Grafen Roderich einen solchen Einfluß ausüben könne. Ich mußte nun, um mich von dem Verdachte zu reinigen, ein Räuber zu sein, das Taschentuch hervorholen und ward durch dasselbe als ein Eigenthümer recognoscirt. Die Gräfin beklagte lächelnd ihr Versehen und wollte mein Tuch sich wieder aneignen, um dasselbe von den Blutflecken reinigen zu lassen und mir in dem Zustande zurückgeben zu können, in welchem sie es empfangen hatte. Ich bat aber dringend, mir die Blutflecken als ein theures Andenken an den heutigen Tag zu verehren, so daß die liebenswürdige Frau sich verlegen und hocherröthend von mir abwandte. Sie sah in diesem Augenblicke so himmlisch schön aus, daß ich ihr hätte zu Füßen fallen mögen.“

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über das Concil zu Constanz.

(Fortsetzung.)

2) Der oben gedachte Johann Zacharias, Dr. der Theologie, Augustiner-Mönch und Professor an

Digitized by Google

der Universität zu Erfurt, starb 1428 und wurde vor dem Altare in der Augustinerkirche *) zu Erfurt begraben. In sein Grab wurde nach der Reformation Zacharias Hogel, evangelischer Pfarrer an dieser Kirche, und sein gleichnamiger ihm in dieser geistlichen Würde folgender Sohn beigesetzt, und ein neuer Grabstein über sie gelegt. Der Stein des Johann Zacharias wurde anderweitig an der Mauer aufgestellt, und kann man denselben, hinter dem Beichtstuhle, bei Besteigung des letztern, sehen. Der Mönch Zacharias ist auf diesem Steine, mit der goldenen Rose auf dem Baret, ausgehauen. Die goldene Rose hatte er wegen seiner Widerlegung der Hussischen Lehrsätze vom Concile zu Constanz als Verdienstanerkennung erhalten. —

3) Die Sage erzählt (die gerichtlichen Verhandlungen und die gleichzeitigen glaubhaften Schriftsteller erzählen es nicht), daß Huß auf dem Scheiterhaufen gesprochen: „Heut' bratet ihr eine Gans (d. h. Huß auf Böhmisch), aber in hundert Jahren wird ein Schwan (Luther bezeichnend) kommen, den werdet ihr ungebraten müssen lassen gah'n!“ Und so ward es; aus dem Augustinerkloster zu Erfurt, aus welchem ein Mitverderber der böhmischen Reformation hervorgegangen war, trat hundert Jahre später der glücklichere und erfolgreichere deutsche Reformator, der Mönch Dr. Martin Luther, in die Welt. —

4) Otto aus dem Hause Colonna wurde auf dem Concile (1417) zum Pabste im Münster zu Constanz erwählt und nahm vom Tageheiligen (des 11. Novbr.) den Namen Martin (V.) an; — hundert Jahr nachher (1517) begann officiell die deutsche Reformation durch Martin Luther, welcher, am 10. November 1483 zu Eisleben an der Thüringer Grenze geboren, am folgenden Tage, durch die heilige Taufe den Namen des Tageheiligen Martin erhielt. Martinus war auch der Schutzheilige der Stadt Erfurt, aus welcher Martin Luther als Augustinermönch als eine Leuchte des Evangeliums in die Welt trat. — Merkwürdig genug haben vier Johannes auf dem Concile zu Constanz eine Rolle gespielt. —

5) Auch die Nemesis zeigte sich in dem baierischen Hause schon während des Concil's. Herzog Ludwig von Baiern-Ingolstadt wurde daselbst (1417) bei dem Augustinerkloster von seinem Vetter Herzog Heinrich von Baiern-Landshut auf offener Straße erschlagen. Das Kloster ist seit dem französischen Protectorate aufgehoben geblieben, doch ist dessen Kirche noch Pfarrkirche. —

(Schluß folgt.)

*) Das Augustinerkloster wurde durch die Reformation aufgehoben, die Kirche in eine evangelische verwandelt, und in den Gebäulichkeiten des Klosters das Gymnasium der Protestanten (1561), das Waisenhaus derselben (1669) und das sogenannte Martinsstift (1820) für beide Confessionsverwandte angelegt. Erst 1830 erhielten die Augustinerwände wieder ein Kloster mit der St. Wigbertskirche. Als dieses Klosters Gebäulichkeiten eingezogen worden, wurde ihnen das ehemalige Jesuitenkloster mit der St. Lorenzkirche (1814) angewiesen, doch folgte bald die gänzliche Aufhebung durch den preußischen Fiskus (1820), so wie das alte Gymnasium endlich seine Verlegung in das ehemalige Jesuitenkloster, nachmalige Augustinerkloster und jetzige gewesene Pfandhaus, erhielt.

Feuilleton.

Der von Natur sehr hitzige und aufbrausende Feldmarschall Friedrich Heinrich Graf von Seckendorf saß eines Abends mit seinem Adjutanten beim Souper. Ein einziges Licht erhellte den Tisch und das Zimmer, und das Mahl war sehr häuslich. Der Adjutant war so unglücklich, das Licht beim Putzen auszulöschen. Seckendorf fuhr ihn hart an: „Wo hat Er denn das Lichtputzen gelernt?“ — „Eure Excellenz, da, wo zwei Lichter auf dem Tische brennen.“

(Stgbbl.)

Kant schildert das Fehlerhafte in dem Volkscharakter sehr lakonisch also: Frankreich ist das Modeland; England ist das der Launen; Spanien das Ahnenland; Italien das Prachtland; Deutschland das Titelland. (Bltr.)

Zu Ludwig XIV. wurde ein junger Officier mit einer angenehmen Siegesnachricht geschickt und bat um das Ordenskreuz des heil. Ludwig. Der König sagte zu ihm: „Aber Ihr seyd noch sehr jung!“ — Der Officier antwortete: „Sire, man lebt in dem Regimente, bei welchem ich stehe, nicht lange.“

(Stgbbl.)

Achillas, ein berühmter Aegyptier, starb eines seltenen Todes. Er warf einen Stein nach einem Todtenschädel; dieser prallte aber auf seine Stirne zurück, und er starb davon.

Ein französisches Blatt enthält folgendes Wortspiel: Welcher ist der älteste Fürst der Erde? **L'empereur d'Autriche, par ce qu'il a Milan (mille ans).** (Stgsbl.)

Die Grundsätze der Ritter im 13. und 14. Jahrhunderte spricht ihr Festlied aus, das da beginnt: „Mîden und Roben dat is kein Schand, da dun die Besten von dem Land.“

(Bltr.)

Epigramm auf Blücher.

(Von Zarnack in Potsdam.)

De Blücher od Romanos.

Unus vir *) vobis cunctando restituit rem:
Praecipitando unus vindicat hic patriam.

Ad eundem, quum vita decederet.

Ne nos deserito, carum caput, hostibus terror! —
„Haud mora! Plus ultra! Symbolon esse meum!“

*) Fabius Cunctator.

Personalnotizen.

Den 9. Juli starb zu Wien die rühmlichst bekannte Schriftstellerin Karoline Pichler, geb. v. Greiner, im 74. Lebensjahre.

Den 17. Juli starb zu Göttingen der Professor der Rechte, Geh. Justizrath Dr. Mühlenbruch.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 44. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. rhein.) berechnet.

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortsetzung.)

Das Wahrzeichen der Kirche ist eine aus Gips gefertigte Hand, die einen leeren Beutel hält; zeigend, daß dem Maurer nach vollendeter Arbeit nichts von seinem Lohne übriggeblieben war. Am 1. Januar 1593 wurde diese Kirche auf fürstlichen Befehl und zwar durch M. Sebastianus Artomedes, Pfarrer im Kneiphofe, eingeweiht, worauf am 13. März der Hofprediger D. Paul Weiß die erste Predigt in derselben hielt. Am 29. Juli 1657 empfing hier der Kurprinz, welcher als Kurfürst Friedrich III., als König Friedrich I. war, die heilige Taufe; am 13. Mai 1690 hielt in demselben Gotteshause der reformirte Hofprediger Benjamin Ursinus die Huldigungsund am 18. Januar 1701 die Krönungspredigt. Im Jahre 1706 wurde diese Kirche mit großer Pracht neu ausgestattet; Altar und Kanzel, den königlichen Stuhl und die Chöre führte man in der neuesten Architectur aus und brachte auch an den Säulen unter den Chören die Wappen der Ritter des Schwarzen-Adler-Ordens an. Am 14. Sonntage nach Trinitatis i. J. 1710 wurde sowohl die neue Kanzel, als auch der Altar durch den Oberhofprediger Dr. von Sanden jun. eingeweiht. — Südlich von der Schloßkirche befanden sich außer einem Vorsaale zwei große Gemächer, in denen die Schloß-Bibliothek aufgestellt war; nördlich andere Räume, welche theils die Amtsstuben waren, theils dem Hof-Halsgerichte, dem Hof-Gerichtsarchiv und dem i. J. 1699 hieher verlegten samländischen Consistorium zu Geschäftslocalen dienten. — Ueber der Kirche befindet sich der große, weltberühmte Moscoviter-Saal, welcher sich über das ganze diesseitige Gebäude erstreckt und 265 Fuß lang, 57 Fuß breit und 19 Fuß hoch, aber nur mit einer hölzernen Decke versehen ist. Wahrscheinlich führt dieser Saal seinen Namen daher, weil auf demselben in früherer Zeit eine moscovitische Gesandtschaft ihre Wohnung gehabt, oder Audienz erhalten haben mag. Die erste Solennität, welche auf diesem Saale Statt gehabt hat, war die Vermählungsfeier, die am 21. October 1594 zwischen Johann Sigismund, dem Markgrafen und nachmaligen Kurfürsten von Brandenburg, und Anna, Herzogin von Preußen, in Gegenwart vieler fremden Gesandten und den Vornehmsten des Landes zu Königsberg begangen wurde. Die größte aller hier Statt gehabten Feierlichkeiten war aber das königliche Mahl bei der Krönung Friedrich's I. Zu weit würde es führen, wenn wir all die Festlichkeiten und Mahle, deren Schauplatz das Schloß überhaupt und dieser Saal insbesondere gewesen sind, und all die Ambassaden, welche hier Audienz erhalten haben, anführten und gar beschrieben; aber der höchsten Gäste, die bis zum Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts das Schloß zu Königsberg besucht haben und auf dem Moscovitersaale bewirthet worden sind, mag hier noch Erwähnung geschehen. Die bemerkenswerthesten derselben, — deren während der Ordenszeit zu geschweigen, — waren: Sigismundus Augustus, König von Polen, am 12. September 1552; Sigismundus III., am 7. November 1589; Wladislaus IV., am 12. Juli 1635; Christina, Königin von Schweden, im Jahre 1656, und Peter der Große, am 11. Mai 1697 und späterhin noch zu verschiedenen Malen. Rings an den Wänden des Moscovitersaales war die Genea-

Digitized by Google

logie der Markgrafen von Brandenburg, umfassend die Zeit vom Jahre 1102—1594, angebracht, jedoch schon um 1723 bereits so verlöscht, daß die Darstellung kaum mehr zu erkennen war. — Ueber diesem Saale endlich befanden sich Kornböden und Schüttungen, weßhalb es sonst hieß: daß in diesem Theile des Schlosses zu Königsberg Bachus, Mars, Jupiter, Venus und Ceres wohnen, oder: daß an demselben der Wehr-, Lehr- und Nährstand zu erkennen seien.

Die bemerkenswerthesten Gebäude, welche damals zu dem Schlosse gehörten und zum Theil noch vorhanden sind, waren: der Marstall, der, im Halbkreise und zwar im Jahre 1700 erbaut, östlich vom Schlosse an der anderen Seite des äußeren Schloßplatzes liegt. Dann der Lustgarten, in welchem vor Jahren viele ausländische Kräuter, Gewächse und Bäume vorhanden waren, welche aber schon um 1708, nachdem ein strenger Frost hier vielen Schaden angerichtet hatte, zu einem Exerzierplatze umgeschaffen wurde. Die große, merkwürdige Linde, welche hier stand, war mit vier Gallerien versehen, und das fürstliche, gleichfalls hier befindliche Lusthaus wurde bei Gelegenheit eines von Johann Sigismund um 1603 veranstalteten Feuerwerkes auf eine merkwürdige Weise zerstört. Ferner der Hetzgarten, umgeben von einer Mauer und amphitheatralischen Gallerien, in welchem öfter Auerochsen, Bären, wilde Schweine, Wölfe und andere Thiere im Angesicht des Hofes und hoher Gäste gehetzt wurden. Und endlich der große und kleine Jägerhof, der zum Aufenthalte der Hunde und zur Aufbewahrung der Jaggeräthe diente. An dem Orte, wo früher das Bethaus sich befand, welches durch einen bedeckten Gang mit dem nördlichen Theile des Schlosses in Verbindung gestanden hatte, waren schon zu der mehrgedachten Zeit verschiedene schöne Privathäuser erbaut, und die ehemalige Hausvoigtei oder den Schirrhof hatte man der Cavallerie eingeräumt *).

So also stand das Schloß zu Königsberg, — umgeben von einer großen, volkreichen und blühenden Stadt, — am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts da, völlig eingerichtet und bereit, wieder der Schauplatz einer großartigen Handlung, der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum König in Preußen, zu werden. Nicht nur ganz Königsberg, sondern auch ein großer Theil des Landes, und Gäste aus weiter Ferne waren auf und in Bewegung, um Zeugen dieses außerordentlichen, bedeutungsvollen Aktes zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Hartknoch's „Alt- und Neu-es Preußen," S. 390—91; Germanus Bidenbold's „Das Hoch-gepriesene Preußen, oder Umständliche Beschreibung und Verzeichnuß des herrlichen Landes Preußen" u. S. 670—82; „Erläutertes Preußen," Tomus I., Viertes Stück, XVI., Pag. 281—311; Faber's „Taschenbuch von Königsberg;" von Baczko's „Versuch einer Geschichte und Beschreibung der Stadt Königsberg," und A. E. Preuß „Preußische Landes- und Volkskunde, oder Beschreibung von Preußen," S. 483—485.

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Warum hast Du es nicht gethan?" — lachte Carl — „Du genirtest Dich wohl vor Franziska und Fräulein Mertens?"

„Es ist möglich," — versetzte Roderich lächelnd, — „Laura war heute liebenswürdiger, als je, und die Stunden, welche ich an diesem Abende in ihrer Gesellschaft zubrachte, gehören zu den glücklichsten meines Lebens. Die Verletzung der Gräfin brachte unser Gespräch auf die deutschen Heldinnen, welche in dem großen Kampfe gegen Buonaparte für Deutschlands Freiheit mitgekämpft haben. Fräulein Mertens tadelte diese Frauen und behauptete, daß man ihnen alle Weiblichkeit absprechen müßte, und daß es viel angemessener gewesen wäre, wenn sie, statt das Schwert geführt zu haben, sich lieber mit der Pflege der verwundeten Krieger beschäftigt hätten. Die beiden anderen Damen bestritten die Wahrheit dieser Behauptung, und die Gräfin erklärte mit einem edlen Feuer, daß in einem so heiligen Kriege es dem Weibe wohl gezieme, aus seiner Sphäre hinauszutreten, und daß, wenn sie zu jener Zeit schon gelebt und das gehörige Alter gehabt hätte, sie keinen Anstand genommen haben würde, gleich jenen Frauen das Schwert zu ergreifen und das Leben ihrem theuren Vaterlande zu weihen. Obschon ich diese ritterlichen Gesinnungen Laura's schon kannte, so hatte ich doch nicht geglaubt, daß das holde, sanfte Wesen einen so hohen Muth besitze. — Ich will meine Erzählung nicht dadurch in die Länge ziehen, mein lieber Carl, daß ich Alles anführe, was mich von Tage zu Tage immer mehr zu dem reizenden Weibe hinzog. Natürlich hatte ich nun täglich Veranlassung, die Gräfin zu besuchen, da sie durch die Verletzung an der Stirn, welche sehr langsam verschwand, gezwungen wurde, das Zimmer zu hüten. Ich nahm mir alle Abende vor, Laura zu meiden, aber wenn der folgende Morgen erschien, so war ich außer Stande, meinem Vorsatze treu zu bleiben. Am sechsten Tage nach jener Begebenheit fand ich die Gräfin allein. Sie trat mir lächelnd entgegen, befreite die schöne Stirn von der Binde, und ich bemerkte voll Freude, daß die Verletzung verschwunden war und auch nicht die geringste Spur zurückgelassen hatte. Ich brachte meinen herzlichsten Glückwunsch dar. Laura setzte sich an ein Fenster, forderte mich auf, neben ihr Platz zu nehmen, und fragte mich schalkhaft, ob sich ihr Blut noch in mei-

Digitized by Google

nem Taschentuche befinde? „Nie, nie wird es verschwinden!“ rief ich. Sie blickte mich mit ihren schönen großen Augen an und schlug diese dann erröthend nieder. Noch nie war sie mir so reizend erschienen. In diesem Augenblicke fiel eine Stickerei, welche auf ihrem Schooße gelegen hatte, zu Boden. Indem ich dieselbe rasch aufhob und ihr überreichte, küßte ich stürmisch ihre Hand, mit welcher sie die Arbeit nehmen wollte. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber wir hatten uns umschlungen und unsere Lippen berührten sich zu einem beseligenden Kusse. Da entstand ein Geräusch im Nebenzimmer. Laura fuhr erschreckt zusammen und ich richtete mich schnell empor.“

„Gräfin,“ — sagte ich — „mein Herz gehört Ihnen ewig; aber ach, ich bin sehr unglücklich!“

„Sie sind mit einer Anderen verlobt?“ — fragte sie mit bebender Stimme.

„Ja!“ — preßte ich schmerzlich heraus. — Ach, die Wahrheit konnte und mochte ich ihr nicht sagen!“ —

„Ich griff nach meinem Hute, preßte einen langen Kuß auf Laura's Hand und sprach, indem ich mich entfernte: „O Laura, vergeben Sie mir! Sie sehen mich nie wieder!“

„Nie?“ — fragte sie und sank auf ihren Stuhl zurück.

„Seitdem hat mein Auge das himmlische Wesen nicht mehr geschaut.“ — —

„O Roderich, Roderich!“ — rief jetzt Carl — „Wie konntest Du so grausam sein! Wie vermochtest Du, Dein Glück so von Dir zu stoßen!“

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über das Concil zu Constanz.

(Schluß.)

6) Am Donnerstage in der h. Osterwoche 1417 hielt der Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen, Friedrich der Aeltere, seinen Einzug in Constanz; derselbe übertraf an Pracht alle Einzüge der übrigen Fürsten. Unter des Mark- und Landgrafen Begleitung waren dreizehn Grafen, von welchen der dreizehnte, Günther von Schwarzburg, (der XXIX. oder XXXI.?), am 30. April 1418 starb und im Chore der Augustinerkirche zu Constanz begraben wurde. Der Zug des Landgrafen war groß an Rittern und Edlen; die Zahl der Reisigen betrug über 500 Mann mit 16 Wagen. Die Ritter und Edlen trugen einen goldnen Löwen, (das Thüringer Wappenbild) auf ihrer Brust und waren nach ihrer Stellung mit goldenen oder silbernen Ketten behängt. — Entgegen ritten dem Landgrafen: der Kaiser, die drei Herzoge von Baiern (Wilhelm, Ernest und Heinrich), so wie auch der Pfalzgraf und Herzog Ludwig aus diesem Hause, Herzog Rudolph von Sachsen, der Herzog Ludwig von Brieg (Schlesien), der Burggraf Friedrich zu Nürnberg *) aus dem Hause Hohenzollern, nebst vielen anderen Fürsten und Herren.

7) Am 18. April gleichen Jahres verlieh Kaiser Siegismund gedachtem Burggrafen von Nürnberg-Hohenzolleen erblich zu Constanz (vor dem jetzigen Volderrauerschen Kaffeehause am obern Markte) die Fürstenwürde und die Markgrafschaft Brandenburg, wodurch der Grund zur Brandenburgisch-Preußischen Monarchie gelegt wurde. Preußens Blüthe und Macht ward zu Constanz gegründet!

8) Auch eine Gans — nicht im Namen, sondern im Wappen — schädigte ungebraten im Kleinen die katholische Kirche. Der Commenthur, Ritter Robert vom Gard von Fresneville, dem Beispiele Albert's von Brandenburg folgend, erwarb durch Religionswechsel (1540) die Commende des St. Johanniter-Ordens La Chaux Crousaz in der Waadt, als eine erbliche Lehenherrschaft der Stadt Bern; sein Wappenschild war: drei silberne Gänse (zwei oben, eine unten) im blauen Felde, sein Wahlspruch, „Meine Gans macht Alles“ (mon oye fait tout) und seine historische Geschlechtseigenschaft „Chicane.“

9) Ich glaube am besten diesen Aufsatz zu schließen, indem ich hier im Interesse der Reformation den ehrenwerthen Calvin von der Verläumdung rücksichtlich M. Servet's rette, die seine Gift sprühenden Zeitgenossen auf ihn geworfen hatten.

Michael Servet (Revès) war zu Villa – nueva in Spanien 1509 geboren; seine Lehre war die der Arianer, mit eignen Ansichten vermischt, und drohte durch ihre Verbreitung den Umsturz der christlichen Ordnung. Als Unverbesserlicher wurde er zu Wien (Vienne) in der Dauphiné gefangen gesetzt, entfloh aber. In Genf angekommen, ward er von einem Schüler Calvin's, Namens Niclaus von la Fontaine (aus einem adeligpatricischen Geschlechte der Stadt), der Obrigkeit angezeigt und hierauf von der Regierung eingezogen. Zwar ist es richtig, daß Servet vor Calvin als Präsidenten der Geistlichkeit die 39 gegen ihn gerichteten Anklagepunkte schriftlich eingestand und daß ihn Calvin (moralisch) des Todes für würdig erkannte; doch war dieses kein richterlicher Ausspruch. Servet wurde, nachdem ihn schon das bischöflich-geistliche Gericht zu Vienne per contumatiam zum Feuertode verdammt hatte, in Kraft von 13 Artikeln, am 27. October 1553 auf dem Scheiterhaufen auf Befehl der souverainen Stadt Genf verbrannt.

*) Das Haus, worin er gewohnt, heißt das „hohe Haus“ und wurde, fünf Stockwerk hoch, vom Bischof Heinrich und Reichsvogt Albert aus dem Hause Klingenberg 1294 erbauet; erst nachdem es gebaut, wurde das Fundament „auf eine unerhörte Bauart“ darunter gelegt. Noch steht man es an der Fischmarkt-Straße, und die Sage geht: es werde so lange dersteben, als die Hohenzollern-Markgrafen als Hetren von Brandenburg dauern würden!

Digitized by Google

Gegen diesen Feuertod hatte umsonst Calvin gestritten; die Regierungs-Consistorien von Zürich, Bern, Basel hatten das ihrige zur Hinrichtung noch möglichst beigetragen. Einen ähnlichen Tod erlitt Jacob Grüet, der Gotteslästerer, am 26. Juli 1547 zu Genf, so wie auch Valentin Gentil zu Bern — zwei Jahre nach Calvins Tode — am 10. September 1566 aus ähnlichen Ursachen mit dem Schwerte hingerichtet wurde, und endlich der berüchtigte Hieronymus Kohler, ebenfalls zu Bern am 15. Januar **1753** auf dem Scheiterhaufen sein Leben endigte. Aus Vorstehendem erhellt augenscheinlich, daß die Hinrichtungen der Gedachten mehr ein Werk der weltlichen Regierung, die hierdurch ihr Interesse gefährdet glaubte, war. **J. A. v. Crousaz-Chêbre.**

Feuilleton.

Merkwürdige Augusttage im Leben Napoleons.

1—3. 1798. Vernichtung seiner Flotte durch Nelson bei Abukir. — 2. 1802. Feierliche Proclamation des lebenslänglichen Consulates. 1815. Convention der Verbündeten wegen seiner Verwelsung auf Helena. — 3. 1796. Sieg über die Oestreicher bei Lonato. 1805. Bedrohung Englands in Boulogne. — 5. 1796. Sieg über Wurmser bei Castiglione. — 11. 1796. Sieg bei Peschiera. — 12. 1815. Das Schiff, welches ihn nach Helena bringt, lichtet die Anker. — 15. 1769. Geburtstag. — 17. 1812. Schlacht bei Smolensk. — 22. Sieg, wie den 11. — 23. 1796. Belagerung Mantua's. 1799. Aegypten verlassen. — 24. 1796. Schlacht bei Mantua. — 26. u. 27. 1813. Schlacht bei Dresden.

Ein Fürst fragte nach einem kurzen und bequemen Wege, die Mathematik zu erlernen. Antwort: Es giebt keinen königlichen Weg zu dieser Wissenschaft.

Euer Handwerk, sagte eine Dame zu einem satyrischen Dichter, ist gegen die christliche Liebe. — „Nun, so erlauben Sie mir gegen den Feind der Christenheit, den Großtürken, zu schreiben." — Er ist ein souverainer Herr. — „Oder gegen den Satan?" — Man muß Niemanden Böses nachsagen. — Man mache hiervon die Anwendung auf die Pressvorschrift: Nichts gegen Religion, Regierung und gute Sitten zu schreiben!

Der berühmte Jurist Jacques Cujas (Cujacius), gest. 1590, ritt in Paris gemüthlich auf einem Esel zu seinem Hörsaale. Als er einmal das Aufsetzen der Vorlesung durch den Anschlag: Hodie Cujacius non legit — bekannt gemacht hatte, schrieb Jemand darunter: Ergo asinus non venit. **G. F.**

Correspondenz.

Seebad Zoppot bei Danzig, August 1843.

Von einem längeren Aufenthalte in einer herrlichen Gegend des schönen Sachsenlandes zurückgekehrt an meinen Wohnort Danzig, an

weichen mich bisher weniger Neigung, als vielmehr zuerst Zufall und dann Gewohnheit gefesselt gehalten hat, erlaube ich mir, wieder einmal einen Correspondenzartikel zu übersenden. In Danzig blühen zwar auch Künste und Wissenschaften, aber das Materielle hat die Oberhand gewonnen, und die Geschäftsmänner spielen in dieser See- und Handelsstadt die erste Rolle. Wenn solche Leute das Geld für das Triebrad der Welt halten, so kann man sich darüber wohl keineswegs wundern; aber es ist mehr als wunderbar, wenn Männer, die nicht diesem Stande angehören und eine wissenschaftliche Bildung genossen haben, die Behauptung aufstellen, daß nicht Geburt, nicht Bildung einen Menschen erhebe über den andern, sondern lediglich das Geld, und daß dieses der Schlüssel sei, mittelst dessen man zu Allem müsse gelangen können. Nach meiner Ansicht steht nur die Bildung einen Menschen hoch über den Anderen, und der Adel ist blos dann der erste Stand, wenn seine Mitglieder nicht allein achtadelige Gesinnungen besitzen, sondern auch wissenschaftlich gebildet sind. In meinen Augen haben diejenigen Edelleute, welche etwas unternehmen, was dem Stande des Adels zuwider ist und nicht wissenschaftliche Bildung erfordert, den Vorzug verschreit, Edelleute zu sein. Jeder ehrenwerthe, wissenschaftlich- und feingebildete Nichtadelige muß den Adel und die höchsten Ehrenstellen erlangen können. Meine Meinung in dem Artikel „Zeitinteressen" in No. 27. dieses Blattes: „daß der Ritterstand nur aus wissenschaftlich gebildeten und ehrenwerthen Männern bestehen müsse," hat eine Anfechtung erfahren, und man hat behauptet, daß jedem Schuhmacher, welcher das große Loos gewonnen habe, gestattet sein dürfe, Ritterglüter zu acquiriren. Ich bin weit entfernt, hier öffentlich etwas dagegen zu erwidern, und will nur ein Beispiel anführen, aus welchem erhellt, wie viel vortheilhafter es sei, feinerlesenes blos für die Repräsentation des Ritterstandes, sondern hauptsächlich für das Land selbst, wenn der Gutsbesitzer sich durch Intelligenz auszeichnet. Ein Justizcommissarius kaufte vor genannter Zeit einen bedeutenden Gütercomplexus in Westpreußen, ohne gerade ein praktischer Landwirth zu sein. Durch die Einführung einer bessern Wirthschaft und durch kluge Speculation ist es ihm gelungen, vielleicht der reichste Mann in der Provinz Preußen zu werden. Seine Gutsnachbarn, welche bisher den alten Schlendrian gegangen waren und diesen unter andern Umständen wohl nicht sobald verlassen haben würden, ahmten ihm nach und leben jetzt im Wohlstande. Der König hat die Verdienste dieses ehrenwerthen Mannes, der mit übrigens persönlich ganz unbekannt ist, — sein Name ist Hennig — aber auch anerkannt und ihn in den Adelsstand erhoben, zum Geheimen Justizrathe gemacht und mit einer Ordensdecoration versehen. — Seitdem unser jetziger König regiert, schrieen die Danziger sehr gute Patrioten geworden zu sein, und dies soll sich besonders bei der letzten Anwesenheit des Monarchen in Danzig kund gegeben haben. — Kürzlich ist ein neugebautes, sehr großes Schiff vom Stapel gelaufen, welches den Namen „Merwärts" in der Taufe erhalten hat und das wohlgetroffene Brustbild der Fürsten Blücher trägt. Dieses Bruststück ist in England angefertigt worden! — Hier im Seebade Zoppot ist es wegen der ungünstigen Witterung in diesem Jahre nicht so lebhaft wie im vorigen, und noch der Fremdenliste sind bis jetzt erst 800 Badegäste hier eingepaßirt. Sollten wir auch einmal eine Eisenbahn nach Preußen bekommen, so dürfte Zoppot dadurch nagemein gewinnen, denn jedenfalls würde man dieses Bad wegen seiner reizenden Lage jedem anderen nordeuropäischen Seebade vorziehen. Es ist wohl zu erwarten, daß Preußen noch einmal des Glückes theilhaftig werden wird, eine Eisenbahn zu haben; allein in unserer lieben Provinz tagt es immer etwas spät, und der Ost- und Westpreuße, mit Ausnahme des etwas zu schnell vorwärts wollenden Königsbergers, schreint sich das Sprichwort gewählt zu haben: „Festina lente!" —

Carl Graf v. Hülsen.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 45. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2 1/2 Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortsetzung.)

Die Einleitung zum Krönungs- und Salbungsfeste fand am 15. Januar 1701 Statt, von welchem Tage an Friedrich I. sich erst von seinen Umgebungen und den versammelten Ständen und Beamten den Titel der königlichen Majestät geben ließ. Von vier Herolden in prachtvollem Kostüm, begleitet von vier und zwanzig Trompetern, zwei Paukern und einem Trupp Cavallerie, denen die höchsten Beamten aus der Mark Brandenburg und aus Preußen, namentlich der Obermarschall Graf von Lottum und der Obermarschall von Wallenrodt, folgten, — wurde auf dem Schlosse und auf fünf Plätzen der Stadt verkündet: daß nach drei Tagen die feierliche Krönung Ihrer Majestäten auf dem Schlosse Statt finden werde, und gleichzeitig riefen sie den König und die Königin vor der freudig zujauchzenden, unermeßlichen Volksmenge aus *). Die Proclamation lautete folgendermaßen:

„Demnach die allweise Vorsehung Gottes es dahin gerichtet, daß dieses bisher-gewesene souveraine Herzogthum Preußen zu einem Königreich aufgerichtet, und dessen Souverain, der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und Herr, Herr Friedrich, König in Preußen geworden, so wird solches hiemit männiglich kund gethan, publicirt und ausgeruffen: Lange lebe Friedrich, unser allergnädigster König! Lange lebe Sophia Charlotte, unsere allergnädigste Königin. Vivat!" *)

Am Tage darauf, am Sonntage, den 16. Januar, wurde in allen Kirchen von den Kanzeln herab Gottes Segen und Gnade über die glückliche Erhöhung Preußens vom Himmel erfleht. An diesem Tage langte auch unter anderen hohen Gästen die Herzogin von Kurland, die Schwester des Königs, mit ihrem Sohne, dem Herzoge von Kurland, auf dem Schlosse zu Königsberg an.

Am Montage, den 17. Januar, erfolgte zur Verherrlichung und zum ewigen Andenken an diese für das königliche Haus und den gesammten Staat so hochwichtige Begebenheit die Stiftung des Schwarzen-Adler-Ordens, welcher nach seiner ursprünglichen Bestimmung und bei der seltenen und sorgfältigen Vertheilung desselben einer der angesehensten Ritterorden in ganz Europa geworden ist. Die Zahl der Ritter wurde auf dreißig beschränkt, ohne die preußischen Prinzen von Geblüt, die durch ihre Geburt bereits dieser Würde theilhaft werden, aber erst nach dem ersten Genusse des heiligen Abendmahls installirt werden sollten. Dieselbe Bedingung wurde auch festgestellt für die Prinzen anderer souverainer Häuser, deren Aufnahme in diesen Orden gleichfalls nicht durch die vorgeschriebene Zahl beengt wurde. Die übrigen Ritter sollten sechszehn Ahnen zählen, keusch und gerecht, Beschützer der Wittwen und Waisen, so wie Freunde der Wissenschaften und Künste sein und mindestens dreißig Jahre zählen; ihre Auswahl wurde in den freien Willen der Könige von Preußen gestellt, aber nur die höchstgestellten Staats-,

*) Vergl. Schubert's „Historisch-statistisches Gemälde von Ost- und Westpreußen." Abschnitt 5, S. 114.; und Adlerbold's „Höchst-gepriesenes Preußen," S. 470.

*) „Das Höchst-gepriesene Preußen." S. 471

Digitized by Google

Militair- und Hofbeamten erhielten seitdem Zutritt zu diesem ausgezeichneten Orden.

Zuerst und zwar schon am frühen Morgen des Stiftungstages wurde der Oberkammerherr Graf von Wartenberg, der erste Günstling des Königs, mit diesem Orden geschmückt und zum Kanzler desselben ernannt, damit er als solcher sofort die Functionen seines Amtes übernehmen konnte. An demselben Tage erfolgte dann auch die Ernennung von achtzehn Rittern, welche gleich bei den Krönungsfeierlichkeiten mit ihren neuen Ordensinsignien den Glanz des Festes vermehren sollten. Des Königs Majestät saß im Audienzzimmer unter einem prächtigen Baldachin, umgeben von einer großen Cortege und der Leib- und Schweizergarde. Der neue Kanzler des Ordens, Oberkammerherr Graf von Wartenberg, rief Diejenigen, welche der Ehre, zu Rittern des Schwarzen-Adler-Ordens ernannt zu werden, theilhaft werden sollten, mit Namen vor den königlichen Sitz. Der Gerufene kniete alsdann vor dem Könige nieder, empfing die Insignien des hohen Ordens aus den Händen des Kammerherrn Grafen von Dönhof, der den Erkorenen auch sofort mit denselben decorirte, und der neue Ritter küßte, sich tief verneigend, ehrfurchtsvoll des Königs Hand. Die mit diesem ausgezeichneten Orden an jenem Tage Bekleideten waren: der Kronprinz, die drei Brüder des Königs und namentlich die Markgrafen Philipp, Albrecht und Ludwig; der Herzog von Curland, der Herzog von Holstein, der Feldmarschall Graf von Barfuß, der Obermarschall Graf von Lottum, die vier ersten preußischen Oberräthe und namentlich der Landhofmeister von Verdrand, der Oberburggraf von Rauschke, der Kanzler von Kreytzen und der Obermarschall von Wallenrodt, der Oberhofmeister des Kronprinzen und Geheimerath Graf von Dohna, der Generalmajor Christoph von Dohna, des vorigen Bruder; der Generalmajor Graf Otto Magnus von Dönhof, der Amtshauptmann von Angerburg von Tettau, der Hofmarschall der Königin von Bülow und der Generalmajor von Tettau *).

Endlich brach der von Vielen so innig ersehnte Tag, an dem die Krönung und Salbung des hohen Herrscherpaares Statt finden sollte, der 18. Januar 1701, selbst an, und diesen begann der König mit einer Handlung, die seiner wahrhaft würdig war und bis heute die segensreichsten Früchte, die auch in späteren Jahren nimmer fehlen können, getragen hat. Er stiftete nämlich das Waisenhaus zu Königsberg, welches für vier und zwanzig Waisen, deren Zahl indeß späterhin auf dreißig vermehrt wurde, bestimmt war. Diese Stiftung liegt am Sackheimer Thore und ist gegenwärtig mit einem Schullehrer-Seminar und einer Volksschule verbunden *). Für die Vollziehung der kirchlichen Krönungsfeier waren der reformirte Oberhofprediger Ursinus aus Berlin, der nach seiner Erhebung in den Adelstand von Baehr hieß, und der lutherische von Sanden aus Königsberg zu Bischöfen des Landes ernannt worden. So wurden auch die vier Oberräthe Preußens, der Landhofmeister, der Oberburggraf, der Obermarschall und der Kanzler, gleichzeitig zu königlichen wirklichen Geheimen-Staats-Ministern ernannt, indem sie fortan als Collegium das preußische Ministerium bildeten, einzeln aber, wie früher, als Präsidenten der hohen Landes-Collegien dieser Provinz vorstehen sollten. Dies Verhältniß hat hundert und vier Jahre gewährt. Das Ceremoniel der Krönungsfeierlichkeiten wurde ganz nach Herkommen des französischen Hofes beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. „Historisch-statistisches Gemälde von Ost- und Westpreußen." S. 114–116, und „Das Höchst-gepriesene Preußen." S. 471–474.

*) „Preußische Landes- und Volkskunde." S. 188.

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Es ward mir schwer genug," — sagte Roderich — „aber das, was ich mir nach reiflicher Ueberlegung vornehme, halte ich felsenfest. — Auf dem Wege nach meiner Wohnung beschloß ich, sogleich abzureisen. Als ich jedoch meine Habseligkeiten zusammenpackte, trat Laura's Bild so lebhaft vor meine Seele, daß ich in meinem Entschlusse schwankend wurde. Da zeigte sich der älteste Sohn meines Wirthes in meinem Zimmer und meldete mit bekümmerter Miene, daß das von mir bestellte Fuhrwerk vor dem Hause stehe. Dies schien mir ein Wink des Schicksals. Ich saß bereits im Wagen und meine Wirthsleute und deren Kinder standen betrübt umher, als der Gedanke in mir aufstieg, daß ich doch unmöglich abreisen dürfe, ohne mich, wenn auch nur schriftlich, der Gräfin noch zu empfehlen. Mein Portefeuille lag neben mir und ich schrieb auf demselben einige Zeilen an Laura, worin ich ihr mittheilte, daß verhaßte Verhältnisse mich zwängen, das Bad sofort zu verlassen, und sie bat, mir immer ihr mich so beglückendes Wohlwollen zu erhalten und ihren beiden Damen viel Freundliches von mir zu sagen. Eine Thräne fiel auf das Papier. Ich hätte gern das Blatt verworfen und ein anderes genommen, aber ich mochte meine Rührung nicht noch länger zur Schau tragen. Der Brief wurde zusammengefaltet und, durch Mundlack verschlossen, dem Wirthe zur Besorgung übergeben. Mit den Segenswünschen der gutmüthigen Fischerfamilie fuhr ich ab, und es war seit meinem Besuche bei der Gräfin noch keine Stunde ver-

Digitized by Google

gangen, als ich den Ort ſchon weit im Rücken hatte. — In dem alten Neſte, dem Sybaris unſerer Zeit, wie Du es nanntеſt, angekommen, ſchrieb ich an meinen Onkel Freimund und benachrichtigte ihn, daß ich durch die Kündigung einer ausſtehenden Forderung hierher zu reiſen veranlaßt worden ſei. — Ich wollte nun durchaus ſobald als möglich reich werden, um der Gräfin in Hinſicht des Vermögens gleich zu ſein, und entwarf hundert Pläne, dies Ziel zu erreichen; aber kein Plan war ausführbar, und ich ſah bald ein, daß mein Dichten und Trachten nichts als eine Chimäre ſei. Jetzt hatte ich keine Hoffnung mehr, Laura jemals zu beſitzen! Durch die Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften glaubte ich das Gleichgewicht meiner Seele wieder herzuſtellen; aber obgleich ich Monate lang ununterbrochen in meiner Studirſtube ſaß, ſo wurde die Sehnſucht nach Laura doch eher ſtärker, als ſchwächer. Ich hoffte nun, daß mich eine Reiſe zerſtreuen würde, und dieſe Hoffnung hat mich nicht getäuſcht. Ich treibe mich bereits ein Vierteljahr in der Welt herum, und wenn gleich ich Laura noch eben ſo grenzenlos liebe, wie ſonſt, ſo habe ich doch eine ſolche Reſignation erlangt, daß ich auch ohne Ausſicht auf Laura's Beſitz mich zufrieden fühle. — Du biſt der Erſte, mein lieber Carl, gegen den ich mein Herz ausgeſchüttet habe. Meine Geſchichte iſt zu Ende." —

„Ich danke Dir," ſprach Carl — „aber ſei nicht böſe, alter Junge, wenn ich den Grundſatz, welchen ich mit Dir ſo lange theile, als ich nicht in Deinen Fall komme, in Bezug auf dieſen eben ſo eine Chimäre nenne, wie Du Deine Pläne, reich zu werden, nanntеſt. Es iſt im Allgemeinen höchſt lobenswerth, wenn man bei dem Grundſatze, den man für gut erkannt hat, verharrt; aber es würde thöricht ſein, wenn man einen Grundſatz feſthalten wollte, durch welchen man ſich und Andere unglücklich macht und durch deſſen Aufgeben man in den Augen aller rechtſchaffenen Menſchen nichts verliert. Sage mir, Roderich, ob Du Dir wohl denken kannſt, was Laura nach Deiner Abreiſe empfunden hat?"

„Laura fühlte eine innige Neigung für mich" — erwiederte der Andere — „und wird ſich über meine ſchnelle Entfernung gewiß betrübt haben. Aber was iſt mein Gefühl gegen das ihrige!"

„Wenn aber ihr Gefühl dem Deinigen gleich und ſie nun unglücklich wäre?" — fragte Carl.

„Ha!" — rief Roderich — „Wenn das wahr ſein möchte, dann könnte ich meinen Grundſatz aufgeben! Aber nein, nein, es iſt nicht möglich! Laura kann mich nicht ſo lieben, wie ich ſie liebe, und gedenkt meiner nur noch als eines ihr werth gewordenen Freundes."

„Roderich," — ſprach Carl — „iſt dies wirklich Dein Ernſt? Soll der Freund Dich daran erinnern, daß Du ſchön, geſcheid und liebenswürdig biſt und daß, wie ich unzählig oft ſowohl von Damen, als von Herren gehört habe, in Deiner Erſcheinung ein Etwas liegt, was Dir im erſten Augenblicke jedes Herz zuwendet? Willſt Du es daher für unmöglich halten, daß Du auf Laura denſelben Eindruck gemacht haſt, den ſie auf Dich gemacht hat? Ihr ſeid Beide etwas ſchwärmeriſch, und es ſcheint mir, daß Ihr ganz für einander paßt. Es iſt meine völlige Ueberzeugung, daß Laura Dich unendlich liebt und ſich jetzt unglücklich fühlt, wenn ſie nicht vielleicht noch hoffen ſollte, daß Du Dich von den verhaßten Verhältniſſen, deren Du in Deinem Briefe an ſie erwähnteſt, losmachen werdeſt."

„O hätteſt Du die Wahrheit getroffen!" — rief Roderich.

„Ich verlaſſe," ſagte der Andere, „wie ich Dir ſchon mitgetheilt habe, in wenigen Tagen dieſe Gegend, und wir reiſen dann zuſammen in die Heimath. Ich hoffe zuverſichtlich, daß ſich Deine Zukunft freundlicher geſtalten wird, als Du denkſt. Natürlich begleiteſt Du mich jetzt zu meiner Tante und Couſine, bei welchen Du die herzlichſte Aufnahme finden wirſt."

Carl füllte die Gläſer.

„Nun, dies Glas laſſ' uns noch leeren auf die glücklichſte Zukunft!" — rief er luſtig und ſang dann in bekannter Weiſe:

„Mein Freund Rod'rich, der ſoll leben,
Es lebe das ganze Rod'richſche Haus,
Seine Laura auch daneben,
D'rum trink' er ſein Gläschen aus!"

Roderich, welcher vor dem Geſange träumeriſch dageſeſſen hatte, ergriff nach Beendigung deſſelben raſch ſein Glas und ſagte: „Carl, habe Dank für den Balſam, durch welchen Du mein wundes Herz erquickt haſt, und erlaube mir dieſen goldenen Rebenſaft zugleich auf Dein Wohlergehen zu trinken."

Die Freunde leerten ſtürmiſch die Gläſer.

„Ich nehme Deine Einladung an," — ſprach darauf Roderich, ſich erhebend — „und überlaſſe mich von jetzt an gänzlich Deiner Leitung."

„Nun, dann wollen wir aufbrechen," — verſetzte Carl, indem er ebenfalls aufſtand — „um ſo mehr, da mein Aufenthalt im Städtchen bereits länger gewährt hat, als gewöhnlich, und ich zu Hauſe wahrſcheinlich ſchon erwartet worden bin, denn ich liebe, wie Du weißt, die Pünktlichkeit, ohne gerade pedantiſch zu ſein."

Die Freunde beſchloſſen, den kurzen Weg nach dem Gute von Carl's Tante zu Fuß zu machen, und traten ihre Wanderung an, nachdem Roderich wegen der Nachſchaffung ſeiner Effecten noch das Erforderliche veranlaßt hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Reminiscenzen.

Der jüngst in diesen Blättern besprochene Mißbrauch einer in des Grafen von Wittgenstein Proclamation an die Sachsen befindlichen Stelle veranlaßte zu der Bemerkung, daß man in Proclamationen es mit den Worten nicht streng nehmen dürfe. Als Beweis wurde auch Blüchers Proclamation an die Sachsen vorläufig kurz erwähnt. Jetzt darüber das Weitere. Blücher sagt darin: „Ihr werdet nicht länger dulden, daß eine arglistige, gleißnerische Politik u. s. w. eure Preßfreiheit vernichte." Wer kann hier den alten Blücher bei dem Worte Preßfreiheit festhalten wollen! Oder wer will die Stelle gebrauchen, um zu beweisen, Sachsen habe Preßfreiheit einst gehabt, und Napoleon habe diese vernichtet! Eben so wenig liegt in dem „Ihr werdet nicht dulden u. s. w." eine gegebene Berechtigung zu künftigem Anspruchmachen auf dieses jetzt so sehnlich herbeigewünschte Gut, oder eine Aufforderung, es zu verlangen. In dem Sinne, in welchem wir Preßfreiheit verstehen, hat sie Blücher nicht meinen können. Welche Ansichten er über eine solche hatte, wissen wir nicht; aber davon können wir ein Beispiel geben, daß er nicht wollte, daß einer Manifestation des damals erwachten und für den Sieg der großen Sache unentbehrlichen Freiheitsgeistes ein Hemmschuh durch die Censur angelegt würde. Ein damals junger Mann, der bekannte Förster, Freund Theodor Körner's, hielt bei Blücher, als er in Dresden sich befand, um Erlaubniß zum Drucke seiner von der Dresdner Censur zurückgewiesenen Freiheitslieder an. Blücher sprach zu ihm: „Man immer munter drauflos gesungen! Das bringt etwas Feuer unter die Leute. Jetzt muß ein Jeder singen, wie ihm um's Herz ist, der Eine mit dem Schnabel, der Andere mit dem Sabel." — „Excellenz," antwortete Förster, „ich denke nicht unter den Schnabelsängern zu bleiben; ich erwarte nur Lützow's Corps, um einzutreten." Blücher: „Desto besser; da können wir ja gleich auf gute Kameradschaft anstoßen." Blücher frühstückte eben. Förster, ermuthigt, benutzte noch auf die rühmlichste Weise die dargebotene gute Gelegenheit, für die auf den Königstein geschafften Handwerksgesellen, welche sich der Sprengung der dresdner Brücke mit kräftigem Arme widersetzt hatten, ein gutes Wort einzulegen. B. sprach tröstend in seinem pommerschen Dialekte: „Habt man keene Bange nicht, das wollen wir schon kriegen" — und ließ ein Schreiben an die sächsische Immediatcommission aufsetzen. Diese charakteristischen Züge von Blücher sind mitgetheilt in der leider nicht fortgesetzten Deutschen Pandora 1. Bd. Stuttg. 1840.

G.Z.

Feuilleton.

Der uns bekannte älteste Schriftsteller, der von der Sitte, Riesenden Glück zu wünschen, spricht, ist Aristoteles in seinen Problemen. Der Glückwünschungsruf der alten Griechen hieß: Ζεὺ σῶσον! Zeus helfe dir! oder ἔσῃ! Auch bei den Römern herrschte dieselbe Sitte. Plinius in seiner **historia natur.** 28. 5. erzählt, daß der Kaiser Tiberius sogar, wenn er im Wagen stehend nieste, ausdrücklich von allen Vorübergehenden den Glückwunsch verlangte. In den Metamorphosen des Apulejus steht Folgendes: „Die Frau eines Kleiderwalkers hatte ihren Liebhaber bei sich, und versteckte ihn bei der unvermutheten Rückkehr ihres Mannes unter einem großen Korbe, der zum Schwefeln der Wäsche benutzt wurde, worauf sie sich neben demselben mit ihrem Eheherrn an einen Tisch setzte. Der Schwefelgeruch aber erregte dem Liebhaber Niesen, und der gute Gemahl, in der Meinung, daß seine Frau genieset habe, „flattete dieser zärtlichst den herkommlichen Glückwunsch ab." Bei den Römern war es auch gebräuchlich, dabei den Namen des Niesenden zu sprechen.

Nach der Schlacht bei Rosbach kamen jene französischen Helden, welche vorher immer geprahlt hatten, wie sie den kleinen Marquis de Brandenbourg, welchen sie für einen französischen Marquis hielten, in einem Sacke fangen wollten, sehr handgreiflich von ihrem Irrwahn bekehrt zurück. In Gotha wollte sich einer in einem Kramladen ein Paar Socken kaufen und fragte was sie kosten sollten. „Der nächste Preis" — sagte der Krämer — „O, o, Preuß ist nächst!" stotterte der Held und lief, ohne die Antwort abzuwarten, zum Laden und zur Stadt hinaus, als wenn ihm der Kopf brennte.

Im Jahre 1602 war ein sehr saurer Wein gewachsen, der fast nicht zu genießen war. Etliche Pfarrherren in Würtemberg hielten deßwegen an: „daß man ihnen als Seelsorgern, die guten Magenwein zu nöthen hätten, einen besseren abreichen möchte." — Der Herzog Friedrich I. schrieb auf die Bittschrift: „Mit gesünzigt, mit gebüßt."

Ipbikrates antwortete einem auf seine Abkunft von Harmodius stolzen und dem Ipbikrates seine niedrige Geburt vorwerfenden Menschen: „Der Adel meiner Familie beginnt mit mir, der der Deinigen endet mit Dir." —

Lesefrüchte.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt' ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut'. —
Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär'?
Wie da, mein Freund? — Ei nun, ich glaube,
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

(Lessing.)

Wein ist stärker, als das Wasser,
Dieß gestehn auch seine Hasser.
Wasser reißt wohl Eichen um
Und hat Häuser umgerissen,
Und ihr wundert euch darum,
Daß der Wein mich umgerissen?

(Derselbe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg — Druck von Immanuel Wiebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 46. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Agr.) berechnet.

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortsetzung.)

Der Krönungsschmuck des Königs sowohl, als der Königin war prachtvoll und von beinahe unermeßlichem Werthe. Der König erschien in einem scharlachfarbenen, reich gestickten Kleide, besetzt mit diamantnen Knöpfen, von denen jeder 9000 Thaler gekostet hatte. Darüber trug er einen neun Ellen langen, mit Hermelin gefütterten, von carmoisinrothem Sammet gefertigten Mantel, auf welchem goldene Kronen und Adler gestickt waren. Die Agraffe oder Spange, durch welche der Mantel vorn am Halse genestelt war, bestand aus drei Diamanten, deren Werth auf 100,000 Thaler geschätzt wurde. Die aus dem feinsten Golde gefertigte Königskrone war außerordentlich reich mit Diamanten geziert, unter denen einige 100, andere sogar 130 Grän wogen, so daß mehre derselben einen Werth von 40 bis 60,000 Thaler hatten. Das goldene königliche Scepter war mit kostbaren Rubinen und Diamanten besetzt, und die Spitze desselben bildete ein Adler, dessen Leib aus einem einzigen Rubin, einem Geschenke Peter's des Großen, der denselben aus dem russischen Scepter genommen hatte, bestand. Die übrigen Theile dieses Adlers waren dergestalt aus Rubinen und Diamanten gebildet, daß letzterer mit der einen Klaue ein Scepter, mit der anderen ein Schwert hielt. Die Königin erschien in einer Robe von Goldstoff *) und gleichfalls in einem mit Hermelin gefütterten, von carmoisinrothem Sammet gefertigten Krönungsmantel von außerordentlicher Länge. Die Kostbarkeiten, die Edelsteine und die echten Perlen, welche Ihre Majestät an diesem hochwichtigen Tage angelegt hatte und zur Bewunderung Aller, welche sie erblickten, trug, sollen einen Werth von mehr als einer Million Thaler gehabt haben. Die für sie bestimmte Königskrone war der Seiner Majestät des Königs ähnlich und gleichfalls von beinahe unermeßlichem Werthe.

In dieser fast beispiellosen Pracht im königlichen Saale angekommen, nahm der König von dem Ober-Kammerherrn Grafen von Wartenberg, in Gegenwart der fürstlichen und vornehmsten Personen, die in Königsberg versammelt waren, seine Krone in Empfang und setzte sich dieselbe feierlich mit eigener Hand auf das Haupt. Hierauf ergriff er das gleichfalls ehrfurchtsvoll ihm dargebotene königliche Scepter, den Herrscherstab, unter dessen weiser, milder und gerechter Führung Preußens Volk ohne Unterbrechung noch heute vertrauend und beglückt, geachtet und seines Werthes sich bewußt seinen Weg wandelt durch die Weltgeschichte.

Nach dieser bedeutungsvollen, feierlichen und folgenreichen Handlung begab der König, indem seine zahlreiche Umgebung in angemessener Entfernung ihm folgte, sich nach den Gemächern der Königin. Hier angelangt, nahm er von dem Generalmajor Grafen von Dönhof die ihm präsentirte, für die Königin bestimmte Krone in Empfang und setzte, gleichfalls mit eigener Hand, dieselbe Ihrer Majestät auf das Haupt.

Hierauf begaben der König und die Königin vereint sich nach dem Audienzsaale, ließen sich auf die hier errichteten, äußerst prachtvollen Thronsessel nieder

*) Germanus Ablerhold nennt den Stoff, aus welchem die Robe der Königin gefertigt war, „güldenen Boesse-Stoff."

Digitized by Google

und empfingen sodann von den versammelten Ständen und Beamten die feierliche Huldigung. Nach Beendigung dieses wichtigen, sehr ergreifenden Actes wurde mit einer Glocke das Zeichen zu dem solennen Krönungszuge, der nun beginnen und nach der gegenüberliegenden Schloßkirche gehen sollte, gegeben. Der König und die Königin erhoben sich von den Thronsesseln, und der Zug nach dem Gotteshause, der also den innern Schloßplatz der Länge nach zu überschreiten hatte, nahm seinen Anfang.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

Das nette Städtchen lag den beiden Wanderern bald im Rücken und das liebliche Pleißenthal mit seinen hübsch gebauten Dörfern, welche sämmtlich einander berührten und somit gleichsam eine Ortschaft bilden, machten auf Roderich den angenehmsten Eindruck. Es war ein schöner Tag im Anfange des Frühlings, und die Sonne wurde den beiden Fußgängern beinahe lästig. Carl's Hund sprang lustig voran, blieb aber öfters stehen und schaute, mit dem Schwanze wedelnd, nach seinem Herrn zurück.

„Mein Perdrix" — lachte Carl — „ist so fidel, wie ein Mensch, der das große Loos gewonnen hat. An Weltschmerz pflegt er sonst nicht gerade zu leiden, aber heute ist er vorzugsweise vergnügt, und ich glaube, daß meine Freude über Dein Wiedersehen das kluge Thier in eine frohere Stimmung versetzt hat."

„Ein so köstliches Wetter, wie das heutige" — sprach Roderich — „erheitert sowohl Thiere, als Menschen, und auch ich fühle mich in diesem Augenblicke so glücklich, wie ich lange nicht gewesen bin. Doch würde ich ungerecht sein, wenn ich leugnen wollte, daß ich diese glückliche Stimmung hauptsächlich Dir, mein lieber Carl, zu verdanken habe. Das Pleißenthal ist wirklich reizend, und wohl dem, welcher hier eine Scholle besitzt! Es bleibt hier nichts zu wünschen übrig, als Wasser, denn die Pleiße ist ein seichter Bach, welchen, wie Schiller sagt, die Poeten und Prosaiker zu dürftig ausgeschöpft haben."

„Zuweilen ist die Pleiße aber ein reißender Strom," — sagte Carl — „wie alle auf den Gebirgen herabströmenden Flüsse; doch heute allerdings kann das hübsche Schillersche Distichon auf dieselbe Anwendung finden. Dieser kleine Fluß durchfließt ein Ländchen, welches reich und glücklich ist durch seine Industrie. Wie weit steht unsere vaterländische Provinz hinter Sachsen zurück! Während hier jeder Quadratfuß der schlechtesten Erde benutzt wird, und die ländlichen Produkte in einheimischen Fabriken verarbeitet werden, liegen in unserer Heimath große Flächen des schönsten Bodens unbebaut, und Wolle und andere Produkte sendet man in das Ausland, um dieselben von dort gegen schweres Geld verarbeitet zurückzukaufen. Unsere Landsleute haben keinen Sinn für Industrie, und höheren Ortes scheint man sich keine Mühe geben zu wollen, diesen Sinn in uns hervorzubringen."

Unter solchen Gesprächen hatten die kräftigen jungen Männer den Weg bemahe zurückgelegt, als Roderich ungeduldig ausrief: „Aber haben wir den Landsitz Deiner Tante nicht bald erreicht? Quousque tandem abuteris mea patientia, mi Carole! Ist dies Schloß links vielleicht das Ziel unserer Wanderung?"

„Gedulde Dich noch wenige Minuten," — erwiederte der Andere — „das Schloß links ist Schweinsburg. Das Gut, auf welchem meine Tante und Cousine residiren, liegt gerade vor uns."

„Ach, wie wunderhübsch!" — rief Roderich — „die weißen Gebäude mit den rothen Dächern, dem Thurme und den majestätischen Pappeln gewähren ein gar liebliches Bild!"

Die Freunde schritten über den Steg, welcher über die Pleiße nach dem erwähnten Gute führt, und Carl's Tante und Cousine traten den Ankommenden entgegen. Roderich wurde von Carl den Damen vorgestellt, und diese empfingen den Freund ihres Verwandten mit der größten Herzlichkeit. —

Carl und Roderich verlebten in diesem paradiesischen Orte einige höchst glückliche Tage und schieden dann mit schwerem Herzen von den liebenswürdigsten Bewohnerinnen des reizendsten Landsitzes. —

Da Roderich die Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden noch nicht kannte, so reisten die Freunde zuerst nach dem Orte, wo im Jahre 1813 die Deutschen ihre langjährige Schmach im Blute der Franken von sich abwuschen. In Leipzig wurde das freundliche Rosenthal und das Theater besucht, und am andern Morgen der Dampfwagen bestiegen. Obgleich die funfzehn Meilen bis Dresden in kaum vier Stunden zurückgelegt wurden, und die Gesellschaft in dem Wagen, in welchem Carl und Roderich saßen, ziemlich amüsant war, so erschien den Freunden doch die Fahrt wie eine Ewigkeit. Der Mensch wird nimmer zufrieden gestellt, und wenn er das erreicht, wonach er gestrebt hat, so befriedigt es ihn bald nicht mehr, und er wünscht, das Erreichte noch vervollkommneter zu sehen. Aber was wäre der Mensch, wenn er keine Wünsche mehr hätte? Ein unglückliches Wesen!

Den Freunden gegenüber befand sich ein junges Ehepaar, welches sich gleich nach der Abfahrt als ein solches der Gesellschaft vorstellte und, nachdem dies geschehen war, keinen Anstand nahm, sich Liebkosungen zu erlauben.

„Ich kann eine solche zur Schau getragene Zärt-

Digitized by Google

lichkeit junger Eheleute nicht leiden" — sprach Carl zu Roderich — „und glaube, daß, wenn ich einmal verheirathet sein sollte, ich mich schämen würde, meiner Frau in Gegenwart Anderer einen Kuß zu geben."

Carl's Aeußerung, wie leise dieselbe auch gesprochen war, hatte eine sehr umfangreiche Dame mit kupferrothem Gesichte gehört.

„Ich stimme Ihnen ganz bei, mein Herr," — sagte sie zu Carl, indem sie einem neben ihr sitzenden jungen Mädchen einen Stoß mit dem Ellbogen gab — „und habe meine Tochter Adelgunde, welche ich Ihnen hiermit vorzustellen mir erlaube, auf das Ernstlichste ersucht, künftig als Frau die Lehren nicht aus den Augen zu setzen. Ich hoffe mit Bestimmtheit, daß meine Adelgunde in Dresden auf der Bildchen, — einer Erziehungsanstalt, wenn Sie es nicht wissen sollten, — eine solche Festigkeit des Charakters erlangen wird, daß sie ihren künftigen Herrn Gemahl gehörig abrichten lassen dürfte, wenn er sich in Gesellschaft erkühnen sollte, ihr seine Liebe durch die That beweisen zu wollen. Ich wünschte wohl, daß mein Adelgundchen dermaleinst einen Mann zum Gatten erhalten möchte, welcher so respectabel denkt, wie Sie, mein Herr, und mein seliger Magister gedacht hat."

(Fortsetzung folgt.)

Guter Rath für junge Adlige, welche auf Reisen gehen.

Es ist eine wichtige Periode Ihres Lebens, wenn Sie von den beschränkten Ufern eines sanftströmenden Flusses in die weite See auffahren, wo Sandbänke und Korallenklippen drohen, die der Unerfahrne nicht bemerkt, und Felsen, die freilich Jeder sieht, zu denen man aber mit Macht hingetrieben wird. Die Zeit, die Sie auf Reisen zubringen, kann Ihnen von großem Vortheil werden, kann Ihre Bildung vollenden, aber auch Ihr Verderben. Kein Wunder, wenn deßhalb gute Aeltern ihre Söhne mit Zittern aus ihren Armen lassen, wenn besonders Väter, welche die Gefahren genauer kennen, Warnung auf Warnung häufen. Halten Sie diese nicht für überflüssig! Der Wahn der Sicherheit, wenn Sie ihn hätten, würde nur Ihren Mangel an Selbstkenntniß und Welterfahrung beweisen. Wenn Aeltern Ihnen die Hand zum Abschiede reichen und sprechen: „So erscheine uns wieder!" — fühlen Sie, wie viel damit gesagt ist? Haben Sie nicht schon von Verirrten gehört, die nicht so wieder erschienen, wie sie fortgegangen waren? Manche kehrten nie zurück; sie wurden im fernen Lande das Opfer ihres Leichtsinnes; sie zertraten die aufbrechende Blüthe ihres Lebensglückes auf dem Wege, den sie eilten, um ein Scheinglück in der Befriedigung sträflicher Gelüste zu suchen. Man muß es sich zum Ehrenpunkte machen, moralisch so wieder zu erscheinen, wie man gegangen ist, und Alles zu beherzigen, zu thun, zu meiden, daß der Wunsch derer, von welchen man geliebt wird, nicht unerfüllt bleibe. Unter das, was in dieser Beziehung zu meiden ist, dürfte auch das Reisen unter einem angenommenen Namen gehören. Unser Name steht in einer innigen Beziehung zu unserm Ich; Namenswechsel kann auch eine Veränderung unsres bessern Ich nachsich ziehen; in der Finsterniß des Incognito liegt unbestritten eine Versuchung zum Ausführen der Werke der Finsterniß, die man nicht unter seinem ehrlichen Namen mag bekannt werden lassen. Ihrem Reisegesellschafter, wenn Sie ein solcher begleitet, geben und lassen Sie das Recht, über Sie zu wachen, Sie zu warnen, und seien Sie nicht zu stolz, das sich bei ihm auszubedingen, was 1801 bei einer andern Gelegenheit der Minister von Kretschmar bei dem edeln Herzoge von Koburg-Saalfeld sich ausbedung. Er sprach: „Ich bin Mensch und werde fehlen, lassen Sie keine Nachsicht eintreten." In Ihrem Tagebuche müssen nicht blos Merkwürdigkeiten der Städte und Länder stehen, sondern That und Rechenschaft von Ihnen selbst. Fände sich einmal Etwas, was Sie nicht ohne Scham eintragen könnten, so wäre dieses strafende Selbstgericht Ihres Innern die beste Warnung vor ähnlichen Fällen. Bleiben Sie sich immer des edeln Zweckes Ihrer Reise bewußt, um den Grundsatz, die Welt oder das Leben in gewissem Sinne zu genießen, nicht aufkommen zu lassen. Ueberhaupt, ehe Sie reisen, geben Sie sich als gebildeter und noch mehr Bildung suchender junger Mann Rechenschaft, was Sie auf der Reise wollen und wie Sie das wollen. Machen Sie sich durch Bücher und Besprechung mit denen, welche, wie es sich gehört, gereist sind, über ihre Tour bekannt; dann ist es, als ob Sie zum zweiten Male schon den Weg durchgegen und das Merkwürdige anschauten. Nur auf das achten Sie bei der Vorbereitung, wie bei der Reise selbst, was Ihnen für Ihren Zweck das Wichtigste ist; denn wer Alles an allen Orten sehen will, sieht Nichts, d. h. wer zu viel auf einmal und zu schnell hintereinander sieht, weiß am Ende nicht mehr, was er gesehen hat. Also auch hierin Mäßigkeit, und Alles mit Ruhe, mit Muse, mit Ueberlegung! Wenn Sie nicht blos Dinge, sondern auch Menschen in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Gegenden kennen lernen wollen, so eilen Sie nicht von großer Stadt zu großer Stadt, sondern weilen auch an den Oertern, wo die Menschen in ihrer Landeseigenthümlichkeit leichter erkennbar sich zeigen, als im Leben der großen Städte. Je freier daheim Ihr Herz von allem Argwohne ist, desto mehr Mißtrauen schaffen Sie sich für die Zeit an, wo Sie in die Welt gehen — ein nothwendiger Schild gegen Betrüger und Verführer beiderlei Geschlechts; denn bei-

Digitized by Google

derlei werden Ihnen nahen, und, je höher Ihr Name und Ihre Familie steht, in desto vornehmerer Gestalt. Erhalten Sie sich den freien, unbefangnen Anblick der Dinge, damit Ihnen nicht, wie Manchen, auswärts Alles ohne Ausnahme besser, als im Vaterlande erscheint. Manches wird in der Fremde angestaunt und gepriesen, was im deutschen Vaterlande in größerer Vollkommenheit sich vorfindet, und von Anderem, was wir nicht besitzen und kennen, ist's ja erst noch die Frage, ob es des Preises würdig, ob es nicht vielmehr ein Glück für uns ist, daß wir's nicht haben. Aber eben darum sollte auch Jeder, ehe er seine Reiselust zu den Fremden befriedigt, das Vaterland in allen seinen Theilen und Eigenthümlichkeiten aus eigner Anschauung vollkommen kennen lernen.

G†.

Feuilleton.

Einiges über den Feldmarschall Suwarow.

Der nachmalige oldenburgische Generalmajor Wardenburg beschloß als achtzehnjähriger Jüngling in russische Dienste zu treten und bei der Armee unter Suwarow, die damals in Italien stand, seine ersten Sporen zu verdienen. Mit guten Empfehlungen von dem Herzog von Oldenburg versehen, kam er (1. Juli 1799) nach Alessandria, wo das russisch-österreichische Hauptquartier sich damals befand, und suchte um Audienz bei Suwarow nach. Nach mehrtägigem Warten erhielt er endlich den Befehl, sich zum Feldmarschall zu verfügen, bei dem er zur Tafel geladen sei. „Unter der zahlreichen Gesellschaft" — erzählt Wardenburg *) — „die pünktlich 9 Uhr in den Speisesaal trat, war ich der einzige Subalternofficier; eine Ehre, die ich der Empfehlung des Herzogs zu verdanken hatte. Die Gesellschaft bestand, außer einigen österreichischen Generalen und dem österreich. Grenadierhauptmann, der die Ehrenwache bei dem Feldmarschall hatte, aus lauter Russen. Nach einigen Minuten erschien Suwarow, nicht, wie ich mir den Helden der Zeit gedacht hatte, in glänzender Uniform mit Orden bekleidet, in einem pomphaften Aufzuge, sondern mit leinenen Beinkleidern, zerrissenen Strümpfen, ungeputzten Stiefeln, ohne Rock und Halstuch, in bloßem Hemde, das Haar auf dem Kopfe zusammengebunden. In diesem Costüme wandte er sich zuerst gegen ein an der Wand hängendes Heiligenbild und dann erst zur Gesellschaft. Er empfing mich dann mit den Worten: „Ach, da ist ja unser Oldenburger. Seien Sie mir willkommen." Mit diesen Worten umarmte er mich, nach russischer Sitte. Während der Mahlzeit unterhielt er sich mit seinen Gästen sehr lebhaft. Mit mir sprach er von der Person des Herzogs, aber von meiner Anstellung war nicht die Rede. Mehrere Male dictirte er seinem Adjutanten und Secretair, während der Tafel, Befehle, die sie aufschreiben mußten, und mehrere Male wurden die Bedienten, die mit einem Wedel hinter ihm standen, um die Fliegen zu verscheuchen, mit Ungestüm fortgejagt, weil sie entweder mit dem Wedel ihm zu nahe an das Gesicht oder an die Speisen kamen. Dabei ließ er sich den italienischen Wein gut schmecken. Nachdem die Tafel, die zwei Stunden gedauert hatte, aufgehoben war, wandte Suwarow sich wieder an das Heiligenbild, und ohne von der Gesellschaft Abschied zu nehmen, eilte er in Sprüngen in sein Cabinet. Ich gebe diese Details — fügt W. hinzu — weil sie zur Charakteristik eines Mannes gehören, der sich durch Großthaten berühmt gemacht hat. Ob diese sonderbaren Manieren ihm wirklich eigen waren, oder ob er sie geflissentlich annahm und Etwas darin suchte, will ich nicht entscheiden." — Aehnlich diesem bizarren Aeußeren und Benehmen schildert W. späterhin den Aufzug des berühmten russischen Helden, als er seinen Einzug in das eroberte Mailand hielt: „Suwarow, hinter ihm Melas mit dem Gefolge, ritten durch mehrere Straßen der Stadt, bis ersterer eine offene Kirchthüre erblickte. Hurtig sprang er vom Pferde, drängte sich durch die Menge, lief an den Hochaltar hin und warf sich dort der Länge nach auf die Erde. Nachdem er einige Minuten gelegen, sprang er in die Höhe, ertheilte seinem Gefolge den Segen, lief zur Kirche hinaus, setzte sich auf sein Pferd und ritt, indem er mit seiner Rechten, an der der Kantschuh hing, immerwährend dem Volke und den an den Fenstern Zusehenden links und rechts Segen austheilte, seinem Quartiere zu. In diesem Auftritte denke man sich den General Suwarow auf einem Kosakenpferde sitzend, worauf ein abgenutzter deutscher Sattel und eine Schabracke mit seidenen Franzen lagen. Kleine Stiefeln deckten seine Füße, über welche die Strümpfe vom Knie herabhingen. Die kurzen Beinkleider, von weißem gestreiften Zeuge, waren unter dem Knie mit einer Schnalle leicht befestigt, die Knöpfe aber nie zugemacht. Ein Hemd ohne Kragen, mit offenem Halskragen, gab der Luft Raum, es aufzublasen; über demselben trug er ein offenes weißes Hausleibel mit kurzen Patten. Die Kopfzierde bestand in einem Helm von schwarzem Leder mit schwarz- und gelbseidner Kammquaste. Der Kantschuh in seiner Hand war unaufhörlich beschäftigt, das Pferd anzutreiben."

Ap.

Eine rechte, ächte Jungfrau soll sein, wie die Glocken am Charfreitage; sie muß nit viel von sich hören lassen. Die Männer können Vocales, die Frauen Consonantes, die Jungfrauen aber müssen stumme Buchstaben sein. Eine Jungfrau muß sein, wie eine Orgel; denn sobald als diese nur ein wenig angezastet wird, schreit sie. Eine Jungfrau muß sein, wie eine Nachteule, die sein wenig an's Tageslicht kommt, wie ein Palmesel, der sich nur ein Mal im Jahre sehen läßt. Die Jungfrauen sollen von Rechtswegen beschaffen sein, wie die Tuckenten, welche sich schnell unter das Wasser tauchen, um der Nachstellung zu entgehen; auch sollen sie sein, wie die alten großen Folianten, mit Schlössern versehen, auf daß sie keine Gelsdoren bekommen. Den Jungfrauen ist Nichts anständiger, als die Einsamkeit; dahero sie Frauenzimmer heißen und nit Frauengassen.

(Abraham a Sancta Clara, gest. 1709 als kaiserl. Hofprediger in Wien.)

Ein witziger Fürst schrieb, als seine Gemahlin hat, er möchte sich ihrer Güter in den Niederlanden im Kriege annehmen: „Madame, il est long tems, que je me ne mêle plus de Vos affaires pais bas."

G†.

*) Vergl. „Leben des großherzogl. oldenburg. Generalmajors W. G. J. Wardenburg" (Oldenb. 1843), S. 9 ff.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Wedel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 47. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr (2 1/2 Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Das Krönungsfeſt zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortſetzung.)

Der König ging, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, unter einem von vier und zwanzig Kammerherren, Generalen, Stabsofficieren und anderen vornehmen Perſonen getragenen prachtvollen Baldachin, indem der Oberkammerherr Graf von Wartenberg die Schleppe des königlichen Mantels trug. Dem Könige zur Seite gingen die Grafen Chriſtoph von Dohna-Schlodien und Ernſt von Dönhof. Die Königin in ihrem Krönungsſchmuck ging gleichfalls unter einem von vier und zwanzig vornehmen Herren getragenen Baldachin, die Schleppe ihres Mantels trug die Herzogin von Holſtein, und ihr zur Seite gingen ihre beiden Oberhofmeiſterinnen und die beiden Markgrafen Albrecht und Ludwig.

Den Krönungszug eröffnete der Kanzler von Krentzen mit dem Reichsinſiegel auf einem prächtigen Kiſſen. Auf ihn folgte der Graf Chriſtoph von Dohna-Reichertswalde, als Senior dieſes gräflichen Hauſes, mit dem Reichspanier, hierauf der Landhofmeiſter von Perbrand, der auf einem ſammetnen, reich brodirten Kiſſen den aus einem einzigen Stück Jaspis beſtehenden, mit einem diamantnen Kreuze verſehenen Reichsapfel trug. Nach dem Landhofmeiſter kam der Oberburggraf von Rauſchke mit dem Reichsſchwerte und endlich vor dem Könige der Kronprinz mit ſeinem Gouverneur, dem General-Lieutenant Grafen Alexander von Dohna. Unmittelbar hinter dem König und deſſen Begleiterſchaft folgte der das Amt eines Connetable des Reiches verſehende General-Feldmarſchall Graf von Barfuß mit dem Capitain der Schweizer-Garde, der eine Abtheilung der letzteren führte, und dann der Herzog von Holſtein. Nun kam Ihre Majeſtät die Königin in ihrer Pracht mit ihrer Begleiterſchaft, und den ganzen, in herrlichkeit prangenden Krönungszug ſchloß wieder eine Abtheilung der Schweizergarde, die gleich der franzöſiſchen in weißen Atlas und Silbermoor gekleidet war *).

Als der König und die Königin die Schloßkirche betratenen, empfing ſie der königliche Oberhofprediger, Conſiſtorial- und Kirchenrath Benjamin Urſinus, als Conſecrator und erſter Biſchof, und der königliche Oberhofprediger und Aſſeſſor des ſamländiſchen Conſiſtoriums Bernhard von Sanden, S. S. Theol. D. und Professor primarius der Königsberger Univerſität, begleitet von ſechs anderen Predigern und namentlich von den reformirten Hofpredigern Cochius, Luthenius und Mell, von dem Theol. D. und Prof. Publ., auch Paſtor der Königsberger Domkirche, Wagner, und dem Paſtor der altſtädtiſchen Pfarrkirche Goldbach. Der Biſchof und Conſecrator Benjamin Urſinus redete Ihre königliche Majeſtäten feierlich mit folgenden Worten an:

„Es gehen herein die Geſegneten des Herrn, unſer König und unſere Königin in der Kraft unſers Gottes, und ihr Ein- und Ausgang ſei geſegnet vor dem Herrn, von nun an bis in Ewigkeit, durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn, Amen.“

Nach dieſem Empfange begaben ſich die Geiſtlichen nach dem Altare, der König und die Königin nach den für ſie dem letzteren gegenüber errichteten Thronſeſſeln, und die königliche Cortege nach dem Kir-

*) Vergl. „hiſtoriſch-ſtatiſtiſches Gemälde von Oſt- und Weſtpreußen,“ Abſchnitt 5., S. 116 – 117; und „Das Hohe-Haus genannte Preußen,“ S. 474 – 479.

Digitized by Google

chengestühl. Darauf wurde sofort das Lied: „Es wolle Gott uns gnädig sein," gesungen. Während des letzten Verses desselben verließ der Bischof Ursinus den Altar und begab sich in die Sacristei, worauf der assistirende Bischof, Bernhard von Sanden, — gegen die Majestäten gewendet, — zu Gott betete: daß derselbe die bevorstehende Salbung an dem Leibe und an der Seele des Königs und der Königin heiligen wolle. Nach diesem Gebete wurde „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" gesungen, worauf der Bischof und Conferator Ursinus eine kurze, aber erbauliche Predigt und zwar über die Worte 1. Sam. 2. V. 30: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren," hielt. Nach Beendigung der Predigt wurden aus dem 21. Psalm die Verse 2—8 und 14, von herrlicher Musik begleitet, gesungen, während dessen noch die beiden Bischöfe wieder vor den Altar traten. Zum Schlusse wurde noch von der ganzen Gemeinde „Komm Heiliger Geist" gesungen.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

Die hübsche Adelgunde, welche ungefähr dreizehn Jahre alt sein mochte, war wie mit Blut übergossen und schlug das Dr. Diezmann'sche Modejournal, in welchem sie eben studirt hatte, zusammen.

„Werde nicht roth, meine Gute," — sprach die kupferrothe Frau Magisterin — „und genire Dich gefälligst nicht, weiter zu lesen, aber nur die Miscellen, nicht die Novellen. Ha, ha, ha! Ein Reim! Wenn Du erst eine Frau sein wirst, Adelgundchen, so kannst Du auch die Novellen lesen, eben so gut wie die Werke von Paul de Kock und manchen Schriftstellerinnen. Vorläufig mögen Dir die Miscellen genügen. Das Modejournal ist und bleibt doch einmal die Bibel der Damen."

„Auch vieler Herren." — sagten die Freunde unisono.

Die redselige Frau Magisterin führte auf der Seite wo Roderich und Carl saßen, das große Wort, sprang aus dem Hundertsten in das Tausendste und sprach zuletzt wieder von ihrer Tochter, deren Vorzüge sie so herausstrich, daß Adelgunde endlich bat: „Aber, liebe Mutter, höre auf! Was wird die Gesellschaft von Dir denken!"

Die alte Dame wollte eben etwas erwiedern, als ein schallendes Gelächter aus dem anderen Theile des Wagens herübertönte.

„Also Ihr Sohn, mein Herr Professor" — rief ein junger Mann, welcher à la mécontent frisirt war, mit näselnder Stimme — „hat sich, nachdem er seine Frau durch den Tod verloren, dem Trunke ergeben und Sie haben sein Gut verkauft, sein Kind zu sich genommen und ihn zu einem Geistlichen in Pension gegeben? Eine tolle Geschichte! Beim Leonidas, ich habe nicht geglaubt, als ich mit Ihrem Sohne zusammen auf dem Gymnasio studirte, bevor ich Garde-Offizier wurde, daß Ihre Pflanze ein so tragikomisches Schicksal haben werde!"

„Außerdem, mein liebster Herr Lieutenant," — sprach der Professor — „hat sich mein Junge auf das Aufschneiden gelegt und lügt so fürchterlich, daß Einem dabei angst und bange wird. Ich nenne ihn deßhalb immer den lebendigen Räuberroman. Gottlob, daß ich ein sehr glückliches Temperament besitze; sonst müßte ich mich über den ungerathenen Strick zu Tode grämen!"

Und abermals ertönte das Lachen des jungen Kriegsgottes von der Garde, welcher mit seiner näselnden Stimme ausrief: Bei den Gebeinen des unsterblichen Spitzeder, Sie amüsiren mich famos!" —

„Kennst Du den Professor?" — fragte Carl.

„O wohl habe ich unseren Landsmann erkannt." — sprach Roderich — „Vielleicht kommt er direct aus der Heimath und weiß uns etwas Neues zu erzählen; doch hier ist nicht der Ort, danach zu fragen."

Eben bezeugten sich die jungen Eheleute wieder einmal ihre Liebe. Die Liebesbezeugung fiel etwas laut aus, so daß selbst die Passagiere in dem anderen Theile des Wagens dieselbe hören konnten. Der Garde-Offizier, welcher die Vorstellung des Ehepaares im Anfange der Reise nicht gehört haben mochte, sang nach bekannter Melodie:

„Ach, mein Fräulein, welch Vergnügen,
Küssend mit Ihnen durch das Leben zu fliegen!"

Der junge Gatte, welcher wie ein beißiger Recensent aussah, sprach in ziemlich brutaler Weise: „Warten Sie nur, Freundchen, ich will Sie in meinem Wochenblatte schon mitnehmen und meine Feder nicht in Tinte, sondern in Gift tauchen!"

Da fuhr der Wagen rasselnd durch den Tunnel bei Oberau. Die Stimme des Ehemannes verhallte, und es läßt sich annehmen, daß dieser die Finsterniß zu seinem Vortheile benutzt haben wird.

Als man sich wieder im Freien befand, war aller Groll verschwunden, und die schöne Gegend nahm die Aufmerksamkeit des Lieutenants und des Recensenten dergestalt in Anspruch, daß der Erstere zu wiederholten Malen ausrief: „Mort de ma vie, c'est beau! bei den Gebeinen der Werther'schen Lotte, die Landschaft ist magnifique!" — während der Andere zu seiner Frau sagte: „Bei Jules Janin, dem größten Feuilletonisten, welcher je gelebt hat, die Natur ist hier so reizvoll wie Du, mein holdes Liebchen!" — Und das holde Liebchen, welches wohl einer märkischen Sandsteppe, nicht aber der prächtigen Gegend von Dresden ähnlich war, lächelte süß und erröthete.

Digitized by Google

Auch die Freunde waren entzückt von dem herrlichen Bilde, welches sich ihren Blicken zeigte.

„Unser Deutschland hat doch köstliche Punkte aufzuweisen," — bemerkte Roderich — „und es ist den Engländern nicht zu verdenken, wenn sie, wie jener Mylord Beefsteak, welcher mit seinem Groom in einem Zik vor uns fährt, ihr Nebelland verlassen und sich hier aufzuhalten, um die reine Luft in dieser himmlischen Gegend einzuathmen. Seine Herrlichkeit scheint sich den Thurm der katholischen Kirche zu seinem point de vue erkoren zu haben und sich mit dem Dampfwagen in ein steeple chase einlassen zu wollen."

Roderich hatte seine Rede noch nicht beendigt, als der Zik bereits von dem Dampfwagen überflügelt war.

„Der Herr in dem kleinen Wägelchen," — nahm die Frau Magisterin das Wort — „ist kein Engländer, sondern ein reicher Krämer aus meiner Vaterstadt."

„Ein Krämer aus Ihrer Vaterstadt?" — lachte Carl — „Also der deutsche Copist eines Engländers! Es ist ein Scandal, daß wir Deutsche nie aufhören mögen, die Affen fremder Nationen zu sein, dasjenige zu vergöttern, was aus dem Auslande kommt, und alles Deutsche geringschätzig zu behandeln. Ich kenne viele junge Männer, welche auf Bildung Anspruch machen und sämmtliche Romane Bulwer's und Marryat's, aber nichts von alle dem gelesen haben, wodurch unsere Landsleute Lessing, Wieland und Jean Paul berühmt geworden sind."

„Der Prophet gilt in seinem Lande nichts," — meinte die Magisterin — „und nirgends dürfte dies Sprichwort mehr Anwendung finden, als in Deutschland."

„Nun, nun," — versetzte Roderich — „unsere schriftstellerischen Coryphäen gelten bei uns genug. Welches Land ehrt seine Schriftsteller so, wie wir Deutsche die unsrigen? Diejenigen Landsleute, welche Marryat's, aber nicht Wieland's Werke kennen, dürfen nicht zu den Gebildeten gerechnet werden, und es kommt daher nichts darauf an, ob Wieland und andere berühmte Schriftsteller in ihren Augen etwas gelten oder nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Fragment einer Vorlesung über Liebe.

Liebe zu einem Weibe gehört zur Entwicklung des ganzen Menschen — Liebe, nicht küssen, liebeln, vergöttern, sondern das Weib als den bessern Theil seines Selbstwesens fühlen, als den Theil, der noch fehlt und doch unentbehrlich ist, um zu leben, zu sein, zu genießen, in ihm die Sonne zu finden, durch die Alles Form, Farbe, Schönheit erhält. Die Liebe ist die höchste Poesie des Lebens; wer nie liebte, bleibt unbekannt mit den erhabensten, reinsten Himmelsfreuden auf Erden. Der natürliche, durch Liebe noch nicht wiedergeborne Mensch vernimmt freilich Nichts von diesen Dingen; sie sind ihm eine Thorheit. Nur in Liebe ist die einzig rechte Anschauung der Liebe. Viele wissen nur von Sinnlichkeit und sehen nur das sinnliche Lieben. Zwar mischt es sich in jede Liebe ein; es muß, nach der Absicht des Schöpfers; aber der rein Liebende ist sich dessen nicht bewußt. Man kann wohl physiologisch zeigen, durch welche Operationen und Modificationen und Zusammenziehungen der Nerven u. dergl. Liebe eben so gut, wie Andacht, entsteht; aber die Liebenden und Andächtigen wissen davon Nichts; sie sind eben nur Liebende und Andächtige, weil noch etwas Anderes als das Physische in ihnen wirkt, das Geistige und Göttliche. „Unreiner Thor, sagt Herder, der seine Braut nur anatomisch kennt und liebt." Man sage nicht, daß das Geistige und Göttliche bei der Liebe zum Thierischen herabgezogen werde; nein, bei der ächten wird das Thierische oder Natürliche zum Geistigen erhöht oder verklärt, weil sie, wie Shakspeare, sagt, nicht mit den Augen, sondern mit dem Gemüth sieht. — Schwarz behauptet in seiner Erziehungslehre, die Liebe finde ihren Tod, wenn sie sich an Einem Gegenstande befestige. Dagegen muß man einwenden, daß hundert Erfahrungen es bestätigen, daß die ganze Liebesfähigkeit eines Menschen erst dann zum Leben geboren werde, wenn er sich an Einen Gegenstand mit seiner Liebe befestigt; denn auch für die andern Wesen interessirt er sich nun erst recht, weil sie zu der Gattung des Wesens gehören, das ihm so werth ist. Ja, nicht blos die Menschheit, sondern die ganze belebte Schöpfung tritt seinem Herzen näher. Ein junger Forstmann legte seinem Freunde das Bekenntniß ab: „Seit mir das Mädchen im Kopf' ist, kann ich keinen Hühnerhund mehr dressiren; das Beest dauert mich." Schwarz hätte sollen sagen, wenn sich die Liebe auf Einen Gegenstand beschränke, das sei ihr Tod; aber das thut die ächte Liebe nicht.

Es geht mit der Liebe, wie mit der Freude. Will man Freuden genießen, muß man sich auch welche schaffen; will man geliebt sein, muß man lieben.

Mit der Erklärung der Liebe, zu der es in Romanschilderungen und auch in der Wirklichkeit so schnell kommt, muß man anhalten. Beide Theile wissen es ohne Erklärung von einander, ob auf der andern Seite da ist, was sie selbst in sich tragen; aber eine bestimmte und darum bindende Erklärung ist Jedem abzurathen, ehe er im Stande ist, die Hand wirklich anbieten zu können. Wem seine Glückseligkeit lieb ist, meide ein zu früh bindendes Versprechen. Der Jüngling, dessen Empfindung ganz auf die Gegenwart concentrirt ist, muß nicht voraus bestimmen

Digitized by Google

wollen, wie er in Zukunft empfinden werde. Vielleicht sah er noch zu wenig liebenswürdige Personen, und die Geliebte erscheint ihm in dem Lichte der Verklärung, womit jugendliche Empfindung so schön malt. Vielleicht ist der Zug, den er fühlt, nur der erste Versuch, zu lieben. Er geht als Verlobter weg; lernt andere weibliche Reize kennen; kommt zurück; die Verlobte ist während dem verblüht, und der Nimbus, den seine jugendliche Phantasie um sie bildete, ist verschwunden. Sie ist ihm zwar noch interessant; aber er kann ihre Liebe nicht, wie sonst, erwiedern. Es ist eine Art Zwang vorhanden, und aller Zwang ist ein Nagel zum Sarge der Liebe. Doch er hält Wort, verbindet sich mit ihr, und die Ehe ist gleich von Anbeginn eine Alltagsehe. Warnung! Die Liebe vor der Treibhauswärme behütet, damit nicht Nachtfröste kommen, welche die zu schnell herausgetriebenen ersten Blüthen vertrocknen und abfallen lassen!

Man sagt, die Ehe sei das Grab der Liebe. Das ist eigne Schuld, und man kann Nichts begraben, was nicht schon todt ist. Der Bestimmung nach soll sie die Wiege derselben, nicht das Grab sein. Wie wäre es auch möglich, daß die Liebe hinstürbe, wenn das geliebte Wesen die tägliche Freude unsres Lebens ist. Mag es auch sein, daß die unruhige, heftige Leidenschaft sich in ruhige, sanfte Anhänglichkeit verwandelt; aber das ist kein Abblühen und Absterben der Liebe; ja, Gewinn ist's; der gährende Most ward milder Wein, weniger berauschend, aber desto stärkender. Alle Männer, die einem Berufe leben müssen, würden wir einer fortdauernden Liebesanspannung unterliegen. Der Frühling schwindet nicht, wenn es nicht mehr stürmt, sondern er kommt erst; und wenn die Freuden der Liebe zur Reife kommen, wer wird sie dann für entschwunden erklären?

G. T.

Feuilleton.

Wer mit der Natur des orientalischen Despotismus und seiner wesentlichen Verschiedenheit von dem einiger europäischen Regierungen nicht genauer bekannt ist, muß überrascht werden, wenn er vernimmt, mit welcher Freiheit der geringste Bewohner einer persischen Stadt sich über seine Obern, über die gehässige Person des Schah selbst auslässt. Hadschi Ibrahim, der Premierminister von Persien zu der Zeit, als General Malcolm dieses Land besuchte, erzählt zum Beweise des freien Muthes seiner Landsleute den Engländern unter anderen folgende Anekdote. Bei einer außerordentlichen Steuer, die der Gouverneur von Ispahan, Ibrahims Bruder, auf jeden Laden eines Gewerbetreibenden legte, drängte sich ein Gemüsehändler an dem Orte durch, wo der Gouverneur öffentliche Audienz gab und rief aus, er sei durchaus nicht im Stande, die ihm auferlegte Taxe zu zahlen. „Du mußt sie bezahlen, oder die Stadt verlassen!" war die Antwort. „Ich kann sie nicht bezahlen," sagte der Mann, „an welchen andern Ort soll ich gehen?" — „Du magst nach Schiras gehen oder nach Kaschan, wenn Dir diese Städte besser gefallen, als die unsrige," sagte der Gouverneur. „Euer Bruder," erwiederte der Gemüsehändler, „ist Gouverneur in einer dieser Städte, und euer Neffe in der andern, welche Hülfe soll ich dort erwarten?" „So magst Du an den Hof gehen und Dich bei dem Schah beklagen, wenn Du glaubst, daß ich Dir unrecht gethan habe." — „Euer Bruder, der Hadschi, ist Premierminister!" entgegnete der Mann. — „So geh' zur Hölle!" rief der erzürnte Gouverneur „und beunruhige mich nicht länger!" „Der verstorbene Hadschi, Euer Vater, wird vielleicht dort sein," antwortete der Bürger, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. — Alle Umstehenden lachten, und der Gouverneur, der eben so wenig ernsthaft zu bleiben vermochte, hieß den Klagenden sich zu entfernen und versprach, dafür zu sorgen, daß ihm nicht zu viel geschehe.

Man hat in alter und vorzugsweise an gewissen Orten auch in neuester Zeit von dem crimen laesae majestatis Mancherlei gehört. Nun soll man nicht blos darauf denken, Verbrechen zu bestrafen, sondern ihnen auch vorbeugen. Zu dem Letzteren dürfte zu rechnen sein, daß die Fürsten ihr Bild nicht mehr auf die Münzen prägen und, wie auf den neuen sächsischen Cassenbillets, drucken ließen. Was geschieht nicht Alles mit dem Gelde! Man erröthet, es nur zu denken; und doch ist dabei das Bild verehrungswürdiger Fürsten. Aber manches Geld trägt sogar den Namen Gottes in der Randschrift. Welcher Profanation wird dadurch Gott selbst ausgesetzt!

[Treffende Antwort.] Dem preußischen General Lauenzien, Commandanten von Breslau, ließ Laudon sagen, wenn er die Stadt nicht übergäbe, sollte das Kind im Mutterleibe nicht verschont werden. L. antwortete: „Ich bin nicht schwanger und meine Soldaten auch nicht." Derselbe versammelte während der Belagerung alle Officiere der Garde und schlug ihnen vor, wenn die Stadt genommen würde, so wollte er mit der Garde auf den Wällen einen Abschnitt machen und sich dort bis auf den letzten Blutstropfen wehren, „damit die Welt nicht das sonderbare Beispiel erlebe, die ganze Leibwache Friedrich's kriegsgefangen zu sehen."

Lesefrüchte.

Es ist zu höherer Ausbildung großer Landstrecken dienlich, daß sie unter mehrere Herrn getheilt sind. (v. Göthe.)

Es ist, wenn auch nicht frommes Thun,
Das Frommthun sehr beliebt geworden.
(Tiedge.)

Was zürnst Du, Freund? Das Menschenleben kreiset
Durch Nacht und Licht, durch Licht und Nacht;
Doch haben es, wie die Geschichte weiset,
Jahrtausende nicht klug gemacht. (Derselbe.)

Feuer, Liebe und Gedichte sind schwer zu verbergen. (v. Göthe.)

Poesie ist weder Rede, noch Kunst; die Redekunst aber ist eine Rede und eine Kunst. (Derselbe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 48. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Der Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Das Krönungsfeſt zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortſetzung.)

Eine Trompeten- und Paukenfanfare gab hierauf das Zeichen, daß nun der feierliche Act der Salbung vor ſich gehen werde, und unmittelbar darauf verließ der König den Thronſeſſel, trat vor die Stufen des Altars, nahm die Krone ab, legte dieſelbe nebſt dem Scepter neben ſich auf ein koſtbares Kiſſen und beugte dann ſeine Kniee an der heiligen Stätte. Der Conſecrator und deſſen Aſſiſtent traten ihm näher, indem letzterer in den Händen einen goldenen Teller hielt, auf welchen unmittelbar darauf der Oberkammerherr Graf von Wartenberg eine Phiole von Jaspis legte, in welcher ſich das Salböl befand. Der Graf von Wartenberg ſchob nun die Alongenperücke des Königs etwas in die Höhe, und gleichzeitig nahm der Conſecrator, Biſchof Urſinus, die Phiole von dem Teller, benetzte die beiden vorderſten Finger ſeiner rechten Hand mit dem Oel und beſtrich mit demſelben die Stirn und den Puls der rechten und linken Hand des Königs. Die wiederholte Trompeten- und Paukenfanfare ſchwieg, und der Conſecrator ſprach, nachdem er die Phiole mit dem Salböl zurück auf den goldenen, von dem Aſſiſtenten gehaltenen Teller gelegt hatte, feierlich folgende Worte:

„Eure Königliche Majeſtät empfahen und nehmen auf dieſe Salbung, als ein göttliches Wahrzeichen, dardurch Gott ehemals durch ſeine Prieſter und Propheten denen Königen ſeines Volks bezeugen laſſen, daß Er ſelbſt, der höchſte Gott, ſie zu Königen gemacht, eingeſetzt und verordnet hat. Und der Herr, unſer Gott, ſalbe hiebey auch ſelbſten mit dem Heiligen Geiſte Ew. Königl. Majeſtät, daß Sie, als ein Geſalbter des Herrn, mit munterm, tapferm und willigem Herzen dies Ihr Volk und Königreich beherrſchen und regieren, auch bey guter Geſundheit viele Jahr und Zeiten dem Rath und dem Willen ihres Gottes dienen, durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum Amen!"

Unmittelbar nach dieſen Worten ward geſungen: „Amen, Amen! Glück zu dem König! Glück zu dem König! Glück zu dem König! Gott verleihe ihm langes Leben!" Tropeten und Pauken ſchmetterten, während der Oberkammerherr die Stirn und die beiden Hände des Königs mit einem koſtbaren Tüchlein trocknete, welches er ſodann dem Conſecrator überreichte, wogegen er von dieſem das Gefäß mit dem Salböl zurück erhielt. Gleich darauf nahm der König, wieder mit Krone und Scepter geſchmückt, abermals ſeinen Thronſeſſel ein.

Die Salbung der Königin, welche nun folgte, wurde in derſelben Art und Weiſe wie die des Königs vorgenommen und ausgeführt, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß die Herzogin von Holſtein das Salböl an der Stirn und den Händen Ihrer Majeſtät trocknete. Auch ſie überreichte dem Conſecrator das Tüchlein, mit welchem dies geſchehen war, und der Oberkammerherr von Wartenberg erhielt wie vorhin von letzterem die Phiole mit dem Salböl zurück.

Nachdem auch die Königin ihren Thronſeſſel wieder eingenommen hatte, und Trompeten und Pauken ſchwiegen, traten die beiden Biſchöfe unmittelbar vor den Altar, verneigten ſich, ſo wie die übrigen Geiſtlichen, tief vor dem König, und der Conſecrator ſprach:

„Glück zu dem König Friedrich, Könige in

Digitized by Google

Preußen! Und es sage der Herr, der Gott unsers Königs, auch also! wie der bisher mit ihm gewesen ist, so seye Er auch ferner mit ihm, daß sein Königlicher Stuhl immer größer und größer werde, Amen!"

Vom Chore wurde gesungen: „Amen, Amen! Glück zu dem König!"

Hierauf vor der Königin sich tief verneigend, sprach der Consecrator auch zu derselben:

„Glück zu der Königin, Sophien Charlotten, Königin in Preußen! Der Herr unser Gott setze sie seinem Volk zum Segen, daß sie sehe die Wohlfahrt ihres Königlichen Hauses und ihrer Kinder in dem Frieden Israels. Amen!"

Auch bei dieser Gelegenheit ward, — von Musik begleitet, — von dem Chore gesungen: „Amen, Amen, Glück zu der Königin!" ꝛc.

Nun folgte, gleichfalls mit musikalischer Begleitung, der Gesang des Liedes: „Ehre sei Gott in der Höhe," nach dessen Beendigung die beiden Bischöfe, die wieder an den Altar getreten waren, mit erhobener Stimme zu dem Volke sprachen:

„Fürchtet Gott, ehret euren König und auch eure Königin. Ihre Hülfe komme von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat! Der Herr wolle ihren Fuß nicht lassen gleiten! Der Herr behüte sie und seye ihr Schatten über ihrer rechten Hand, daß sie des Tages die Sonne nicht steche, noch der Mond des Nachts! Der Herr behüte sie für allem Uebel! Er behüte ihre Seele! Der Herr behüte ihren Aus- und Eingang, von nun an bis in Ewigkeit!"

Hierauf wurde musicirt: „Herr hebe an zu segnen das Haus Friedrich's," ꝛc. und der Volkssang: „Sei Lob und Ehr'" u. s. w. Endlich sprach der Bischof von Sanden ein Gebet für das Königliche Haus, dann den gewöhnlichen Segen, und unter Trompeten und Paukenschall, beim Läuten aller Glocken und dem Donner der Geschützsalven wurde „Herr Gott, Dich loben wir" gesungen.

Den Schluß dieser großartigen kirchlichen Feier machte die Bekanntmachung eines Generalpardons für alle Gefangenen, mit Ausnahme der Majestätsverbrecher, der Mörder und verhafteten Schuldner. Darauf trat der Krönungszug in der oben beschriebenen Ordnung und Weise seine Rückkehr nach den königlichen Gemächern an *).

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Wieland ist ein sehr schätzenswerther Autor," — sagte die Magisterin mit einem Seitenblicke auf ihre Tochter — „aber für viele ungenießbar. Wie könnte man einem jungen Mädchen seine Werke, und namentlich das Gedicht „die Wasserkufe," in die Hand geben!"

Die Dame ließ sich nun mit der größten Weitschweifigkeit über Wieland aus und war noch im besten Vortrage, als der Dampfwagenzug auf dem Eisenbahnhofe zu Dresden anhielt.

„Gottlob, daß wir hier sind!" sprach Roderich leise zu Carl.

Die Wagenthüren wurden geöffnet. Das junge Ehepaar erregte noch einmal die Aufmerksamkeit des Publicums. Der Recensent hatte seine Frau umarmt und sagte: „Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!"

Es entstand wieder ein lautes Gelächter, und der Garde-Officier schrie, indem er mit den Händen klatschte: „Bravo, bravissimo, dacapo!"

„Warte nur, ich will dich in meinem Wochenblatte schon bearbeiten!" — brummte der Recensent etwas beschämt unter seinem gewaltigen Schnurrbarte hervor — „Wenn ich nur seinen Namen wüßte!"

Als die Freunde ausstiegen, wurden sie vom Professor bemerkt.

„Ach, sieh da, Landsleute!" rief dieser erfreut — „Seien Sie gegrüßt in Dresden!"

„Kommen Sie direct aus der Heimath, Herr Professor?" — fragte Carl.

„Directissime über Berlin und Leipzig, Herr Graf," — erwiederte der Gefragte — „und ich weiß Ihnen so Manches zu erzählen."

„Nun gebe Gott, daß es etwas Gutes sein möchte!" — sprach Roderich — „Haben Sie vielleicht kürzlich meinen Onkel Freimund gesehen, Herr Professor?"

„Ganz kürzlich," — sagte dieser — „und der Herr Baron hat mir für den Fall, daß ich Sie auf dieser Reise irgendwo antreffen sollte, den Auftrag ertheilt, Ihnen, mi illustrissime comes, viel Herzliches von ihm zu sagen. Doch hier auf dem Bahnhof kann man sich unmöglich aussprechen, und damit wir die Annehmlichkeit des Beisammenseins mehr genießen können, so schlage ich den beiden Herren Grafen vor, die Stadt Wien, wo ich einkehren werde, auch zu Ihrem Hotel zu erwählen, wenn Sie Sich nicht vielleicht schon für ein anderes entschieden haben sollten."

Die Freunde nahmen den Vorschlag mit Vergnügen an und setzten sich in einen Miethswagen, nachdem sie sich noch zuvor der Frau Magisterin empfohlen hatten und von dieser auf das Zuvorkommendste eingeladen worden waren, „im Hotel de France einmal eine Tasse Thee bei ihr zu trinken, um das Gespräch über Wieland fortzusetzen und einige andere gelehrte Diatriben vorzunehmen."

Im Gasthause angekommen, veränderten die Freunde sofort ihren Anzug und waren eben im Begriff,

---

*) Vergl. „Gemälde von Ost- und Westpreußen." Abschnitt 5., S. 117 – 118; und Germanus Adlerhold's „Das Höchst-gepriesene Preußen." S. 478 – 485.

Digitized by Google

ſich zum Profeſſor zu begeben, als ein Kellner ihnen ein Billet deſſelben überbrachte, worin dieſer ſchrieb, daß Aufträge einer kranken Gräfin an deren hier lebende Schweſter und verſchiedene andere Commiſſionen ihn den ganzen Tag beſchäftigen würden, und ſich die Ehre ausbat, ihm den Abend zu ſchenken.

„Iſt der Profeſſor ſchon fortgegangen?“ — fragte Roderich haſtig.

„Zu Befehl.“ — erwiederte der Kellner, indem er ſich entfernte.

„Die kranke Gräfin kann Niemand als Laura ſein!“ — rief jetzt Roderich, indem er mit langen Schritten das Zimmer durcheilte. — „Denn ich weiß, daß ſich gegenwärtig ihre einzige Schweſter, welche verheirathet iſt, in Dresden aufhält.“

„An wen iſt dieſe verheirathet?“ — fragte Carl den Freund.

„Das weiß der Himmel!“ — erwiederte der Gefragte — „Ich erinnere mich nicht, jemals den Namen deſſelben gehört zu haben. O meine theure Laura!“

„Beruhige Dich, lieber Roderich.“ — bat Carl — „Es ſcheint mir problematiſch, ob die in dem Briefe erwähnte Gräfin Deine Laura iſt, und wenn es wirklich der Fall und Laura demnach krank ſein ſollte, ſo folgt daraus doch immer noch nicht, daß die Krankheit einen bedenklichen Charakter hat. Wäre dies der Fall, ſo würde die hier lebende Schweſter der Gräfin zuverläſſig zu Laura gereiſt ſein, um dieſe zu pflegen. Nein, nein, Roderich, wenn Laura auch krank iſt, das Uebel kann nicht gefährlich ſein, und eine Ahnung ſagt mir, daß wir in kurzem die ſchöne Frau geſund und blühend ſehen werden und daß ſich Alles ſo geſtalten wird, wie Du es wünſchteſt. Deßhalb mache Dir keine unnützen Sorgen und hoffe das Beſte.“

„O mein theurer Freund!“ — rief Roderich und lag an Carl's Bruſt. Einigermaßen beruhigt, verließ Roderich am Arme des Freundes das Hotel. Nachdem Beide die koloſſale Reiterſtatüe Auguſt II. in Augenſchein genommen hatten, welche von der Sonne beſchienen wurde und einen impoſanten Anblick gewährte, wandten ſie ſich nach der herrlichen Elbbrücke, um nach der Altſtadt zu gehen.

„Dieſes pompöſe Meiſterwerk!“ — ſprach Roderich, als ſich die Freunde auf der Brücke befanden, — „wurde von dem Marſchall Davouſt im Jahre 1813 theilweiſe zerſtört. Wie civiliſirt die Franzoſen auch ſein wollen, ſo haben ſie ſich in jenen Kriegen doch wie die Vandalen benommen. Sollten wir wieder einmal ſo unglücklich ſein, daß die Franken unſer liebes Vaterland überſchwemmen, ſo würden ſie die Eiſenbahnen auf eine eben ſo vandaliſche Weiſe vernichten, wie damals einen Theil dieſer Brücke, wenn es ihr Vortheil erheiſcht. Aber ich hoffe, daß im Falle eines Krieges mit Frankreich wir Deutſche uns deutſcher benehmen werden als im Anfange dieſes Jahrhunderts, und daß es unſeren vereinten Kräften gelingen wird, nicht allein den Eingang in unſere Gauen den Franken unmöglich zu machen, ſondern denſelben auch die beiden deutſchen Länder wieder abzunehmen, welche ſie ſeit dem weſtphäliſchen Frieden beſitzen.“

„Dies iſt auch mein größter Wunſch, wenn Deutſchland und Frankreich wieder einmal in einen Krieg gerathen ſollen;“ — ſagte Carl — „aber der Himmel weiß, ob dieſer Wunſch jemals erfüllt werden wird. — Die Eiſenbahnen werden nach meiner Meinung übrigens dereinſt Vortheile gewähren, welche jetzt noch nicht zu berechnen ſind. Da aber im Falle eines Krieges die Eiſenbahnen zerſtört werden können, ſo mögen viele Capitaliſten ihre Gelder dieſen Unternehmungen nicht zuwenden. Deßhalb dürfte es gewiß höchſt erſprießlich ſein, wenn alle civiliſirte Staaten, in welchen Eiſenbahnen ſind, das Uebereinkommen treffen möchten, daß die Zerſtörung derſelben im Falle eines Krieges für eine Verletzung des Völkerrechtes angeſehen werde.“

Die Freunde befanden ſich auf der Mitte der Brücke, blieben hier ſtehen und ergötzten ſich an dem köſtlichen Panorama. Nachdem ſie die Altſtadt erreicht hatten, gingen ſie auf die Brühliſche Terraſſe.

„O wie herrlich!“ — rief Roderich, welcher ſich an das eiſerne Geländer gelehnt hatte und ſeine Blicke herumſchweifen ließ.

„Hier ſtand ich vor drei Jahren,“ — ſprach Carl — „als ich die ſchöne Emilie wiederſah, mit der ich von Zwickau hierher gereiſt war. Du kennſt ja das Reiſebild, lieber Roderich, welches ich damals in den Kometen einrücken ließ. Vor wenigen Wochen habe ich die ſchöne Emilie in ihrem an der Elſter reizend gelegenen Wohnorte beſucht und in Geſellſchaft der jungen Dame und ihres Gemahles einige ſehr angenehme Stunden verlebt.“

Die Freunde durchſtrichen die Stadt in allen Richtungen und kehrten erſt gegen Abend in ihr Hotel zurück. Der Profeſſor ſtand, eine Cigarre rauchend, vor der Thür.

„Nun, ich habe Sie ſchon lange erwartet, meine Herren comites;“ — ſagte er vergnügt.

Die Freunde baten wegen ihrer Verſpätung um Entſchuldigung, und Roderich fragte alsbald in einem Tone, welcher ſein Intereſſe für den Gegenſtand ſeiner Frage verrieth: „Iſt die kranke Dame, deren Sie in Ihrem Billet erwähnten, die Gräfin Laura, Herr Profeſſor?“

„Allerdings, mein Herr Graf;“ — erwiederte der Gefragte etwas erſtaunt — „aber wenn Sie Sich für die Frau Gräfin intereſſiren, wie es mir ſcheint, ſo wird Sie die Nachricht beruhigen, daß die Krankheit von keiner Bedeutung war und jetzt vielleicht ſchon beſeitigt iſt. Doch darf ich bitten, mir nun die Ehre Ihres Beſuches zu Theil werden zu laſſen.“

Im Zimmer des Profeſſors ſtand eine Bowle mit

Digitized by Google

Cardinal auf einem Tische, und nachdem man Platz genommen, der Wirth die Gläser gefüllt und seine Gäste mit Cigarren versorgt hatte, sprach er lächelnd zu Roderich: „Sie kennen die Anhänglichkeit, Herr Graf, welche ich für Sie und Ihren Herrn Onkel hege. Entschuldigen Sie daher die Frage: Lieben Sie die Gräfin Laura?"

„Ja, ich liebe sie; — doch weßhalb?" — versetzte Roderich erröthend, während Carl voll Verwunderung auf den Professor blickte.

(Fortsetzung folgt.)

Tageschronik.

Eisenberg, 19. Aug. Gestern fand in der hiesigen Schloßkirche eine erhebende Feier statt, die erste öffentliche Confirmation und Communion eines Prinzen aus dem Hause Sachsen-Altenburg. Nachdem der fast 17jährige Prinz Ernst, ältester Sohn des Prinzen Georg zu Sachsen-Altenburg, in Jena einen dreivierteljährigen Confirmationsunterricht von Seiten des dortigen Superintendenten, Kirchenrath Dr. Schwarz, genossen, hielt Letzterer vorgestern in den Gemächern des hiesigen Schlosses in Gegenwart der hier anwesenden fürstlichen Personen und der Minister von Altenburg eine ausführlichere Vorprüfung in den christlichen Religionswahrheiten, als einleitenden Act zur Confirmation selbst, und der junge Prinz beantwortete die an ihn gestellten Fragen zu allseitiger Zufriedenheit aller Betheiligten. Folgenden Tages um 9 Uhr öffneten sich die Räume unserer schönen, bei dieser Veranlassung noch besonders festlich mit Orangerie und Blumen höchst geschmackvoll decorirten Schloßkirche und nahmen die Menge der aus der Stadt und Umgegend Herbeigeströmten auf. Um 10 Uhr begann kurz nach dem Erscheinen der fürstlichen Personen die Feierlichkeit selbst. Die Theilnahme der Zuhörer an der beginnenden Feier wußte der Superintendent Schwarz gleich anfangs dadurch zu beleben, daß er das Wesen des Christenthums als einer großen Familie Gottes besonderß hervorhob. Daran knüpfte er als zweites Band, das die Versammelten näher vereinige, das Bewußtsein, daß sie alle Deutsche wären, wies bei Erwähnung der in diese Tage fallenden Feier des tausendjährigen Bestehens der deutschen Nationalität darauf hin, daß bei so vielfältigen Gebrechen, die man unserm Volk in dem langen Zeitraume vorgeworfen, dasselbe doch wenigstens der Vorwurf nicht treffe, daß es je seine Anhänglichkeit an die ihm angeklammten Fürsten verläugnet habe, und hob bei dem Uebergang auf die sächsische Stammgenossenschaft die Verdienste hervor, die das Vaterland grade dem sächsischen Fürstenhause in Rücksicht auf die Reinigung der Lehre zu verdanken habe. Nach Bezugnahme auf noch mehre in dieser Hinsicht wichtige Momente, welche geeignet waren, besonders diese Feier zu heben, begann die öffentliche Prüfung des fürstlichen Confirmanten, welche, wie die frühere, Zeugniß davon ablegte, daß der fürstliche Jüngling mit Herz und Geist den Glauben seiner Väter sich angeeignet. Die Confirmationsrede, welcher Kol. 2, 6. und 7. zu Grunde lag, gab eine tiefe und allseitige Erklärung dieses Bibelworts. Nach erfolgter Einsegnung erhielt der junge Prinz als Denkspruch 1. Kor. 3, 22. und 23, und in der nun beginnenden Beichtrede bewährte Superintendent Schwarz aufs neue sein seltenes Talent als Casualredner, indem er bei Gelegenheit des ausgesprochenen Erfahrungssatzes, daß kein Sterblicher von Trübsal verschont bleibe und daß die Hand Gottes sich oft grade die höchsten Gipfel aussuche, dem jungen Prinzen das tragische Schicksal seines hohen Anverwandten, des Herzogs von Orleans, als Mahnung, daß auch er nicht frei sein werde von den Leiden des Lebens, ins Gedächtniß zurückrief. Den Act der Communion, als den Schlußstein der ganzen Feierlichkeit, endigte ein kräftiges erhebendes Gebet.

Personalnotizen.

Im Juli fand die Verlobung des Prinzen Friedrich von Hessen (ältesten Sohns des Landgrafen von Hessen, der in Kopenhagen residirt), des präsumtiven Erben der dänischen Krone, mit der Prinzessin Alexandra Nikolajewna von Rußland Statt. Die Tochter des Kaisers erhält 1 Mill. Silberrubel zur Mitgift und 100,000 Silberrubel als Leibgeding.

Erzherzog Albrecht (Sohn des Erzherz. Carl) wird im Frühlinge des kommenden Jahres seine Verbindung mit der Prinzessin Hildegard von Baiern feiern.

Die Prinzessin Maria (geb. 6. Febr. 1821), älteste Tochter des Vicekönigs von Italien, Erzherzogs Rainer, ist Braut des Prinzen von Savoyen Carignan (geb. 14. Apr. 1816), Adoptivsohns des Königs von Sardinien.

Der Herzog von Nassau ist mit der Großfürstin Olga, der Tochter des Kaisers von Rußland, verlobt.

Am 25. Juli starb zu Dresden der berühmte Schriftsteller Friedr. Karl Frdr. von Kamphe, kön. dän. Kammerherr und Ritter mehrerer Orden, geb. in Reinhardtsgrimma bei Dresden 1785.

Am 9. Aug. starb in Berlin der Staatsminister Graf von Maltzan nach längerem Siechenleiden, 50 Jahr alt.

Am 10. Aug. starb in Jena der Geh. Hofrath Dr. Jakob Friedrich Fries, Prof. der Philos., Mathematik und Physik an der Univers., im 70. Lebensjahre.

Erklärung der Verlagshandlung.

In mehren Blättern ist die Nachricht enthalten, daß die „Zeitung für den deutschen Adel" für den Preis von zehn Louisd'ors an mich übergegangen sei. —

Ich erkläre diese Nachricht für eine Unwahrheit.

Für das Verlagsrecht der Adelszeitung habe ich eine **bedeutend** höhere Summe gezahlt, die ich nicht anstehen würde zu nennen, wenn ich irgend Beruf fühlte, meine Privatverhältnisse zu veröffentlichen. — Wozu übrigens jene Nachricht, die doch eigentlich Niemand weder interessirt noch angeht?

Altenburg, den 26. August 1843. **Julius Helbig.**

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 49. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Verfehlte Liebe.

Von

O. Frhr. v. Cornberg.

I.

Oft geht im vollſten Glanze des Lebens Sonne auf,
Und reſ'ge Hoffnung deutet auf frohen Lebenslauf;
Doch Hoffnung iſt nicht Wahrheit, iſt gar ein falſcher Schein,
Und Zukunft bringt oft Nebel ſtatt lichtem Sonnenſchein.

In jenem Augenblicke, der Dich dem Licht gebar,
Umſtanden Dich die Götter und brachten Gaben dar,
Die beſten, die dem Menſchen zu fröhlichem Gedeihen
Am Fuße ſeiner Wiege die Gütigen verleihen.

In Deinem Wuchſe formte Hebe ihr Ebenbild,
Sie gab den Roſenlippen das Lächeln ſanft und mild,
Die Gracien verliehen Dir leichten flücht'gen Schritt,
Es theilte Dir Aurora der Wangen Purpur mit.

Um Deinen Liliennacken wallt gelocktes Nymphenhaar,
Dir hauchte ein Enterpe die Stimme rein und klar,
Die ſchönſte aller Gaben dankſt Du Athenä's Hand:
Sie gab die hohe Stirne, — von ihr haſt Du Verſtand.

Den Funken, den Prometheus dem Himmel liſtig ſtahl,
Weſür am wunden Herzen er leidet ew'ge Qual,
Die ſenkte Zeus freiwillig von ſeinem hohen Sitz
In Deine dunkeln Augen ſein Scepter hell — den Blitz.

Der Unſchuld ſanft Erröthen, der Augen milder Glanz
Iſt Veſta's heil'ge Spende; ſie wob den ſchönen Kranz
Der Wimpern, der das Feuer des glüh'nden Auges mild
In einen zücht'gen Schleier der keuſchen Sitte hüllt.

Im Glanze eigner Schönheit ſah'ſt Du im Demantlicht
Des Lebens buntes Treiben, ſah'ſt ſeine Tiefen nicht.
Ein Paradies nur ſchaute Dein kindlich froher Blick,
Im Roſenlichte ſtralte das Leben Dir zurück.

So ging im vollſten Glanze Dir Deine Sonne auf,
Und reſ'ge Hoffnung zeigte Dir heitern Lebenslauf;
Doch ach! ſie ward nicht Wahrheit — war nur ein falſcher Schein,
Die Zukunft brachte Nebel ſtatt lichten Sonnenſchein.

(Fortſetzung folgt.)

Das Krönungsfeſt zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortſetzung.)

Die Anordnung des ganzen Ceremoniels bei der Krönungs- und Salbungsfeierlichkeit war größtentheils das Werk des königlichen Groß-Ceremonienmeiſters von Beſſer, der nicht nur den königlichen Herrſchaften, ſondern auch allen Uebrigen durch ſeine Bemühungen Genüge zu thun gewußt hatte. Die Ausſchmückung der Kirche mit Tapeten, Sammet und geſchmackvollen Draperien, und die Verfertigung der Throne, der Baldachine und anderer Dinge der Art gehörten dagegen dem Baumeiſter Oſiander an, der gleichfalls durch eine allgemeine Zufriedenheit mit ſeinen Productionen und Anordnungen beehrt und erfreut wurde. Die beiden Throne des Königs und der Königin waren, — dem Altar gegenüber, — an zwei verſchiedenen Pfeilern der Kirche errichtet und beſtanden aus zwei vergoldeten, mit rothem Sammet überzogenen und mit Stickereien und goldenen Franzen verzierten Seſſeln. Jeder derſelben wurde von einem prächtigen Pavillon überwölbt, ruhend auf goldenen Säulen und behängt mit koſtbarem Stoffe, in welchen Kronen und Adler geſtickt waren. Ueber dem Ganzen ſchwebte ein Adler, der in der einen Klaue ein Scepter, in der anderen goldene Lilien

Digitized by Google

hielt. Beinahe bezaubernd war der Anblick, welchen die Kirche in diesem Schmucke darbot.

Nachdem der Krönungszug den inneren Schloßplatz überschritten und wieder die königlichen Gemächer erreicht hatte, wurde der aus rothem Tuche bestehende Teppich, welcher von der Kirche bis zu dem gegenüber liegenden Theile des Schlosses reichte, mithin 333 Fuß lang und sonder Zweifel von angemessener Breite war, dem Volke preis gegeben. Auch streute man unter dasselbe Münzen und silberne und goldene Medaillen in einem Werthe von mehr als 6000 Thlrn. aus. Auf den letzteren befand sich auf der einen Seite das Bildniß des Königs mit der Umschrift: „Fridericus Rex. unctus Regiomonti. 18. Jan.:“ auf der anderen die Krone mit der Umschrift: „Prima meae gentis“ und unten die Jahrzahl „1701.“

Bald nach der Rückkehr aus der Schloßkirche begaben die Königlichen Majestäten, der Kronprinz und die hier anwesenden fürstlichen Personen, so wie der ganze Hof, die Stände und Beamten und überhaupt alle Diejenigen, welche bei der hohen Feier Zutritt erhalten hatten, sich nach dem großen, berühmten, gleichfalls prächtig geschmückten Moscoviter-Saale, um auf demselben Tafel zu halten. An der königlichen Tafel nahmen nur die Prinzen vom königlichen Hause und die eingeladenen fürstlichen Gäste Theil; auch für diese Feierlichkeit diente als Muster das französische Hofceremoniell. Der königliche Ornat wurde während des Mahles beibehalten; nur das Scepter hatte der König abgelegt. Die Reichsinsignien standen umher, und Stabsofficiere holten die Speisen herbei, welche unter Leitung des Obermarschalls von noch höheren, dazu bestimmten Hofbeamten und Stabsofficieren präsentirt wurden. Die eingeladenen Stände und Abgeordneten sahen, — ehrerbietig umherstehend, — dem Mahle zu, wurden aber nach Aufhebung dieser Tafel wahrhaft königlich bewirthet.

Während dieses Mahl auf dem Moscovitersaale Statt hatte, wurde auf dem inneren Schloßhofe dem Volke ein ganzer gebratener Ochse, der mit gebratenen Lämmern, Hasen, Gänsen und wildem Geflügel gefüllt war, preisgegeben, indem aus zwei daneben aufgestellten Adlern der gespendete Wein in beinahe endlosen Strömen floß. Die Lust und der Jubel des Volkes war unter diesen Umständen natürlich unbeschreiblich.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Ihr Geständniß“ — fuhr der freundliche Wirth erheitert fort — „macht mich sehr glücklich, da Ihr Herr Onkel, welchem Ihre Neigung zu der Gräfin unbekannt ist, nichts sehnlicher wünscht, als Ihre Verbindung mit der liebenswürdigen Frau. Baron Freimund ist, wie Sie wissen, von der Universität her mein werther Freund, und wir haben eben so wenig Geheimnisse vor einander, wie Sie und der Herr Graf Carl. Kann es Sie daher wundern, daß Ihr Herr Onkel sich über den berührten Gegenstand frei und unumwunden gegen mich ausgesprochen hat? Es würde indiscret sein, wenn ich Sie fragen wollte, ob Sie noch immer den Grundsatz haben, niemals eine Frau zu heirathen, welche reicher ist, als Sie, und ob eventualiter dieser Grundsatz Sie von der Dame entfernt hält, welche Sie lieben; aber vielleicht ist das, was ich Ihnen mittheilen werde, im Stande, Ihren Plänen für die Zukunft eine andere Richtung zu geben. Erlauben Sie mir, ab ovo anzufangen und nach militairischer Art kurz und bündig zu erzählen, denn ich habe einst als freiwilliger Jäger für Deutschlands Freiheit mitgefochten und meine Adern durchfließt noch Soldatenblut. — Vor mehreren Wochen gab Ihr Herr Onkel der Gräfin und deren beiden Damen ein Diner. Die Gesellschaft war froh und heiter bis nach aufgehobener Tafel, als die liebenswürdige Frau, in die Betrachtung des Bildes Ihres seligen Herrn Vaters versunken, welches eine frappante Aehnlichkeit mit Ihnen hat, von einer leichten Unpäßlichkeit befallen wurde. Der Baron glaubte, dies Unwohlsein dem starken Geruche der im Saale befindlichen Blumen zuschreiben zu müssen, und proponirte deßhalb eine Promenade durch den Park. Als er aber später bemerkte, daß die Gräfin bei dem Anblicke eines Leiermannes, welcher auf dem Schloßhofe spielte und eine große Aehnlichkeit mit Ihnen hatte, erschrak, so ging ihm ein Licht auf, und er war, indem er den Vorfall im Saale hiermit in Verbindung brachte, davon überzeugt, daß zwischen Ihnen und der Gräfin ein Verhältniß bestanden haben müsse. Durch Geschäfte in seiner Wirthschaft verhindert, konnte Ihr Herr Onkel erst einige Tage nach dieser Begebenheit seinem Wunsche genügen, die Gräfin zu besuchen. Im Hause derselben trat ihm ein sehr anständig gekleideter Mann entgegen und meldete ihm, daß seine Herrin, die Frau Gräfin, krank sei und Niemand sprechen dürfe. Indem der Baron den eleganten Kammerdiener mit Verwunderung betrachtete, denn er erkannte in demselben den Leiermann, welcher kürzlich auf seinem Schloßhofe gespielt hatte, sprang der Gräfin Nichte, welche die Worte des Letzteren gehört haben mußte, hinzu und erklärte, daß ihr liebes Bäschen eine Ausnahme mache und daß ihre gute Tante sehr erfreut über sein Wiedersehen sein werde. Gräfin Laura lag auf dem Sopha, als deren Nichte und der Baron im Zimmer erschienen. Sie erhob sich sogleich und reichte Ihrem Herrn Onkel freundlich die Hand.“

„Ach, ich bin recht krank gewesen, mein theurer Baron,“ — sagte sie, nachdem ihre Nichte das Gemach verlassen hatte — „und bin es eigentlich noch, wenn auch nur geistig. Sie werden wie ein Vater von mir

Digitized by Google

verehrt, — vernehmen Sie daher mein Geſtändniß: Ich liebe — und derjenige, den ich liebe, liebt mich nicht wieder, ſondern eine Andere."

„Sie lieben?" — fragte der Baron — „Aber wer kann von Ihnen geliebt werden und Sie nicht wieder lieben?"

„Ihr Neffe, Graf Roderich." — ſprach ſie, indem ein ſanftes Roth ihre bleichen Wangen überzog.

„O ich Thor!" — rief hier Roderich, ſich mit der Hand vor die Stirn ſchlagend — „Meinethalben krank! Ach, hätte ich ahnen können, daß ſie mich ſo liebe!" —

Nach einer Pauſe fuhr der Profeſſor fort: „Der Baron hielt ſich davon überzeugt, daß Sie, Herr Graf, die Gräfin lieben müſſen, und theilte ihr dies mit dem Bemerken mit, daß zuverläſſig nur Ihr vorgedachter Grundſatz Sie von ihr entfernt habe. Die junge Dame meinte aber, daß, wenn Sie einen ſolchen Grundſatz gehabt und denſelben ihrethalben nicht aufgegeben hätten, Ihre Neigung zu ihr unmöglich ſehr groß geweſen ſein könnte. Ihr Herr Onkel erbot ſich, Sie zurückrufen und bekehren zu wollen; indeß die Gräfin verſicherte, daß ſie ernſtlich böſe ſein würde, wenn der Baron dies thäte. Dieſer ſchied ſeit ſeiner Bekanntſchaft mit der jungen Wittwe zum erſten Male verſtimmt von derſelben. Die Gräfin wurde nun recht bedeutend krank. An dem Tage, als ich meine Reiſe hierher antrat, war es Ihrem Herrn Onkel vergönnt, ſie wiederzuſehen. Die liebenswürdige Dame hatte ſich bereits ſo weit erholt, daß ſie am Arme Ihres Herrn Onkels eine kleine Promenade machen konnte. Die Gräfin erklärte, daß ſie nie heirathen würde und in acht bis vierzehn Tagen, ſobald ſie wieder hergeſtellt ſei, nach Italien reiſen wollte, um dort einige Jahre, vielleicht auch immer zu bleiben. Der Baron hält indeß dieſe Abſicht, nicht zu heirathen, für eine Chimäre und glaubt, daß Ihr Erſcheinen ſie davon heilen wird. Deßhalb wünſcht er Ihre ſchleuige Rückkehr in die Heimath und würde Ihnen dieſen Wunſch ſchriftlich mitgetheilt haben, wenn er gewußt hätte, wohin er ſeinen Brief adreſſiren ſollte."

Der Profeſſor hielt inne. Roderich war aufgeſtanden und ſchaute mit gekreuzten Armen vor ſich hin.

„Ich möchte mich ſchon heute in den Reiſewagen ſetzen," — ſprach er nach einer Pauſe — „aber ich muß noch Laura's Schweſter beſuchen und ſie fragen, ob ſie mir etwas aufzutragen habe."

„Wiſſen Sie uns über den Leiermann nichts weiter mitzutheilen, Herr Profeſſor?" — fragte Carl gleich darauf.

Der Profeſſor, welcher über Roderich's Entſchluß ſehr erfreut war, zauderte mit der Antwort; da jedoch die Freunde ihn verwundert anblickten, erzählte er folgendermaßen:

(Fortſetzung folgt.)

Militäriſche Denkwürdigkeiten.

Das ſächſiſche Luſtlager bei Zeithain vom 30. Mai bis 29. Juni 1730 *).

Seh' nur im Lager und Feld', welch' luſtig Getümmel und Leben!
Wüßt Du nicht, munterer Burſch! Dich unter das Kriegsvolk begeben?

Unſern vom rechten Elbufer, unterhalb Meißen, nördlich vom Dorfe Zeithayn (vier Stunden weſtlich von Großenhain, ebenſo weit ſüdöſtlich von Mühlberg und eine Stunde öſtlich vom Rifaer Eiſenbahnhofe) wurde im Jahr 1730 durch den prachtliebenden König von Polen und Kurfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt den Starken, die ſächſiſche Armee zu einem Luſtlager verſammelt. Wegen ſeiner glänzenden Feſte und ſeines Aufwandes möchte es wohl als einzig in ſeiner Art gelten, und wenn auch an Truppenmenge und taktiſcher Kunſt, doch an heitern Feſten und allgemeiner Frohſinnigkeit ſelbſt nicht übertroffen von dem unlängſt erfolgten Kaliſcher Lager, mit dem Bemühen, preußiſche und ruſſiſche Militärſitte und Volksthümlichkeit zu aſſimiliren. Jenes nennt man gewöhnlich das Zeithayner Campement. Sowie ſich die Erinnerung an „das gruße Campelmang" durch Ueberlieferung bei den Landleuten der Gegend bis auf unſere Zeiten erhielt, ſo zeigen auch jetzt noch die vorhandenen vier und in dieſer weiten Ebene ſchon von weitem in die Augen fallenden hohen ſteinernen Pyramiden die Endpunkte des Lagerplatzes an.

Die Schweden, welche 1706 und 1707 Deutſchland, und insbeſondere Sachſen, einen zweiten und ſehr unwillkommenen Beſuch gemacht hatten, waren längſt wiederum in ihre Heimath, und in den ſächſiſchen Landen, wenn auch die polniſchen Händel und die Prachtliebe jenes Königs, wie ſeine Günſtlinge, dem Lande manche Aufopferung bereiteten, dennoch Friede und Ruhe zurückgekehrt, als derſelbe im Jahr 1727 ſeine ſehr geſchmolzene Armee neu ausrüſten und auf 30,000 Mann vermehren ließ. Um ſie in größtem Glanze; in neuer Bekleidung, wie in der neuen franzöſiſchen Taktik geübt zu zeigen, und zugleich ſich und befreundete Fürſten mit einem militäriſchen Schauſpiel zu erfreuen, wurde im Jahre 1730 zu jenem Luſtlager Veranſtaltung getroffen. Vielleicht waren auch noch geheim gebliebene Zwecke die Veranlaſſung dazu. Weil das an drei Quadratſtunden betragende freie Ackerland in der daſigen Gegend zur Aufſtellung der Armee nicht zureichte, ſo wurde ein Theil der königlichen Gohrſich-Haide von fünfhundert Bauern und zweihundertfünfzig Bergleuten niedergeſchlagen, welche zugleich jenen Raum zu ebnen hatten. Zu Richtpunkten bei der Aufſtellung wurden an den Lagerecken ſechs ſteinerne Pyra-

*) Aus Heft 1 des 2. Bandes: „Blicke in die vaterländiſche Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten, Gerüthe des heidniſchen Alterthums und chriſtlichen Mittelalters der ſächſiſchen und angränzenden Lande." Vom Rentamtm. K. Preußker (Ey). 1843. 12 gr. mit Lithogr.)

Digitized by Google

miden errichtet, sowie zur Aufnahme der hohen Herrschaften eine Menge zwar nur hölzerner, auf einmonatliche Dauer berechneter, dennoch aber palastähnlicher und fürstlich verzierter Gebäude, Pavillons und Gerüste erbaut, übrigens aber auch nahgelegene Rittergüter zur Einquartirung so zahlreichen Besuchs bestimmt. Oestlich vom Lager, bei Radewitz, befand sich auf einem großen Raume das königliche Hoflager mit mehren Abtheilungen und zahlreichen, prunkvoll ausgestatteten Gebäuden, Zelten ꝛc., zum Quartier der Könige von Sachsen und Preußen, des Grafen Moritz von Sachsen, wie anderer Fürsten und ihres Hofstaats, der Hofköche ꝛc. Im königlichen Tafelzelt, welches mit vier kostbaren Spieluhren versehen war, wurde auf Gold, an der Marschallstafel auf Silber gespeiset. In dessen Nähe befand sich das Hauptquartier des Feldmarschalls, Grafen von Wackerbarth, das Kadettenkorps, die Freicompagnie und das Janitscharenkorps, für welches letzte runde, spitzige türkische Zelte bereit standen, während die Armee überhaupt mit neuen Gezelten gewöhnlicher Art versehen wurde. Auf dem Rittergute Tiefenau wohnte der sächsische Kronprinz, und so auf andern Rittergütern in der Nähe preußische Prinzen, die ebenfalls eingetroffenen sächsischen Herzöge der Nebenlinien, die preußischen Prinzen, die Fürsten, Herzöge ꝛc. von Anhalt, Bevern, Anspach, Hessen, Würtemberg, Holstein ꝛc. mit ihren Prinzen, ebenso viele polnische Große, die Gesandten fast aller europäischen Höfe, selbst ein päpstlicher und ein moskowitischer, nach damaliger Benennung. Es waren außer den Königen und den beiden Kronprinzen überhaupt an vierundvierzig Fürsten, neunundsechzig Grafen, zwanzig Minister, zahlreiche Generale und andere Personen hohen Ranges anwesend. Der gesammte Bequartirungsplatz erstreckte sich bis Großenhayn, Seerhausen, Elsterwerda und Mühlberg (also auch bis zu dem Schauplatze der bekannten Mühlberger Schlacht im Jahr 1547), während der eigentliche Lagerplatz der Armee eine Stunde in der Länge und Breite betrug, und zwar zwischen Jakobsthal, Zeithayn, Glaubig, Radewitz, Streumen, Lichtensee und dem Gohrisch-Forsthaus. Sie campirte unter zahllosen Zelten in zwei nach jenen Pyramiden gerichteten Linien, und in Hinsicht der Truppenabtheilungen nach gewöhnlicher Einrichtung. Sie bestand aus ungefähr 27,000 Mann und 7000 Pferden, und zwar aus der Garde-du-Corps, der Fußgarde, vier Kürassier-, vier Dragoner- und zehn Infanterie-Regimenter; ein Garde-Bataillon, das der Grand-Musketairs, bestand aus den irgend habhaft zu werdenden längsten Leuten des Landes. Die Soldaten waren sämmtlich mit neuen rothen Monturen mit farbigen Aufschlägen versehen; das Janitscharencorps war dagegen in türkischer Sitte gekleidet und ausgerüstet; dessen Offiziere trugen Uniformen von Atlas mit Hermelin ausgeschlagen, und sein türkisches Musikcorps bestand aus zwanzig Mohren. Die Invalidencompagnie befand sich bei Röderau, das Lazareth bei Jakobsthal, das Feldpostamt bei Glaubig, das Kriegskommissariat bei Gröbel; die Magazine mit den Schlacht-, wie den Backhäusern, in welchen täglich hundertsechzig Bäcker für die Armee beschäftigt waren, standen bei Moritz an der Elbe. Ueber diesen Fluß hatte man, von dort an bis über Tinsa herunter, vier Brücken geschlagen (eine Schiff-, eine Floß-, eine Faß- und eine Klotzbrücke). Gegen fünfzig Schiffe oder vielmehr Gondeln zu Lustfahrten, bildeten eine Flotte in Miniatur; sie waren durch Holz- und Leinewand-Bekleidung zu Fregatten, Brigantinen ꝛc. umgestaltet und mit fünfhundertfünfzig holländisch gekleideten Bootsknechten bemannt. Eins der am prachtvollsten ausgerüsteten Schiffe, der Bucentaur, der Kronprinzessin gehörig, kostete allein auf 15,000 Thaler. Das Opernhaus befand sich in Streumen, und nördlich von dem Lagerplatze der sogenannte große Jagdschirm, ein ringsherum mit Terrassen für viertausend Zuschauer versehenes, mehrstöckiges, palastähnliches Gebäude für die hohen Herrschaften, um die Manöver auf dem vordern Lagerplatze bequem beschauen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

In London fand vor kurzem (August) eine Versammlung von Mitgliedern des Adels und der Gentry, vorzugsweise Officieren der Landarmee und der Flotte, statt, worin beschlossen wurde, bei Ihrer Majestät der Königin eine Vorstellung einzureichen, um dieselbe zu bitten, ihre Bestrebungen zur gänzlichen Unterdrückung des Zweikampfes zu unterstützen. Der Präsident der Versammlung zeigte dabei an, daß der Verein zur Unterdrückung des Zweikampfes bereits 416 Mitglieder zähle, worunter 23 von Adel, 15 Söhne des Adels, 18 Mitglieder des Parlaments, 20 Baronets, 35 Admirale und Generale, 32 Obersten, 56 Capitaine der Flotte, 26 Majore, 42 Capitaine der Landarmee, 26 Lieutenants und 28 Advocaten.

Was den Ort und die Zeit, wo der Vertrag von Verdun 843 zwischen den drei Söhnen Ludwigs des Frommen abgeschlossen wurde, betrifft, so vereinigten sich die drei Brüder nicht in, sondern bei Verdun, — aus demselben Grunde, weßhalb im Jahre vorher Ludwig und Karl nicht in, sondern bei Straßburg zusammengekommen waren; sie brachten nämlich einen Theil ihrer Heere oder wenigstens zahlreiche Gefolge mit. Den Ort nennt eine alte Urkunde „Dungeib bei Verdun“ (Dung-Gib, die Dingelche, bezeichnete ohne Zweifel sele den Zeiten der fränkischen Eroberung und Festsetzung in diesen Theilen Galliens, die Stätte, wo unter einer Eiche das Gaugericht gehalten ware, und war die Ding- oder Malstätte des Verdunergaues), jetzt Dugny genannt und eine halbe Stunde oberhalb Verdun an einem Bache gelegen. — Der Theilungsvertrag selbst ist in den ersten Tagen des August bis spätestens den 10. abgeschlossen worden. Ap.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 50. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 6 Thlr. oder 10 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder 8 gr.) berechnet.

Verfehlte Liebe.

(Fortſetzung.)

II.

Des Lebens ſchönſte Blume iſt Liebe innig, zart,
Und Glück wohnt im Gemüthe ſo lang man ſie bewahrt.
Nicht ſchmerzt die heiße Flamme, wo ſie im Buſen weilt,
Verzehrend wird das Feuer, wenn ſie daraus enteilt.

Es irrte unbefangen Dein Auge her und hin,
Der Bilder buntes Prangen erfreute Deinen Sinn,
Der Menge reges Treiben war Dir willkomm'ne Luſt,
Du freuteſt Dich des Lebens, warum? Dir kaum bewußt.

Und durch die Menge eilte des Jünglings raſcher Sinn,
Vor keinem Bilde weilte er lange. Her und hin
Trieb ihn des Herzens Leere, noch war ihm nicht bekannt
Was plötzlich, wie durch Zauber, den flücht'gen Fuß ihm band.

Er ſah — ach! wärete ewig ſolch ſel'ger Augenblick! —
In Deinem Aug' das feine und fühlte Liebesglück,
Denn, ob Dein ſcheues Auge auch ſittſam raſch entwich,
Der eine Blick ſprach deutlich: Dich Jüngling liebe ich!

Und dies Geſtändniß raubte dem Glücklichen die Ruh';
Und immer fand' er fragend Dir wieder Blicke zu.
Und immer mehr verkannt'ſt Du, was ſeine Blicke fragten,
Bis endlich ſeine Lippen das Wort der Liebe wagten.

Da war verändert gänzlich des Jünglings raſches Thun,
Sein Denken, all ſein Sinnen auf Dich gerichtet nun,
Nicht eilte ferner flüchtig er durch die Menge nur;
Sein Auge forſchte emſig nach Deiner lieben Spur.

Und wenn er oft vergebens Dich ſuchte tagelang,
Und im Geräuſch des Lebens den Unmuth kaum bezwang,
Und dann es zögernd wagte, bei Dir vorbeizugehn,
Um an dem kleinen Fenſter ſein höchſtes Glück zu ſehn,

Und trotz dem emſigen Fleiße Du ſeinen Tritt bemerkt
Und durch ein holdes Lächeln ſein krankes Herz geſtärkt: —
Dann waren ſeinem Geiſte von Neuem aufgeleibt
Die Bilder, die dem Menſchen ſein eignes Wünſchen webt.

Schon ſah er trunknen Sinnes den Kranz in Deinem Haar,
Dich, ſeine Braut, am Arme ſtand er vor dem Altar,
Die Wangen netzten Thränen, doch Thränen nicht aus Schmerz,
Es zitterte vor Wonne an ſeiner Bruſt Dein Herz.

Und hell, ſah er, erglänzte der hochgeſchmückte Saal,
Beim Hochzeitmahl krebzten der Jubel den Pokal:
„Auf's Wohl des jungen Paares, daß fröhliches Gedeihen
„Die Aren ihres Heeres den Enkeln noch verleihen!“

Der Tanz beginnt, Ihr laſſen die Tänzer keine Ruh,
Der Bräutigam verzweifelnd, ſteht dem von Ferne zu,
Und raſcher, immer raſcher wird der verwegne Tanz,
Dir in den goldnen Locken wird lockrer der Kranz.

Und kühner wird und fühner der Gäſte buntes Treiben
Nicht wolltet Du entſtehen — jetzt wagſt Du nicht zu bleiben:
Du ſuchſt die ſtille Kammer — Dich ſucht man in dem Saal,
Mit heißen Thränenküſſen empfängſt Du den Gemahl.

Und wenn nach kurzer Ruhe der Sonne erſtes Licht
Dir an des Gatten Seite den ſüßen Schlummer bricht,
Dann liegt ein neues Leben vor Deinem trunknen Sinn,
Für neue Freuden gabſt Du die Jugendſpiele hin.

Und bald nach kurzen Tagen ununterbrochner Luſt,
Mit züchtigem Erröthen ſinkſt Du an ſeine Bruſt,
Ihm zögernd zu vertrauen, daß ihr verbunden ſeid
Durch Einheit eurer Liebe bis in die Ewigkeit.

Wie wonniges Entzücken bereitet ihm dies Wort,
Du liegt in ſeinen Blicken des ew'gen Glückes Hort,
Stolz ſchlingt er ſeine Arme um Deinen ſchlanken Leib,
Die Währſchaft ſeines Stammes küßt er, ſein liebes Weib.

Digitized by Google

Das ſah ſein geiſtig Auge ſo deutlich, ſo getreu,
Sein Herz empfand ſo Wonne, als ob es wirklich ſei:
Des Lebens ſchönſte Blume iſt Liebe, ſteht er ein —
Der Blume ſchönſte Blüthe muß Deine Liebe ſein!

(Fortſetzung folgt.)

Das Krönungsfeſt zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortſetzung.)

Als der Abend dieſes merkwürdigen Tages zu dunkeln begann, da wurde die Stadt Königsberg in all ihren Theilen aufs prächtigſte erleuchtet, und um den Eindruck noch zu erhöhen, welchen die Illumination erzeugen ſollte, zündete man auf den freien Plätzen große Holzſtöße und eine Menge von Theertonnen an. Beſonders reich und glänzend war die Erleuchtung der Kneiphöfiſchen Langgaſſe, der Hauptſtraße Königsbergs, welches an dieſem Abend gleichſam in einem Feuermeere ſchwamm. Faſt zahllos waren die allegoriſchen Darſtellungen, die Hieroglyphen und transparenten Inſchriften, welche man beinahe in allen Theilen der Stadt angebracht und zur Schau der unermeßlichen, unaufhörlich hin und her wogenden Volksmaſſe geſtellt hatte. Ich kann nicht umhin, hier einige dieſer Inſchriften, bei denen man beſonders befliſſen geweſen war, die Jahrzahl 1701 herauszubringen, meinen geneigten Leſern mitzutheilen. Ein Italiener hatte ſeine Abſicht durch folgende Darſtellung der Worte erreicht:

„De Creta Corona Merer I.“

Ein Anderer durch folgende:

„FrIDerICVs PrIMVs ReX BorVssIae
pIVs, strenVVs gLorIosVs.“

Ein Dritter endlich durch nachſtehende:

„VIVat FrIDerICVs BranDenbVrgensIs,
PrVssIae VanDaLIaeque reX.“

Doch genug der Mittheilung dieſer Inſchriften und Darſtellungen, wie der Schilderung des Volksgetreibes am Abend des 18. Januar! Jenes Volksfeſt dürfte ohne Zweifel das größte und merkwürdigſte geweſen ſein, welches je in Königsberg Statt gefunden hat.

Faſt zahllos waren auch die dichteriſchen Erzeugniſſe, welche der hochwichtigen Begebenheit, der Krönung Friedrich's I., gewidmet waren und dieſelbe preiſen und feiern ſollten. Daß darunter aber auch viele äußerſt mißlungene Productionen ſich befanden, bedarf gewiß keiner Verſicherung; denn zu allen Zeiten laufen bei derartigen Veranlaſſungen Machwerke mitunter, die Alles, nur keine Poeſie an ſich tragen. Mehre auf die Krönung Bezug habende „Carmina“ liegen mir vor, und ich fürchte nicht, Mißfallen zu erregen, wenn ich folgende derſelben, die nicht allgemein bekannt ſein dürften, hier mittheile:

„Von einem Könige ward Königsberg benannt,
Doch iſt kein König noch zu dem Beſitz gekommen,
Heut' aber findet ſich der volle Wort-Verſtand,
Da Friedrich Preußens Thron als König eingenommen,
Da er die Krone nimmt, die ſeinen Adler ſchmücket,
Und von deſſelben Hals ſich auf den Scheitel drücket.“ *)

(Fortſetzung folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortſetzung.)

„Als Baron Freimund den Leiermann das letzte Mal ſah, befand ſich dieſer bereits in der Geſellſchaft der Damen und ſprach ſolche ſalbungsvolle Worte, daß er eher als der Hauscaplan der Gräfin erſchien, denn als ein gewöhnlicher Diener. Die junge Wittwe machte dem Barone, welcher ſein Erſtaunen darüber äußerte, die Mittheilung, daß der ehemalige Leiermann, aus einer altadligen ſpaniſchen Familie ſtammend, eines Duelles wegen aus ſeinem Vaterlande geflohen ſei, und daß, da derſelbe außer vielen andern Sprachen das Italieniſche ſpreche und ihr daher in Italien von großem Nutzen ſein könnte, ſie ſich veranlaßt gefunden habe, den von allen Geldmitteln entblößten Edelmann in ihre Dienſte zu nehmen. Sie fügte noch hinzu, daß ſie gleich im erſten Augenblicke durch die Aehnlichkeit des Fremden mit dem Grafen Roderich für den Erſteren eingenommen worden ſei und ihren dießfälligen Entſchluß um ſo weniger bereue, als ſich Don Leonardo durch große Frömmigkeit auszeichne.“ — „Leonardo?“ — verſetzte Carl — „O dieſer ſcheinheilige Schurke! Ich habe ganz vergeſſen, Dir zu erzählen, lieber Roderich, daß Freund Krüger, von welchem ich unlängſt einen Brief hatte, ſeinen ehemaligen Diener Leonhard wiedergeſehen hat, welcher in Italien und Spanien geweſen ſein und in letzterem Lande unter dem Menſchenſchlächter Espartero gedient haben wollte. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß jener Don Leonardo und Krüger's ehemaliger Diener Leonhard, deſſen häßliches und intereſſantes Geſicht dem Deinigen ziemlich ähnlich war, eine und dieſelbe Perſon ſind.“ — „Leonhard war ein verkappter Jeſuit!“ — rief Roderich — „Erinnerſt Du Dich nicht ſeiner Bekehrungsſucht? Wir müſſen noch heute abreiſen!“ — Es gelang den beiden Anderen, Roderich einigermaßen zu beſänftigen, und nachdem noch ſo Manches über die Zukunft geſprochen worden war, trennten ſich die Freunde von dem Profeſſor. Carl gab vor, an ſeine Tante ſchreiben zu wollen, und ſetzte ſich deßhalb an den Schreibtiſch. Roderich ging zuerſt in großer Aufregung im Zimmer auf und nieder und warf ſich dann ermüdet auf ſein Lager. Bald ſtellte ſich der Schlaf ein, aber derſelbe war unruhig und konnte keine Erquickung gewähren. Carl mochte ſchon einige Stunden geſchrieben haben, als er die Feder bei Seite legte und das Geſchriebene durchlas. Er hatte die Lebensgeſchichte Roderich's aufgeſetzt und

*) „Erläuterter Preußen“ Tomus I., Viertes Stück, XVI., Pag. 308

Digitized by Google

dessen Charakter und Liebe zu Laura treu geschildert. Nachdem er sein Manuscript gelesen hatte, machte er ein Anschreiben an Gräfin Laura, nahm ein Schriftstück, welches er in der Zerstreuung für jenes Manuscript hielt und zu dem Briefe legte, und packte Beides zusammen. Mit dem frühesten Morgen brachte er das Päckchen, wohlversiegelt und adressirt, selbst auf die Post. In das Hotel zurückgekehrt, fand er Roderich matt und abgespannt auf dem Sopha sitzend. Nachdem die Zeit erschienen war, in welcher man, ohne den Anstand zu verletzen, Visite machen kann, begaben sich die Freunde zu Laura's Schwester, der Baronin Natalie. Die junge Frau empfing die Landsleute etwas kalt und lehnte Roderich's Anerbieten wegen Mitnahme eines Briefes aus dem Grunde ab, weil sie gestern an ihre Schwester geschrieben habe. Die Baronin schien Carl bekannt, doch hielt die Kälte, mit welcher er und sein Freund behandelt wurde, ihn ab, Nachforschungen darüber anzustellen, ob, wo und wann er schon früher einmal die junge Dame gesehen. Bald darauf verließen die Freunde das schöne Dresden, natürlich mit anderen Gefühlen, als sie in dieser Stadt angelangt waren, nachdem sie noch den herzlichsten Abschied von dem Professor genommen hatten. Die Reise wurde schnell und ohne Aufenthalt zurückgelegt, und sehr bald befanden sich die Freunde auf heimathlichen Fluren. Während Roderich direct nach dem Seebade fuhr, machte Carl noch einen Abstecher nach dem nahe gelegenen Orte, wo sich seine Mutter und Schwester aufhielten, um dieselben zu begrüßen, und versprach dem Freunde, einen Tag später im Bade eintreffen zu wollen.

Es war ein freundlicher Nachmittag in der Mitte des Aprils, als drei Damen am Meeresstrande lustwandelten. Die eine derselben, eine hohe, schlanke Gestalt, welche noch vor Kurzem die Farbe der Gesundheit trug, hatte jetzt ein bleiches und krankhaftes, aber dennoch reizendes Aussehen. Der Leser erräth, daß diese Dame keine andere war, als die Gräfin Laura, und daß ihre Nichte Franziska und deren Gouvernante sich in ihrer Gesellschaft befanden. „Bald, mein liebes Fränzchen," — sagte sie, indem ihre schönen dunkeln Augen nach der blauen See gerichtet waren — „siehst Du statt dieses nordischen Meeres das mittelländische, — bald bist Du im himmlischen Italien."

(Fortsetzung folgt.)

Das sächsische Lustlager bei Zeithain vom 30. Mai bis 29. Juni 1730.

(Fortsetzung.)

Das Lager dauerte vom 30. Mai bis 29. Juni. Am 31. Mai wurden vom König von Sachsen mit einem äußerst prachtvollen Gefolge, vierundachtzig königlichen Handpferden und zweiunddreißig sechsspännigen Kutschen ꝛc., der eben ankommende König und der Kronprinz von Preußen, welche, nebst den vornehmsten ihrer Suite, dem Gastgeber zu Ehren die rothe sächsische Hofuniform angelegt hatten, bei dem Gohrisch-Forsthause bewillkommt, wo zugleich ein glänzendes Frühstück bereitet war. Am 1. Juni war General-Revüe, wobei das Königspaar und ihre Suite durch die Reihen ritten und über zweihundert Wagen für die ausgezeichnetsten Fremden und über tausend Reiter und Handpferde ihnen folgten. Am 2. Juni war Rasttag, am 3. Dragoner-Manöver, am 4. Rasttag, Gottesdienst und Abends ein glänzender Ball, „wobei," wie es in einer gleichzeitigen Beschreibung des Lagers heißt, „Ihro preußisch Majestät munkelten, daß sie in Sachsen sich wohl viel Proprete und Noblesse, aber dergleichen, als sie gefunden, doch nicht eingebildet." — Am 5. Juni war Cavallerie-Manöver, am 6. wiederum Rasttag und des Abends Concert, wobei sich italienische Sänger hören ließen; den 7. bis 9. unterblieben größere Uebungen, da beide Monarchen sich unwohl befanden; ob wegen Anstrengung bei den Manövern oder den Festen, ist nicht bekannt worden. Am 10. Infanterie-Manöver, am 11. Gottesdienst; später gab es einen Lagerspaß damaliger Art: die Uhlanen besaßen noch keine Fahne, doch war ihnen vom König erlaubt worden, sich heimlich eine solche von andern Regimentern zu verschaffen, wenn es ihnen gelänge; das Glück war ihnen aber nicht günstig, das Bemühen vergeblich, und es ging auch nicht ohne blutige Köpfe ab. Am 12. Manöver der Artillerie, ähnliche den 15. und 17.; am 13. Lanzenwerfen der „Panzernen" (nämlich gepanzerten polnischen Offiziere, welche dem König im Felde vorritten); ähnliche Uebungen auch später, sowie einmal Pfeilschießen der Uhlanen, welche, außer der Lanze, mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren. Am 14. Rasttag, ebenso am 16. und Abends Oper; am 18. Kirche, wornach die hohen Herrschaften auf der Flotte speiseten; und so wechselten militärische Uebungen, Rasttage und Feste bis zur Aufhebung des Lagers ab. Bei einem großen Manöver am 21. ward eine Schlacht dargestellt, dabei eine Redoute am Elbufer erobert, auch die Faßbrücke gesprengt, um der feindlichen Cavallerie den Uebergang abzuschneiden; am 23. war das Hauptmanöver. Zu dem splendiden Feuerwerke am 24. Juni war schon seit vielen Monaten vorher von zweihundert Zimmerleuten auf dem jenseitigen Elbufer etwas unterhalb Riesa ein achtzig Ellen hohes und zweihundert Ellen breites, einen Palast und Transparents darstellendes Gerüste erbaut, und dazu achtzehntausend Stämme Holz, ebenso viele Bretter, auch sechstausend Ellen Leinewand verbraucht worden, welche von Malern decorirt ward. Die Illumination erfolgte durch vierhundert Zimmerleute. Bei diesem zu einem Feenpalaste umgewandelten Gerüste befanden sich sechzig Kanonen zum Signalgeben, achtundvierzig Mörser zum Leuchtkugelwerfen, achtzig Raketenkasten, vierundzwanzig

Digitized by Google

große Feuerräder u. a. m. Zu gleicher Zeit segelte die ebenfalls und bis auf die Mastbaumspitzen illuminirte Flotte, von feuerspeienden Wallfischen und Delfinen angeführt, an den dem Feuerwerk gegenüber in einem Pavillon versammelten hohen Herrschaften vorbei, deren Ruhm und Glanz von der königlichen Kapelle auf dem Bucentaur in italienischen Lobgesängen gepriesen ward. Im Lager aber zündete man Johannisfeuer von reihenweise gelegten Reisighaufen an. Den Tag darauf ward das Jubiläum der Uebergabe der augsburgischen Confession, obwohl der König dreiundzwei Jahre vorher zum Katholicismus übergetreten war, festlich begangen. Am 26. erfolgte ein nicht minder großartiges Gastmahl, wobei die ganze Armee in zwei langen Linien gespeiset ward; jeder Gemeine erhielt einen hölzernen Teller, Brod und Rinderbraten (es waren dazu achtzig Ochsen geschlachtet worden), auch drei Maas Bier und zwei Maas Wein (von welchem letzteren jedoch aus gutem Grunde eine Maas erst den folgenden Tag verabreicht wurde), und Musik und zahllose Gesundheiten tönten den die fröhlichen Reihen durchreitenden Fürsten entgegen. Später ward dem Könige von sämmtlichen Offizieren der Armee ein Toast ausgebracht, und zwar mit Rheinwein, aus besonders dazu gefertigten, mit dem sächsischen Wappen gezierten Gläsern, welche auf ein Tempo in die Luft geworfen wurden. Es geschah dies vor dem königlichen Lustzelte, wo man diesen Tag auf dem nicht lange vorher (1709) von Böttger erfundenen und damals noch nicht weiß gelungenen, sondern zuerst nur braun gefertigten meißnischen Porzellan speisete. Als der preußische König den ersten Teller in die Hand nahm, soll er lachend gesagt haben: „Der heillose Apothekerbursch (Böttger) hätte wohl auch in meinem Berlin bleiben können; das braune Zeug ist besser, als ich mir's imaginirt." Am 27. und 28. Juni machten große Jagden, wobei man fünf- bis sechshundert Hirsche und Rehe, vierhundert Schweine und anderes Wild erlegte, den Beschluß der Feste; nach der Jagdtafel erfolgte der Abschied beider Könige von einander, am 29. deren Abreise und am 30. der Abmarsch der Regimenter in ihre Garnisonen.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Merkwürdige Septembertage im Leben Napoleons.] 4. 1797. Schlacht bei Roveredo. — 5. 1812. Schlacht bei Golovino. — 7. 1812. Schlacht an der Moskwa. — 8. 1796. Schlacht bei Bassano. — 13. 1796. Schlacht bei St. Georges. — 14. 1812. Einzug in Moskwa. — 15. 1794. Decret des Nationalconvents, wodurch N. aus der Liste der Generale gestrichen wurde. — 21. 1796. Sieg bei Mantua. — 22. 1795. Ernennung zum Brigadegeneral. — 24. 1805. Abreise von Paris zum Feldzuge in Deutschland. — 25. 1806. Aufbruch von St. Cloud zum Kriege gegen Preußen. — 27. 1808. Ankunft in Erfurt, wo Alexander mit vielen Fürsten eintraf und sich enger an N. anschloß.

Man hat die Behauptung aufgestellt, für die Fürsten gebe es keine Geschichte; sie beherzigten und befolgten nicht die Wahrheiten, welche in manchen geschichtlichen Ereignissen so stark hervortreten, und die Grundsätze, welche sie für ihr Thun und Lassen nach verschiedenen Seiten hin daraus ziehen sollten. Mit jener tadelnden Behauptung verhält es sich, wie mit vielen allgemein hingestellten Ausprüchen; sie passen nicht auf Alle, welche darin umschlossen werden, und dann wieder passen sie oft auf Andere, die nicht mit eingeschlossen sind. „Für sich giebt es keine Geschichte," — das kann man eigentlich zu Jedem irgend einmal sagen in Bezug auf seine eigne Lebensgeschichte sagen; denn wo würde ein Mensch gefunden, der jedes Ereigniß im Kreise seines eigenen Lebens immer so beherzigte, wie er sollte? Auch der Klügste läßt sich irgend einmal durch Etwas, was ihm begegnet ist, nicht witzigen. — Unsere Zeit laborirt an gewissen Erscheinungen, die nicht hätten eintreten sollen, wenn, was einst geschehen und gesagt worden ist zur Lehre und Warnung, beachtet worden wäre. Hören wir Aussprüche einiger der Weisen Griechenlands darüber, mit welchem Staate es am besten stehe, und fragen wir uns dann in der Stille, ob es nicht wahr ist, daß auch sie für unsre Zeitgenossen bis jetzt umsonst geredet haben. „Mit dem Staate steht es am besten," sprach Thales, „wo die Bürger weder zu reich, noch zu arm sind;" Chilon, „wo man mehr auf das Gesetz, als auf die Redner hört;" Bias, „wo das Gesetz mächtiger ist, als der Mensch;" Pittakus, „wo nur rechtschaffene Leute zu Ehren und Würden gelangen;" Periander, „wo die Gewalt in den Händen weniger Tugendhaften ist." **Gz.**

Zu den ausgezeichnetsten Predigten, welche die Feier des tausendjährigen Bestehens der politischen Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands hervorgebracht hat, gehört ohnstreitig die Gedächtnißpredigt des Generalsuperintendenten und Consistorialraths Dr. F. G. Fritzsche, welche eben in der Verlagshandlung von J. Helbig in Altenburg erschienen ist. Sie behandelt das Thema: „Die erziehende Weisheit Gottes beim Rückblick auf die tausendjährige Selbstständigkeit unseres Volks, und findet diese Weisheit darin, daß sie 1) unter der Trennung die Einheit unseres Volkes erhalten, 2) unter der Demüthigung seine Kraft geweckt, 3) durch die Abhängigkeit von außen die Bildung unseres Volkes gefördert, und 4) unter den gefährlichsten Versuchungen seinen frommen Ernst gerettet hat. — Diese treffliche Rede enthält auf wenigen Seiten die Quintessenz der deutschen Geschichte und ist reich an herrlichen, kraftvollen Stellen. Möge sie, wie sie es verdient, recht viele Leser finden! **Ap.**

Lesefrüchte.

Jeder Jüngling hat ein schönes Zeitalter, wo er kein Amt, und jede Jungfrau eins, wo sie keinen Mann nehmen will; dann ändern sich beide und nehmen oft sich einander noch dazu. (J. Paul.)

An einen schlechten Dichter.

Wenn des Dichters Mühe geht,
Halte sie nicht ein;
Denn wer einmal und versteht,
Wird uns auch verzeih'n. (v. Göthe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 51. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (⅔ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Verfehlte Liebe.

(Fortſetzung.)

III.

Der Liebe Wonnetage erſcheinen nie allein,
Als Freudenſtörer ſchleichet ſo mancher Zwiſt ſich ein,
Denn wo die Liebe thronet, bleibt Eiferſucht nicht fern,
Es ſchafft des Menſchen Ueberheit ſich Leiden ſelbſt ſo gern.

Dein holdes Bild zu ſchauen, der Stimme ſüßen Klang
Von Ferne nur zu ahnen faß er oft tagelang,
Und harrte Deines Kommens, wie auf der hohen Wart
Des langerſehnten Herren der treue Knappe harrt.

Wenn dann nach mancher Täuſchung der Pfortenglocke Ton
Dein Nahen ihm verkündet, war's ihm ſchon reicher Lohn,
Daß Dich ſein Aug' geſehen, daß Du, wie ihm es ſchien,
Im raſchen Vorwärtseilen den Blick gewandt auf ihn.

Und überſchwänglich glücklich macht ihn des Winks Geheiß,
Den, wenn auch ſtill gegeben, er raſch zu deuten weiß;
Dann fliegt er zu dem Orte, nur Dir und ihm bewußt,
In freudiger Beklemmung der Ueberfüllten Bruſt.

Und früher an dem Platze, weil er vorauseilt,
Empfängt mit zartem Vorwurf er Dich, daß Du geweilt
So lange, daß Dein Herz ſich nicht ſo nach ihm geſehnt,
Du hätteſt die Zeit des Kommens ſo fern nicht ausgedehnt.

Ihn zu verſöhnen nennſt Du, ihm reichend Deine Hand,
Die Gründe mannigfaltig, die Dich an's Haus gebannt,
Belebſt ihn, wie Du mühſam den beut'gen Gang verborgen,
Und machſt ihn zum Vertrauten all Deiner Herzenſorgen.

Die kleine Liſt erfährt er, wie Deiner Wangen Glühen
Dem ſcharfen Blick der Mutter Du wußteſt zu entziehen,
Daß ſtreng man Dich gehütet und daß der Vater krank;
Daß dennoch Du gekommen, wie küßt er Dich zum Dank!

Und unter Liebesworten entfliehet raſch die Zeit,
Bis Chronos eh'rne Stimme die Trennung Euch gebeut,
Sie mahnet Dich fortzueilen, doch er läßt Dich nicht geh'n,
Bis Du ihm feſt verſprochen, er ſoll Dich wieder ſeh'n.

Und er dann jede Stunde bis zur verheißnen Friſt
Ein ewig langer Zeitraum voll Sehnſuchtsqualen iſt,
Er geht, Dich nur zu ſehen, am Fenſter oft vorbei,
Nach Deiner Stimme lauſcht er, ob ſie zu hören ſei?

Wenn längſt am Himmelsbogen der Gott die Fahrt vollbracht,
Nur einſam Sterne ſchimmern durch ſchwarzverwölkte Nacht: —
In Deiner Nähe weilt er, er wahrt das letzte Licht,
Was durch des Vorhangs Spalten aus Deinem Zimmer bricht.

Und als er ſo vorüber ſich eines Abends ſchleicht,
Da hört er wie der Riegel an Deiner Thüre weicht.
Und einen Knaben ſieht er, dem der geworfne Kuß,
Das Winken mit dem Tuche zum Abſchied gelten muß.

Das trifft wie Blitzes Feuer verderbend ſein Gemüth,
Da er befangen deutet, was er verblendet ſieht,
Was nimmer er gefürchtet, woran er nie gedacht,
Hat ſtürmiſch ein Gedanke zur Flamme angefacht.

Denn wo dem einen ewig, dem theuren Gegenſtand
Der Seele ganze Richtung mit Sponnkraft zugewendet,
Da findet leicht die Liebe in einem eing'gen Wort
Des Mißtrauns reifen Saamen, der Wurzel ſchlägt ſofort.

Das iſt der eignen Schwächen bewußter Widerhall,
Daß, was der Menſch befürchtet, er ſiehet überall;
Nur wer vor Selbſtſucht blind iſt, kennt nicht die Eiferſucht,
Die, daß ſie ſelbſt ſich quäle, die Liebe eifrig ſucht.

Und wie durch Fama's Hülfe ein Kind zum Rieſen wird,
So iſt es ſtetes Grübeln, was die Vernunft verwirrt;
Was anfangs ein Gedanke von Möglichkeit ihm kaum,
Dem giebt nach kurzer Weile er als Gewißheit Raum.

Digitized by Google

Nicht Meister der Empfindung, die ihm im Busen tobt,
Nennt Lüge er die Treue, die Du ihm oft gelobt.
Er, Kläger selbst und Richter im ungerechten Amt,
Hat, eh' er Dich gehöret, gleichwohl Dich schon verdammt.

Nicht sollst Du seines Grusses Dich, des ersehnten, freu'n,
Dir peinlich soll sein Anblick, und Scham Dir Folter sein,
Dich Falsche! will er meiden, und doch sollst Du ihn seh'n,
Den Vorwurf seiner Leiden aus seinem Blick versteh'n.

Und wie er rasch es dachte, führt er es wirklich aus;
Er meidet Deine Tritte, umgeht von fern Dein Haus,
Und steht er feuchten Auges Dich dann am Fenster steh'n,
So eilt er rasch vorüber, — er will Dich ja nicht seh'n.

Und so, wie Dich er martert, quält er die eigne Brust,
In bitter Pein verkehrend der Liebe Glück und Lust,
Nicht weiß er selbst zu deuten, ob er Dich haßt, ob liebt,
So ist sein ganzes Denken, so sein Gefühl getrübt.

So sahst auch ihr die Tage der Wonne nicht allein,
Als Freudenstörer schlich sich ein finstrer Dämon ein,
Auch eure Liebe zeugte die Natter Eifersucht,
Die sich zu eignen Qualen des Menschen Thorheit sucht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortsetzung.)

Ein zweites, welches einen gewissen Secretair Joh. Georg Grävel zum Verfasser hatte und gewiß eine poetische Curiosität ist, lautete folgendermaßen:

„Waidewuth, gekröntes Preußen!
Dein Beherrscher erster Zeit,
Soll zugleich ein König heißen
Deiner ersten Herrlichkeit:
Es sey wahr! Es sey nicht wahr!
Mir gilt alles beydes gleich,
So ist dennoch offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Dieser hat darin verfehlet,
Und sich hestig übereilt,
Daß er Dich, wie man erzehlet,
Vielen Söhnen ausgetheilt.
Es sey wahr! Es sei nicht wahr!
Mir gilt alles beydes gleich;
So ist dennoch offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Deine große Herzogthümer,
So auch Könige verlacht,
Millionen Eigenthümer
Haben Dich dazu gemacht.
Es sey wahr! Es sey nicht wahr!
Mir gilt alles beydes gleich,
So ist dennoch offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Wohlen, so dies längst erwogen,
Hat auch Deinen Adel schon
Selbst dem seinen vorgezogen,
Als ein Zeichen Deiner Kron'.
Es sey wahr! Es sey nicht wahr!
Mir gilt alles beydes gleich,
So ist dennoch offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Friedrich ist demnach die Krone,
So Dich königlich gemacht,
Und der Held von Deinem Throne,
Der den Scepter wiederbracht:
Dieses ist wahrhaftig wahr!
Beydes gilt mir nicht mehr gleich,
Denn es ist ja offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Hat die Theilung Dich verletzet;
So hat FRIDRICH Deine Pracht
Auff den ersten Fuß gesetzet,
Und Dich wie zuvor gemacht.
Dieses ist wahrhaftig wahr!
Beydes gilt mir nicht mehr gleich,
Denn es ist ja offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Hat das Creutz Dich auch gedrücket,
Kömmt der Seegen nach der Zeit,
Da der Adler Dich beglücket,
In gezweyter Herrlichkeit.
Dieses ist wahrhaftig wahr!
Beydes gilt mir nicht mehr gleich,
Denn es ist ja offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Selbst die Zahl von Deinen Landen
Hat durch zwölffe vorbedeut',
Was noch künfftig sei vorhanden
Und vom dieser Thron bereit'.
Dieses ist wahrhaftig wahr!
Beydes gilt mir nicht mehr gleich,
Denn es ist ja offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Drum Ihr Preußen seyt gepriesen!
Friedrich so der Krone wehrt,
Hat durch gleiche Zahl erwiesen,
Daß Ihm dieses Reich beschert.
Dieses ist wahrhaftig wahr!
Beydes gilt mir nicht mehr gleich,
Denn es ist ja offenbahr:
Preußen ist ein Königreich!

Wäre was davon genommen?
So legt Ihr den Wunsch dabey,
Daß es möge wieder kommen
Und durch Ihn ergänzet sey.
Dieses sey und werde wahr!
Da nun beydes nicht mehr gleich,
Denn es ist ja offenbar:
Preußen ist ein Königreich!" *)

(Fortsetzung folgt.)

---

*) „Erläutertes Preußen," T. II. Pag. 448 – 452. Der Verfasser soll dieses „Carmen" „wohl recompentiret" erhalten haben. Der gute Wille mußte belohnt werden!

Digitized by Google

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Ich bin ein Kind des Nordens, liebes Tantchen," — versetzte die junge Dame — „und mein Vaterland wird mir, so lange ich lebe, das theuerste aller Länder sein; aber dessenungeachtet freue ich mich, die schöne Halbinsel zu besuchen, für welche Natur und Kunst so viel gethan haben. Wenn nur die Menschen in Italien besser wären!" — „Sind die Menschen in unserm Vaterlande gut," — sprach Laura — „und kann man sagen, daß wir Nordländer Vorzüge vor den Italienern haben? Hier in diesem Fischerdorfe herrscht freilich eine große Sittenreinheit, wie man überhaupt überall da, wo der Beruf der Menschen mit Lebensgefahr verbunden ist, mehr Tugend und Religiosität findet; aber komme in jeden anderen Ort, meine liebe Franziska, und es werden Dir Hochmuth, Egoismus, Betrug, Falschheit und Schlechtigkeiten und Absurbitäten aller Art entgegentreten. Ein Mensch, welcher sich Dir mit dem freundlichsten Gesichte zeigt, wird hinter Deinem Rücken Böses von Dir sprechen und Deinen guten Ruf dadurch zu untergraben suchen." — „Gnädigste Gräfin," — nahm Fräulein Mertens das Wort — „ich will nicht in Abrede stellen, daß es dergleichen Leute bei uns giebt, aber ich glaube fest, daß in Italien, wo die Jesuiten floriren, die Falschheit und Scheinheiligkeit in einem weit größeren Maaße vorhanden sind. Wie kann man Menschen trauen, welche den Grundsatz haben: Die Welt will betrogen sein, — deßhalb betrüge man sie!" — „Ach, das heißt auf lateinisch, wie mir mein gelehrter Vetter Carl gesagt hat: — rief Franziska — „mundus vult decipi, ergo decipiatur!" Ohne von den Damen bemerkt zu werden, erschien plötzlich der Mann, welcher sich Don Leonardo nannte und welchen die Gräfin in ihre Dienste genommen hatte. — „Fräulein Mertens," — versetzte er in strengem Tone — „schmähen Sie nicht die Italiener und am wenigsten der Jesuiten. Ihren letzten Worten nach zu urtheilen, scheinen Sie keine Idee von den weisen Lehren zu haben, welche der große Ignaz von Loyola dem von ihm gestifteten Orden gegeben hat. Wenn auch manche Jesuiten diesen Lehren entgegengehandelt, so steht doch der Orden zu ehrwürdig und erhaben da, als daß ein Mädchen, wie Sie, sich deßhalb erkühnen könnte, denselben anzugreifen. Haben Sie daher die Güte, mich nichts mehr dieser Art hören zu lassen." — Die junge Dame hielt ihr Taschentuch vor die Augen und wollte sich entfernen. — „Fräulein Mertens, bleiben Sie!" — sagte die Gräfin, indem sie die Hand derselben ergriff, und fuhr dann unwillig fort — „Don Leonardo, wer giebt Ihnen das Recht, meine Freundin zu beleidigen?" — „Gnädigste Frau Gräfin," rief Leonardo mit gänzlich verändertem Wesen, indem er sich auf ein Knie niederließ und die Hand seiner Herrin erfassen wollte, was diese aber verhinderte — „ich habe die Stellung vergessen, in welcher ich mich befinde, und kann meine Heftigkeit nur durch die glühende Liebe zu einem Lande entschuldigen, welches mit meinem Vaterlande verschwistert ist. — Uebrigens bin ich gekommen, um Ihnen anzuzeigen, daß alle Anstalten zur Reise getroffen sind und daß wir dieselbe morgen antreten können." — „Warum eilen Sie so sehr?" — fragte die Gräfin. — „Weil ich glaube, — erwiederte der Gefragte in theilnehmendem Tone, indem er sich emporrichtete, — „daß die Reise Ihre alte Gesundheit Ihnen schneller wieder geben wird, als der längere Aufenthalt in diesem rauhen Clima." — Hätte die junge Wittwe in das Innere des Mannes sehen können, so würde ihr klar geworden sein, daß der theilnehmende Ton, in welchem er seine Worte gesprochen hatte, erheuchelt und daß Leonardo durch ein ganz anderes Motiv zur Betreibung der Reiseanstalten veranlaßt worden war. Der vermenntliche Spanier hatte die Gräfin durchschaut, wollte dieselbe daher sobald als möglich aus einem Lande entfernen, an welches sie die Liebe zu einem ihm verhaßten Gegenstande fesselte, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß es ihm bald gelingen würde, jenen Gegenstand aus ihrem Herzen zu verdrängen und dieses sich selbst zu erobern. Da hörte man Tritte und erblickte einen schönen, großen Mann. — „Ach, Graf Roderich!" — rief Franziska fröhlich. — Die Gräfin wurde wie mit Purpur übergossen. Leonardo trat schnell auf die Seite. „Meine gnädigste Gräfin," — sprach Roderich, und die Freude strahlte aus seinen Augen — „ich fühle mich sehr beglückt, Sie wieder zu sehen." Er wollte Laura's Hand ergreifen und an seine Lippen führen, aber die junge Dame entzog ihm dieselbe.

(Fortsetzung folgt.)

Das sächsische Lustlager bei Zeithain vom 30. Mai bis 29. Juni 1730.

(Schluß.)

Somit endete dieses militärische Fest, welches, sowie auf vielen damals erschienenen Karten der Gegend im Grundriß dargestellt, ebenso auch in mehren (in Weinert's sächsischer Geschichtsliteratur verzeichneten) Schriften beschrieben und besungen, später in Engelhardt's kleiner Schrift: „Das große Campement ꝛc." 1803 wiederum in Erinnerung gebracht worden ist; auf Befehl des Königs aber ward das Lager und seine Lustbarkeiten in einem Prachtkupferwerke von hundertachtzehn Blatt dargestellt, welches zweimalhunderttausend Thaler kostete. Dasselbe betrug, ungeachtet damaliger Wohlfeilheit und dem höhern Geldwerthe, der Aufwand für das Lager eine Million! Es war aber auch ein allgemeines Freudenfest, nicht nur für das Militär, sondern auch für Hunderttausende von Zuschauern, die sich besonders zu dem Feuerwerke und an-

Digitized by Google

derer Lustdarkeit von Nähe und weiter Ferne eingefunden hatten; zahllose Scherze und Possenstreiche fielen dabei vor. In einer von einem Feldprediger verfaßten Lagerbeschreibung berichtet dieser als Augenzeuge und mit Gemüthlichkeit, wie so manche Späße passirt, bei dem Gedränge zahlreiche Zöpfe, Haar- und Reuterbeutel, Affectionsbändlein ꝛc. abgeschnitten, zum Theil auch später dem Eigenthümer in unfrankirten Kistchen wieder zugeschickt worden wären; wie lustige Vögel eine Menge solcher entwendeten oder auch verlornen Gegenstände (wobei der ehrliche Feldprediger sogar auch ein paar Ueberschläglein erwähnt) gesammelt und einen armen blinden Mann am folgenden Morgen vermocht hatten, dieselben, einen ganzen Schubkarren füllend, als Commissionsartikel Stück für Stück zu zwei Groschen zu verkaufen, was auch von ihm binnen einer Stunde und zu seinem großen Vortheil gelang. Ferner: wie vielen Personen Hanswürste und andere Puppen angehängt wurden, und bei mancher ehrbaren Frau ein kleiner Uhlane oder Grandmusketair an ihrer Kontusche herumbaumelte; oder auch Bilder mit Eselsköpfen, Hörnern und andern anzüglichen Andeutungen angeheftet, und wie andern Hahnenfedern auf die Haarbeutel gesteckt wurden, und so „nicht etzlichen, sondern vielen recht honetten Expeditionärs und Canzleiverwandten;“ wie ganzen Reihen von Zuschauern die Kleider zusammengenäht wurden, und zumal in der Illuminationsnacht mancher seinem Nachbar das Gesicht schwärzte, aber nicht selten ebenfalls erst bei der anbrechenden Morgensonne bemerkte, daß ihm unbewußt ein gleiches Schicksal widerfahren sei, und so Anderes mehr. Studenten hatten vornehmen Kavalieren ihre Eintrittskarten zu den Gastmählern und Trinkgelagen aus der Tasche zu spielen gewußt und drei Tage lang an deren Stelle es sich gut schmecken lassen, bis sie entdeckt und sehr milde bestraft, mit dem Dessert von der Feldmarschallstafel bepackt, ohne allen Verzug nach ihrer Universität zurückgeschickt wurden. Auch an einem Lager-Hampelmanne fehlte es nicht, der, drollig kostümirt, durch manche Narrenspossen sich reichlich Geld verdiente.

Unser Feldprediger, der auch die Frömmigkeit seiner Grandmusketärs rühmt, die selbst Gesangbücher mit in's Lager genommen hatten, und die in den Cimbel geworfenen goldenen Füchse, scheint als aufmerksamer Beobachter überall mitgewesen zu sein; so erwähnt er einmal: „Ich habe diesen Abend ein terribles Wagstück begangen. Ich bin nämlich verkleidet ins Opernhaus geschlüpft. Ei du mein Gott! Wie trillerten diese welschen Kehlen! Aber wenn nun ein hoher Consistorialis mich ertappiret, dann hätte ich schon büßen müssen für meine Opernlust.“

Jene hölzernen Teller waren von den Soldaten meist in den Elbestrom geworfen, und dessen entfernte Anwohner, die Natur- oder wenigstens Fisch-Forscher in Magdeburg, Lauenburg, Harburg und Hamburg, zerbrachen sich lange Zeit den Kopf, woher wohl der Fluß plötzlich mit so zahlreichen räthselhaften Naturproducten versorgt worden sei. In Curiositäten-Cabinetten sollen, so wie Gläser von jenem Offizier-Toast, so auch Exemplare jener Teller, und besonders noch Proben von dem großen Lagerkuchen aufbewahrt werden, von dem schließlich Folgendes zu berichten ist. Zum Nachtessen bei jenem Festschmause am 26. Juni ward für die königliche Tafel in einem besonders dazu erbauten Backofen ein Kuchen gebacken, vierzehn Ellen lang, sechs breit, eine halbe hoch, wozu man achtzehn Scheffel Mehl, zweiundachtzig Schock Eier, drei Tonnen Milch, eine Tonne Hefen und eine Tonne Butter verbrauchte; er wurde in einem dazu vorgerichteten, zehn Ellen breiten Wagen in das Lager gefahren, und dort unter Aufsicht des Landbaumeisters von einem Zimmermann mit einem drei Ellen langen, auf die Schulter gestemmten Messer zertheilt. Das nicht für die fürstlichen Tafeln Verbrauchte, sowie deren Speise- und Wein-Ueberreste wurden dem Volke preisgegeben.

Feuilleton.

[Gedanken Friedrichs des Großen.] Die eigentlich monarchische Regierungsform ist die schlimmste, oder beste von allen, je nachdem sie verwaltet wird. — Die Monarchien sind mit langsamem Schritten zur höchsten Vollkommenheit gekommen als die Republiken, und haben sich auch weniger darauf behauptet. — Die weltliche Regierung mit Kraft emporhalten, Jedermann Gewissensfreiheit zugestehen, stets König sein und nie den Priester spielen, sind die wahren Mittel, den Staat vor den Stürmen sicher zu erhalten, welche der dogmatisirende Geist der Theologen beständig zu erregen sucht. — Verschiedene Dinge sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Regent nie seine Macht bis auf sie muß ausdehnen wollen. Darunter gehört hauptsächlich die Religion und die Liebe (— ein Ausspruch des großen Königs, ganz auf die gegenwärtigen Ereignisse, die Religionsund die Ehesache passend!). —

Der gelehrte Benedictiner der Congregation von St. Maur, Jean Mabillon, gest. 1707, war als Knabe blödsinnig und wurde durch einen beträubenden Fall auf den Kopf ein Genie.

Jupiter, der sich einmal in einen Stier verwandelte der Europa wegen, gebar zu andrer Zeit aus seinem Haupte die Göttin der Wissenschaft, Minerva; es ist also kein Wunder, wenn die Söhne der Minerva, die Gelehrten, bei ihren Streitigkeiten sich wie Hornvieh, stoßen.

Wie heißt die Schaar geharnischter Männer, die sich am leichtesten durch die Welt schlägt und deren Zuruf Jedem verständlich sein würde, wenn sie spräche. „Mähe dich um ein Heer von uns, und der Lebenskampf wird die leicht werden“ —?

Wenn die Fische stumm sind, so sind dagegen ihre Verkäuferinnen desto beredter.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bädel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 52. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2 1/2 Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Verfehlte Liebe.

(Fortſetzung.)

IV.

Des Winters trübe Tage, die lange, kalte Nacht
Weicht allgemach der Sonne erwärmend mildet Pracht;
Lau weh'n die friſchen Lüfte hin über Berg und Flur, —
Ein neues Leben athmet erwachend die Natur.

Und von des Südens Wärme zieh'n Wandrer fröhlich aus,
Der Schwalben ſchnelle Schwärme und Störche zieh'n um's Haus,
Der Erde Schooß erſchließt ſich, befreit von Schnee und Eis,
Und grüne Knoſpen treibet am Strauch das zarte Reis.

Und junge Blümchen ſproſſen empor auf grüner Au,
Es füllt die Luft mit Düften des Veilchens ſanftes Blau,
Und in des Aethers Höhe, wo kaum das Aug' ſie ſieht,
Schwirrt Frühlingsmelodien der Lerche jubelnd Lied.

Und dieſer fröhliche Wechſel, der weit das All belebt,
Der milde Hauch, durch welchen das junge Laub erbebt,
Gewaltig greifet der auch in's Menſchenherz, und milde
Stimmt ſeine ſanfte Macht das tobende und wilde.

Und irrend zieht der Jüngling mit wehmuthsſchwerem Sinn,
Rückſchauend das Vergangne, durch Wald und Reben hin,
Und unwillkührlich ſucht er den einſam ſtillen Pfad,
Den oft an Deiner Seite er ſonſt gewandert hat.

Da dringt Erinn'rung mächtig ihm in den Buſen ein:
Wie war er ſonſt ſo glücklich — ach könnt' er's wieder ſein!
Könnt' er an Deinem Arme die Pfade wieder geh'n,
Könnt' er mit hell'rem Blicke in's Aug' Dir wieder ſeh'n!

In's Auge Dir zu ſehen! — zu ſeh'n vom eignen Bild
Den tiefen, reinen Spiegel der Seele angefüllt!
Das iſt ſo hohe Wonne, das iſt ſo hohe Luſt,
Daß höher zu empfinden nicht fähig ſeine Bruſt.

Und rief das ſchönſte Bild er ſich jener Zeit zurück,
Was trübet da urplötzlich ihm den erfreuten Blick?
Was iſt's für ein Gedanke, der ihn erbleichen macht,
Als Dir in's Aug' zu ſehen, er kaum das Wort gedacht.

Gewiſſen heißt der Rächer, der oft nach langer Nacht,
Berührt von einem Winke, aus ſtarrem Schlaf erwacht.
Er richtet ſtreng Gedanken, wie Thaten, grauſam gleich:
Er fördet die glüh'nden Wangen des Jünglings todesbleich.

Was that ich Dir? ſo ſpricht es mit Deiner Stimme Ton;
Kaum wagt er aufzublicken — Du liegſt im Arm ihm ſchon,
Und unter Thränen wieder erneuſt Du Deine Frage:
Was hab' ich doch verſchuldet, daß Du mich meideſt — ſage? —

Und was an jenem Abend, als er Dir heimlich nah,
An Deiner Pforte lauſchend er eiferſüchtig ſah,
Geſteht er zögernd leiſe — denn Deiner Unſchuld Macht
Spricht laut aus Deinen Thränen, daß grundlos ſein Verdacht.

Wie könnte auch wohl trügen des Auges freier Blick?
Wie durfte er betrüben ſolch reiner Seele Glück,
Wie mochte er ſich nur von ſeinem Engel wenden? —
Der Abſchied von dem Bruder vermocht' ihn ſo zu blenden?

Und in der ſel'gen Stunde, die die Verſöhnung bringt,
Er nicht den Drang des Herzens, den heftigen bezwingt,
Und ach! der Liebe Flammen zur Unheils Gluth er ſchürt,
Indem er ſeine Wünſche und Hoffnungen berührt.

Denn für Gewißheit nahmſt Du die Möglichkeit, die oft
Als Wunſch er Dir geſchildert und das, was er gehofft;
Doch iſt der Menſch nur ſelten der Herr von ſeinen Thaten,
Wie oft daß Hoffnung täuſchet und Wünſche ihm mißrathen!

Und daß Du dem vertrauteſt, was nie gewiß doch war,
Das brachte Eurer Liebe die tödtliche Gefahr. —
Ja! als er Dir auf Ehre die erſte Hoffnung gab,
Da grub er Eurer Liebe vorſchnell das frühe Grab.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Fortsetzung.)

Merkwürdiger aber als diese und andere poetischen und unpoetischen Ergüsse aus jenen Tagen sind verschiedene Verse, welche aus einer früheren Zeit herstammen und wahrhaft in prophetischem Geiste Das verkünden, was am 18. Januar 1701 so herrlich in Erfüllung ging. So hatte Simon Dach, der in Wahrheit treffliche preußische Poet, gleich nach der Geburt Friedrich's I. i. J. 1657 und zu der Zeit, wo des großen Kurfürsten ältester Sohn, Carl Aemilius, der präsumtive Thronerbe, noch am Leben war, weissagend gesungen:

„Nicht vergebens ahne es mir,
Daß wir werden unter Dir,
Unserm Haupt und Fürsten leben" *).

Diese Prophezeihung war Veranlassung, daß bei der Krönung Benjamin Neukirch, dessen „poetischer Schwanenkiel" sehr gerühmt wird, folgende, wieder eine Weissagung enthaltende Verse dichtete:

„Sobald Dich, Friederich, Dein Königsberg geboren,
So kündigte sein Dach Dir Preußens Herrschaft an.
Was meynte doch der Mann?
Es war ja Carl Aemil damals noch unverloren.
Ach! er sah, wie es scheint, viel weiter als Dein Haus,
Drum rief er Dich bei Zeit für seinen Fürsten aus.
Beglückter Friederich,
Ich bin zwar Dachen nicht an Geist und Kräften gleich,
Doch scheint es, daß sein Trieb sich heut in mir erneue:
Wolan ich prophezeye
Dir oder Deinem Sohn ein zweytes Königreich.
Wie? sind wohl einige, die es nicht können hoffen?
Dach war ein Mensch wie ich, und hat es doch getroffen **).

So weissagte noch Einer und namentlich ein gewisser Joh. Bödecker sogar, daß der in Königsberg geborene Prinz zum Könige bestimmt sei. Sein Distichon lautet:

„Nascitur in Regis Fridericus monte, quid illud?
Praedicunt Musae: Rex Fridericus erit ***).

Der „galant-gelehrte" Herr von Besser, wie derselbe genannt wird, nahm daher Veranlassung bei der Krönung folgende Verse zu schreiben:

„Nun großes Königsberg, nun wird an Dir erfüllt,
Was Du vor langer Zeit im Nahmen hast geführet.
Nun Preußen wird Dir kund, was diese Krone gilt,
Mit welcher umb den Hals Dein Adler ist gezieret,
Da Friederich Dein Fürst den Königs-Thron besteiget
Und sein gesalbtes Haupt sich in der Krone zeiget †).

Die Solennitäten und Festlichkeiten, welche die Krönung und Salbung Königs Friedrich I. noch mehr verherrlichen und unvergeßlicher machen sollten, hatten mit dem Abend des 18. Januar noch keineswegs ihr Ende erreicht; nein, noch eine geraume Zeit darauf währten dieselben beinahe ununterbrochen fort, und Alles wurde aufgeboten, was nur an Pracht und Herrlichkeit entwickelt werden konnte. Natürlich war der Aufwand ungeheuer, welchen diese denkwürdigen Tage zu Königsberg erforderten; gegen sechs Millionen Thaler wurden auf die Krönungsfeierlichkeiten verwandt, von welcher Summe kaum zwei Millionen Thaler in angekauften Kleinodien und Kostbarkeiten aller Art als niedergelegtes Capital gerechnet werden konnten *). Doch weg mit dem leidigen Mammon, wenn es gilt, ein fürstliches Fest, wenn es gilt, eine solche Weltbegebenheit würdig und feierlich zu begehen!

(Schluß folgt.)

*) Valerbold's „Das Höchst-gepriesene Preußen," S. 489—490, und „Erläutertes Preußen," Tomus I. Viertes Stück, XVI. Pag. 307.

**) „Das Höchst-gepriesene Preußen," Pag. 490—491.

***) „Das Höchst-gepriesene Preußen." Pag. 489, und „Erläutertes Preußen," Tomus I., Viertes Stück, Pag 307.

†) „Erläutertes Preußen," Tomus I., Viertes Stück, XVI., Pag. 309.

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

„Wie kommen Sie hierher, Herr Graf?" — fragte Laura verwirrt den durch das Entziehen der Hand verletzten Roderich. — „Wie ich hierher komme?" — versetzte dieser, indem er die Gräfin groß ansah." — „Wahrscheinlich zu Wagen," — lachte Franziska. — „Ei, sieh da, Leonhard!" — sprach Roderich mit Stolz zu dem sich Don Leonardo nennenden Diener der Gräfin. — „Was machst Du hier, nachdem Dich mein Freund aus seinem Dienst entlassen hat, da Du doch nach Spanien gehen wolltest?" — Die Damen blickten erstaunt auf den vermeintlichen Spanier, welcher mit zornentflammtem Gesichte entgegnete: „Herr Graf, Sie befinden sich in einem großen Irrthume. Ich bin ein spanischer Edelmann und heiße Don Leonardo da Sobeira. Noch nie in meinem Leben habe ich die Ehre gehabt, Sie zu sehen." — Leonardo entfernte sich und der Graf sah ihm verächtlich nach. — „Verzeihen Sie mir dieses Intermezzo," — sprach der Letztere zu Laura — „aber ich bin fest überzeugt, daß ich mich nicht geirrt habe. — Darf ich mir die Ehre nehmen, gnädigste Gräfin, Ihnen in Ihrer Wohnung meine Aufwartung zu machen?" — „Ich reise schon morgen von hier ab" — sprach die Gräfin mit schwankender Stimme. — „So soll ich Sie also nicht wieder sehen?" — fragte Roderich, indem alle Röthe aus seinem Gesichte verschwand. — „O das wäre schade!" — rief Franziska traurig — „Kaum sieht und der Graf und schon sollen wir von ihm scheiden?" — „Er hätte uns ja früher sehen können" — sagte die Gräfin leise. — „Ja, morgen reisen wir!" — sprach sie nach einer kleinen Pause fest und entschlos-

*) „Historisch-statistisches Gemälde von Ost- und Westpreußen," Abschnitt 5, S. 119.

Digitized by Google

sen — „Leben Sie wohl, Herr Graf!“ — Laura entfernte sich, indem sie ihr Gesicht durch das Vorhalten eines Sonnenschirmes den Anderen zu verbergen suchte, und Franziska, welche wehmüthig lächelnd auf den Grafen blickte, und Fräulein Mertens folgten der schönen Frau. — Roderich blieb wie eingewurzelt stehen, und die Damen waren seinen Blicken schon längst entschwunden, als er ausrief: „Es ist Alles vorbei!“ und mit schnellen Schritten davon eilte. — Zu Hause angekommen, schloß sich Laura in ihr Boudoir ein und weinte heiße Thränen. — „Ach, ich liebe ihn unaussprechlich!“ — dachte sie — „Aber wie kann ich mich mit einem Manne verbinden, welcher mich wegen einer Chimäre, von der er nun geheilt zu sein scheint, so lange meiden konnte! Nein, ich bleibe nicht länger hier und trete morgen unter allen Umständen meine Reise an. Doch welche Bewandniß mag es mit Leonardo haben?“ — Da klopfte es an die Thür, Laura öffnete dieselbe und empfing aus den Händen ihres Kammerdieners einen umfangreichen Brief. Die Gräfin war überrascht, das Postzeichen Dresden und die Adresse von einer andern Hand, als der ihrer Schwester geschrieben zu sehen. Ihre Verwunderung ward aber noch größer, als sie nach Erbrechung des Schreibens die Unterschrift eines Unbekannten und in dem Briefe selbst den Namen Roderich erblickte. Die Buchstaben verschwammen vor ihren Augen, und erst nach einigen Minuten hatte sich Laura so weit gefaßt, daß sie Carl's Schreiben, welches folgendermaßen lautete, zu lesen vermochte:

„Gnädigste Gräfin! Im Vertrauen auf Ihre „Nachsicht und aus Liebe zu meinem Freunde, dem „Grafen Roderich, wage ich diese Zeilen an Sie zu richten. Ich weiß, daß mein Freund Roderich so glücklich gewesen ist, Ihnen nicht gleichgültig zu sein; ich „weiß aber auch, daß Sie wegen eines gewissen Grundsatzes meines Freundes Ihre Gesinnungen gegen ihn „geändert haben. Roderich hat diesen Grundsatz aus „Liebe zu Ihnen aufgegeben. Gnädigste Gräfin, können Sie ihm nun noch zürnen? — Aus der Beilage „wollen Sie entnehmen, wie sehr Sie geliebt werden „und wie Sie der einzige Gedanke meines Freundes „sind. Bald wird Roderich, welcher der edelste und „beste Mensch ist, vor Ihnen erscheinen, und es ist „mein sehnlichster Wunsch, daß Sie dann wieder das „für ihn fühlen mögen, was ihn früher so sehr beglückte!“

„Genug!“ — sprach Laura in ihrem Jammer — „O wie schnöde ist er von mir empfangen worden! Wie schlug ihm mein Herz entgegen, und welche Gewalt mußte ich mir anthun, ihm meine Gefühle zu verbergen! — Ich habe ihm ein großes Unrecht gethan. Wie könnte ich dem Manne zürnen, der einen Grundsatz hatte, welcher ihm zur Ehre gereichte, und diesen Grundsatz mir zum Opfer gebracht hat! — Roderich's Freund scheint ein wahrer, aufrichtiger Freund zu sein. O hätte er uns schon im vorigen Jahre zur Seite gestanden! Wie manche trübe Stunde würde dem Geliebten und mir dadurch erspart worden sein! Aber vielleicht gestaltet sich noch Alles zum Besten. — Doch ich will jetzt die Beilage lesen.“ Die Gräfin hatte kaum einen Blick hineingeworfen, als sie dachte: „Ein sonderbarer Anfang! Sollte Graf Carl mir aus Versehen etwas Anderes gesandt haben?“ Sie las weiter und bald wurde die junge Frau von dem größten Interesse erfüllt. Wir erlauben uns, dem Leser die Beilage nachfolgend mitzutheilen, ohne die Gefühle und Gedanken zu erwähnen, welche während des Lesens die schöne Laura bewegten und beschäftigten.

Zwei Tage in der Schweiz. Eine Reiseskizze.

„Die Sehnsucht, Helvetiens Wunder zu schauen, hatte mich nach der Schweiz getrieben. Groß waren die Erwartungen gewesen, die ich mir von diesem Lande machte, aber größer war das, was ich erblickte. Nachdem ich mit meinem Reisegefährten, einem Landsmanne, im Gasthause zu Brienz gefrühstückt, setzten wir uns in einen Kahn und fuhren hinüber nach dem Gießbache, dem berühmten Wasserfalle. Der Morgen war herrlich. Kein Wölkchen trübte den Himmel, und die Natur zeigte sich uns in ihrer ganzen Pracht. Der Anblick des Gießbaches ist entzückend und hat mich weit mehr angesprochen, als der Staubbach und der weltberühmte Rheinfall. Der Staubbach stürzt zwar von einem 800 Fuß hohen Felsen herab, allein er ist so wasserarm, daß er trotz der gewaltigen Höhe nicht imponirt. Bei dem Rheinfall zeigt sich das Gegentheil. An Wasser ist kein Mangel, aber die Höhe, von welcher er herabfällt, ist zu unbedeutend. Der Gießbach dagegen vereinigt Beides: Reichthum an Wasser und eine ziemlich bedeutende Höhe. Als wir, versunken in das Anschauen dieser großen Naturschönheit, dastanden, wurden wir plötzlich durch den Gesang einiger Landmädchen höchst angenehm überrascht. Die Mädchen hatten sich am Fuße des Wasserfalles postirt, und ihre schönen Schweizerlieder gaben ein herrliches Accompagnement zu dem Getöse des gigantischen Wassersturzes. Hier hätte ich mir eine Hütte bauen mögen, und die Gesänge der lieblichen Mädchen würden mich in liebliche Träume gewiegt haben. Mit schweren Herzen verließen wir den reizenden Ort. Wir mußten scheiden, denn wir wollten heute noch Luzern erreichen. Der Weg über der Brünick war ziemlich beschwerlich; denn der Pfad war durch den nächtlichen Regen sehr schlüpfrig geworden. Er würde uns aber noch beschwerlicher geworden sein, wenn wir nicht zwei reizende junge Engländerinnen zu Gefährtinnen gehabt hätten, welche auf stolzen Rossen uns zur Seite ritten und unsere Blicke von dem schlechten Wege auf ihre lieblichen Gesichtchen hinaufzogen. Die Insulanerinnen wurden von einem ältlichen Herrn, welcher der Gatte der einen Dame war, und einem jungen, ihrem Bruder, begleitet. Dieser hatte in Oxford studirt und war ein

Digitized by Google

munterer Mensch. Mein Landsmann und ich machten uns den Scherz, der Gesellschaft unglaubliche Dinge, die uns auf unserer Reise begegnet sein sollten, zu erzählen, und die jungen Damen und ihr Bruder ermangelten nicht, uns mit gleicher Münze zu bezahlen. Diese gegenseitigen Aufschneidereien gaben uns und ihnen vielen Stoff zum Lachen. Der alte Herr sprach nichts, pfiff Melodien aus der Stummen von Portici und spendete zuweilen den Damen Bonbons und den Männern Kirschwasser, welches er in einem Fläschchen mit sich führte. Auf diese Weise gelangten wir nach Sarnen. Hier beschlossen die Engländerinnen die Nacht zuzubringen, da sie von dem Ritte außerordentlich angegriffen waren. Nachdem wir, nämlich mein Landsmann und ich, uns ihnen und dem alten Herrn empfohlen, zogen wir weiter gen Luzern und wurden von dem jungen Engländer, welcher sich mit einem anderen Sohne Albions auf heute ein Rendezvous in Luzern gegeben, begleitet. Die Sonne hatte unsere Schatten schon bedeutend verlängert, als wir an das Ufer des Vierwaldstätterses gelangten. Das Haupt des mächtigen Pilatus war verhüllt, und schwarze Wolken zeigten sich am Himmel. Unser Führer prophezeite, daß sich das Wetter ändern werde, doch die Schiffer versprachen, uns noch vor dem Ausbruche des Regens an das jenseitige Ufer zu bringen. Das Versprechen ward acceptirt, und wir bestiegen den Kahn. Die Ufer des Vierwaldstätterses sind höchst pittoresk. Bald wird der See von lieblichen Landschaften eingeschlossen, bald von hohen, schroffen Felsen, welche als ein trübes Bild in dem Spiegel des Wassers erscheinen. Die Wolken wurden immer schwärzer und ein kalter Wind wehte über die Fluthen des Sees dahin. Die Schiffer machten bedenkliche Gesichter, doch wir Passagiere ließen uns dadurch nicht erschrecken und waren munter und guter Dinge. Nachdem wir schon eine bedeutende Strecke gefahren, machte uns Einer der Schiffer auf einen Kahn aufmerksam, worin, wie er meinte, schöne Dirnen sitzen sollten. Ich nahm meinen Tubus zur Hand, stellte ihn in die Richtung nach gedachtem Kahne und rief meinen Gefährten zu: „Drei reizende Mädchen! Wielleicht die drei Grazien, welche aus ihrem Götterreiche herabgestiegen sind, um die Wunder der Schweiz in Augenschein zu nehmen!" — Kaum hatte ich der drei Schönen erwähnt, so griff sowohl mein Landsmann, als der Engländer nach meinem Tubus, um die Schönen ebenfalls zu betrachten, während ich hartnäckig darauf bestand, meinen Fund noch länger beschauen zu müssen, — da begann plötzlich das gefürchtete Donnerwetter, welches einem Orkane nicht unähnlich war und leicht unseren Untergang hätte zur Folge haben können. Der Regen stürzte in Strömen herab, der Donner krachte und wüthende Blitze durchkreuzten die Luft. Die Schiffer vermochten nicht mehr den Kahn zu regieren, welcher als ein Spiel der meeartigen Wellen bald dahin, bald dorthin getrieben wurde. Obgleich die Gefahr, in welcher wir schwebten, nicht gering war, so hatten wir unsere Besinnung doch nicht verloren. Wir unterstützten die Schiffer, so viel, als wir vermochten, und es gelang unseren vereinten Kräften, den Kahn dem Lande immer näher zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Es ist eine Unart kleiner Geister, in deren Kleinheit die Unbescheidenheit oft viel Raum einnimmt, sich zu großen Geistern zu drängen, um sie von Angesicht kennen zu lernen. Es liegt auch eine Art Egoismus darin, Jemanden aufzusuchen, um sagen zu können: Ich bin auch Einer von denen, die N. N. gesehen und mit ihm gesprochen haben. Jede Viertelstunde, die man, um solchen Egoismus bei sich zu befriedigen, einem großen Manne von seiner kostbaren Zeit nimmt, ist ein Raub an der Menschheit begangen, für welche jene leben, und nicht für den Einzelnen. Beschwerden sich nachher solche Eindringlinge über kurze und kalte Abfertigung, so sprechen sie damit eigentlich eine Selbstanklage aus. Nennen sie die Abweisung inhuman, so haben sie nicht bedacht, daß die kurze Abfertigung eines Zudringlichen nicht Inhumanität ist, wohl aber das Zudrängen noch mehr, als Inhumanität. Das rechte Wort dafür kann als Ueberschrift zu folgender Anekdote dienen. Ein englischer Seeoffizier auf der russischen Flotte kam mit dem Rapport eines Sieges nach Petersburg. Als Katharina ihm das Zeichen gegeben hatte, sich zu entfernen, blieb er noch stehen. Sie fragte ihn, ob er ihr noch Etwas zu sagen hätte. „Ich verlasse," sprach er, „den Dienst, um in meine Heimath zu gehen. Jetzt bin ich so glücklich, vor Ihrer Majestät zu stehen; aber ich kann meinen Landsleuten doch nicht sagen, daß ich die größte Monarchin gesehen habe; ich bin kurzsichtig. Ich bitte um die Gnade, Ihre Majestät durch mein Glas sehen zu dürfen." — „Nun so sehen Sie mich durch Ihr Glas," entgegnete die Kaiserin.

[Das verlorne Paradies.] Der große englische Dichter John Milton, geb. 1608 in London, gest. 10. Nov. 1674 das., lag als Jüngling schlafend auf einem freien Platze im Felde. Zwei Damen fuhren vorbei und, bezaubert von seiner Schönheit, stiegen sie aus, ihn in der Nähe zu betrachten. Die jüngste schrieb auf ein Blatt Verse aus einem italienischen Dichter, ohngefähr des Inhalts:

Geschlossen, ihr Augen, verwundet ihr Schon mein Herz;
Geöffnet, was würdet ihr dann erst thun?

Das Papier ihm in die Hand steckend, entfernte sie sich. Ein Freund Miltons hatte von ferne den stillen Beobachter gemacht, wecke ihn und erzählte den Vorfall. Zwei Jahre suchte Milton vergeblich das Mädchen, dann fing er an seine berühmte Dichtung „das verlorne Paradies" zu schreiben, dessen Herausgabe erst spät, in das Jahr 1667, fällt, nachdem er schon um 1650 seines Augenlichts beraubt worden war. — Durch Liebe ist schon manches Paradies verloren, manches gefunden worden. Das Erste ist schlimm; wer verliert gern ein Paradies? Aber es ist doch besser, als wenn man nie eins gefunden hat. G. F.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Wehl in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 53. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Verfehlte Liebe.

(Fortſetzung.)

V.

Des Menſchen Thun beſtimmen zwei Weſen ſtreng getrennt,
Die man Gefühl das eine, Verſtand das andre nennt:
Und da wo dieſer billigt, was jenes ſich erkor,
Geht aus dem Bunde beider das wahre Glück hervor.

Die raſch empfangne Tochter des flücht'gen Augenblicks
Von namenloſem Urſprung, nur ſelten Kind des Glücks,
Für Menſchenbuhl geſchaffen, bei oft verfehltem Ziel
Bereit'nnt bitterer Schmerzen der Seele — iſt Gefühl.

Im Schachte jedes Herzens verborgen und geheim,
Von der Natur gelegt liegt ihr gereifter Keim,
Der ſchon durch eines Blickes erwärmten Strahl gedeiht:
Das Ang' iſt ſeine Sonne und Jugend ſeine Zeit.

Und wo im jungen Herzen der zarte Keim entſprießt,
Wo Blutes leichte Welle durch raſche Adern fließt,
Und gern der Jugend Frohſinn giebt jedem Einfluß Raum,
Da wächſt in kurzen Tagen der Sprößling auf zum Baum.

Und mit dem Herzblut nährt ihn der Jüngling manches Jahr,
Denn ſeinem leichten Sinne ahnt nimmer d'raus Gefahr,
Weil in dem Geiſtestaumel er nie es recht bedenkt,
Was einſt die Zeit für Früchte an jene Aeſte hängt.

Der Gegenwart nur lebt er und in die Zukunft ſieht
Er früher kaum, als wenn ſchon der Augenblick entflieht,
Und ſeine weitern Wünſche umgaukelt Phantaſie,
Die malt nur Lebensfreuden, den Kummer malt ſie nie.

Und wenn auf Augenblicke der leichte Sinn entweicht,
Wenn ein verſchleiert Hoffen des Lebens Ernſt ihm zeigt,
So trotzt er ſtolzen Sinnes auf ſeine kun're Kraft,
Die ſeiner Liebe Wünſchen gewiß Erfüllung ſchafft.

Und über Sitte ſetzt ihn und Brauch ſein Leichtſinn weg,
Im Kraftgefühl der Jugend wählt er den eignen Weg,
Sein freier Geiſt entbehrt ihn des Vorurtheils Schranken,
Nur reiner Liebe will er allein ſein Glück verdanken.

Die Jugend flieht; es ſchwindet der frohe Lebensmuth,
Der leichte Sinn wird ernſter, bedächt'ger fließt das Blut;
Die Herrſchaft des Verſtandes entwickelte die Zeit: —
Der Menſch ſchließt auf die Zukunft nur aus Vergangenheit!

Des Menſchen göttlich Erbe, mit dem Verſtand im Bunde,
Nach ewiger Erfahrung unwandelbarem Grunde,
Des eignen Vorwurfs Tilger, ein Bürger für die Zukunft,
Doch oft den Herzenswünſchen ein Hemmnis — iſt Vernunft.

Nicht gab Natur dem Kinde ſie in die Wiege mit,
Der geiſtigen Entwicklung erſt folgt ſie Schritt für Schritt,
Die Wünſche dann und Thaten, die nur Gefühl bedingt,
Sie in die Zukunft blickend mit Seelenkraft bezwingt.

Denn was oft lächelnd winket, von Ferne anzuſchaun,
Dem ſoll der Menſch nicht blindlings ſich wagend anvertraun;
Je heißer ſeine Wünſche, je plötzlicher ſie waren,
So jäher d'raus bedroht in Zukunft ihn Gefahren.

Erwägen ſoll er, prüfen, voraus mit Seherblick,
Nicht frechen Wurfs verſpielen ſein künftiges Geſchick,
Dem Rathe ſoll er folgen, den ihm Vernunft giebt kund,
Denn nur was ſie gebilligt, das ſteht auf feſtem Grund.

Und ſie lehrt, daß Geburt und Stand kein leerer Tand,
Denn mit der Völker Sitten gehn beide Hand in Hand,
Und Sitten ſind ehrwürdig, ſie ſtehen unerſchüttert,
Ob manches Lebensglück an ihrer Stirn zerſplittert.

Und wer aus der Verblendung der erſten Lieb' erwacht,
Wer einmal nur berechnend die Zukunft überdacht,
Dem ſtehet klar vor Augen, er kann ſich's nicht verhehlen,
Die Sitten haben Recht, nach ihnen ſoll man wählen.

Digitized by Google

Nur wenn die Anmuth jener, die deine Seele liebt,
Wenn ihres Herzens Reinheit dir die Gewißheit giebt,
Ob Liebe auch erkalte, ob Sorgen treten ein,
Daß das geschlossne Bündniß Du nimmer wirst bereun: —

Wohlan! — dann folg dem Triebe, der Dir im Herzen glüht,
Der Dich zum ew'gen Bunde mit ihr gewaltig zieht;
Allein die Vorsicht nütze und lieb das Vaterland,
Wo Eures Standes Zwiespalt dem Raumund wohl bekannt.

Doch in des Menschen Willen ist selten es gegeben,
Nach eignem Wunsch zu wählen das Land, darin zu leben,
Ein Wurm des Staubes klebet er an der Scholle fest,
Die ihm die Nahrung kündigt, sobald er sie verläßt.

Und da wo Sorgen drücken, nach Brode Kinder schrein,
Da wird das Glück der Ehe gar bald entschwunden sein:
Daß Lieb' allein genüge in karger Hütte Raum,
Ist ein Gebild des Wahnes, ist nur ein Dichtertraum!

Doch wenn Vernunft im Kampfe mit dem Gefühle siegt,
Der Sieger oft dem Schmerze des Sieges unterliegt;
Sich künftges Glück zu sichern giebt er den Augenblick:
Die Ruh', einmal verloren, bringt keine Zeit zurück.

So fiel auch Eure Liebe ein Opfer dem Verstande,
Die Zukunft nur im Auge löst er der Liebe Bande,
Mit starkem Geist bezwingend den Schmerz der Gegenwart,
Ob lange? — Weiß doch Niemand, was künftig seiner harrt! —

(Schluß folgt.)

Das Krönungsfest zu Königsberg am 18. Januar 1701.

(Schluß.)

Am Mittwoch, den 19. Januar, empfingen der König und die Königin eine Deputation der Landes-Collegien und des Magistrats zu Königsberg und nahmen die Glückwünsche derselben entgegen; am Tage darauf eine der Universität und des Consistoriums, die gleichfalls ihre Gratulation dem hohen Königspaare darbrachte. Am Freitage, den 21. Januar, begaben sich gleich nach aufgehobener Tafel die königlichen Majestäten, begleitet von dem ganzen Hofe und einem äußerst zahlreichen und glänzenden Gefolge, nach dem Hetzgarten, in welchem ein Thierkampf, übrigens der letzte, welcher zu Königsberg gehalten worden ist, mit vieler Pracht Statt fand. Vornehmlich wurde hier ein Auerochse von außerordentlicher Größe bekämpft, welchen zuletzt der König selbst durch einen Schuß niederstreckte. Am Sonnabend, den 22. Januar, war bei Ihrer Majestät der Königin große Assemblee, bei welcher Gelegenheit auch gespielt wurde. Am Sonntage, den 23. Januar, verfügten sich der König und die Königin in Begleitung des ganzen Hofes nach der kurz vorher vollendeten, seit dem Jahre 1690 erbauten reformirten Kirche, welche auch Burgkirche genannt wird und jenseit der Französischen-Straße liegt. Hier fand die Einweihung dieses neuen Gotteshauses Statt, und zwar durch den königlichen Oberhofprediger Bischof Ursinus. Am Tage darauf, und zwar am Montage, den 24. Januar, begab sich der Kronprinz in Begleitung einer großen Cortege nach dem Auditorium der Universität, wo nach der Aufführung einer trefflichen Musik der Professor Schreiber eine Rede zum Lobe und Ruhme des Königs, der Königin und ihres erlauchten Hauses hielt. Am Mittwoch, den 26. Januar, endlich, nachdem eines starken Regens wegen am Tage zuvor nichts von Bedeutung hatte unternommen werden können, wohnten die königlichen Majestäten und der ganze Hof einem von dem Artillerie-Obersten Schlund bewerkstelligten Feuerwerke bei, welches das kostbarste und prächtigste war, das man bis dahin in Königsberg veranstaltet und gesehen hatte.

Noch eine Menge großartiger und glänzender Festlichkeiten in kleineren und größeren Kreisen fand nach diesem Tage Statt; Tausende und Tausende waren ohne Unterlaß auf und beflissen, den König und die Königin zu ehren, zu überraschen und zu vergnügen, und noch eines bedeutenden Raumes würden wir also bedürfen, wenn wir dabei beharrten, all jener Solennitäten einzeln zu gedenken, oder dieselben gar zu beschreiben. Darum sei hier nur noch erwähnt, daß dem Könige, obwohl derselbe bekanntlich ein sehr prachtliebender Fürst war, vollständig Genüge geschah und er Königsberg, seine Geburtsstadt, in voller Zufriedenheit verließ. Als ehrende Auszeichnung für Preußen erhob er noch während seiner hiesigen Anwesenheit den Obermarschall von Wallenrodt in den preußischen Grafenstand und ertheilte den Räthen Matthias, Werner und Stosch den Adel.

Am 8. März 1701 fand der Auszug des Königs und der Königin aus dem beglückten Königsberg Statt, und dieser prachtvolle Act war der Schlußstein der glänzenden, beinahe unvergleichlichen Festlichkeiten, welche die Krönung und Salbung Königs Friedrich I. und dessen erhabener Gemahlin hervorgerufen und eine gedraume Zeit hindurch in unaufhörlichem Schwunge erhalten hatten. Ja, so endete das große Fest in dem alten, berühmten Königsberg, die hochwichtige, segensreiche Krönung und Salbung Königs Friedrich I., des Urvaters unseres jetzt regierenden erhabenen Monarchen, den der Herr segnen und behüten wolle immerdar zu seinem und dem Heile seines treuen Preußenvolkes!

F. W. F. von Rekowski.

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

Endlich ließ Regen und Sturm nach, und wir erreichten wohlbehalten das Ufer. Zu unserer Freude

Digitized by Google

war ganz in der Nähe desselben ein Gasthaus. Wir fanden hier ziemlich schlechten Seewein, welcher sich nur dadurch auszeichnete, daß er uns erwärmte. Wir waren herzlich froh, daß wir dem Wassertode entgangen, und gedachten des kühnen Wilhelm Tell, welcher bei einem ähnlichen Wetter auf demselben See durch die Geschicklichkeit seines Armes seinen Feinden entronnen war. Während uns des wackern Tell's Heldenthaten beschäftigten, drangen plötzlich weibliche Töne aus dem Nebenzimmer in unser Ohr. In demselben Augenblicke trat auch ein rothwangiges Mädchen in die Gaststube und ersuchte den Wirth im Namen der angekommenen Damen, einen Wagen nach Luzern für sie zu besorgen. Meine beiden Reisegefährten sprangen vor Vergnügen über diese Kunde hoch auf, denn sie gedachten der drei reizenden Mädchen vom Vierwaldstättersee. Ich aber blieb ruhig, denn ich hatte vorher wegen der zu großen Entfernung weiter nichts gesehen, als drei Frauengestalten, und durch jene Exclamation nur die Neugierde meiner Gefährten rege machen wollen. Der Engländer wollte sogleich in das Nebenzimmer stürzen, um den Damen seine Dienste anzubieten; allein ich hielt ihn zurück, indem ich ihm die Wahrheit der Sache erzählte. Er glaubte mir indeß nicht, sondern bildete sich ein, daß ich ihm nur zuvorkommen wolle. Damit griff er an die Klinke, öffnete die Thür und wollte in das Zimmer treten. Aber der Schrei einer jungen Dame, welchen diese Ungezogenheit zur Folge hatte, trieb den Engländer wieder zurück. Bald darauf fuhr der Wagen vor, die verhängnißvolle Thür des Nebenzimmers wurde geöffnet und heraus traten eine ältliche Dame und zwei junge Mädchen, welche letzteren zufälligerweise wirklich sehr schön waren. Meine Gefährten lächelten mich mit Blicken an, welche zu sagen schienen: Du hast uns täuschen wollen. Die Damen erwiederten unsere Grüße mit vieler Artigkeit. Wir begleiteten sie bis an den Wagen, halfen ihnen hinein und wünschten ihnen französisch eine glückliche Reise. Als die Damen schon im Wagen saßen, und der Kutscher sich eben auf den Bock setzen wollte, indeß wegen seines, wie es schien, etwas schweren Hauptes auf der anderen Seite hinunter fiel, gingen die Pferde durch und liefen auf eine nicht unbedeutende Anhöhe. Wir sprangen Alle hinzu, und es gelang meiner Schnelligkeit, die Zügel der Pferde zu ergreifen und die munteren Rosse mit einigen kräftigen deutschen Worten zum Stehen zu bringen. Die Damen waren vor Schreck bleich wie der Tod, doch erholten sie sich bald, und die alte Dame begann in deutscher Zunge zu mir: „Nach Ihren Ausrufungen zu schließen, sind Sie, mein Herr, unser Landsmann, und ich freue mich daher um so mehr, Ihnen, als einem Landsmanne, meinen aufrichtigsten Dank für meine und meiner Töchter Rettung zollen zu können. Sie würden mich aber noch sehr verpflichten, wenn Sie die Güte haben wollten, uns einen zuverlässigen Kutscher von dem Gastwirthe auszuwirken, denn mein Bedienter und unser Führer scheinen sich ebenfalls zu gütlich gethan zu haben." Ich versprach den Damen, ihren Wunsch zu erfüllen, und ging, nachdem ich einem in der Nähe stehenden Schiffer die Zügel übergeben hatte, eiligst zum Wirthe. Ich machte demselben derbe Vorwürfe wegen des betrunkenen Kutschers und ersuchte ihn, sofort für einen nüchternen zu sorgen. Da seine Herrschaft sich aber nur über diesen Luxus erstreckte, so entschloß er sich, selbst den Rosselenker zu spielen. Als ich wieder an den Wagen trat, dankte mir die alte Dame nochmals auf das Verbindlichste, und die beiden Töchter belohnten mich beim Abschiede mit den holdseligsten Blicken, von denen mich besonders die der älteren Schwester entzückten. So hatte ich mir vor Zeiten das Ideal meiner künftigen Gattin gedacht und ich fand dies Ideal fern von dem Vaterlande hier verkörpert in einer Landsmännin. Kein Wunder daher, daß ich, versunken in Träumereien, dem Wagen so lange nachsah, bis er hinter Bäumen und Häusern verschwand, und meine Gefährten mir lachend zuriefen: „tempi passati!" Auch wir brachen auf. Aber weder die heitern Gespräche meiner Gefährten, noch die muntere Gesellschaft an der table d'hôte in dem Gasthause „zur Waage" in Luzern vermochten die Gedanken an meine Schöne zu verscheuchen. Liebliche Phantasiebilder umgaukelten im Traume meine Seele, und das herrliche Mädchen zeigte sich mir in seiner ganzen Anmuth und Schönheit. Mit seinen Locken spielte ein muthwilliger Zephyr, und aus seinen Augen blitzte eine Thräne der Freude, indem es mir die Hand reichte und lächelnd sprach: „Habe Dank, geliebter Landsmann, für unsere Rettung." Als ich am folgenden Morgen erwachte, dachte ich an das Abentheuer mit den Damen, wie an einen schönen Traum. Ich ergötzte mich mit ganzer Seele an der köstlichen Lage Luzerns. Ich besuchte den Löwen, welcher zu den interessantesten Werken gehört, die mein Auge je erblickt hat. Dieser Löwe ist in eine hohe Felswand eingehauen und schirmt sterbend die Lilien Frankreichs. Der Fels wird vom Wasser bespült, welches von Thränenweiden umgeben ist. Dieses Kunstwerk ist ein Denkmal auf die am 10. August 1792 in den Tuillerien erschlagenen Schweizer-Garden. Außerdem besuchte ich mit meinem Landsmanne zwei Kathedralen, welche nicht nur in architektonischer Hinsicht, sondern auch wegen ihrer herrlichen Lage höchst besuchenswerth sind. Nachdem wir Alles gesehen hatten, wodurch Luzern merkwürdig ist, nahmen wir einen Kahn und fuhren über den Vierwaldstädtersee hinüber nach Weggis. Wir wähnten in ein Eden versetzt zu sein, so herrlich war Alles, was uns umgab. Am blauen Himmelsdome war kein Wölkchen sichtbar. Die Ufer des Sees gehören zu den schönsten, welche ich an Seen gefunden habe. Liebliche Fluren wechseln mit romantischen Felspartien. Rechts blickte das Haupt

Digitized by Google

des gigantischen Pilatus freundlich auf uns herab und links befand sich der Rigi, welchen wir besteigen wollten. In der Mitte vor uns lagen in weiter Ferne die Veteranen der Schweiz, deren weiße Häupter, von der Morgensonne beschienen, herrlich anzuschauen waren. Kein Lüftchen beunruhigte das Element, auf welchem wir uns befanden, und wir schwelgten im Genusse der köstlichen Natur. Schnell gelangten wir durch die krystallhellen Fluthen in Weggis an und machten uns, nachdem dem Magen sein Tribut gezollt war, alsbald auf den Weg nach Rigiculm. Der Pfad führt fast beständig steil hinauf und ist beschwerlicher, als bei anderen hohen Bergen, wo steile mit ebenen Partien abwechseln, so daß man auf den letzteren Kräfte zu den ersteren sammeln kann. An der Capelle gönnten wir uns einige Ruhe und genossen dabei eine herrliche Aussicht auf den Vierwaldstädtersee. Ein Gleiches geschah im kalten Bade, einem höher gelegenen Gasthause. Hier fanden wir ausgezeichnetes Bier, was in der Schweiz immer selten ist. Nach einer dreistündigen Anstrengung erreichten wir die Staffel, das letzte Gasthaus vor Rigiculm. Die Gesellschaft, welche hier rastete, war bunt durcheinander gemischt, und man hörte beinahe sämmliche Zungen Europa's. Nachdem wir uns restaurirt hatten und aufbrechen wollten, entspann sich in unserer Nähe ein Gespräch, welches mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Ein junger Mann sprach nämlich mit einer großen Emphase von meinen gestrigen Damen, welche vor einer halben Stunde bei der Staffel vorbeigegangen sein sollten. Zwar nannte er nicht ihre Namen, welche ich ja eben so wenig wußte; aber seine Beschreibung paßte dergestalt auf meine Landsmänninnen, daß die Identität der Personen bei mir keinem Zweifel unterworfen war.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

[Die Geistesgegenwart des Kriegers.] Sie, die Einzelnen das Leben gerettet, ganze Corps vor dem Untergange behütet, manche Schlacht gewonnen hat, sie ist die Gabe, mitten unter dem betäubendsten Geräusche, der unaufhaltbarsten Verwirrung, der dringendsten Gefahr alle möglichen Mittel vor der Seele zu haben, sie ruhig und richtig zu übersehen, das beste Hülfs- und Auskunftsmittel zu wählen und im entscheidenden Augenblicke anzuwenden. Oft schweben zwar dem Bedrängten nicht mehrere zugleich vor, er hat nicht einmal zu einer, wenn auch noch so schnellen Wahl Zeit; aber sein Scharfsinn läßt mit Blitzesschnelle ihn gleich ein passendes Mittel finden, und Gedanke und Ausführung sind dann Eins. Solche Geistesgegenwart setzt nothwendig Muth und eine gewisse ruhige Tapferkeit voraus, ohne welche der scharfsinnigste Kopf den Kopf verliert, wenn ihn die Furcht betäubt. Umgekehrt hilft auch die rühmlichste Tapferkeit nicht ohne die Geistesgegenwart, die sich in allen Lagen zu helfen weiß. Der Tapfere wird zwar nicht fliehen, er wird auf den Feind losgehen, sein Leben nicht achten; aber ob er das Beste thut, was er gerade thun kann und soll, das ist die Frage. Gegenwart des Geistes ist das Eigenthum seiner Menschen, zu großen Unternehmungen geboren. Es läßt sich kein großer Feldherr denken ohne sie. Die Gefahr inspirirt solche Menschen gleichsam. Wo Andere den Kopf verlieren, da zeigen sie erst recht ihren Kopf, und alle Talente ihres Geistes entwickeln sich dann gerade bei ihnen, wenn Andere mit ihrer Klugheit zu Ende sind und Alles verloren zu sein scheint. Blücher griff bei Ahrweiler (Regierungsbezirk Coblenz) mit zwei Escadrons Husaren und der Reitwache des Regiments 6000 Franzosen an und schlug sie, weil er den Zeitpunkt geschickt benutzte, als ein Theil von ihnen durch die Stadt zog und der andere noch zurück war. Ein ganzes französisches Cavallerieregiement machte Fronte auf ihn und würde ihn mit seinen Husaren vernichtet haben, wenn es so auf ihn eingehauen hätte. In dem Augenblicke sah er, daß er ihm nur in der Flanke beikommen könnte und fand das Mittel, es möglich zu machen. Er ließ halten, 10 Schritte vor der Fronte flankiren und mit Pistolen unter die Pferde schießen, um sie scheu zu machen. Alles gelang. Die Franzosen schwenkten in Zügen und marschirten ab. Jetzt fiel Blücher mit seinen Husaren in die Züge, das Regiment wurde geschlagen, 200 niedergehauen und der Commandeur gefangen.

Eine Waare, wie die Bücher, giebts es wohl sonst nicht in der Welt. Sie werden von Leuten gebruckt, verkauft und gekauft, gebunden, recensirt, gelesen, wohl gar geschrieben, die sie — nicht verstehen.

Viele Priester der Minerva haben Aehnlichkeit mit dem Vogel derselben, daß sie zwar im Dunkeln Mäuse fangen, aber beim Tageslichte den Kirchthurm nicht eher sehen, als bis sie sich den Kopf daran zerstoßen.

Die Recensionen sind eine Art von Kinderkrankheit für die neugeborenen Bücher. Man hat Beispiele, daß die starken und gesunden daran sterben und die schwächlichen glücklich durchkommen. Manche bekommen sie gar nicht. Gz.

Lesefrüchte.

Der Laute gleicht das Menschenherz,
Zu Sang und Klang erbaut;
Doch hielten sie erst Lust und Schmerz
Zu stürmisch und zu laut. (Bürger.)

Der rechte Poet ist ein Kieselstein, an den der schöne Himmel und die schöne Erde und die heilige Religion anschlagen, daß Funken herausfliegen. (M. Claudius)

[Gedanken von J. Paul.] Die Liebe und der Haß zerreißen den Brief, so wie beide den Menschen verschlingen wollen.

Die Leser, die auf dem letzten Druckbogen nachsehen, wie die Sachen ablaufen, sind die Kehraussleser, die Balesschmauser, die Jünastentagswähler, welche an Geschichten, wie an Fridchen, nur den Hinterntheil verspeisen.

Es ist oft eben so schwer, Manche grob zu machen, als Andere höflich.

Es verstehen sich wenig andere Menschen, als solche, die sich schimpfen, weil sie von einerlei Anschauung ausgehen.

Herzen und Glocken bekommen leicht Sprünge bei starkem Bewegen.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 54. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angebruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2 1/2 Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Verfehlte Liebe.

(Schluß)

VI.

Wozu, ſagt, nützt dem Menſchen der Vorſicht hemmend Band,
Womit Gefühle zügelt der rechnende Verſtand?
Wie oft, daß grade Vorſicht das Lebensglück uns ſtiehlt,
Weil das Geliebte meiden ſie grauſam uns befiehlt.

Denn wenn im Herzen einmal die Liebe Wurzel ſchlug,
Wer ihre ſel'gen Träume einſt in der Seele trug,
Der wird ſie nie vergeſſen, was auch Vernunft gebeut:
Die kann ſie nur betäuben, und nur auf kurze Zeit.

Und wehe, zehnfach wehe dem Manne, der, bethört,
Sein Inneres bezwingend der Liebe Glück zerſtört!
Ihm ſtiehlet ungemeſſen die beſte Lebenszeit,
Weil er das Herz verſchloſſen, ſich der Vernunft geweiht.

Nicht aus dem Kopf entſpringet das Glück, es wohnt im Herzen.
Weiß Kopf das nicht begreifet, der wird es auch verſcherzen,
Wenn Glück nur mit dem Glauben an Liebe feſt beſteht:
Wer anfängt dran zu zweifeln, für den iſt's längſt zu ſpät.

Ihm fehlet in der Liebe das himmliſche Vertrauen,
Woraus auf freud'ge Zukunft die Menſchen Hoffnung bauen,
Was oft ſie trüber Sorge der Gegenwart entbebet,
Und was ſie in Gefahr mit friſchem Muth belebet.

Und reißt er ſich gewaltſam von ſeiner Liebe los,
Er fällt die Scylla meidend in der Charybdys Schooß,
Der Trennung Gram verbittert ihm jede Freud und Luſt,
Des Schmerzes Fackel wirft er in der Geliebten Bruſt.

So iſt's mit Dir! — Vernichtet iſt Deines Lebens Glück,
Der Jugend frohe Tage bringt Dir kein Wunſch zurück,
Und was dahinnen zehret auf Deines Herzens Grunde,
Dein Ausſehn zeigt ſie deutlich die unheilbare Wunde.

Jetzt ach! färbt Statt der Roſen die Wangen bleicher Schnee,
Des Auges trocknes Weinen verräth das inn're Weh,
Ein ſelt'nes, trübes Lächeln umſpielt den lieben Mund,
Erinnrung ſchön'rer Zeiten giebt ſolch ein Lächeln kund.

Doch ihm auch, der Dir trübte die heitre Lebensluſt,
Nagt bittrer Gram am Herzen in der beklemmten Bruſt,
Sein Leiden zu vergrößern muß Dich er leiden ſehn,
Wiz ſehr er noch Dich liebet — das darf er nicht geſtehn.

Ach! möchte'ſt Du nicht verdammen ſein dennoch treues Herz!
Nicht trieb mit Deiner Liebe er trachtes argen Scherz;
Wie Du, ward er die Beute vom Unglück auserkoren, —
Sein Glück hat er mit Dir, wie Du durch ihn verloren!

O. Frhr. v. Cornberg.

Noch ein Wort über Adelstitel.

Suum cuique.

Der Herr Verfaſſer eines Artikels in No. 15. der „Zeitung für den deutſchen Adel" hat mit Anführung des Motto's „suum cuique" einen Gegenſtand behandelt, der in neueſter Zeit vielfach zur Sprache gekommen, allerdings von beſonderem Intereſſe für den Adel iſt. Wie nun ein Zweck der Adelszeitung gewiß die Erörterung ſolcher Gegenſtände ſein muß, ſo erlaubt ſich Einſender um ſo mehr einige Bemerkungen zu jenem Artikel, da derſelbe von einer Seite Beſchuldigungen, von der andern Anſprüche enthält, deren Richtigkeit aus dem Angeführten ihm nicht haben begründet erſcheinen können.

Daß ſeit ein paar Jahrhunderten verſchiedene Prädicate des alten Herrenſtandes — hohen Adels — auf den niedern Adel übergingen, als: Junghherr, Frau-

Digitized by Google

lein, ist freilich richtig; darin aber einen Rechtsgrund finden zu wollen, wirkliche Adelstitel nach Willkür annehmen und Behörden, die pflichtmäßig auf unbefugte Beilegung zu wachen haben, Vorwürfe über ihre Dienstausführung machen zu können, dürfte doch zu weit führen. — Seit Kaiser Carl IV. wurden bekanntlich auch dem niedern Adel Titel des alten hohen Adels, als: Freiherren- und Grafen-Titel verliehen; das geschah aber mittelst Diplom, durch Erhebung in den höhern Stand, und war eigentlich stets ein kaiserliches Reservatrecht, was seit Auflösung des deutschen Reichs auf die souverainen Fürsten übergegangen ist. — Gern stimmt Einsender mit dem verehrlichen Herrn Verfasser des fraglichen Artikels überein, daß der jetzige unbetitelte alte Ritteradel, seit die auszeichnenden Prädicate des alten Ritterstandes abgekommen, auch in Hinsicht auf Betitelung, verloren hat. Weil der niedere Adel aber in seiner Gesammtheit keinen unbedingt bezeichnenden Standestitel sich wieder zu verschaffen wußte, daraus eine Befugniß zu entlehnen, einen ganz unbegründeten, ganz unzulässigen Unterschied zwischen dem Titel Baron und Freiherr zu machen und ersteren sich willkürlich beizulegen, damit kann Einsender unmöglich übereinstimmen. Die unbetitelten Edelleute, die sich willkürlich den Baronentitel beilegen, beachten auch keineswegs den bemerkten Unterschied, wie das der Namen genug beweisen, die in den Fremdenlisten verschiedener Zeitungen erscheinen. Man findet solche Namen dort, sowohl mit dem Titel Freiherr als Baron und auch neben Diensttitel noch. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit den Wappen, worauf so vielfach irrig jetzt die Freiherrenkrone geführt wird. Was würden aber jene Edelleute sagen, wenn einer aus ihrer Mitte, oder auch ein Baron, sich unbefugt des Grafentitels bediente? — Und doch würde das ganz dasselbe sein! Ja es wurde ursprünglich der Freiherrenstand höher erachtet als der gräfliche Dienststand, wie aus Diplomatarien des Mittelalters genugsam hervorgeht. Um so auffallender muß es sein, daß ein Standestitel, der offenbar so gesucht wird, denen, die ihn wirklich besitzen, im nördlichen Deutschland in geselligen Beziehungen unrichtiger Weise so oft vorenthalten wird. Alle diese Irrthümer über den Freiherren-Stand und Titel scheinen sich wohl nur aus der eigentlichen Unkenntniß desselben erklären zu lassen. Dahin sind denn auch um so mehr die oft gemachten Aeußerungen von unbetitelten Edelleuten zu rechnen, daß sie nicht wohl einen Baronentitel annehmen könnten! Ein großer Theil des vornehmsten niedern Adels hat mit bereitwilliger Annahme des Freiherren- oder Grafentitels in früherer Zeit eine richtigere Ansicht dieser Verhältnisse bekundet. — Wohin außerdem eine willkürliche Beilegung des fraglichen Titels führt, zeigt sich schon häufig genug, wo selbst Adelige, deren Ursprung aus Diplom hervorgeht, sich dazu berechtigt halten wollen. — In den meisten Staaten Norddeutschlands, wo keine Herolds-Canzleien, haben aber, so viel es Einsender bekannt ist, verschiedene Behörden die Verpflichtung, die Aufsicht einer Herolds-Canzlei auszuüben, und dürfte daher denselben wohl eine ziemlich genaue Kenntniß der Standesverhältnisse einer landsässigen Familie beiwohnen; denn die frühern kaiserlichen Titelverleihungen sind doch sämmtlich als bereits publicirt anzunehmen, und die des eignen Landesherrn, seit Auflösung des deutschen Reichs, können den Behörden nicht fremd sein.

(Schluß folgt.)

Liebe und Chimäre.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann brach mit seiner Gesellschaft auf, und ich that mit meinem Reisegefährten ein Gleiches. Eine Viertelstunde von der Staffel befindet sich ein Schlund, welcher sich bis an das Ufer des Vierwaldstädtersees erstreckt. Wehe dem Wanderer, der hier hineinstürzt! — Keine Freude würde ihm hienieden mehr blühen. — Wir warfen Steine in die Tiefe, und zerstoben kamen dieselben in kurzer Zeit am Fuße des Berges zum Vorscheine. An dieser grausenerregenden Stelle machten wir die Bekanntschaft jenes jungen Mannes. Er erzählte uns von den Bergen Schwedens und Norwegens, welche er unlängst besucht hatte, und behauptete, daß dieselben theilweise noch romantischer wären, als die der Schweiz, wiewohl er nicht in Abrede stellte, daß die Umgebungen des Vierwaldstädtersees einzig in ihrer Art seien. Wie interessant das Gespräch des durch den herrlichen Stoff enthusiasmirten jungen Mannes auch immer war, so zog mich doch die Sehnsucht hinauf nach Rigiculm. Ich mußte sie wiedersehen die reizende Landsmännin! Der Gipfel des Berges war bald erreicht und wir fanden glücklicherweise noch ein Stübchen im Gasthause. Da vernahmen wir den schallenden Ruf, daß die Sonne sogleich untergehen werde, und wir stürzten hinaus in das Freie, wo schon Hunderte von Menschen versammelt waren. Die Aussicht von diesem erhabenen Berggipfel ist unübertrefflich schön. Man erblickt dreizehn Seen, viele Flüsse und Städte, grüne Fluren und weiße Alpen in buntem Gemische. Die bloße Aussicht vom Rigi bei klarem Wetter ist der Mühe werth, aus dem Norden Europa's nach der Schweiz zu reisen. Oft noch denke ich mit innigem Vergnügen der köstlichen Augenblicke, welche ich auf dem Rigi verlebte. Schon die Etymologie bekundet, daß dieser schöne Berg die Königin der Berge ist, denn Rigi wird abgeleitet von regina (sc. montium). Als die Sonne eben verschwinden wollte und nur noch ein mattes Rosaroth auf die eisigen Gletscher warf, da herrschte eine heilige Stille in der ganzen Natur, und Keiner der Staunenden wagte es, durch

Digitized by Google

laute Exclamationen das ſtille Entzücken zu ſtören. „Himmliſch, himmliſch!“ — lispelte ganz leiſe eine weibliche Stimme hinter mir, und ich wende mich um, die holde Sprecherin zu ſchauen. Wie angenehm ward ich überraſcht, als ich in der Dame mein Ideal erkannte! Ich vermochte weiter nichts, als ihr ein ſtummes Compliment zu machen. Die Dame erwiederte meinen Gruß, doch ſchien es mir, als beſinne ſie ſich auf mein Geſicht. Ich faßte mich ſchnell und äußerte meine Freude, ſie auf dem Rigiculm wiederzufinden und ein ſo herrliches Naturſchauſpiel mit ihr zu genießen. Da erkannte ſie mich wieder. Sie gab ebenfalls ihre Freude über unſer Wiederſehen zu erkennen und ſprach von meinem geſtrigen Benehmen auf eine ſo bezaubernde Weiſe, daß ich ihr hätte zu Füßen fallen mögen. Ich war meiner nicht mehr Meiſter und hatte die Kühnheit, ihre ſchöne Hand zu ergreifen und an meine Lippen zu drücken. „Gnädigſte,“ — ſprach ich — „wie können Sie meiner Schuldigkeit ſo viel Lob zollen? Jeder an meiner Stelle hätte daſſelbe gethan, jedoch freue ich mich innig, daß ich der Glückliche war, welcher Ihnen jenen kleinen Dienſt leiſtete.“ — Sanft wollte ſie mir die Hand entziehen. Aber meine Schnelligkeit hatte geſiegt. Sie ſchien beſtürzt über meine Erſtlaſe, jedoch ließ mich meine Eitelkeit glauben, daß ſie mir nicht böſe geworden, als ſie gleich darauf ſagte: „Wie Sie auch immer Ihr geſtriges Benehmen gegen uns Hülfloſe beurtheilen mögen, ſo werden wir daheim im Vaterlande gewiß noch oft mit Dankbarkeit an unſeren Lebensretter zurückdenken.“ — In dieſem Augenblicke trat ihre Mutter mit der jungen Schweſter an uns heran. Die alte Dame mußte die letzten Worte meiner Huldin nicht gehört haben, denn ſie fixirte mich mit ernſten Blicken. Ich machte ihr mein Compliment. Da erkannte ſie mich, und ihr gemeſſenes Weſen verwandelte ſich in freudige Ueberraſchung. Sie theilte mir mit, wie außerordentlich die herrliche Schweiz ſie und ihre Töchter anſpreche, und wie alle Erwartungen, die ſie ſich von dieſem hochberühmten Lande gemacht hätten, übertroffen wären. Wir ſprachen noch dies und jenes, und die Mutter fragte mich endlich, wem ſie ihre geſtrige Rettung zu verdanken habe. Ich mußte alſo meinen Namen nennen. „Wie ſehr freut es mich,“ — begann darauf die Mutter in einem herzlichen Tone — „Sie, liebſter Graf, kennen gelernt zu haben, da ich mit Ihren lieben Eltern —“ Die Dame hatte noch nicht geendet, als mich eine Menſchenmaſſe, welche auf uns zuſtürmte, von ihr und ihren Töchtern trennte. Es hatte ſich nämlich ein Herr, welcher dem Bacchus gefröhnt zu haben ſchien, zu nahe an die Stelle gewagt, wo vor mehren Jahren der preußiſche Forſtmeiſter v. B. hinunter fiel. Der Abgrund iſt ſo fürchterlich, daß der Menſch von einem heiligen Schauer ergriffen wird, wenn er an dieſem Orte ſteht und hinunter blickt in die graue Tiefe. Der Herr ward zu ſeinem Glücke von ſeiner Umgebung ergriffen, und man brachte ihn eben in das Gaſthaus, als ich von dem Strudel mit fortgeriſſen wurde. Ich ging, ſobald ich mich durch die Menſchenmaſſe durchgearbeitet hatte, an die Stelle, wo ich mit den Damen geſtanden, allein ſie waren verſchwunden. Darauf eilte ich in das Gaſthaus und erkundigte mich nach ihnen, allein man wußte nichts von den Damen, die ich beſchrieb. Wäre ich ohne Reiſegefährten geweſen, ſo würde ich nach der Staffel gegangen ſein, denn jedenfalls mußten ſie ſich dorthin begeben haben; doch mein Landsmann war ebenfalls nicht zu finden, und ohne ihn mochte ich Rigiculm nicht verlaſſen. Als ich ſeiner habhaft wurde, war es zu ſpät, und ich mußte mich in mein Schickſal ergeben. Die Worte der Mutter: „mit Ihren lieben Eltern“ lagen mir beſtändig im Sinne, und erſt im Traume ſah ich die Damen wieder, von denen mich mein Ideal holdſelig anlächelte. Mit dem früheſten Morgen eilten wir nach der Staffel. Die Damen waren ſchon aufgebrochen, und man wußte nicht, in welcher Richtung ſie hinuntergegangen. In das Fremdenbuch hatten ſie ſich zu meinem Leidweſen nicht eingeſchrieben. Ich war ſehr verſtimmt, und weder die Trümmer von Goldau, noch die lieblichen Ufer des Zugerſees konnten meinen Mißmuth verſcheuchen. Ich habe die Damen weder in der Schweiz, noch in meinem Vaterlande wiedergefunden, und ich erinnere mich jetzt — nach Jahren — jener zwei Tage wie eines angenehmen Traumes.“

Nachdem Laura die Lectüre beendigt hatte, blickte ſie ſinnend vor ſich hin. „Alſo jener freundliche Jüngling,“ — dachte ſie — „welcher mir vor mehren Jahren in der Schweiz begegnete, iſt Roderich? Sonderbar, daß er mir niemals von dieſer Reiſe erzählt hat und daß ich ihn nicht wiedererkannt habe. Aus dem Schluſſe geht hervor, daß die Erzählung ſchon vor unſerem erſten Zuſammentreffen in dieſem Orte geſchrieben iſt. Jedenfalls muß der Ueberſender ein Verſehen begangen haben. Aber unter allen Umſtänden will ich vorläufig meine Reiſe aufgeben.“ — Da hörte die Gräfin die Stimmen Franziska's und der Fräulein Mertens im Nebenzimmer. Schnell verbarg ſie die Scripturen, öffnete die Thür und trat den Freundinnen entgegen. — „Reiſen wir wirklich ſchon morgen, liebes Tantchen?“ — fragte Franziska, ihre Tante umfaſſend. — „Du würdeſt alſo gern noch bleiben, mein liebes Fränzchen?“ — bemerkte Laura, indem ſie ihre Nichte zärtlich küßte. — „Unſer liebes Barönchen,“ — ſprach das junge Mädchen — „hat dringend gebeten, ihn noch einmal zu beſuchen und morgen Mittag bei ihm zu eſſen.“ — „Nun, auf einen Tag kommt es gerade nicht an, meine liebe Franziska,“ — ſagte die Gräfin — „und wenn es dem Barön Freude macht, uns noch einmal bei ſich zu ſehen, ſo können wir ihm dies Vergnügen ſchon gewähren, zumal da unſer theurer Freund uns gar manche angenehme Stunde bereitet hat und wir ihm deßhalb dankbar verpflich-

Digitized by Google

tet sind." — „Ach, das ist ja herrlich, mein liebes Tantchen!" — rief Franziska, indem sie im Zimmer umhersprang. — „Wie wird sich unser Barönchen darüber freuen! Und nun erst Graf Roderich! Was wird der dazu sagen!" — Laura trat erröthend an ein Fenster. — „Der Herr Baron hat gebeten," — nahm Fräulein Mertens das Wort — „ihm Nachricht zu geben, wenn Sie sich noch dazu entschließen sollten, gnädigste Gräfin, seine Einladung anzunehmen, da er im andern Falle morgen früh hierher zu kommen beabsichtigte, um Abschied zu nehmen. Es wird daher wohl ein Bote an ihn gesandt werden müssen." — „Ach ja, liebe Fräulein Mertens," — sagte die Gräfin, indem sie auf die junge Dame zutrat — „wollen Sie oder Fränzchen dies wohl gütigst besorgen und auch Leonardo davon benachrichtigen, daß wir morgen noch nicht reisen werden?" — „Don Leonardo" — sprach die Gouvernante — „ist nach der Stadt gefahren, um noch einige Kleinigkeiten zur Reise einzukaufen." — „O wenn dieser fatale Mensch doch nicht wiederkehren möchte!" — rief Franziska — „Graf Roderich hat sich gewiß nicht geirrt und in diesem Falle ist Leonardo ein Betrüger. Aber ich will sogleich einen Boten an das liebe Barönchen absenden." — Das glückliche Mädchen eilte aus dem Zimmer, und Laura sagte zu der Gouvernante, indem sie deren Arm nahm: „Lassen Sie uns, Fräulein Mertens, vor dem Thee noch einen kleinen Spaziergang machen." — Im Freien gesellte sich Franziska zu ihnen. — Wir wollen die Damen auf einige Augenblicke verlassen und uns zu Roderich wenden. Dieser war, nachdem die Gräfin ihn so kurz abgefertigt und er sich dadurch überzeugt hatte, daß Laura nichts mehr für ihn fühle, verzweiflungsvoll auf einen Hügel der sich am Meeresstrande hinziehenden Dünen gestiegen. Hier stand er mit gekreuzten Armen und schaute auf das Meer. Die eben erlebte Begebenheit erfüllte ihn mit dem tiefsten Schmerze, denn alle Hoffnungen, die noch vor kurzem ihn freudig bewegten, waren zerstört. Da erblickte er ein Seeschiff auf der Rhede liegen, und ein Gedanke stieg in seiner Seele auf. Mit männlicher Entschlossenheit verließ er seine Stellung und eilte davon, indem er zu sich sagte: „Noch einmal sie sehen, und dann auf jenem Schiffe fort in die Welt, je weiter, desto besser!"

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Kleine Leiden dienen als Steinchen, die man, wie der Vogel zum Verdauen des Futterd, verschluckt.

Die Finken blendet man, daß sie singen; die Menschen, daß sie schweigen.

Der Katalog von verbotnen Büchern (index librorum prohibitorum) verdiente an ersten verboten zu werden.

Friedrich der Große beschränkte die Preßfreiheit darauf, daß kein Angriff auf fremde Staaten gedruckt werden durfte.

Der Geistliche baut den Acker Gottes, und der Arzt den Gottesacker. —

Vom Wahrsagen läßt sich wohl in der Welt leben, wie das Beispiel der jüngst gestorbenen Lenormand glänzend beweist; aber nicht vom Wahrheitsagen. Lehrer der Wissenschaft sind deßhalb abgesetzt worden, verdienstvolle Staatsmänner in Ungnade gefallen, Geistliche und Laien auf Scheiterhaufen, oder im Kerker gestorben.

Es ist doch seltsam, daß der Mann, der am Hofe die Pferde zureitet, hohe Besoldung zieht, und die Schulmeister, welche die Unterthanen zureiten, hungern müssen.

Aus Neid gegen die Jesuiten, welche keine zeitraubenden und geistödtenden kanonischen Stunden abhielten, machten die andern Orden die Bemerkung, Raubvögel sängen nicht.

Die eigentlichen Diebe subtrahiren, die Nachdrucker multipliciren.

In der Hauptkirche einer norddeutschen Stadt findet sich ein Gemälde, worauf die 3 Könige ihre Geschenke darbringen. Der dritte, im Putze eines afrikanischen Mohren, präsentirt dem Joseph eine Rolle Tabak. Dabei stehet die Frage: „Mein Joseph, willt Du Tabak han?" Antwort: „Den Tabak ich nicht rauchen kann." Mohrenkönig: „Ich fragte man." G.t.

Personalnotizen.

Die Tochter des Herzogs von Leuchtenberg, Alexandra Maximilianowna (geb. 9. Apr. 1840), starb am 12. Aug. in Petersburg.

Am 28. Aug. ward auf dem kurfürstl. Schlosse Philippsruhe bei Hanau Fräulein von Berlepsch (Tochter des Commandanten von Cassel) dem Kurfürsten von Hessen angetraut. Sie wird den Titel einer Gräfin von Steinau führen.

Der k. sächs. Staatsminister Bernhard August von Lindenau (geb. 1780 in Altenburg) ist, wegen vorgerückten Alters und abnehmender Gesundheit, nach 45 jähriger Dienstzeit aus dem Staatsdienste getreten. Die ihm verliehene Pension von 3083 Thalern hat der edle Mann zu gemeinnützigen Zwecken bestimmt, nämlich 700 Thaler jährlich zum Ankauf eines historischen Gemäldes von einem sächsischen Künstler; 300 Thaler an einen ausgezeichneten Schüler der technischen Bildungsanstalt, als zweijähriges Reisestipendium; 400 Thaler zur Vertheilung unter 8 evangel. Geistliche des Landes, deren Einkommen die Summe von 400 Thalern nicht übersteigt; 900 Thaler zur Vertheilung unter 36 erblindische evangel. Schulmeister, deren Einkommen die Summe von 200 Thalern nicht übersteigt; 500 Thaler für die Geistlichen und Schullehrer im Herzogthum Sachsen-Altenburg; 100 Thaler den obererzgebirgischen und voigtländischen Frauen-Vereinen; 50 Thaler dem Dresdner Verein für Rath und That; 58 Thaler zum Fonds der böhmischen Badestiftung; 75 Thaler an Personal-Abgabe.

Dem königl. sächsischen Justizminister von Könneritz ist die Function des Ordenskanzlers und der Vorsitz im Gesammtministerium, dem Staatsminister von Wietersheim provisorisch die Direction der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig und die Oberaufsicht über die königl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft übertragen worden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 55. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. – Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Noch ein Wort über Adelstitel.

Suum cuique.

(Schluß.)

Nur wo eine Familie übergeſiedelt, kann allerdings der vom Herrn Verfaſſer beregte Fall eintreten; worin aber kein eigentlicher Uebelſtand zu ſuchen, da ein Geſuch auf Anerkennung mit erforderlicher Beweisführung den Gegenſtand ſofort ordnet. — Ob ein Landesherr in Gnaden dem geſammten unbetitelten Adel den Titel Edelherr beilegen will, iſt Sache für ſich. Dadurch aber, daß dem Ritterſtande ſeit etwa Ende des 15. Jahrhunderts die Bezeichnung niederer Adel geworden iſt, erſcheint ein begründeter Anſpruch an den Titel Edelherr um ſo weniger, als auch den ſämmtlichen Mitgliedern des Ritterſtandes der Titel Herr bekanntlich nicht zuſtand. Mit der Bezeichnung Adel wurde aus dem Ritterſtande ein ganz neuer, ein niederer Adel. — Wenn es ſich nun darum handeln ſollte, dem vom Herrn Verfaſſer Seite 66 erwähnten Mißbrauch des Freiherrentitels zu ſteuern, ſo möchte die Errichtung von Heroldscanzleien, wodurch überhaupt Manches im Intereſſe des Adels geordnet werden könnte, das wirkſamſte Mittel ſein. — Schließlich führt der geehrte Herr Verfaſſer in fünf Nummern die zur Führung des Freiherrentitels Befugten auf. Mit No. 1. iſt Einſender völlig einverſtanden. No. 2. ſcheint aber unter Reichsritterſchaft und der landſäſſigen Ritterſchaft einen Unterſchied zu machen, der in Hinſicht des Geburtsſtandes weder hiſtoriſch noch rechtlich jemals beſtanden hat, wie das auch die vielfachen kaiſerlichen Standeserhöhungen, eben durch Freiherrendiplome, bei der erſteren genugſam beweiſen. No. 3. würde nach des Herrn Verfaſſers Anſicht ferner alle ehemaligen Mittelfreien, die zufällig wohlhabender geweſen, zur Führung des Freiherrentitels berechtigen, was aber überhaupt gegen Hiſtorie und beſtehendes Recht ſtreitet. Die Grafen und Freiherren — Hochfreien — hatten bekanntlich den vierten Heerſchild, die Mittelfreien aber den fünften inne. — No. 4. würde ſogar einer großen Zahl Rittermäßiger des ſechsten Heerſchildes den Titel verleihen, woran ihnen ſo wenig als denen in No. 3. ein Anſpruch zuſtehen kann. Denn daß vielfach im Mittelalter das Prädicat Nobilis unbefugt, eben wie jetzt der Baronentitel, beigelegt worden, weiſen verſchiedene Autoren, die über dieſen Gegenſtand geſchrieben, genügend nach, als Scheidt, Riccius, Eichhorn und viele andere. Wenn alſo eine Familie ihren Urſprung vom Dynaſtenſtande nicht außerdem nachweiſet, ſo kann das Vorkommen eines oder einiger Glieder derſelben mit dem Prädicate Nobilis einen Anſpruch allein auf Freiherrlichkeit nicht begründen. — No. 5. a. ſtützt ſich auf ausdrückliche Anerkennung oder Diplome, wogegen natürlich nichts einzuwenden; b. aber dürfte einen genügenden rechtlichen Beweis nicht liefern. Ein bloßer Lehnbrief, Amts- und Staatspatent kann und ſoll nicht mehr ertheilen, als worauf es ſpeciell darin ankommt. Es finden darin erweislich mit Adelstiteln häufig Irrthümer ſtatt, und giebt ein ſolcher eigentlicher Schreibfehler nach mehrfachen landesherrlichen Auslegungen, die Einſender bekannt geworden ſind, auch kein Recht an einen Titel, der urſprünglicher Beſitz, oder durch Diplom erworben ſein muß. Reichsvicarien hatten aber nur während der Reichsverwaltung, und ſonſtige Fürſten und Herren durch beſondere kaiſerliche Verleihung ein Recht zu Standeserhöhungen durch Diplome; was ſonſt, wie bereits erwähnt wor-

Digitized by Google

den, im Ganzen em kaiserliches Reservatrecht war. — Wenn nun Einsender, dem Motto des Herrn Verfassers gemäß, sich gegen irrige oder wirklich unbefugte Beilegung von Adelstiteln aussprechen zu müssen geglaubt hat, so erkennt derselbe zugleich sehr gern an, daß die Schreibart mancher Behörden und Mitglieder derselben zeitgemäß durch Allerhöchsten Befehl geändert werden möchte; nicht minder, daß nach dem großen Mißbrauch, der mit Verleihung von Adelstiteln Statt gehabt, den adligen Mitgliedern ritterschaftlicher Corporationen, die ehemals Landständschaft besessen oder noch besitzen und noch keine Adelstitel erlangt haben, solche, auf ein Gesuch um Erhöhung in den Freiherren- oder Grafenstand, nach landesherrlichen gnädigem Ermessen ertheilt werden mögen, und zwar tarfrei. **v. Sch.**

Liebe und Chimäre.

(Schluß.)

Im Hause der Gräfin fand er Keinen, der ihn anmelden konnte. Er trat in das Wohnzimmer, welches leer war. „Vielleicht ist sie in ihrem Boudoir," dachte er. Roderich klopfte, aber keine Stimme ließ sich vernehmen. Er öffnete die Thür, und auch im Boudoir war Niemand. Der junge Mann trat an das Clavier und besah sich die darauf befindlichen Noten. Indem er in einem Hefte blätterte, fand er darin zu seinem größten Erstaunen die Reiseskizze seines Freundes, welche er unlängst auf dem Gute von Carl's Tante gelesen hatte. „O also Du falscher Freund hast sie mir abtrünnig gemacht!" rief er in der höchsten an Wahnsinn grenzenden Aufregung und stürmte von dannen an das Meer. Er bestieg den Steg, welcher in dasselbe hineinführt. Am Ende desselben fragte er sich: „Ob ich es wage? — Fortem fortuna juvat!" schrie er und stürzte sich in die Fluthen. —

Wir kehren zu den Damen zurück. Dieselben waren schon eine große Strecke gegangen, als Laura, welche sich in der Hoffnung getäuscht sah, ihren geliebten Roderich irgendwo zu erblicken, zur Rückkehr ermahnte. Da hörte man ein Posthorn in einiger Entfernung blasen, und die Damen bemerkten eine elegante Equipage, welche sich in wenigen Minuten in ihrer Nähe befand. Ein junger Mann von Roderichs Alter, mit schwarzem Haar und Schnurrbarte, saß im Wagen. Nachdem er ehrfurchtsvoll gegrüßt hatte, sprang er eiligst aus demselben und nahte sich den Damen. — „Ich habe gewiß die Ehre," — sagte er, indem er sich an Laura wandte — „in Ihnen, meine Gnädigste, die Gönnerin meines Freundes Roderich kennen zu lernen, mit welchem ich kürzlich aus Sachsen in die Heimath zurückgekehrt bin?" — „Sie haben mich, ohne mich zu kennen, erkannt," — sprach die Gräfin erröthend — „und ich weiß nun auch, mit wem ich zu sprechen das Vergnügen habe, Herr Graf." — Die beiden anderen Damen hatten zuerst voll Verwunderung auf Carl geblickt. Jetzt rief Franziska fröhlich: „Wenn Sie ein Freund des Grafen Roderich sind, so seien Sie herzlich willkommen! Haben Sie Ihren Freund benachrichtigt, daß Sie ihn besuchen werden?" — „Allerdings," — erwiederte lächelnd Carl — „und ich hoffte, ihn in Ihrer Gesellschaft zu finden." — „Nein, das ist leider nicht der Fall," — versetzte Franziska, indem sie ihre Tante wehmüthig lächelnd anblickte, rief aber gleich darauf in heiterem Tone — „Ach, sehen Sie, Fräulein Mertens, den vielen Bernstein hier im Sande! Lassen Sie uns denselben sammeln!" — Die beiden jungen Damen blieben zurück. — „Sie haben also meinen Brief aus Dresden erhalten, gnädigste Gräfin?" — fragte Carl. — „Ja," — erwiederte Laura — „und ich danke Ihnen dafür; aber was sollte ich mit der Reiseskizze: Zwei Tage in der Schweiz?" — „O weh!" — rief Carl, indem er stehen blieb — „Ich habe mich vergriffen und Ihnen statt Roderich's Charakteristik meine Reiseskizze übersandt!" — Beide sahen sich groß an, — sie hatten sich wieder erkannt, und, in Gedanken vertieft, schritten sie stillschweigend weiter. — „Was mag der Auflauf im Dorfe bedeuten?" — rief Franziska, welche mit ihrer Gouvernante schnell nachgefolgt war. — „Es ist möglich, daß Jemand ertrunken ist." — sprach Carl. — Die Damen gingen schneller, und Laura ahnete, bald ein Unglück zu erfahren, welches sie schmerzlich berühren werde. — „Ich habe mich noch eines Auftrages zu entledigen;" — unterbrach Carl das Schweigen der Damen. — „Auf meiner Fahrt hierher begegnete mir ein Mann, welcher mir aus früheren Zeiten hinlänglich bekannt ist, und derselbe bat mich, Ihnen, gnädigste Gräfin, zu sagen, daß der Jesuit nimmer zurückkehren und das Geld, welches Sie ihm heute zur Reise gegeben haben, zu einer solchen für sich verwenden werde." — Die Gräfin vernahm diese Nachricht gleichgültig und erwiederte nichts, Franziska aber sagte: „Gottlob, daß wir von dem Jesuiten Leonardo oder Leonhard befreit sind!" — Jetzt war man der Stelle nicht mehr fern, wo die Leute versammelt waren. Laura beschleunigte ihre Schritte und erblickte zuerst den Gegenstand, welcher die Ursache des Auflaufes war. Bis an das Haupt in Decken gehüllt, lag ein Mensch bleich und regungslos auf dem Boden. Ein Fischer war niedergekniet und blies seinen Athem in den Mund des Verunglückten. „O Himmel, Roderich!" — rief Laura und stürzte an die Seite des Geliebten. „Gnädige Frau Gräfin," — sprach der Mann, welcher Rettungsversuche gemacht hatte," — der Herr Graf schwamm in der Richtung nach dem auf der Rhede liegenden Schiffe und mochte wohl schon eine Seemeile vom Lande entfernt sein, als der kühne Schwimmer, wahrscheinlich in Folge eines Krampfes, untersank. Dem Himmel sei Dank, daß ich mich mit

Digitized by Google

meinem Boote in der Nähe befand! Bald kam der gute gnädige Herr zum Vorscheine, und es gelang mir, ihn zu erfassen und in mein Boot zu nehmen. Da er nicht lange unter dem Wasser gewesen ist, so kann man das Beste hoffen." — „Meine Reiseskizze!" — rief Carl erstaunt, nachdem er ein Schriftstück vom Boden aufgehoben und einen Blick hinein geworfen hatte. — „Dies Papier fiel aus der Brusttasche des Herrn Grafen," — sagte ein Fischer — „als wir ihm den Rock öffneten." Verschiedenartige Gedanken beschäftigten Laura und Carl. Der Mann, welcher die Geschichte des Unglücksfalles erzählt hatte, wollte den Rettungsversuch wiederholen, aber die Gräfin bat: „Lassen Sie mich dies Geschäft übernehmen, lieber Müller." — Und kaum hatte sie es einmal gethan, als Roderich die Augen aufschlug und, Laura erkennend, diese freundlich anlächelte. „Er lebt!" — rief die Gräfin, und Jeder der Versammelten gab seine Freude darüber zu erkennen. Roderich holte schwer Athem und sprach dann mit matter Stimme: „Gott, ich danke dir für dieses selige Erwachen!" — „Habt Ihr nicht eine Frage, lieben Leutchen?" — fragte Carl die umstehenden Fischer. — „Auch Du hier, mein lieber Carl?" — sagte Roderich. — „Ich möchte Dir gern die Hand reichen, aber ich kann nicht." — Da das Haus der Gräfin am nächsten lag, so wurde Roderich dahin geschafft und nachdem er zu Bette gelegt war und eine Tasse warmen Thee getrunken hatte, versiel er in Schlaf. Carl wachte die Nacht hindurch an seinem Bette. Auch Laura verbrachte die Nacht wachend, denn die Unruhe ließ sie nicht schlafen. Mit dem frühesten Morgen begab sie sich in das Freie, wandelte vor ihrer Wohnung auf und nieder und war eben im Begriffe in das Haus zurückzukehren, als ihr aus demselben der Geliebte frisch und blühend am Arme seines Freundes entgegentrat. Roderich wollte sich der Gräfin zu Füßen werfen, aber diese verhinderte es, — und lange hielten sich Beide in seliger Umarmung. Mit freudiger Rührung betrachtete Carl die Scene. „Vergeben Sie mir meine Chimäre, theure Laura;" — sagte Roderich. — „Ich habe Ihre Vergebung, mein geliebter Freund, noch viel mehr in Anspruch zu nehmen;" — sprach die Gräfin — „aber wir wollen uns nicht mehr trennen, und ich will mein Unrecht gegen Sie durch die grenzenloseste Liebe wieder gut zu machen suchen." — „Ich gratulire von Herzen," — versetzte Carl — „und die beiden Herrschaften werden wohl überzeugt davon sein, daß kein Mensch in der Welt einen innigeren Antheil an diesem Glücke nehmen kann, als ich." — „Vous vous trompez, monsieur le Comte!" — rief eine Stimme aus einem Fenster des oberen Stockwerkes — „Franziska nimmt ohne Zweifel einen eben so innigen Antheil!" — Die junge **Dame hatte sich kaum gezeigt, so war sie auch schon verschwunden. Laura reichte Carl die Hand, welche** dieser innigbewegt küßte, und die Freunde lagen sich noch an der Brust, als Franziska auf ihre Tante zustürzte und diese umschlang. Hierauf sprach das liebenswürdige Mädchen: „Im Angesichte des Mannes, welcher das Geständniß Eurer Liebe gehört hat, müßt Ihr Euch verloben! Graf Roderich, gnädiger Herr Onkel in spe, ich sehe an Ihrem kleinen Finger einen Brillantring, und mein Tantchen hat einen ähnlichen. Wie wäre es?" — Laura und Roderich sahen sich lächelnd an. — „Nun, zukünftiger Herr Onkel," — rief lachend Franziska — „haben Sie nicht den Muth, einen kleinen Tausch zu arrangiren? Eh bien, so will ich es thun und ich kann mit apodiktischer Gewißheit annehmen, daß ich keinen Widerstand finden werde." Der Tausch ging glücklich von Statten. — „Bravo! Bravo!" — sprach Carl und wollte die Hand des jungen Mädchens ergreifen — „Sie himmlische Comtesse!" — „Laissez moi, Sie irdischer Comte!" — lachte Franziska und sprang davon. — Fräulein Mertens bezeugte ihre herzlichste Theilnahme, und groß war die Ueberraschung des Baron Freimund, als die Gesellschaft einige Stunden darauf bei ihm erschien, und Laura und Roderich sich als Verlobte vorstellten. Acht Tage später, während welcher Zeit Carl die Seinigen besucht hatte, war auf dem Schlosse des Barons die Vermählung, welcher auch die Müllersche Familie beiwohnen durfte, und bei dem Mittagsmahle, nach welchem die jungen Eheleute sofort ihre Reise nach Italien antreten wollten, herrschte die heiterste Stimmung, welche nur zuweilen durch den Gedanken an die nahe Trennung getrübt wurde. — „Was sollen wir Dir mitbringen, lieber Carl?" — fragte der glückliche Roderich lächelnd den Freund. — „Bringe dem Letzten seines Stammes eine Frau mit, aber eine deutsche," — versetzte der Gefragte lustig — „Du kennst ja meinen Geschmack." — „Nun, wir wollen unser Möglichstes thun;" — sagte Franziska mit komischem Pathos, und die reizende Laura lachte. — Den letzten Toast brachte der joviale Baron aus, indem er rief: „Vivat die Liebe! Pereat die Chimäre!"

Carl Graf v. Hülsen.

Auch gegen Hieb und Stich hilft Wissenschaft.

Der polnische General Dombrowski (gest. 6. Juni 1818), würdig in Krakau's Dome neben Sobiesky, Kosciuszko und Poniatowski in den uralten Königsgräbern zu ruhen, wie die Republik Krakau wünschte, ohne des Wunsches Erfüllung von höherem Willen gewährt zu erhalten — jener Dombrowski, der 1796 eine polnische Legion für den Dienst der französischen Republik errichtete, wurde in dem blutigen Kampfe an der **Trebbia von einer Musketenkugel an die linke Brust getroffen, gerade auf's Herz; allein an dieser Stelle befand** sich unter seiner Uniform Schiller's Geschichte des drei-

Digitized by Google

ßjährigen Kriegs, und die Kugel konnte das Buch nicht durchdringen, um den Weg zum Herzen zu finden. — Jeder, er sei Militär, oder nicht, fühlt die in dieser geschichtlichen Wahrheit zum Herauszie-hen liegende und auf den Krieger anwendbare ideale Wahrheit. Es ließen sich rühmliche Beispiele von höhern und niedern Offizieren der Gegenwart anführen, welche, ihren Beruf von höherm Standpunkte aus auf-fassend, in Allem, was zu ihrem Fache gehört, hei-misch sind; aber es giebt doch auch Manche, die nicht mehr sind, als was sie zur Nothdurft sein müssen und die edle Zeit nicht zum eifrigen Streben in militärischer Vervollkommnung anwenden, weil sie denken, sie zie-hen sich nach einiger Zeit von der Armee auf ihre Güter zurück, aber nicht bedenken, wann und wie sie zum Heile des Vaterlandes das von ihnen Vernachlässigte brauchen können, zu geschweigen, daß die weitere und umfassendere Bildung in jedem Fache, auch ohne vor-zügliche Gelegenheit zur Anwendung für das Ganze und Große, doch für den eignen Geist zum Gewinne und Genusse wird. Mag es sein, daß uns noch lange der Friede beglückt; aber wird er auch unsre Söhne von den Schlachtfeldern fern halten? Und ist nicht auch das Gewinn, wenn der vom jetzt jungen Offiziere auf-gespeicherte geistige Schatz einst seinem Sohne zu gute kommt, indem er als Vater dann in dessen militärische Bildung selbst leitend und rathend eingreifen kann? Das ist um so nöthiger, je mehr verlangt wird von einem tüchtigen Offizier, um sich den Weg zu höhern Stellen zu bahnen; denn die Zeiten sind vorüber, wo man durch persönliche Tapferkeit allein steigen konnte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Ein merkwürdiges Inventarium.] Als der spanische Minister Ensenada 1754 durch eine Cabale ge-stürzt wurde, fand man bei ihm folgende Vorräthe: Für 100,000 Thaler Gold, für 292,000 Thaler Silber, einen Degen 7000 Thaler werth, Juwelen für 92,000 Thaler, Ordenszeichen für 18,000, Porzellan für 2 Millionen Thaler, (also zum Handel), Gemälde für 100,000, gallizische und französische Schinken für 14,000 Thaler, (also auch zum Handel), gesalzene Fische, Baumöl in ungeheurer Menge, Ameublement seines Cabinets, unschätzbar, vierzig Repetir- und andere Uhren, 1500 Arroba Chocolade, 47 reiche voll-ständige Kleidungen, 180 Paar Hosen, 1170 Paar seidene Strümpfe, 600 Lerzios Schnupftabak.

Ein passendes Seitenstück hierzu finden wir bei dem sächsischen Premierminister (1746) Grafen Brühl. Ein Zeitgenosse und Augenzeuge erzählt von dessen Aufwande und Verschwendung, zu einer Zeit, als ganz Sachsen durch den Bankerott der Staatskasse zur Verzweiflung getrieben war, wie folgt: Als ich in den Jahren 1744 bis 1747 in Dres-den war, so wurde die Brühl'sche Tafel niemals geringer als mit dreißig Schüsseln besetzt, und das mit solcher Profusion, daß die Bedienten wie sie wollten, Essen aus dem Hause schleppen konnten. Ein kleines Tractament mußte wenigstens aus fünfzig Schüsseln bestehen und ein großes wohl aus achtzig und hundert. Ich habe nach der Zeit königliche Höfe gesehen, wo die königliche Tafel ordentlich und gewöhnlichermaßen nur mit zwölf Speisen besetzt worden ist, und bei Tractamenten mit vier- und zwanzig und dreißig. Zu eben der Zeit be-standen die Brühl'schen Bedienten wenigstens aus zweihundert Personen. Darunter waren zwölf Kammerdiener, zwölf Pa-gen, alle möglichen Hausoffiziere von Stallmeistern, Bereitern, Haushofmeistern, Küch- und Kellerschreibern, wie sie nur an dem größten Hofe bestellt sein können. Die Küche bestand aus vier Mundköchen, zwölf andern Köchen, und so viel Küchenjungen und Beilaufern, daß sie über dreißig Personen hinanstieg. — — Man versicherte mich, daß mehr als hun-dert Bedienten in Livrée vorhanden wären. Des Grafen Brühl Schuhe zu hundert Paaren auf einmal, feine Perru-quen zu Dutzenden, wurden aus Paris verschrieben, und sogar auch Pasteten kamen aus Paris auf der Post. Die Chocko-lade, ohngeachtet sie in Dresden und Leipzig sehr gut verfer-tigt wird, mußte aus Rom und Wien kommen; fast Alles, was man ansah, war nicht in Sachsen verfertigt. —

Lesefrüchte.

Es lebe Billigkeit! Ich räche
An Andern niemals eine Schwäche,
Die ich selbst nicht besiegen kann,
Und sehe diese Welt gern für ein Gasthaus an,
Das Jedem offen steht. Wer sprechen will, der spreche.
Hier ist für Jedermann ein voller Tisch gedeckt;
Ein Jeder esse, was ihm schmeckt,
Und Jeder zahle seine Zeche. (v. Thümmel.)

Der Uebertritt zu einem andern Glauben, als wir ge-wohnt sind, ist, wie ein Spaziergang in neuen Schuhen. **Sie mögen noch so gut gemacht, noch so viel werth sein, sie lassen und doch die abgelegten bedauern und werden uns so lange brennen und drücken, bis wir sie so ausgetreten haben, als die alten.** (v. Thümmel.)

Ein liebendes Weib ist, wie das Reich Gottes. Trach-tet am ersten nach diesem, so wird Euch das Uebrige schon zufallen. (v. Thümmel.)

Der Priester Heilson ist ein Mann,
Der glauben heißt, was hohe Gönner wollen,
Daß niedre Menschen glauben sollen;
Nur heimlich glaubt er selbst sich nicht;
Doch dankt er dieser stillen Sünde
Die Ruhe seiner guten Pfründe
Und sein behaglich Angesicht. (Liedge.)

Sei deinen Freunden immer treu,
Und mild bei fremdem Schmerz;
Den Göttern dieser Erde sei
Dein Nacken stark, wie Erz;
Die Wahrheit sei dir nie ein Scherz;
Rein sei dein Herz,
Und schaue glaubend himmelwärts!
(Fr. Graf v. Stolberg.)

Hau deine Götzen muthig um,
Es sei Geld, Wollust, oder Ruhm!
(M. Claudius.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 56. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr (2 1/2 Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Der König und sein Lieb.

Von

Karl Grafen v. Hülsen.

Es saß auf vergüldetem Throne
Ein König müd' und matt,
Er hatte sein Liebchen verloren,
Das machte ihn lebensatt.

Es stand zu den Füßen des Thrones
Von Ebenholz ein Sarg,
Gar prächtig mit Silber verziert,
Der Liebchens Hülle barg.

Es standen die Großen der Krone
Am Sarg mit ernstem Sinn
Und schaueten vom Sarkophage
Nach ihrem König hin.

Da blitzte das Auge des Königs
Und schmerzvoll rief er aus:
„Was kann mir noch nützen das Leben?
Bestellt auch mir mein Haus!"

Kaum hatt' er die Worte gesprochen,
So floß des Königs Blut.
Er hatte durchbohrt sich den Busen
Mit eines Königs Muth.

Da weckten die Klagen der Ritter
Die holde Schläferin.
Das Lieb war vom Scheintod erstanden.
Der König war dahin! —

Zur Unterscheidung des Bürgers vom citoyen.

Von

Wilhelm von Schütz.

Es wäre ein Irrthum, wollte man behaupten, daß die Revolution in Frankreich blos die Priesterschaft und den Adel provisorisch vernichtet habe; sie verfuhr nicht besser mit dem Bürgerthume. Es scheint daher angemessen, die Mitwelt über das wahre Sachverhältniß aufzuklären.

Bekanntlich kam mit jener Revolution das Wort citoyen auf, und verschwand auch sogar dem Namen nach das Bürgerthum, die bourgeoisie. Nicht nannte man fortan den bloßen Mann des Bürgerstandes citoyen; sondern dieser Name ward auch dem Priester und dem Adligen beigelegt, so weit er würdig galt, Franzose zu sein und der großen Nation anzugehören. Auch dem Proletarier ward die nämliche Bezeichnung; und der Erfolg wird zeigen, wie lediglich ihm zu Liebe jenes der christlichen Aera unangemessene Wort zu einer fast wunderlichen Allgemeinheit gelangte. Nicht blos untergebracht werden sollte der Proletarier, sondern auch hoch erhoben; daher die neue Weise, ein ungehöriges Wort verallgemeinernd anzuwenden.

Aber was unterscheidet die bourgeoisie vom citoyen? — Der Verfasser der histoire des dix ans giebt einen Aufschluß darüber. Er versteht unter bourgeoisie das Ganze solcher Volksindividuen — citoyens — welche entweder die instrumentale Hebelkraft für die Arbeit, oder das zur letzteren erforderliche Capital besitzend, die Arbeit mittelst solcher Hülfsquellen üben, die ihr Eigenthum dergestalt bilden, daß nicht in die-

Digitized by Google

ser, sondern nur in einer anderen Beziehung sie von Anderen abhängen. Volk aber nennt der Verfasser, Louis Blanc, die Gesammtheit solcher Volksindividuen oder citoyens, die, kein eigenes Capital besitzend, durchaus von Fremden abhängen, und zwar sogar in Absicht dessen, was die ersten Lebensbedürfnisse ausmacht. Wenden wir diese treffende Begriffsbestimmung an auf das Thun der Revolutionirenden; so stellt hiermit jene an sich bedeutsame Begebenheit ein wahres Carricaturbild auf. Dies will nicht sagen: daß die Revolution eine Carricatur sei; im Gegentheil wird sie für immer ein folgenreiches Ereigniß bleiben, und so lange es eine Geschichte giebt, nicht auslöschen in dieser. Aber gerade ihr Wichtigstes wird übersehen, und ihre carricaturmäßigen Seiten sind es, worin der große Haufe sich vergafft, ja die er abgöttisch verehrt. Zu den Seiten der letzteren Art gehört die oben erwähnte des citoyen, die Aehnlichkeit hat mit dem Staatsbürgerthume der Juden in Preußen, oder vielmehr mit deren Kategorisirung als Staatsbürger. Denn das Staatsbürgerthum ist vielleicht die höchste Dignität, die das Zeitalter anerkennt. Das Wort Staatsbürger erhebt folglich den ärmsten hausirenden sogenannten Bändelsjuden über den gesammten Bauern- und über fast den ganzen Bürgerstand. Denn der Bauer darf sich die hohe Dignität des Staatsbürgerthums nicht beilegen, eben so wenig der gewöhnliche Städter; die wahrhaften eigentlichen Bürger aber bleiben nur Stadtbürger, ohne Usurpanten zu sein zur höhern Dignität des Staatsbürgerthums, das nur den Juden indistinct zugestanden worden ist, sofern er nur, statt ein Getaufter zu sein, ein Beschnittener ist. Dingelstädt, der politische Nachtwächter, hat demnach ganz recht und sehr gute politische Nachtwache gehalten, wenn er versichert: daß nach dem Aufhören der Judengassen, bald die Christengassen eintreten würden.

Gerade eben so verfuhren die Männer der Revolution. Um die Juden zu heben, ward ihnen der Name oder Titel „Staatsbürger" verliehen. Um die Proletarier zu erhöhen, gab man ihnen, oder gaben sie sich den Titel „citoyen." Aber nicht blos sich vindicirten sie diese Benennung, sondern sie vindicirten solche auch dem Priester, dem Adligen und dem wirklichen Bürger. Oder vielmehr: sie drängten diesen Classen jenes Wort auf, um auch sie zu eben dem zu machen, was sie selbst waren oder sind, zu Proletariern. Das Carricaturmäßige der Revolution liegt also darin: daß sie den Unverstand nicht merkten, der an den Tag trat und der darin lag, daß, um wahrer Franzose zu heißen und zur großen Nation zu gehören, die Grundbedingung die ward: Proletarier zu werden, folglich „Proletarier" und „große Nation" als Synonyma das nämliche Verhältniß bezeichneten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

Erzählung von Tz.

I.

Am Sonnabend vor dem Pfingstfeste hatte sich auf dem Landgute des Obristen von Walther eine zahlreiche Gesellschaft eingefunden. Der alte Herr hatte im Anfange des Jahrhunderts, von der Nothwendigkeit gezwungen, unter dem Kaiser gefochten, die Leiden des russischen Feldzuges ziemlich glücklich überstanden, in den Befreiungskriegen mit vaterländischer Begeisterung gegen die Unterdrücker gekämpft, war auf dem Schlachtfelde von Waterloo zum Obristen avancirt und endlich, trotz der Strapazen, mit ungeschwächter Gesundheit in sein Vaterland zurückgekehrt. Nach dem thatenreichen Leben der letzten Jahre wollte ihm der Dienst im Frieden nicht recht behagen, und durch den Besitz zeitlicher Güter von aller Welt unabhängig, hatte er nach kurzem Ueberlegen seinen Abschied genommen, um auf dem Landsitze seiner Väter das eigene Feld zu bauen. Im vollen Besitz der erprobten Kriegern eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, hatte er sich bald mit Unterthanen und Nachbarn auf den besten Fuß gesetzt. Eine liebenswürdige Gattin beschenkte ihn mit zwei Söhnen und einer Tochter, starb jedoch bald nach der Geburt der letzteren, deren Erziehung die Schwester des alten Herrn, eine sehr achtbare, ziemlich bejahrte Dame, übernommen hatte. Sie war Wittwe, kinderlos, ihrem Bruder und dessen ganzer Familie mit zärtlicher Liebe ergeben, verwaltete mit seltener Sorgfalt die Pflichten der Haushrau, und war allgemein wegen ihrer ununterbrochenen, noch wahrhaft jugendlichen Fröhlichkeit beliebt. Julius, der ältere Sohn, stand als Husarenlieutenant in einem nahen Städtchen; Moritz, der jüngere Sohn, machte seine Studien in der ebenfalls nicht zu weit entfernten Universität, und beide Brüder trafen sich oft auf dem Gute ihres Vaters, welcher mit den freiesten Ansichten über ein genußreiches, fröhliches Jugendleben die Söhne mit ihren begleitenden Freunden stets auf das freundlichste willkommen hieß und selbst das Meiste zu Erhöhung der geselligen Freuden beitrug. Julie, die schöne Tochter des Hauses, kaum sechszehn Jahre alt, mochte wohl so manches Auge heirathslustiger Männer auf sich gezogen haben; doch der ganz unverholen ausgesprochene Wunsch des alten Kriegers, daß er seine Tochter nicht vor dem zwanzigsten Jahre verloben möchte, hatte vor der Hand jeden Bewerber abgeschreckt, mit seiner Meinung offen herauszutreten. Das junge Mädchen hatte überdies, bei der ausgelassenen Jugendfröhlichkeit, ein gewisses imponirendes Wesen, welches sie allen girrenden und liebenden Seladons als unnahbar darstellte.

Die schönen Pfingstfeiertage waren gewöhnlich die Veranlassung zu zahlreichen Besuchen von Verwandten und Freunden des gastfreien Hauses. Auch diesmal hatten sich bereits Julius und Moritz mit

Digitized by Google

mehreren Cameraden und Commilitonen eingefunden, und ein liebenswürdiger Kreis junger Mädchen war, der Einladung der schönen Julie folgend, eingetroffen. Wilhelm, ein junger talentvoller Maler, zugleich vertrauter Freund des Studenten Moritz, lebte schon seit Ostern auf dem Gute, wo er zu nicht geringer Freude des alten Herrn die zahlreichen Schönheiten der Gegend zu seinen Studien benutzte und zugleich in Anlegung von Spaziergängen und Verschönerungen der Umgegend mit Rath und That fleißig an die Hand ging.

2.

Die zahlreiche Gesellschaft hatte sich in den ihr zugetheilten Zimmern des weitläufigen Schlosses eingerichtet. Die jungen Damen schwärmten mit Julien und deren Tante Victorie im Garten umher, während sich die Mehrzahl der Herren auf einem von großen Kastanien beschatteten, mit Gebüsch umgebenen Platze im Garten versammelte, wo Wilhelm, der Maler, dieselben mit Vorzeigung seiner mehr oder weniger ausgeführten Gemälde oder Skizzen unterhielt. Besonderen Beifall erhielt eine Kreidezeichnung, die auf einer Höhe gelegene große Kirche des Ortes mit den sie umgebenden Denkmalen und Leichensteinen darstellend. — „Das Bild ist vortrefflich angelegt," rief Adolf, ein Freund Moritzens. „Wie freue ich mich darauf, es mit der Natur zu vergleichen." — „Sie werden das Bild um so höher schätzen lernen," entgegnete Victor, ein junger Officier, der sich schon öfters mit Glück in poetischen Arbeiten versucht hatte. „Aber sehr wundern sollte es mich," fuhr er fort, „wenn nicht bei dieser Oertlichkeit, bei dem hohen Alter der Kirche, bei der großen Zahl von Denkmälern aus früheren Jahrhunderten ein bedeutender Schatz von Sagen und Mährchen sich ausgebildet haben sollte, der uns zur angenehmen Unterhaltung dienen könnte." — „Gewiß, Sie haben recht," rief Wilhelm; „ich bin auch mehreren Sagen und Gespenstergeschichten auf der Spur; aber es ist merkwürdig, wie zurückhaltend, ja furchtsam sich alle Bewohner der hiesigen Gegend über dergleichen Dinge aussprechen." — „Du hast vollkommen recht!" rief Moritz; „selbst ich, der ich die ganzen Jahre der Kindheit hier verlebt, habe mich umsonst bemüht, die Leute zur Offenherzigkeit zu bringen." — „Weil sie sich fürchten auszulachen zu werden," sagte Julius. „Mein Bruder und ich sind von Kindheit an gewöhnt, alle Gespenstergeschichten mit Lächeln zu betrachten, und nichts fürchten Leute niederen Standes mehr, als eben dieses Lachen, das sie nur zu leicht für superkluges Vornehmthun halten." — „Mir thut es leid," sagte Victor; „ich hoffte schon, hier eine reiche Ausbeute für litterarische Arbeiten zu finden, denn gerade in Volkssagen bin ich jetzt ganz verliebt." — Der Obrist, welcher der Unterhaltung bis jetzt lächelnd gefolgt war, nahm nun das Wort und sagte zu Victor: „Geben Sie die Hoffnung, passenden Stoff hier zu finden, nicht auf. Als ich vom Dienste mich hieher zurückzog, war die ganze Umgegend erfüllt von Gespenster- und Spukgeschichten. Ich sah bald, daß sich hinter den Spukereien, die nicht nur in vergangenen Zeiten, sondern sogar in der Gegenwart spielten, Betrüger und Diebe versteckten und die Abergläubigen nur zu sehr benachtheiligten. Mit einigen treuen Dienern, welche mir hieher gefolgt waren, gelang es mir auch bald, mehrere spukende Geister zu entlarven, worauf diese denn für gut fanden, nach und nach gänzlich zu verschwinden. Als ich Familienvater wurde, gab ich strengen Befehl, alle dergleichen Geschichten von meinen Kindern fern zu halten, wachte selbst sorgfältig darüber, und so wird sich Ihnen die furchtsame Vorsicht der Leute erklären. Freilich ist dadurch vielleicht auch manche schöne, dem Orte angehörige Sage aus dem Munde des Volkes verschwunden, die ganz unschädlich in ihm hätte fortleben können. Indessen das wahrhaft Poetische stirbt auch durch das strengste Verbot nicht im Volke ab, und ich bin fest überzeugt, daß alle Kinder des Ortes mehr von unsern Sagen wissen, als meine Herren Söhne, so groß sie immer sind. Auch ist keine Sage verloren, denn ich habe, ehe ich gegen die Gespenster zu Felde zog, alles dahin Gehörige sorgfältig selbst und durch Andere gesammelt, und jetzt stehen Ihnen, lieber Victor, so wie den Meinigen und der ganzen Gesellschaft die Manuscripte darüber zu Befehl, welche seit der Confirmation meiner Julie unverschlossen in meinem Arbeitszimmer als zwei große Foliobände neben andern Folianten prangen."

(Fortsetzung folgt.)

Auch gegen Hieb und Schuß hilft Wissenschaft.

(Schluß.)

Welch ein Abstand zwischen jetzt und damals, als man, ohne einen geschriebenen Brief lesen zu können, des Kaisers rechter Arm im Kriege war, wie Otto von Wittelsbach, oder wie Tiefenbach unter Wallenstein, für einen bedeutenden General angesehen wurde, wenngleich man statt seines Namens ein Kreuz machen mußte! Vergl. Schiller's Wallenstein: die Piccolomini 4. Act, 6. Sc., wo Isolani sagt: „Er kann nicht schreiben; doch sein Kreuz ist gut und wird ihm honorirt von Jud' und Christ." *) Zwar fehlen der neuen Kriegsgeschichte Solche nicht, die ohne Vorbildung die Bahn zu einem Commando sich brachen; aber sie holten nach, was ih-

*) Viele Aeltere des Mittelalters, bei Schreibens unkundig, bedienten sich statt ihrer Namensunterschrift des Zeichens, das jetzt noch Aeltere benutzen, wenn sie die Feder nicht mehr führen können, unter ihr Testament machen, das Kreuzes. Der geistliche beglaubigte der Unterzeichnung durch seine Unterschrift. Da die Geistlichen die Abkürzung ihres Titels so schrieben: p. f. a. M. (pastor fidelis animarum Fidelium, treuer Hirt gläubiger Seelen), so entstand aus der Zusammenziehung der Buchstaben der Name Pfaff

Digitized by Google

nen früher abgegangen war, und ihr ausgezeichnetes Genie trat in Bund mit ihrer Bravour; sonst konnten sie sich nicht als Fähige bei dem Commando erhalten. Doch seitdem es eine eigentliche Kriegskunst giebt, sind doch meist nur diejenigen ausgezeichnete Heerführer geworden, welche frühzeitig und mit dem angestrengtesten Eifer den Grund dazu legten. Der junge Bonaparte studirte in der Militärschule zu Brienne mit eisernem Fleiße; er schlief nur drei oder vier Stunden und brachte die Zeit des Wachens nicht bei Romanen, noch an dem Spieltische, noch bei Orgien zu. So gewann er eine in der Theorie und Praxis gleichmäßige Befähigung und Fertigkeit, war vom mechanischen Handgriff bis zu der künstlichsten Berechnung eines Manövers Meister. Als vor Toulon die Kanoniere getödtet waren, bediente er das Geschütz selbst. Natürlich darf man, woran auch das Vorbild Napoleons erinnert, nicht über dem wissenschaftlichen Studium die nothwendigen Fertigkeiten versäumen — eine Einseitigkeit, bei der man Viel wissen kann, ohne Etwas ausführen zu können. Die erste Erziehung muß schon hier auf das Ziel hinwirken, und zwar zuvörderst die körperliche Erziehung. Was so oft von körperlichen Uebungen gesagt worden ist, bedarf keiner Wiederholung; aber Eins muß dabei hervorgehoben werden, weil man es noch nicht genug früh schon beachtet, die Uebung des Auges und des Ohres. Man denkt, jeder Gesunde kann sehen und hören, und hält eine besondere Uebung in diesen natürlichen Functionen für überflüssig. Dennoch sieht manches gesunde Auge nicht recht, hört manches gesunde Ohr nicht, wie es sollte. Wie viel bei dem Militär darauf ankommt, darüber zum Beschluß zwei Beispiele. Das scharf und richtig sehende Auge des Flügeladjutanten und nachmaligen Generals von Gaudi entdeckte in der Schlacht bei Prag 1757 eine Lücke in der feindlichen Linie; dadurch erleichterte er Friedrich den Sieg, indem dieser sogleich die Entdeckung benutzte. In der Schlacht bei Soor 1745, wo die Befehle in der größten Geschwindigkeit gegeben und vollzogen werden mußten, empfing ein Offizier die Ordre, mit der Bagage nach einem böhmischen Dorfe zu fahren. Er hörte nicht genau, verwechselte den Namen des Dorfes mit einem ähnlichen und ließ die Bagage gerade auf das Corps des feindlichen Generals Nadasty fahren; so ging das ganze Gepäck sammt der königlichen Feldequipage verloren. Zur Verhütung der Mißverständnisse ließ Napoleon seine Ordonnanzoffiziere den gegebenen Befehl wörtlich wiederholen. War's nicht, wie er gesagt, so sprach er es nochmals ruhig vor und sagte: Repetez! G.

Feuilleton.

Junge Fürstinnen sind zuweilen in andern Umständen — in andern, als ihr Land.

Wenn der Edelmann ein guter Staatsbürger und der Bürger ein Edler Mann ist, wenn sie getreue Diener ihres Königs sind, so haben sie den rechten Vereinigungspunkt getroffen. — Es giebt keinen wahren Edelmann, der nicht ein guter Staatsbürger, keinen guten Bürger, der nicht ein edler Mann sein will; und Edelmann und Bürgersmann können weder edel noch gut sein, wenn sie nicht getreue Diener ihres Königs sind.

Rivarol sagte von dem Sohne des Naturhistorikers Büffon: „C'est le plus pauvre chapitre de l'histoire naturelle de son père.“

Correspondenz.

Seebad Zoppot bei Danzig. Im Anfange des Septbr. 1849.

Vor einiger Zeit stand in mehreren politischen Journalen, daß in Folge der Aufhebung des Garantievertrages zwischen Preußen und Rußland ein Ukas in Petersburg erschienen sei, nach welchem jeder preußische Unterthan, welcher mit einem nicht richtigen Passe die russische Grenze passirte, nach einer Festung im Innern des Landes oder nach Sibirien transportirt werden sollte, je nachdem er Militair oder Civilist wäre. Bevor diese Verordnung dahin berichtigt wurde, daß dieselbe sich nur auf Verbrecher beziehe, hat gedachter Ukas bei uns die unfreundlichste Stimmung gegen Rußland noch vermehrt, und es ward vielfeitig gewünscht, daß zwischen Preußen und Rußland eine Mauer sein möchte, wie die chinesische, damit aller Verkehr zwischen diesen beiden Völkern aufhöre. Wie Deutsche können wohl keine große Vorliebe für Rußland haben, so lange man dort dahin strebt, das deutsche Element zu unterdrücken, und wir müssen unsere Brüder in den Ostseeprovinzen bedauern, welche überdies ihre Treue gegen den Kaiser in dem letzten Kampfe gegen die unglücklichen Polen hinlänglich gezeigt haben und deshalb wohl ein anderes Schicksal verdienen. Für den Referenten sind diese Provinzen noch insofern von Interesse, als Einer seiner Altvordern dort Heermeister des Schwertordens und so mächtig war, daß er Erzbischöfe ein- und absetzte. Diese Macht besitzen dort zu Tage kaum noch Könige! — Es ist nun nicht mehr problematisch, ob wir Altpreußen auch Eisenbahnen erhalten, denn bei Danzig wird schon vermessen und abgesteckt; aber freilich etwas lange wird es dauern, ehe wir eine Locomotive, dieses feurige Eisenroß, hier vorbeidonnern sehen! — In Danzig ist gegenwärtig Dominikmarkt, welcher vier Wochen dauert und diesmal sogar Armenier und Armenierinnen wegen unserer Brunstfeiras dieser gelockt hat. Auch in dem Seebade Zoppot giebt es jetzt viele Fremde, und man erblickt oft dunjunge Russen, deren Brust ganz mit Orden überfäet ist, wahrscheinlich in Folge der glorreichen Kämpfe gegen die kaukasischen Bergvölker. Der ehemalige Ober-Präsident der Provinz Preußen hat die Summe, welche zur Errichtung eines Denkmales für ihn gesammelt war, angenommen, um die Schulden auf seinen Gütern damit zu bezahlen. Die in Bezug darauf in Königsberg erschienene Carricatur ist sogleich unterdrückt worden. Die Zahl der Ultraliberalen in Königsberg und überhaupt in Ostpreußen soll gar nicht so groß sein, wie man in Deutschland glaubt und auch Referent dort geglaubt hat, und unser allverehrter König wird sich daher noch immer eben so gut auf seine alten Ostpreußen verlassen können, wie auf seine treuen Pommern, Märker, Schlesier u. s. w. Die Anzahl derer, die Alles gleich machen wollen, ist wohl überall nur klein, selbst in Frankreich, und ihr Geschrei kann daher nicht als die vox populi angesehen werden. In der Provinz Preußen ist man im Allgemeinen so liberal, wie es der vernünftige Mensch sein muß, und ich glaube, daß in Beziehung auf diesen Gegenstand alle civilisirte Völker gleich denken werden, nämlich: „Vernünftig, doch mit Vernunft!“ —

Carl Graf v. Hülsen.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Riedel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 57. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ S.-r. oder Ngr.) berechnet.

Der Letzte ſeines Stammes.

Von

Carl Grafen v. Hülſen.

Der letzte ſeines Stammes
Blickt von des Söllers Rand,
Bald auf den Meeresſpiegel,
Bald auf das ſchöne Land.

„Wie herrlich!“ — ruft der Ritter —
„Iſt doch die liebe Welt!“ —
Aus meinem Stamm' wird nimmer
Erſtehen mehr ein Held.

Ich kann mich nicht vermählen.
Mein Schwert und dieſes Schloß
Iſt Alles, was ich habe,
Nächſt meinem treuen Roß.

Es wird mein Schwert verroſten,
Verfallen dieſer Ort,
Doch meiner Ahnen Thaten
Die werden leben fort!“

Zur Unterſcheidung des Bürgers vom citoyen.

(Fortſetzung.)

Verfolgt man die Betrachtungen des geiſtreichen Hiſtorikers an der Seine weiter, ſo würde es die große Nation charakteriſiren, daß ſie eine Geſammtheit von Proletariern bildet. Dies erſcheint da, wo Grundeigenthum beſteht, als eine Unmöglichkeit. Dennoch iſt jenes Verhältniß dadurch eingetreten, daß jeder Beſitzende oder Habende der Willkür unbedingt tributär ward, welche die Macht der nichts habenden revolutionären Potenz ausübte. Dieſe hatte ſich zum Dispenenten über jegliche Vermögenheit gemacht; und nun hatte Niemand mehr eigene Subſiſtenzquellen, vielmehr hing er wegen derſelben von Andern ab. Der Menſch kann aber nicht frei ſein, wenn er nicht lebt, und er lebt nur, wenn er die zum Leben nöthigſten Mittel beſitzt, auch ſelbſt darüber dispeniren kann. Die Revolution entzog ihm dieſe Dispoſition und machte ihn von Anderen abhängig. Inſofern wurden die Franzoſen durch jenes große Ereigniß ſammt und ſonders, nur mit Ausnahme der bekannten Schreckensmänner, unfrei. Natürlich wollten ſie das nicht ertragen; vielmehr erwachte in ihnen ein neuer Widerſtand. Sie waren ja zweifach bedrängt und bedroht, im Innern durch die Schreckensregierung; von Außen durch andere Völker, welche beſorgten, auch ihnen könne durch das Thun der Neufranken die Freiheit verloren gehen. Dies benutzte denn die große Nation, um jene wachſamen Gegner nicht blos angreifend als Feinde zu behandeln, ſondern auch um ſie abhängig zu machen von ſich ſelbſt, und um ſo für die eigene verlorene Unabhängigkeit einen Erſatz zu finden in der Möglichkeit, andere Völker von ſich in Dependenz zu ſetzen. Nur verblieb es dabei nicht! Auch gegen die vielköpfige revolutionäre Gewaltherrſchaft bildete ſich ein Widerſtand aus. Man ſehnte ſich nach Befreiung von ihr, und ein Dictator ſollte ſie vollbringen. Mit anderen Worten: man wollte nicht länger unbedingt abhängig, ſondern auch in gewiſſen Beziehungen unabhängig, d. h. im Ganzen geſetzlich frei ſein. So entſtand zuerſt das Kaiſerthum und als auch dieſes dem Verlangen nicht entſprach, die Reſtitution des Königthums, oder die bekannte Reſtauration.

Digitized by Google

Betrachtet man dieses letztere Ereigniß denjenigen Ansprüchen nach, welche das materielle Leben macht; so mußten seine Gewährungen innerhalb der Grenzen dessen verbleiben, was die gesetzliche Macht überhaupt nur zu gewähren vermag. Dies besteht in einer bedingten, nicht über alle Mitglieder des Volkes sich erstreckenden Selbstständigkeit. Hier ist Jeder, nach dem Maaßstabe seiner Vermögenheit, selbstständig, nach Maaßgabe seiner Unvermögenheit aber abhängig von dem Vermögen Anderer. Dies läßt sich nicht ändern; und daher kommt es, daß der citoyen wirklicher Bürger nur dann ist, wenn durch eigenes Vermögen er, dieser Beziehung nach, mit Geistlichkeit und Adel in gleicher Kategorie sich befindet. Er ist um so mehr vollkommener Bürger und um so weniger bloßer citoyen oder Proletarier, als seines Gewerbes oder Gewerbes Grundlage ein eigenes Vermögen bildet. Sobald er einzig und allein mit fremdem Vermögen arbeitet, geht er über zu den Proletariern. Er wird nun abhängig; wird abhängig von seines Gleichen; und eine seltsame Ironie nennt ihn frei, blos weil er nichts hat, weil er unabhängig ist von Vermögen und Eigenthum, abhängig aber von Vermögensinhabern.

Mit dem Bauernstande verhält sich es nicht anders. Der Landmann wird zum Bauern im engeren Sinne nur, wenn er sich von den Hervorbringungen des eigenen Landbodens erhält; unabhängig von fremden Vermögenheiten eben so sehr, wie der eigentliche Bürger. Alle Landleute und Städter jedoch, die nicht mit eigener Vermögenheit ihr Geschäft treiben, bilden die Klasse der städtischen und ländlichen Proletarier oder citoyens, von denen die meisten Staatenerschütterungen und zerstörenden und verheerenden Kriege ausgehen. Weise handelten daher jene Zeitalter, welche dieses Verhältniß richtig in das Auge faßten, indem sie den Bürger- wie den Bauernstand nach seinem richtigen Begriffe organisirten, und, bei der Unmöglichkeit aller Eigenthumslosigkeit zu entgehen, die Eigenthumslosen, statt sie frei zu machen wie den Vogel auf dem Dache, in eine bedingte und geregelte Abhängigkeit brachten von Solchen, welche Eigenthum oder Vermögen besaßen. Es geschah mittelst einer angemessenen Gestaltung des Bürger- und des Bauernstandes.

(Fortsetzung folgt.)

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Ein allgemeines Interesse für diese Sammlung wurde laut, und es erhoben sich mehrere Stimmen, welche unverholen die Hoffnung aussprachen, viele schöne Stunden durch die Mittheilung derselben zu gewinnen. Ehe der Obrist genügende Antwort geben konnte, trat ein Diener heran und überreichte ihm einen Brief, welcher soeben durch einen reitenden Boten auf dem Gute angekommen war. Der Obrist las ihn, erhob sich und sprach: „Ich muß meine Gäste um Entschuldigung bitten, wenn ich sie für heute und vielleicht auch morgen verlasse; mein Oheim, welcher plötzlich sehr erkrankt zu sein glaubt, bittet auf das dringendste um einen Besuch, und so sehr ich von seinem Wohlsein überzeugt bin, kann ich doch dem würdigen Manne diese Beruhigung nicht abschlagen. Lassen Sie sich in ihrem Vergnügen nicht stören; morgen Abend hoffe ich, und zwar nicht im mindesten besorgt, an Ihrer Gesellschaft wieder Antheil nehmen zu können." — Nach diesen Worten entfernte er sich eiligst von der Gesellschaft, welche aufrichtig bedauerte, den von Allen geliebten Wirth vor der Hand entbehren zu müssen.

Um der lästigen Stille zu begegnen, welche unerwarteten Vorfällen in geselligen Kreisen zu folgen pflegt, erzählte Julius das Wenige, was er von seinem Oheim wußte. Derselbe war als ausgemachter Hypochondrist und Menschenfeind von ihm selbst und Moritz nur ein einziges Mal gesehen worden, und zwar, als sie das väterliche Haus verließen, um auf die Schule abzugehen. Der alte Herr hatte damals plötzlich sein Versteck in dem benachbarten Städtchen verlassen, den Obristen besucht und die Knaben zu sehen verlangt. — „Ich erinnere mich des Tages noch sehr gut," fuhr Julius fort. „Als wir in das Zimmer traten, sahen wir einen hohen würdigen Mann in einer fremden Generalsuniform, dessen reiches silberweißes Haar mit dem Feuer des Blickes, mit der männlichen Kraft, die aus jedem Zuge des schönen Antlitzes sprach, merkwürdig contrastirte. Wir standen Beide schüchtern und verlegen vor ihm; aber kaum erklang seine wohltönende Stimme, so fühlten wir uns wie mit magischer Gewalt zu ihm hingezogen; trotz seiner imponirenden, fast majestätischen Haltung flößte er uns sogleich das innigste Vertrauen ein; er war nicht ernst und düster: im Gegentheil, jedes Wort zeugte von einer Heiterkeit, wie ich sie fast nie wieder bei solchem Alter angetroffen habe. Er überließ Jedem von uns eine seiner Hände, und noch erinnere ich mich seiner Abschiedsworte, die er nach einer höchst fröhlich durchlebten Stunde zu uns sprach: „Kinderchen," sagte er, „Heiterkeit ist das einzige Gut auf der Welt. Bewahrt sie Euch und lernt sie zu fesseln. Sie gründet sich auf Muth und richtige Ausbildung. Sehe ich Euch nach Jahren wieder und habt Ihr gelernt, jede Gelegenheit zur Freude zu benutzen, so sollt Ihr erfahren, was ich Euch werden kann. Lebt wohl und bleibt fröhlich!" — „Nun beim Himmel," rief Adolf, „wenn das die Worte eines Hypochondristen sind, so habe ich nie einen gesehen." — „Muß er denn Einer sein, wenn ihn auch die Welt dafür hält?" rief Moritz. „Er lebt zurückgezogen mit Wenigen, weil er die Andern nicht bedarf, aber vielleicht heiterer, als wir Alle." — Die Tante Victorie war hinzuge-

Digitized by Google

treten und sagte in heiterer Stimmung: „Laßt mir meinen Oheim zufrieden! Ihr seid Alle viel zu jung, um diesen Greis beurtheilen zu können. Kommt zur Tafel, Ihr Herren! Kaisonnirt über den Weinkeller meines Bruders und laßt Gespräche über Personen, die Ihr nicht kennt.“ Sie nahm den Arm des Malers, dem sie besonders geneigt war, und ließ sich von ihm in das Schloß geleiten. Die Andern folgten fröhlich nach, und bald war das Gespräch von dem räthselhaften Oheim ab auf die gegenwärtige Zeit des Vergnügens gewendet.

3.

Ueber Tische wurde viel der Folianten gedacht, welche, nach des Obristen Aeußerung, die Sagen des Ortes der Gesellschaft erschließen sollten. Die jungen Damen horchten hoch auf und bestanden darauf, daß sogleich nach aufgehobener Tafel der Anfang mit Vorlesung derselben gemacht werden sollte.

„Ich gestehe, daß ich mich herzlich auf die bevorstehenden Mittheilungen freue,“ sagte Julie, als sie mit ihren Freundinnen nach dem Kastanien, dem bestimmten Versammlungsplatz, sich begab. — „Wir werden uns des Nachts fürchten,“ entgegnete Amalie, ein hübsches, schlank aufgewachsenes Mädchen, mit dunkelbraunem Haar und brennend schwarzen Augen, und doch möchte ich um keinen Preis das Anhören der fürchterlichen Geschichten versäumen.“ — „Müssen sie denn gerade fürchterlich sein?“ fragte Molly, eine liebliche Blondine, welche, ohne es zu wissen und zu wollen, von Kindheit an der stete Liebling ihrer Umgebung war. „Ich kann mir bei diesen heitern, freundlichen Umgebungen gar nicht denken, daß die Menschen Lust hätten, sich in grassen Phantasiebildern zu ergehen.“ — „Geduld, Kindchen,“ sagte Victorie lächelnd, „ich kenne genug Punkte, wo wir Mädchen um keinen Preis nach Sonnenuntergang hinzubringen waren, und wer weiß, ob es Euch nicht auch so geht.“ — „Was thut das, liebe Tante?“ rief Julie fröhlich; „es wird uns genug Raum bleiben — gönnen wir den Gespenstern den ihrigen! Ich freue mich darauf, wenn alle die Plätze belebt werden, die ich bis jetzt nur um ihrer selbst Willen geliebt habe. Ist man doch dann immer in Gesellschaft; denn, mögen nun Geister umgehen oder nicht: einen Ort, an dem etwas geschehen ist, sieht man doch mit ganz andern Augen an, als den, an welchem Menschen und Geschichte theilnahmlos vorübergingen.“ — „Wenn Du nur, wie ich,“ sagte Amalie, „von Jugend auf Dich vor Gespenstern gefürchtet hättest, Du würdest nicht so lachend über die grausigen Gäste sprechen.“ — „Ich bin nicht so muthig als Julie,“ rief die muntere Molly, „aber ich freue mich schon, mit Euch die Orte aufzusuchen, vor denen die Leute einst heiliges Grauen empfanden. Wie sehe ich sie schon im Geist über Stock und Stein, über Graben und Felder mit gewaltigen Sprüngen vor einer alten Weide oder einem schwarzen Hunde mit glühenden Augen davonlaufen.“ — „Unser Freund, der Maler,“ sagte Julie, „muß alle spukhaften Orte mit ihren eigenthümlichen Gespenstern skizziren. Das giebt eine prächtige Sammlung.“ — Wilhelm schaute das schöne Mädchen mit unverhohlter Theilnahme an, während er sagte: „Wenn Sie mir gestatten, hin und wieder einige Portraits aus der gegenwärtigen Gesellschaft anzubringen, so bin ich gern bereit, Ihren Wunsch zu erfüllen.“ — Freudig wurde ihm dies zugesagt. Da traten die beiden Brüder mit Victor und einigen andern Freunden hinzu und brachten der Gesellschaft die ersehnten Bücher. Eine flüchtige Einsicht hatte ihnen gezeigt, daß der eine Theil die Gespenstergeschichten, der andere die Sagen, auf Oertlichkeit und geschichtliche Ereignisse begründet, enthielt. — Die Damen wollten von Gespenstern hören, und Moritz entsprach ihrem Wunsche, indem er sogleich mit Lesung des dahin gehörigen Theiles begann. Victor hatte sich die Sagen erbeten, und während die Uebrigen auf Moritz hörten, blätterte er, seine Interessen verfolgend, aufmerksam in dem dickleibigen Folianten. — Die Spukgeschichten waren oft grausenerregend genug, und nicht selten wurden besonders die Damen auf Blicken ertappt, welche Scheu und Furchtsamkeit aussprechen sollten. Da den Meisten die Oertlichkeit bekannt war, ja viele der erwähnten spukreichen Plätze von den Kastanien aus gesehen werden konnten, so ward das Interesse dadurch um Vieles erhöht, und man konnte mit Gewißheit voraussetzen, welche Orte schon heute Abend von Mehreren sehr gern gemieden werden würden. Dennoch hörten Alle mit ungeschwächter Theilnahme die nächste Erzählung beginnen, wenn sie über die eben gelesene heiter oder leise ihre Meinung ausgesprochen hatten. — Plötzlich rief Victor am andern Ende des Tisches: „Hört! hört! In die Sagen hier hat sich eine Geschichte verirrt, die dem andern Theile angehört. Es ist, als ob Sie, lieber Wilhelm, Ihre Zeichnung der Kirche zum Titelkupfer dazu bestimmt hätten.“ — „Lesen Sie! lesen Sie!“ ließen sich mehrere Stimmen hören. — „Erst muß der Maler seine Zeichnung holen!“ sprach Victor. — Dieser war gleich dazu bereit, und nachdem Alle das Bild noch einmal betrachtet hatten, begann Jener wie folgt.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kreuz.

Kreuze waren Sinnbilder ägyptischer Gottheiten, dienten zur Bezeichnung der vier Elemente, oder der vier Himmelsgegenden, oder der Lebenskraft in der Natur. Gewiß ist es, daß der in die ägyptischen Mysterien eingeweihte Pythagoras († 504 vor Chr.) bei seinen Schülern das Zeichen des Kreuzes als Erinnerungsmittel an die Lebenskraft der vier Elemente und als Symbol der Hinge-

Digitized by Google

bung und der Treue in der Jugend und Standhaftigkeit einführte. Der jüdische Hohepriester wurde mit diesem Zeichen zu seinem Amte, zu seinem Dienste im Allerheiligsten, eingeweiht — vielleicht ein von den Israeliten aus Aegypten mitgebrachter Brauch. Ob sie in der Schreckensnacht in Aegypten mit dem Blute der geschlachteten Lämmer vielleicht auch Kreuze an die Thüren malten, enthebrt historischer Nachrichten. An Kreuzwegen trieben schon die Heiden ihren Aberglauben, und es standen da Hermenſäulen und die Göttin Vibilia (ab errоribus viarum liberat, sagt Arnobius); deßhalb setzten die Christen Kreuze dahin. Die Kreuze, welche die Römer bei Kreuzigungen brauchten, hatten verschiedene Gestalt, nämlich ×, T, †. Zuweilen bediente man sich blos eines Pfahls. Der Verrath und das Entlaufen der Sklaven, aber auch Dieberei, Raub, Mord, Fälschung anderer geringer Personen wurden mit Kreuzigung von den Römern bestraft. Kaiser Constantin d. Gr. schaffte diese Strafe ab. Das Schlagen des Kreuzes scheint im Privatgebrauche eher gewöhnlich gewesen zu sein, als es in den Liturgien (seit den 2. Jahrh.) verordnet wurde. Seit dem vierten Jahrhundert fand es seinen Platz auf den Altären. Auf den Reichsapfel, auf welchem einst die Göttin des Sieges stand, weil die Römer den Erdkreis besiegt hatten, setzte es Constantin. Diese Stellung wurde in den Streitigkeiten zwischen deutschen Kaisern und Päpsten als Argument gebraucht, daß die Kirche über den Staaten, folglich auch über den Fürsten derselben stehe. Zur Zeit der großen Verfolgungen im römischen Reiche war das Kreuzschlagen wohl auch ein Zeichen, woran sich unbekannte Christen einander erkannten als Glaubensgenossen. Das Fest Kreuzeserfindung schreibt sich daher, weil Helena, Constantins Mutter, Christi Kreuz in Jerusalem fand und einen Theil davon nach Constantinopel brachte. Dieses Stück, das in die Hände der Perser fiel, nahm 628 Kaiser Heraklius ihnen wieder ab und ließ es auf die Schädelstätte bringen (Kreuzeserhöhung). Wer wissen will, wo das Holz zum Kreuze Christi her war, darf nur die Frommen der Vorzeit fragen, die sich mit Lösung solcher Fragen leider oft beschäftigten. Aus einem Baume des Paradieses soll es gemacht worden sein. Wem die Antwort zu einfach ist, kann sie noch anders hören. Dem kranken Adam wurden drei Kerne (wohl Apfelkerne von dem Baume, an dem er sich vergriff) in den Mund gesteckt. So befahl der Engel dessen Sohne, als er ein Heilmittel verlangte. Adam starb, aus seinem Munde wuchs ein Baum, dieser gab das Holz zum Kreuze Christi. Der Engel hatte die bedeutungsvollen Worte, mit deren christlicher Deutung manche Adamssöhne sich jetzt noch nicht befreunden mögen, beigefügt: Wenn der Baum gewachsen ist, wird Adam genesen und seine Krankheit los sein. — Viele Frauen tragen Kreuze als Schmuck. Ist es aus Frömmigkeit? Soll es Andeutung sein, daß sie das Fleisch kreuzigen sammt den Lüsten und Begierden? Und doch wie viel begehrt manche Brust, auf der ein Kreuz hängt bei Frauen und bei Männern! Ist doch ein Ordenskreuz selbst oft der Gegenstand großer Begier. Wir wünschen, daß die Kreuze der Frauen nie an ein Hauskreuz der Art denken lassen, wie es ein Maler auf einer Dose darstellte, indem er den Mann ein Kreuz, worauf seine Frau saß, tragen ließ, mit der Inschrift: Dieses Kreuz wär' nicht so schwer, wenn mein böses Weib nicht wär'. Mögen die beide Geschlechter zierenden Kreuze nach Pythagoras Deutung Symbole der Hingebung an Gott und Vaterland und der Treue in der Jugend und Standhaftigkeit stets in Wahrheit sein! G†.

Feuilleton.

[Handschuhe.] Mit dicken Handschuhen bedecken die Perser ihre Hände gegen die Kälte. Daeres bei Homer hat, als er im Garten arbeitet, Handschuhe zum Schutz gegen die Dornen. Die Handschuhe der alten Römer waren, wie bei uns, mit und ohne Finger; jene hießen digitalia. Leute von Distinction trugen wollene. Im Mittelalter trugen die Bischöfe bei der Messe Handschuhe, und es galten diese als ein wesentlicher Theil ihrer Kleidung, wie Ring und Sandalen; sie waren bei Weltlichen ein Zeichen der Belehnung, folglich das Nehmen, oder Ausziehen derselben das Zeichen des Verlustes der Würde. Sonst weihte der französische König bei seiner Krönung Handschuhe, welcher Gebrauch wohl eben aus der Zeit stammte, wo man durch Handschuhe belehnte. Auch gab man dem Andern Handschuhe, um die Zustimmung bei einer Sache anzudeuten, zu geschweigen des Gebrauches bei Herausforderungen.

In dem Manuscripte des Faust von Göthe befanden sich einige Verse, die in keiner Ausgabe stehen. Nur Hofr. Moritz kannte sie und erwähnt derselben in seinem „Philipp Reiser" (die Selbstbiographie Moritz's). Faust geht mit Mephistopheles vor einem Kreuze vorbei.

F. „Mephiſto, haſt Du Ehr?
Was ſchlägſt Du vor'm Kreuz die Augen nieder?"
M. „Ich weiß es wohl, es iſt ein Vorurtheil;
Allein es iſt mir mal zuwider."

Ein ohne Erhörung Liebender ſchrieb unter das Bild ſeiner gefühlloſen Schönen: „Ce portrait ressemble à la belle, Il est insensible comme elle."

[Liedge über Friedrich den Großen.]

Viel ſein, iſt groß, iſt mehr, denn viel umfaſſen. —
Friedrich, ein heller Geiſt, ein Schöpfer ſeiner Zeit —
O Friedrich's Geiſt!
Den Stern hat Gottes Hand geweiht,
Zu überſtrahlen Raum und Zeit.
Am Himmel ſtrahlt ſein Stern.
O leuchte, Friedrich's Ehre
In jedes Fürſtenherz!
Dein Leben Völkerbuch
Iſt eine große Weisheitslehre,
Ein Weisheitsbuch, das niemals ſterben wird.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 58. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr (2 1/2 Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Der Fischer.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

Es braust der Sturm, es schäumt das Meer,
Das Meer sieht heut' so groß und hehr;
Doch muthig sitzt auf seinem Nachen
Der kräft'ge, kühne Fischersmann.
Er spannt die schlaffen Segel an,
Er will ein gutes Fängchen machen.

Es sind die Netze voll und schwer,
Ein gutes Fängchen gab das Meer.
Das Schifflein gehet vollbeladen
Mit Sturmeswind an's Land zurück.
Der Fischer schaut mit frohem Blick
Nach seiner Heimath, den Gestaden.

Indeß erhebet sich alsbald
Der Sturm mit seiner Allgewalt.
Das Schifflein wird umhergetrieben.
Der Fischer schifft mit Fischersmuth',
Aus seinen Händen fließt das Blut,
Und endlich ist er — bei den Lieben! —

Zur Unterscheidung des Bürgers vom citoyen.

(Fortsetzung.)

Alles Vermögen zerfällt in zwei Classen: in Capital und in Gewährungen des Grundes und Bodens, wo letztere sich wieder unterscheiden in Ausbeuten und in jene fortgesetzten Hervorbringungen, welche man Früchte nennt. Beide fordern Arbeit, und aus der Arbeit, welche, beim Ausbeuten anhebend, übergeht in Verarbeitung der Ausbeuten, bildet sich das Capital, als das Vermögen der Bürgerschaften, die im Wege des zunftmäßigen Dienstverhältnisses einen Theil der Proletarier an sich zogen, ja sich einverleibten, indem sie dieselben aus absoluter Unabhängigkeit in relative Abhängigkeit brachten, sowohl von ihrem Vermögen, als von ihrer Kunstfertigkeit; folglich ihn abforbirten.

Aehnliches war früher in den Gauen und Landschaften erfolgt unter der Gestalt eines landbaulichen Dienstwesens. Für den hinterfässischen, d. h. blos landsässischen nicht schriftsässigen Ackerwirth war es Nothwendigkeit, sich Knechte und Mägde zu miethen, die nach bestimmten Zeiträumen wieder konnten entlassen werden. Es giebt keine grundverderblichere Einrichtung als diese! Dennoch mußte man sie zulassen, weil sie unvermeidlich war. Hätten die den Adel bildenden Grundeigenthümer es eben so machen, auch mit Miethlingen Ackerbau treiben wollen: welche Folgen hätte das nach sich gezogen! — Schaaren von Wildfängen (wie J. Möser sie nennt, oder wie vielmehr sie wirklich hießen, weil Wildfang nur der deutsche Ausdruck von Proletarier ist) wären entstanden. Zu gut jedoch kannte das Gefahrvolle und Zerstörende derselben der Grundadel. Er entschloß sich daher, um das Uebel abzuwenden, zu Opfern. Er miethete nicht, wie der Hintersasse, auf Jahresfrist und gegen Geldlohn unverehelichtes loses Gesindel, sondern er lohnte sein Gesinde, statt mit Geld, durch Landnutzung in der Art, daß diese Landnutzung auf längere Frist, ja bei gehöriger Prästation der stipulirten Leistung auf Lebenszeit verliehen ward, um ein ähnliches Familienwesen zu vermöglichen. So wurden die Wildfänge, d. h. die Proletarier, die nirgends hingehörten, Hörige, oder adscripti glebae mit Aussicht nicht blos auf lebenslang-

Digitized by Google

lichen, sondern auch auf einen an die Nachkommen übergehenden Landbesitz. Ein dem zunftmäßigen nicht unähnliches, wenigstens ihm entsprechendes Dienstverhältniß! Beide sicherten das Bestehen der Gesellschaft und die Dauer der Staaten, wurden aber eins wie das andere vernichtet, in den Städten durch Aufhebung der Zunftverfassung und Einführung der Gewerbefreiheit, auf dem Lande durch Aufhebung der Dienstpflichtigkeit und Einführung der Gesindefreiheit.

Verfolgen wir diese Betrachtung, so zeigen, abgesehen von der Geistlichkeit, sich Adel und Bürgerthum weit inniger verbunden durch das nämliche Interesse, als man sich gewöhnt hat, es anzunehmen. Sie haben sich Beide zu waffnen gegen die unterhöhlende und zerstörende Richtung der Proletarier, welche jetzt so sehr gefördert und gemehrt werden durch Gewerbefreiheit und Dienstablösungen in Deutschland, daß auch hier man anfängt, sich weise zu dünken, wenn Zustände organisirt werden, aus denen sich Schaaren, ja Horden absetzen, denen der Cimbern, der Hunnen, der Mongolen und der Neufranken gleich, welche das eigene Land, nachdem sie es ausgeplündert und zerstört haben, verlassend, fremde Reiche in keiner andern Absicht durchziehen, als in der, um der eigenen Existenz willen alles Hohe und Heilige, alles Edle und Gebildete umzuwerfen und zu zerstören.

(Schluß folgt.)

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

A.

Bruchstück aus einem Briefe.

Du verlangst die Geschichte der Begebenheit auf Eurem Kirchhofe, die mich so nahe angeht? Wohlan, hier ist sie. Du weißt, ich verlebte die ersten funfzehn Jahre meines Lebens auf Deinem Gute. Der Erzieher meines um Vieles älteren Bruders war, nachdem dieser das Haus verlassen, freiwillig der meinige geworden, weil er in mir Neigung zu seiner Lieblingswissenschaft, der Astronomie, entdeckte. Der gelehrte Mann widmete mir alle seine Kräfte; doch am unermüdlichsten bestrebte er sich, meine Neigung für die Sternkunde zum Enthusiasmus zu entflammen, und wäre er nicht zu früh gestorben — wer weiß, welche Richtung mein Leben genommen hätte. Der geeignetste Ort zu unsern nächtlichen Beobachtungen war der die alte Kirche umgebende Friedhof. Von seiner Höhe sahen wir früher als in den umliegenden Thälern die Gestirne emporsteigen, und weit später entschwanden sie unsern Blicken. Das Grausen, welches ein solcher Ort bei Nacht für die meisten Menschen hat, habe ich nie gekannt, da die Freude, meinen Lehrer bei seinen Beobachtungen begleiten zu dürfen, viel zu groß war, als daß die Aeußerungen und Erzählungen übergläubiger Eindruck auf mich hätten machen können. Ich befand mich in der Mitternacht so einheimisch unter den Leichensteinen oder an den Stufen der Familiengrüfte, wie ein Gelehrter in seinem Arbeitszimmer. Die so verlebten glücklichen Nächte üben noch jetzt in der Erinnerung ihren Zauber auf mein Gemüth aus. Oft verweile ich in den hellen Nächten unter den Denkmalen, welche die Liebe den theuren Abgeschiedenen gesetzt hat, und denke meiner ersten Jugend, denke der Nacht, in welcher mir auf dem Friedhofe der Stern der Liebe aufging, und jener andern, da er auf ewig von mir schied. — Mein Erzieher starb. Politische Begebenheiten zeigten mir im Kriegerstande eine glänzende Laufbahn, und bald verließ ich das Haus meiner Eltern, um in die Armee meines Vaterlandes einzutreten. Das Jahrhundert der Revolution hatte begonnen. Meinungsverschiedenheit und daraus hervorgehende Unannehmlichkeiten mit Vorgesetzten und Cameraden verleideten mir meine Stellung. Ich beschloß in einem andern Staate Dienste zu suchen; Anerbietungen wurden mir gemacht; ich nahm meinen Abschied und begab mich vor meiner Abreise zu meinen Eltern, um vielleicht zum letzten Male ihrer und des durch Erinnerungen so theuren Ortes froh zu werden. Mein Vater zeigte sich zufrieden mit meiner Handlungsweise, und dieses kaum gehoffte Glück goß eine heitere Ruhe in mein Herz, welche mich wunderbar auf das Ereigniß vorbereiten sollte, das in dieser Nacht mir das Schicksal bestimmte.

Es war eine warme Juniusnacht, der Sonnabend vor dem Pfingstfeste, und ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, noch heute den Ort meiner ersten Thätigkeit und das Grab meines Lehrers zu besuchen. Bestürmt von Erinnerungen ersties ich langsam den sanft sich erhebenden Weg nach der hochgelegenen Kirche. Jeder Baum, jeder Stein war mir noch bekannt, und bald fand ich die weiße Steinplatte, welche das Grab meines Lehrers deckte. Es lag im Schatten der Kirche, während die andern Umgebungen von dem Glanze des ersten Mondviertels erleuchtet wurden. Wohl eine Stunde mochte ich auf dem Steine sitzend mich meinen Gedanken überlassen haben und wollte nun auf dem Heimwege noch einen Gruß der Gruft senden, wo meine Vorfahren ruhten. Noch schlief keiner meiner Verwandten, den ich persönlich gekannt hatte, in ihr, denn eine seltene Gunst des Geschickes hatte seit meiner Geburt kein Glied unserer Familie dem blühenden Leben entrissen. Das Thor der Gruft war gegen Osten gelegen, und das geräumige Gewölbe dehnte sich, in Felsen ausgehauen, weit unter dem Schiffe der Kirche hin. Zu beiden Seiten waren die Grüfte benachbarter Familien, welche sich durch reiche Stiftungen an die Kirche diese Ruhestätte erworben hatten. Denke Dir mein Erstaunen, als ich auf die monddeglänzten Räume vortrat, und an der eiser-

Digitized by Google

nen Thüre rechts von unserer Gruft eine weibliche Gestalt kniend in betender Stellung erblickte.

„Dort ist die Ruhestätte unserer Nachbarn auf Thalheim," sagte Julius halblaut vor sich hin, und Victor fuhr nach kurzer Pause zu lesen fort. —

Schweigend betrachtete ich die Kniende. Sollte ich sie stören? Konnte sie nicht zum Tode erschrecken? Aber wer zur Nachtzeit einsam auf dem Friedhofe weilt, muß Muth genug besitzen, um die Anrede eines Unerwarteten ertragen zu können, und vielleicht thut ihr meine Gegenwart wohl. Mit diesen Gedanken trat ich näher. Ohne aufzuschauen fragte mich die Unbekannte: „Ist es schon Mitternacht, Pedrillo, oder kommst Du nur, um zu sehen, ob ich Deiner bedarf?" Diese Worte in italienischer Sprache an mich gerichtet, von der lieblichsten, sanftesten Stimme, die ich je gehört, ausgesprochen, machten einen Eindruck auf mich, den ich früher nie erfahren hatte. Noch hatte ich außer meiner Mutter nie ein weibliches Wesen verehrt oder geliebt, und die Zirkel, in denen ich mich zuletzt bewegte, hatten mir durchaus nichts geboten, was mich hätte fesseln können. Wie mächtig mußte also der Eindruck sein, als nach meiner Antwort die Unbekannte ihr engelschönes Antlitz mir zukehrte, und ohne Spuren von Beängstigung mit dem edelsten Anstande deutsch zu mir sagte: „Wer Sie auch sein mögen, dieser Ort und der Ausdruck Ihrer Züge bürgt mir für die reine Absicht Ihres Kommens." — Sie hatte sich erhoben, und die erhabene Größe in ihrer Erscheinung hätte wohl Jeden in die Schranken gewiesen, welcher mit unlautern Absichten den Ort betreten. Ich hat sie ruhig zu sein, und nannte ihr meinen Namen. — „Ich habe von Ihnen gehört," sagte sie, und ehre die Gründe, welche Sie bewegen, Ihr Vaterland zu verlassen. Wir sind uns nicht fremd; ich war die Gattin eines Mannes, den Sie wohl kannten." — Wie erstaunte ich, einen Namen nennen zu hören, der mich seit Jahren stets mit Verehrung erfüllt hatte. Auch ihr Schicksal war mir bekannt. Ihr Gemahl, ein hochgestellter Diplomat, war vor wenigen Wochen gestorben. Sie war ihm, dem Hochbejahrten, als kaum erblühte Jungfrau angetraut worden, um die letzten Tage des verdienstvollen Greises durch die Fülle ihrer Liebenswürdigkeit zu erheitern. Sie hatte sich mit seltener Aufopferung ihrem Berufe gewidmet; weithin war der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Tugend und ihres Edelmuthes gedrungen — sie hatte ich mir längst kennen zu lernen gewünscht, um ein weibliches Wesen zu finden, das ich als Ideal verehren könnte, und jetzt stand ich ihr so unerwartet gegenüber, und ihr erster Gruß enthielt ein Lob meiner von vielen Hochgestellten gemißbilligten Entfernung aus dem Vaterlande. Das Außerordentliche in unserm ersten Zusammentreffen, die schon vor dem persönlichen Kennenlernen vorhandene Achtung, mußte den Wunsch gegenseitiger Mittheilung zur Folge haben. Wenige Schritte von uns standen einige Fliederbäume, deren dichtverwachsene Zweige sich laubendhnlich über einer einfachen Bank wölbten. Sie war in früherer Zeit von meinem Lehrer besonders gepflegt und bei seinen astronomischen Studien benutzt worden. Außerdem bot sie einen willkommenen Ruhepunkt für die vom Steigen des Berges Ermüdeten, ehe sie die kühle Kirche betraten, oder wenn sie in der Nähe der abgeschiedenen Ihrigen zu verweilen wünschten. Unwillkürlich zogen wir uns in ihren Schatten zurück. Denn vertraute Mittheilung liebt das heimliche Düster mehr als helle Beleuchtung. Mit seltener Klarheit des Bewußtseins erzählte sie mir, welche Gründe sie zu dem späten Gang auf den Friedhof bewogen.'

(Fortsetzung folgt.)

Auf die Ehe Bezügliches aus Luthers Werken.

Urtheilen die Juristen von Vater, Mutter, Kindern, Knechten ꝛc., warum nicht auch vom Leben der Eheleute? Wo Etliche unchristlich leben mit ihren Weibern, wäre es noch gut, daß man solch Gesetz (Ehescheidung) sie ließe brauchen, so fern, daß man sie für keine Christen hielte, da sie es doch sonst nicht sind. — Kann ein Gemahl es nicht bei dem andern aushalten, lasse es sich scheiden und bleibe ledig, oder wer des Feuers haben will, muß den Rauch auch leiden. — Wenn Jemand ein krank Gemahl hat, mag der nicht ein anderes nehmen? Bei Leibe nicht; sondern diene Gott an dem Kranken und warte sein. — Viele haben Weiber; aber wenig finden Weiber. — Daß die Eheleute das mehrere Theil eitel Unlust und Jammer haben, ist nicht Wunder; denn sie haben von Gottes Wort und Willen über ihren Stand kein Wissen. — Wer nicht bleiben will, der fahre immer hin; das andere Theil ist darum nicht verbunden, ohne Ehe zu bleiben. — Sehet zu, daß ihr ein Mann seid und eures Weibes Schwachheit so traget, daß ihr ihre Bosheit nicht stärket. Die Schwachheit trage man, der Bosheit steure und wehre man. Schwachheit läßt ihr sagen und sich gern unterweisen und folget zum wenigsten in zwölf Stunden ein Mal; Bosheit aber hat eine Halsstarrigkeit an sich, zu widerstreben und nicht nachzulassen. Wenn sie (die Frau) merken wird, daß ihr ihre Bosheit für eine Schwachheit haltet, was ist's denn Wunder, so sie gar rasend würde? So thut ihr denn durch eure eigne Schuld dem Satan Thür und Fenster auf. — Das hält man für eine große Schande, ein Ehegemahl von den Eltern bitten; aber doch schämet man sich nicht, von den Eltern zu bitten einen Rock. Ein Ehegemahl ist dir viel nöthiger, denn ein Rock. — Lieber Sohn und Tochter, darfst es für keine Schande halten, Gott um ein fromm Ehegemahl zu bitten. Hältst du es doch für keine Schande, Gott zu bitten, daß er dir eine

Digitized by Google

gesunde Hand, oder Bein wollte geben. Nun ist ein fromm Ehegemahl gleich so nöthig, als eine gesunde Hand, oder Bein; denn geräth dir ein Mann, oder Weib nicht wohl, so hast du wenig guter Tage, möchtest lieber lahm an einer Hand, oder Bein sein. — Darinnen stehet das eheliche Leben nicht, daß sie einander lieb haben, sonst wären H.. und Buben auch ehelich; sondern in der Treue, daß Eins zum Andern spricht: ich bin dein, du bist mein. Das ist die Ehe. — Wer sich nicht findet geschickt zur Keuschheit, der thue bei Zeiten dazu, daß er etwas schaffe und zu arbeiten habe, und wage es darnach in Gottes Namen und greife zur Ehe. Ein Knabe, auf's Längste, wenn er zwanzig, ein Mägdlein, wenn's funfzehn, oder achtzehn Jahr ist. — Wisse, daß die Ehe ein äußerlich leiblich Ding ist, wie andere weltliche Hanthierung. Wie ich nun mag mit einem Heiden, Juden, Türken, Ketzer essen, trinken, schlafen, gehen, reiten, laufen, reden und handeln, also mag ich auch mit ihm ehelich werden und bleiben. Kehre dich an der Narren Gesetze, die Solches verbieten, Nichts. Ein Heide ist ebensowohl ein Mann und Weib, von Gott wohl und gut geschaffen, als St. Peter und St. Paul und St. Lucia. — Laß du die Ehe frei bleiben, wie sie Gott gesetzt hat und strafe die Sünde und Laster mit andern Strafen, nicht mit der Ehe und andern Sünden. — Wenn ein armer Gesell eine Reiche bekommt, will sie Herr sein. — Obgleich Eheleute zuweilen schnurren und murren, das muß nicht schaden; es gehet in der Ehe nicht alle Zeit schnurgleich ab, ist ein zufällig Ding, des muß man sich ergeben. Adam und Eva werden sich gar weidlich die 900 Jahre gescholten und Eva zu Adam gesagt haben: „Du hast den Apfel gefressen.“ Herwiederum wird Adam geantwortet haben: „Warum hast du mir ihn gegeben?“ — Braut und Bräutigam sagt man gemeiniglich, daß die Braut wird vorgesetzt, welches eine deutsche Art zu reden ist, wie man sagt: Käse und Brod. — Was soll's doch sein, daß man die Ehe verbeut und verdammt, die doch natürlichen Rechtens ist? Gleich als wenn man verbieten wollte Essen, Trinken, Schlafen u. s. w. — Ehesachen gehen die Gewissen nicht an, sondern gehören für die weltliche Obrigkeit; darum schlage sich euer keiner drein (sprach Luther zu den Predigern), die Obrigkeit befehle es denn. — G–r.

Feuilleton.

[Preßfreiheit.] Man ist in manchen Staaten so ängstlich um ein paar gedruckte Zeilen, die das sagen, was die Leute zu Hunderten und Tausenden längst gedacht, aber nicht die Gelegenheit, oder die Lust, oder den Muth gehabt haben, auf freiem Markte, oder wenn in's Angesicht, für die es zunächst gehört, zu sagen — und doch wird's morgen vielleicht schon nicht mehr gelesen, wenigstens bald dann ganz gewiß nicht mehr, wenn es in einer Zeitschrift gestanden hat; denn die Schrift in ihr ist eine rechte Zeitschrift; sie entschwindet aus den Augen, wie die Zeit selbst unaufhaltsam forteilt. Die Gefahr, ihnen Preßfreiheit zu geben, ist also auch von dieser Seite betrachtet, keine. Da war die Preßfreiheit jener Zeiten, wo es keine Presse gab, gefährlicher. Damals imprimirte man seine Gedanken über mißfällige Dinge und Personen durch satyrische Bilder, oder durch Schrift an öffentlichen Gebäuden. Von dieser Sitte der alten Baulente findet man noch jetzt an alten Gebäuden die Beweise. Jeder der vorüber-, oder hineinging, sah es, und so dauerte der Spott, der sich ungescheut über Kirchliches ebenso, wie über Weltliches an den Wänden in Bild, oder Sprache ausgedrückt hatte, Jahrhunderte lang fort. Welche unsrer freisinnigen Druckschriften wird denn diese Dauer haben? G–r.

Seit Anfang der Dinge bis in's 15. Jahrhundert nach Christus war die Baukunst das große Buch der Menschheit, der Hauptausdruck des Menschen in den verschiedenen Zuständen seiner Entwickelung. Zuerst schrieb man Geschichte in den mütterlichen Boden der Erde auf die sichtbarste, dauerhafteste und natürlichste Weise — man errichtete Monumente. Die Architektur begann wie jede Schrift; sie war zuerst Alphabet, ein aufrechter Stein ein Buchstabe, jeder Buchstabe eine Hieroglyphe, und auf jeder Hieroglyphe ruhte eine Gruppe von Ideen. Später machte man Worte, baute Stein auf Stein. Man sieht, von jeher hat sich der Gedanke verewigen wollen, durch Baukunst, durch Schrift, durch die Buchdruckerkunst.

Auch der bessere Theil der Menschen strebt nach Freiheit und Gleichheit — es ist die Freiheit die Paulus in Fesseln hatte — die Gleichheit, wo der Höchste zum Niedrigsten spricht: „Du bist mein Bruder in Christo“ (2. Kor. 3, 17.).

Ein Mitglied der ehemaligen Akademie zu Chalons sagte zu Voltaire: „Unsre Akademie ist die älteste Tochter der pariser.“ — V. antwortete: „Und zwar eine sehr gute Tochter; denn man hat nie Etwas von ihr gehört.“

Rabener sagt von einer Dame: „Ein Stückchen Schinken soll ihr den Magen verderben, da sie doch aus einer Familie ist, deren Großvater die Häuser der Wittwen verdauen konnte.“

Folgende politische Sentenz stand an der Decke eines kurfürstlichen Zimmers: **Quid est monarchia, nisi triplex suspirium, obtinendi, retinendi, amittendi?**

Lesefrüchte.

[An einen schlechten Dichter.]

Dein Werk hat viel Füße und gehet doch nicht,
Es strömet von Wasser und fließet doch nicht,
Sprüht Feuer und Flamme und glühet doch nicht,
Häuft Blumen auf Blumen und duftet doch nicht,
Ist durchaus erdichtet und doch kein Gedicht.

Die Muse soll der Lerche gleichen;
Sie singt und denket nicht dabei.
Gedankenleerheit ist das Zeichen
Der neuesten Poeterei. (Kledge.)

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor. (v. Göthe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 13. 1843.

Literatur.

Leben des großherzogl. oldenburg. General-majors W. G. F. Wardenburg. Herausgegeb. von einem Bruder des Verstorbenen. Oldenburg (Schulze). 1842. gr. 8. (1½ Thlr.)

Unter die Zahl verdienter Kriegsmänner, welche an den durch die französische Revolution erregten Kämpfen in Italien, Spanien, Deutschland, Rußland, Polen, in den Niederlanden und an dem Befreiungskriege von 1813—15 Theil genommen haben, gehört auch der oldenburg. General Wardenburg, welcher zuletzt die Truppen von Oldenburg und der drei norddeutschen Hansestädte commandirte. Die vorliegende wohlgeschriebene Biographie, welche besonders auf Briefe, die der Verstorbene in die Heimath schrieb, sowie auf Tagebücher oder Ausarbeitungen über die von ihm mitgemachten Feldzüge basirt ist, — hat nicht nur locales Interesse, sondern verdient in der That allgemeinere Beachtung, da sie mannigfache merkwürdige und einflußreiche Verhältnisse, Ereignisse und Personen berührt und zum Theil in ein helleres Licht stellt. — Wilhelm Gustav Friedrich Wardenburg, geb. den 15. Mai 1781 zu Fedderwarden in der Herrschaft Knyphausen, war der Sohn eines Predigers und für die Wissenschaften bestimmt, ward jedoch aus Neigung Soldat. Aus dem oldenburg. Militärcorps, wo er bald bis zum Fähnrich stieg, wollte W. 1799 in russische Dienste treten, und zwar unter Suwarow, der damals in Italien stand. (Vergl. No. 46. der Adelszeitung von d. J.). Da sich aber dort seine feste Anstellung verzögerte, so ging er, von Suwarow selbst empfohlen, in österreichische Dienste, welche er jedoch 1805 wieder verließ. Er begab sich wieder nach Rußland und nahm als russischer Secondelieutenant rühmlichen Antheil an den Feldzügen von 1805 und 1806, namentlich zeichnete er sich durch seine Tapferkeit in der Schlacht bei Eylau aus, deren Schilderung zu den interessantesten Partien des Buchs gehört. Die eingestreuten Briefe an seine Mutter u. A. zeigen zugleich von der kindlichen Pietät, der Gemüthlichkeit und dem edlen Charakter des jungen Kriegers. Von nicht geringer Wichtigkeit sind auch seine Mittheilungen über den Krieg in Finnland, *) der ihm Orden und Ehre brachte. Nach dem Frieden ward er Adjutant des Prinzen Georg von Oldenburg. Von jetzt an gewinnen W.'s Nachrichten immer mehr an Interesse und Wichtigkeit. Zunächst folgt die Geschichte des russisch-französischen Kriegs im J. 1812. Die französischen Streitkräfte beliefen sich, nach W.'s Angabe, auf wenigstens 510,000 Mann; die russischen gieht er zu höchstens 200,000 an, außer 20 bis 30,000 M. irregulärer Reiterei. Ausführlich und genau werden die Kämpfe bei Smolensk und die Schlacht bei Borodino beschrieben, woran W. selbst Theil nahm, der bei Smolensk zum Stabsrittmeister bei der Garde avancirte. Von der Schlacht bei Borodino heißt es: „Man kann sich unmöglich einen deutlichen Begriff von dem Zustande des Schlachtgetümmels machen, ohne selbst dabei gewesen zu sein. Die Franzosen schleuderten eine so zahllose Menge Kanonenkugeln und Granaten in unsere Linien, als wir man bisher kein Beispiel gehabt hat; die Kanonade von Austerlitz, Eylau und Marengo sind Schattenwerke dagegen." Ueberall erscheint übrigens der General Barclai de Tolli, — der sich meistens da aufhielt, wo die Gefahr am größten war, — in einem vortheilhaften Lichte und weit umsichtiger als der Obergeneral Kutusow, der sich beständig auf oder neben der Anhöhe von Gorka als Zuschauer aufhielt und durch Benninghsen bereden ließ, die Schlacht bei Borodino nicht zu erneuern, (wozu zu Barclai de Tolli gerathen hatte). Hinsichtlich des Brandes in Moskau theilt W. unbedingt die Meinung derer, welche sie für die absichtliche und vorbedachte Ausführung des Generalgouverneurs Rostopschin halten. „Wie schrecklich und herzzerreißend jener Anblick den Russen, besonders den Großen, auch sein mochte, so überwog doch das Rachegefühl, dem verhaßten Feinde die ihm so ersteuliche Aussicht auf die glänzenden Winterquartiere von Grund aus zerstört zu haben, diesen Kummer bei weitem und verwandelte ihn in Freude und Jauchzen." Nach dem Tode des Prinzen Georg von Oldenburg (27. Decbr. 1812) übernahm W., auf Veranlassung des damals nach Rußland geflüchteten regierenden Herzogs von Oldenburg, die Errichtung und Führung eines Bataillons der russisch-deutschen Legion, zu welcher er durch einen kaiserlichen Befehl von der Garde als Oberstlieutenant versetzt wurde. Als Chef seines Bataillons nahm er an dem Feldzuge in Deutschland Wallmoden an der Niederreise und in Holland Theil. Im Februar des Jahres 1814 begab er sich mit Aufträgen, die Reorganisation der Legion betreffend, in das kaiserlich-russische Hauptquartier in Frankreich. Zu Pont sur Seine den 19. Februar angelangt, sah er hier zu seinem Erstaunen eine russische Division zurückgehen und erhielt zugleich die Nachricht, daß die ganze Armee zurückgehe, weil Napoleon die verschiedenen Corps einzeln geschlagen habe. Doch fand W. die Truppen in guter Ordnung, vorzüglich die russischen, und über Erwarten zahlreich. Er erfuhr nachher im Hauptquartier, daß Blücher zwar 6000 M. und 40 Kanonen, auch Wittgenstein und Schwarzenberg etwas verloren hätten, daß aber keine Hauptschlacht vorgefallen sei. Um so mehr wunderte er sich und Jeder bei der Armee, daß die Armee zurückging. Unterrichtete Officiere der verschiedenen Armeen, mit denen W. über diesen Gegenstand sprach, theilten ihm Folgendes darüber mit. Blücher sei durch sein voreiliges Vorrücken, um der erste in Paris zu sein, geschlagen und dadurch außer Communication mit der Hauptarmee gesetzt; Napoleon habe zwei Divisionen aus Spanien und andere Reserven erhalten, und so verstärkt, habe man es nicht für rathsam gehalten, nach diesen Umfällen ferner offensiv zu agiren, sondern die Armee solle sich rückwärts concentriren und sich auf ihre Reserven reviriren, während Blücher sich mit Bülow ꝛc. vereinige, um so vereint wieder vorzurücken. — Während W.'s Abwesenheit hatte sich das Verhältniß der russisch-deutschen Legion geändert; sie war in hannoverschen Sold getreten, blieb aber in russischen Diensten. Nach einer zwi-

*) Dorthin war sein Regiment nach dem Tilsiter Frieden versetzt worden.

Digitized by Google

schen England, Preußen und Rußland zu Paris abgeschlossenen Convention vom 2. Juni 1814 wurde die Legion aufgelöst. W. ging nun in die Dienste seines Landesherrn über und übernahm als Oberst das Commando des oldenburgischen Militärs. Schon am 8. Mai 1815 mußte dasselbe Oldenburg verlassen, um sich den gegen Napoleon (welcher von Elba zurückgekehrt war) ziehenden Truppen anzuschließen. Das Regiment bildete einen Theil des aus deutschen Bundestruppen zusammengesetzten Corps und wurde zur Einschließung und Berennung der Festungen Mezières und Monmedy verwendet. Als aber W. bemerkte, daß der Commandeur des Corps, der preußische General von Hake, die Oldenburger unnütz zur Erstürmung der genannten Festungen verwenden wollte, da die Liebergabe derselben nach den Vorgängen in Paris doch bald erfolgen mußte; so erklärte er sich energisch dagegen. Hake gab den Vorstellungen W.'s endlich nach und entließ später das Regiment, als es aus Frankreich abzog, auf sehr ehrenvolle Weise. Am 8. Decbr. trafen die Oldenburger wieder in ihrer Vaterstadt ein. — Die letzten Seiten (273 — 290) schildern das Leben des Generals W. im Frieden, und auch hier gewinnt er unsere Achtung. Sein Tod am 29. Mai 1838) erregte im ganzen Lande die größte Theilnahme. **Ap.**

Albert von Hochfelden oder Militair und Kirche. Roman von Pastor Mahner. Grimma 1843. Verlag von J. M. Gebhardt.

Der Candidat Frommann kommt als Hauslehrer zu dem Major von Hochfelden, welcher zwar ein sehr rechtlicher und braver Mann, jedoch nicht nur dem geistlichen Stande sondern auch den kirchlichen Gebräuchen abhold ist, und deßhalb mit dem Geistlichen des Orts stets in Unfrieden gelebt hat. Seine christlich-fromme Gattin, sehr gebildet und liebenswürdig, sucht ihn nicht selten von seinem Vorurtheile abzubringen, und spricht bei der Vertheidigung des geistlichen Standes oft wahr und schön zu ihm. Doch es gelingt ihr nicht; er bleibt bei seinen, von Jugend auf eingefogenen Grundsätzen, und nennt die Geistlichen nur Pedanten und Egoisten. Aber der Candidat, ein vielseitig gebildeter junger Mann, weiß ihm durch sein ernstes, ruhiges Benehmen richtigere Begriffe beizubringen, so daß er nach und nach an den kirchlichen Gebräuchen wieder Theil nimmt. Doch fallen noch sehr oft Streitigkeiten vor, theils mit dem Candidaten, theils mit Geistlichen. Frommann besucht oft den Geistlichen des Orts, einen würdigen und geiehrten Mann, in dessen Umgange er sich sehr wohl befindet, und verliebt sich in dessen tugendhafte und liebenswürdige Tochter. Nach einem halben Jahre heirathen sie sich, da der Herr von Hochfelden ihm eine Patronatstelle giebt. — Schon diese Partie des Romans ist von nicht geringem Interesse, und es kommen recht wahre und treffende Stellen vor. Verwerflich aber ist die Ansicht, in die Kirche zu gehen, selbst wenn das Herz nicht dazu treibt, nur um ein gutes Beispiel zu geben. — Obgleich es der Major von Hochfelden gern gesehen hätte, den Lehrer seines Sohnes noch ein paar Jahre in seinem Hause zu haben, so wollte er ihm doch nicht hinderlich sein und gründet so selbst sein Glück. Albert von Hochfelden ist zwar noch sehr jung, besitzt aber doch Kenntnisse genug, um eine Militärschule zu besuchen, denn auch er hat sich für den Militärstand entschieden. Mit schwerem Herzen sieht ihn die Mutter scheiden, denn ist auch ein guter Grund gelegt, so ist Albert doch noch zu jung und unerfahren, um allen den vielfachen Versuchungen zu entgehen. In der That kommt er auch nicht in die beste Gesellschaft und ist nahe daran, die Unschuld des Herzens zu verlieren; doch ein älterer, erfahrener Freund, der streng-sittliche Victor von Gagern, ebenfalls Cadet, sucht ihn immer auf den rechten Weg zu bringen. Später wird Albert von Victor getrennt, wird letzterer zum Leutnant avancirt. Einige Jahre später wird jedoch auch Albert Leutnant und geht in Garnison ab. Dort trifft er unter seinen Cameraden nicht eben tugendhafte Menschen; namentlich befindet sich unter ihnen ein Vetter von ihm, der sehr wüst und unsittlich lebt. Auch Albert wird einigermaßen in den Strudel mit fortgerissen; doch eine bedeutende Katastrophe erhebt ihn ganz wieder. Er wird nämlich von einem seiner Cameraden, welcher von geistigen Getränken sehr aufgeregt ist, auf eine etwas unzarte Weise mit einem Mädchen geneckt, welches er Tages vorher im Wirthshause am Fenster gesehen und welches einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat. Dies bringt ihn so auf, daß er den Andern auf Pistolen fordert. Es kommt zu einem Duell, und Albert verwundet seinen Gegner tödtlich, worüber er ganz außer sich geräth. Sein besseres Selbst tritt jetzt recht offen an's Licht. Er übergiebt sich selbst als Arrestant, und erhält zur Strafe ½ Jahr Festungsarrest, aus welchem er viel gereifter, ernster und männlicher hervor geht. Seine Eltern haben sich unterdessen auf das Gut begeben, wo Frommann Pfarrer ist. Auf dem benachbarten Rittergute lernen sie den Herrn von Aufberg und seine Tochter kennen, mit welchen sie bald innig befreundet werden. Vorzüglich die jungen Mädchen fühlen sich sehr zu einander hingezogen. Außer dieser Tochter hatte der Herr von Aufberg noch einen Sohn, der auch Militär war. Als der junge Hochfelden von der Festung zurückkehrt, erkennt er in Fräulein Aufberg seine schöne Unbekannte, welche er immer im Herzen gehabt und welche das Duell herbeigeführt hatte. — Albert wird in eine andere Garnison versetzt. Der dortige Oberst Morgenstern, ein würdiger Krieger, erkennt bald seine guten Eigenschaften und achtet ihn sehr hoch; auch avancirt Albert bald zum Oberstleutnant. Etwas später verheirathen sich die jungen Leutchen; der junge Hochfelden mit Fräulein Aufberg, und Aufberg mit Fräulein Hochfelden. — Dies ist ohngefähr der Hauptinhalt dieses Romans, der schon um seines guten Zweck's willen Empfehlung verdient. Er hat dem Ref. im Ganzen recht gut gefallen. Doch kommen die Streitigkeiten zwischen den Geistlichen und den Söhnen des Mars zu oft vor, und Wiederholungen waren deshalb kaum zu vermeiden. — Auch steht in der Wirklichkeit der Militärstand dem geistlichen Stande nicht so schroff entgegen, als der Hr. Verf. wähnt. Von einzelnen Mißlichkeiten darf man nicht gleich auf den ganzen Stand schließen. — Druck und Papier machen der ehrenwerthen Verlagshandlung Ehre. **93.**

Aus dem Böhmerwalde. Von Josef Rank. Lpz. 1843. Verlag v. W. Einhorn. 299 S. 8.

„Gebirgsluft, Waldesdunkel und Wiesenduft weben uns aus diesen Blättern an und erfrenen und erquicken uns," und mit Recht heißt es in einer geachteten Zeitschrift (dem „Sonntagsblatt" von Frankl in Wien): Es ist uns seit Langem kein Buch im Vaterlande zugekommen, Stifters poetische Novelle „Abdias" ausgenommen, das wir, wie das vorliegende, so allseitig loben und in dem wir ein neues, auftauchendes Talent begrüßen konnten. Vor Allem tritt uns ein Ernst des Wollens, ein Fleiß der Darstellung entgegen, der stets für einen Beginnenden gewinnt. Wenn nun diese beiden Kräfte sich auf ein, uns bis jetzt faß unbekanntes Gebiet werfen und neue Eroberungen für unsere Anschauung machen; so sind uns diese um so willkommener. Wir werden hier nämlich

Digitized by Google

in einen Theil Böhmens eingeführt, der noch sehr wenig bekannt ist, wo aber noch eigenthümliche Sitte, Gesinnung und Weltanschauung herrscht und wo übrigens der Hr. Verf. des interessanten Werkes selbst geboren ist. — Zuerst macht er uns mit dem Schauplatze bekannt (S. 1—21), wo die Menschen wohnen, in deren äußeres und inneres Leben wir eingeführt werden. Diese deutschen Bewohner des Böhmerwaldes finden wir nämlich bis gegen Tanz, südlich bis zum Ende des Gebietes der k. Freibauern, östlich sind sie durch die anwohnende czechische Bevölkerung, westlich durch den Böhmer Hochwald natürlich abgeschieden. Dann schildern uns der Hr. Verf. das Volk im Allgemeinen (S. 23—36) und geht auf einzelne Sitten und Gebräuche desselben (Tanz, Verlobung, Hochzeit, Pfingstwallfahrt, Herennitt, Pfingstwettrennen, Hirtenbrauch, Leichenbrauch ꝛc.) über (S. 41—139). Daran knüpft sich die Schilderung eines Winterabends (S. 143—162), wobei ächt nationelle Sagen und Märchen mitgetheilt werden. Volksnovellen und ein Anhang von Nationalliedern machen den Schluß dieses anziehenden Buches, das auch von der Verlagshandlung trefflich ausgestattet ist. Ap.

Perlen. Eine Sammlung geistreicher Gedanken aus den classischen Schriften der Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener und Deutschen. Von K. W. S. Leipzig, 1843. Verlag von H. Weinedel. 89 S. 8. br.

„Gieb mir" — hat in der abgematteten Dürre der Krankheit Herder seinen Sohn — „einen großen Gedanken, damit ich mich erquicke!" In der That giebt es nichts Erquickenderes, als einen solchen Gedanken, wenn man, ermüdet von dem Gewirre der Wirklichkeit, sich in sich selbst zurückzieht. Rec. ist nun so weniger ein Gegner von besonderen Sammlungen geistreicher Gedanken, als die Meisten, wenn sie Schriften im Zusammenhange lesen, weniger auf die guten Gedanken achten, indem gewöhnlich mehr zum Amusement gelesen wird, wobei man nur die anziehende Geschichte sich merkt, oder, wie bei Gedichten, nur dem Totaleindrucke sich hingiebt, ohne das Einzelne einer längern Anschauung, Ueberdenkung und Anwendung auf eigenes und fremdes Leben zu würdigen. Die vorliegende Sammlung zeugt, abgesehen von einigen Unbedeutenden, im Ganzen von dem guten Geschmacke und feinem Takte des Verfassers, welcher es sich freilich bei der Zusammenstellung sehr bequem gemacht hat, indem die gesammelten Gedanken weiter nach den Autoren, noch nach dem Inhalte geordnet sind. Auch fehlen gar manche Namen guten Klanges, deren Werke eine reiche Ausbeute gewährt haben würden. Wir erwähnen nur: v. Ammon, C. Wagner, Hauff, Lichtenberg, Tzschirner, Fr. Jacobs, Pfeffel, v. Thümmel, Falk, Claudius, K. Streiger, welche bei einer erwaigen 2. Aufl. nicht unberücksichtigt bleiben dürfen. Im Uebrigen gehört die Anthologie zu den besseren. Ap.

Die Verirrten. Ein Roman für die Gegenwart. Von Wilhelmine von Sydow, genannt Isidore Grönau. Sondershausen, F. A. Eupel. 2 Bde. 12. geh. 1843. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die geist- und talentvolle Verfasserin reicht der gebildeten Leserwelt in diesem Werke eine Fülle anziehender Unterhaltung und Belehrung. Mit der ihr eigenen Umsicht hat sie in dem inhaltreichen Stoffe die Verhältnisse der Gegenwart in ihren hervortretenden Spaltungen auf das Treffendste dargestellt und, frei von jedem Vorurtheile, auf das Ziel hingewiesen, das alle Theile in einer Zeit wie die unsrige zu verfolgen haben, soll den Reibungen abgeholfen werden, welche das Gesammtwohl bedrohen. Während sie in edlem Vereinfachen jene wesentlichen Interessen beleuchtet, hat sie nicht verabsäumt, die Intrigue des Romans auf das Spannendste durchzuführen und in den gelungensten Natur-, Charakteren und Reflexionen dem Werke eine Ausstattung zu geben, welche es zur Zierde jeder gut besetzten Privat- und Lesebibliothek eignet.

Leidenschaft und Grundsatz. Aus dem Engl. des Capit. Chamier. Braunschweig, Leibrock. 4 Bände. 1843.

Chamier's Name ist zu bekannt und auch in der deutschen Literatur von zu gutem Klange, als daß es nöthig wäre, ihm Publicum seine Producte anzupreisen. In vorliegender Erzählung hat er ein Problem gelöst, an dem Bulwer's Kraft zuschanden gescheitert ist. „Leidenschaft und Grundsatz" schildert eine ganz einfache Begebenheit aus den höhern Kreisen der englischen Gesellschaft. Zwei junge Mädchen, beide schön und geistreich, repräsentiren die beiden Abstracta des Titels. Helene Percival wird von einem jungen Geistlichen, Annesley, erzogen, da eine höchst indolente Mutter und ein ahnen- und ariststolzer Vater, der sonst jedoch wahrhaft edel, das ächte Bild eines Edelmanns mit allen Vorzügen und Schwächen darstellt, sich nicht dazu berufen fühlen. Lehrer und Schülerin lieben sich, und Helene wird dem jungen Prediger verlobt. Der Freiherr, Helenens Vater, wünscht, von einem glänzenden Reichthum unterstützt, das ganze Besitzthum seiner Väter wieder zu erringen, um seinem Sohne die unbeugsame Pairie zu hinterlassen; unglücklicher Weise befindet sich ein Theil der Baronie in den Händen eines Viscounts, der sich durch Talente als Staatsmann emporgeschwungen hat, aber wegen seiner niedrigen Herkunft dem Freiherrn ein Gräuel ist; dieser will ihm sein Gut nicht verkaufen. Da steht der Viscount Helenen, er liebt sie nicht, auch ist er zu alt, als daß ihn Sinnlichkeit gänzlich befangen sollte; aber wie er die besten Pferde hat, den besten Koch, das schönste Schieß, so will der vollendete Egoist auch das schönste Weib in Großbritannien das seine nennen. Er bietet dem Freiherrn sein Gut zum Kauf unter der Bedingung, daß er ihn bei der Bewerbung um Helenen nicht hindern wolle. Der alte Edelmann, in dessen Hand es nun liegt, den schmächten Wunsch seines ganzen Lebens zu erfüllen, kämpft einen langen entsetzlichen Kampf mit seinen angeborenen, edeln Gesinnungen; der Versuchter, der Viscount, siegt, aber der Freiherr hat von da an seine Freude mehr, er hält sich für entehrt und trägt die Last dieses Bewußtseins auf eine qualvolle Weise. Der Viscount macht sich Helenen interessant, und in London, wo er sich alle Mühe giebt, das junge Herz und den Kopf der Geliebten Annesley's zu überäuben, gelingt es ihm durch die teuflischste Intrigue, Bestechung aller Art u. s. f. den Bund Helenens und Annesley's zu trennen. Er heirathet sie und macht sie unglücklich, sie wird Mutter; durch ihren Gemahl aber entsetzlich behandelt, gelangt sie plötzlich zur Entdeckung jener Intrigue, sie wird wahnsinnig, und findet nach ihrer Heilung nur einen traurigen Frieden in der Erfüllung ihrer Pflicht gegen den Gatten, der durch eigene Treulosigkeit von dem Gipfel seiner Macht herabgestürzt ist. Ihre Jugendfreundin, Louise Conway, von einem edeln Vater vortrefflich erzogen, nie der Leidenschaft sich ganz überlassend und an der

Digitized by Google

Richtschnur fester Grundsätze durchs Leben gehend, steht ihr stets hilfreich zur Seite und die Schicksale der beiden Freundinnen sind auf interessanteste und zugleich auf die natürlichste Weise innig mit einander verschlungen. Louise liebt ihren Vetter Arthur St. John, der mit glühendster Leidenschaft an ihr hängt; da bemerkt sie die Flecken seines Charakters, und reißt sich mit heißester Liebe zu ihm von ihm los — meisterhaft ist die Abschiedsscene. — Sir Charles Conway, Louisens Vater, stirbt, Arthur St. John ist nach englischem Gesetz sein Erbe, Louise verläßt arm und hilflos ihr väterlich Haus, obgleich Arthur nochmals um ihre Hand bittet. Sie geräth in das tiefste Elend, muß durch Malerei ihren Lebensunterhalt verdienen, aber der ächte Adel ihrer Gesinnung und die Festigkeit ihrer Grundsätze erheben das junge Mädchen stets über alle Verhältnisse. Reginald Talbot, der Mündel ihres Vaters, hat aus Gram über Louisens Liebe zu St. John, den er eben so heiß haßt, wie er Louisen liebt, als Diplomat England verlassen; da wird seine Amtsführung von der Oppositionspresse angegriffen, Louise vertheidigt anonym in einer Brochüre ihren Jugendfreund; diese Schrift macht Aufsehn. Sir Reginald Talbot kommt zurück, findet Louise, und diese findet endlich ein schönes ungetrübtes Glück an seiner Hand. Es würde zu weitläuftig sein, Schönheiten dieser Erzählung anzuführen; wir könnten beinahe das ganze Buch hersetzen. Jeder Charakter ist mit Meisterzügen entworfen, und selbst die der Nebenpersonen sind mit solchem Fleiß ausgeführt, daß keiner bedeutungslos dasteht. Die glänzende Schreibart ist in der gelungenen Uebersetzung nicht zu vermissen, und die Keuschheit und Würde des Inhalts machen das Buch auch für junge Damen zu einer empfehlenswerthen Lectüre. Die äußere Ausstattung ist sehr anständig. **Ge. He.**

Die Patrimonialgerichts-Reform im Preußischen Staate. Stettin, Nicolaische Buch- u. Papierhandlung 1843.

Ein Werk, welches auf seinen 35 Oktavseiten manches Beachtenswerthe über diesen Gegenstand darbietet, jedoch, wie schon der Titel andeutet, sich lediglich auf Zustände des Preußischen Staats bezieht. — Der Verfasser (der sich nicht nennt) sucht darzulegen, daß die Patrimonialgerichtsbarkeit in Preußen ohne Nachtheil für das öffentliche Wohl fortbestehen könne, wenn nur mehrere allerdings zufällig — nicht aber nach dem Wesen des Instituts — damit verbundene Uebelstände Staatswegen beseitigt würden, und fügt zugleich Vorschläge bei, wie sie zu heben seien. — Erwägt man, daß (nach Seite 4 der vorliegenden Schrift) mehr, als 3½ Million Preußische Unterthanen in den Bezirken der Patrimonialgerichte leben, so ist die Sache jedenfalls aller Aufmerksamkeit werth, und dies um so mehr, als bekanntlich schon seit längerer Zeit die deutschen Regierungen mit der Tendenz, die Patrimonialjurisdiction gänzlich aufzuheben, immer ernster hervortreten, folglich die öffentliche Besprechung und nähere Aufklärung der verschiedenartigen Ansichten darüber ein höchst bedeutendes praktisches Interesse gewonnen hat. Möge daher auch obiges (sich an die vorjges Jahr in der Rauk'schen Buchhandlung zu Berlin erschienenen Schrift: „Vorschläge zur möglichsten Beseitigung der Nachtheile der Patrimonialgerichtsbarkeit" anschließendes) Werk diejenige Verbreitung und Beachtung finden, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes verdient. **Kl.**

Die Entführung der Prinzen Ernst und Albert durch Kunz von Kaufungen, von Adolph Bratfisch, Conservator der herzogl. Rüst- und Antiquitätenkammer zu Altenburg. Altenburg 1843.

Vorliegende kleine Schrift enthält eine treue, oft mit den Worten der Quellen gegebenen Schilderung des bekannten, vielbesprochenen Prinzenraubes durch Kunz von Kaufungen, interessante Nachweise über Reliquien, die sich auf diese Geschichte beziehen, und ein sehr altes altenburgisches Volkslied, das den Prinzenraub zum Gegenstand hat und, so viel ich weiß, noch nirgend gedruckt ist. Wir empfehlen das Schriftchen Jedem, der sich über diese Entführung unterrichten will. **Ge. He.**

Literarischer Salon.

Von dem ausgezeichneten Werke „Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt und herausgegeben von Dr. R. F. Eylert" (1. Theil) ist bereits die 3. Aufl. (Magdeburg 1843 in der Heinrichshofen'schen Buchhandlung) erschienen.

* * *

Bei Friedrich und Andreas Perthes in Gotha erschien so eben: „Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis Franz II. nach Siegeln an Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Originalbildnissen gezeichnet von H. Schneider, in Holz geschnitten in der xylographischen Anstalt zu München; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen für die Jugend von Friedr. Kohlrausch. 1. Abth. (in 8 Heft.) 1. Heft (à ⅓ Thlr.)

* * *

Eine recht verdienstvolle Arbeit ist: „Das Nibelungenlied im Tone unserer Volkslieder, durch Aug. Ad. Ludw. Follen." 1. Th.: „Siegfrieds Tod." (Zürich und Winterthur, literar. Comptoir).

* * *

Im Jahr 1812 erschienen in Paris nur 45 Journale und sonstige periodische Schriften; Anfangs 1843 war die Zahl derselben auf 468 gestiegen. Ob und was Wissenschaft und Literatur bei ihrer unerhörten Verwahrung gewonnen oder verloren haben, sollte wohl untersucht werden.

* * *

Von Herlossohn's angekündigter neuer Zeitschrift: „Der Morgenstern, Unterhaltungsblatt für die gebildete Lesewelt" — ist eben die erste Nummer erschienen. Sie beginnt mit einem Gedichte: „Der Morgenstern;" dann folgen: eine interessante Criminalgeschichte („der Verschwiegene"), eine Humoreske („Politik der Damen") und „Streiflichter über Kunst, Literatur, Leben und Tod." — Wöchentlich erscheint eine Lieferung. Vierteljährlicher Preis 7½ Ngr. — Uebrigens ist die in No. 36. der „Sonntagsblätter" von Frankl enthaltene Nachricht von Herlossohn's Tode ganz unbegründet. Wundern wird sich der Dichter, dort seinen Nekrolog von Freundes Hand zu lesen.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 59. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Krieg und Frieden.

Von

Carl Grafen v. Hülſen.

Krieg wird ſein, ſo lang' die Erde
Barbarei und Knechtſchaft trägt.
Wo der Menſch ein Menſch geworden,
Wird der Frieden zart gehegt.

Deutſche, Franken und Ihr Britten,
Bleibet Menſchen immerdar,
Und Ihr werdet Frieden haben,
Brauchen nicht die Kriegerſchaar!

Aber nahen ſich aus Oſten
Euch Barbaren, nun wohlan,
Zieht die Klingen aus den Scheiden,
Friſch d'rauf los, Mann gegen Mann!

Wenn es die Barbaren wagen,
Zu beginnen wilden Streit,
Müſſen ſtets ſie unterliegen,
Untergehn auf ew'ge Zeit! —

Zur Unterſcheidung des Bürgers vom citoyen.

(Schluß)

Daß dieſe Claſſen in Frankreich als Mitglieder der regimentirenden Verſammlungen an das Ruder kamen, kann nicht befremden, weil gewiſſen Nationalitäten die Volksverſammlung einmal eigenthümlich iſt, die in jener Art von Zuſammenkünften wieder aufzuleben verſuchte. Denn die Neufranken brauchten einen Napoleon ebenſowohl, wie die Gallier einen Brennus, die Hunnen einen Attila, und die Mongolen einen Dſchingiskhan. Würden aber in Deutſchland ähnliche Verhältniſſe eingeleitet, ſo läßt ſich dies nicht begreifen, ſondern nur aus der gedankenloſen Verſtandesarmuth des gröbſten Egoismus erklären, und es führt an die Frage nach der Zweckmäßigkeit, Proletarier nicht blos einzuführen in die ſtändiſchen Verſammlungen, ſondern auch hier ihnen das Uebergewicht einzuräumen.

Es war ein langbeſprochener, noch heute nicht abgethaner Streitpunkt: ob die Bundesacte unſerem Vaterlande ſtändiſche oder landſtändiſche Verfaſſungen ſtipulirt habe. Darüber wird es zu keinem Entſcheide kommen, ſo lange die Frage, in obiger Weiſe formulirt, durchaus falſch geſtellt bleibt. Vielmehr ſollte man den Unterſchied von „ſtändiſch" und von „landſtändiſch" ganz fahren laſſen. Blos dem Land und der Production eine Vertretung oder eine Stimme einzuräumen, wäre eben ſo verfehlt als unhaltbar, auch dem Geſchichtlichen widerſprechend, weil ſeit langen Zeiten, ſeit dem Entſtehen der größeren Städte, nicht blos die Production, ſondern auch die Arbeit mit dem zu ihr gehörigen Zweige des Handels eine durch die Städte ſich vollziehende Vertretung genoß. Sie muß derſelben auch gelaſſen bleiben, jedoch unter der Clauſel, daß nicht Proletarier, ſondern durch Eigenthum und Vermögen unabhängige Bürger ſie zu vollziehen haben. Es handelt ſich mithin nicht darum: ob die deutſchen Verfaſſungen aus Ständen oder aus Landſtänden, ſondern darum: ob ſie aus Ständen oder aus Proletariern beſtehen ſollen. Dieſe Frage iſt deßhalb höchſt wichtig, weil man alle Repräſentativverfaſſungen auch Proletarierverfaſſungen nennen darf. Denn bildet es auch kein Erforderniß ihrer Mitglied-

Digitized by Google

schaft, Proletarier sein zu müssen, um zugelassen werden zu können; so wird doch das bloße Zulassen von Proletariern sehr bald das Uebergewicht und die Domination derselben zur Folge haben. Und sogar wenn dies nicht der Fall wäre, müßte dennoch man den Proletarier entfernen, schon um des Friedens willen, weil sein Interesse stets ein oppositives sein wird, eine unfriedliche Opposition stiftend, von der man in Deutschland nichts wußte, so lange man hier noch Bänke hatte, statt der Kammern.

Es wird gegen diese Ansicht erinnert: daß danach dem Talente der Einfluß auf die Angelegenheiten und das Regiment benommen würde; allein dem ist nicht so. Wäre wirklich es der Fall, daß einzelne Nationen der Besitzenden und Habenden von Talent, Kenntnissen und Verstand so wenig hätten, um Regierungsweisheit von Proletariern beziehen zu müssen; so könnten wir sie nur beklagen, bezweifeln jedoch ein solches Verhältniß und würden rathen, auf Maaßregeln zu seiner Besserung, nicht zu seiner Befestigung zu denken. Auch fänden solche Talente die angemessene Stellung besser im Fürstenrathe und in den Collegien, als in der Volksversammlung. Am meisten würden sie nützen können und wirken als Schriftsteller durch freies Schriftthum. Ihr eigentliches Gebiet wäre das der Presse. Wahrscheinlich dürften sie eine zwiefache Presse vermitteln, eine conservative und eine destructive. Diese letztere ist gefährlich nur dann, wenn sie allein und ihr keine conservative gegenübersteht. Dieser letzten muß es, je mehr sie die Sache der Wahrheit führt, leicht sein, nicht blos jene erste zu paralysiren, sondern auch wohl gar entweder zu bessern oder zu vernichten. Ein besonders günstiger Schritt wäre dadurch auch für das Problem der freien Presse gethan. Der Censur würde kaum es noch bedürfen. Wenigstens läßt sich es viel leichter ertragen, daß eine conservative und eine destructive Presse nebeneinander bestehen, als daß man eine Ständeversammlung aus einem conservativen und einem destructiven Elemente componirt, damit diese dort gegeneinander wirken, und bellum omnium contra omnes constitutionelles Verfassungsprincip werde.

Wilhelm von Schütz.

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

„Meine Mutter," sagte sie, „starb vor einigen Jahren auf einer Reise durch Deutschland bei ihren Verwandten in Thalheim. Sie schläft in jenem Gewölbe an der Seite ihrer Großältern. Ich befinde mich auf der Reise nach den von meinem verstorbenen Gatten geerbten Gütern in Italien. Der Wunsch, die Ruhestätte meiner theuren Mutter zu besuchen und meinen Dank gegen die auszusprechen, welche ihr die letzte Pflege gewährten, bewog mich, der dringenden Einladung meiner Verwandten nachzugeben und für einige Zeit meine Gegenwart in Thalheim zu versprechen. Die guten Menschen überhäuften mich mit Bezeigungen ihrer Liebe, aber oft in einem Grade, der meinem Charakter nicht entsprach. Ich bleibe eine Fremde unter ihnen, und muß die Stunden der Nacht wählen, um mich der Einsamkeit am Grabe meiner Mutter überlassen zu können. Nur von meinem treuen Diener begleitet, wandere ich in den Stunden, wo die Andern des Schlafes genießen, hieher, und überlasse es ihnen, mein ungewöhnliches Thun sich zu erklären.

Als die Stunde der Mitternacht ertönte, nahte sich ihr Diener, und wir trennten uns, in der kurzen Zeit inniger befreundet, als es sonst nach jahrelangem Umgange zu geschehen pflegt. Ich schaute lange der Verehrten nach, bis sie meinen Blicken entschwand, und entfernte mich dann mit dem Bewußtsein, eine der bedeutungsvollsten Stunden meines Lebens verlebt zu haben. Sie hatte mich gebeten, während ihrer Anwesenheit nicht in Thalheim vorzusprechen, weil ihre Verwandten, einer andern politischen Partei angehörend, durchaus gegen meine Handlungsweise gestimmt seien, und die unvermeidliche Erneuerung politischer Streitigkeiten sie nur unangenehm berühren würde. Dagegen hatte sie mir für die nächste Nacht ihre Gegenwart auf dem Friedhofe zugesagt. Die nächste Nacht vereinigte uns wieder in der stillen Laube. Unser Gespräch betraf fast allein die gewaltigen Ideen unserer Zeit, welche Millionen in Bewegung setzten und die mächtigsten Throne erschütterten. Ich erstaunte, mit welcher Klarheit, mit welcher geistigen Größe ihr jugendliches Gemüth die bedeutungsvollen Worte ihres Gatten und der großen Männer seines Umgangs aufgefaßt und sich angeeignet hatte. Wie ein Schüler vor seinem Meister stand ich vor der zwanzigjährigen Frau, — und vernahm ehrfurchtsvoll ihre gewichtigen Sprüche. Wie leer erschienen mir jetzt die Stunden des Tages gegen die kurze Zeit, welche mich allnächtlich mit der Angebeteten vereinte. Der ungestörte Austausch unserer Ideen, die in jener Zeit noch seltene Uebereinstimmung der geheimsten Gedanken über die heiligsten Interessen der Menschheit, mußten nach und nach eine Vertraulichkeit in unsern Umgang bringen, welche hin und wieder auch andere, dem Herzen und Gemüthe näher angehörende Gefühle zum Gegenstande unsers Gesprächs machten. Unwillkürlich beschränkten wir unser Zusammensein nicht mehr auf die stille Laube in der Nähe der Gruft und wandelten Arm in Arm durch den freundlichen Park, welcher sich vom Thal bis in die Mitte der Anhöhe heraufzieht. Der Gesang der Nachtigallen, der liebliche Duft der Blüthen, welche die beginnende Rosenzeit verkündeten, der ganze Zauber warmer Juliusnächte bestürmte unser Herz, und zog uns gewaltsam von den kalten Höhen der Politik hinab in das liebe- und lebensvolle Reich des Gemüthes und der Jugend-

Digitized by Google

lust. Bald war der einsame Friedhof nur der Ort des Zusammentreffens und des Abschieds. Wie aber soll ich mein Erstaunen, meine Seligkeit schildern, als ich, kaum mir selber trauend, bemerkte, wie die von Anfang an gewaltsam unterdrückte Jugendlust jetzt in dem Herzen der Zwanzigjährigen erwachte, mit der ganzen schwellenden Macht eines eingedämmten Stromes, der, seine Banden zerreißend, hervorbrach. Und ich, ich war der Glückliche, der diese Flamme erweckt, der die erste Liebe in ihrem Herzen entzündet hatte. Unter den seligsten Küssen des in unendlicher Schönheit strahlenden Weibes ward ich mir bewußt, daß ich ein Glück genoß, welches wohl nur selten den Sterblichen in solcher Reinheit zu Theil wird. Vier unendlich glückliche Wochen flohen im Genusse unserer Liebe vorüber. Wir waren einig, daß nach meiner Abreise meine Gattin, denn das war sie vor Gott geworden, auf ihre Güter reisen, und dann so schnell als möglich mir nachfolgen solle, damit das Band der Ehe unsern Bund auch vor der Welt heilige. Wir hatten Alles fest bestimmt; mit jedem Tage konnten meine eingegangenen Verpflichtungen mir schleunige Abreise auferlegen, und gewiß hätte mich die Verzögerung erwarteter Nachrichten in vielfache Sorgen gestürzt, wären nicht eben dadurch die glücklichen Stunden in den Armen meiner Geliebten vermehrt worden. Doch die gefürchtete Stunde kam. Eines Morgens erhielt ich den Befehl zur sofortigen Abreise, indem schon der nächste Abend zu einer wichtigen Zusammenkunft Gleichbetheiligter bestimmt war. Ich durfte nicht zögern; aber sehen wollte ich meine Geliebte noch einmal. Ich sprengte nach Thalheim; aber sie war nicht gegenwärtig, und brieflich mußte ich ihr mein Abschiedswort zurufen. Mein gegebenes Wort hielt mich zurück, meinen Eltern unsre Liebe ahnen zu lassen. Schon mein Besuch auf Thalheim war gegen unsre Uebereinkunft gewesen, und so war jener Brief das einzige, was ich ihr zurückließ. Meine Reise ging mit der größten Eile vor sich, und schon nach wenigen Tagen verließ ich Europa, um das Liebste, was ich zurückließ, nie wieder zu sehen. An den Ort meiner neuen Bestimmung angelangt, wurde ich mit der größten Achtung aufgenommen. Das Glück verfolgte mich, und schon nach einigen Schlachten konnte ich als Major meiner Gattin eine angesehene Stellung bieten. Aber von ihr blieb jede Nachricht aus. Geängstigt von der peinlichsten Sorge, schrieb ich an meinen vertrautesten Freund in Europa, und erhielt nach Jahresfrist Nachricht, die hohe Dame sei plötzlich verschwunden, und nur die Unkenntniß ihrer Ruhestätte fehle zur sichern Behauptung ihres Todes. Nur die glühendste Begeisterung für die Ideen, welche ich verfocht, konnte mir einigen Trost in meinem Schmerze gewähren. Das Geschick, als wolle es mir Ersatz für den Verlust bieten, verfolgte mich mit seiner Gunst, und schon nach wenigen Jahren stand ich geehrt und gepriesen auf einer der höchsten Stellen, die mir zu Theil werden konnte. Es ward Friede, und als der Rausch des Kriegsgetümmels vorüber war, fühlte ich um so mehr die Größe meines Verlustes.

Nach zwanzig Jahren betrat ich wieder den heimathlichen Boden. Meine Eltern waren todt, ich selbst nur noch von Wenigen gekannt. Ich besuchte den Ort, wo ich meine Kindheit verlebt hatte; Zeitereignisse hatten meinen Bruder in andere Gegenden verschlagen, das Schloß stand öde und verlassen. Ich fand nichts verändert, nur viele neue, mir unbekannte Menschen staunten mich an; die wenigen, von mir einst Gekannten, waren alt geworden, und gewannen erst nach und nach Zutrauen. Ich begab mich auf den Friedhof, den Zeugen meines aufblühenden Glückes — Alles war in der alten Gestalt, und zu meiner Verwunderung bemerkte ich einen Geist der Ordnung, der eine tägliche sorgfältige Pflege voraussetzte. Die Fliederlaube stand noch fehr gut erhalten, nur die Stämme waren alt geworden, sonst Alles im vorigen Zustande; aber in ihrer Nähe erhoben sich Beete, mit Rosen und Lilien besetzt — die Pflege einer liebenden Hand war nicht zu verkennen. Als ich umherblickte, bemerkte ich in einiger Entfernung ein Häuschen, welches früher nicht dagestanden hatte. Ich schritt darauf zu; ein rüstiger Mann trat mir aus demselben entgegen und war freundlich bereit, mir auf meine Fragen Auskunft zu ertheilen. Von ihm erfuhr ich, daß vor mehreren Jahren der Besitzer von Thalheim mit meinem Bruder übereingekommen sei, einen besonders verpflichteten Mann zu Schutz und Pflege des Friedhofes zu ernennen, der in der Nähe seine Wohnung haben solle. Er erzählte mir ferner, daß er bald darauf noch das Amt des Todtengräbers erhalten habe, wodurch seine Stellung eine der einträglichsten in der Umgegend geworden sei. Mir gelang es, das Vertrauen des braven Mannes, eines gedienten Soldaten, zu erwerben, und nach manchem Hin- und Herreden vertraute er mir eine Begebenheit, welche meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Im letzten Sommer nämlich sei eine bildschöne Frau mit ihrem Gatten von Thalheim zu ihm gekommen, habe sich die Familiengruft zeigen lassen, dann lange mit ihrem Gatten auf der Bank unter der Fliederlaube gesessen, mit ihm in einer fremden Sprache gesprochen, und oftmals heiße Thränen vergossen. Dann habe sich der Herr zu ihm gewandt und ihm gesagt, er werde jährlich hundert Thaler halten, wovon die Hälfte zu Erhaltung und Ausschmückung der Fliederlaube, das Uebrige zur Belohnung für seine Mühe bestimmt sei. Er hatte auch wirklich sogleich von dem Herrn die Summe bekommen, aber trotz aller Nachforschungen nur so viel erfahren können, daß der Herr ein polnischer Graf und verwandt mit dem Besitzer von Thalheim gewesen sei.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

An die hochverehrten Standesgenossen.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß Corporationen sehr viel Gutes haben. Als noch die Zünfte und Innungen existirten, bestanden ihre Mitglieder aus ehrenwerthen Männern und tüchtigen Arbeitern; während jetzt, wo die Meisterschaft ohne Schwierigkeit zu erlangen ist, die Meister theilweise Pfuscher und Männer ohne alle Ehre sind. Deßhalb glaube ist, daß Adelsvereine, von denen vielleicht in jedem Kreise unseres deutschen Vaterlandes ein solcher bestehen könnte, für den Adel sehr nützlich sein würden und zur Erhaltung und Beförderung ächt adeliger Gesinnungen wesentlich beitragen dürften. Diese Vereine könnten ja auch gesellige Unterhaltung zum Zwecke haben. Giebt es nicht Bürger-Ressourcen, in denen die Mitglieder nicht blos des Vergnügens wegen zusammenkommen, sondern auch um sich über ihre städtischen Angelegenheiten zu berathen? Warum soll es daher nicht auch Adelsgenossenschaften geben, in denen die Edelleute ihre Interessen besprechen? An der geselligen Unterhaltung müßte jeder wissenschaftliche und feingebildete Mensch, er sei adelig oder nicht, Theil nehmen können. Diese Genossenschaften könnten auch Ehrengerichte haben, etwas, was uns gänzlich fehlt und doch so heilbringend sein dürfte! Die Adelszeitung bliebe nach wie vor das Organ des Adels. Diejenigen, welche als Mitglieder aufgenommen werden wollten, müßten makellos und ihr Ruf so rein sein, wie ein spiegelglattes Schwerdt. Ich würde die Mitglieder eintheilen in ordentliche und außerordentliche. Ordentliche könnten nur Edelleute sein, aber Edelleute im wahren Sinne des Wortes; außerordentliche bürgerliche Rittergutsbesitzer, welche entweder Offiziere gewesen sind oder studirt haben oder eine demgemäße Bildung besitzen. Jeder Gutsbesitzer, der als Mitglied in den Verein aufgenommen werden wollte, müßte durch Handschlag an Eidesstatt versichern, daß er sein Gut, wenn er daßelbe zu veräußern beabsichtigen möchte, nur an einen Edelmann oder einen Nichtadeligen der vorgedachten Qualität veräußern werde. Abgesehen davon, daß der Ritterstand unbedingt unendlich dadurch gewinnen dürfte, indem er dann nur aus gebildeten und ehrenwerthen Männern bestände, würde es auch für den Staat von großem Vortheile sein, intelligente Landstände zu besitzen, welche ihm mit ihrem Rathe zur Seite stehen könnten. Nicht der Geldsack soll dominiren, sondern die Bildung. Solche Genossenschaften würden übrigens sehr leicht in das Leben zu rufen sein. Tres faciunt collegium. Mag mein Vorschlag Anklang finden oder nicht, so will ich in letzterem Falle doch keineswegs annehmen, daß der Adel „sein factisches Ende erreicht hat;“ aber davon bin ich fest überzeugt, daß, wenn man auf gedachten Vorschlag eingehen sollte, was ich von Herzen wünsche, dies von sehr ersprießlichen Folgen für den Adel sein dürfte.

Carl Graf v. Hülsen.

Feuilleton.

[Antipathie und Idiosynkrasie.] Den Lesern Schiller's ist aus Wallenstein's Lager erinnerlich, daß der Kapuziner in der 8. Scene sagt:

So ein Jehu und Holofern
Verlangnet, wie Petrus, seinen Meister und Herrn;
Drum kann er den Hahn nicht hören krähn.

Auch Julius Cäsar wurde eiskalt, wenn ein Hahn krähte. In Ohnmacht fielen Kanzler Baco bei Sonnenfinsterniß, Tycho de Brahe, wenn ihm ein Hase oder Fuchs in den Weg kam, und Heinrich von Corbonna, wenn er Rosen roch. Maria von Medicis konnte nicht einmal eine gemalte Rose sehen. Dem Herzog von Epernon ward bei dem Anblicke eines Kaninchen übel. Cromwell bekam, sobald er Fische roch, das Fieber. Scaliger schauderte bei dem Anblicke der Wasserkresse. Heinrich III. von Frankreich vermochte nicht in einem Zimmer zu bleiben, worin eine Katze sich befand.

Dr. Karl Friedr. Bahrdt, freisinniger Theolog, gest. 1792, behauptete, Jesus wäre Freimaurer gewesen.

Für Alle, welche Liebhaber des so sehr empfohlnen Studiums der Mathematik sind, dürfte es vielleicht eine nicht uninteressante Bemerkung sein, daß bei den Römern die Mathematici von unsern Mathematikern himmelweit verschiedene Leute waren, nämlich herumbettelnde Traum- und Sterndeuter. Codex Justin. 1, 9. tit. 18. handelt de maleficis et mathematicis. **Gt.**

Lesefrüchte.

Was geboren ward, muß sterben;
Was da stirbt, wird neu geboren.
Mensch, du weißt nicht, was du wareſt!
Was du jetzt bist, lerne kennen
Und erwarte, was du sein wirst! (v. Herder.)

Leb', um zu lernen; lern', um zu leben.
(Fr. Schulz.)

Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schreibst, und eines zu verletzen,
Sei Hochverrath an der Vernunft.
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So hast du Glück für dich genug, so quäle
Dich nicht um Beifall einer Zunft. (Seume.)

Du sollst als freier Geist nach höchster Reife streben,
Kein Sklave fremder Meinung sein;
Denn nur die selbsterrungne Wahrheit führt zum Leben
Und zu dem innern Frieden ein. (Pölitz.)

Fliehl der ersten Jahre Morgen,
O so geht es nicht mehr an,
Daß man die beſtimmten Sorgen
Durch den Ball verschlagen kann. (Gellert.)

Was glänzt, ist für den Augenblick geboren;
Das Aechte bleibt der Nachwelt unverloren.
(v. Göthe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 60. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 gGr. (2 1/2 Sgr. oder 8 Kr.) berechnet.

Liebe und Freundschaft.

Von

Carl Grafen v. Hülsen.

Wer nicht vermag zu lieben,
Wer nicht ein Freundschaftsband
Geknüpft in diesem Leben,
Dem reich' ich nicht die Hand.

Das Leben ohne Liebe
Ist ohne Poesie,
Das Leben ohne Freundschaft
Erhebt den Menschen nie.

Die Liebe und die Freundschaft
Bereiten allezeit
Schon hier auf dieser Erde
Dem Menschen Seligkeit.

Laßt uns den Schöpfer preisen,
Der gnädig uns bedacht,
Und uns für Lieb' und Freundschaft
Empfänglich hat gemacht!

Adelswürde und Adelstolz.

Es ist eine Wahrnehmung, die sich uns im gewöhnlichen Leben mehr als zu oft aufdrängt, daß das Gute, Edle und Achtungswerthe gemißdeutet, angefeindet und verketzert wird, weil es sich in einem eigenthümlichen Gewande, in einer dem großen Haufen nicht durchgängig anschaulichen und erklärlichen Richtung, in einer von der gewöhnlichen, gemeinen Popularität abweichenden Gestalt und in einer der ordinairen Bildung nicht zusagenden feinern Form zu erkennen giebt. — Eine eben so gewöhnliche Wahrnehmung ist es aber auch, daß Viele sich im Besitz dieses Guten, Edlen und Achtungswerthen wähnen, während sie einer ganz anderen, weit minder guten und edlen Richtung ergeben sind, und diese mit der ersteren, achtungswerthen verwechseln. — So wie es nun erwiesen ist, daß eine solche Selbsttäuschung stattfinden kann und leider oft genug in der That stattfindet; so von der täglichen Erfahrung bestätigt ist es auch, daß Menschen über Menschen in diesen Beziehungen die irrigsten Urtheile fällen und daß sie sich von Vorurtheilen, von neidischen, mißgünstigen und anderen leidenschaftlichen Gesinnungen verleiten lassen, das wahrhaft Gute und Löbliche nur im unwürdigen und nachtheiligen Lichte zu sehen und es, entweder irrthümlicher- oder böswilligerweise, mit dem unwürdigeren und verächtlicheren Namen zu belegen.

Die beiden diesen Zeilen als Titel vorgesetzten Gegenstände, die Adelswürde und der Adelstolz, sind vor vielen andern einer solchen zum Nachtheil des Adels ausschlagenden Verwechselung unterworfen, denn wir hören in den Urtheilen und Bemerkungen der Nichtadligen über Adlige nur höchst selten von der Adelswürde, wohl aber oft und eifrig genug von dem Adelstolz sprechen, obgleich es eben so ungerecht wäre, das Dasein der ersteren abzuleugnen, als es leider unwahr wäre, den zweiten nur für eine Geburt der Verläumdung ausgeben zu wollen. — Dem Adel muß dieser ihn so schwer verletzenden Verwechslung wegen daran gelegen sein, eine berichtigende Beleuchtung beider Gegenstände der Oeffentlichkeit übergeben zu sehen, um damit für das über ihn zu fällende Urtheil einen, wie es scheint noch keineswegs allgemein bekannten Maaßstab zu liefern.

Digitized by Google

1.

Eine sorgfältige Zurückgezogenheit von allem Gemeinen und Rohen in Bezug auf den geselligen Umgang; dagegen aber eine warme und zuvorkommende Annäherung an alles Edle, Ausgezeichnete, geistig und sittlich Gebildete und Anständige. — In dem Betragen bei unvermeidlichem Zusammentreffen mit Jedem, der das Zeichen des Ersteren an sich trägt, eine ausharrende Zurückhaltung, jene kalte Gemessenheit und Einsilbigkeit, welche über den Wunsch des Fernbleibens und Fernhaltens keinen Zweifel übrig läßt, ohne jedoch sich eine verächtlich zurückstoßende Aeußerung in Worten oder Mienen zu gestatten, und eine festgehaltene Theilnahmlosigkeit an jedem Ausbruch der Sittenlosigkeit und Zweideutigkeit, er erscheine in einem Gewand, in welchem er wolle; in derselben Ausdauer aber für Jeden, den der Stempel des Zweiten ziert, offene und lebhaft anerkennende Neigung, gebührende Auszeichnung und herzlich theilnehmender Anschluß in Worten und Handlungen; gegen Beide aber die bezeichneten Aeußerungen ohne Rücksicht auf Stand und Rang. — Geistige und wissenschaftliche Bildung in gründlicher Weise und möglichster Umfassung und eine diesen Vorzügen angemessene edle Sprache, und eben eine solche äußere Haltung im geschäftlichen wie im geselligen Umgange. — Ein vernünftig begründeter Patriotismus, verbunden mit unerschütterlichem festem Sinn für gesetzliche Ordnung und für anerkanntes Recht in jedem Verhältniß, wie mit eifriger Bereitwilligkeit, für das Bestehen und die Beförderung dieses das allgemeine Heil bezweckenden Zustandes kräftig und beharrlich zu wirken, demselben, wenn es von nöthen, namhafte Opfer zu bringen; dies Alles aber mit ruhiger Besonnenheit und geziemender Berücksichtigung der für jede Ausartung gezogenen Schranken, — also ohne Ueberspannung und Anmaßung, ohne gesetzwidrige Eingriffe und stürmende Uebereilung. — Eine nicht allein jedem Menschen verzeihliche, sondern sogar lobenswerthe Heilighaltung althergebrachter Vorrechte, Gerechtsame und Standesvortheile und das Gefühl der Verpflichtung, sie zu erhalten und zu bewahren, sich und seinen Nachkommen nichts darin zu vergeben, insofern, vermöge der umgewandelten Zeitverhältnisse und dadurch herbeigeführten veränderten staatshaushaltlichen und bürgerlichen Einrichtungen, nicht in ihrer Erhaltung und Bewahrung eine offenbare Ungerechtigkeit oder sonstige Unzulässigkeit enthalten ist. Ueberhaupt ein gewisses edles Selbstgefühl und eine gewisse erlaubte Pietät bei dem Rückblick auf die Entstehung und auf die Glanzperioden des Adels-Instituts, auf seine ursprüngliche hochachtenswerthe Bestimmung und auf die für diese Zwecke aus ihm hervorgegangenen einflußreichen und anerkennenswerthen Leistungen; desgleichen auch eine treu bewahrte, ehrenvoll anerkennende Rückerinnerung an durch inneren Werth und äußeres Verdienst ausgezeichnete Ahnen oder Vorfahren, verbunden mit dem festgehaltenen Bestreben, ihnen an persönlichem Werth und in verdienstvoller Wirksamkeit nicht nachzustehen; mit Beidem jedoch die Ueberzeugung verbunden, daß von dem wahren Adel nichts erblich sei als der Name, dieser aber ein leerer Schall sei, wenn ihn nicht individueller Werth, persönliches Verdienst auszeichne und einen guten Klang gebe. — Hiernächst, sich an das Vorhergehende anschließend, der unverfälschte, reine Begriff von der wahren Ehre, oder von dem lebhaften Bestreben, bei Jedermann in einer so guten Meinung, in einem solchen Ansehen zu stehen, worauf kein Tadel, kein Flecken hafte, die Ueberzeugung, daß nur allein hierin die wahre Ehre des Edelmanns bestehe, daß dies das einzige Gut sei, was ihm Niemand rauben könne, was er seinem Geschlecht, sich selbst und seinen Nachkommen zu erhalten schuldig sei, was er aber nur mit Thaten, nicht mit Worten, nur mit wahrhaft edlen, nicht mit prahlenden, gleisnerischen Handlungen zu erringen vermag, und als Folge dieser Ueberzeugung, die vielleicht nicht mit eines Jeden Begriff übereinstimmende, besonders merkbare Besorgniß von jeder oft so leicht möglichen Verletzung. — Ein gewisser, sich über das Gewöhnliche erhebender, mit der geistigen Bildung Schritt haltender veredelter Geschmack in Darstellung der persönlichen Außenseite, in der Kleidung, in der häuslichen Einrichtung und in der ganzen Umgebung, frei von Ueberladung und unnützem Prunk. — Die Festhaltung gewisser Anstandsformen und Sitten, ohne steifes abgeschmacktes Ceremoniel und Pedanterie. Eine zwar dem Zeitgeist entsprechende, aber doch in dem bezeichneten Sinne eingerichtete häusliche Ordnung und eine nicht auf Despotie, sondern auf vernünftige Bedingungen begründete Feststellung des Unterschieds der Verhältnisse unter den an einander gewiesenen Gliedern einer Familie und eines Hauses. — Eine merkbare Abneigung gegen alles Kleinliche, Peinliche und Engherzige in Geschäften und andern Lebensbeziehungen; dagegen jene leichte, ritterliche und unbefangene Manier, jene empfehlende Gewandtheit und jene edle Generosität in Dingen, wo es sich um Mein und Dein, um Gewinn und Verlust, um Vortheil oder Nachtheil handelt. Jene uneigennützige Bereitwilligkeit zur Beschirmung, Unterstützung und Vertretung der Unschuld, zur Beförderung gemeinnütziger Unternehmungen, zum Zusammen und zur Fortbilfe des Talents und der Industrie, an welche sich der Zurückgesetzte und Unterdrückte, der Uebersehene und Hilflose so gern wendet, weil ihn keine egoistische Protectormine, keine demüthigenden Einwendungen und keine unbilligen Vergeltungsanforderungen zurückschrecken. Endlich die Selbstüberwindung, welche, ohne der früheren weit vortheilhafteren und glänzenderen Verhältnisse des Adels leichtsinnig zu vergessen, sich mit Resignation in die umgewandelten, weit untergeordneteren, abhängigeren und weit weniger ersprießlicheren der neueren und neuesten Zeit zu fügen weiß, die an der Stelle der verloren gegangenen

Digitized by Google

materiellen Subsistenz- und Auszeichnungsmittel, geistige und daher noch werthvollere ergreift, die kein Privilegium zu hohen Ehrenstellen, Würden und Staatsämtern anerkennt, als das der Fähigkeit und Brauchbarkeit, und um dasselbe zu erringen, eben so kräftig und beharrlich mit dem Sohn des Bürgers und des Bauern in die Schranken tritt, als es vordem dem turnierfähigen Ritter im Waffenspiel nur mit dem ebenbürtigen Gegner aufzunehmen verstattet war; die dem verdienstvolleren Nichtadligen, ohne Unzufriedenheit und Mißgunst, gern den Platz einräumt, welchen früher nur adelig Geborene inne hatten, sich ihm ohne Weigerung unterordnet und ihm den Kranz der Anerkennung mit ungeheuchelter Bereitwilligkeit darreicht. — Dies Alles zusammengenommen, ist die Zierde des Adels, ist **Adelswürde.** —

(Schluß folgt.)

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

Unter diesen Erzählungen war es Nacht geworden; ich erhob mich und trat, von den wunderbarsten Gefühlen bestürmt, über den Friedhof meinen Heimweg an. Angelangt an der Gruft, wo ich meine Geliebte zum ersten Male sah, blieb ich unwillkürlich stehen und rief mit gefalteten Händen: „O meine Geliebte, könntest Du mir ein Zeichen geben, wo Du jetzt weilest!" — Mein Auge wandte sich der Laube zu, und die bleiche Gestalt meiner Geliebten stand im weißen Gewande unverkennbar vor meinen Blicken. Deutlich sah ich den unaussprechlichen Reiz ihres liebreizenden Angesichtes, sah das himmlische Lächeln ihres Mundes — aber zugleich erkannte ich auch, daß sie es nicht selbst, daß es ein leichter durchsichtiger Schatten sei. — „O ihr gütigen Mächte des Himmels!" rief ich aus, „belebt nur auf einen Augenblick dieses Ebenbild meiner einzig Geliebten, daß mir ein Zeichen werde, wo meine Gedanken sie suchen dürfen." — Da erhob die Gestalt in der Laube langsam den rechten Arm und zeigte gen Himmel. Ich verstand sie, stürzte betend auf die Knie, und als ich meine thränenfeuchten Augen erhob, war die Gestalt verschwunden. — Hier hast Du die treue, wahrhafte Erzählung jener mir ewig denkwürdigen Begebenheit. Entgegne nun, daß die erhitzte Phantasie meinem aufgeregten Gemüthe ein täuschendes Traumbild vorgespiegelt habe; sage mir, daß die weißblühende Fliederlaube in der duftigen, schwach vom Mondlicht erhellten Nacht die Täuschung vollenden mußte: ich werde nicht widersprechen. Nur das weiß ich, daß seit jener Nacht, die mir das Bild meiner Geliebten zeigte, ein Geist des Friedens und der Ruhe in mein Herz einzog, der mich nie wieder verließ, der mich mit Heiterkeit das irdische Leben ertragen und dem Rufe zur Vereinigung mit der Geliebten entgegen sehen läßt.

5.

Schweigend hatten die Anwesenden bis zum Ende die Erzählung angehört. Nur die heftige Gemüthsbewegung, welche sich in den Zügen, in dem ganzen Wesen der sonst so heitern Molly aussprach, hatte mitunter die Blicke ihrer Nachbarn auf sie gelenkt. Jetzt stand sie schnell auf, nahm Julien's Arm und entfernte sich mit ihr, um, wie man deutlich sehen konnte, in heftiges Weinen auszubrechen. Victorie stand auf und folgte den beiden Mädchen, während die Andern in schweigender Theilnahme der so tief Erregten nachblickten. Endlich begann Wilhelm: „Die Flieder laube kenne ich recht wohl; sie ist noch gut erhalten; nur sind die Bäume älter, als man sie gewöhnlich an Lauben findet. Doch eben dies scheint mir dafür zu bürgen, daß es noch dieselben sind, welche dem Heimkehrenden den Schatten seiner Geliebten zeigten. Eine geheime Ahnung muß ihre Bedeutung mir verrathen haben; unbewußt habe ich sie auf dem Bilde mehr ausgeführt, als es bei Nebenpartieen gebräuchlich ist. Aber der Todtengräber ist nicht mehr derselbe; roher und eigennütziger kann nicht leicht ein Mensch gedacht werden, dessen Bestimmung es ist, mit dem friedlichen Tode zu verkehren." — „Der Mensch ist ehrlich und gewissenhaft," sagte Moritz," hat lange als Gärtner in Thalheim gedient, und da weiter nichts wider ihn einzuwenden war, berücksichtigte mein Vater die Empfehlung seiner Herrschaft." — „Das ist der Alte," entgegnete Wilhelm, „ich meine seinen Sohn, der jetzt bei ihm aufliegt und seinem Vater beisteht. Er mag ein tüchtiger Arbeiter, auch ein guter Gärtner sein, denn Blumen und Anlagen stehen im besten Flor; aber in der Rohheit sucht er seines Gleichen, und nach seiner Gaunerphysiognomie ist er zu Allem aufgelegt, was Uebermuth und Frechheit gemeinen Seelen eingiebt." — „Dem läßt sich schon steuern," sagte Moritz. Die Tante Victorie trat zur Gesellschaft zurück und sagte, daß die arme Molly sich wieder beruhigt habe. Sie vermuthete, daß die vorgelesene Erzählung mehrere dunkle Erinnerungen in dem Gemüthe des leichtzuerregenden Mädchens geweckt habe. Sie selbst gestehe ganz offen, daß sie sich des Grundes ihrer Thränen nicht klar bewußt sei, doch sich erinnere, daß ihr in frühester Kindheit unter trauervollen Umgebungen etwas Aehnliches mitgetheilt worden sei." — „Das arme Mädchen," sagte Amalie, „hat ihre Eltern sehr früh verloren, und fühlt sie den Verlust bei der Vortrefflichkeit ihrer Pflegemutter auch weniger, so greift sie doch jede Erinnerung gewaltsam an." — „Lassen wir das!" sagte Victorie; „jetzt gebietet uns die Pflicht, das arme Kind wieder heiter zu stimmen." Ein Diener meldete die Ankunft mehrerer älteren Damen, und Victorie stand sogleich auf, die Gäste zu empfangen. Die jungen

Digitized by Google

Mädchen begaben sich zu Julien, welche mit Molly im Garten umherging, und bald hörte man aus dem fröhlich erschallenden Gelächter, in welche unmittelbare Nähe ein gütiger Gott Thränen und Fröhlichkeit in der Brust junger Mädchen gepflanzt habe. Aber auch in dem Kreise der jungen Männer hielt die ernste Stimmung nicht lange an. Bald drehte sich das Gespräch in lustigem Witz und Phantasiesprüngen um die früher vorgelesenen Spukgeschichten, und schon erscholl von mancher Zunge der in unsern Tagen nicht seltene Wunsch, einmal mit eigenen Augen ein wohlausgerüstetes Gespenst zu sehen. Der Diener, welcher vorhin Victorien abrief, war mit Erfrischungen unter die Kastanien zurückgekehrt, und da er den genannten Wunsch mehrfach laut aussprechen hörte, sah er sich vorsichtig im Kreise um und sagte halblaut zu Victor: „Alle gute Geister mögen Sie und mich vor solchen Dingern schützen! Aber zu den Gespenstern kann Rath werden; auf unserm Kirchhofe hat's in den letzten Nächten grausam gespukt. Die weiße Frau läßt sich wieder sehen und mit ihr läuft der schwarze Ziegenbock, der fünfundzwanzig Jahre ruhig geschlafen hat." — So aufmerksam Alle im Anfang dem ersten Theile dieser Rede gelauscht hatten, so brach doch bei'm Schluß derselben ein lautes Gelächter unaufhaltsam los. „Eine weiße Frau mit einem Ziegenbock?" rief Adolph; „von dem hat ja Moritz vorhin gelesen." — „Den Ziegenbock müssen wir fangen!" rief ein junger Lieutenant; „ich habe so eine Pique auf das Viehzeug, das in seinem zweiten Jahre einen bessern Bart zu Wege bringt, als es uns mit aller Mühe oft im zweiundzwanzigsten kaum gelingen will." — „Bravo!" riefen Mehrere — „der Bock muß geheht werden!" — „Ich mache einen Vorschlag!" rief Moritz, indem er Wilhelm's Bild in die Höhe hielt. „Seht hier, von der Mauer ist ein Theil eingestürzt; vor ihr rechts an der großen Linde ist ein kleiner ebener Platz, der sich trefflich zu einem Lustlager eignet. Man kann die Kirche, die Laube und den größten Theil des Platzes übersehen. Hier wollen wir bei Punsch und Wein den neckenden Geist erwarten. Ist er ein rechtes Gespenst, so läßt er sich durch uns nicht abhalten. Wir laden ihn auf ein Glas Punsch, und will er nicht zu uns herauskommen, so springen wir über die Wand und holen ihn mit Gewalt." — „Bravo! bravo!" riefen Mehrere, und Alle standen auf, um zu dem beschlossenen Abenteuer ihre Vorbereitungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Die Sitte, auf Inschriften der Leichensteine, namentlich in Versen, den Wanderer anzureden, ist von den alten Römern bei uns entlehnt, an deren Grabmälern eigentliche Wanderer vorüberzugehen und vorübergehen mußten, weil sie ihre Todten an den Landstraßen begruben. Nur die Kaisergräber waren später innerhalb Roms. Schon unter den Gesetzen der zwölf Tafeln fanden sich das Verbot: „Einen Todten sollst du nicht in der Stadt begraben oder verbrennen." Als Ursache zu den Begräbnissen an den Landstraßen giebt Varro an, daß sie die vorübergehenden Wanderer erinnern möchten, daß der hier begrabne Staub auch einst gelebt habe, und daß sie auch sterblich seien. Die Baronin Stael-Holstein läßt in „Corinna oder Italien" die Corinna zu Lord Melvil sagen: „Sie wissen es, Mylord, daß, statt daß bei den Alten der Anblick der Gräber die Lebenden niederschlug, man im Gegentheil hoffte, sie dadurch zu neuer Nacheiferung anzufeuern, wenn man die Begräbnisse an öffentlichen Wegen anlegte, und so die Jugend, der man das Andenken an große Männer auf diese Art zurückrief, schweigend einlud, ihren Beispiele zu folgen." Noch jetzt sieht man die alten Gräber vor Rom. Die Baronin sagt hierüber: „Der Anblick des Feldes um Rom hat etwas seltsam Merkwürdiges. Allerdings ist es eine Wüste; denn es sind da weder Bäume, noch Wohnungen; aber die Erde ist mit von selbst keimenden Pflanzen bedeckt, die durch die Kraft der Vegetation sich unaufhörlich erneuern. Diese üppig wuchernden Pflanzen umschlingen die Gräber und scheinen, indem sie die Ruinen schmücken, blos da zu sein, um die Todten zu ehren. — Diese unbebauten Ebnen müssen den Oekonomen, den Staatsmännern mißfallen; aber eine gefühlvolle Seele, die der Tod so viel beschäftigt, als das Leben, gefällt sich in der Betrachtung der Umgebung Roms, der die Gegenwart keine Spuren eindrückte." Wer hat Recht? Die, welche die Erzeugnisse der Erde für die Bedürfnisse der Menschen angewendet wissen wollen, oder die Baronin, welche ihr Worte der gefühlvollen Seele ihrer Corinna in den Mund legt?

Gk.

Eine Welt zwar bist du, o Rom; doch ohne die Liebe
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn Rom auch nicht Rom.
(v. Göthe.)

Rom ist oft das Asyl entthronter Fürsten und Fürstinnen gewesen — Rom, das selbst entthront ist. Sein Anblick tröstet die, welche, wie Rom, ihrer Größe beraubt sind.

Lesefrüchte.

Der große Mann braucht überall viel Boden, und mehrere, zu nahe gepflanzt, zerschlagen sich nur die Aeste.
(Lessing.)

Der edle Mann lebt nie vergebend,
Er geht einst, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens
Als ein Geistlen der Nachwelt auf.
(Tiedge.)

So vergänglich als die Jugend, so unvergänglich ist die Erinnerung daran. (M. Roos.)

Die Gottheit hat mit einem Hain des Menschen Haupt gedeckt, wie man sonst alle ihre Geheimnisse in Hainen verbarg. (v. Herder.)

Wie Geist und Körper ist, und wie sich Eins hinüber
In's Andre tief zu Einem Sein verflicht,
Zu einem solchen Sein, der Mensch erforscht es nicht,
Es ruhet Gottes Hand darüber. (Tiedge.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 61. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs 6 ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Jugend für immer!

Von

Carl Grafen v. Hülsen.

Fort mit Grillen, fort mit Klagen,
Fort mit dem, was Sorgen macht!
Thorheit ist es, sich zu plagen,
Wenn das schöne Leben lacht.

Wer sich jung fühlt in dem Herzen,
Heiter schaut in's Leben drein,
Kann die Jugend nie verscherzen:
Jung kann auch das Alter sein!

Oftmals seufzet nach dem Grabe
Schon der Jüngling, lebensatt,
Und der Greis am Krückenstabe
Lust am schönen Leben hat.

Jugend sucht Euch zu erhalten
In dem Herzen, Jung und Alt,
Und lasst unsern Herrgott walten,
Denn der Tod kommt allzubald! —

Adelswürde und Adelsstolz.

(Schluß.)

II.

Eine sich überall hervordrängende Brutalität, ein sogenanntes fortwährendes Hochtragen der Nase, und ein verächtliches Herabblicken auf Alles, was nicht Hoch- oder Hochwohlgeboren heißt. Das strenge Vermeiden jeder nichtadligen Gesellschaft, und wenn dies nicht möglich, das Brüsten und Aufblähen, das Geizen nach dem ersten Platze, die aus Blicken und Mienen hervorgehende Erwartung, sich als dem Vornehmsten gehuldiget und mit Auszeichnung unterhalten zu sehen, und die kaum beachtende Hinnahme dieser Huldigungen und Auszeichnung, gleichsam als sei es ein schuldiger Tribut. — Mangel an geistiger und wissenschaftlicher Bildung; daher auch eine entschiedene Abneigung gegen alle derartige Beschäftigungen und eine überall merkbar werdende Oberflächlichkeit und Flachheit in allem Wissen, und dabei entweder die offene Aeußerung der Ansicht, daß dies Alles nicht die Sache des Adels, nur die der Bürgerlichen sei, und daß dies der Adel auch keineswegs bedürfe, da ihn Rang und Stand dessen überhebe; oder die unwürdige Behauptung, daß es sich mit der ritterlichen Bestimmung des Adels nicht vertrage. — Eine entschiedene Neigung für unumschränkte aristokratische Verfassung, mit ausschließlicher Bevorzugung des Adels, ohne irgend einen andern Grund, als den der Geburt, und daher eine unbegrenzt hohe Idee von der Unverletzbarkeit der Adelsrechte und eine blinde Opposition gegen alle vernünftigen und billigen Beschränkungen derselben, so wie auch ein nicht zu verbergender Haß, eine ewig offene Fehde gegen alle Beschützer und Verfechter der freien Menschenrechte und gegen alle Stände und Klassen, die ihre Ansprüche daran geltend machen. — Hiermit übereinstimmend, eine alle Grenzen überschreitende Ueberschätzung der Verdienste und Thaten der Ahnen und die darauf begründeten, nimmer endenden Ansprüche auf vergeltende Auszeichnung und Begünstigung bis in die spätesten Generationen; ein prahlendes Eitelkeitsspiel mit den Adels- und Abkunftszeichen, — mit Wappen, Stammbäumen und Urkunden, was in's Lächerliche und Kindische übergeht. Eine überall hervorleuchtende Sucht nach äußerlichem Glanz und blendendem Schimmer, mit Hintansetzung

Digitized by Google

aller vernünftigen ökonomischen Rücksichten. Eine oft bis zur Carricatur ausartende Nachahmung altritterlicher Sitten und Gebräuche, sie mögen in die Zeit passen oder nicht. — Entweder eine herrische und despotische Anmaßung gegen niedere Stände, oder eine immer von oben herabsehende Protectionsmiene. — Eine ungezügelte, bis zur Verschwendung reichende Freigebigkeit, wo es dem öffentlichen Ruhme und dem Ueberbieten der Nichtadligen gilt; dagegen an Geiz grenzende Sparsamkeit für nicht öffentlich glänzende edle und wohlthätige Zwecke. — Das Wort Ehre stets auf der Zunge, der Begriff davon aber höchst einseitig und beschränkt, oder so thöricht überspannt, daß er gegen alle vernünftige Ueberzeugung und Lebensklugheit streitet; dem Vorurtheil blind anhängend; in den Grundsätzen von Tugend, Moralität und Sittlichkeit erhaben über Gewissenhaftigkeit und Rechtlichkeit; sich von der geringsten Kleinigkeit verletzt fühlend, selbst aber ohne Bedenken und Rücksicht fortwährend verletzend; — über den gefunkenen Wohlstand und das verminderte Ansehen des Adels empört und in heftigem Zorn entbrannt; über Unbank, Ungerechtigkeit und Unbilligkeit schreiend, aber nichts unternehmend, das Adelsverhältniß dem Geiste und dem Bedürfnisse der Zeit gemäß aus seinen Trümmern zu retten und ihm, anstatt der leicht vergänglichen Folie, einen gediegenen Werth zu sichern; in solchem Wahne lieber untergehend, als ihn zu bekämpfen und in edlen, achtungswerthen Hilfsmitteln für die Aufrechthaltung der wahren Adelsehre, für die gediegene Rechtfertigung des Wortes edel kräftig und im eigentlichen ritterlichen Sinne zu wirken. — Selbst im Zustande des Unglücks und der Verarmung, die Hilfe und Unterstützung von der Hand Nichtadliger verschmähend und auf das Nichtsinnenlassen von Seiten der adligen Standesgenossen, wie auf ein fest begründetes Recht zählend; — auch dann noch eine halsstarrige Weigerung gegen das Ergreifen irgend einer der vielen lohnenden und nährenden Beschäftigungen, welche der Wahn als dem Adel entehrend erkennt; lieber mit dem dünkelhaften Bewußtsein, dem Adel nichts zu vergeben, darben und hungern, als durch Ergreifung eines dieser Mittel das herbe Schicksalslos zu mildern. — Eine unerschütterliche, feindliche Abneigung gegen jede Familienvereinigung mit einem nichtadligen Stande, und sollte das Lebensglück der nächsten und liebsten Angehörigen dadurch zertrümmert, sollten die heiligsten Bande der Natur damit zerrissen werden. — Das Festhalten aller dieser und noch mancher andern verderblichen Grundsätze, dieser wahnumstrickten Befangenheit, dieser Ausgeburten gänzlich mangelnder oder durchaus verschrobener geistigen Ausbildung, nicht allein für die eigene Person, sondern auch das eifrige Bestreben, dieselben von früher Jugend an der heranwachsenden Nachkommenschaft einzuimpfen und sie darin förmlich systematisch zu erziehen; dies Alles sind die Aeußerungen eines, zum Glück nur noch auf Einzelnen, auf dem Adelstande haftenden, ihn tief unter Tausende in geringerem Stande Geborene erniedrigenden Fleckens, — des **Adelstolzes.**

Wer kann es wohl dem sich nach unparteiischer Selbstprüfung der Adelswürde bewußten Edelmanne verdenken, daß er sich auf's Bitterste gekränkt und schmerzlich verletzt fühlt, wenn er sich des Adelstolzes angeklagt sieht? — Kann es wohl eine beleidigendere und empfindlichere Verwechslung, als die des Achtbaren, des so vernünftig als edel in das Leben Greifenden und Hochsittlichen mit dem Verächtlichen, Unklugen, Unedlen und Entwürdigenden geben? — Läßt sich aber auch wohl eine größere Geistesverirrung, ein mangelhafteres Begriffsvermögen denken, als bei demjenigen Edelmann zu finden ist, der von sich selbst in der Meinung steht, er leiste allen Anforderungen der Adelswürde Genüge, und doch von dem dunklen Gespenst des Adelstolzes besessen ist? — Was aber kann Anderes daraus entstehen, als eine nicht leicht wieder zu lösende Spannung, ein schwer zu vernichtender Verdacht der gehässigsten und feindseligsten Gesinnung bei dem Adel gegen Diejenigen, welche mit der halsstarrigsten Animosität das Gute, Löbliche und Werthvolle an ihm in die Klasse des schlechtesten Gegentheils werfen, ihn dessen schonungslos beschuldigen, was er selbst verachtet und haßt? — Nichts Anderes kann daraus entstehen, als — bei dem ruhigen, charakterfesten und friedlichgesinnten Theile des Adels — eine noch weitere Entfernung, Zurückgezogenheit und noch kältere Absonderung von den ihm so feindselig gegenüberstehenden, ihn so oberflächlich beurtheilenden andern Ständen; oder — bei dem minder ruhigeren, leidenschaftlicheren Theile desselben — eine Auffuchung nicht schwerer zu findender gleicher Schwächen und Makel und eine eben so schonungslose öffentliche Anfeindung derselben. — Das Eine wie das Andere aber führt nicht zum Frieden, giebt dem ohnedies immer in der Asche glühenden Kampfe nur neue Nahrung und fördert Unheil. Darum wolle sich der Adel mit immer zunehmenderem Eifer dem reinsten und edelsten Geiste der Zeit anschließen, den Mißtönen des Vorurtheils immer mehr sein Ohr verschließen und das des ältesten reichsritterlichen Stammbaumes hochwerthe Bild der Adelswürde in immer leuchtenderem Glanze hervortreten lassen, damit es die Adelsregion von dem finstern Schatten des Adelstolzes gründlich reinige, und wo diese unheimliche Reliquie der Rohheit und Geistesbeschränkung nicht ganz auszurotten sein sollte, doch wenigstens jede Verkennung und Verwechslung des Einen mit dem Andern immer unmöglicher werde. — Den Nichtadligen aber möge die Erkenntniß ihres Unrechts in der unbegründeten Anfeindung des Adels immer einleuchtender kommen; sie mögen ihre Augen — wie es auch den Anforderungen der zeitgemäßen Geistesbildung entspricht — nachgerade von den Schuppen des Vorurtheils befreien, damit sie die Adelswürde eben so von dem

Digitized by Google

Adelstolze zu unterscheiden wissen, wie der gebildete Adel die Bürgerwürde von dem Bürgerdünkel zu unterscheiden weiß; und es wird sich manches Unrecht ausgleichen, manches Hinderniß auf dem gemeinschaftlichen Lebenswege ebnen, manche innere Fehde in inneren Frieden wandeln, in jenen heilbringenden Frieden, in welchem allein die Völker erstarken zur unüberwindlichen Schutzwehr gegen alle von außen drohenden Feindseligkeiten. Vorstehende Beleuchtung aber, in einem dem Adel gewidmeten Blatte, möge den Beweis liefern, daß der Adel sein Standesverhältniß nicht mit verjährter Einseitigkeit betrachtet und daher mit desto größerem Rechte eine gleich unbefangene gerechte Beurtheilung von andern Ständen in Anspruch nehmen kann.

Friedrich von Sydow.

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Fortsetzung.)

6.

Gegen sieben Uhr Abends traten Moritz und Victor aus dem Schlosse in den Garten und schritten den Kastanien zu, wo der Maler Wilhelm eifrig mit einer Zeichnung beschäftigt schien, die er jedoch bei Annäherung der Beiden schnell in sein Portefeuille verbarg. — „He, weißt Du's schon?" rief Moritz, „wir werden heute Nacht in Gesellschaft der Damen die Geisterjagd abhalten." — „Das ist schön!" entgegnete Wilhelm, „die Parthie wird um so origineller." — „O —" fiel Victor ein — „und wie reizend werden die Mädchen, wenn sie eine Furcht durchzittert, deren sie sich nicht erwehren mögen, ob sie gleich ihnen als grundlos bekannt ist. Das ist ein Anschmiegen an den schützenden Begleiter, ein Flüstern und Comödiespielen . . ." — „Still," sagte Moritz, „wenn eine der alten Freundinnen meiner Tante so etwas hörte, könnte leicht aus der ganzen Parthie nichts werden. Aber sage mir, Wilhelm, hast Du unter den Freundinnen meiner Tante eine Dame bemerkt, die in ihrem hohen Alter noch ein Ideal von Schönheit sein soll?" — „Wenn man sie zum Modell einer Büste nehmen wollte —" entgegnete Wilhelm, „so ließe sich Manches dagegen erinnern. Aber eben der Ausdruck, der aus jedem ihrer Blicke spricht und die edlen Züge belebt, ließ sie mir bewundernswürdig erscheinen. Euch Beiden kann ich übrigens eine Bemerkung mittheilen, die ich nicht vor Allen aussprechen möchte. Die genannte Dame muß in einem nahen Verhältniß zu der hübschen Molly stehen. Beide waren unzertrennlich, und wenn es Familienähnlichkeit giebt und es erlaubt ist, aus diesen einen Schluß zu ziehen, so ist die Dame Molly's Großmutter." — „Wenn die arme Molly nicht schon längst Eltern und Großeltern verloren hätte," sprach Moritz, „so ließe sich darüber sprechen." — „Urtheilt selbst —" sagte Wilhelm, indem er sein Portefeuille öffnete und zwei Blätter herausnahm. „Die Dame ist bereits abgereist; ich habe sie jedoch aus einem Versteck gezeichnet, und Molly's Portrait schon früher für Deine Schwester begonnen. Hier sind sie beide." — Auch die beiden Freunde fanden eine unläugbare Aehnlichkeit weniger in den einzelnen Zügen, als in dem Ganzen. Sie sprachen noch darüber und ergingen sich in interessanten Bemerkungen über die mitunter merkwürdige Verwandtschaft zweier in Alter, Charakter, ja wohl gar Geschlecht verschiedener Personen, als durch die Annäherung Anderer das Gespräch unterbrochen wurde. Wilhelm verbarg die Portraits und bat nochmals um Stillschweigen. Die Gesellschaft versammelte sich. Die Damen sprachen sich hocherfreut über das bevorstehende Abentheuer aus. Auf den Anblick des Sonnenunterganges glaubte man verzichten zu müssen, weil im Abend schwarze Wolken sich aufthürmten. Wetterkundige versicherten indeß, daß man diese Nacht von Gewittern nichts zu fürchten haben würde, und bei der großen Wärme versprachen sich Alle von dem sogenannten Wetterleuchten nur eine Erhöhung des Genusses. Julius und Moritz hatten an die verabredete Stelle Alles bringen lassen, was die Annehmlichkeit einer Nachtparthie im Freien vermehren kann. Außer Getränken und Eßwaaren hatten sie noch für Fackeln und Pechpfannen gesorgt, welche, im Fall auch der Mond hinter Wolken sich verbergen würde, den Mangel des Himmelslichtes ersetzen sollten. Man rüstete sich bei dem vorschreitenden Abend zum Zuge auf den Kirchhof, und eben scherzte man darüber, wie sich sämmtliche Herren ohne Verabredung mit Pistolen, Säbeln, oder wenigstens mit tüchtigen Stöcken bewaffnet hatten, als das Herannollen eines Wagens den Abgang des Zuges aufhielt. Wie erstaunten aber Alle, als jetzt der Obrist in Begleitung zweier alter Herren in den Garten trat. — „Das ist der Oheim!" flüsterten Julius und Moritz sogleich ihren Nachbarn zu und traten den Kommenden entgegen. Er war es wirklich, und ganz noch der majestätische Greis, als welchen ihn die Söhne des Obristen geschildet hatten. Er begrüßte seine Verwandten sehr liebreich; sein feuriges Auge überschaute sodann die ganze Gesellschaft und verweilte mit sichtlicher Ueberraschung auf der lieblichen Molly, welche, nichts davon bemerkend, die Fragen einer älteren Dame unbefangen beantwortete, während der Oheim sich an Victorien wandte und sie bald in ein tieferes Gespräch verflochten hatte. Der Obrist war unterdessen von dem Vorhaben der Gesellschaft unterrichtet worden. Er bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: „Ich habe Euch selbst auf die Gespenster gebracht und muß es Euch danken, daß Ihr in meinem Sinne fortfahrt, denselben entgegen zu treten. Ob ich jedoch selbst Euch begleiten kann, das wird das Befinden des Oheims entscheiden." — Er wandte sich an den andern alten Herrn, der mit ihm angekommen war. Dieser war der

Digitized by Google

Arzt und der fast immerwährende Begleiter des Oheims, und gab nach einigen Fragen über die Oertlichkeit die gewisse Versicherung, daß sein Herr sich freuen würde, an der Parthie Theil zu nehmen. Der General — unter diesem Titel wollen wir den Oheim künftig nennen — hatte während dessen von Wilhelm's Zeichnung des Kirchhofes gehört, dieselbe zu sehen verlangt, und sprach sich so befriedigt über das Bild gegen den jungen Künstler aus, daß dieser, auch ohne das bedeutende Honorar, das ihm angetragen wurde, gern es dem ehrwürdigen Herrn überlassen hätte. — Die Tageshelligkeit nahm schon ab, als der Zug endlich sich in Bewegung setzte. Nur die drei ältern Herren und der Maler, der dem General seine Landschaften und Studien zeigen mußte, blieben zurück und versprachen, bald den Andern nachzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Auf der Zinne der Engelsburg in Rom, welche ursprünglich das Grabmal Hadrians war und von den Gothen in eine Festung umgewandelt wurde, erblickt man einen Engel von Bronze mit gezogenem Schwerte. Als im letzten Kriege neapolitanische Truppen den französischen Commandanten der Burg zur Capitulation aufforderten, antwortete er, er würde sich ergeben, wenn der Engel von Bronze sein Schwert in die Scheide stecke. — Hier vertheidigte sich auch einst Belisar und schleuderte den Schmuck des Innern, schöne Statuen, auf die ihn angreifenden Gothen. Auch Crescentius, Arnold von Brescia, Nicol. Rienzi, diese Freunde römischer Freiheit, welche auf der Erinnerung an die Freiheit des alten Roms die Hoffnung für eine künftige erfaßten, haben sich lange in dem ehemaligen Kaisergrabe vertheidigt.

Friedrich Leopold Günther von Göckingk, zuletzt GOFinanzrath zu Berlin, ritt als Domschüler zu Halberstadt, während die Franziskaner Gottesdienst hielten, in ihre Kirche hinein.

Lesefrüchte.

Ich mag mit Bürgern und Bauern Nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann (!).
(v. Göthe.)

Die Gesellschaft will unterhalten, aber nicht unterrichtet sein.
(Knigge.)

Personalnotizen.

Den 9. September starb zu Oldenburg der oldenburg. Staats- und Cabinetsminister, Geh. Rath Günther, Heinrich Freiherr v. Berg, Exc. Geb. 1765, den 27. Novbr., zu Schrigern bei Heilbronn, studirte er von 1783—86 in Tübingen die Rechte und ging dann nach Wetzlar und Wien, um die reichsgerichtliche Praxis kennen zu lernen. Auf Pütter's Veranlassung nahm er 1793 in Göttingen den Lehrstuhl des deutschen Privatrechts ein, ward aber 1800 als Hof- und Canzleirath und Advocatus patriae (Consulent des Ministeriums) nach Hannover berufen. Als Hannover 1810 von Westphalen in Besitz genommen und die Justizcanzlei aufgelöst wurde, trat er als Regierungspräsident in fürstlich schaumburg-lippische Dienste und besuchte als bevollmächtigter Gesandter für Schaumburg-Lippe und Waldeck den Wiener Congreß, an dessen Verhandlungen er lebhaften Antheil nahm. Seit 1815 als Appellationsgerichtspräsident in oldenburg. Diensten, ging er als Gesandter an den Bundestag, 1819 zu dem Wiener Ministrencongreß und 1833—34 zu den Wiener Ministerialconferenzen, nachdem er bereits 1821 Mitglied des Staats- und Cabinetsministeriums mit dem Titel Geh. Rath geworden war. Im Gebiete der Literatur, der er in jüngern Jahren seine Kräfte widmete, zeichnete er sich als Publicist hauptsächlich durch das „deutsche Polizeirecht" (4 Bde. 1801—1809) und die „Abhandlungen zur Erläuterung der rheinischen Bundesacte" (1808) aus.

Den 10. Septbr. ist den herzogl. nassauischen Beamten die officielle Anzeige der Verlobung Sr. Durchl. des Herzogs von Nassau mit der Großfürstin Elisabeth, zweiter Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, bekannt gemacht worden. (Dahin ist die No. 48, S. 198 gegebene Notiz zu verbessern.)

Am 15. Septbr. starb in Posen der General der Infanterie von Grolman, commandirender General des 5. Armeecorps. Eine Biographie des Dahingeschiedenen werden wir in der nächsten Nummer liefern.
D. Red.

Für die resp. Herren Subscribenten.

Denjenigen Herren Subscribenten, welchen die mit der Nummer 32 ausgegebene **Prämie:**

Das Bildniss der Kronprinzessin Maria von Hannover,

lithographirt von Lhöninger in München, Werth 1 Thlr. 15 Ngr., nicht zugekommen ist, wollen sich nur an die betreffenden Handlungen wenden, durch welche sie die Adelszeitung beziehen. Diess als Antwort auf verschiedene direct an mich ergangene Anfragen.

Dem nächsten Jahrgang wird ein kostbarer Stahlstich in gross Folio — Werth 2 Thlr. — nebst mehren Portraits berühmter jetzt lebender Adeligen beigegeben.

Altenburg, den 23. September 1843.

Julius Helbig.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 62. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sz. oder Rgr.) berechnet.

Der Sänger und ſein Bäumchen.

Seinen Freunden im Preißengrunde.

Man findet ein Bäumchen in Sachſen,
Drauf kann man viel Inſchriften ſeh'n.
Mit Epheu ſind dieſe umwachſen,
Es macht ſich das Bäumchen ſo ſchön!

Dies Bäumchen, das Freunde verbindet,
Es iſt jetzt das einzge nicht mehr,
Inzenn man ein ähnliches findet
Gar fern an dem baltiſchen Meer!

Es ſtehen die theueren Namen
Hier, wie in dem ſächſiſchen Baum',
Doch fehlet von Epheu der Rahmen,
Das Meer nur umſpült ihn mit Schaum'.

Da ſtehet oft einſam ein Sänger,
Da ſtehet er Stunden oft lang,
Da ſinget er lange und länger,
Da wird es um's Herz ihm ſo bang! —

C. v. H.

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Fortſetzung.)

Die Dämmerung war ſchon bedeutend vorgerückt, als die Geſellſchaft die Höhe erreichte. Man unterſuchte das Terrain und ſpazierte auf den ſchönghaltenen Wegen einigemal auf und ab. Da es jedoch ſchon zu dunkel war, um den Inſchriften der Denkmäler mit Erfolg Aufmerkſamkeit ſchenken zu können, ſo begab man ſich bald auf den allgemeinen Verſammlungsplatz. Hier waren die beſten Vorbereitungen getroffen, um Allen den bevorſtehenden Aufenthalt im Freien ſo angenehm als möglich zu machen. Die brennenden Fackeln und Pechpfannen verbreiteten ein rothes, oft durch den Qualm verdüſtertes Licht, welches die dichtbelaubten Zweige der alten Linde, die eingeſtürzte Mauer und die zunächſtliegenden Gräber beleuchtete, wodurch das Unheimliche, welches einer ſolchen Parthie nicht fehlen darf, vollkommen erreicht wurde. Von Steinen, Brettern, Moos u. ſ. w. waren Tiſche und Sitze zweckend hergeſtellt; in einiger Entfernung hing über einem Feuer ein Keſſel mit ſiedendem Waſſer, und mehrere Körbe verſprachen einen Gaumen und Herzen erfreuenden Inhalt. Die alten Herren, welche mit Wilhelm unterdeſſen nachgekommen waren, lobten die Einrichtung und veranlaßten die Geſellſchaft, ſich ſo zu lagern, daß ſie ſtets den Kirchhof im Auge behielten. Das durch Wolken vermehrte Düſter verſprach jedoch wenig Ausſicht in die geſpenſterhaften Räume. Einige bedauerten, daß man die Geſpenſter nicht ſehen könne, Andere meinten, daß die hellern Geſtalten gerade in der Dunkelheit mehr hervortreten müßten. Wieder Andere belachten den Verſuch, nicht vorhandenen Weſen eine Theorie aufzwingen zu wollen, und ſo leiteten Scherze und heitere Diſputationen ein Abenteuer ein, welches nichts weniger als ernſt zu werden verſprach. Unerwartet tönte die elfte Stunde von dem hohen Kirchthurme herab. Man ſchwieg und zählte heimlich die Glockenſchläge. Plötzlich warf Jemand die Frage auf, ob die Geiſterſtunde ſchon jetzt oder erſt um zwölf beginne. Einige wollten gehört haben, daß mit dem zwölften Glockenſchlage die Geſpenſter ihr Recht verloren hätten, Andere behaupteten daſſelbe mit vieler Sicherheit von dem Tone der erſten Stunde. Dies Geſpräch ſchien Aengſtlichkeit erweckt zu haben; die Scherzreden fielen ſeltener, und

Digitized by Google

Einige wollten ſogar bemerkt haben, daß die Geſellſchaft nicht mehr vollzählig ſei. Wirklich wurden Mehrere vermißt; doch nach kurzer Pauſe wurde durch deren Wiederkehr der Verdacht einer ängſtlichen Entfernung aufgehoben, und da bei der Größe der Geſellſchaft die Anweſenheit ſämmtlicher Mitglieder ſchwer zu beſtimmen war, ſo gab man bald dieſe Controle auf und geſtattete Jedem volle Freiheit zu bleiben, oder ſich nach Belieben zu entfernen. Der häufig herumgereichte Punſch that ſeine Wirkung. Bald ertönten mehrſtimmige Geſänge, Reden wurden gehalten, Toaſte ausgebracht, und eben feuerte Adolf in begeiſterten Worten den Muth der Anweſenden, als er plötzlich verſtummte und mit ſtieren Blicken und mit vor Entſetzen verſteinerten Zügen nach dem Kirchhofe ſchaute. Aller Augen folgten ihm, und deutlich genug erkannte man in dem etwas heller gewordenen Mondlicht vor der bekannten Flieder-laube zwei Geſtalten, die ſich, wie es ſchien, feſt umarmten. Da hob die Thurmuhr aus, und mit dem erſten Glockenſchlage der zwölften Stunde ertönte von der Kirche her ein ängſtliches Schreien, ein Gepolter erhob ſich — es kam näher und näher — ein weißes Etwas flog über Gräber und Leichenſteine hernieder und fiel plötzlich in die Mitte der vor Schreck laut aufſchreienden Geſellſchaft, die mit neuem Entſetzen einen Todtenkopf erkannte, welcher auf einem Brete liegen geblieben, ſie mit hohlen Augen anſtarrte. — „Hier iſt eine Spitzbüberei verborgen!“ unterbrach Moritz die erſte Stille des Entſetzens. — „Fort Freunde, die Hallunken ſollen uns nicht entgehen!“ rief Julius mit gezogenem Säbel und wollte in den Kirchhof eindringen. Viele zeigten ſich ſogleich bereit ihm zu folgen; doch die Mädchen und Frauen hielten ſie zurück und baten um Gottes Willen, ſie nicht ohne Schutz zu laſſen. War es den Jünglingen zu verdenken, wenn ſie der holden Gewalt nachgaben, womit ſchöne Arme ſie zurückhielten? — „Bleibt ruhig —“ ſagte jetzt Victorie,“ mein Bruder hat ſchon ſeine Anſtalten getroffen, und hier iſt wohl Hülfe nöthiger.“ — Wirklich befanden ſich mehrere der anweſenden Damen in hülfsbedürftigem Zuſtande. Man eilte, ſie zu unterſtützen; der Schädel wurde den Blicken entzogen und dem ruhigen Beobachter bot ſich mehr als ein ergötzliches Bild. Nicht alle Perſonen männlichen Geſchlechtes beſitzen das Geſchenk des Muthes, und wirklich befanden ſich auch einige von den Herren in mitleid- und lachenerregendem Zuſtande. Während dieſe ſich nach und nach erholten und auf Victoriens nochmaliges Bitten, ſich nicht zu entfernen und ihrem Bruder nicht entgegen zu arbeiten, Gehorſam geleiſtet wurde, trat Victor zu Wilhelm, um denſelben auf einige Gruppen aufmerkſam zu machen. Der Maler aber ſtand ganz in Betrachtung Juliens verloren, welche, wie eine Bildſäule der Minerva, mit feſtem, unverwandtem Blicke nach der Kirche hinaufſchaute. — „Könnte ich Die ſo malen,“ flüſterte Wilhelm, „in dieſer heroiſchen, himmliſchen Stellung!“ — Victor blieb ebenfalls überraſcht von dem herrlichen Bilde ſtehen. Jetzt trat Moritz heran: „Wo iſt Molly?“ rief er voller Angſt — „nirgends kann ich ſie finden!“ — Jetzt wandte ſich Julie zu ihm und ſagte ſehr ruhig: „Sei unbeſorgt; noch vor der Störung winkte ihr der Vater — bei ihm iſt ſie gewiß in Sicherheit.“ — „Gott ſei Dank!“ ſprach jetzt hinzutretend der alte Arzt; „es haben ſich wenigſtens bei Niemanden beunruhigende Erſcheinungen gezeigt, und ich denke, der Schreck wird ohne Schaden vorübergehen.“ — Jetzt ertönten mehrere Stimmen: „Da bringen wir den Spitzbuben!“ und einige junge Leute zogen einen bejahrten Mann in fremder Livree heran, den ſie im Gebüſch gefangen hatten. Dieſer ſträubte ſich und ſchrie in gebrochenem Deutſch: „Ick bin kein Latrone, ick bin Pedrillo, der Diener der Signora.“ — Bei dem Namen Pedrillo wurde die ganze Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft erweckt. Man erinnerte ſich, ihn gehört zu haben, und zwar in der von Victor vorgeleſenen Erzählung. Mit eiligen Schritten nahte ſich jetzt der alte Leibjäger des Obriſten, er blickte den alten Pedrillo an und ſagte: „Laſſen Sie den guten Mann los, meine Herren, er iſt unſchuldig. Wir haben den Thäter; es iſt der Sohn des Todtengräbers, der die Geſellſchaft erſchrecken und durch neue Spukereien ſich in Vortheil ſetzen wollte. Der Herr Obriſt läßt Sie ſämmtlich erſuchen, ſich nach dem Schloſſe zu begeben, wo er Ihnen Allen eine erfreuliche Mittheilung verſpricht.“ — Da Niemand ſich ſo kraftlos fühlte, um den Weg nicht auf eignen Füßen zurücklegen zu können, ſo war die ganze Geſellſchaft nach einigem Zaudern bereit, den Wunſch des Obriſten zu erfüllen. Unter unaufhörlichem Fragen, Vermuthen, Zweifeln und Verſicherungen zog endlich die ganze Geſellſchaft viel langſamer, als die Meiſten wünſchten, dem Schloſſe zu.

8.

Man war kaum einige hundert Schritte von dem Kirchhofe entfernt, als ſchon von mehreren Seiten her ſich neckende und ſcherzende Stimmen über die Aeußerungen des grundloſen Schreckens, den der herabrollende Todtenkopf erregt hatte, ſich hören ließen. Anfänglich wurden zwar die Spöttereien glücklich durch das Intereſſe beſiegt, welches die Geſellſchaft an dem unſchuldig eingefangenen Pedrillo nahm, ſo wie auch die Vermuthungen über die verſprochene Mittheilung des Obriſten das Geſpräch oft von dem die Betheiligten immer unangenehm berührenden Spottreden abwandte. Aber ein paniſches Schrecken, zumal wenn es eine große Geſellſchaft ohne Noth erfaßt hat, bringt immer zu viel komiſche Situationen hervor, als daß ſich Alle die willkommene Gelegenheit zum Lachen und Belachen entgehen laſſen möchten.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der General Grolmann.

Karl Wilhelm George von Grolmann, preuß. General der Infanterie und commandirender General des 5ten Armeecorps, wurde am 30. Juli 1777 zu Berlin geboren, wo sein Vater, Heinrich Dietrich v. G., im J. 1840 — fast 100 J. alt — als wirkl. Geh. Rath und Ritter des schwarzen Adlerordens starb. Frühzeitig für den Kriegsdienst bestimmt, trat er, erst 14 Jahre alt, in das preuß. Infanterie-Regiment von Möllendorf ein, in welchem er im Jan. 1795 zum Fähnrich, im April 1797 zum Secondelieutenant, im März 1804 zum Premierlieutenant und Inspectionsadjutanten des Feldmarschalls von Möllendorf avancirte. Beim Ausbruche des Kriegs 1806 befand sich G. als Stabscapitain in der Umgebung des Feldmarschalls, entging jedoch, in Dienstgeschäften versandt, der Capitulation des Möllendorfschen Corps nach der Schlacht bei Auerstädt. Hierauf als Adjutant dem Fürsten von Hohenlohe zugetheilt und von diesem mit Aufträgen an den König abgesandt, entkam er auch der Capitulation, welche der Fürst, zum Theil durch Massenbach's Uebereilung, zu Prenzlau (7 Meilen von Stettin) am 27. Oct. 1806 abschließen mußte. G. gelangte glücklich zur Armee nach Ostpreußen, wo er beim Generalstabe des L'Estocq'schen Corps angestellt und nach dem Gefechte bei Heilsberg zum Major befördert wurde. Nach dem Frieden von Tilsit hatte er als Director der ersten Division des allgemeinen Kriegsdepartements, unter Scharnhorst's Leitung, vorzüglichen Antheil an den Arbeiten zur Reorganisation des Heeres. Als jedoch Preußen in dem 1809 zwischen Frankreich und Oestreich ausbrechenden Kriege neutral blieb, nahm er seinen Abschied und trat in österreichische, nach dem Friedensschlusse aber als Major und Commandeur eines Fremdenbataillons zu Cadix in spanische Dienste. Im Laufe des Kriegs avancirte er zum Oberstlieutenant, wurde aber 1812 bei der Eroberung von Valencia (zu dessen Besatzung sein Corps gehörte) von den Franzosen gefangen genommen und nach Frankreich transportirt. Doch gelang es ihm, aus der Gefangenschaft zu entkommen. Nachdem er die schweizer Grenze erreicht hatte, reiste er unter dem Namen eines ehemaligen österreichischen Officiers, Richter, zu seinem Schwager in Franken und bezog von da als Student die Universität Jena, wo er unter dem Namen v. Gerlach sich inscribiren ließ. Als jedoch die Nachricht von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland eintraf, kehrte er in sein Vaterland zurück, folgte dem Könige nach Schlesien und trat, als Preußen sich für Rußland erklärte, wieder als Major im Generalstabe ein, in welcher Eigenschaft er an den Schlachten von Lützen und Bautzen Theil nahm. Nach dem Waffenstillstande wurde er bei dem zweiten Armeecorps unter dem General von Kleist als Generalstabsofficier angestellt, wobei er zum Oberstlieutenant avancirte. Ihm verdankt Deutschland wahrscheinlich die Haltung, wenn nicht die Entscheidung des Jahres 1813 (Vgl. das No. 40. S. 166 d. Bl. Gesagte). In der Schlacht bei Kulm durch einen Schuß in die Hüfte schwer verwundet, betrat er doch bald wieder den Schauplatz des Krieges, wohnte, zum Obersten avancirt, der Schlacht bei Leipzig bei und machte dann beim zweiten Armeecorps den Feldzug bis zum Pariser Frieden mit, nach dessen Abschlusse er zum Generalmajor ernannt und als Director des zweiten Departement im Kriegsministerium beschäftigt wurde. Als der Krieg im J. 1815 von neuem ausbrach, wurde G. als Generalquartiermeister bei der Arme des Fürsten Blücher angestellt und fand mehrfach Gelegenheit, sein Talent in der Führung der Massen darzulegen und seine strategische Erfahrung zu bewähren. Seine Vorlesungen, die er später über diesen Feldzug vor einem Kreise von Officieren hielt, sind von dem Major von Damitz u. d. T.: „Geschichte des Feldzugs von 1815 in den Niederlanden und Frankreich" (2 Bände, Berlin 1837—38) herausgegeben worden (vergl. No. 42, S. 174 d. Bl. 3.). Nach dem zweiten Pariser Frieden trat er als Chef des Generalstabs wieder in das Kriegsministerium ein, nahm jedoch 1819 politischer Verhältnisse wegen seinen Abschied und lebte eine Zeit lang auf seinen Gütern in der Gegend von Kottbus, bis er 1825 als Generallieutenant und Commandeur der neunten Division (in Glogau) in den Dienst zurücktrat. 1830 führte er unter Gneisenau ein Commando an der preuß. Grenze, wo er sich bei dem polnischen Aufstande sehr klug und umsichtig benahm; 1832 wurde er interimistisch und 1835 definitiv commandirender General des im Großherzogthum Posen stehenden fünften Armeecorps, 1837 General der Infanterie und noch bei Lebzeiten seines Vaters Ritter des schwarzen Adlerordens. (Somit kam der in der Geschichte dieses Ordens früher nicht erlebte Fall vor, daß aus einer nicht fürstlichen Familie Vater und Sohn zugleich mit demselben geschmückt waren.) Bei den drohenden Bewegungen Frankreichs im J. 1840 zu diplomatischen Unterhandlungen über die Gegenmaßregeln mit dem Oberst von Radowitz nach Wien und Süddeutschland geschickt, löste er seine Aufgabe mit bestem Erfolge. Nach längerem Krankenlager starb G. am 15. Sept. d. J. in Posen. Mit ihm ging einer der edelsten und trefflichsten deutschen Männer zu Grabe; mit ihm verlor Preußen einen seiner verdientesten Feldherren, die Armee ein hohes Vorbild. Die allgemeine Wehrverfassung in Preußen ist sein und seines Freundes, v. Boyen's, Werk, und von dem ganzen preußischen Heere und von den Vielen, die ihn in dem übrigen Deutschland kannten, wurde er, falls ein Krieg das Vaterland bedrohen sollte, einstimmig als der deutsche Generalfeldmarschall genannt.

Alp.

Digitized by Google

Genealogiſches Schema

über die muthmaßliche Thronfolge in Dänemark und Heſſen-Kaſſel.

Die muthmaßliche Thronfolge in dem Königreiche Dänemark und dem Kurfürſtenthum Heſſen-Kaſſel hat neuerlich vielfach die Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Es dürfte daher vielleicht von einigem Intereſſe ſein, die genealogiſchen Verhältniſſe, durch welche dieſe Thronfolge bedingt wird, in dem hier gegebenen Schema zu überſehen. Die Reihefolge, in welcher die Succeſſion in beiden Ländern, den jetzigen Verhältniſſen nach, eröffnet werden und wahrſcheinlich demnächſt auf das Prinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel Durchlaucht übergehen wird, iſt in dem Schema durch die großen lateiniſchen Buchſtaben angedeutet.

F. v. Löhneyſen.

250

Dänemark.

König Friedrich V., geb. 1723, † 1766.

König Chriſtian VII., geb. 1749, † 1808. Gemahlin: Caroline Mathilde, Schweſter des Königs Georg III. von Großbritannien, † 1775.

Friedrich, Erbprinz, geb. 1753, † 1805. Gemahlin: Prinzeſſin Sophie von Mecklenburg-Schwerin, † 1794.

König Friedrich VI., geb. 1768, Mitregent 1784, † 1839. Gemahlin: Prinzeſſin Marie von Heſſen-Kaſſel, geb. 1767.

Louiſe Auguſte, geb. 1771, vermählt 1796 an den Herzog Friedrich Chriſtian von Holſtein-Auguſtenburg. Witwe ſeit 1834.

A.

König Chriſtian VIII., geb. 1786, vermählt mit der Prinzeſſin Charlotte v. Mecklenburg-Schwerin, geſchieden 1809 (Großin des Goethe zu Rom); 2. (1815) mit der Prinzeſſin Caroline von Holſtein-Auguſtenburg, geb. 1796.

D.

Juliane, geb. 1788, vermählt 1812 an den Prinz Wilhelm v. Heſſen-Philippsthal-Barchfeld, Witwe ſeit 1834.

E.

Charlotte, geb. 1789, vermählt 1810 an den Landgrafen Wilhelm v. Heſſen-Kaſſel.

C.

Ferdinand, geb. 1792, vermählt 1829 mit der Prinzeſſin Caroline v. Dänemark, Tochter des Königs Friedrichs VI.

B.

Kronprinz Friedrich, geb. 1808, vermählt 1) mit der Prinzeſſin Wilhelmine v. Dänemark, geſchieden 1834 (regier. Herzogin v. Holſtein-Glücksburg); 2. (1841) mit der Prinzeſſin Caroline von Mecklenburg-Strelitz.

F.

Prinz Friedrich, geb. 1820, muthmaßlicher Thronerbe.

Heſſen-Kaſſel.

Landgraf Friedrich II., geb. 1720, † 1785.

Kurfürſt Wilhelm I., geb. 1743, † 1821. Gemahlin: Prinzeſſin Wilhelmine von Dänemark, † 1820.

Landgraf Carl, geb. 1744, † 1836, K. dän. Gen., Gemahlin: Louiſe, Tochter des Königs Friedrich V. von Dänemark, † 1831.

Landgraf Friedrich, geb. 1747, † 1837. Gemahlin: Prinzeſſin Caroline von Naſſau-Uſingen.

A.

Kurfürſt Wilhelm II., geb. 1777. Gemahlin: 1) Auguſte, Schweſter des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen; 2) morganatiſch, Gräfin Reichenbach-Leſſonitz, † 1843; 3) morganatiſch, Charlotte v. Berleſch, Baronin v. Bergen, 1843.

C.

Landgraf Friedrich, geb. 1771, K. bän. Gen., vermählt 1813 mit Clara von Brockdorff, geſchieden v. Lilienceron.

D.

Landgraf Wilhelm, geb. 1787, vermählt 1810 mit der Prinzeſſin Charlotte v. Dänemark, Tochter des 1805 † Kronprinzen Friedrich, geb. 1789.

Friedrich Georg Wilhelm, Carl, geb. 1790, K. Preuß. Gen. d. Cav. geb. 1793, K. Preuß. General.

B.

Kurprinz Wilhelm, geb. 1802, Mitregent 1831, morganatiſch vermählt 1831 mit Gertrude Falkenſtein, Gräfin von Schaumburg.

E.

Prinz Friedrich, geb. 1820, muthmaßlicher Thronerbe.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Zlerius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 63. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 3 ggr. (11½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Das Glöcklein des Glücks *).

Der König lag am Tode; da rief er ſeinen Sohn;
Er nahm ihn bei den Händen, und wies ihm auf den Thron:
„Mein Sohn,“ ſo ſprach er, zitternd, — „mein Sohn, den
laß' ich Dir;
Doch nimm mit meiner Krone noch dies mein Wort von mir:
„Du denkſt Dir wohl die Erde noch als ein Haus der Luſt;
„Mein Sohn, das iſt nicht alſo; — ſei deſſen früh bewußt!
„Nach Eimern zählt das Unglück, nach Tropfen zählt das
Glück; —
„Ach geb' in tauſend Eimern zwei Tropfen kaum zurück!“

Der König ſpricht's und ſcheidet. — Der Sohn begriff ihn
nicht:
Er ſteht noch roſenfarben die Welt, im Maienlicht,
Zu Throne ſitzt er lächelnd; beweiſen will er's klar,
Wie ſehr getäuſcht ſein Vater von düſtrem Geiſte war. —
Und auf das Dach des Hauſes, grad' über ſeinem Saal,
Worin er ſchläft und ſinnet, und ſitzt am frohen Mahl,
Läßt er ein Glöcklein hängen, von hellem Silberklang,
Das läutet, wie er unten nur leiſe rührt den Strang.
Den aber will er rühren (ſo thut er's kund im Land),
So oft er ſich recht glücklich in ſeinem Sinn empfand;
Und traun! zu wiſſen glaubt er's, — da wird kein Tag ent-
flieh'n,
An dem er nicht mit Rechten das Glöcklein dürfte zieh'n.

Und Tag' um Tage heben ihr roſig Haupt empor;
Doch Abends, wenn ſie's ſenken, trägt's einen Trauerflor.
Oft langt er nach dem Seile, das Auge klar und licht: —
Da zuckt ihm was durch's Inn're, das Seil berührt er nicht.
Einſt tritt er, voll des Glückes erbeter Freundſchaft, hin:
„Läuten,“ ruft er, „will ich's, wie hoch beglückt ich bin!“
Da feucht ein Bet' in's Zimmer, der's minder ſpricht, als
weint:
„„Herr, den Du Freund geheißen, verrieth Dich, wie ein
Feind!““ —

Einſt ſiegt er, voll des Glückes erbörter Lieb', herein;
„Mein Glück, mein Glück,“ ſo ruft er, „muß ausgeläutet
ſein!“
Da kommt ſein blaſſer Kanzler, und murmelt bang und ſcheu:
„„Herr, blüht denn auch dem König hienieden keine Treu?““
Der König mag's verwinden, er hat ja noch ſein Land,
Und einen vollen Seckel, und eine mächt'ge Hand;
Er hat noch grüne Felder, noch Wieſen voll von Duft,
Und d'rauf den Fleiß der Menſchen, und drüber Gottes Luft!
Zu ſeinem Fenſter tritt er; ſieht nieder; ſieht hinaus,
Und Wiege ſeines Glückes bedünkt ihn jedes Haus.
Zum Seil hin eilt er glühend; will ziehn, will läuten,
ſteh! —
Da ſtürmt's herein zum Saale; da fällt's vor ihm auf's
Knie.
„Herr König, ſteht Du drüben den Rauch, den Brand, den
Strahl!
„So rauchen unſ're Hütten, ſo blitzt der Nachbarn Stahl!“
„„Ha, freche Räuber!““ donnert der Fürſt in wildem Grüb'n,
Und ſtatt des Glöckleins muß er ſein rächend Eiſen zieh'n.

Schon bleichen ſeine Haare; vor Dulden wird er ſchwach,
Und ſtets noch ſchweigt das Glöcklein auf ſeines Hauſes Dach;
Und wenn's auch oft, wie Freude, ſich auf die Wang' ihm
drängt,
Er denkt kaum mehr des Glöckleins, das er hinauf gehängt.
Doch als er nun, zu ſterben, in ſeinem Stuhle ſaß,
Da hört' er vor dem Fenſter Geſchluchz' ohn' Unterlaß.
„Was ſoll das?“ fragt er leiſe den Kanzler, „ſprich's nur
aus!“ —
„„Ach, Herr, der Vater ſcheidet, — die Kinder ſteh'n vor'm
Haus!““ —
„Herein mit meinen Kindern! — Und war man mir denn
gut?“ —
„„Stünd', Herr, zu Kauf ein Leben: ſie kauften Dein's mit
Blut!““

Da woget's auch ſchon zum Saale, gedämpften Schritts,
herein,
Und will ihn nochmals ſegnen, ihm nochmals nahe ſein

*) Aus G. Scheidl's „Bifolien,“ von denen eben die 3. Aufl. erſchienen iſt.

Digitized by Google

„Ihr liebt mich alſo, Kinder?“ — Und tauſend weinen: „„Ja!““ —

Der König hört's; erhebt ſich; ſteht, wie ein Heil'ger, da; Sieht auf zu Gott, zur Decke; langt nach dem Seile ſtumm; Thut einen Riß; — es läutet, — und lächelnd ſinkt er um.

Beiträge zur Geſchichte des Mittelalters.

1. Burgen und Schlöſſer betreffend.

a. Baumeiſter und Baumeiſterthum.

So gewöhnlich im Mittelalter Länder- und Gütertheilungen bei den regierenden Familien und Adelsgeſchlechtern Deutſchlands waren, ſo häufig trifft man auf beibehaltene, zum Theil noch heutiges Tages beſtehende Gemeinſchaften. Sie beſchränken ſich auf einzelne Oerter und Güter, erſtrecken ſich aber oft auch auf ganze Länder.

Am häufigſten war die Gemeinſchaft der Schlöſſer, und zwar aus einem doppelten Grunde. Als der hohe und niedere Adel anfing, außer dem Taufnamen ſich auch Geſchlechtsnamen beizulegen, wählte er zu den letztern meiſtens den Namen irgend eines Schloſſes, welches das Stammhaus oder der Hauptſitz des Geſchlechtes war. Verlor in der Folge eine Linie des Geſchlechtes durch Theilung oder auf eine andere Art das Miteigenthum an dem Stammhauſe, ſo veränderte ſie damit auch gemeiniglich den Namen. Indeſſen behielten die Familien mehrentheils lieber den alten Geſchlechtsnamen bei. Sie vermieden daher möglichſt die Veräußerung der Stammhäuſer und wählten eine ſonſt in mancher Rückſicht läſtige Gemeinſchaft, um ſich das Recht auf Namen und Wappen des Stammes deſto mehr zu verſichern.

Ein zweiter Grund der ſo häufigen Gemeinſchaften oder Ganerbſchaften an Schlöſſern und Burgen iſt in dem kriegeriſchen Geiſt dieſes Zeitalters zu ſuchen. Die geringſte Beleidigung gab Anlaß zur Fehde. Eine Burg oder ein Schloß war dann auf jeden Fall ein ſehr willkommener Vertheidigungs- oder Zufluchtsort. Je mehrere man im Beſitz hatte, deſto ſicherer konnte man einen Angriff wagen oder erwarten. Bei Theilungen war man daher möglichſt bedacht, ſich durch Beibehaltung des Miteigenthums ein deſto gewiſſeres und unbeſchränktes Benutzungsrecht der Schlöſſer auf Nothfälle zu erhalten. Die gegenſeitigen Rechte und Verbindlichkeiten der Gemeinherren oder Ganerben beſtimmte der Burgfriede. Oft waren aber die Ganerben ſehr zahlreich und zerſtreut. So zählt ein alter Burgfrieden des Schloſſes Reifenberg vom 29. März 1400 einundzweißig Ganerben oder Theilhaber an dieſem Schloſſe auf, die an dem Rheine und der Lahn, ja in der ganzen Wetterau zerſtreut lebten. —

Unmöglich konnte Alles, was das gemeinſchaftliche Eigenthum betraf, auch gemeinſchaftlich und mit Vorwiſſen aller Theilhaber beſorgt werden. Einer mußte wenigſtens die Leitung haben, um die gemeinſchaftlichen Beſchlüſſe zur Ausführung zu bringen, und in dringenden Fällen beſondere Veranſtaltungen Namens der ganzen Ganerbſchaft treffen. Vorzüglich lag ihm ob, die Burg in gutem Bau zu erhalten; hiervon erhielt er den Namen Baumeiſter. Dieſes Baumeiſteramt wechſelte gewöhnlich von einem Jahr zum anderen unter den Theilhabern ab. Der Burgfriede beſtimmte die Rechte und Obliegenheiten des Baumeiſters.

In einem zwiſchen dem Grafen Johann zu Naſſau-Dillenburg und deſſen Sohne und den Grafen Philipp zu Naſſau-Saarbrücken und Adolf zu Naſſau im Jahre 1414 errichteten Burgfrieden über ihr gemeinſchaftliches Schloß Naſſau ſind folgende Beſtimmungen wegen des Baumeiſterthums enthalten:

1) Jeder Theilhaber ſoll ein Jahr Baumeiſter ſein, nach deſſen Ablauf aber Rechnung ablegen und einen anderen Baumeiſter ernennen.

2) Zum Bau und zur Unterhaltung des Schloſſes ſoll ihm jeder Theilhaber jährlich fünfzehn Gulden zahlen. Reicht dieſes nicht zu, ſo iſt der Baumeiſter befugt, einen weitern Beitrag einzufordern. Denjenigen, der mit der Zahlung ſäumig iſt, kann er ſo lange, bis die Zahlung erfolgt, von der Burg ausſchließen.

3) Befürchtet der Baumeiſter eine Belagerung des Schloſſes, ſo ſoll er von jedem Gemeinherrn drei Mann, mit Harniſch, Armbruſt und andern nöthigen Waffen verſehen, in die Burg erfordern und die erforderlichen Vertheidigungswerkzeuge auf gemeinſchaftliche Koſten anſchaffen. Die ausbleibende Mannſchaft ſtellt er auf Koſten des Säumigen.

Aehnliche Beſtimmungen enthält der Burgfriede von Naſſau und Epſtein über die Schlöſſer Dietz und Camberg vom 29. September 1420.

Aber ſo wie mehrere Gemeinſchaften bis auf den heutigen Tag noch beſtehen, ſo hatte ſich auch in mehreren das Baumeiſterthum dem Namen, und zum Theil der Sache nach, bis Ende des vorigen Jahrhunderts erhalten, z. B. in den zwiſchen den fürſtlichen Häuſern Oranien-Naſſau und Naſſau-Uſingen gemeinſchaftlichen Aemtern Naſſau und Kirberg. Hier wechſelte, ſo wie ehedem, unter den beiderſeitigen Regierungen, Juſtizcollegien und Beamten das Baumeiſterthum jährlich ab. Es gewährte jedoch der einen Gemeinſchaft keine weſentliche Vorzüge vor der andern, ſondern nur das Directorium in den vorkommenden Geſchäften, und bei den Unterſchriften den erſten Platz. Bei dem gemeinſchaftlichen Amte wurde daher das Protocoll auf der Seite geführt, wo das Baumeiſterthum war, und in Rechtsſachen auch auf dieſer Seite das Urtheil geſprochen. Ebenſo wurden die von den beiderſeitigen Beamten an die höheren Behörden zu erſtattenden Berichte von den baumeiſterlichen Beamten entworfen und an die baumeiſterlichen Dicaſterien eingeſchickt,

Digitized by Google

welche alsdann mit den Mitherrſchaftlichen communicirten. Wenn jedoch eine unter dem Baumeiſterthum der einen Mitherrſchaft angefangene Sache in dem nämlichen Jahre nicht beendigt, oder unter einem andern Baumeiſterthum recurrent wurde, ſo blieb doch das Baumeiſterthum oder Directorium in dieſer einzelnen Sache auf der Seite, wo ſie angefangen war, wenn es gleich ſonſt dem Jahre nach auf der Seite der andern Mitherrſchaft war.

(Fortſetzung folgt.)

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Fortſetzung.)

So ward es auch hier; je näher man dem ſicheren erleuchteten Schloſſe kam, deſto größer wurde die Zahl der Spötter, welche mit großer Genauigkeit die Stellungen, Geſichtsveränderungen u. ſ. w. der Erſchrockenen perſiflirten. Natürlich mußten die geängſtigten Herren am meiſten herhalten, und der aufgeſtellte Satz, daß eine ſolche Ueberraſchung auch den Muthigſten erſchrecken könnte, wurde gerade von Denen am meiſten angegriffen, die eben keine Beweiſe ihrer Herzhaftigkeit gegeben hatten, ſondern glücklich bei dem Moment des Schreckens unbeobachtet durchgeſchlüpft waren. Zum allgemeinen Vergnügen wurde freilich mancher der Spötter entlarvt, und ſo lange die Geſellſchaft, wenigſtens in der Mehrzahl, heiter genug im Schloſſe an. Hier beſtätigte ſich die Ausſage des Jägers. Der Sohn des Todtengräbers hatte ſchon früher durch Gerüchte neuen Aberglauben zu erwecken geſucht, um den Friedhof, den er als Garten zu ſeinem Vortheil benutzte, vor allzu häufigen Beſuchen, ja wohl auch vor Dieben ſicher zu ſtellen. Daß aber eine ganze Geſellſchaft furchtlos daſelbſt übernachten wollte, war ganz gegen ſeinen Plan. Er nahm ſich vor, Allen die Luſt zu Wiederholung von dergleichen Parthien mit einem Schlage zu benehmen. Eine recht grauſige Spukgeſchichte ſchien ihm das beſte Mittel. Der Jäger hatte ihn bei der Beſchäftigung ertappt, einige Gerippe, die er dem alten Beinhauſe oder den Grüften entnommen haben mochte, an der Kirchenmauer aufzuſtellen. Der unerſchrockene Alte faßte jedoch den Geſellen ſo tüchtig, daß dieſer laut aufſchrie und den Todtenkopf fallen ließ, welcher thalabwärts in mächtigen Sprüngen über die Gräber in die Geſellſchaft gerollt war. Schon beruhigten ſich die Meiſten bei dieſer Nachricht, als Adolf die Bemerkung aufſtellte, daß durch alles dies die Erſcheinung der zwei Geſtalten an der Fliederlaube noch nicht erklärt ſei. Man mußte ihm beiſtimmen, und ſchon erging man ſich in neuen Vermuthungen über dieſe, das erſte Entſetzen verurſachende Erſcheinung, als der Obriſt zur Geſellſchaft trat und ſie freundlich erſuchte, in dem geräumigen Saale Platz zu nehmen. „Die unangenehme Störung," ſagte er, „hat doch mehr oder weniger bei Jedem von uns eine Aufregung hervorgebracht, welche zur gänzlichen Beruhigung der Gemüther ein geſelliges Zuſammenſein mir wünſchenswerth erſcheinen läßt. Sind Sie derſelben Meinung und geneigt, mich anzuhören, ſo hoffe ich Ihnen etwas Intereſſantes mittheilen zu können. Ich habe mit Vergnügen gehört, mit welcher Theilnahme Sie das Bruchſtück aufgenommen haben, welches unſer Freund Victor aus den geſammelten Sagen vortrug. Ich bin im Beſitz der Fortſetzung deſſelben; wie wäre es, wenn ich durch deren Mittheilung Ihnen die Zeit zu verkürzen ſuchte?" Alle gaben ihren Beifall zu erkennen, und der Obriſt begann nach kurzer Pauſe: „Vielleicht iſt es ſchon Manchem von Ihnen aufgefallen, daß der Held jener Geſchichte nicht genauere Forſchungen über das Schickſal ſeiner Geliebten anſtellte. Er hat es redlich gethan, aber ſtets vergebens. Endlich zog er ſich in die Stille zurück und lebte lange verborgen mit wenigen alten Freunden an einem kleinen, unbekannten Orte. Seine Geliebte war ſogleich nach der Trennung nach Italien auf ihre Güter abgereiſt. Doch bald verließ ſie dieſelben, da ſie die Folgen des Umganges mit ihrem zukünftigen Gatten nicht von ihren Untergebenen bemerken laſſen wollte. Sie vertraute ſich einer Freundin, zog, nur von ihrem treuen Diener begleitet, auf deren Landſitz, um dort günſtigere Zeiten für die Fortſetzung ihrer Reiſe abzuwarten. Doch plötzlich wurden alle ihre Plane durch ein Zeitungsblatt vereitelt, welches die falſche Nachricht von dem Untergange des Schiffes enthielt, worauf ihr Geliebter ſich befand. Die bald darauf ganz Europa erſchütternden Kriege nöthigten die Dame zur Veränderung ihres Wohnplatzes, und ſie entfloh mit ihrer Freundin in abgelegene Gegenden. Das einzige Andenken an den todtgeglaubten Geliebten war eine Tochter, auf deren Ausbildung beide Freundinnen ihre ganzen Kräfte wandten.

(Schluß folgt.)

Die Kriegsoberſten Niederſachſens im 15. und 16. Jahrhundert.

Von

J. v. Löhneyſen *).

Der Kriegsoberſt Hilmar v. Münchhauſen.

Das Geſchlecht der von Münchhauſen (ſonſt Munkhuſen, Mönnichhuſen) gehört dem Uradel Niederſachſens an. Wir finden daſſelbe erwähnt in den

*) Fortſetzung des in den Nummern 46 und 47 des vorigen Jahrgangs enthaltenen Aufſatzes.

ältesten Urkunden des Klosters Corvey, dem Kaiser Arnulph im Jahre 889 die Lehnsherrschaft über die Güter übertrug, welche der nobilis vir Howardus in der Piringisa marca, schidara Adikenhusen und Munchohusen besaß *). — Ludolfus de Munichhusen stiftete 1129 ein Seelengedächtniß in diesem Kloster, und Godefried de Munkhusen leistete 1149 bei dem Abte für den Grafen von Hörter Bürgschaft. Daß von diesem, unweit Lippstadt ansässig gewesenen, ältesten Zweige der Familie die später vorkommenden Geschlechtsfolgen abzuleiten sind, ist kaum zu bezweifeln, wenn gleich nicht genealogisch nachzuweisen. — Die von Letzner und anderen Chronisten erzählte Sage, daß ein Mönch in dem Kloster Loccum, Heino von Husen, um das Jahr 1068, als sein ganzer Stamm bis auf ihn ausgestorben, vom Pabst zu Rom Dispensation vom geistlichen Stande und vom Cölibat erwirkt, durch seine Nachkommen das Geschlecht unter dem Namen Münch Husen fortgepflanzt und zum Gedächtniß seines früheren Standes den Mönch in das Wappenschild aufgenommen habe, ist durch gründlichere Forschungen längst widerlegt, oder doch als sehr unwahrscheinlich nachgewiesen **). Urkundlich steht fest, daß der erste Prior des um das Jahr 1163 von den Grafen v. Hallermund und v. Aldenburg gestifteten, aus den Gütern der ausgestorbenen Grafen v. Luckum dotirten Cisterzienser-Klosters Lockum Gerhard v. Münchhausen gewesen ist. — In ununterbrochener Reihe steigt die Münchhausensche Stammtafel hinauf zu Rembert, der sein Stammgut Monikhusen an der Gränze der Grafschaft Bückeburg, unweit des Klosters Lockum, besaß, und mit seinem Sohne Giseler in einer Urkunde dieses Klosters de 1183 genannt wird. — Dieses Stammgut ist im 14. Jahrhundert durch Fluth oder Pest verwüstet. Die Kirche allein wurde erhalten und noch im Jahre 1386 von Heiniko und Friedrich von Münchhausen beschenkt, welche in der Schenkungsurkunde ausdrücklich erwähnen, daß ihr Geschlecht von jenem Orte Namen und Ursprung habe ***).

In zwei Hauptzweigen, dem schwarzen und dem weißen, und in zahlreichen Nebenästen breitete im Laufe der folgenden Jahrhunderte der Münchhausensche Stamm mit reichem Grundbesitz und hohem Ansehen in Nieder- und Obersachsen, in Thüringen, Hessen und Westphalen sich aus.

(Fortsetzung folgt.)

*) Schaten, Annal. Paderbornens p. 216.

**) Treuer, Geschlechtshistorie des adligen Hauses der Herren von Munchhausen. Göttingen 1740. §. X. Es bedarf nicht solcher Sagen und der darauf gegründeten, fabelhaften Stammbäume, um den Glanz dieses Hauses zu erhöhen. — Ueber die Glaubwürdigkeit solcher, bis in das 10. Jahrhundert hinaufreichender Stammbäume, wie sie in mancher adligen Familie vorhanden sind, wird Niemand sich täuschen, dem bekannt ist, daß in Sachsen erst im Anfange des 12. Jahrhunderts (im südlichen Deutschland soll 100 Jahre früher) die Sitte, dem bis dahin allein üblichen Vornamen den Namen einer Besitzung hinzuzufügen, und erst dadurch die Möglichkeit entstand, die in den Urkunden vorkommenden Personen nach Familien zu unterscheiden. — Dem historischen Forscher gewährt zum Nachweise des Ursprungs einer Familie, wenn solche bis in jenen Zeitpunkte hinauf urkundlich zu verfolgen ist. Was darüber hinausgeht, kann er nur mit Mißtrauen betrachten.

***) „Quod non considerantes parochialem ecclesiam in Monichhusen, Mindensis dioecesis, de qua dicti cognominis nostri ab antiquo armigeri traximus originem." — Erst im Anfange des 17. Jahrhunderts sind die Trümmer der uralten Kirche abgebrochen. — Zwischen den Lechtumer Brunnen und dem Dorfe Wingler bezeugt ein etwas erhabener Ort, der Münchhäuser Kirchhof genannt, die Stätte, und Treuer (l. c. §. VII) erkannte noch vor 100 Jahren in den umliegenden Forsten und Angern, an dem nach Lockum führenden Wege, die Spuren einer großen, einst bebauten Feldmark.

Feuilleton.

Wenn wir von goldnen Fesseln reden, verstehen wir darunter Verhältnisse zu Menschen, zu welchen hingezogen und durch die Sympathie an sie gefesselt uns zu fühlen, wir für ein Glück halten. Ganz anders ist es bei den Macrobiern an der Küste Zanguebar; dort tragen in Ermangelung der Eisenketten die Gefangenen goldene Fesseln.

Ein Franziskaner erzählte die Einführung des heil. Franz von Assisi in den Himmelssaal. Beschelten wollte F. seinen Sitz unternehmen; man rief: Weiter hinauf! Bei den Doctoren hieß es ebenso, desgleichen bei den Märtyrern, Propheten und den seraphischen Geistern; auch die heilige Jungfrau wollte ihn über sich setzen lassen. Aber sollte er selbst Christum von seinem Platze verdrängen? — Jetzt machte der Prediger eine lange Pause und sprach dann, es sei noch kein würdiger Platz bis jetzt für ihn gefunden. „So mag er meinen nehmen," sprach ein Zuhörer und verließ die Kirche.

Lesefrüchte.

Das Leben ist das Meer, das Schiff der Mensch, der Steuermann die Vernunft, die Gefühle sind der sanfte und die Affecten der stärkere Wind, die Leidenschaften Felsen und Sandbänke, Stürme und Orkane, wodurch das Schiff seine Richtung verliert, verschlagen, wohl gar zertrümmert wird.

(Der Gedanke.)
Er spottet aller Fesseln, aller Kerker,
Spricht zu Despoten: Ich bin frei!
Bewacht ihn, schmiedet eure Fesseln stärker,
Er sagt euch lachend: Ich bin frei!
(Karoline Rudolphi.)

Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen; doch selten etwas Besseres. (Lessing.)

Das schöne Geschlecht braucht kaum so viel Monate, als wir Mannespersonen Jahre brauchen, recht gut, oder recht schlimm zu werden. (Rabener.)

Zu viel Freiheit ist im Reiche des Glaubens immer besser, als zu wenig. (v. Ammon.)

Zwei Kräfte sind es, die den Menschen lenken,
Sie leiten ihn bald süd-, bald nordwärts:
Natur gab ihm Verstand, um recht zu denken,
Und recht zu handeln, gab sie ihm das Herz.
(Blumauer.)

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 64. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 gar (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Beiträge zur Geſchichte des Mittelalters.

(Fortſetzung.)

b. Burgmannſchaft.

Deutſchlands Fürſten und Herren hatten früher, ſo wenig als die Beherrſcher anderer Völker und Staaten, ſtehende Truppen. Zum Kriege im Felde forderte der Lehnsherr ſeine Vaſallen oder Lehnsmannen auf, zur Vertheidigung ſeiner Schlöſſer und Burgen vorzüglich die Burgmannen. Jene lohnte dafür der Genuß ihres Mannlehns, dieſe der Genuß ihres in Gütern, Geld oder andern Einkünften beſtehenden Burglehns. Beide hatten zu gleicher Zeit Anſpruch auf den Schutz ihres Lehnsherrn.

Schon in der Natur der Sache und dem Begriffe des Wortes liegt es, daß keiner Burgmann ſein, alſo auch kein Burglehen beſitzen konnte, der nicht die Waffen zu führen vermochte. Geiſtliche und Weiber mußten alſo ausgeſchloſſen ſein und waren es auch urſprünglich. Dennoch ward in der Folge auch wohl auf ſie die Burgmannſchaft erſtreckt, aber vielleicht in den meiſten Fällen mehr um ihnen zu dienen, als ſich von ihnen dienen zu laſſen, mehr um ihnen Schutz und andere Vortheile zuzuſichern, als ſie zur Burghuth, wie man den Dienſt des Burgmanns nannte, zu verpflichten.

So nahm 1368 Erzbiſchof Gerlach zu Mainz die Gräfin Irmengard zu Naſſau, ſeine Stiefmutter, zu ſeiner und ſeines Stiftes Burgfrau zu Biſchofsheim an, verſprach, ſie zu ſchirmen und zu ſchützen, wie andere Burgfrauen, und verſicherte ihr den Genuß der Rechte und Vortheile anderer Burgmänner und Burgfrauen. So nahmen 1382 die Grafen Heinrich und Reinhard zu Naſſau-Beilſtein den Abt und Convent zu Marienſtadt zu Burgmännern in allen ihren Schlöſſern auf und verſprachen ihnen Schutz gleich ihren andern Burgmännern.

c. Oeffnung der Schlöſſer.

In jenem unruhigen Zeitalter, in welchem das Fauſtrecht mehr galt, als jedes andere Recht; jede Beleidigung mit dem Schwerdte gerochen wurde; jeder gegründete oder ungegründete Anſpruch zum Vorwand einer Fehde diente; Verträge eben ſo wenig, als der öffentlich gebotene Landfriede, dauernde Ruhe und Sicherheit gewährten: in dieſem Zeitalter unaufhörlicher Kriege und Fehden zwiſchen nahen und entfernteren Nachbaren, konnte dem kriegeriſchen Adel der Beſitz eigener Schlöſſer und Burgen nicht genügen. Der Schauplatz der Fehde war oft zu weit von dieſen entfernt, um, nach dem unglücklichen Ausgang eines Gefechtes, Schutz vor dem verfolgenden Feinde, oder nach einem glücklich vollführten Ritt, einen ſichern Verwahrungsort für Beute und Gefangene, hinter eigenen Mauern zu finden. Man ſuchte ſich daher auf ſolche Nothfälle zum Voraus fremder Veſten zu verſichern, und in den Urkunden des hohen und niedern Adels dieſer Zeit kommen deßwegen Verträge über die gegenſeitig oder auch nur einſeitig ausbedungene Oeffnung eines Schloſſes oder einer Burg ſehr häufig vor. Zuweilen erſtreckte ſich dieſes conventionelle Oeffnungs- und Einquartirungsrecht auch auf die zu einem Schloſſe gehörigen Orte. Dieſes, und was man überhaupt unter dem Ausdruck „Oeffnung" zu verſtehen pflegte, erläutert ſehr gut ein Vertrag zwiſchen Graf Johann IV. zu Naſſau mit Frank von Cronenberg, der hier, mit Weglaſſung aller übrigen Floskeln folgt:

„Wyr Johan grave zu Naſſouw zo Wyanden und

Digitized by Google

„zo Dyetze herre zo Breda Bekennen — daz wir fran„ken von Cronenberg dem alden und synen nehesten er„ben von geburt — sollichen willen gethan han — „daz wir yme an unserem teyle zo Caenburg, zu alden„wilnauwe und zo werhem und in allen dorfferen und „gerichten dair zo und dair inne gehorende — eyne „offenonge gethan han, Alſo daz ſie und die yre dar„inne herberge, leger und Ruwefuder und „folge haben, heyſzen und gebieten zo allen yeren „noeden und geſchefften, von alle den die darynne ge„ſeſſen ſin und dair ynne gehoiren und ſich darynne „und uyß behelfen geen alremenlichen uyßgeſcheiden vns ſelbs vnd die anderen heren die teyle vnd ge„meynde an den — ſloſſen hauen, vnd auch die heren, „den wir mit manſchaften verbonden ſin. — Es ſal „auch — — Franke — ſich — aller weldе, weyde, „waßer vnd wiltbenne zo den — ſloßen — ge„horende gebrauchen mit gegagitz" (Jagd) „weyde„werg vnd fyſcheryen ſo dicke vnd vyle yne das „Euen" (gelegen) „iſt glych vns ſelbs. — Wers auch „ſache daz Franke — ſich der — ſloßen gebrauche wur„de, ſo ſal men ime feylen Kauf geben als vns. „— Vnd ſal auch — Franke — alle burgmanne, prie„ſtere, burgere vnd vndерſaßen by — yrer alder „fryheit, Rechten vnd gewonheit laßen — — vnd her„uff ſo — gebieten wir allen vnſen Amptluden, ſchult„heiſſen, burgeren — — — daz ſie — franken — glo„ben vnd sweren, getruwe, holt, gehorſam vnd ge„wertig zu ſin. — — — Wer es auch ſache daz die — „ſloße, dorfere ꝛc. geleidiget oder geſchediget wurden, „von was ſachen daz queme, daromb ſollen — wir — „ſie nommermer betedigen aber betrangen. — — ꝛc. „uf den zwelften Tag an dem Kriſtag. a. d. 1452."
(6. Jan.)

Es iſt jedoch billig zu bezweifeln, daß der Oeffnung in jedem Fall eine ſo weite Ausdehnung, als hier, auf Jagd, Fiſcherei und Waldung ꝛc. gegeben worden. Die beſonderen Verhältniſſe, in welchen Graf Johann vielleicht mit Franken von Cronenberg ſtand, mögen Solches vielmehr in dem vorliegenden Falle veranlaßt haben.

(Fortſetzung folgt.)

Das Nachtmahl an der Kirchhofsmauer.

(Schluß.)

Nach mehreren Jahren kehrte ſie mit ihrer Tochter und Freundin nach ihren Gütern zurück, wo ſie von den Ihrigen, welche ſie längſt todt geglaubt hatten, mit freudigem Staunen aufgenommen wurde. Langer Umgang hatte die Freundinnen ſo aneinander gefeſſelt, daß ſie ſich nicht wieder trennen wollten. Sie kauften ſich in der Schweiz an. Die Dame hatte ſich ſchon früher nach ihrem Familiennamen genannt, und lebte nun ungeſtört und ſorglos ganz der Erziehung ihrer aufblühenden Tochter. Ein junger Edelmann aus Polen war auf der Reiſe durch die Schweiz zufällig an den Aufenthaltsort der Frauen gekommen, ſah das reizende Mädchen, liebte ſie und gewann ihre Gegenliebe. Er bat um ihre Hand; die Mutter eröffnete den Liebenden die volle Wahrheit in Bezug auf die Geburt der Tochter. Der junge Mann aber war viel zu ſehr in Liebe entbrannt, um in dieſen Umſtänden ein Hinderniß zu ſehen. Er vermählte ſich mit ihr und reiſte der Heimath zu. Auf den Wunſch ſeiner jungen Gattin beſuchte er mit ihr den Friedhof, wo die Liebe ihrer Eltern entſtanden war. Der alte Todtengräber hatte die Wahrheit geſprochen, von ihr ſtammte das Legat zu Erhaltung der Denkmale der Liebe. Das Glück der jungen Ehegatten wurde durch die Geburt einer Tochter erhöht; doch nicht lange ſollten ſie dieſe ſchönen Tage genießen. Der junge Graf unterlag einer bösartigen Seuche, und ſeine Gattin endete wenige Tage darauf ihr junges Leben an derſelben Krankheit in den Armen ihrer Mutter, welche mit ihrer Freundin ſie zu beſuchen, hergereist war. Da keine männlichen Erben vorhanden waren, ſo trat der Bruder des Grafen in deſſen Rechte. Er zeigte ſich als gutherziger, aber roher Mann, und die Großmutter zog es vor, die damals vierjährige Enkelin in Deutſchland, dem Vaterlande ihrer Vorfahren, erziehen zu laſſen. Sie vertraute das Kind einer geachteten Familie, um deſſen zarte Jugend nicht den Beſchwerden der Reiſe auszuſetzen. Sie gab ſich ſelbſt nur für eine Verwandte der Kleinen aus, reiſte nach der Schweiz, um ihre Beſitzungen zu verkaufen, kehrte ſodann nach Deutſchland zurück, und lebte in der Nähe der geliebten Enkelin. Nach mehreren Jahren traf ſie durch eine ſonderbare Fügung des Schickſals mit ihrem Verwandten, dem Beſitzer von Thalheim, zuſammen, welcher ſie dringend einlud, ihn nach dem Stammſchloſſe ſeiner Väter zu begleiten. Eine merkwürdige Fügung der Vorſehung veranlaßte zu derſelben Zeit den lange im Verborgenen lebenden Greis, mein Gut zu beſuchen. Den Erinnerungen früherer Tage folgend, wandelt er am Abend vor dem Pfingſtfeſte nach dem Friedhofe, um dort das Andenken ſeiner Liebe zu feiern. Wer ſchildert ſein Staunen, als er um dieſelbe Stunde, an derſelben Stelle vor dem Erbbegräbniß eine weibliche Geſtalt in betender Stellung knieen ſieht? Nur das hohe Alter vermochte ihm wohl die Faſſung des Geiſtes zu verleihen, mit welcher er, wie damals, die Betende anredet und von ihr begrüßt und erkannt wird. Ja meine Freunde, ſie war es, die lange todtgeglaubte, einzige Geliebte ſeines Herzens! Ja meine Freunde, ich ſelbſt war Zeuge dieſes merkwürdigen Augenblickes; ich ſah die Thränen der Glücklichen; mir wurde das Glück zu Theil, in die Arme des Greiſes die Enkelin führen zu können! Meine Freunde, der forſchende Künſtlerblick unſeres Wilhelm hatte die Züge der Verwandtſchaft zwiſchen der ehrwürdigen Dame, deren Gegenwart uns

Digitized by Google

heute zu Theil ward, und unserer Freundin, der lieblichen Molly, erkannt. Er hat sich nicht getäuscht. Kommen Sie und theilen Sie als Freunde das Glück meines Oheims, welcher mit den Wiedergefundenen sich Ihrer Theilnahme freuen wird." Der Obrist stand auf und öffnete eine Seitenthür, aus welcher der General mit der Dame und Molly zu der überraschten Gesellschaft trat. Alle hatten sich mit dem Obristen von ihren Sitzen erhoben, und mit der herzlichsten innigsten Theilnahme wurde jetzt das Jubelpaar begrüßt, das mit freudiger Rührung die Glückwünsche der Versammelten annahm. — Nach kurzer Zeit zog sich der General mit den Seinigen zurück. Schon erhellte das Morgenroth den Himmel, und als der erste Strahl der aufgehenden Sonne in den Saal fiel, sagte der Obrist zu den unermüdet fort Jubelnden: „Gönnen Sie sich Ruhe, meine Freunde! Nun giebt es für Alle, die Theil an dem Glücke meines Hauses nehmen, genug zu schaffen; Kränze und Guirlanden müssen gewunden und Festlichkeiten vorbereitet werden, denn morgen, so Gott will, soll in derselben Kirche, welche das Glück unsres Paares entstehen sah, der Segen des Priesters den Bund heiligen, den eine gütige Vorsehung so wunderbar auf's neue geschlossen hat." — Erneuter Jubel erhob sich, und als die Sonne zum zweiten Male hinter den Bergen verschwand, leuchtete der Mond auf einen Kreis glücklicher Menschen, die in der Vereinigung eines Paares ihren Mittelpunkt fanden, das längst auf dieses Glück verzichtet und es doch so wunderbar noch gefunden hatte.

Z.

Der Kriegsoberst Hilmar v. Münchhausen.

(Fortsetzung.)

Aus einem Zweige der schwarzen Linie, der zu Aerzen, Wallfersen und Schwöbber von dem Bischofe von Hildesheim und der Probstei zu Hameln Güter zu Lehn trug, wurde Hilmar von Münchhausen, der Sohn des Drosten zu Lauenstein, Statius v. Münchhausen, und Margarethen's von Oberg, der Jüngste von vier Brüdern, im Jahre 1512 geboren. Als sein Vater von Heinrich v. Hartenstein, der ihn wegen des Schlosses Aerzen befehdete, im Winter des Jahrs 1518 unweit der Burg Lauenstein überfallen und erschlagen worden war, gelobten Jobst und Dietrich von Bock und Friedrich Freese der trauernden Wittwe und den Kindern durch feierliche Zuschrift am Donnerstage in der Osterwoche 1518: „sie ihres Wittwenstandes und ihrer Kind„heit wegen nicht verkürzen zu lassen, auch des jäm„merlichen Todes ihres Vaters wegen von Heinrich von „Hardenberg und Anderen, so dessen mit schuldig wa„ren, ihnen Recht zu verschaffen, und Gut und Blut „desfalls bei ihnen aufzusetzen." Der mächtige Schutz Herzogs Erich von Kalenberg mag Jenen der drohenden Vergeltung entzogen, oder die allgemeine Noth, die bald darauf mit der blutigen Stiftsfehde über das Land kam, diese Privathändel in Vergessenheit gebracht haben. — Hilmar suchte, kaum in das Jünglingsalter getreten, kaiserlichen Kriegsdienst und muß früh darin sich bewährt haben. Denn schon 1529, als sein älterer Bruder Jobst bei Herzog Erich von Kalenberg Dienste suchte, bezeugte ihm der kaiserliche Statthalter in den Niederlanden, Graf von Ligne, „wie sein Oheim „Jörg von Holle und sein Bruder Hilmar kaiserlicher „Majestät in ihrem Heerzuge gute und nütze Leute ge„wesen und sich darinnen keine Mühe und Arbeit haben „dauren lassen, auch er ihrer Kundschaft habe." — Mächtig fesselte den kühnen, thatendurstigen Jüngling der Reiz des Feldlagers und leichten Herzens mochte er 1539 das ihm eröffnete Canonicat am Dom zu Hildesheim seinem Vetter Claus für 250 güldene Joachimsthaler überlassen, „weil er keinen Geistlichen abgeben „wolle." — Dann vermählte er sich mit Lucia v. Reden, der Tochter des Drosten zu Marienburg und Hauptmanns zu Poppenburg, Hans v. Reden, und Meta's v. Schwichelt. — Aber dem stillen Leben daheim bald wieder abgewandt, sehen wir ihn 1542 im Gefolge Herzog Heinrichs des Jüngern von Braunschweig in dessen Kriege gegen die Schmalkaldischen Bundesgenossen. — Von den Städten seines Landes verlassen, wich der Herzog dem Feinde und suchte zuerst bei den katholischen Fürsten Süddeutschlands, dann in Frankreich bei Franz I. Schutz und Beistand. — Inzwischen ward Hilmar auf eigene Hand für den von Kaiser Carl V. bedrohten Herzog von Cleve und führte diesem ein Fähnlein Landsknechte zu, womit er die Stadt Döhren 1543 gegen die Kaiserlichen tapfer vertheidigte. Doch vermochte er sie gegen die Uebermacht nicht zu halten. Bei dem Sturme verlor er fast seine ganze Mannschaft und gerieth selbst in Gefangenschaft. Nach erfolgter Auslösung begab er sich mit sechs Fähnlein (1200 Mann) geworbenen Fußvolkes 1545 in das Land Hadeln. Hier hatten die Obersten Christoph von Brisberg und Georg von Holle 12 Fähnlein gesammelt, und die drei Obersten traten in den Dienst Herzogs Heinrich des Jüngern, der, mit Geld versehen, aus Frankreich zurückgekehrt, mit ihrer Hülfe die Schmalkaldischen Bundesgenossen aus seinem Lande zu vertreiben hoffte und vergeblich das Heer gegen die Veste Wolfenbüttel zum Sturm führte. Dem zum Entsatze Wolfenbüttel's herbeieilenden Heere der protestantischen Union zog der Herzog in heißem Ungestüm entgegen. Vergeblich gewarnt, sah er sich am 21. October 1545 bei dem Dorfe Calefeld, zwischen Nordheim und Gandersheim, von dem weit überlegenen Heere des Landgrafen Philipp von Hessen und der Herzöge Moritz von Sachsen und Ernst von Grubenhagen umschlossen. Ihm fehlte Geschütz und Munition, während das protestantische Heer aus 60 Feldstücken seine Schaaren

Digitized by Google

niederwarf. Zu spät erkannte Heinrich die Folgen seines trotzigen Uebermuths. Da sandte er inmitten des Kampfs Hilmar'n v. Münchhausen mit einem Trompeter zu dem Landgrafen, daß er friedliche Vermittlung versuche. Aber gleichwie der Herzog selbst noch zwei Tage vorher den von Herzog Moritz gebotenen gütlichen Vertrag im Kloster Wiebrechtshausen stolz von der Hand gewiesen, so erhielt jetzt Hilmar von dem Landgrafen nur den Bescheid: „Kurzum, ich will Heinrichen und seinen Sohn in meine Hand und keines Anderen haben. Wollen sie das thun, wohl und gut. „Wo nicht, so will ich sie mit Ernst angreiffen und „macht's kurz!" *) Traurig ritt Hilmar zurück, überbrachte die bittere Botschaft. Der Herzog, immer enger umschlossen, fügte sich der unerbittlichen Nothwendigkeit. Im vollen Harnisch, mit gesenktem Schwerdt, seinen Prinzen Victor zur Seite, ritt der gebeugte Fürst langsamen Schritts zu dem Landgrafen und ergab sich. „Wann Du meiner so gewaltig wärst, als ich Deiner „bin, Du würdest mich nicht leben lassen" — sprach der Landgraf — „ich will mich aber besser gegen Dir „halten, denn Du um mich verdient hast" — und ließ die Gefangenen durch Hermann von der Malsburg über Göttingen nach der Feste Ziegenhain zur Haft führen, aus welcher sie erst nach zwei Jahren durch Carls des V. Sieg bei Mühlberg befreit wurden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Des Landgrafen Philipp von Hessen Bericht ꝛc. ꝛc. siehe bei Hortleder, von den Ursachen des deutschen Kriegs lib IV. cap. 51. pag. 1929.

Feuilleton.

Die Verdienste des Generals von Grolmann charakterisirt am kürzesten der Generallieutenant von Hoffmann in seinem Buche: „Zur Geschichte des Feldzugs von 1813," das er dem General Grolmann mit folgenden Worten zueignet: „Dem, der den unternehmenden Geist Gneisenau's mit der Kraft Stein's, der Beharrlichkeit und Sachkenntniß von Scharnhorst verbindet; der den Pflug wie das Schwert geführt und auch im alten Rom groß gewesen sein würde; — der zum Befreiungskrieg in Oesterreich und in Spanien aufgetreten, die Colonnen über den Kamm des Erzgebirges nach Kulm, und weg von der Defensive über die Aude zur Offensive nach der Marne geführt hat; dem tapfern Kämpfer bei Leipzig und Paris, dem Schützer nach Ligny, dem Dränger bei St. Lambert zum letzten entscheidenden Sieg, kurz — dem General Grolmann."

[Merkwürdige Octobertage in Napoleons Leben.] 5. Vertheidigung des Pont-neuf 1795 (Journée du 13. vendimiaire an 4.) — 6. Schlacht bei Dimirow 1812. — 8. Einnennung als zweiter General der Armee des Innern 1795. — 9. Ankunft aus Aegypten in Frejus 1799. — 10. Einzug in Augsburg 1805. — 12. Schlacht bei Elchingen 1805. — 13. Wiener Friede 1809. — 14. Schlacht bei Jena 1806. — 16. Napoleon läßt die Säule von Roßbach niederreißen 1806. Erster Schlachttag bei Leipzig 1813. — 17. Friede von Campo Formio 1797. — 18. Ulm fällt in seine Hände 1805. Ankunft auf Helena 1815. — 19. Flucht von Leipzig 1813. — 20. Schlacht bei Nördlingen 1805. — 21. Eroberung Kairo's 1798. — 23. Maller's Verschwörung 1813. — 24. Einzug in Potsdam 1806. — 28. Einzug in Berlin 1806. — 30. Schlacht bei Hanau 1813. — 31. Gefecht bei Kitzingen 1813.

Unter den S. 210 (Nr. 51.) der A. Z. erwähnten „geharnischten Männern" sind die holländischen Dukaten zu verstehen, auf denen ein geharnischter Mann steht, mit der Randschrift: **Concordia res parvae crescunt.**

Lesefrüchte.

[Auf einen Wegweiser.]

Du stehst auf einer hohen Stelle;
Ein Hügel ist Dein hoher Stand,
Und darum wird auf alle Fälle
Auch Deine Hoheit anerkannt.
Wir wissen, eine hohe Stelle, sie giebt nicht, gilt nur für Verstand. (Tiedge.)

Die Narrheit selbst ist immer theuer,
Allein die Narren sind es nicht. (Derselbe.)

Die Tugend sieht nach ihrem Schatten,
Dem Ruhm, sich wenig um. (Derf.)

Ein edler Mann ist, wer mit reiner Seele
Das Gute will, es, weil es gut ist, will,
Das Böse haßt, und wenn's ein Thron befühle.
Er handelt groß und schweigt erhaben still.
(Derf.)

Achtung dem Glauben, Spott dem Schwärmer, Verfolgung dem Verfolger. (Falk.)

[Gedanken Friedrich's des Großen.] Todesstrafe, oder lebenslängliches Gefängniß? Antwort: Der Tod ist nur ein Augenblick, die Langeweile ein Jahrhundert. —

Es kommt mir vor, als hätte der Mensch in seinem Herzen einen Keim von Wildheit, der manchmal wieder ausschlägt, wenn man ihn schon vernichtet zu haben glaubt. Wen die Wissenschaften und Künste abgeschliffen haben, der gleicht einem Bären, der auf den Hinterfüßen tanzen gelernt hat. Die Ignoranten sind Bären, die gar nicht tanzen. —

Ein Fürst verhält sich zum Volke, wie das Herz zu dem mechanischen Baue unsres Körpers. —

[Inquisition und Spielkarten.] Beide 1) spanische Erfindung; 2) Bollwerke gegen Ketzerei und Langeweile; 3) hindern das philosophische Grübeln; 4) machen bleiche Gesichter und hohle Augen; 5) ersticken Liebe zu Vater und Mutter, zu Weib und Kind; 6) bringen ihre Opfer zum Tode. Unterschied: die Inquisition packt nur Juden und Ketzer, die Karten hingegen verschonen auch die frömmste Beschwester nicht. (v. Kotzebue.)

Berichtigung. Nr. 50, S. 206, Zeile 3 v. u. befindet sich ein Ausspruch von Göthe, wodurch die licentia poetica in Schutz genommen wird. Durch ein Versehen des Setzers hat dieser Ausspruch eine ganz falsche Ueberschrift: „An einen schlechten Dichter," erhalten, welche vielmehr zu dem S. 238 befindlichen Ausspruche: („Dein Werk hat viel Fehler" ꝛc.) gehört.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Jena.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 65. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Es war ein ſchönes Träumen.

Von

C. H. Sternau.

Es war ein ſchönes Träumen,
Die Welt der Kinderzeit,
Als ich in grünen Bäumen
Mich himmelhoch gefreut,
Als mich der Roſen ſüße Pracht
Mit Himmelswonne angelacht, —
Es war ein ſchönes Träumen,
Die Welt der Kinderzeit.

Es war ein ſchönes Träumen,
Die Welt der Jugendzeit,
Ich ſaß in grünen Bäumen,
Vom Vaterland ſo weit;
Des Lebens himmelreinſte Luft
War ihre Lieb' in treuer Bruſt, —
Es war ein ſchönes Träumen,
Die Welt der Jugendzeit.

Es war ein ſchönes Träumen,
Die Welt der Schlummerzeit,
Tief unter grünen Bäumen
Die reinſte Seligkeit.
Ach, kommt ihr Blumen, kommt zur Ruh'!
Drückt mir die müden Augen zu! —
Es war ein ſchönes Träumen,
Die Welt der Schlummerzeit.

Beiträge zur Geſchichte des Mittelalters.

(Fortſetzung.)

d. Enthalt und Enthaltsgeld.

Von der Oeffnung der Schlöſſer war der Enthalt in einem Schloſſe oder einer Burg verſchieden. Die Oeffnung war der Regel nach mit keinen weiteren gegenſeitigen Rechten und Verbindlichkeiten verknüpft, als daß der Eigenthümer des Schloſſes oder der Burg den Herrn, welchem das Oeffnungsrecht zuſtand, mit ſeinen Gewaffneten in das Schloß einlaſſen und ihm deſſen Gebrauch zum Angriff oder zur Vertheidigung und Schutzwehr gegen ſeine, in dem Vertrage nicht namentlich ausgenommenen Feinde, geſtatten mußte. Auch findet man nicht, daß für dieſe Oeffnung oder den Gebrauch eines fremden Schloſſes eine Vergütigung ausbedungen oder bezahlt ward. Nur war das Oeffnungsrecht in den meiſten Fällen, doch auch nicht immer, gegenſeitig.

Der Enthalt hingegen brachte mehrere Verbindlichkeiten mit ſich, beſonders auch von Seiten des Eigenthümers der Burg, oder deſſen, der ſich zum Enthalten verpflichtet hatte. Er machte die Sache derer, welche er in ſeinen Enthalt aufnahm, gewiſſermaßen zu ſeiner eigenen; er mußte für ihren Schutz und ihre Vertheidigung, in manchen Fällen auch wohl für Unterhalt und Verpflegung ſorgen und ſie ſelbſt vor Gericht vertreten. Auf der andern Seite war der, welchem der Enthalt zugeſagt war, wenn der Fall eintrat und er von dem verſprochenen Enthalt Gebrauch machen wollte, dafür eine beſtimmte Summe (Enthaltsgeld) zu zahlen, und auch die ausbedungene Mannſchaft und Waffen an dem Orte des Enthalts zu

Digitized by Google

ſtellen verbunden. Endlich ward der Enthalt gewöhnlich auf eine gewiſſe Zeit beſtimmt und hörte auf, wenn ſolche verfloſſen war; bei dem Oeffnungsrechte dagegen fand der Regel nach eine ſolche Zeitbeſtimmung nicht Statt. Beiden war aber dieſes gemein, daß davon gegen Jeden, mit welchem der Eigenthümer der Burg in beſonderen Verhältniſſen der Unterwürfigkeit oder auch nur der Freundſchaft ſtand, kein Gebrauch gemacht werden durfte.

Zur Erläuterung und zum Beweiſe des Geſagten, mag hier ein Auszug aus dem 1414 zwiſchen Graf Johann I. zu Naſſau, Herrn zu Dillenburg und ſeinem Sohne Adolf zu Naſſau und Dietz einerſeits und dem Grafen Philipp zu Naſſau-Saarbrücken und Grafen Adolf zu Naſſau andererſeits, wegen Burg Naſſau aufgerichteten Burgfrieden ſeinen Platz finden; die hierher gehörige Stelle lautet: „Item wers ſache daz wir die „vorgenanten gemeynere (Gemeinherren) yemant in „vnſern gemeynen ſloſſe vnd burgfrieden inthalden „wulden, welcher gemeyner dann das eirſte Inthalt„geld gibit — der Inthalt ſal macht vnd vurgand „haben. Davon iſt zu wiſſen, ob eyn Furſte alſo „inthalten wurde der ſal geben 150 Gulden und „feeſſe gude Armbrust und ſal auch feeſſe gute „gewapende mit harneſſche vff ſine Koſten in „das vorgenante vnſer gemeynſame Sloſſ legen, das „Sloſſ und den burgfrieden helfen ſchirmen vnd behu„den als lange der Inthalt weret, eyn grave ſal ge„ben 50 Gulden vnd drū gude Armbrust, eyn „Herre ſal geben 40 Gulden vnd zwa gude „Armbrust, eyn Ritter oder Knecht ſal geben „feeß Gulden vnd eyn gut Armbrust vnd eyne „Stat ſal geben vnd tun als viel als ein Fur„ſte. vnd die Armbruſte alle ſal jglicher drier gulden „wert ſyn — vnd wer alſo inthalten wurdet, der ſal „geben den gemeynen portenern vnd thorknechten eynen „gulden zo gezugniſſe des Inthaltniſſes. vnd das Int„haltgeld vnd Armbrust ſal der gemeyner der den Int„halt dur geven dem buwemeiſter. — So ſal der „buwemeiſter — das den andern gemeynern allen ver„kundigen uff das anders yemans darwieder inthalten „werde — vnd was geldes alſo von intthaltniſſe wir„det, das ſal komen — zo dem gemeynen buwe — vnd „alſo da inthalten wirdet der ſal lyplichen zu den Heil„gen ſweren, dieſen Burgfrieden — zo halden als lan„ge ſin Inthalt weret. — Wurde aber eyn Furſte da „inthalten, der ſulde ſynen offenen beſiegelten brieff ge„ben dar ynne er ſich erkennte dieſen burgfrieden zu hal„den — vnd ſal ſyn Marſchalk oder ſyn Haubtmann „— auch globen vnd ſweren — den burgfrieden zu hal„den. — Wers auch ſache daz wir die — gemeynere „— einen ſynen ingeſeſſen burgmann — inthalden wul„den — die alſo inthalden wurden ſullen ſich des Burg„frieden — gebrauchen — vnd — globen vnd ſweren „dieſen Burgfrieden zo halden als lange der Inthalt „werdt — vnd ſulde dan vnſer aller vnd ſins Herren „beſonder genieſſen das er davon keyn Inthalt geben „ſulde mit, dan gemeynen portenern vnd thorknechten „eynen Gulden zu gezugniſſe des Inthaltniſſes. vnd iſt „auch zo wiſſen, wer alſo — inthalden wurde, „griffe der den ghenen wieder den er int„halden were nicht an oder beſchedigte yn oder „das ſyne nicht hynnen des Fairsfrist uff dem „— Sloſſe — mit brande oder mit name (Weg„nahme, Raub) ſo ſulde ſin Inthalt uß ſin."

(Fortſetzung folgt.)

Die Weibertreue.

Sagen, verbunden mit hiſtor. Forſchungen.

Von J. A. v. Crouſa-Thèbre.

I. Möbisburg.

Ueber dem Steiger, eine ſtarke Stunde von Erfurt, erhebt ſich auf einem Hügel, an der ſogenannten Wagdweide *), (welche ihren Namen von einem ehemaligen kleinen See haben mag, von welchem im 14. Jahrhunderte noch ein anſehnlicher Teich vorhanden war) die romantiſch gelegene Kirche des ziemlich großen Pfarrdorfes Möbisburg. Noch ſieht man die Spuren der ehemaligen Wälle und Gräben der Burg, und in dem Bauche des Berges ſollen noch wohlerhaltene Gewölbe und Keller enthalten ſein. — Die Geſchichte der Möbisburg iſt von der Gründung der Burg bis zu der Zerſtörung derſelben (wahrſcheinlich erſt im 16. Jahrhunderte) in tiefes Dunkel gehüllt. Viel haben die Chroniſten, geſtützt auf die Ableitung von Merwich (Merovaeus), von der Gründung derſelben durch den thüringiſchen König Merwich gefabelt, der hier eine Sommerreſidenz, auf der jetzigen Citadelle St. Petersberg zu Erfurt aber ſeine Winterwohnung gehabt haben ſoll. Angenommen, daß in ſchon ſehr früher Zeit, gleichzeitig hier und auf dem Petersberge zu Erfurt eine Möbisburg geſtanden, ſo verdanken beide Burgen, nach dem Gebrauch der alten Gallier und Germanen, gewiß nur der Lage (am Waſſer) ihren Namen. **) Einſt erhob ſich ja auch der Petersberg über dem großen thüringer See — wie die Sage berichtet und auch aus der Beſchaffenheit des Boden ſich wohl nachweiſen läßt. Die noch im ſpäteren Mittelalter vorhandenen Seen, der Weißenſee, der Gebeſee, ſo wie der erſt zu Ausgang des verfloſſenen Jahrhunderts abgelaſſene Schwanenſee waren gewiß nur Aeſte des großen thürin-

*) Wag, Wac bezeichnete „Waſſer daz ſtille ſtat" Vocabular. d. A. 911. im Archiv zu St. Gallen.

**) Mosburg, woraus mit der Zeit Moesburg, Moebisburg entſtanden; der Dialect bewieſe vielleicht für die alten Bürgen an der Saale und am Bodenſee die Veränderung in Meersburg, Marsburg, Merrseburg und Mörsburg. Noch jetzt wird das Gemüſche an feuchten Orten Moos, der Sumpf Moor genannt.

Digitized by Google

ger See's; auch der Name des früh mit der Stadt Erfurt vereinigten, nördlich vom Petersberge gelegenen Dorfes Schilderoda (eigentlich wohl Schilferoda) scheint darauf hinzudeuten, und demnach hätten diese Möbis- oder Mosburgen ihren Namen auch gleicher Ursache (der Lage am Wasser), wie Merseburg an der Saale und Meersburg am Bodensee, erhalten.

Die Sage von der treuen Frau von Möbisburg selbst ist folgende. Graf Meinbert (Meinhardt) von Mühlberg *), welcher 1223 mit Ritter Albert von Bargula die königliche Prinzessin Elisabeth (die Heilige) als Braut des Landgrafen Ludwig von Thüringen in Ungarn abgeholt hatte, sich rühmlichst für den Kaiser in Italien (1226) bewährte und vom Reiche als Feldobrister (1232) zu Gunsten von Mainz die Acht gegen Erfurt vollstreckte, — wurde ein Opfer seines Fürsteneifers für Mainz. Erfurt's Bürger, glühend von Rache wegen des durch ihn erzwungenen, für sie sehr nachtheiligen Vergleiches mit Mainz, schädigten den Grafen Meinbert überall. Dieser, welcher nicht hinlängliche Kräfte besaß, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, nahm seine Zuflucht zur List. Am Tage Allerheiligen (1236) hob er mitten in der Stadt Erfurt einen zur Frühmesse gehenden Patricier auf und führte ihn als Geißel gegen künftige Schädigungen nach seiner Burg Mühlberg. Da der Erzbischof von Mainz ihm, trotz der geleisteten Dienste, keinen Schutz gegen Erfurts Bürger versprach, so gab er auch den Patricier nicht heraus, und die Folge war, daß Mainz, lauernd auf seine Güter, die Reichsacht über ihn erwirkte, in Folge deren Mühlberg, als angebliches Mainzisches Lehen, eingezogen wurde. Meinhardt floh — was nicht unwahrscheinlich ist — auf seine feste, ihm noch gebliebene Möbisburg. Die Burg, der Sage nach sehr fest und umgeben von einem See, widerstand lange der Belagerung des Feindes. Doch der Hunger nöthigte die Besatzung zur Uebergabe. Die Ritter sollten mit dem Burgherrn über die Klinge springen und nur die Knechte das Leben erhalten, mit besonderer Berücksichtigung der gräflichen Burgherrin, welcher gestattet wurde, mit der von ihr selbst getragenen, doch nicht lebenden Habe frei und ungehindert abzuziehen. Da trug die edle Frau auf ihren Schultern in einer verschlossenen Lade den theuren Gemahl als ihr Liebstes heraus. Als sie nun — den letzten Kriegsknechten aus den Augen — die Lade öffnete, war ihr Gatte erstickt. Da betete sie zu Gott um neue Stärkung, um ihren Gemahl bis zur gewiheten Stätte tragen zu können; sie kam durch den Wald nach Riechheim, dessen Bewohnern sie mannigfache Wohlthaten erwiesen hatte, aber sie wurde hart und unmenschlicher Weise weiter gejagt. Endlich kam sie nach Osthausen, wo ihr ihre Bürde abgenommen und von den gutmüthigen Bauern der Mutter Erde übergeben wurde. Aus Dank bekamen sie und im Verhältniß die hier mehr oder minder betheiligten benachbarten Dörfer Gemeinde-Waldung von ihr geschenkt, und so kömmt es, daß noch heut zu Tage dieses Dorf viele Waldung besitzt, während Riechheim — obgleich mitten im Walde — derselben gänzlich entbehrt. Die Gräfin soll hierauf bei ihrer Schwester auf einem der beiden Schlösser zu Kranichfeld ihr Leben in Trauer beschlossen haben.

Anmerk. Möbisburg muß später wieder hergestellt worden sein, denn 1310 besaß der Bruder des Marschalls Friedr. v. Thüna die Veste und beschädigte in einer Fehde mit den Erfurtern deren Dörfer Riechheim und Walterslehen; die Erfurter boten gegen ihn 1000 Mann auf; doch ergiebt die Urkunde nichts von einer Einnahme und Zerstörung der Burg; vielleicht fiel sie im bald nachher ausgebrochenen Bauernkriege, als eine Folge der späteren Rache der Bauern von Riechheim und Walterslehen. — Das Dorf ward später Eigenthum der Stadt und theilte nach dem Verkaufe von deren Freiheit (1664) das Schicksal eines gleichen Herrn. Noch jetzt ist zu Möbisburg ein Gut; doch giebt solches für den Besitzer nur die Eigenschaft eines Bauern.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich waren die Grafen von Mühlberg aus dem alten thüringischen Herzogshause entsprossen. Das Schloß Mühlberg wurde von den Besitzungen der Grafen von Kefernburg, Schwarzburg, und Gleichen begrenzt.

Der Kriegsoberst Hilmar v. Münchhausen.

(Fortsetzung.)

Als nachher der tief gedemüthigte, leidenschaftliche Herzog und dessen Anhänger dem Landgrafen in heftigen Schriften unter Anderem vorwarfen, daß die Artikel, auf welche der Herzog sich ergeben habe, ihm nicht gehalten worden seien, da bezeugte auf des Landgrafen Verlangen Hilmar unparteiisch und öffentlich vor dem Grafen von Rittberg und anderen Edlen, wie der Herzog ohne alle Capitulation sich ergeben habe, worauf denn auch dieser und der Prinz Victor die Wahrheit solcher Aussage in einem am 14. Juni 1547 mit dem Landgrafen errichteten Vergleiche ausdrücklich anerkennen mußten. *) Eine neue, ausgedehntere Werbung unternahm Münchhausen im Jahre 1546, in Verbindung mit dem Obersten Georg von Holle. Beide rüsteten für Kaiser Carl V. 4000 Reuter und 24 Fähnlein (4800 Mann) Fußvolk zu seinem Feldzuge gegen die protestantischen Fürsten und Städte aus. Unter dem Oberbefehle des kaiserlichen Obristen Maximilian von Bauern zogen sie aus den Niederlanden über den Rhein, umgingen das in Schwaben ihnen entgegengestellte Heer

*) „Nachdem auch hin und wider von Etlichen aufgebreitet und „gesagt worden, daß Uns, Hertzogen Heinrichen von Braunschweig, allerley Zusage und Verreichung geschehen sey, als Wir und Unser Sohn, „Carl Victor Uns an den Landtgrafen und zu desselben Handen ergeben haben, welche dann Wir, der Landtgrafe, Uns nicht wenig beschwert, „weil Wir Hertzogen Heinrich ganz und gar nichts zugesagt haben, sondern Ihnen und seinem Sohne, ohn alle mittels Condition und Bedingung, frey zu Unserer Handt und Knen Anders haben wollen, wie Wir „dann dasselbe auch Hilmarn v. Münchhausen und Friederich Spoten bereits zur Antwort gegeben haben: demnach betzeugen Wir Hertzog Heinrich sich sonder allen Beymanck, frey öffentlich, kraft und Macht dieses Briefs, trotzs, wie Wir auch Solches jetzo oder hernachher nun oder zu ewigen Zeiten nicht anders sagen können, oder mügen, daß Uns von gemeltem Unserm freundlich lieben Vettern derzeit wie Wir aus in seine liebe Handt ergeben haben, gar nichts, weder wenig oder viell, zugesagt „ist worden." —

Digitized by Google

des schmalkaldischen Bundes und gelangten zu sehr gelegener Zeit über Nürnberg am 15. September glücklich zu dem Kaiser, der in seinem festen Lager bei Ingolstadt von dem Feinde hart bedrängt war. Mit dieser erwünschten Verstärkung, vor welcher der Gegner sich zurückzog, brach Carl gegen die schwäbischen Reichsstädte auf, die, von den Bundesgenossen verlassen, ohne Schwertstreich dem gewaltigen Kaiser ihre Thore öffneten. (November und December 1546.) Nach diesem unblutigen Feldzuge zog Hilmar nach Haus und verwaltete die väterlichen Güter.

Auf dem blutigen Felde von Sieversḥausen, am 9. Juli 1553, fanden seine älteren Brüder Jobst und Johann unter den Fahnen Heinrichs des Jüngern den Tod. Sorgsam nahm Hilmar der Verlassenschaft seiner Brüder sich an und zog deren Forderungen an die Grafen von Hoya und Diepholz und an den Herzog Heinrich ein. — Aus solchem friedlichen Treiben rief ihn 1556 eine ehrenvolle Aufforderung zu neuer kriegerischer Thätigkeit. König Philipp II. von Spanien rüstete damals gegen Frankreich. Durch seinen Statthalter in den Niederlanden, den Grafen von Ligne, dem Hilmar aus früherer Zeit bekannt war, ließ dieser den tapfern Kriegsmann auffordern, ein Regiment für ihn zu werben. Freudig übernahm Hilmar den Auftrag und empfing am 23. Februar 1556 den Bestallungsbrief, wodurch ihn der König „um seiner Kriegserfahrenheit, Geschicklichkeit, guten Verstand, Mannfeste und Redlichkeit willen, auch aus sonderer gnediger Neigung so er zu ihm trage," zum Obersten über zehn Fahnen deutschen Fußvolks, deren Hauptleute ihm zu erwählen und zu bestellen überlassen wurde, mit 1200 Thaler jährlichen Soldes für ihn und 100 spanischen Kronen für jeden Hauptmann, auf sechs Jahre einsetzte. — Rasch war die Werbung vollbracht. Im Frühlinge desselben Jahres führte Münchhausen sein auf 3000 Mann gebrachtes Regiment nach den Niederlanden, wohin auch Herzog Erich von Calenberg und Georg von Holle mit geworbener Mannschaft aufbrachen. — Muthig kämpfte er an der Spitze seiner Deutschen am 10. August 1557 bei Saint Quentin und half dem Connetable von Frankreich den Sieg entringen. Hier fand an seiner Seite der Graf Philipp von Spiegelberg, der Letzte seines uralten Geschlechts, den Tod. — Bei dem Sturme von Saint Quentin und bald nachher vor dem festen Châtelet, welches durch drei deutsche Regimenter stürmend eingenommen wurde, bewährte Münchhausen seinen Ruhm. Im folgenden Jahre führte er den Oberbefehl über die sämmtlichen deutschen Hülfsvölker in der entscheidenden Schlacht bei Gravelingen (13. Juli 1558), und erkämpfte hier mit dem Grafen Egmont, der die Niederländer führte, Philipp dem Zweiten den glänzendsten Sieg. Noch am Tage der Schlacht bezeugte ihm Philipp in einem besonderen Dankschreiben seine Gnade „für so gute Dienste" und „wie er gnedigen Fleißes begehre, der Oberst wolle seinem gnedigen Vertrauen nach, hinführo, wie bishero, das Beste thun und mittlerweise das Kriegsvolk, seiner Bescheidenheit und Verstand nach, in guter Ordnung, Gehorsam und Regiment halten."

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Zur Kenntniß der Charakters der Korsen.] Die Landsleute Napoleons, welchen es nicht an äußerlicher Frömmigkeit fehlt, sind vor einander sogar in der Kirche nicht sicher, auch die Priester am Altare nicht; auch sie sind begierig auf das Blut ihrer Feinde. Neben dem die Messe lesenden Priester lagen oft zwei geladene Pistolen auf dem Altare, und alle Zuhörer waren mit Dolchen und Gewehren bewaffnet. Zu Ajaccio, Napoleons Geburtsort, geriethen 1741 zwei Oberherren der Kathedrale, die Blutsverwandte waren, in Streit, weil der eine, der das Sacrament einsegnen wollte, die Litanei begonnen hatte, der andere aber diese Ehre für sich beanspruchte. Sie zogen große Taschenmesser und verwundeten sich. An demselben Tage prügelte ein Laie einen Priester, seinen Vetter, in dieser Kirche mit einem großen Knüppel. Hegt ein Korse gegen den andern einen Todhaß, so versöhnt er sich scheinbar mit ihm und genießt darauf mit ihm das Abendmahl, um ihn bei dem Ausgange aus der Kirche erdolchen zu können. Man sucht seinen Feind zuweilen zu einer Todsünde zu verleiten und ermordet ihn dann, damit er, ohne Absolution, in die Hölle komme.

Die Korsen wurden gleich den Sarden von den Römern für dumm gehalten. Zum Gegenbeweis können sich die Korsen auf Napoleon berufen, wie die Schwaben und die auch für dumm verschrieenen Böotier auf ihre Helden und Dichter; unter diesen auf Schiller und Pindar. Wenn auf Korsika zuweilen dieselbe Person Priester, Arzt und Advocat zugleich ist, können die Leute doch nicht so dumm sein. **Gr.**

Lesefrüchte.

Nenne nicht das Schicksal grausam,
Nenne seinen Schluß nicht Neid!
Sein Gesetz ist ew'ge Wahrheit,
Seine Güte Götterklarheit,
Seine Macht Nothwendigkeit.
Blick umher, o Freund, und siehe
Sorgsam, wie der Weise sieht:
Was vergehen muß, vergehet;
Was bestehen kann, bestehet;
Was geschehen will, geschieht. (v. Herder)

Ein Traum, ein Traum ist unser Leben
Auf Erden hier.
Wie Schatten auf den Wogen, schweben
Und schwinden wir,
Und nessen unsre trägen Schritte
Nach Raum und Zeit,
Und sind, und wissen's nicht, in Mitte
Der Ewigkeit. (v. Herder.)

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Riebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 66. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 gar (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Beiträge zur Geschichte des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

2. Landeseinrichtungen betreffend.

a. Landeshoheit und Landgeschrei.

Als Zeichen der Landeshoheit sahe man bereits im 15. Jahrhundert die Uebergabe der Thorschlüssel und das Geläute der Glocken bei der Ankunft des Landesherrn an. So hatte z. B. die Abtei St. Mathys außerhalb Trier die Landeshoheit über Wilmar, und zwar als Geschenk vom Kaiser Heinrich II. erhalten, welches auch Kaiser Friedrich III. 1442 bestätigte, daher ein neuer Abt in Wilmar mit dem Geläute der Glocken empfangen wurde, und sämmtliche Schlüssel von Thoren ꝛc. ausgeliefert erhielt.

Zu den Vorrechten der Landeshoheit gehörte unter Anderm auch das Landgeschrei, oder die Befugniß des Landesherrn, bei feindlichen Anfällen die Unterthanen durch einen öffentlichen Ausruf zum Schutz des Landes aufzubieten. Auch die Leibeigenen — nach dem Sprachgebrauche damaliger Zeit: die armen Leute — des Adels oder eines andern fremden Herrn mußten, der Regel nach, dem Landgeschrei des Herrn, unter dem sie wohnten, folgen. Doch mochte dieses Recht dem Landesherrn von dem Adel zuweilen streitig gemacht werden. Als daher 1344 Graf Otto zu Nassau ein Theil seiner eigenen Leute im Gericht Dringenstein an Eckart, Ludewig und Heiderich von Bicken versetzte, ward unter Anderm ausbedungen, daß sie „sollent vn„seme Lantgeschreie volgin, als andere vnse Lude in „vnsem Landegesezzin sint, als von alder gewonlich ist."

Durch Verträge zwischen den Landesherren ward das Landgeschrei auch wohl auf fremde Länder ausgedehnt. Die Unterthanen dieser Länder mußten alsdann dem Landgeschrei eines fremden Herrn eben so gut folgen, als ob es ihr eigener Herr hätte ergehen lassen. Die dringende Gefahr, welcher die Länder in diesen Zeiten bei den öfteren Landfriedensbrüchen und bei der damaligen Art Krieg zu führen, beständig ausgesetzt waren, machte dergleichen Verträge nothwendig. War man auch noch ehrlich genug, die Fehde vorher anzukündigen, wie nicht immer geschah, so folgte doch der Angriff schnell hintereinander. Der Hauptzweck des feindlichen Einfalls ging selten auf Eroberung fester Plätze. Sengen, Brennen und Plündern auf dem platten Lande, „Rame" und „Brant," wie sich unsere Vorfahren zur Beschönigung der Sache glimpflicher auszudrücken pflegten, machten das Hauptgeschäft des damaligen Krieges aus. War dieses vollführt, so nahm die ganze Rotte ihren Rückzug so geschwind als möglich, um die geraubte Beute in Sicherheit zu bringen. Bündnisse allein schützten gegen dergleichen streifende Horden nicht. Sie waren schon wieder über die Grenze, ehe der Landesherr seinem Bundsgenossen von der Gefahr Nachricht geben, ehe dieser zur wirklichen Hülfe Anstalt machen konnte. Ohnehin hatten die Großen der damaligen Zeit selten eine feste Residenz, waren auch öfters abwesend und mußten also erst aufgesucht werden. Bei einem verabredeten, gemeinschaftlichen Landgeschrei benachbarter verbündeter Staaten bedurfte es aller dieser Umwege nicht. Die Diener und Unterthanen waren auf einen solchen Fall schon zum Voraus instruirt, und die Hülfe folgte der Aufforderung, dem von Ort zu Ort fortlaufenden Landgeschrei, schnell genug, um den Feind abzuhalten, oder ihm die Beute wieder abzujagen.

Digitized by Google

b. Geleit und Geleitsgeld.

Handelsstädte ließen sich das Geleit oder Sicherheit und Bedeckung auf der Heerstraße von den Landesherren, durch deren Gebiet ihr Weg sie von und nach anderen Handelsplätzen führte, mittelst besonderer Verträge zusichern und zahlten dafür ein gewisses Geleitsgeld. So ließ sich die Stadt Limburg 1357 von Graf Eberhard zu Dietz das Geleit durch sein Land auf die Frankfurter und Friedberger Messen versprechen und zahlte dafür im Hinweg von einem geladenen Wagen 4, von einem Karren 2 Turnos (ein Turnos war = 20 Heller). Auf dem Rückweg ward nur die Hälfte bezahlt. — Einen gleichmäßigen Vertrag errichtete die Stadt Montabauer mit eben diesem Grafen 1363. Die Stadt verspricht für das Geleit von Tüchern und anderen Waaren, welche sie nach Frankfurt führen würde, auf den Wagen 4, und auf den Karren 2 alte große königliche Turnos zu zahlen. Doch soll ein Wagen, es sei denn bei sehr nasser Witterung, mit mehr als sechs Pferden nicht bespannet sein. Von Wein und anderen Waaren, welche die Stadt von Frankfurt durch die Grafschaft bringen würde, soll hingegen kein Geleitgeld bezahlt werden.

In einer Zeit, wo die öffentliche Sicherheit in Deutschland ganz verschwunden war, sah man recht gut die Nothwendigkeit solcher Verträge zur Aufrechthaltung des Handels ein. Freilich gewährten sie keinen gewissen Schutz. Selbst der eingesessene Adel kehrte sich an das Geleit des Landesherren nicht, besonders wenn er, wie dies oft der Fall war, mit dem Landesherren in Fehde lebte. Auch war mit dem Geleit keine unbedingte Gewährschaft verbunden. Für den Erfolg stand man nicht, wenn man nur das versprochene Geleit gegeben und zum Schutze der Kaufmannschaft gethan hatte, was man konnte. Aber es war denn doch schon manche Gefahr aus dem Wege geräumt, wenn man wenigstens die Herren der Länder, durch welche die Waaren passiren mußten, zu Freunden hatte und vor ihrer Raubsucht gesichert war.

Weil übrigens, nach Obigem, für das Geleit eine gewisse Abgabe an den Geleitsherrn bezahlt werden mußte, die Reichsstände auch auf die Eingriffe der Kaiser und ihrer Beamten in ihre landesherrlichen Gerechtsame sehr eifersüchtig waren; so gab oft die Ausübung des Geleitsrechts zu Streitigkeiten zwischen den Ständen und den bestellten kaiserlichen Landvögten Anlaß. Kraft ihres Amtes hielten diese sich zu Allem, was die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit bezweckte, vorzüglich berechtigt. Und allerdings war wohl die Aufrechterhaltung des Landfriedens nach der Absicht der Kaiser eine ihrer ersten Dienstpflichten. Sie maßten sich also auch das Recht an, die nach oder von den Messen ziehenden Kaufleute, so weit die ihnen vom Kaiser angewiesene Provinz reichte, zu geleiten, also auch die Geleitsgelder in ihre Kasse zu ziehen. Die Reichsstände hingegen rechneten das Geleitsrecht zu ihren landesherrlichen Prärogativen, die Geleitsgelder zu ihren, nicht zu des Kaisers und seiner Beamten Einkünften. In einem schiedsrichterlichen Ausspruch der Städte des Rheinischen Bundes über die Streitigkeiten des Grafen Johann I., Herrn zu Dillenburg, mit Graf Ruprecht zu Nassau (Wallram'sche Linie), kaiserlichem Landvogt in der Wetterau, findet sich darüber folgende Stelle: „Als „grave Johann graven Ruprecht aufspricht, das er sich „geleits in sime Lande vnd Gebiete angenommen habe „ane sinen willen vnd wissen, das ym dresse czu schaden „me dan an dru dusent gulden, dar of grave Ruprecht „in siner Antwerte schribet, das er mit den von Lim„purg vnd anderen Steten vnd Kaufluden gerydin ha„be, mit sinen Freunden vnd habe die geschirmet vnd „gefurt of des Riches Straße, czu des Riches fryen „merkten, vmb das sie dy sicherlicher gewandern much„ten, vor unrechter gewalt, vnd sunderlich das er „des schuldig sy czu tunde die wile er eyn „Lantfayht sy, Sprechen wir, die wile grave Jo„hann schribet das er eyn geleide in syme Land vnd ge„biete habe, vnd grave Ruprecht auch schribet, das er „von Amptś wegen der Lantfauthye schuldig sy, Kauf„lude of des Riches straße czu beschirmen vnd czu fu„ren, dar vmb wisen wir sie beider site an die stat an „das geleide vnd die Lantfauthye herruret, doch un„schedlich yederman sins rechten." datum 1385.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weibertreue.

(Fortsetzung.)

II. Weinsberg,

die Burg der deutschen Weibertreue und Männerschmach.

Die gegen dieses zu Weinsberg stattgefundene Ereigniß erhobenen Zweifel hat Fr. v. Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen" gelöst.

Als Thatsache bewährt sie sich wohl auch dadurch, daß sie ein gleichzeitiger Chronist erzählt, also nicht in Folge von Traditionen in die Chroniken aufgenommen wurde. Da die Geschichte hinlänglich bekannt ist, so verweise ich hier auf das Ausführlichere in Gottschalk's „Ritterburgen," Nr. 130 im 5. Bande, und gebe nur die Hauptdata. —

Nach dem Tode König Lothars glaubte dessen Tochtermann, Heinrich v. Baiern, ein Recht auf die Reichskrone zu besitzen; er erhielt sie aber nicht, sondern Conrad von Hohenstaufen wurde erwählt. Da er sich nicht fügen wollte, verlor er durch die Reichsacht alle seine Länder. Nach Heinrichs Tode machte dessen Bruder, Welf, Anspruch auf das seinem Hause entzogene Herzogthum Baiern, welches Leopold von Oesterreich erhalten hatte; aber Conrad nahm ihm zur Antwort alle seine Besitzungen in Schwaben. Obgleich Welf, unterstützt

Digitized by Google

von vielen geistlichen Fürsten und getreuen Vasallen, anfänglich siegreich den Herzog Leopold schlug, so wurde er doch gänzlich bei Weinsberg von Conrad geschlagen und warf sich in die Burg Weinsberg, welche mit der Stadt eine starke Vestung bildete. Hunger nöthigte aber zur Uebergabe, und es gelang der schlauen Gemahlin des Herzogs Welf, vom König Conrad die Begünstigung zu erhalten, daß eine jede Frau vom hohen und niederen Stande, ihre Kleinodien tragend, freien Abzug erhielt. Da sah man am andern Morgen die hohen und niederen Frauen als ihre Kleinodien ihre Männer auf dem Rücken aus der Vestung heraustragen, und Conrad, als ritterlicher Fürst, hielt ihnen Wort. Nachdem so die Männer gerettet waren, wurde Schloß und Stadt dem Kriegsbrauche gemäß dem Heere überliefert.

Zur Zeit des Bauernkrieges gehörte sie dem schwäbischen Adelsbunde. Ritter Graf Ludwig von Helfenstein war Commandant der aus 70 Rittern und Gemeinen bestehenden Besatzung des Schlosses. Da ward die Burg durch Verrath am Osterfeste 1525 von den verbündeten Weinsberger Bürgern und den benachbarten Bauern eingenommen. Der Graf mit allen Rittern und Edlen und vielen Gemeinen wurde im Tanzkreise der Bauern lebendig durch den Spieß gejagt und die Gräfin, auf die schimpflichste Weise entehrt, nach der Entehrung auf einem Mistwagen nach Heilbronn geführt, die Burg aber zerstört. Die Strafe ereilte jedoch diese schurkischen Bürger und Bauern bald; der Bundeshauptmann, Georg Truchseß von Waldburg, am 14. Mai gleichen Jahres angelangt, übergab die Stadt sogleich den Flammen. Als Herzog Ulrich von Würtemberg sein Herzogthum wieder erlangte, kam die Stadt auch wieder zu Gnaden; besser aber wäre gewesen, ist unsere offen ausgesprochene Meinung, die Stadt der Weinsberger Bürger wäre, als ewig schmachbelastend für den deutschen Männernamen, auf ewig ein Steinhaufen verblieben, dagegen zum Ruhme der deutschen Frauen die Veste erhalten worden. Jetzt liegt die Burg der Weibertreue in Trümmer; die Stadt der Männerschmach erhebt aber stolz ihr Haupt!

(Fortsetzung folgt.)

Der Kriegsoberst Hilmar v. Münchhausen.

(Schluß.)

Auch nachdem durch den Frieden von Chateau Cambresis am 3. April 1559 der Krieg beendigt und Münchhausen gegen den Winter in das Vaterland zurückgekehrt war, unterstützte ihn Philipp II. durch ein gewichtiges Fürschreiben an Herzog Heinrich den Jüngern, von dem er eine bedeutende Forderung seines bei Sievershausen gefallenen Bruders Jobst einzuziehen hatte, dankbar erwähnend, daß Münchhausen „ihm „mit Dienst insonderheit verwandt und sich bisher in „allen fürfallenden Sachen und Geschäften zu seinem „sonder gnedigen, benügigen Gefallen, ungespart sei, „nes Leibs und Vermögens, genug redlich, fleißig, treu, „sich und unverdrossen erzeigt, darum er ihm auch mit „sonderen hohen Gnaden fürnehmlich geneigt und in „allen bisherigen ziemlichen Sachen gnedige Beförderung zu erzeigen wohlgemeinet sei." — Daheim wurde der erfahrene Kriegsoberst in mannichfachen Geschäften gebraucht und zu Rath gezogen. So von Herzog Adolf von Holstein, in dem Kriege Dänemarks wider die Dithmarsen (1559), von Bischof Burchhard von Hildesheim, in dessen Streite mit dem Grafen von Schwarzburg über das Schloß Steuerwald (1561), und von Herzog Julius von Braunschweig, behufs der Befestigung Wolfenbüttels. Aber auch das Kriegshandwerk ruhte nicht lange. Unter dem 9. Juli 1561 nahm er eine Bestallung des Königs Friedrich II. von Dänemark an, dem er für einen Sold von jährlich 2000 Thalern zum Kriege gegen König Erich XIV. von Schweden zehn Fahnen (2000 Mann) deutschen Fußvolks anwarb und zuführte. — Bei der Belagerung und dem Sturme von Elsburg that er sich mit gewohnter Tapferkeit und Umsicht hervor. Nach beendigtem Kriegszuge trat Hilmar 1563 auf ein Jahr in den Dienst des Markgrafen Johann von Brandenburg. Dabei scheint er fortwährend in Verbindung mit dem Könige von Spanien geblieben zu sein, denn in der brandenburgischen sowohl, als in der dänischen Bestallung behielt er ausdrücklich vor, nicht gegen Spanien gebraucht zu werden. Als der Aufstand in den spanischen Niederlanden drohender sich erhob, erhielt Münchhausen von Philipp II. „aus dem königlichen Lusthaus in dem Forste zu Segovia" am 1. August 1566 in besonders gnädigen Worten eine neue Bestallung und Auftrag zur Werbung von 4000 Landsknechten, dem er jedoch nur langsam Folge leistete, da die ihm verheißenen Lauf- und Handgelder nicht gezahlt wurden. Dem Verlangen des Herzogs Alba, die 3000 Gulden Laufgelder der Unterhauptleute vorzuschießen, „da er ihm „solche auf der Post, wegen der gefährlichen Läufte, „nicht zuschicken dürfe," gab er nicht nach, und vergebens suchten ihn Herzog Erich von Kalenberg und Markgraf Johann von Brandenburg zu bewegen, die bereits geworbene Mannschaft noch eine Zeit lang zusammen zu halten. — Erfahrung mochte ihm Vorsicht lehren. Denn bis in das zehnte Jahr wurde er mit Erstattung eines ähnlichen Vorschusses von 4000 Thalern, welchen er dem Könige Friedrich II. von Dänemark behufs des schwedischen Krieges gemacht hatte, von Jahr zu Jahr hinaus vertröstet, so daß er dem Könige in einem seiner Anmahnungsschreiben vom 10. Aug. 1571 nachdrücklich genug vorstellen durfte: „wie er dieserhalb auß un„berthenigster Affection gegen Kunigliche Majestät und „in Betracht dero furgewesen Kriegsbürden und Un„kosten, stille gehalten und mit Kuniglicher Majestät

Digitized by Google

„underthenigſt gebultet, auch den Hauptleutten ihre „Penſion zu Kuniglicher Majeſtät mehrerer Reputation „und Glimpff auß ſeinem Beuttel erlegt; weil nun aber „durch Schickung des Allmechtigen ſolch Kriegsweſen „vorlängſt zu Frieden und Ruhe gebracht, und Kunig„liche Majeſtät nunmehr ohne ſondere Beſchwerung in „dieſem ſeinem Anliegen gnebigſt und leichtlich werden „rathen und ihm die Vier Tauſſendt Thaler wol beza„len können: ſo ergehe ſeine underthenigſte Bitte, daß „Kunigliche Majeſtät ſeine langweilige Gebult Kunig„lich behertzigen, und mit der Betzalung ihm gnebigſt „verhelffen laſſe.“ — Bei herannahendem Alter, und da ſein Körper nach ſo vielen beſchwerlichen Feldzügen gröſſerer Ruhe bedurfte, leite Münchhausen auf ſeinen Gütern, ſorgſam bedacht, das beträchtliche ererbte und erworbene Vermögen zu ſichern und zu vermehren, wobei ihm die Gunſt und das hohe Anſehn, in dem er bei vielen Fürſten und Grafen ſtand, förderlich waren. So hatte Herzog Erich von Kalenberg ihm ſchon 1557 das Haus und Amt Aerzen wiederkäuflich überlaſſen, und in demſelben Jahre der Probſt zu Hameln ihm die Belehnung mit den Gütern Wulffersen und Schwöbber ertheilt. Die deßhalb mit dem Grafen von der Lippe und dem Edlen von Rehbock entſtandenen Irrungen wurden jetzt durch den Spruch erwählter Schiedsrichter geſchlichtet. Im Jahre 1564 erkaufte er von dem Markgrafen Johann von Brandenburg das ehemalige Kloſter Leitkau, welches er neu und prachtvoll aufzubauen begann, für die Summe von 80,000 Thalern, und im folgenden Jahre von den Herren von Wulffen die Muſchauer Mark für 4500 Thaler. — Von Herzog Wilhelm dem Jüngern hatte er die Lehnanwartſchaft auf die von Bevernſchen Güter in der Grafſchaft Eberſtein erhalten. — Mit beſonderer Huld war ihm Herzog Erich II. von Kalenberg zugethan. Eingedenk der früheren Kriegsgenoſſenſchaft und mancher gemeinſchaftlich vollbrachter Waffenthat beſtätigte ihm dieſer, als das Haus der Grafen von Hoya und Bruchhausen dem Erlöſchen entgegen ging und der Heimfall der Grafſchaft an den Herzog wahrſcheinlich wurde, ſämmtliche von den Grafen empfangene Belehnungen und Verſchreibungen wegen der Güter zu Wendlinghausen, Stolzenau, Steinberg, Schinna ꝛc. ꝛc. Er belehnte ihn mit dem Gute Meinbreſen an der Weſer, und verlieh ihm neben anderen Begnadigungen 1564 die Erlaubniß, zu Schwöbber einen adligen Sitz *) mit allen Freiheiten und Rechten zu erbauen. Als daher Herzog Erich mit ſeinen für den König von Dänemark geworbenen, von dieſem nicht gebrauchten Kriegsvölkern, in Nichts achtendem Uebermuthe, ohne alle Veranlaſſung, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg und das Bisthum Münſter mit Brandſchatzung und Verheerung überzogen hatte, und auf die dringende Klage der Reichsfürſten wegen ſolchen frevelhaften Landfriedensbruchs mit des Reiches Acht ernſtlich bedroht war: da übernahm Münchhausen, in dankbarer Anerkennung ſo vieler ihm erwieſener Gnade, den peinlichen Auftrag, für den Herzog die Verzeihung des mit Recht erzürnten Reichsoberhaupts zu erbitten. In ſcharfer Winterkälte begab er ſich 1568 mit dem Grafen Otto von Schaumburg und dem fürſtlichen Canzler Jobſt von Walbhauſen nach Wien, leiſtete dort in feierlicher Verſammlung kniend vor Maximilian II. Namens des Herzogs die demſelben auferlegte ſolenne Abbitte und überlieferte froh den unter dem 19. Februar 1568 ausgefertigten kaiſerlichen Begnadigungsbrief in Erichs Hände, der des glücklich beſchworenen Sturms ſich freuen mochte. — Leichteren Herzens geleitete Hilmar, im Gefolge des Biſchofs Johann von Münſter und Osnabrück, im Auguſt 1570 die kaiſerliche Prinzeſſin Anna, Tochter Maximilian's II., durch Sachſen und Weſtphalen nach Nimwegen, wo eine zahlreiche ſpaniſche Geſandtſchaft die verlobte Braut König Philipp's II. in Empfang nahm. — Es war ſein letzter Zug. — Ruhig verlebte er dann ſeine letzten Lebensjahre auf dem Schloſſe zu Nienburg. Hier ſetzte am Mittage des 19. April 1573 der Tod ſeinem vielbewegten Leben das Ziel. — Zweihundert geharniſchte Reiter und ein zahlreiches Gefolge geleiteten den Kriegshelden zur Ruheſtätte. — In der Kirche zu Nienburg ſteht, mit zahlreichen Figuren und den 32 Ahnenſchildern Hilmar's und ſeiner Gemahlin geſchmückt, ſein prächtiges Epitaph **). — In voller Rüſtung kniet der Oberſt, hinter ihm ſeine ſechs Söhne, ſämmtlich gerüſtet; ihm gegenüber mit zwei Töchtern ſeine Gemahlin in Trauerkleidern. — Von den Kindern des Oberſten, deren Vormundſchaft der Biſchof Everhard von Lübeck, Graf Otto von Holſtein-Schaumburg, und die Oberſten von Holle und von Reden führten, ſtiftete Hans die Linie der Herren von Münchhauſen zu Steverberg, Hilmar die zu Leitkau, Schwöbber und Bodenwerder. Eine zahlreiche Nachkommenſchaft verehrt das Gedächtniß des ruhmwürdigen Ahnherrn. —

F. v. Kobnetzſen.

*) „eines Edelmanns Geſetz, iſt doch daß derſelbe mehr denn andere „Edelmanns Geſetze, die in Unſeren Fürſtenthumben ſind, nicht werde „geſetzet.“ —

**) Eine Abbildung des Epitaphs und Grabſteins hat Treuer l. c.

Feuilleton.

[Podagra.] Nie war Kaiſer Severus fähiger zur Regierung des römiſchen Reichs; nie leuchtete Cardinal Magazins Genie und Politik in hellerm Glanze, nie zeigte Erasmus größern Scharfſinn, als unter den Qualen des Podagra. Grund genug, „zu trinken ſein Weinchen und zu leiden ſein Peinchen.“ Der berühmte engliſche Arzt Sydenham ſprach: „Das Podagra hat mehr geſcheidte Leute, als dumme, und mehr reiche, als arme geheilet.“

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 67. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 gGr (2½ Sgr. oder 9 Kr.) berechnet.

Beiträge zur Geschichte des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

c. Von Waldboten und Waldbotleien.

Die Schreibart des Wortes Waldbote ist so verschieden, als mancherlei die Meinungen über dessen Ableitung und eigentliche Bedeutung sind. In Urkunden und Schriften des Mittelalters heißt es: Waldbotte, Waltbotte, Woltbotte, Waltpode, Waltpote, Walpode, Waldbottus, waltpodius, walpodius, walpodo. Bei der Erklärung dieses Wortes kommen alle darinnen überein, daß die Waldboten ursprünglich Beamten der deutschen Kaiser oder Könige und nachher der Reichsstände oder Landesherren waren. Ueber die nähere Bestimmung ihres Amtes sind hingegen die Meinungen sehr abweichend, je nachdem sie in der Ableitung des Wortes von einander abgehen und solche von Wald, silva, oder von dem veralteten Walt, dominatus, potestas, herleiten.

Einige sagen, ihre Bestimmung sei die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, ihre eigentliche Geschäfte Streifzüge gegen Buschklepper gewesen; Andere dagegen behaupten, ihnen habe die Beschützung der Reichsforsten, die Aufsicht über Jagd- und Holzgerechtigkeit in denselben obgelegen, sie seien also gewissermaßen kaiserliche Forstbediente gewesen.

Guden legt (in Cod. diplom. Vol. II. 495) bei der Ableitung das Wort Walt, Gewalt, zu Grunde und nennt sie Gewaltsboten, praefecti violentiarum. wobei er anführt, daß der Waldbote zu Mainz, wenn auch nicht ursprünglich, doch später, der Justiz- und Polizeibeamte des Erzbischofs war.

Die in einem Weistum des hohen Gerichts, genannt: dat Beste zu Ohrbach (Aurbach), enthaltene Beschreibung des Waldbotenamtes der Dynasten von Reichenstein in der Grafschaft Wied kommt mit der Guden'schen Erklärung ziemlich überein. Der Waldbote von Reichenstein erscheint hier nicht als Forstbeamter, sondern als Theilhaber an landes- und gerichtsherrlichen Rechten. Er hatte den dritten Theil der Wetten und confiscirten Güter, den dritten Dienst von Vogtleuten und Freien in der Grafschaft Wied, den dritten Pfennig, das dritte Fastnachtshuhn und den dritten Weidhammel. Er mußte dagegen das Land vertheidigen helfen, in Fehde- oder Kriegszeiten den dritten Mann stellen und die Kriegskosten an Sold und Verpflegung zum dritten Theil übernehmen. Ihm lag ob, die Missethäter gefangen zu halten und die peinlichen Executionen zu besorgen. Auch in bürgerlichen Klag- und Schuldsachen hatte er, oder der von ihm bestellte Schultheis, die Execution und Pfändung, und erst wenn er sie verweigerte, der Schultheis des Grafen. Er oder sein Schuldheis hatte einen Sitz im Gerichte, aber den untersten und keine Stimme. Wen die gräflichen Richter oder Schultheisen frei gaben, mußte er auch frei lassen.

Von gleicher Beschaffenheit scheint das Waldbotenamt in der Grafschaft Dieß gewesen zu sein. Nach einer Urkunde von 1333 trugen solches die Walpode von Waldmannshausen mit Gütern, Renten und Gefällen von den Grafen von Dieß zu Lehen. 1476 kam die Walpodie, durch Heirath, halb an die von Lewenstein und halb an die Weiher von Nickenbich, bald nachher aber ganz an die ersteren, welche damit bis zum Ausgange des Mannsstamms 1637 von Nassau beliehen wurden, jedoch die Gefälle oder das Waldbotenrecht schon 1613 an den Lehnsherrn

Digitized by Google

verkauften. Diese Gefälle bestanden unter Anderen aus einem Drittheil der Wetten zu Westerwald und einem Theil der Grafenhaben in mehreren Orten der Grafschaft Dietz.

Daß übrigens Wald- und Waltbottei zwei ursprünglich und durchaus verschiedene Aemter gewesen seien, ist sehr zu bezweifeln; die Verschiedenheit der Schreibart in alten Urkunden beweist nichts. Durch viele Belege steht es fest, daß die Kaiser ansehnliche Reichsforste besaßen, welche, außer von ihnen, nur von solchen bejagt werden durften, die eine besondere Erlaubniß dazu hatten. Zur Aufsicht über diese Waldungen und zur Aufrechthaltung der königlichen Gerechtsame in denselben wurden besondere Beamten bestellt; und damit es diesen nicht an Macht und Ansehen fehle, wählten die Könige solche aus dem in der Nachbarschaft dieser Forsten mit Lehngütern oder Allodien angesessenen hohen Adel, oder gaben den hierzu abgeordneten Beamten Lehngüter in der Nähe des Forstes. Von ihrer eigentlichen Bestimmung führten diese Forstbediensten den Namen: Waldbote, Waldgraf, Holzgraf. So kommen als Waldboten in der hohen Mark um den Feldberg bei Homburg v. d. H. die ehemaligen Dynasten von Epstein vor. Mit dieser ihrer Hauptbestimmung war es sehr wohl vereinbarlich, daß ihnen zugleich die Sorge für die Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, Verfolgung der Räuber und Friedensstörer und Beförderung der Justiz, zur Pflicht gemacht ward. Ohnehin pflegten die Könige den Grafen Gehülfen aus dem Adelsstande beizugeben, um mit ihnen die Gerechtigkeit zu handhaben, die Grenzen des Landes zu vertheidigen und mit ihren Vasallen Kriegsdienste zu verrichten. War schon ein Waldbote in der Gegend, so bedurfte es hierzu keiner besondern Anstellung eines Andern. Ihm übertrug man auch diese Geschäfte und ließ ihn dagegen auch Theil an den Nutzungen der Gerichtsbarkeit, an Strafen, confiscirten Gütern und anderen ähnlichen Gefällen nehmen. Durch die Freigebigkeit der deutschen Könige und die Usurpationen ihrer Beamten gingen nach und nach die Reichsforsten und alle dergleichen kaiserliche Domainen verloren. Die Erblichkeit der Aemter trug dazu nicht wenig bei. Die Waldboten, welche, ebenso wie Grafen und höhere Reichsbeamte, ihre Stellen erblich zu machen gewußt und ihre Dienstbenennung deßwegen auch häufig ihrem Geschlechtsnamen beigefügt hatten, verloren zwar nunmehr ihre Hauptbestimmung, nachdem die Stände die ehemaligen kaiserlichen Forsten an sich gezogen hatten. Ihren Antheil an der Gerichtsbarkeit hingegen und die damit verknüpften Einkünfte ließen sie sich sogleich nicht nehmen. Höchstens nahmen sie beides von dem nunmehrigen eigentlichen Landesherrn zu Lehen, behielten auch wohl die Oberaufsicht über deren Waldungen, wenigstens hin und wieder bei. Auch behielten manche ihren ursprünglichen Dienstnamen bei, der nun schon Geschlechtsname geworden war, wie z. B. die Waldbote von Bassenheim, die Walpode von Pfaffendorf, die Walpode von Dune, genannt v. Zolver ꝛc. ꝛc.

Sowie übrigens die Waldboten, nach der ersten ursprünglichen Bedeutung des Wortes, ihre untergebenen Förster und Holzmeister hatten, welche ebenfalls Waldboten genannt wurden, so hatten sie später in der Eigenschaft als Gerichtspersonen, unter gleichem Namen, ihre Gerichtsbedienten oder Boten, deren sie sich besonders auch zur Erhebung ihrer Waldbottelgefälle bedienten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Weibertreue.

(Fortsetzung.)

III. Georgenberg.

Im hohen Rhätien, dem schweizerischen Freistaat Bünden, dem Lande der Burgen und Ritterfagen, liegen nördlich von Waltensburg, jenseits des Vserd des sogenannten Vorder-Rheins, die großartigen Reste der ehemaligen Burg St. Georgenberg, von welcher die Sage erzählt, daß der letzte Burgherr, Ritter Georg von St. Georgenberg, ein harter Gebieter gegen seine Unterthanen gewesen, die Edelfrau aber mild und wohlthätig, weßhalb die Unterthanen, als sie sich frei von dem Drucke ihres grausamen Herrn durch die Einnahme der Burg machen wollten, der Edelfrau gestatteten, ihr Liebstes, was sie tragen könnte, mitnehmen zu dürfen, und siehe da, die Burgfrau trug in einem Korbe ihren Eheherrn auf ihrem Rücken heraus. Die Landleute aber, nach biederer bündner Art, hielten ihr einmal gegebenes Wort; doch ward die Burg zerstört. Die Begebenheit soll sich zu Anfange des 15. Jahrhunderts zugetragen haben.

IV. Habichtsburg oder Neu-Habsburg.

Letztere Benennung ist nur insofern richtig, als dieses Schloß später im Besitz der Habsburger war, denn jeden Falls hat die Habichtsburg (Habuh's-burg) ein höheres Alter; ihr Name ist von ihrer Lage in einer an Habichten (altdeutsch Habuhs) reichen Gegend genommen worden, was auch ihr Wappen, ein Habicht zwischen zwei Thürmen, bezeugt, während Habsburg seinen Namen erhalten hat, indem es als Burg für die Sicherheit der Habe (des Eigenthums) erbauet wurde. — Indessen gehörte schon früh die Habsburg (Habuh'sburg) bei Luzern, wahrscheinlich zuerst als Lehen von dem Kloster Murbach im Elsaß, den Habsburgern. Eine Gräfin aus dem Hause Habsburg wohnte 1113 auf derselben und war auch Herrin zu Megger (jetzt nur noch ein Burgstall) unweit derselben. Man nannte sie „die Gräfin von Megger.“ In Liebe dem Edlenherrn zu Hüneberg zugethan, standen die

Digitized by Google

Edlen auf der benachbarten Burg Küßnacht ihr im Wege, weßhalb ſie dieſen ihr Dorf Küßnacht auf der Rückfahrt von einem ihrer Minnebeſuche anzünden ließ. Auf das Nothzeichen von den Burgen kamen aber die Freunde des Burgherrn und die Landleute der Nachbarſchaft zuſammen; die Gräfin wurde ereilt und auf der „Allmend" (Gemeindeweide) Megger „mit ihrer Rotte," nach verzweifelter Gegenwehr getödtet. Noch ſteht zum Andenken daſelbſt die dem h. Martin gewidmete Kapelle. Wahrſcheinlich wurde auch damals die Burg Megger zerſtört. — Die Habichts- oder Habsburg gehörte fort und fort dem Habsburger Hauſe und bildete eine ſtarke Grenzveſte, was noch jetzt ihre Trümmer bezeugen. Ihre Geſchichte aber iſt in Dunkel und ſelbſt ihre Zerſtörung in der Sage verwebt.

Im Jahr 1352 „am Maitage" zogen 1400 Mann von Herzog Albrechts von Oeſterreich Soldaten unter der Anführung ihres Schloßcommandanten von Habichtsburg gegen Küßnacht, deſſen Edle, obgleich ſeit 1310 Habsburgiſche Vaſallen, gute Freunde der Waldſtätte waren, um dieſe Ortſchaft, ſowie die umliegenden auszuplündern und zu verbrennen. Doch wurden ſie durch zweiundvierzig Eidgenoſſen endlich zum Rückzuge genöthigt. Da — „weil Habsburg bei Luzern nicht raſtet, die Vierwaldſtätte ſtets antaſtet" — zogen die Luzerner mit den Männern von Uri, Schwyz und Unterwalden vor Habsburg; die Beſatzung wehrte ſich tapfer, übergab ſich jedoch endlich unter der Bedingung, daß die Frau des öſterreichiſchen Caſtellans freien Abzug mit dem Köſtlichſten, was ſie tragen könnte, erhalte. Dieſes wurde ihr — ohne weitere Erörterung — zugeſprochen, und ſiehe, die Burgfrau trug ihren Herrn Gemahl auf den Schultern heraus. Angekommen auf der Megger-Allmend, wo einſt den verdienten Lohn eine mordbrenneriſche Gräfin erhalten, fand die edle Frau den Tod durch die Hand des Gatten, damit künftig ſich kein Weib rühme, einem Ritter das Leben gerettet zu haben. Zu Ausgang des vorigen Jahres fand man an der durch die Sage bezeichneten Stelle einen Menſchenſchädel, und vor 16 Jahren den einen alten Kreuzſtein, deſſen zwei Zoll erhabene Arbeit und Form ſeine Fertigung aus der Zeit des 14. Jahrhunderts bezeugt.

(Fortſetzung folgt.)

Der Bart.

Die Kultur des Bartes hat angefangen, Sitte zu werden. Die es mit dem Schermeſſer halten, haben alles Mögliche dagegen einzuwenden, werden aber Nichts ändern. Wenn das Bartwachſen ſo fortgeht, und die Gegner kommen nach einer Reihe von Jahren, die wir gerade nicht beſtimmen wollen, wieder auf dieſe Bartmenſchenerde — geſetzt, daß ſie bis dahin einmal geſtorben ſind — ſehen dann in allen Mannsgeſichtern die ſchwarze, braune, rothe und blonde Zierde: was gilt's, ſie halten ſich über das Raſiren auf, wenn dieſes Einige wieder in Mode bringen wollen! Um des Bartzwiſtes willen hier Einiges zur Geſchichte des Bartes für beide Parteien. Man kann es nicht wegſtreiten, er iſt eine Zier. Die meiſten alten Völker, die Orientalen noch, hielten ihn gar hoch. Unter die Ausnahmen gehören die alten Aegypter, die ihn ſehr verſtutzten, und die Hunnen zerfetzten frühzeitig das Geſicht, um von Anbeginn ſein Wachsthum zu verhindern. Insbeſondere des freien Mannes Schmuck war der Bart, weßhalb bei den Hebräern die Sklaven gar keinen tragen durften, und ein Zeichen der Weisheit und Würde. Einen Mann mit einem ſchönen Barte hält der Orientale keiner ſchlechten Handlung fähig; begeht er dennoch eine ſolche, ſo heißt es: Schade um ſeinen Bart! Bei jedem Verbrecher wird vorzugsweiſe der Bart bedauert, deſſen er ſich unwürdig gemacht habe. „Bei meinem Barte," „bei dem Leben meines Bartes," „bei dem Barte des Propheten," ſind gewöhnliche Schwüre. Außer dem Schwure beim Barte machte man ihn immer zum Gegenſtande der wärmſten Segenswünſche und küßte ihn aus Liebe und Achtung. Eine lebhafte Dankbezeugung iſt: Gott erhalte deinen Bart! Er wurde geſalbt und mit wohlriechenden Waſſern beſprüht; auch an denen, die man als Beſuch empfing. Ein geſchorenes Geſicht war, wo man ihn trug, verachtet, wie ein geſchorner Kahlkopf. Das Abſchneiden und Ausraufen deſſelben galt für größere Beſchimpfung, als das Abſchneiden der Naſe, und Zupfen daran für eine Rache fordernde Beleidigung und Verhöhnung. Als die Gallier unter Brennus in Rom eindrangen und in der Rathsverſammlung die alten ehrwürdigen Senatoren ſtill und unbeweglich auf ihren Stühlen ſitzend antrafen, daß ſie zweifelten, ob ſie lebende Weſen, oder eine Verſammlung von Abgeſchiedenen vor ſich ſähen; trat ein kühner Gallier zu dem Senator Marcus Papirius und zupfte ihn am Barte. Vielleicht, daß der rauhe Sohn der Natur ſich wirklich auf eine kindiſche Weiſe überzeugen wollte, ob die Senatoren Leib und Leben hätten; doch Papirius fühlte ſich beleidigt, zürnend erhob er ſein elfenbeinernes Scepter und ſchlug den Gallier auf den Kopf. Jetzt fielen die andern über den Senat her und mordeten alle Glieder deſſelben. — Welche Schmach man in der unfreiwilligen Beraubung des Bartes erkannte, beweiſt auch der Fall, daß ſogar ein Krieg entſtand, als die Geſandten, welche David an den König der Ammoniter geſchickt hatte, dort ihres Schmuckes im Antlitze halb beraubt wurden. David ließ deßhalb die Geſchändeten ſo lange in Jericho zurückgezogen verweilen, bis ihnen der Bart wieder gewachſen war. Nur bei Unglücksfällen, oder in tiefer Trauer raufte, oder ſchnitt man ſich die Barthaare ab. Die Römer ließen bis in's vierte Jahrhundert vor Chr. Geb. ſich den Bart ſtehen; ſeitdem wurde das Scheren

Digitized by Google

Mode. Hadrian war der erste Kaiser, welcher ihn wieder wachsen ließ; daher sieht man z. B. auf Münzen die früheren Kaiser ohne, die spätern mit Bärten. Die erste Abnahme des Bartes bei einem Jünglinge war in Rom ein Familienfest, die Juvenalien, welche Kaiser Nero zugleich zu einer öffentlichen Feier machte. Der Milchbart wurde einer Gottheit geweiht. Wenn in Rom ein junger Mann heirathete, oder ein Sklave freigelassen wurde, fand auch eine feierliche Abnahme des Bartes Statt. Todten und Sterbenden wurde er zugleich mit dem Haupthaare abgeschoren. — Bei unsern Vorfahren, den alten Deutschen, war die Beraubung des Bartes höchst strafwürdig. Bei den Franken faßte man ihn an, oder schnitt ihn ab, wenn man Jemanden adoptirte; denn das war ein Zeichen der Unterthänigkeit, weßhalb er auch dem, der sich dem Andern ergab, abgeschnitten wurde. In Europa kam das Rasiren seit den Zeiten Ludwigs XIII. und XIV. auf; sie bestiegen unbärtig den Thron, und Hofleute und Bürger wollten deßhalb Nichts vor ihnen voraus haben. Auch bei den Geistlichen hat der Bart seine Schicksale gehabt. Die ersten Lehrer des Christenthums trugen nach orientalischer Sitte ihn lang. Dieser Sitte sind die Geistlichen und Mönche der griechischen Kirche treu geblieben. Bei den Geistlichen der abendländischen Kirche war nach römischer Weise das Rasiren üblich; doch nicht allgemein; denn man findet aus allen Jahrhunderten bis in das siebenzehnte Abbildungen von Priestern, Bischöfen, Päbsten mit und ohne Bart. Im Occident kamen gewisse Gebete und Segenswünsche bei dem Scheren des ersten Bartes in das Rituale der Ordination und die Liturgie der Mönche. Gregor VII. gebot den Geistlichen bei Strafe der Confiscation ihres Vermögens zu Gunsten der Kirche, den Bart zu scheren. Nun warf die griechische Kirche der lateinischen (occidentalischen, abendländischen) vor, ihre Heiligen wären bartlos. Mehrere geistliche Synoden verwendeten einen Theil der Zeit, die den Verhandlungen über die wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten der Christenheit gehörte, zu Abfassung der Verordnungen über die Bärte. Bei den Benedictinern und den von ihnen abstammenden Mönchsorden war es Regel, das Kinn glatt zu scheren; nur Einsiedler und eine Art Laienbrüder, welche fratres conversi barbati hießen, trugen Bärte. Die Franciscaner trugen kurze Bärte; aber sie wurden bei ihnen mit Gewalt abgeschafft und nur den Kapuzinern die Auszeichnung erlaubt. Die Dominicaner, die Anfangs auch einen kurzen Bart trugen, halten gleich den andern Bettelorden das Gesicht durchaus glatt. Seit dem 16. Jahrhundert, wo den Klerikern noch auf einer Synode zu Turin 1574 das Tragen langer Bärte verboten wurde, haben die Weltgeistlichen sich an das regelmäßige Abscheren gewöhnt, und die evangelischen Geistlichen richten sich in dieser Hinsicht nach der Sitte ihrer Zeit und ihres Landes. Als man es auf die Kelchentziehung abgesehen hatte, mußte der Bart der Laien als Vorwand dienen. Wenn Barthaare in den Kelch tauchten und der Wein dann vielleicht davon ab auf den Boden tröpfte, das sei, hieß es, eine Entweihung. G.

Feuilleton.

Petrarca schrieb auf sein Kleid von Thierhaut (denn im Mittelalter trug man allgemein lederne Kleidung) Gedanken, die er zu vergessen befürchtete. —

Das Wort Tartüffe bekam auf folgende Weise die Bedeutung Scheinheiliger. Molière spritzte bei dem päpstlichen Nuntius mit zwei Geistlichen. Es wurden dem Nuntius Trüffeln gezeigt; da rief der eine Geistliche mit leckter Zunge: **Tartufoli, Signora nunzio!** M. schrieb nachher sein berühmtes Lustspiel dieses Namens.

[Liebestitelchen.] Der Grieche sagt: Mein himmlisches Gänschen, mein goldenes, mein perlenes Mädchen; der Norweger: Mein Fettgrübchen, mein Dickwürstchen, mein Rudelchen. In einem französischen Journale stand einmal, man spräche in Deutschland: Mein Henkel, mein Saß (Engel, Schatz). —

Vor Jahren las man irgendwo, die Lenormand habe versprochen, 350,000 Züge und Lineamente aus den Händen, nach dem Leben gezeichnet, mitzutheilen. Ob das Versprechen erfüllt ist? —

Calvin warf dem berühmten Gefährten Castellio Holzdiebstahl vor. Castellio antwortete: „Ich besand mich in der äußersten Dürftigkeit, hatte kein Holz, um meine Uebersetzung des Neuen Testaments zu vollenden, und that, was andere Leute bei Tage thaten, ich fischte schwimmendes Holz, das Niemanden gehörte, aus dem Flusse.“ Calvin's Feindschaft hatte er sich dadurch zugezogen, daß er dessen Lehre von der Gnadenwahl mißbilligte. Er starb 1563. G.

Lesefrüchte.

Ein Ruhm, der wie der Sturmwind braust,
Ist selbst ein Sturm, der bald verbraust.
(v. Herder.)

Jeder Mensch gilt in dieser Welt nur so viel, als er sich selbst gelten macht. (Knigge.)

[Der Schlaf.]
Süß ist es, so zu leben, ohne Leben;
Süß, ohne Tod so tod zu sein.

Vor dem Tode sich fürchten, ist nichts Anderes, als vor dem Ende des Todes sich fürchten; denn man könnte unser Leben eine Reihe von Toden nennen; wir sterben gleichsam alle Tage.

Die Staaten sind Kinder, und als solche mögen sie monarchisch am besten sein; wenn aber die Kinder groß werden, lassen sie sich nicht mehr so behandeln; denn sie werden alsdann wirklich nicht selten klüger, als der Vater.
(Lichtenberg.)

Verlag von Julius Hesdig in Altenburg. — Druck von Immanuel Wetzel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 68. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Gruß an die Sänger,

bei dem am 8. Juni 1843 auf der Rothenburger Ruine von sieben vereinigten Thüringischen Liedertafeln gefeierten Gesangfeste von dem Verfasser gesprochen.

Deutscher Gruß aus deutschem Munde,
Männer in dem Sängerbunde!
Frohe Grüße für Euch Alle
In der freien Gotteshalle!

Welch ein farbiges Gewimmel?
Welch ein fröhliches Getümmel?
In dem Thale, auf der Höhe,
Von der Ferne, in der Nähe?
Wozu glänzt der Flagge Schimmer
Von des alten Thurmes Trümmer?
Wen begrüßte man vom Walle
Mit der Donnerbüchsen Knalle?
Hält vielleicht auf dem Kyffhäuser *)
Hof der auferstand'ne Kaiser?
Oder zieh'n, ihr Recht zu wahren,
Nach der Rothenburg die Schaaren,
Wie's in längst entschwund'nen Tagen
Oftmals wohl sich zugetragen?
Nein, nichts ist's von diesem Allen;
Still ist's in Kyffhausens Hallen,
Und der Kaiser schläft noch immer
In dem unterird'schen Zimmer.
Für des Friedens gute Sache
Weht die Rothenburger Flagge;
Aber, ächte deutsche Grüße
Donnern in das Thal die Schüsse. —
Doch, was will die bunte Menge
In dem jubelnden Gedränge? —
Sänger sind's aus deutschem Stamme,
In der Brust die heil'ge Flamme;
Sänger aus Thüringens Gauen,
Ziehen her durch Hain und Auen,
Und voran auf ihren Bahnen
Flattern lustig ihre Fahnen.
Sänger, die dem Edlen, Schönen
Huldigen mit kräft'gen Tönen;
Die in Hymnen und in Chören
Den Allwaltenden verehren;
Die zu jeder Pflicht im Leben
Im Gesange sich erheben!
Sänger deutscher Abkunft würdig,
Kräft'gen Ahnen ebenbürtig!
Sänger, die im Sittengleise
Wandeln nach der rechten Weise;
Die mit Worten und Gefühlen
Im Gesange nicht blos spielen;
Die aus ihrer Sphäre Schranken
Nie im Wahn des Frevels wanken;
Sänger, die aus Harmonieen
Ihren Takt für's Leben ziehen;
Die es wissen, was sie wollen,
Und das gern thun, was sie sollen;
Solche Sänger, keine andern,
Sind es, die zum Feste wandern;
Denn, die mit des Liedes Tönen
Frevelnd andern Götzen fröhnen;
Oder, die im Thun und Wandeln
Schlechter, als sie singen, handeln;
Sich im wahnbefangnen Streben
Ungebührlich überheben;
Die sich ohne Zucht und Sitte
Drängen in der Sänger Mitte;
Das — und sängen sie noch länger —
Das sind keine ächten Sänger!
Solche sind — wir können's hoffen —
Heute nicht hier eingetroffen!

Und so nochmals: Gruß Euch Allen
In des Haines grünen Hallen! —

*) Der Kyffhäuser, in dessen Ruinen nach alter Volkssage Kaiser Friedrich Barbarossa seit Jahrhunderten scheintodt schlummert, liegt auf demselben Bergrücken, wo sich die Ruine der Rothenburg befindet, nur eine halbe Stunde von derselben entfernt.

Digitized by Google

Mögt Euch fest in's Auge blicken,
Euch die deutschen Hände drücken,
Mögt für jetzt und noch für lange,
In treu kräftigen Gesange,
Mit dem Wort in deutschen Liedern,
Euch unlöslich treu verbrüdern;
Mögt's für alle Zeit verkünden,
Die sich Nachbarn treu verbünden,
In des Friedens heil'gem Walten
Aneinander fest zu halten,
Wenn sich Wolken sollten thürmen
Je zu Wettern und zu Stürmen,
Eines Sinnes Blut und Leben
Für einander hin zu geben!

Ja, so schließet fester, enger,
Euern Bund, Thüringens Sänger!
Namen thun hier nichts zur Sache,
Deutschlands Genius hält Wache!
Freundlich seh'n auf Eure Fahnen
Jetzt die Geister deutscher Ahnen;
Frische Lebensdüfte steigen
Aus den Wipfeln deutscher Eichen.
Laßt's des deutschen Liedes Klingen
Froh die deutsche Luft durchdringen!
Haltet fest die schöne Stunde,
Männer in dem Sängerbunde!

F. v. Sydow.

Beiträge zur Geschichte des Mittelalters.

(Fortsetzung.)

3. Sitten und Gebräuche betreffend.

a. Luxus und Moden.

1) Das Testament der Gräfin Margarethe von Nassau, Graf Dietrichs von Sayn Wittwe, von 1460 enthält nachstehendes Verzeichniß ihres Hausgeräthes und Schmuckes, worüber sie zum Besten ihrer Schwesterkinder disponirte:

„Item vier vergulte Krueß (Kreuze). — ein silbern gedeckt Krueß. — zwelf silbern Becher. — ein vergulte Mengekenchin (Mischkännchen). — ein Krutfesche (Gewürzbüchse). — ein groß steddern (von Fladerholz) nappe in Silber beslan. — unser Kleynodt nemelichen vnser beste halsbant mit den segiln, vnd das gespanne das gemacht ist mit dem Drachen. — Item vnser ander halsbant das wir alle Tag tragen mit einem gespanne. — Item die gewirkte Kammer da horent zu nun (neun) großer gewirkte Ducher vnd zwei grenen gardinen vnd was wir han von gewirkten puwen vnd buchern wa die Wappen Seyne vnd Nassauwe inne gewirkte sin, der dan fast viel sin."

2) Kleidung und Zierrathen, so zu Junker Valentins von der Heese seligen Leib gehörig gewesen, (1560):

Ein schwarzer seiden Atlas mit Samt verbremt. — Ein schwarzer Damast mit seiden verbremt. — Ein schwarzer Mantel von aufgeriebenem Tuch mit Samt verbremt. — Ein schwarzer Lundischer Mantel mit grünem Tuch gefuttert, oben um den Hals mit Samt verbremt. — Ein Wolfspelz mit grauem Zwilch überzogen mit Samt verbremt. — Ein Wolfspelz mit schwarzem Zwilch überzogen. — Ein schwarz sammeten Wammes. — Ein paar schwarze lederne Hosen mit einem sammeten Ueberzug und mit Taffet durchzogen. — Ein roth sammet Wams. — Ein paar rothe lederne Hosen mit einem lundischen Ueberzug mit rothem Sammt verbremt und mit rothem Taffet durchzogen. — Ein schwarz Bommesein Wamms. — Ein schwarzer Lundischer Trauerrock. — Ein kulteinert ledern Wamms. — Ein paar schwarze lederne Hosen mit einem schwarzen lundischen Ueberzug und mit Taffet durchzogen. — Ein Bommesein Wamms mit Sammt verbremt. — Ein schwarzer tafeter Hut. — Ein schlechter schwarzer Hut. — Zwei schwarze sammetene Baretts. — Eine schwarze Lundische Kappe mit Sammt verbremt. — Zwei lederne Koller.

3) Vergleich zwischen der Gräfin Juliane von Stolberg, Gemahlin Graf Wilhelms zu Nassau und Wittwe Graf Philipps zu Hanau einer Seits und ihren Kindern erster Ehe anderer Seits, 1537.

Der Vergleich betraf die Kleinodien oder Juwelen, welche die Vormünder der Kinder Graf Philipps bei der Grafschaft Hanau erhalten wollten. Juliane erhielt zur Abfindung 1000 Gulden und folgende Stücke:

„Ein wolckenn haube mit Perlin Rentchin vnd etlich spenchin (Spangen) dar inn, vnd sust ettlich ingefasten steynchen. — Ein Perlinhaube gestickt nemlich Maßholterblätter mit Robin in Goldt vmb die Stirn gefast. — Ein Haube mit heidenischen Plumen gestickt, mit Perlen und beschlechts. — Ein Haube mit gulden schnurn, Perlin reutigt (rautenförmig) daruff gehefft. — Ein gulden Haube vff der Laden gewirkt, mit Perlin Creutzgin. — Ein Perlinhaube mit Eichen laube blettern. — Ein schwartz gestrickt Haube mit gulden Rosen vnnd zweyffel stricken. (?) — Ein gulden Haube. — Ein schwartz gestrickt Haube mit gold vnnd silber ingezogen. — Ein Schnure vff ein Brosttuch mit hipschen Perlin Rautten vnnd in den Rautten ingefaßt Robin. — Ein Perlin Fürstück mit zweyen je länger je lieber Esten mit einem R. (soll vielleicht Reinhard, Julianens Schwiegervater, heißen). — Ein Fürstücke mit Perlin Rautten, inwendig daran Gedanken blumlin. — Ein Perlin brosttuchschnur mit zweyen je lenger je lieber ästen vnd mit dreyen R. — Ein Perlin Brost Tuch mit einem je lenger je lieber Baume in der Mitte. — Ein gezogen goldt gürttel mit Rosen vorn das Beschlechts (Beschlag) mit steinchen. — Ein gezogen goldtgürttel mit schwarzen seidenn Rautten vorn das Beschlechts mit Perlin. — Ein rotten (rothen) Gürttel mit Perlin Blättern vnd silbern vnd vergulten granatten Aepfeln vorn das Beschlechts mit eynem steyn. — Ein schwartzen Gürtel mit silbern vnd vergulten Hirschen und Eichhornern.

Digitized by Google

— Ein Gurtel mit gulden R. vnd silbern Schafen. — Ein Pater noster mit hipschen rondten Perlin vierzehn stück jeglichs jnn der mitte mit eynem Duccaten vnd dartzwischen mit Robin verhengt."

Diesem Verzeichniß wird noch die Bemerkung angehängt: „vnd nachdem die hauben gurtel vnd schnur „jm Buchstaben ettwhas dapfer lautten moechtenn so „seind die alle doch onegewerlich nicht viel vber oder vn„der dreyhundert gulden gewirdigtt."

b. Titulaturen und Beglaubigungsformeln.

Im 14. und Anfang des 15. Jahrhundert werden Grafen und Herren von ihren Untergebenen oder Personen geringeren Standes Wohlgeboren und Edel genannt, auch: gnädige Junker. Gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts steigen diese Titulaturen vielfältig schon auf: Hochgeboren, Hochmächtig und Edel, auch wohl: Hochgeboren, Hochvermögend.

Vermählte Gräfinnen wurden: Edle Jungfern oder Jungfrauen, Söhne und Töchter der Grafen: Junggrafen, Junggräfinnen genannt.

Söhne regierender Herren, besonders wenn sie schon einigen Antheil an der Regierung hatten, nannten sich, wenn der Vater noch am Leben war, vielfältig nicht Herzog, Graf, Herr zu —, sondern: Sohn zu —, z. B. Johann Sohn zu Cleve, Friedrich Sohn zu Runkel. Adelige wurden: Veste, Strenge; Personen bürgerlichen Standes: Ehrbar titulirt.

Bei Frauenzimmern, wenn sie gleich nicht geistlichen Standes waren, kommt die Titulatur: Andächtige vor. —

Eine bei dem Adel gewöhnliche, in Urkunden häufig vorkommende Beglaubigung war: ich nehme das auf meinen Eid, den ich meinem Herrn (dem Lehnsherrn) gethan habe.

Die Freischöffen der westphälischen Gerichte beurkundeten: bei dem Eide den wir der heiligen heimlichen Achte gethan haben; Fürsten: bei ihren fürstlichen Ehren; Grafen: bei ihrer Treue an Eidesstatt.

(Schluß folgt.)

Die Weibertreue.

(Fortsetzung.)

V. Auenstein.

An der Aar, dem Schlosse Wildegg gegenüber, bei der Fähre im aargauischen Bezirke Brugg in der Schweiz, liegt die durch die eheliche Treue berühmte Burg Auenstein, deren Besitzer die Freien von Rheinach waren. Alten- und Hohen-Rheinach liegen im aargauischen Bezirke Kulm, bei dem Kreisdorfe Rheinach, nur noch kaum in den Spuren sichtbar, als Burgställe. Sie wurden dem Geschlechte (1386) nach der Schlacht bei Sembach zerstört. Der Ursprung der Rheinacher wird von einem Zweige der Vorfahren der Habsburger, der Altenburger, hergeleitet, und Solches wird in sehr vieler Beziehung wahrscheinlich, indem sie zu dem ältesten Adel der dortigen Gegend gehörten, ihre Besitzungen in der Nähe von Altenburg bei Windisch lagen, und das Wappenschild, gleich dem von Habsburg ist, mit dem einzigen Unterschiede, daß der Löwe bei Habsburg ganz roth, bei Rheinach halbroth, halb blau ist. — Die Rheinacher waren stets Anhänger des Hauses Habsburg-Oesterreich; vier von ihnen fielen in der Schlacht bei Sembach gegen die Eidgenossen, unter welchen Einer war, der den Schweizern vom Wagen aus die Stricke zeigte, mit welchen sie hingerichtet werden sollten; der Fünfte, mit Namen Hemmann, kurz vorher mit einer Ursula von Homburg vermählt, schnitt sich in der Uebereilung, als die Ritter, um besser zu Fuße zu kämpfen, ihre Schnäbel an den Schuhen abschneiden mußten, so tief in den Fuß, daß er zurückbleiben mußte und so von seinen Verwandten, die alle blieben, allein sein Leben erhielt. Als einer der eifrigsten und schädlichsten Feinde der Berner wurde er endlich in seiner Veste Auenstein belagert. Die Berner bewilligten jedoch seiner Ehefrau, mit ihrem Knaben und ihren Zofen nebst dem, was sie an Kostbarkeiten selbst tragen könnte, unter Escorte sicher nach dem ihrem Geschlechte verbliebenen Schlosse Bernau abziehen zu dürfen. Die Ehefrau aber trug, als ihre größte Kostbarkeit, ihren Gatten heraus, und die Berner hielten das Männerwort und achteten dieser Frauen Treue und Edelsinn hoch. Hundert Jahre später (1499) starb Ulrichs Enkel, Heinrich, dessen Wittwe, um die Veste nicht brauchbar den vorrückenden Eidgenossen — es war im Schwabenkriege — überliefern zu müssen, mit eigner Hand die Burg anzündete und durch ihre Leute die Werke schleifen ließ. Das Schloß Bernau, auch im Aargau gelegen, gehört gegenwärtig dem alten freiherrlichen Hause Roll (Rolle) aus der Waadtländischen Familie dieses Namens, Burger zu Solothurn. Hemmann v. Rheinach scheint durch seine Gattin Ursula von Homburg, wahrscheinlich eine Tochter eines unebenbürtigen Edlen aus dem damals erloschenen Grafenhause Homburg, Güter im Sißgau (Basel) erlangt und hier ein neues Rheinach gegründet zu haben, welches in der Nähe der berühmten Solothurner Burg Dornach liegt. — Von Albert, einem (wahrscheinlich hier gebornen) späteren Sohne Hemmann's, stammt das noch lebende berühmte freiherrliche, zum Theil den Grafentitel führende Haus von Rheinach, welches dem Bisthum Basel zwei Bischöfe und in Joseph Benedict († 1796), Herrn zu Fuchsmänningen, einen Großmeister des St. Johanniterordens und Reichsfürsten gab. Unter ihren Besitzungen ist noch das Schloß und die Herrschaft Trostburg anzuführen. Wegen dieser und anderen waren sie eine Zeit

Digitized by Google

lang mit Bern und Solothurn verburgert, so wie auch mit Basel, wo ihr Andenken noch der Rheinacher Hof erhält. Vom Bisthum Basel verbreitete sich das Geschlecht weiter über den Rhein in das Gebiet des jetzigen französischen Oberrheins. Ueber die Kriegshelden u. s. w. dieses eines der ältesten Geschlechter der deutschen Zunge kann in den, in Hellbachs Adelslexicon angeführten Werken, das Weitere nachgeschlagen werden. Uebrigens ist die Geschichte des Hauses in vielfach verwebten Helden-, Wunder- und Minnesagen sehr interessant zu lesen, und es ist wirklich merkwürdig, daß dieselbe noch von keinem Dichter bearbeitet wurde.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Parallelen zu den in dem Aufsatze über den Bart erwähnten Verboten.] Einst sollten die Geistlichen keine Hosen tragen. Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny im 12. Jahrh., erlaubte dennoch seinen Mönchen eine Abweichung von der heiligen Sanskulotterie und zog sich dadurch die heftigsten Vorwürfe zu. Im 14. Jahrh. beklagten es die Päpste als einen Luxus, daß die Priester Schuhe anstatt der bloßen Sandalen anlegten. Als das Barfußziehen allgemein war, wurde verboten, barbeinig gottesdienstliche Handlungen zu verrichten; als aber die Priester von selbst anfingen, ihre Füße mit einer hinlänglich bedeckenden Kleidung zu versehen, sollten sie wieder bald barfuß bleiben. Ein Feind der Unterhosen war auch Kaiser Honorius; er verbot in Rom 397 mit Hosen zu erscheinen bei Strafe der Confiscation der Güter und eines immerwährenden Exils. Die alten Römer und Griechen trugen nämlich dieses Kleidungsstück nicht. War's ihnen zu kalt, so wanden sie Binden um die Lenden, oder zogen eine doppelte Tunica (kurzer anliegender Leibrock oder eine weiter als unsre herunterreichende Weste) an. Unter den Verboten der Perücken ist das Benedicts XIII. (gest. 1730) zu erwähnen, welcher elf Priester, die sich nicht daran gekehrt hatten, gefänglich nach Rom bringen ließ.

Napoleon hat es den Kindern Israel nachgemacht. Während des Aufenthaltes in Aegypten ging er, indem er das Land besichtigte, zur Zeit der Ebbe durch den Theil des rothen Meeres, wo jene durchzogen. Auf dem Rückwege in der Nacht verirrte er sich und hätte bei dem Eintritte der Fluth bald Pharao's Schicksal gehabt.

[Starkes Gedächtniß.] Der König Mithridates von Pontus konnte 22 Sprachen und wußte die Namen aller seiner Soldaten. Was die Namen der Soldaten betrifft, so bediente er sich vielleicht des Kunstgriffes, den Napoleon brauchte, welcher Namen und Verhältnisse alter Gardisten vorher erforschte und dann that, als ob er sich den Mann von Jahren her eingeprägt hätte. Bernhardino Balda aus Urbino im 16. Jahrh. verstand 61 Sprachen, der Hamburger Arzt Peter Kirsten 26, Jacob Ludolph 25, Anna Maria Schurmann 13. Der hessische Landgraf Ludwig V., der Getreue, konnte die Institutionen Justinians und Dr. Selnecker's griechische Uebersetzung des Katechismus auswendig (war geb. 1577). Der Orientalist Postel schmeichelte sich von Paris bis China ohne Dolmetscher reisen zu können. Galileo Galilei konnte den Ariost auswendig, Leibnitz und Euler noch im Alter den Virgil, Lipsius den Tacitus, Veit Ludwig v. Seckendorf den Horaz. Le Clerc merkte sich als siebenundzwanzigjähriger Mann ein Bruchstück von 150 Hexametern aus dem Lehrgedichte des Cardinal Polignac, „Antilucretius" betitelt, welches ihm der Verfasser im Manuscripte vorlas, und ließ die 150 Verse in der Bibliothèque choisie drucken. Scaliger lernte in 21 Tagen den ganzen Homer. Der griechische Dichter Simonides, geb. 557 vor Chr., Erfinder der Gedächtnißkunst (Mnemonik), erinnerte sich genau der Stelle, wo jeder Gast bei dem Einsturze eines Speisesaales sich befunden hatte, und konnte so über die völlig entstellten Leichen Auskunft geben. —

Als Gegenstück zu den durch ihre Gedächtnißkraft sich auszeichnenden Männern kann J. J. Rousseau angeführt werden. Er selbst erwähnt in seinen Bekenntnissen an mehrern Stellen, daß er durchaus kein Vorgedächtniß gehabt habe. Ein halbes Jahr lernte er an einer Rolle zu einer Vorstellung in gesellschaftlichem Kreise; dennoch mußte ihm bei dem Spiele jedes Wort eingeholfen werden. Was er niederschrieb, dessen konnte er sich, sobald es dem Papiere anvertraut war, nicht mehr erinnern; er behielt Etwas nur so lange in Gedanken, als er es nicht aufschrieb. — Daß wir durch Aufschreiben unser Gedächtniß verwöhnen, ihm einen großen Theil der Uebung entziehen, ist leider nur zu wahr. Leute, die gar nicht schreiben können, zeichnen sich in der Regel durch ein gutes Gedächtniß aus. Wir sollten mehr thun, als ob wir nicht schreiben könnten. Vorzüglich sollten dies Jünger der Wissenschaft in den Vorlesungen beherzigen; aber die Lehrer sollten auch nicht Vorlesungen, sondern mehr freie Vorträge halten. Man wird sich vielleicht hierbei an das Zwiegespräch in Göthe's Faust erinnern, wo Mephistopheles zu einem angehenden Studenten sagt:

Paragraphos wohl einstudirt,
Damit ihr nachher besser seht,
Daß er Nichts sagt, als was im Buche steht;
Doch euch des Schreibens ja befleißt,
Als diktirt' euch der heilig' Geist!

Der Schüler antwortet:

Das sollt ihr mir nicht zwei Mal sagen!
Ich denke mir, wie viel es nützt;
Denn was man schwarz auf weiß besitzt,
Kann man getrost nach Hause tragen.

Gt.

Personalnotizen.

In der Nacht vom 19. auf den 20. September starb zu Königsberg der Obermarschall des Königreichs Preußen und Consistorial-Präsident, Graf Heinrich zu Dohna-Wundlacken.

Der weimarische Minister, Carl Hermann von Wahdorf, ist für sich und seine Nachkommen in den Freiherrenstand erhoben worden.

Der preußische Generallieutenant von Colomb, bisher Commandant von Berlin, ist zum commandirenden General in Posen, dagegen der Generallieutenant von Lützow, Divisionair in Glogau, zum Commandanten von Berlin ernannt worden.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Wedel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 69. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 3 Thlr. oder 12 fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Burgundertoaste *).

Seid weise und trinkt mir Burgunderwein!
Der glänzt wie ein König in Purpur fein,
Und herrscht und gebietet vor Allen;
Die weißen sind seine Vasallen.
Drum nehmt mir das Glas bis zum Rand gefüllt
Und laßt uns preisen sein Ebenbild,
Dem Könige laßt uns zu Ehren
Das erste Burgunderglas leeren!

Und kennt ihr ein Mädchen mit schwarzem Haar
Und glühendem, dunklem Augenpaar,
Und auf ihren Wangen hold lieblich Erglühen
Von dunklem Roth und von rosigem Blühen, —
Die ist wie Burgunder in wonniger Pracht,
Wenn liebend das purpurne Mägdlein lacht,
Der woll'n wir im treuen Gedenken
Zum Andern den Bechergruß schenken!

Und das dritte Glas, Brüder, das bringet dem Tod!
Er nahet uns Allen im Abendroth,
Da schreibet die Sonne in purpurnem Prangen,
Da füllt uns ein anderes Lebensverlangen.
Da färbt sich in Purpur des Fürsten Pokal,
Wie des Bettlers Becher zum letzten Mal.
Mild sei uns die Sonnenwende,
Stoßt an! Auf ein seliges Ende!

Ernst v. Luckow.

*) Seitenstück zu Carlopago's „Frühlingstoasten" in Nro. 40.

Beiträge z. Geschichte d. Mittelalters.

(Schluß.)

c. Siegel und Unterschriften.

Man nimmt gewöhnlich an, daß auf weiblichen Siegeln, auf denen sich stehende oder sitzende Damen, sogar zu Pferde, befinden, dieselben, wenn sie vermählt sind, den Schild ihres Gemahls in der Rechten, ihren Geschlechtsschild aber in der linken Hand haben. Diese Annahme ist aber nicht immer begründet, denn die Stellung der Schilde ist oft umgekehrt. So erscheint die Gräfin Katharina von Solms, Gemahlin Graf Johanns von Wittgenstein, 1392 in dem Siegel einer von ihr und ihrem Gemahl ausgestellten Urkunde, mit dem Solmsischen Wappen in der Rechten und dem Wittgensteinischen in der Linken.

Prinzen oder Grafen, deren Väter noch am Leben und an der Regierung waren, drückten dieses auf ihren Siegeln durch den, ihrem Namen beigesetzten Namen ihres Vaters und die Bemerkung der Filiation aus. So nennen sich Heinrich und Emich Grafen zu Nassau-Hadamar 1364 auf ihren Siegeln: filius Johannis Com. de Nassowe. Sie bedienten sich auch meistens bei Lebzeiten ihrer Väter noch keiner größern Siegel mit dem Gesellschaftsschilde, sondern nur eines kleineren Secretsiegels. Auf diesen Siegeln findet sich nichts als ein Helm mit den gewöhnlichen Zierrathen. Oefters hatten sie aber auch noch gar keine eigenen Siegel und bedienten sich daher der Siegel ihrer Väter oder Vettern. Bei Söhnen aus dem niederen Adel mag der Gebrauch eigener Siegel noch später, als bei dem hohen Adel eingeführt worden sein. Hermann von Müllenbach sagt in einem 1385 ausgestellten Lehnreverse: „vnd weil ich meines Vaters Ingesiegel auß Vergeß „nicht mitt mir genommen, noch selbst ein Ringpitt-„schier noch zur Zeit gebrauche" ꝛc.

Bei bürgerlichen Personen war der Gebrauch eigener Siegel oder Pettschafte in älteren Zeiten höchst selten. Bekannt ist, daß sie deßwegen ihre Urkunden gewöhnlich durch Adelige, Geistliche oder Gerichtsper-

Digitized by Google

sonen beſiegeln ließen. Bei dem Adel fand aber auch wohl der Mangel eigener und der Gebrauch fremder Siegel, jedoch nicht ſehr häufig, Statt. Selbſt regierende Herren fanden kein Bedenken, ſich eines fremden Siegels zu bedienen, wenn ſie eben mit ihrem eigenen nicht verſehen waren.

Der eigentliche Gebrauch der Secret- oder Kleinen Siegel, welche nur dem hohen Adel eigen waren, dürfte ſchwer zu beſtimmen ſein. Es erſcheint, daß ſie keine beſondere Beſtimmung gehabt haben, ſondern willkürlich und abwechſelnd mit dem größeren Siegel gebraucht worden ſind, wie z. B. da eine Urkunde mit dem Secretſiegel, der am ſelbigen Tage ausgefertigte Contrabrief aber mit dem größern Siegel beſiegelt wurde. Das Gegentheil ſcheint aber denn doch wieder aus einer Entſchuldigung des Gebrauchs des Secretſiegels hervorzugehen, welche ſich in mehreren Urkunden findet.

Die Beſiegelung kann mit Zuverläſſigkeit nicht zum Beweis der Gegenwart des Siegelndem an dem Orte, wo die Urkunde ausgefertigt oder das Geſchäft vollzogen worden, angenommen werden, ſondern es kann dargethan werden, daß die Urkunden den Zeugen oder Bürgen zur Beſiegelung öfters zugeſchickt wurden, daher die Beſiegelung ſpäter geſchah, als das Datum der Urkunde lautet. Das eigene Unterſchreiben der Urkunden hörte nach Gatterer in Art. Diplom. p. 227 mit dem zehnten Jahrhundert allmälig auf. Die Haupturſache war wohl, weil der hohe und niedere Adel durchgängig des Schreibens unkundig war. So wie die Kenntniß der Buchſtabenſchrift, und beſonders die Schreibekunſt unter den Laien wieder allgemeiner zu werden anfing, kam auch das Unterſchreiben der Urkunden wieder in Gebrauch. Dies war gegen Ende des fünfzehnten und Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts.

E. K.

Die Weibertreue.

(Schluß.)

VI. Blumenfeld.

(Die Reſen auf dem Blumenfeld zu Blumenfeld.)

Dieſe Sage iſt die letzte dieſer Art und ſteht am Schluſſe des Ritteralters, denn ſie fällt in das Jahr 1499; mit der vorigen iſt ſie aber ſtets als hiſtoriſch erwieſen erkannt worden, und ein Zeitgenoſſe, der würdige Anshelm (II. S. 425.), erzählt ſie mit folgenden Worten: „Da begab ſich — als die Eidgenoſſen im Schwabenkriege von Stühlingen herab Alles mit Feuer und Schwert verzehrend auch vor Blumenfeld zogen und dieſes belagerten — eine edle, lob- und gedächtnußwürdige That von der Edeln des von Roſenegg Ehfrauen, welche, nach Zulaß ihrer träglichen Hab, ihren vorbehaltenen (d. h. von der Gnade ausgeſchloſſenen) Herrn, als ihre beſte und liebſte Hab, mit ihren beſten Kleinoden herausbrug. Ward ihr loblich vergunnt. Darzu ein Eidgenoß, ſo zu ihren Kleinoden hat griffen, kum vom Strick erbeten.“ Die Worthaltung — die Männer-Ehre — war damals der Schweizer höchſte Tugend, und ſie hielten es auch hier, obgleich, da ſie voraus den Freiherrn von Roſenegg ausgeſchloſſen hatten, die Herausbringung ihres Gemahls gegen den Vertrag war. Doch ſie wollten keine Deutung des Wortes und achteten Frauengröße über Alles. Damals hatten die Eidgenoſſen mit ſiegender Hand die Schlöſſer Baduz, Küſſenberg, Gottlieben weggenommen und die von Frieſen, Randegg, Roſenegg, Friedingen, Homburg u. ſ. w. in Aſche gelegt. „Wie lange iſt Gott mit Euch Schwyzern?“ fragten die Waldshuter. „Bis Ihr beſſer ſeyd, als wir!“ antwortete der Hauptmann Werner von Schynen. Auch Blumenfeld wurde nach dem Abzug der Freifrau mit ihrer Bürde dem Kriegsgebrauche, d. h. den Flammen geopfert. Leider iſt es bis jetzt noch nicht gelungen, die eigentliche Herkunft der Frau von Roſenegg und ihren ſo wie ihres Gemahls Namen zu ermitteln, obgleich die Sache ein hiſtoriſches Factum iſt.

Das Städchen Blumenfeld gehörte mit der Veſte — der Blumenſtein genannt — damals dem Hauſe Klingenberg und wurde von den Eidgenoſſen abſichtlich zerſtöret, weil deren Beſitzer, der Freiherr und Ritter Wolfgang von Klingenberg, einer der Kriegsräthe der ſchwäbiſchen Ritterſchaft zur Herſtellung des Landfriedens im Intereſſe des K. Maximillian war (bekanntlich opferte K. Maximilian ſeiner Selbſtſucht den Adel der Schweiz, Graubündens und des Höhgaues im benachbarten Schwaben). Eberhardt von Klingenberg fand mit ſeiner Gemahlin, einer gebornen Möttli von Rappenſtein, ſeine Ruheſtätte (1512) auf ſeiner Herrſchaft Blumenfeld. Wer war daher nun die Freifrau von Roſenegg, wie ſie von dem Zeitgenoſſen Anshelm und weiter von Stettler, Leu, Gelzer, Tillier u. a. genannt wird? Pfarrer Schönhuth nennt ſie auch nicht bei ihrem Taufnamen, giebt ſie aber (in ſeiner „Geſchichte der Burgen des Höhgau's“) für eine geborne von Roſenegg, vermählte Freifrau von Thenger, aus, jedoch ohne Beweiſe hiefür. Wir ſind alſo in einem Labyrinthe und können daher nur folgende wahrſcheinliche Folgerung machen. Das Haus Roſenegg war wahrſcheinlich ſchon um dieſe Zeit gänzlich erloſchen, und der Freiherr von Thenger, von mütterlicher Seite ein Enkel des Freiherrn von Roſenegg (Johann II.), hatte dieſe Herrſchaft ererbt, weßhalb er, als aus einer Seitenlinie der Thenger, den Titel (als Beſitzer) Freiherr von Roſenegg führte. Auch dieſe Burg ward ihm zerſtört, als er in der Abweſenheit ſeines Schwiegervaters oder Schwagers, des Ritters Wolfgang von Klingenberg, in deſſen Namen zu Klingenberg Hof hielt; demnach wäre die Frau von Roſenegg eine Klingenberger geweſen; ohne Nachkommenſchaft kam Blu-

Digitized by Google

menfeld an die Kinder des vorgedachten Wolfgangs als nächſte Anverwandte. Das Wappenſchild von Roſenegg war ein goldenes Feld, getheilt durch einen blauen Querbalken, oberhalb und unterhalb drei rothe Roſen in der Reihe.

J. A. v. Croufa-Chédre.

Perſonalien Friedrichs II. von Preußen *).

(Ein gleichzeitiger Bericht.)

„Beſchreibung der Perſon, Lebens-Ordnung, Hofes des Königs in Preußen.“

Carl Friedrich, König in Preußen, geboren den 24. January 1712, und erſt der dritte König alda, iſt 5 Schuh und 2 Zoll hoch, wohl proportionirt, aber dannoch nicht vollkommen wohlgeſtaltet, hat etwas gezwungenes an ſich; deme ohngeachtet iſt ſeine Geſtalt annehmlich und geiſtreich. Er iſt ſehr höflich, ſeine Stimme iſt angenehm, auch ſo gar im Fluchen, welches Ihme ſo gemein iſt, als einem Grenadier. Er ſpricht die Franzöſiſche Sprache feiner, als die Teutſche, und redet ſeine Mutterſprache nur mit jenen, ſo der Franzöſiſchen nicht kündig; Er hat ſchöne Caſtanien-Braune Haar, welche Er allezeit in einem Zopf traget, accomodiret ſie ſelbſt, und ziemlich gut. Der Gebrauch einer Schlaff-Mütze, Schlaff-Rock, und Pandoffeln, waren Ihm jederzeit unbekandt; Er bedienete Sich bei Seinem Ankleiden anders nichts, als eines ſchmuzigen Leinwanden Mandels, welchen Er um ſich wirft, wenn Er Sich die Haare einbudert; man ſiehet Ihn niemals anderſt, als in der Montour des erſten Bataillons Seiner Leib Guarde zu Fuß gekleidet, dieſe iſt aus blauen Tuch mit rothen Aufſchlägen, und Silber geſtickten Schleiffen, welche bis an die Taille gehen, und am Ende ſilberne Quaſten haben; Das Camiſol iſt von gelbem Tuch ganz glatt, der Hut mit einer weißen Feder, und Point d'espagne eingefaßt; Er gehet das ganze Jahr in Stiefeln, Er kan weder in Schuhen gehen, noch den Hut unter dem Arm tragen, dieſe Kleinigkeiten geben Ihme ein wunderliches Anſehen; An dem Vermählungs-Tag ſeines zweyten Herrn Bruders, der Prinzen Heinrichs, iſt er in der Galla, in einer Montour von Gros de tour erſchienen; Er ſteht alle Tage um 5 Uhr auf, und arbeitet allein bis $^3/_4$ auf 7, um 7 Uhr iſt Er ſchon angekleidet, alsdann läßt er ſich alle Relationes, Briefe und Memorialien, ſo den vorigen Tag eingelofen, überreichen, eröffnet ſolche, und überlieſet ſie, oder läßt ſichs verleſen; Um 9 Uhr kommen ſeine Miniſtri, welche man ihrender Beamte nennen könnte, weil ſie nicht zu Rath gezogen werden, ſondern nur des Königs Befehl zu empfangen, und zu expediren haben; Um 11 Uhr verläßt Er ſein Zimmer, und geht auf den Parade-Platz, allwo um dieſelbe Stunde Seine Leib-Wache aufziehet, und paradiret. Er läßt ſolche alle Exercitia und Hand-Griffe machen, und commandiret ſie allezeit ſelbſt, es ſeye dann, daß Er ſich nicht wohl auf befände; um $^1/_2$ 12 Uhr gehet Er in ſeinen Pallaſt zurück, bleibt einige Minuten in einem Saal ſtehen, um zu ſehen, ob Ihm Niemand was zu ſagen verlange; nach dieſem gehet Er wiederum in ſein Cabinet, und macht im zurückgehen verſchiedene kleine dieſſeitige Reverenzlen; dieſe ſcheinen aus bloßer Gewöhnheit gemacht zu ſein, und verurſachen, wie einige ſagen, daß Seine Leibs-Geſtalt ein wenig verrückt ſey; So bald Er ſich wiederum in ſeiner Retirade befindet, ſo nimmt Er die vorigen Geſchäffte entweder allein oder mit Seinen Miniſtris vor, es wäre denn, daß er ſchon vor der Parade damit fertig worden; Um $^1/_2$ 1 Uhr ſetzet Er Sich zur Tafel, an welche Er faſt täglich einige Officiers von Seiner Leib-Guarde ziehet, ſie beſtehet aus 24 Couverts, es werden niemals mehr als 16 Schüſſeln, und zwar alle zugleich aufgetragen, welche meiſtentheils ganz allgemeine Speißen in ſich enthalten. Das Confect aber iſt wohl eingerichtet; Die Mahlzeit dauert eine Stunde; Wann Er von der Tafel aufgeſtanden, gehet Er mit einem oder andern von der Tafel eine viertel Stundelang auf und ab, kehret nachgehends mit Seiner gewöhnlichen Reverenz in Sein Cabinet zurück, allwo Er bis um fünf Uhr eingeſchloſſen bleibet; um dieſe Stund kommt der Marquis d'Argens, und lieſet dem König bis um 7 Uhr aus unterſchiedlichen Büchern, ſonderlich aber neu herausgekommenen Schrifften vor, um 7 Uhr gehet das Concert an, und dauert biß um 9 Uhr; der König iſt groſſer Liebhaber und Kenner der Muſic, Er blaſet die Flaoto-Traverſe in der gröſten Perfection, und liebet insgemein alle Inſtrumenten, ſo geblaſen werden. Er hat 3 Caſtraten, einen Tenoriſten und 2 Virtuoſinnen, worunter die berühmte Aſtrua, ſo ihres Gleichen in Europa nicht hat; mittelmäßige Stimmen dürfen ſich bei Ihme nicht hören laſſen; Um 9 Uhr kommen die Gelehrten, nemlich Voltaire, Algarothi, Maupertius und andere groſſe Geiſter, jedoch niemal mehr als die mit dem König, und ein oder zwei Lieblinge mit eingeſchloſſen; Um $^1/_2$ 10 Uhr ſetzet man ſich zur Abend-Tafel, welche aus nicht mehr als 8 Schüſſeln beſtehet, ſelbe dauert al ordinaire bis 11 Uhr, wehrend der Tafel wird frei und ohne allen Zwang geſprochen, und wenn die Tafel abgedeckt, ſo werden die freye und angenehme Geſpräche noch bis um Mitternacht fortgeſetzet, ſo bald es aber 12 Uhr ſchlägt, retiriret Sich der König und begiebet Sich zur Ruhe; Auf ſolche Art, werden die 24 Stunden jedes Tages angewendet, und zwar wehrender 6 Monathen, die der König in Potsdam zu bringt, es wäre dann die Sach, daß was anders vorſiele, gleichwie bei jetziger Zeit die Revüe der Armee iſt; Er haſſet alle Spiel, alle Jagden, Spazierfahrt und Hofgeſellſchafften; Der Aufwand für des Königs Tafel iſt alle Tag ſtipuliret, und

*) Aus dem „Vaterland.“

Digitized by Google

gleichsam verpachtet, derjenige, so selbe zuversehen übernommen, bekommt täglich 12 Ducaten, davor muß er täglich 24 Schüsseln liefern, 16 zu Mittag, und 8 zu Nachts, die Mittags-Tafel ist zu 24 Couverts, wann sie zuweilen in extra Fällen stärker wird, so bekommt der Pachter für jede Person einen Reichs-Thaler extra; Auch werden Ihme alle sothane Speißen c. gr. große See-Fisch, Fassanen, und andere theuere Gerichte, aus des Königs Chatoulle bezahlt, von denen ordinären 12 Ducaten aber muß er Holz und Kohlen anschaffen, auch das Küchen-Geschirr und Küchen-Wäsche unterhalten, die Köche aber werden von dem Könige bezahlt, es seynd deren 4 nemlich ein Franzoß ein Welscher, ein Preuß und ein Oesterreicher, jeder muß Mittags 4 und Nachts 2 Schüsseln zurichten, der König mag zugegen seyn oder nicht; Alle Officiers von dem ersten Bataillon bekommen täglich eine gewisse Portion gesotten und gebraten Fleisch nebst Brod und Bier, welches alles seinen gesetzten Preiß hat; Kein Officier oder Gemeiner, darff in Potsdam vor das Thor gehen, ohne eine schriftliche Erlaubnß von dem König zu haben, welche aber sehr schwer zu erhalten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Vom römischen Kaiser Tiberius wird erzählt, daß er einen Consul hinrichten ließ, weil dieser bei einem Gange auf das heimliche Gemach Geld mit des Kaisers Bilde bei sich getragen hatte. Er, der eine unbeabsichtigte Dehonestirung seines Bildnisses nicht dulden mochte, konnte es doch nicht hindern, und hat auch nicht so gehandelt, als ob er es hindern wollte, daß das zusammengerottete Volk bei der Nachricht von seinem Tode schrie: Tiberium in Tiberin (mit dem Tiberius in die Tiber)!

In den ältesten Zeiten bedienten die Römer sich eben so wenig des geprägten Geldes, als andere alte Völker, sondern man tauschte gegen eine andere Sache ein, oder wog Metall zu. Vieh war ein gewöhnliches Tauschmittel. Deshalb ließ der römische König Servius Tullius auf die unter ihm zuerst geprägten Münzen ein Stück Vieh (pecus, daher pecunia, Geld) prägen. Die Wörter, welche bei den Griechen kaufen bedeuten, zeigen ebenfalls an, daß ursprünglich Vieh ein gewöhnliches Tauschmittel war: arnymai, wenn das Tauschmittel ein Lamm war, onnmai bei einem Esel, polo bei einem Füllen. Daß die siegreichen Römer auf Geldstücken die Siegesgöttin (Victoria) hatten, wird man sehr natürlich finden und sich nur wundern, daß blos eine Art Münze, die halben Denare, damit geschmückt war. Die älteren römischen Münzen waren von Erz, größtentheils kupfern; die silbernen kamen erst 484 nach Roms Erbauung auf und die goldnen 546. Außer den gangbaren Münzen gab es auch viele Schaustücke oder Denkmünzen im alten Rom, auf denen das auf dem Gelde, besonders dem kupfernen, durchaus gewöhnliche S. C. (Senatus Consultum, Rathsbeschluß, Erlaubniß zur Ausprägung) nicht stand. Von den griechischen Münzen weiß man weder die Zeit, in welcher die ersten geprägt wurden, noch die Völkerschaft, bei der sie zuerst vorgekommen sind. Die alten Schriftsteller weichen in der Angabe des Ursprungs des ersten geprägten Geldes ab; Lydier, Aegineten, Thessalier, oder Aegypter sollen die Erfinder sein. Fast 900 J. vor Christus ließ der argivische König Phidon Münzen auf der Insel Aegina prägen. Diesen wird unter den noch vorhandenen griechischen Münzen von Kundigen der Vorzug des höchsten Alterthums gegeben. Die gewöhnliche Scheidemünze (Kerma) und die meisten Denkmünzen waren kupfern. Die Spartaner oder Lacedämonier hatten durchaus nur eisernes Geld, zufolge der Gesetzgebung Lykurgs, wodurch er das Aufkommen des Handels und die Aufhäufung von Schätzen, folglich einen Weg zum Wohlleben und der damit verbundenen Verweichlichung verhindern wollte.

Das Geldauswerfen, worauf das Volk auf dem Lande bei Hochzeiten so viel hält, ist im römischen Reiche auch bei Leuten, die keine Bauern waren, geübt worden. Bei gewissen Solennitäten pflegten Kaiser und Patriarch in Constantinopel Münzen auszuwerfen, jener goldene und silberne, dieser eherne.

Ein protestantischer Cardinal! Der einzige der Art ist Coligni, der Bruder des heldenmüthigen Admirals, gewesen, so tapfer im Kriege, als dieser. Pius IV. belegte ihn mit dem Banne. Er starb, von bestochenen Dienern vergiftet, in England. G‡.

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, (wie man einst von Spanien rühmte), sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt. (Lichtenberg.)

Correspondenz.

Seebad Zoppot zu Ende Septembers 1843.

Der September ist in der Regel die angenehmste Zeit des Jahres in unserer Gegend, und das Seebad in diesem Monate am wirksamsten. Das Wasser thut Wunder. Dies ist eine Wahrheit, die schon die Alten erkannt haben. Aber niemals mag der Gebrauch des Wassers wohl weniger heilbringend gewesen sein, als damals, wo man Alles durch das Wasser kuriren wollte, wo man dieses für eine Panacée, für ein Universalmittel gegen alle Krankheiten ansah. Jede Uebertreibung ist vom Uebel. — Die Anzahl der Badegäste hat sich auf circa 1030 Personen belaufen. Jetzt geht ein Badegast nach dem andern zurück in seine Heimath, hoffentlich gestärkt und mit der Erinnerung an eine froh verlebte Zeit in dem reizend gelegenen Zoppot. — Wir haben in dieser Saison auch eine eigene belletristische Zeitschrift: „Das Zoppoter Badeblatt," welches im Verlage der Gerhard'schen Buchhandlung in Danzig erscheint. Man findet in der Provinz Preußen fast sämmtliche deutsche Journale, selbst die schlechtesten, und von diesen letzteren sind manche von der Art, daß man sich wundern muß, wie Leute, die auf Bildung Anspruch machen, an der Lectüre dieses trivialen Gewäsches Geschmack finden können. — Das stürmische Wetter in den letzten Tagen hat einige Strandungen an unserer Küste zur Folge gehabt; indeß ist Niemand dabei verunglückt. Mehre Schiffe, die vor geraumer Zeit in die See gegangen waren und sich vielleicht schon in der Nähe von Dänemark befunden haben mochten, sind vom Sturme die auf unsere Rhede zurückgetrieben worden. Jetzt gewährt das noch jüngst so bewegte Meer das Bild eines ruhigen Landsees. —

Carl Graf v. Hülsen.

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 70. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2 1/2 Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Des Invaliden Heimkehr.

Der Kampf war hart und heiß mein Blut
Am Tag' bei Auerstädt,
Da hab' ich verloren mein ganzes Gut,
Trotz meinem lauten Gebet.
Den Herzog schossen sie in das Haupt,
Mir hat die Kugel den Arm geraubt.

Als Invalid komm' ich nach Haus,
Mein General ist todt.
Hab' Alles verloren, die Schlacht war graus;
Der Herzog giebt kein Brod.
Ich trug ihn zerschmettert aus blut'gem Kampf,
Aus der Reiter Gedrang, aus der Rosse Gestampf.

Ich trug ihn zerschmettert an Seel' und Leib,
Zerrissen an Ruhm und Ehr';
Da dacht' ich weinend an Kind und Weib,
Da dacht' ich an Schutz und Wehr;
Da schwang ich den Degen, daß Gott erbarm',
Die Kugel traf den rechten Arm.

Das ist meine Hütte, hier klopf' ich an;
Wie ist doch Alles so still!
Was hat man meinem Kind gethan?
„Ach! die Mutter nicht hören will!"
Am Tag' der Schlacht bei Auerstädt
Hat sie sich gelegt in's kühle Bett.

Ernst v. Luckow.

Die 7. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu Altenburg vom 4. — 10. September 1843.

Die diesjährige Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe ist unter allen bisherigen Zusammenkünften die am zahlreichsten besuchteste gewesen, indem die Zahl der Theilnehmer allmälig bis auf 920 stieg. Unter diesen befanden sich 307 altenburgische Landeskinder. Die Zahl der Fremden betrug also 613, welche theils den übrigen Provinzen Deutschlands, theils Rußland, Polen, Schweden, Dänemark, Ungarn, Böhmen, Italien, Frankreich und Belgien angehörten. Unter den Notabilitäten bemerkte man den Freiherrn von Bülow-Cummerow, den Kammerherrn von Reden, Land- und Schatzrath aus Hanover, den Grafen von Salmour, Kammerherrn des Königs von Sardinien, aus Turin, den k. k. Kämmerer, geh. Rath und ungarischen Kronhüter von Uermeny aus Pesth, den Kammerherrn, Forst- und Jägermeister von Warnstädt aus Plön in Holstein, den Kammerherrn, Frhn. von Closen aus Gern in Baiern, den Grafen von Reventlow aus Farve in Holstein, den Baron von Tröst aus Pesth, den Oberforstrath Frhn. von Wedekind aus Darmstadt, den geh. Rath Grävell aus Lübben, den Oberforstrath Dr. König aus Eisenach, den Oberforstrath Cotta aus Tharand, den Landökonomierath Lengerke, den geh. Hofrath Schulz aus Jena, den Landesökonomierath Thaer (Sohn des bekannten Thaer) aus Mögelin bei Potsdam und viele Andere, welche in dieser Relation genannt werden werden. Alle Anwesenden aber wurden von dem regsten Eifer und hohem Gemeinsinne beseelt. Die erste Hauptsitzung in der schön decorirten, für diesen Zweck eigens erbauten Festhalle auf dem Schießplatze begann Montags den 4. September Vormittags 10 Uhr, bald nach Erscheinen des Prinzen Georg in der Loge des herzoglichen Hauses, da der durchlauchtigste Herzog selbst nicht anwesend sein konnte. Geheimrath v. Wüstemann, er-

Digitized by Google

ſter Vorſtand, eröffnete die Verſammlung mit einer trefflichen Rede, in der er die Anweſenden im Namen des Herzogs, im Namen der Stadt und im Namen der Landſchaft willkommen hieß. Am Schluſſe ſeines Vortrags theilte der Redner noch einige, das altenburger Land betreffende ſtatiſtiſche, landwirthſchaftliche und nationalökonomiſche Notizen mit. Ihm folgte Dr. Cruſius, der zweite Vorſtand, der mit beredten Worten das Glück des kleinen altenburger Landes unter Herzog Joſeph's Regierung und den erleuchteten Behörden des Landes ſchilderte. Ueber letztern Punkt verbreitete ſich auch in einem mehr humoriſtiſchen Vortrage, der aber allgemeinen Beifall fand, Staatsrath Fiſcher von Birkenfeld, welcher dem anweſenden Prinzen ein dreimaliges Lebehoch brachte. v. Breitenbauch aus Ranis hielt hierauf einen Vortrag „über das Schwanken der landwirthſchaftlichen Dogmen; daß man vor 2000 Jahren in vielen Punkten eben ſo weit geweſen als jetzt, und daß dieſe Schwankungen nur vermieden werden könnten durch Errichtung von Verſuchswirthſchaften und Anſtellung zahlreicher comparativer Verſuche, deren Reſultate dann der Oeffentlichkeit zu übergeben wären." Zum Schluſſe ſprach noch Prof. Roßmäßler von Tharandt über Botanik. Nach dem Schluſſe der erſten allgemeinen Verſammlung begaben ſich die meiſten Mitglieder in die Loge des Schützenhauſes zu dem gemeinſchaftlichen Mittagsmahle, welches durch viele Toaſte gewürzt wurde. Den 5. September früh begannen die Sectionsſitzungen. Wie gewöhnlich waren fünf Sectionen gebildet worden: 1) für Ackerbau; 2) für Viehzucht (in der Feſthalle); 3) für Wein- und Obſtbau; 4) für techniſche Gewerbe (in der Freimaurerloge); 5) für Forſtwirthſchaft (in der ſchönen Aula des Joſephinums). Nach Aufhebung der allgemeinen Verſammlung eilten die Mitglieder zur Anſchauung des um 2 Uhr zur Aufführung kommenden nationalen Hochzeitszugs der altenburger Bauern. Dieſelben hatten ſich zu dieſem Zweck auf dem großen Teichdamme verſammelt, durchzogen von da aus die Hauptſtraßen der Stadt und verfügten ſich zuletzt auf den Schießplatz in die Verſammlungshalle. Dem Zuge voran ritten acht Trompeter, je vier und vier, mit den Weißen (langen Röcken von weißem Tuche) bekleidet. Ihnen folgte ein altenburger Bauerwagen voll Muſiker; hierauf kamen 150 Reiter in Kappen von ſchwarzem Tuche, je drei und drei, auf ſchön geſchmückten Roſſen. Dann folgte der Wagen, in welchem Braut und Bräutigam ſaßen. In 59 anderen Wagen befanden ſich 127 Hormtjungfern nebſt jungen Burſchen *). Dieſen Wagen folgte wieder ein altenburgiſcher Bauerwagen mit Muſikern und dieſem ein Zug von 100 Wagen, in denen ſich die Verheiratheten befanden. Den Beſchluß des ganzen Zuges machte der von vier ſtattlichen Schimmeln gezogene Kammerwagen, ein Wagen, auf welchem ſich die Ausſtattung der Braut befand. Der ganze Zug gab ein heiteres Bild von dem Wohlſtande der altenburgiſchen Bauernſchaft und war namentlich für die Fremden von großem Intereſſe. Auf dem Schießplatze angekommen, verfügten ſich ſowohl die Hochzeitsleute, als auch die Mitglieder der Verſammlung in die große Feſthalle. An den beiden entgegengeſetzten Enden der Gallerie dieſer Halle befanden ſich ein Muſikcorps und ein Männerchor aus der Mitte der jungen Bauernſchaft. Letzterer ſtimmte bald nach Eintritt des Prinzen Georg folgendes von dem Bauer und Anſpanner, Herrn Landſtand Kreſſe aus Dobraſchütz gedichtetes und von dem Stadt-Muſikdirector Müller componirtes Erntefeſtlied an:

Di: Senſe ruht, die Arbeit iſt vollbracht;
Die Freude ruft, es winkt der Erntekranz:
Nun Hochzeitfeier, wo die Liebe lacht,
So iſt das Leben nun, Geſang und Tanz!

Im lieblichen Mai,
Da eilten die Saaten
Mit Fülle beladen
Aus Keimen herbei;
Die goldenen Aehren,
Wir ſah'n ſie ſich mehren
Und wogend ſich ſtillen mit köſtlichem Kern;
Durch Schwere geneiget,
Durch Sonne gebleichet,
Da löſete die Frucht ſich durch ſcheidenden Dorn;
Nur reichliche Beute, —
— Es jubeln wir heute —
Sie füllet die Speicher,
Und Alles iſt reicher,
Nur Freude, nur Dank, ſie durchſtrömen die Bruſt,
Und Aller iſt Leben, iſt Liebe und Luſt.

Leute der Ernte, umſchlinget den Reih'n,
Tanzet und ſinget, laßt fröhlich uns ſein!
Danket dem Geber für herrliche Gaben,
Laſſet an köſtlichen Früchten uns laben,
Jubelt und ſpringet, die Freude zu binden,
Lieber und laßt Euch von Dürftigen finden;
Leute der Ernte, ja ſchlinget den Reih'n,
Tanzet und ſinget, laßt fröhlich uns ſein!

Darauf wandte ſich die verſammelte Bauernſchaft in einem ihrer Sprecher an den Durchl. Prinzen in einem Toaſte, wobei aus dem Becher getrunken wurde, der vor Jahren vom Herzog Auguſt der Bauernſchaft geſchenkt worden war. Im Namen des Herzogs überreichte nun Prinz Georg dem Brautpaar einen großen ſilbernen Pokal zum Andenken an dieſen feſtlichen Tag und verband damit Wünſche für das Glück und Wohlergehen der Brautleute. Nach Beendigung dieſer Ceremonie ſtimmte der Sängerverein das Lied an: „Heil dir im Siegerkranz!" Dann wurde noch ein von Kreſſe gedichtetes Loblied auf den bekränzten Pflug, der im Saale aufgeſtellt war, geſungen, worauf endlich der Tanz begann, der mit einer Polonaiſe eröffnet wurde, nach deren Beendigung die Bauernſchaft ihren Nationaltanz, den ſogenannten Länderer, aufführte.

In der allgemeinen Verſammlung am 6. September

*) Das „Hormt" iſt nämlich ein, auf den ältesten Zeiten sich herschreibender flawischer Kopfputz der Bauermädchen bei Staatsfeierlichkeiten und feierlichen Gelegenheiten, namentlich am Hochzeitstage. Das Hormt ist von Pappe, mit rothem Sammet überzogen, oben offen, mit mehrern steifen Goldplättchen behängt, hinten mit weit herabhängenden breiten seidenen oder sammetnen Bandschleifen und oben mit zwei halbmondförmigen Bogen von Silber, mit Sammet und Gold überzogen, geschmückt.

Digitized by Google

wurden die Versammlungsorte für die nächstkünftigen Jahre resp. bestätigt und vorläufig erwählt. Für das Jahr 1844 ist München der Ort der Zusammenkunft. Zu Vorständen wurden ernannt Frhr. v. Stichaner und Baron v. Closen. Für das Jahr 1845 war die Wahl deßhalb sehr schwer, weil Verschiedene dazu ihr Land der Versammlung in begeisterter Rede empfahlen. So Baron v. Török aus Ungarn, welcher Gräz empfahl und die Versammlung darauf aufmerksam machte, daß Steiermark der Wirkungskreis des Erzherzogs Johann sei, daß dieser Prinz sehnlichst wünsche, die deutschen Land- und Forstwirthe in Gräz versammelt zu sehen, daß dadurch gewiß „die Tage des alten Prinzen erheitert würden," daß es Erzherzog Johann gewesen sei, der in Köln ausgerufen habe: „Kein Preußen, kein Oesterreich, sondern ein einziges einiges Deutschland!" So der Graf Reventlow aus Schleswig-Holstein, der in ergreifenden Worten der Versammlung zurief: „Wenn auch hoch im Norden wohnend, sind wir doch echte Deutsche, erglühen wir in Liebe für unser Vaterland, würde unsere deutschen Brüder eben die Liebe empfangen als in andern Gegenden unsers gemeinsamen Vaterlandes!" Noch andere Länder wurden in Vorschlag gebracht, aber weder Gräz, noch Kiel, noch Wiesbaden wurden für das Jahr 1845 erwählt, sondern die Provinz Schlesien und darin die Stadt Liegnitz, da auf Schlesien das Absehen schon seit längerer Zeit gerichtet gewesen und der Oberforstmeister v. Pannewitz die Versammlung im Namen der Provinz herzlich einlud, Schlesien für 1845 zu erwählen. — Nachmittags wurden die ausgestellten Ackergeräthe probirt. Hierauf verfügten sich die fremden Mitglieder der Versammlung auf das herzogliche Residenzschloß, wohin sie zu einer Vorstellung bei dem Prinzen Georg eingeladen waren. Im Abend fand zu Ehren der fremden Freimaurer eine Arbeits- und Tafelloge Statt, sowie auch in der Gesellschaft „Concordia" ein Concert veranstaltet worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Personalien Friedrichs II. von Preußen.

(Ein gleichzeitiger Bericht.)

(Fortsetzung.)

Des Königs Brüder seynd von diesem Gebott nicht ausgenommen, es darf auch kein Fremdder ohne Erlaubnus des Königs, von Berlin nach Potsdam kommen. Die Prinzen von Borgheese haben um solche Erlaubnus angehalten, selbe aber nicht erlanget; der König hat viel Verstand, aber nicht allerdings so viel Wissenschaft, als man Ihme beimessen will; Von dem Militair-Wesen hat Er eine vollkommene Känntnus, und weiß sich bei allen Gelegenheiten derselben zu seinen Vortheil zu gebrauchen, in der Arbeit ist er ohnermüdet, sie gehet Ihme leicht mit großer Geschwindigkeit von statten, Er verstehet bei dem ersten Wort also bald alles, was man Ihme sagen will, und nehmet von keinem Menschen einen Rath und Vorstellung an, Er ist ein großer Kenner von Geistreich- und Gelehrten Schrifften, und hat große Begierd Selbst ein Auctor zu seyn; Doch ist Ihme Gelehrter Leuthe Hülfe nöthig, um etwas vollkommenes heraus zu bringen; Der Herr von Voltaire ist sein Gehülfe, und man versichert, dieser ausgezehrte Apollo habe einsmals, da er von üblen Humor wäre mit großer Ungedult gesagt: werde ich dann immerfort des Königs schmutzige Wäsche waschen müssen, worunter eine Schrifft verstanden, so ihme der König in selben Augenblick zu verbessern geschicket hatte. In Finanz- und Commercien-Sachen begehet der König nach Außag verständiger Personen große Fehler. Er liebet das Geld, und gedencket auf nichts als Seine Schätze je mehr und mehr zu vergrößern, aber Er weiß nicht zu säen und zu erndten. Seine Unterthanen seynd Sclaven, haben kein Pardon zu gewarten, wan sie den geringsten Fehler begehen, der Seinem Interesse nachtheilig ist; Absonderlich ist Er in Militair-Diensten ungemein scharff, und verzeihet keinem der seine Schuldigkeit verabsäumet hat, Er nimmt in seine Dienste keine andere Leuthe auf, als die Ihme nüzlich seynd, und ihren Aemtern wohl vorzustehen sich im Stande befinden, und wann Er solche Leute nicht mehr von nöthen hat, so geschiehet es offt, daß Sie mit lehrer Hand zurückgeschickt werden, Er giebt weniger und ist dabei besser bedienet, als alle andere Monarchen; Die große Hof-Chargen tragen wenig ein, und seynd gleichsam in partibus weilen sie bloß um den Wohlstand ein Genügen zu thun unterhalten werden; Er hat in seinen ganzen Landen keinen Stadthalter noch Commandanten, Er selber ist Stadthalter in allen seinen Provinzien, und der General oder Obrist so das Regiment Commandiret, welches in einer Stadt in einer Garnison lieget, vertritt zugleich die Stelle eines Commandanten; diese beede Stücke kosten einen andern Potentaten eine unzählige Summa Geldes, dem König in Preußen aber gar nichts; wann ein Officier biß zu dem Grad eines Generals gelanget, so hält er sich nach seinem 30jährigen Dienst glücklich, denn aus favour wird selten einer avanciret, alles gehet nach Wohlverhalten; Ein Hauptmann, der eine Compagnie hat, stehet sehr gut, ohne das es dem König etwas kostet, jede Compagnie besteht in 110 Mann, welche mehrentheils Landeskinder seynd, die Professiones gelernt haben, von diesen kan der Hauptmann 9 Monath lang 60 Mann beurlauben, um biß der Revüe-Zeit ihrer Profession nachzugehen, während welcher Zeit der Hauptmann aller Abwesender Löhnung in seinen Beutel stecken darf. Der König hat einen Hof-Canzler, deme aber kaum ein Wort zu reden erlaubt ist; Einen Obrist-Jäger-Meister, der keine Wachtel schießen darff; Einen Obrist-Hof-Meister, der kein

Digitized by Google

Wort zu befehlen hat, einen Obrist-Stall-Meister, der die Gewalt nicht hat ein Pferd satteln zu lassen, einen Ober-Garderobe-Meister, der des Königs Schneider nicht kennt, und einen Cammer-Herrn, der Ihme Zeit seines Lebens kein Hembd nicht präsentiret hat. Alle Functionen dieser Chargen versiehet ein einziger Mensch, mit Namen Freckersdorff, welcher eigentlich Cabinets-Secretarius, und Leib-Cammer-Diener ist; die Große müssen sich damit begnügen, daß Sie Ihro Excellenz betitult werden, Seine ganze Cammer-Bedienung besteht in 8 Edel-Knaben, eben so viel Cammer-Laquayen, 4 Laufern und 6 Jungen Reuter, so auf unterschiedliche Orientalische Arten gekleidet seynd, aber alle 6 Rosen-Farb. Er liebet überhaupt die hell und zarte Farben, Seine Zimmer seynd alle Rosen-Farb oder blaß violet meublret. Der ganze Königl. Marstall besteht aus 130 Pferden, der beste Hof-Wagen ist kaum 100 Thaler werth, der verstorbene König Friedrich Wilhelm, Sein Herr Vater, war ein sonderlicher Liebhaber von der Equipage, so bald der jetzige König zur Regierung kommen, hat Er Seinem Obrist-Jäger-Meister befohlen, solche zu verkaufen, welcher entgegen ein passionirter Jäger war, stelte dem König vor, daß Ihme durch Verkaufung des Wildprets bißhero großer Nutzen zugefallen, und unterstunde sich dem König zu versichern, Er würde durch Abschafung der Jagd jährlich 20,000 Rthlr. verlehren; Der König antwortete also gleich; Ich überlasse Euch von diesem Augenblick an, die ganze Jagd-Equipage nebst Wildbret, und der ganzen Fischerey in Meinen sämmtl. Landen, dagegen solt ihr Mir des Jahrs 20,000 Rthlr. in Meine Casse liefern. Der gute Mann getraute sich nicht ein Wort zu wiedersprechen, und übernahm die Sache zu seinem größten Schaden. Er hat seit 12 Jahren zwar 20,000 Rthlr. bezahlt, aber man verschert, daß all sein Vermögen schon darauf gegangen, und er nächstens fallieren werde, wenn dieses geschiehet, so hat er anders nichts als Spandau, so eine Vestung ist 2 Meilen von Berlin, allwo alle Staats-Gefangene, und andere Arrestanten von einer Consideration verwaret werden, zu gewarten.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Das Gedächtniß, immer mit würdigen Gegenständen beschäftigt, bewahrt dem Gefühle und Urtheile reinen Stoff zum Genuß und zur Behandlung auf. (v. Göthe.)

Platner sagt: Wir haben nur ein Gedächtniß für die Freude, nicht für den Schmerz. — Dagegen sagt Jean Paul: Wir haben für beide dasselbe Gedächtniß; ja wir haben ein stärkeres für das Fehlschlagen der Hoffnungen, als der Besorgnisse; aber nicht dieselbe Phantasie. Diese mildert und verklärt; also zieht sie auch um den Schmerz den Regenbogen. —

Von den Alten wurde die Nacht die Mutter des Gedächtnisses genannt. Was wir am Abend lernen, steht uns am Morgen heller und schrer vor der Seele; man hat's, so zu sagen, beschlafen. Aus dieser psychologischen Erfahrung mag der Aberglaube entstanden sein, das Buch oder Manuscript bei dem Schlafengehen sich unter das Kopfkissen zu legen. Die Trözener behaupteten, der Schlaf sei unter den Göttern den Musen am holdesten, und opferten deshalb dem Schlafe und den Musen an demselben Altare.

Unser Gedächtniß bleibt immer etwas beschränkt und schwindet endlich. Es soll und nicht um die Fülle des Wissens, nicht um Anhäufung der Masse, sondern um Bildung und Verarbeitung zu thun sein.

Graf Tschirnhausen fand sich nicht eher im wahren Gedankenstrome, als wenn er Funken und Strahlen um sich sah.

Nach Tzschirner's Meinung in seiner Schrift: „Protestantismus und Katholizismus aus dem Standpunkte der Politik betrachtet" sollten vier Punkte die Bedingungen jeder Verhandlung mit dem Papste wegen eines Concordates sein: 1) der Papst verspricht jeder christlichen Kirche die ihr gebührende Achtung; 2) enthält sich von Beschränkung der Protestanten in katholischen Ländern und giebt diesen in seinen eigenen Staaten freie Religionsübung und alle bürgerlichen Rechte; 3) verspricht, der Proselytenmacherei zu wehren; 4) hindert gemischte Ehen nicht und annullirt alle der Religionsparität zuwiderlaufende Anordnungen und geheime Instructionen.

Der Philosoph Heraklitos um 500 vor Chr. G. war immer ernst, seine ganze Gemüthsart melancholisch; dagegen heißt Demokritos, geb. 490 oder 470 zu Abdera, der lachende Weltweise. Von ihnen sagt M. Claudius: „Der Philosoph von Ephesus, den Niemand verstehen konnte, und der große Mann von Abdera waren Jeans (Jean qui pleure und qui rit), die was versucht hatten, und aus Erfahrung einsahen, was der Mensch ist, sein soll und werden kann.

G.

Dich selbst durchschau'st du nicht und nicht den Himmelsstern;
Doch zwischen deinem Ich und jenem Dämmerstern
Liegt eine weite Welt, die zu durchschauen, lerne.
(F. Rückert.)

Wenn der Feind dich kränkt, verzeih's ihm und versteh:
Es ist ihm selbst nicht wohl, sonst thät' er dir nicht weh.
Und kränkt die Liebe dich, sei dir's zur Lieb' ein Sporn;
Daß du die Rose hast, das merkst du erst am Dorn.
(Derselbe.)

Glaubst dich zu kennen, wirst Gott nicht erkennen,
Auch wohl das Schlechte göttlich nennen. (v. Göthe.)

Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären.
(Derselbe.)

[M. Claudius Rath über das Interpungiren.] Sieht Er, Andres, wo der Verstand halb aus ist, setzt Er ein Komma; wo er ganz aus ist, ein Punkt; wo gar keiner ist, kann Er setzen, was Er will, wie Er auch in Schriften findet, die herauskommen.

Derselbe sagt von Göthe's Werther: Werther wollt' nicht weg von Feuer und Bratspieß und wendet sich so lange dran herum, bis er caput ist.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 71. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angereiht, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr (2 1/2 Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Gedicht von Adolf Bary.

Was pflückſt Du mit loſen Händen
Die Nelken all' aus dem Beet?
Der Gärtner wird Dich pfänden,
Der Gärtner nicht Sitte verſteht!

Da kommt er ſchon gegangen —
Bleib' Dir! Er ruft in Haſt:
„Wart', wart'! Ich will Dich fangen,
Du ungebet'ner Gaſt!"

Ein Sprung, — er hält ſie gefangen,
Der ungefüge Mann.
Das Mägdlein in Angſt und Bangen
Schaut ihn ſo bittend an.

Nun, Gärtner, friſch, gepfändet!
Doch wie? Du ſtehſt in Ruh'?
Ich mein', es hat ſich gewendet,
Und ausgepfändet biſt Du!

Die 7. Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe zu Altenburg vom 4. — 10. September 1843.

(Fortſetzung.)

Die allgemeine Verſammlung am 7. September war unſtreitig eine der intereſſanteſten. Es wurde nämlich die Frage verhandelt: „Worin hat ſich die Wirkſamkeit der landwirthſchaftlichen Vereine bis jetzt am erfolgreichſten bei dem Betriebe der Landwirthſchaft gezeigt, und welche Anhaltepunkte ergeben ſich theils hieraus, theils aus allgemeinen Wahrnehmungen für die zweckmäßigſte Organiſation ſolcher Vereine?" Wenn auch die Fragſteller wohl zunächſt die größern landwirthſchaftlichen Vereine im Auge gehabt haben mochten, ſo wurde doch dieſer Vereine nur im Vorübergehen gedacht. Das Hauptaugenmerk der Verſammleten war auf die Bauernvereine gerichtet. Zunächſt ergriff ein Mecklenburger, Poppe aus Zierdorf, das Wort und theilte über den von ihm begründeten Bauernverein, der ſich über ganz Mecklenburg erſtrecke, Intereſſantes mit. Zugleich erſuchte er die Verſammelten, in Zukunft aus allen Ländern deutſcher Zunge bäuerliche Abgeordnete zu der Bauernzuſammenkunft in Mecklenburg zu ſenden, indem daraus eben ſo großer Segen hervorgehen werde, wie aus den Verſammlungen deutſcher Land- und Forſtwirthe. Hierauf zeigte geh. Oberregierungsrath Lette aus Berlin „daß, wenn Bauernvereine wirklich den Segen bringen ſollten, den ſie allerdings bringen könnten, die Regierung nicht als geſetzgebende und polizeiliche Behörde ſich in die Angelegenheiten der bäuerlichen Vereine miſchen dürfe, daß in dieſer Beziehung jeder amtliche Charakter bei Seite geſetzt werden müſſe und ebenſo jeder Standesunterſchied. Ueberhaupt müßte, um gegen den Pauperismus anzuſtreben, dieſen mit der Zeit ganz zu vertilgen, mit allen Kräften dahin geſtrebt werden, den Bauer heranzubilden, ihn hauptſächlich in geiſtiger Beziehung zu einem neuen Menſchen zu machen; denn wenn dies erreicht ſei, dann werde auch das materielle Wohl nicht außenbleiben, dann werde auch zwiſchen den Begüterten, ob Ritterguts- oder Bauerngutsbeſitzern, kein Rangunterſchied mehr Statt finden; ſie würden ſich alle zu dem einen ſchönen Zwecke vereinigen: das Wohl des Staates zu befördern." Herr v. Breitenbauch berichtete hierauf über den von ihm gegründeten Bauernverein und bemerkte, „wie es

Digitized by Google

ganz besonders nothwendig sei, von den Vereinen der vornehmern Klasse der Landwirthe abgesondert besondere bäuerliche Vereine zu gründen, da der Bauer noch nicht auf der Stufe der Bildung stehe, um an den Versammlungen der vornehmern Klasse der Landwirthe Theil zu nehmen." Dies wird jedoch vielfach bestritten. Namentlich erhebt sich Graf Reventlow aus dem Holsteinischen, welcher nachwies, „daß im Holsteinischen in dieser Beziehung kein Unterschied Statt finde, daß alle bestehenden landwirthschaftlichen Vereine auch den Bauern offen ständen und daß diese auch an diesen Vereinen zahlreich Theil nähmen. Es müsse auch das Augenmerk der Landwirthe darauf gerichtet sein, jede Scheidewand, die bisher noch den kleinern Grundbesitzer von dem größern entfernt gehalten habe, zu entfernen. Ob Graf oder Bauer, wir seien alle Brüder, alle Kinder Eines Landes, unsers großen deutschen Vaterlandes!" Zum Schlusse hielt der geh. Finanzrath Papst aus Berlin einen Vortrag, in dem er nachzuweisen suchte, „daß landwirthschaftliche Lehranstalten ein Hauptmittel zur Bildung der jungen Landwirthe seien, daß aber, wenn solche Anstalten ihrem Zwecke entsprechen sollten, tüchtige Männer an ihnen angestellt sein müßten. Da aber zu Heranziehung und Ausbildung solcher Männer bisher nichts gethan worden sei, so stehe zu befürchten, daß in Zukunft Mangel an Lehrern der Landwirthschaft eintreten werde. Er lege deßhalb der Versammlung ans Herz, in dieser Beziehung das Nöthige zu veranlassen."

Nachmittags war Thierschau. Die Anzahl der ausgestellten Thiere war bedeutend: 98 Stück Rindvieh, 42 Pferde, 4 Schweine, 3 Ziegen und 20 Schafe. Darunter befand sich ein Wunderschaf, das sein Herr, Hr. Kaufmann Behm aus Boitzenburg, mit Maulbeerblättern fütterte, in der Hoffnung, es werde Seide statt Wolle tragen. Besonderes Aufsehen erregte das künstlich abgerichtete Pferd des Herrn Kammerherrn v. Metsch. Für die besten Exemplare waren 27 Preise ausgesetzt, bestehend in silbernen Bechern und Geldpreisen. Die Rittergutsbesitzer verzichteten jedoch größtentheils zu Gunsten der Bauernschaft auf jeden Preis. Nächst der Thierausstellung waren auch noch Ausstellungen arrangirt von Wollproben, Producten des Feld- und Gartenbaues, Mineralien, Ackergeräthen und Maschinen und von Kunst- und Industriegegenständen. Die Ausstellung von Wollproben war sehr ansehnlich, indem deren aus allen Ländern Europa's zur Stelle waren. Von den Producten des Feld- und Gartenbaues, für die auch einige Preise ausgesetzt waren, erregten besondere Aufmerksamkeit die zahlreichen und schönen Obst- und Gemüsesorten und die prachtvollen Georginen. Landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen waren in großer Auswahl und Anzahl ausgestellt. Namentlich waren auch alle im Altenburgischen gebräuchliche Acker-, Garten-, Fahr- und Hausgeräthe vorhanden. Für die besten landwirthschaftlichen Geräthe waren vier Preise ausgesetzt. Die ausgestellten Kunst-, Industrie- und Gewerbegegenstände zählten 720 Nummern. Besonderes Interesse gewährten Zeuge aus Alpacawolle und den Nadeln der Schwarzholzbäume (Waldwolle). — Außerdem hatte die naturforschende Gesellschaft des Osterlandes ihr Lokal zu freiem Zutritt für Fremde und Einheimische geöffnet. — Nachmittags war Concert auf der Insel des großen Teiches, welche später illuminirt war. Abends war Ball im Cassino, welches ebenfalls seine schönen Räume während der festlichen Tage den Fremden geöffnet hatte. —

In der Freitagsversammlung wurde von der Commission Bericht erstattet über die bei der Versammlung zur Begutachtung und Bevorwortung gemachten Anträge. Amtsrath Gumprecht wünschte Prüfungsanstalten für Eleven der Landwirthschaft und dann auch Wanderanstalten. Die Commission erkannte zwar das Gute dieser Einrichtungen an, hielt aber die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe nicht für geeignet, zu diesem Zwecke speciell mitzuwirken. Schober aus Greifswald hatte beantragt, daß bei den Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe ein landwirthschaftliches statistisches Bureau errichtet werden möge, ein Gegenstand, den die Commission ebenfalls für sehr zweckmäßig, jedoch zur Ausführung von Seiten der Versammlung um so weniger geeignet erklärte, als diese Versammlung eine wandernde sei und keine bleibende Stätte habe. v. Breitenbach wünschte Anstellung zahlreicher comparativer Versuche und dazu die Mitwirkung der Versammlung. Die Commission erklärte sich auch für diesen Antrag günstig; die Ausführung desselben soll den Regierungen und Vereinen dringend empfohlen, inzwischen aber sollen eine Anzahl Fragen über anzustellende comparative Versuche der Versammlung mitgetheilt, diese ersucht werden, diese Versuche anzustellen und die Resultate davon der nächsten Versammlung mitzutheilen. v. Bülow-Cummerow hatte der Versammlung persönlich seine neueste Schrift: „Ueber die Mängel der preußischen Creditvereine," zur Begutachtung überreicht. Im Allgemeinen erklärte sich die Commission mit den in dieser Schrift enthaltenen Ansichten, namentlich, daß der bäuerliche Grundbesitz mit zu den Creditvereinen hinzugezogen und dafür entweder besondere Credit-Institute errichtet oder mit den ritterschaftlichen verschmolzen würden, einerstanden; die Versammlung hielt es aber für bedenklich, auf den Inhalt der Schrift näher einzugehen, weil derselbe wohl nur noch wenigen Mitgliedern der Versammlung bekannt sein möchte. Endlich hatte der Kammerherr v. Pfaffenrath einen Antrag darauf gestellt, daß in den Elementarschulen Unterricht über Landwirthschaft ertheilt werde. Die Commission fand sich zwar nicht bewogen, den Antrag, wie er gestellt war, zu unterstützen, indem sie von der Ansicht ausging, daß Kinder von 6—14 Jahren noch nicht die gehörige Reife des Geistes hätten, um die Theorie der Landwirthschaft zu fassen, und daß sie in der Praxis ohnedies hinrei-

Digitized by Google

chend unterrichtet würden; sie hielt es aber für wünschenswerth, allen Regierungen Deutschlands ans Herz zu legen, wie nothwendig es sei, in den Seminaren Unterricht über Landwirthschaft zu ertheilen, damit die dereinstigen Lehrer genügende Kenntnisse über dieses Gewerbe sich aneigneten und in Zukunft in den Elementarschulen nicht directen, wohl aber indirecten Unterricht über Landwirthschaft ertheilen könnten. Nebenbei wurde es als nothwendig anerkannt, junge, der Schule entwachsene Leute mehr als bisher zum Lesen guter populärer Zeitschriften anzuhalten.— Der Nachmittag des 8. Sept. war zur Güterschau bestimmt, wozu der größte Theil der Fremden Ausflüge in die nächste Umgegend von Altenburg nach allen Seiten hin machte. Alle wurden auf das gastlichste aufgenommen, und kehrten mit der Ueberzeugung von dem trefflichen Zustande der altenburger Bauernwirthschaften zurück.

(Schluß folgt.)

Personalien Friedrichs II. von Preußen.

(Ein gleichzeitiger Bericht.)

(Schluß.)

Der Adel muß nach Proportion seines Vermögens so viel als der Bürger und Bauer bezahlen, jeder muß nach seinen Einkünften geschätzet werden, er mag solche genießen oder nicht; Daher geschiehet es, daß viele Schlesische Edelleut, Schulden halber ihr Vaterland und Vermögen im Stich lassen, und mit sich nehmen, was sie mit fortbringen können; Der König hat keinem von denen recompensiret, so sich ehemalen in die Gefahr gegeben, seinetwegen gehencket zu werden, hingegen hat Er auch keinen von jenen Schaden zugefüget, die ihn bei den Kriegs-Recht so seln Herr Vater vor ungefehr 20 Jahren über Ihme halten lassen, zu dem Tod verurtheilet. Er hat große Ehrerbietung vor seiner Frau Mutter, welche die einzige Frau ist, vor die Er Regarde machet. Seine Gemahlin estimiret Er von weiten, besuchet sie aber niemals, als wann es der Wohlstand erfordert, und hat nicht die geringste Affection für Sie, Selbe hat ein gutes Gemüth, und möchte gern jedermann gutes thun, wenn sie das Vermögen hätte, allein Sie hat nicht die geringste Freyheit, Ihre Bissen seyn Ihr fürgeschnitten, Ihre Schritte abgezehlet, und Ihre Reden vorgemessen. Sie ist unglückseelig und thut, was Sie kan, solches zu verbergen, Sie ist im 3ten Stock des Pallastes logiret, und alle Donnerstag Apartement, welche von 6 bis 9 Uhr dauert, wobey die fremdde Ministri und Cavalliers sowohl als die Noblesse von der Stadt erscheinen, Sie hat ein Lust-Schloß Schönhausen genannt, welches einen schönen Garten sonst aber nichts besonders hat; Die verwittibte Königin ist eine gute, alte, dicke Frau, die Ihren geraden Weg gehet, und nicht viel Ceremonien machet, Sie hat 150,000 Rthlr. Einkünffte, wovon Sie Ihren Hof-Staat unterhält, man sagt Sie lege jährlich viel Geld zurück, Sie hält 4 mal in der Wochen Apartement, allwo alle Fremde Zutritt haben, die Stadt-Noblesse aber kommt nicht, wann Sie nicht invidiret wird, an diesen vier Tagen gibt die Königin Abends Tafel, welche aber nichts weniger als splendit ist, es werden oft nicht mehr als 10 bis 12 Speißen aufgetragen, Sie ist in dem Palast sehr übel logirt, Ihr Lust-Haus heißet Monbijou, und ist gleich bey Berlin, Sie bringet die schönste 4 Monat in diesem Hause zu, welches für ein Partikulier nicht aber für eine Königin schön genug wäre. Die Prinzessin Amalia, des Königs jüngste Schwester, logiret bey Ihrer Frau Mutter und hat 1500 Thlr. Spiel-Geld, wovon Sie Sich alle kleine Nothwendigkeiten anschaffen muß, Sie ist sehr angenehm und höflich, aber auch öfters von üblen Humeur, weilen Sie vermuthlich gern fremde Lufft schöpfen möchte. Der Prinz Wilhelm, des Königs ältester Bruder, und präsumptionirter Thron-Folger hat die nemliche Maximen, und gedenckens Art wie der König, wenn Er einsmal den Thron besteiget, wird seine Regierung nicht gelinder, ebenso militarisch, aber noch Eigennützigere ist Er, weilen Er aber dabey weit weniger Verstand und Einsicht hat, so könnte Er wohl künftig den Verlust seines Bruders bedauern, Seine Gemahlin ist nicht viel glücklicher, als die Königin, und hat eben so wenig Freiheit; Dieser Prinz war Seines Vaters Favorit, Seine Liebe und Zärtlichkeit für ihn ging so weit, daß Er Ihme weder lesen noch schreiben lernen ließ, aus Furcht Er möchte sich zu starck angreifen; Er hat Ihm bei Seinen Todt seinen kleinen Schatz vermachet, und Ihme dazu die Schlüssel eigenhändig gegeben, von welchem Sich aber der neue König also bald bemeistert, dieser bestunde aus 8 Millionen Rthlr. Der Prinz Heinrich, Königs 2ter Bruder ist der artigste von allen, Er ist höflich und freygebig und liebet gute Gesellschafft, Er hat 80,000 Rthlr. Einkünfften, welche Ihme Sein Herr Vater noch bei Lebs-Zeiten, von lauter confiscirten Gütern gegeben hat; Wann Ihme aber der König bey Seiner Vermählung und gemachten Mariage mit der Princessin von Hessen-Cassel nichts zugeleget hätte, würde Er einen kleinen Hof-Statt führen können. Der Prinz Ferdinand jüngster Bruder des Königs, hat nichts fürstliches an Sich, Er ist geizig, und ein Liebhaber aller Debauchen, Er hat 100,000 Rthlr. Einkommens, mehrentheils in baaren Geld, Er logirt bei dem König, und ist überall gern, wo es Ihme nichts kostet, Er ersparet sehr viel, diese 3 Prinzen sennd auch beständig gestiefelt und in der Montour Ihre Regimenter gekleidet, Sie müssen auch gleich denen andern Obristen, 3 Monath lang bey Ihren Regimentern verbleiben.

Digitized by Google

Feuilleton.

In einem Zeitraume von dreißig Jahren gehen 70,000 Schriftsteller in Deutschland vor den Augen des lesenden Publikums mit ihren Geisteswerken vorüber.

Der ehemalige Leipziger Jurist, Domherr Haubold, hat zuerst bemerkt, daß von den acht Zahlen 9 8 7 6 5 4 3 2 die zwei ersten für die Institutionen, die drei folgenden für den Constitutionencodex und die drei letzten für die Digesten die Zahl der Titel angeben.

[Parallelen zu dem Verbote des Bibellesens.] Das gemeine Volk im alten Aegypten durfte gar nicht lesen lernen; auch beging man dort feierliche Ceremonien in fremder Sprache, z. B. die feierliche Einsegung des Stiers Apis, und die Priester deuteten die fremden Worte nicht. Die Bücher des Hermes wurden dem Volke auf eine prachtvolle Weise gezeigt, aber nie geöffnet. Die Priester der Celten, die Druiden, unterdrückten das Schreiben, und es wurde von ihnen für ein großes Verbrechen angesehen, über religiöse Gegenstände zu schreiben. Bei den Indiern dürfen die heiligen Vedas nur von Braminen gelesen werden; wer aber unter den Laien es wagte, dem würde siedendes Oel in den Mund gegossen werden.

Cardinal Quirini ließ wegen seines unermüdlichen Eifers, Briefe zu schreiben, Cardinalis epistolaris.

Das erste Beispiel des Verbrennens von Schriften durch die Behörde kam in Griechenland im fünften Jahrhundert vor Chr. vor. Die Schriften des Protagoras hatten dieses Schicksal. Man forderte sie durch den Herold denjenigen, welche sie besaßen, ab und zündete sie auf dem Markte an. Die Ursache war, weil er eine Schrift mit den Worten angefangen hatte: „Was die Götter anlangt, so kann ich nicht bestimmen, ob sie existiren, oder nicht.“ Er selbst wurde vertrieben aus Athen. Ein Hauptsatz von ihm ist: Der Mensch ist das Maaß aller Dinge. Uebrigens leugnete er den Unterschied zwischen wahren und falschen Vorstellungen; sie seien vielmehr nur besser, oder schlechter; jede Vorstellung habe eine entgegengesetzte; aber die eine sei so wahr, als die andere, und man könne eigentlich über keine Sache streiten. Was Protagoras unentschieden ließ, sprach Diagoras geradezu aus, es gebe keine Götter. Des Herkules hölzerne Bildsäule warf er in's Feuer mit den Worten: „Komm, Herkules, und vollbringe deine dreizehnte Arbeit, indem du mir meine Rüben kochst.“

[Ausſprüche weiſer Männer des Alterthums über Lectüre.] Der jüngere Plinius sagt von seinem Oheim, sein Grundsatz sei gewesen, kein Buch sei so schlecht, daß es nicht in einer Beziehung nütze (Plin. Epist. 3, 5.). Aeschylus: Wer Nützliches, nicht wer Vieles weiß, ist weise. Aristipp: Wie nicht die, welche sehr viel essen, gesünder sind, als die mäßigen Esser, so sind auch nicht die, welche das Meiste, sondern die, welche das Nützlichste lesen, für eifrig und gelehrt zu halten. Seneca: Es kommt nicht darauf an, wie viele, sondern wie gute Bücher man hat. Wer überall wohnt, ist nirgends zu Hause. Hast du viel gelesen, so nimm nur Etwas davon und verdaue es den Tag über.

Freiheitsbäume. Sie stammen von den auch bei uns bekannten Maien ab. Seit dem dreizehnten Jahrhundert pflanzte man in Frankreich, wie in Deutschland, Maien auf; allein dort hatte der Adel diesen Gebrauch allmälig in ein Privilegium verwandelt, und nur vor dem Herrenhause, der Wohnung der Ortsbeamten und der Kirche durften Maien aufgepflanzt werden. Die Pariser Parlamentsschreiber pflanzten jährlich im Hofe des Justizpalastes eine kolossale Maie auf, welche zu Folge eines Privilegiums die königlichen Forste liefern mußte. Der Baum blieb stehen das Jahr hindurch. Norbert Pressac, Pfarrer von St. Gaudens bei Livrac im Departement der Vienne, ließ 1790 an dem Tage, wo die neue Municipalität eingeführt wurde, eine junge Eiche ausgraben, welche die Bauern auf dem Dorfplatze aufstellten. Er selbst hielt dabei eine Rede zum Preise der Revolution und der Freiheit. „Unter dem Schatten dieses Baumes soll ihr eingedenk sein, daß ihr Franzosen seid.“ Alle progessirende Bauern forderte er auf, durch Schiedsrichter sich zu vergleichen. Alle waren das zufrieden. Diese patriotische Feier ahmte man an vielen Orten nach. Ludwig XVI. selbst pflanzte in dem Tuilleriengarten einen Freiheitsbaum. Anfangs wurden häufig Parzeln dazu genommen; aber bald nicht mehr, da der französische Name dieses Baumes, peuplier, zu Spötterien in Bezug auf peuple, Volk, Anlaß gab. —

Die alten Römer pflanzten vor den Wohnungen der Personen, die sie ehren wollten, Bäume, oder grüne Zweige auf wie noch jetzt die Italiener pflegen.

Der ehemalige Superintendent Lypke in Dobrilugk, gest. 1830 im 87. Jahre, schrieb 1799 ein Buch unter dem Titel: „Welch' Zeit ist es im Reiche Gottes.“ Es enthielt eine Erklärung der Offenbarung Johannis, in der er die Weltgeschichte bis zum jüngsten Tage angedeutet zu finden glaubte. Er wies dabei hin auf die damaligen Zeitereignisse. Scharf ward er wegen dieses Buches mitgenommen. Einst ging er mit Freunden vor Dobrilugk spazieren. Ein Handwerksbursche tritt an ihn mit der Bitte: „Können Sie mir nicht sagen, welch' Zeit es ist?“ „Lieber Freund, antwortete Lypke, ich sag's in meinem Leben Niemanden wieder, welch' Zeit es ist.“

Gf.

Lesefrüchte.

[Auf einen Emporkömmling.]

Sein Wissen ist die Kunst, das spröde Glück zu lenken,
Sein Kopf ein Magazin von Ränken
Und eine Wüstenei sein Herz.
Und fragst du noch, durch welche Gabe
Des Glücks er sich gefördert habe?
Durch eine schöne Frau und eine Stirn von Erz.
(Tiedge.)

[Die Spiegelnärrin.]

Sie kann so wenig sein ohne Spiegel,
Als ein gesperrtes Schloß ohne Riegel,
Als ein gepuztes Roß ohne Striegel,
Als ein Patent ohne Siegel,
Als das Ländel ohne Stiegel,
(Städchen ohne Stege)
Als der Vogel ohne Flügel,
Als ein Versoffner ohne Krügel,
Als Steiermark ohne Hügel,
Als eine Stadt ohne Ziegel.
(Abraham a S. Clara.)

Beim Weinfaß bleibt nefas nicht aus. Vitia und vlten sind nahe verwandt. (Derselbe.)

Eine Frau, die ihre Frauenwürde zu behaupten weiß, braucht nicht männerscheu zu sein. (v. d. Velde.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 72. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angeschlossen, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Sct. oder Kgr.) berechnet.

Immer mehr.

Was ich möchte, holdes Liebchen?
Vis-à-vis ein kleines Stübchen
Und ein schmuckes Blumenbret.
Blumen flüstern fromm und leise
Gleichgestimmter Herzen Weise,
Sagen, was die Liebe flicht.

Was ich möchte, holdes Liebchen?
Küssen gern das liebe Grübchen,
Amor's heitre Residenz,
Und von Deinen Purpurlippen
Seine Nektartropfen nippen
In der Liebe goldnem Lenz.

Was ich möchte, holdes Liebchen?
Auf dem Arm ein munteres Bübchen
Und am Arm als Gattin Dich.
Ach! die frohen Lebensblüthen,
Die das vis-à-vis beschieden,
Sollten blühen ewiglich.

Franz Köhler.

Die 7. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu Altenburg vom 4. — 10. September 1843.

(Schluß.)

Sonnabend, den 9. Septbr., war die Schlußsitzung, zu welcher sich auch die inmittelst von einer Badereise zurückgekehrten höchsten Herrschaften einfanden, welche von der Versammlung mit einem dreimaligen Hoch empfangen wurden. Es erfolgten in dieser Sitzung die Vorträge der Commissionen für Thierschau, Maschinen, Ackergeräthe, Kunst- und Gewerbegegenstände. Zur Beantwortung einer Anfrage des Ritters Kalina v. Jäthenstein, „über die Ursachen der großen Fruchtbarkeit des verflossenen Jahres," war ebenfalls eine Commission niedergesetzt worden, in deren Namen Brehme aus Weimar das Wort nahm. Die Vorstände der einzelnen Sectionen erstatteten nun summarische Relationen über das in den Sectionen Verhandelte. Besonderes Interesse gewährten namentlich die Verhandlungen der Sectionen für Forstwissenschaft und technische Gewerbe, besonders die Fragen über Runkelrübenzuckerfabrikation und Seidenbau. Das Endresultat über erstere Frage ging dahin, daß Runkelrübenzuckerfabrikation nur vortheilhaft sei in Verbindung mit großen Landwirthschaften. Oberforstmeister v. Pannewitz hielt nun einen interessanten Vortrag über Waldwolle. Die Bestellungen auf die aus dieser Wolle gefertigten Fabrikate aus England, Frankreich und Rußland sind so bedeutend, daß ihnen nicht genügt werden kann. Aus dieser, aus den Nadeln der Kiefer gewonnenen Wolle läßt sich auch ein haltbares Garn spinnen. Bei der Bereitung der Fabrikate aus Waldwolle werden auch noch als Nebenprodukte ein sehr schönes Oel und eine heilsame medicinische Latwerge gewonnen. Der Erfinder dieser Waldwolle, Papierfabrikant Weiß aus Schlesien, wünscht, daß ihm ein Leipziger Handlungshaus eine Summe für das Geheimniß der Bereitung der Waldwolle auszahlen möge, um diesen lohnenden Industriezweig auch nach Sachsen zu übertragen. — Um das Andenken an Thaer und seine großen Verdienste um die Landwirthschaft lebendig zu erhalten, wurde der Vorschlag gemacht, auf die Diplome, welche von den landwirthschaftlichen Vereinen den Vereinsmitgliedern ausgestellt werden, das Portrait

Digitized by Google

Thaer's beizufügen. Gutsbesitzer Siegfried aus Garben in Ostpreußen trug darauf an, die Verschiedenheit der Maaße und Gewichte in den verschiedenen Ländern Deutschlands aufzuheben. Geh. Hofrath Schulz aus Jena hielt einen trefflichen Vortrag über deutsche Volksthümlichkeit. Endlich wurden die Abschiedsreden gehalten vom Präsidenten v. Klebs aus Posen, Revisionsrath Schuhmacher aus Schwerin und Baron v. Török aus Ungarn. Sie alle sprachen im Namen der Versammlung den tiefgefühltesten Dank aus für die gastliche Aufnahme, welche die Mitglieder der siebenten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in dem glücklichen altenburger Lande gefunden; v. Török rief am Schlusse seiner Abschiedsrede aus: „Möge das Glück des herzoglichen Hauses feststehen wie das alte Ahnenschloß, gebaut auf dem Porphyrfelsen!" Herr Geh. Rath v. Wüstemann und Dr. Crusius schlossen die Versammlung mit Worten des Dankes für die rege Theilnahme, für die edlen Gesinnungen, welche sich in der Versammlung kund gegeben, mit Wünschen für das Wohlergehen sämmtlicher Mitglieder und auf ein freudiges Wiedersehen an der Ilsar-Strande. — Von den 49 zur Beantwortung der vier aufgestellten Preisfragen eingegangenen Schriften hat keiner der Preis zuertheilt werden können, und es ist deßhalb der Termin bis zum Juli k. J. verlängert worden. — Die meisten Gäste fuhren des Nachmittags mit einem Extrazuge nach Leipzig, wo sie sich zur Grundsteinlegung eines vor der Bürgerschule aufzuführenden Denkmals zu Ehren Albrecht Thaer's vereinigten. Hr. Dr. Crusius eröffnete die Feierlichkeit mit einer Rede, in welcher er die Verdienste Thaer's um die rationelle deutsche Landwirthschaft hervorhob und die Gründe angab für die Errichtung dieses Denkmals überhaupt und für die Errichtung desselben in Leipzig insbesondere. Ihm folgten als Redner geh. Hofr. Schulze aus Jena und Prof. Schweitzer von Tharandt, einer der ältesten Schüler Thaer's. Zum Schlusse sprach der Sohn Albrecht Thaer's, Landesökonomierath Thaer aus Möglin, welcher gerührt für die Würdigung der Verdienste seines Vaters dankte. — Hierauf wurde von Dr. Crusius die Stiftungsurkunde vorgelesen und diese dann in einer metallenen Capsel in den Grundstein gelegt. Nach Beendigung dieser Feierlichkeit verfügten sich die Theilnehmer in das Schützenhaus zu einem gemeinsamen Festmahle und kehrten zum Theil Abends 8 Uhr nach Altenburg zurück, um am andern Tage zur Güterschau auf die Besitzungen des Hrn. Dr. Crusius nach Salis und Rüdigsdorf zu fahren.

Der listige Dieb.

Zur Zeit der Zerstörung Troja's herrschte in Aegypten der König Rhampsinitos, der listig bestohlen den Dieb, der sich entdeckte, mit der Hand seiner Tochter belohnte. Er hatte nämlich mehr Schätze, als je ein König Aegyptens. Zur Aufbewahrung derselben ließ er ein festes, steinernes Haus neben seinem Palaste errichten. Allein der Baumeister brachte einen beweglichen Stein in der Mauer an und vertraute vor seinem Tode seinen beiden Söhnen, wie sie jenen Stein herausnehmen und so zu den königlichen Schätzen gelangen könnten. Mit Verwunderung bemerkte der König bald die Abnahme seiner Schätze, obgleich er das Haus immer verschlossen fand und auch keine Spur von einer Verletzung desselben wahrnahm. Deßhalb ließ er Schlingen zwischen die Gefäße legen, in denen die Schätze aufbewahrt wurden. In diesen Schlingen wurde der eine Bruder auch bald gefangen. Als er sein Unglück sah, sprach er zum andern: „Bruder, für mich ist keine Rettung möglich; damit aber Du dem Verderben entgehst, so schneide mir den Kopf ab und nimm ihn mit Dir, so wird man mich nicht erkennen." Dies geschah, und der König fand erstaunt den Rumpf ohne Haupt, und das Haus unverletzt ohne weitern Ein- oder Ausgang. In der Hoffnung jedoch, daß sich vielleicht Jemand durch Zeichen der Theilnahme verrathen möchte, ließ er den Leichnam an die Mauer hängen und Wächter dabei hinstellen, mit dem Befehl, Jeden, der darüber weinen und jammern würde, festzuhalten und zu ihm zu bringen. Der aufgehängte Leichnam machte der Mutter große Qual. Sie drohte dem andern Sohne, dem König Alles zu verrathen, wenn er ihr nicht den Leichnam verschaffen würde. So ersann denn dieser eine neue List. Er trieb nämlich einige mit Weinschläuchen beladene Esel bei der Wache vorbei, löste unvermerkt einen Schlauch und ließ den Wein auf die Erde laufen. Die herzueilenden Wächter fingen den Wein in Gefäßen auf. Anfangs stellte sich der Eselstreiber aufgebracht. Als aber die Wächter ihm zutedeten, that er, als ob er es sich gefallen ließe. Er setzte sich zu ihnen und gab ihnen auch von den andern Schläuchen zum Besten, bis sie endlich niedertaumelten und einschliefen. Unterdeß war es dunkler geworden, und nun ward es Jenem leicht, den Leichnam seines Bruders abzunehmen und auf seinen Esel zu laden. Zum Schimpfe schor er noch den schlafenden Wächtern auf einer Seite den Bart ab. Rhampsinit, über diese neue List von neuem aufgebracht, wollte jetzt um jeden Preis den Thäter kennen lernen. Zu diesem Zwecke schickte er seine eigene Tochter in ein Haus, wo sie Jedem ihre Gunst versprechen sollte, der ihr den listigsten und gottlosesten Streich seines Lebens erzähle. Komme dann der Thäter, so solle sie ihn greifen und nicht wieder hinauslassen. Wirklich kam der Thäter und erzählte Alles: seine gottloseste That sei die, daß er seinen Bruder getödtet, und seine listigste die, daß er die Wächter des Königs trunken gemacht habe. Als die Prinzessin dies hörte, griff sie nach seiner Hand. Aber in dem Augenblicke sah sie ihn zur Thür hinausspringen, und mit

Digitized by Google

Entſetzen bemerkte ſie, daß ſie die Hand des todten Bruders feſthielt, die der Schlaukopf abgeſchnitten und ſtatt ſeiner eignen unter dem Mantel hervorgehalten hatte. Da erſtaunte Rhampſinitos noch mehr und ließ überall bekannt machen, daß er dem Thäter, wenn er ſich freiwillig ſtellte, verzeihen und eine große Belohnung geben würde. Jener erſchien, und der König gab ihm, als dem klügſten Aegypter, ſeine Tochter zur Ehe. **Ap.**

Prinz Georg in Briſtol.

Als am 19. Juli das größte Dampfſchiff, welches bis jetzt exiſtirt, zu Briſtol von Stapel gelaſſen wurde, und Prinz Albert, der Gemahl der Königin, dieſer Ceremonie beiwohnte, befleißigte man ſich von allen Seiten, durch Feſtlichkeiten und Aufmerkſamkeiten aller Art demſelben ſeine Achtung zu beweiſen. Die engliſchen Zeitungen, welche lange Berichte darüber abſtatteten, erwähnten, auf den Contraſt hindeutend, des Empfanges, den Prinz Georg zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Briſtol gehabt hatte.

Prinz Georg von Dänemark, der Gemahl der Königin Anna, erſchien, als er durch Briſtol reiste, auf der Börſe, nur von einem einzigen Gentleman, einer Militairperſon begleitet, und blieb daſelbſt, bis ſich die Kaufleute ſo ziemlich entfernt hatten. Keiner von ihnen entſchloß ſich dazu, mit dem Prinzen zu ſprechen, vielleicht nur deßhalb, weil Keiner vorbereitet war, einen ſolchen Gaſt in ſein Haus zu bitten. Indeß machte doch Einer davon eine Ausnahme, und dies war der Corſet-Fabrikant John Duddleſtone, der in Corn-Street wohnte (wahrſcheinlich in demſelben Hauſe, in welchem ſich jetzt die alte Buchhandlung von Norton und Sohn befindet); dieſer ging auf den Prinzen zu und fragte ihn, ob er nicht der Gemahl der Königin ſei. Prinz Georg bejahte dies, und John Duddleſtone äußerte, er habe es mit großer Unruhe bemerkt, daß keiner der Kaufleute ihn (den Prinzen) eingeladen, doch ſei dies gewiß nicht aus Mangel an Liebe zur Königin oder zu ihm geſchehen, ſondern weil man nicht vorbereitet geweſen, einen ſo großen Mann zu empfangen. Jedoch erfülle ihn der Gedanke mit Scham, daß der Prinz in einem Gaſthauſe ſpeiſen ſolle, und er bitte ihn daher, mit ihm zu eſſen, auch ſeinen Begleiter mitzunehmen, er werde ihm ein Stück gutes Roſtbeef, einen Plumpudding und ein Glas Ale, das von ſeiner Hausfrau gebraut ſei, vorſetzen können. Der Prinz ſprach ſeine Verwunderung über die Loyalität des Mannes aus, und obgleich er ſich ſeine Mahlzeit bereits im weißen Löwen beſtellt hatte, ſo ging er doch ſofort mit ihm. Als ſie ins Haus traten, rief John Duddleſtone ſeiner Frau, die ſich im oberen Stockwerke befand, zu, ſie möchte ſich eine ſaubere Schürze anthun und herabkommen, denn der Gemahl der Königin und ein anderer Gentleman ſeien da, um mit ihm zu ſpeiſen. Frau Duddleſtone erſchien ſogleich in einer ſauberen blauen Schürze und wurde von dem Prinzen freundlich begrüßt. Ueber Tiſche fragte der Prinz ſeinen Wirth, ob er von Zeit zu Zeit nach London käme? Dieſer entgegnete, ſeit die Damen eine andere Art Corſeté trügen, käme er nur ſelten dorthin, um Fiſchbein einzukaufen. Der Prinz äußerte nun den Wunſch, wenn er wieder nach London käme, möchte er ſeine Frau mitbringen, und gab ihm eine Karte, um ihm den Zutritt bei Hofe zu erleichtern. Bald darauf ging John Duddleſtone mit ſeiner Frau nach London, und mittelſt der Karte erhielt er ſogleich Zutritt zu dem Prinzen, der Beide bei der Königin einführte. Dieſe ſind ſie zur Tafel, bemerkte aber dabei, ſie müßten hierzu neue Kleider haben. Duddleſtone wählte nun für ſich und ſeine Frau Anzüge von purpurrothem Sammet, gerade ſo, wie der Prinz gekleidet war, als er bei ihnen ſpeiſte. In dieſen koſtbaren Kleidern wurden ſie von der Königin ſelbſt dem Hofe als die loyalſten Perſonen der Stadt Briſtol, und als die einzigen, die den Prinzen, ihren Gemahl, zu ſich eingeladen, vorgeſtellt. Nach der Tafel hieß die Königin John Duddleſtone niederknieen, legte ein Schwert auf ſein Haupt und ſagte (um hier Lady Duddleſtone's eigene Worte anzuführen) zu ihm: „Steht auf, Sir Jan!“ Die Königin bot ihm Geld oder eine Stelle bei Hofe an; allein er nahm keines von beiden an, verſicherte, er habe jährlich 50 Pfd. Sterl. Rente, und ſprach ſeine Beſorgniß aus, daß die Zahl derer, die er in der Nähe der Königin ſah, zu groß werden möchte. Die Königin ſchenkte darauf der Lady Duddleſtone eine goldene Uhr, welche Myladn ſtets, ſo oft ſie auf den Markt ging, als einen ungewöhnlichen Schmuck über der blauen Schürze trug.

Pe. Wb.

Feuilleton.

[Morganatiſche Ehe.] Woher der Name morganatiſch? Am wahrſcheinlichſten aus den Worten na der Moder (kurz geſprochen Mor) gan, d. i. nach der Mutter gehn. So ſagten unſere Vorfahren von den Kindern der Ehen, wo dieſe blos den Namen und das Vermögen der Mutter erbten.

Das Wort Aſſaſin bedeutet in mehrern Sprachen Meuchelmörder. Sein Urſprung iſt eriemaliſch. Die unter dem Namen der Alten vom Berge bekannten, im 12ten Jahrh. in Syrien herrſchenden Chefs der Ismaeliten forderten und erhielten von ihren Kriegern, welche Halseiſchlöſs oder Aſſaſinen hießen, einen ſo unbedingten Gehorſam, daß ſie bereitwillig waren, wenn der Chef ſagte: Stürze dich von der Zinne des Thurmes, oder: ermorde den und den.

Früher glaubte man, 11000 chriſtliche Jungfrauen wären in Köln von den Ungläubigen im dritten Jahrh. getödtet wor-

Digitized by Google

den, obgleich es nur 11 waren. Die irrige Annahme entstand aus der Mißdeutung der Abkürzung XI. M. Virgines. Dies las man XI Millia Virgines, da es doch heißen soll XI Martyres Virgines, d. i. 11 Jungfrauen als Märtyrinnen. Eine bedeutende Verminderung der heiligen Jungfrauen. —

Um 40 italienische Familien haben seit dem 13. Jahrh. durch Päpste zu Reichthum und Ansehen sich erhoben, und nur vielleicht ein Achtel davon ist herabgekommen. —

Mehrere katholische Gelehrte, welche die Geschichten der Heiligen kritisch prüften, haben eine Anzahl aus dem Verzeichnisse derselben gestrichen. Deßhalb sagte Godofredus einmal am Neujahrstage den Launoy, der unter jene Kritiker gehörte: „Wie viel Heilige wirst du in diesem Jahre vom Himmel werfen?“ (denicher, worin ein Wortspiel liegt). —

Als der französische Gesandte auf dem tridentinischen Concile gegen die römische Curie sprach, spottete der päpstliche Legat: „Gallus cecinit, der Hahn (Franzose) hat gekräht.“ Sogleich fiel dagegen die treffende Antwort aus des Franzosen Munde: „Utinam Petrus resipisceret, wenn doch Petrus (Papst) in sich ginge!“

Der berühmte Wagenseil, Prof. in Altorf, ein guter Jurist und der größte Kenner der rabbinischen Literatur zu seiner Zeit, schnitt sich die Nägel an den Händen nicht ab. Man pflegte von ihm zu sagen, ehe er um die Ecke einer Straße ganz herumkomme, sähe man schon die Nägel und wisse, wer es sei. —

Die weiche Nachgiebigkeit macht selbst eine Kanonenkugel mild; sie dringt durch Stein und bleibt in einem Misthaufen stecken. (Ludwig Börne.)

Der Engländer liebt die Freiheit, wie seine Frau, der Franzose, wie seine Braut, der Deutsche, wie seine alte Großmutter. Wenn zwölf Deutsche zusammenstehen, bilden sie ein Dutzend, und greift sie Einer an, rufen sie die Polizei. (Heine.)

Was ein Mann sich in den Kopf gesetzt, da setzt er fröhlich auch den Kopf daran. (Zacharias Werner.)

Für Gold erschließt sich dir der Himmel nicht;
Errungen kann er nur, erkauft nicht werden.
Dein Himmel ist schon hier auf dieser Erden,
Wenn rein dein Wille und dein Auge licht.
(Derselbe.)

Wie Einer ist, so ist sein Gott,
Darum ward Gott so oft zum Spott. (v. Göthe.)

Als wie der Mensch, so ist sein Gott, so ist sein Glaube,
Aus geist'gem Aether bald und bald aus Erdenstaube.
(F. Rückert.)

Ein Säugling ist der Geist,
Natur ist seine Amme;
Sie nährt ihn, bis er fühlt,
Daß er von ihr nicht stamme. (Derselbe.)

Ich möchte beim Menschen nicht blos am Zeiger gedreht, sondern das Inwendige gehespert haben, damit auf dem Zifferblatte sich Alles von selbst machte. (M. Claudius.)

Im 8. Jahrh. schrieb der Chronist Fredegar: „Die Welt wird jetzt alt; denn der Menschenverstand nimmt ab.“ Er hatte sehr abgenommen. Die Wissenschaften waren seit dem fünften Jahrhunderte unaufhaltsam gesunken. Fortan auf die Mauern der Klöster beschränkt, konnten sie nicht mehr zu einem frischen und fröhlichen Leben gedeihen, und auch dort blieben die Geistteswerke vergangener besserer Zeiten mehr und mehr unbenutzt liegen. Allein noch im 8. Jahrh. wurde der Anfang dazu gemacht, daß der Menschengeist wieder zunehmen konnte. Man denke nur an Karls d. Gr. Veranstaltungen.

Die Welt hat zwei Heilande gehabt, einen göttlichen und menschlichen; jener ist der Gründer unsrer Religion, dieser der Verbreiter unsres Wissens — die Presse. Durch den zweiten wird der Mensch verwirklichen, was der erste geboten hat, das Reich des Friedens, den Verband der Liebe durch die große Heerde der Menschheit. (Bulwer.)

Der Körper soll Diener des Geistes sein; aber vernachlässigt, oder verachtet man das Sklaven zu sehr, so rebellirt er und kann leicht selbst der Tyrann werden. (Derselbe.)

Die einzigen köstlichen Eben sind die, in welchen der Mann weise genug ist, seine Frau wenig zu sehen; die Abwesenheit am Morgen verhindert die Langeweile am Abende, und häufige Trennungen überwinden den bösen Zauber der Gewohnheit. (Derselbe.)

Wir bemerken die Zeit nur aus ihrem Verluste. Weise giebt der Mensch ihr eine Zunge (den Glockenschlag). Jeder Augenblick hat eine Sichel und eifert der ungeheuren Sense der Zeit nach, deren weiter Hieb Königreiche von den Wurzeln wegreißt. (Young.)

Der Riesenmann Pascal, dessen Seele immer Hefen abreißt und flammende Abgründe daneben zeigt, sah wirklich zuletzt den brennenden, tiefen Abgrund stets neben sich.

Wer es bei und bis zur Kette gebracht hat, trägt, wenn er sie nicht zum Schmucke trägt, ohne Unterschied des Standes eine eiserne. Da waren doch die Alten rücksichtsvoller; denn in Rom bekam der Mann, je nachdem sein Stand war, eine goldene, silberne, eherne, eiserne. War Jemand unschuldiger Weise geschlossen worden, so schloß man die Ketten nicht ab, sondern zerbrach sie, ihm zur Satisfaction. Auch zum Schmucke kann man Fußfesseln tragen. Die Hebräerinnen hatten sie, wie man aus dem alten Testamente ersieht, außer den Hals- und Armketten.

Den Adler, das Seekalb, den Lorbeer und weißen Weinstock sah man einst für sichre Verwahrungsmittel gegen den Blitz an. Jupiter wählte den ersten, Kaiser Augustus den dritten und Tiberius den vierten. Vom Blitze Getroffenes galt für heilig und unverwehlich. Wen der Blitz traf, ohne ihn zu tödten, der erhielt dadurch eine unverlierbare Würde als ein vom Himmel Auserzeichneter. Erschlagene wurden in ein weißes Gewand gehüllt und auf der Stelle begraben, wo sie der Blitz erellt hatte. G.

Zu beachten! Materialien, welche der Redaction zur Verarbeitung zugeschickt werden, können keine Berücksichtigung finden. Wir müssen um vollständig ausgearbeitete Beiträge bitten. Eben so wenig können unleserlich geschriebene, oder mit Fremdwörtern allzusehr überfüllte Arbeiten berücksichtigt werden. — Gewünscht werden uns namentlich Biographien theils noch lebender Adligen berühmten Namens oder doch alten Geschlechts, theils von eben Gestorbenen durch die Hinterlassenen sein, wobei die Gelehrtheit weniger beachtet zu werden braucht.

Die Redaction.

Verlag von Julius Hetzig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 73. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Preis-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Liebe und Leben.

(Trinklied)

Was iſt die Liebe, was iſt das Leben?
Trinkt, und dann ſage ein Jeder mir das;
Denn was die Oehler den Menſchen gegeben,
All' das verkündet das feurige Naß.
Grüße von oben vernehmen die Ohren,
Liebe und Leben iſt neu uns geboren.
Heller und ſchneller, kühner und freier
Redet die Zunge prophetiſch geweiht.
Leiſer und weiſer, frömmer und treuer
Schwärmt dann das Herz bei der lieblichen Maid.
Wollet ihr Liebe, wollet ihr Leben,
Trinkt, denn das geben Euch zaubriſch die Reben!

Was iſt die Liebe, was iſt das Leben?
Trinkt nur das Blut der burgundiſchen Au',
Will dann die Luſt ſich entfeſſelter heben,
Duften Euch Roſen im lieblichen Thau.
Und in des Rheinweins gedeihlichem Glanze
Schmückt Euch die Kraft mit germaniſchem Kranze.
Goldene Locken, roſige Wangen
Grüßen Euch, lächeln Euch minnig an;
Männliches Handeln, ſtolzes Verlangen
Zeigen Euch, führen Euch Eure Bahn.
Wollet ihr Liebe, wollet ihr Leben,
Trinkt, denn das geben uns zaubriſch die Reben!

Ernſt v. Luckow.

Die Grafen von Nordheim.

Die kleine Stadt Nordheim, im Weſten vom Harze an dem Ruhmfluſſe gelegen, wurde vom Kaiſer Heinrich I. zum Sitze freier Reichsgrafen aus ſeiner Familie erhoben. Dieſe Grafſchaft umfaßte ſchöne, fruchtbare Ebenen am ſüdlichen und weſtlichen Abhange des Harzes und dehnte ſich zu beiden Ufern der Weſer und Werra aus. Nordheim wurde ſtark befeſtigt, und ſeine Wälle ſollen noch in ſpätern Zeiten eine Breite von 1644 Ruthen gehabt haben. — Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts beherrſchte Kaiſer Otto I. dieſe Grafſchaft als ein väterliches Erbe mit ſeinem Bruder Heinrich, aber in Unfrieden mit dieſem wegen der Mitherrſchaft. 943 erfolgte endlich eine Ausſöhnung, und 948 belehnte Kaiſer Otto ſeinen Bruder Heinrich mit dem durch den Tod des Herzogs Berthold erledigten Herzogthum Baiern und übergab deſſen jüngſtem Sohne Herrmann die Grafſchaft Nordheim erb- und eigenthümlich. — Dieſer Graf Herrmann von Nordheim, welcher gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts ſtarb, hinterließ einen Sohn Siegfried (I.), der ſich Graf von Nordheim und Göttingen nannte. Er war ein tapferer Krieger und vielfältig bemüht, die Erwählung ſeines Vetters, Herzogs Heinrichs von Baiern, zum Kaiſer zu fördern. Er ſtarb bereits 1002 und hinterließ ſeiner Gemahlin Ethelinda und deren Stiefſöhnen Siegfried (II.), Heinrich, Udo und Benno die Grafſchaft Nordheim. — Gleichzeitig mit Herzog Heinrich von Baiern war Markgraf Eckard von Meißen als Bewerber um die Kaiſerkrone aufgetreten. Eckard reiſte nach Werla, um die ſächſiſchen Großen durch Ueberredung für ſich zu gewinnen, wurde aber in ſeinen Erwartungen getäuſcht und trat, als er auf dem Fürſtentage zu Duisburg noch einmal, aber vergebens, ſeine Anſprüche auf den Kaiſerthron geltend gemacht hatte, die Rückreiſe nach ſeiner Heimath an. — So kam er nach Nordheim und fand in Siegfrieds Hauſe eine gaſtliche Aufnahme. Da eröffnet ihm die Gräfin

Digitized by Google

Ethelinda, daß ihre Söhne einen Anschlag auf sein Leben hegten und räth ihm, die Nacht bei ihrem Gemahl zuzubringen oder einen andern Weg, als den kundgegebenen einzuschlagen. Eckard dankte der guten Frau für ihren Rath, setzte aber, unbekümmert der drohenden Gefahr und gegen einen Ueberfall gerüstet, vorsichtig seine Reise am Rande des Harzwaldes fort und kam am Abend des 30. Aprils 1002 nach Kloster Pölde, wo er freundlich aufgenommen wurde und blieb. Bald, nachdem er sich zur Ruhe begeben hatte, überfielen die gräflichen Brüder den sorglosen Eckard, erschlugen seine Freunde, und als er selbst kämpfend sich wehrte, traf ihn die Lanze Graf Siegfriedś in den Nacken, worauf er starb. Der Kopf des Entseelten wurde abgeschnitten und alle Habe Eckards geraubt. Der Abt von Pölde las bei der Leiche Eckards mehrere Messen; sie wurde in Naumburg beigesetzt. Die frevelhafte Mordthat der nordheimischen Grafen blieb unbestraft, da dieselben dem Kaiserhause verwandt und zu mächtig waren. — Es ist unbestimmt, ob die drei übrigen Brüder des Grafen Siegfried von Nordheim Kinder hatten, oder nicht; von ihm aber weiß man bestimmt, daß er einen Sohn, Otto, hatte, welcher sich Graf von Nordheim und Herren an der Leina und Weser nannte. Dieser Otto ist einer jener wahrhaft deutschen Männer, denen wir in unserer vaterländischen Geschichte begegnen, die eine unbegrenzte Liebe zum Vaterlande und das schönste Nationalbewußtsein in sich tragen und dafür Alles zum Opfer bringen können. Seiner soll daher hier etwas ausführlicher gedacht werden.

In der Jugend kam Otto an den Hof Kaiser Heinrichś III., wo er sich durch Tapferkeit, Tugend und Klugheit die allgemeine Liebe erwarb. Von der Kaiserin Agnes erhielt er 1061 das Herzogthum Baiern zu Lehen, das er nun mit seinen väterlichen Besitzungen zusammen regierte. Eine Prinzessin aus dem Hause Baiern wurde seine Gemahlin. So war Otto einer der reichsten Fürsten Deutschlands und sein Ruf reichte bis zu fernen Ländern. Daher fehlte es nicht an Neidern, besonders in der Umgebung des jungen, schwachen Kaiser Heinrichś IV., der nur allzugern den verläumderischen Zuflüsterungen derselben Gehör gab. Da trat ein gewisser Egon, ein Herr von Adel, aber durch Schandthaten verrufen und bekannt, öffentlich auf und sagte aus, daß ihn Graf Otto von Nordheim zum Kaisermorde habe dingen wollen, was er durch einen Zweikampf bewahrheiten könne. Kaiser Heinrich bestimmte darauf, daß Otto sich im August des Jahres 1070 zu Goslar durch einen Zweikampf von der Anschuldigung reinigen solle. An dem bestimmten Tage erschien Otto, in Begleitung vieler Bewaffneten, vor dem kaiserlichen Palaste und bat um freies Geleit, welches billige Gesuch der Kaiser aber abschlug. Hierauf verließ Otto die Stadt und Heinrich IV. setzte ein Gericht nieder, welches Otto verurtheilte, daß er durch beabsichtigten Meuchelmord Leben und Herzogthum verwirkt habe. Nun fiel man von allen Seiten über die Güter des Geächteten her, verwüstete sie und schonte sogar dessen Unterthanen nicht, sondern verstümmelte und mordete die Bauern. Die festen Burgen Otto's, der Hanstein auf dem Eichsfelde und der Desenberg, wurden belagert und dann geschleift.

(Fortsetzung folgt.)

Des Windes Weinen.

Ein Mährchen aus dem Böhmerwalde

von

Jos. Rank.

In der warmen Stube auf den reinlichen Boden breitete die fromme, aber arme Mutter-Witwe ein Bett und setzte ihr einziges Kindlein darauf, daß es sicher sei in der weichen Vertiefung, nicht rückwärts oder vorwärts zu fallen. Die Mutter konnte außer sich und dem Kinde keine Wärterin nähren und mußte auf den Hausboden, um Flachs zu hecheln. Kein Spielzeug für das Kindlein am Boden? Ein altes Bild, das heute von der Wand gefallen war, reichte die Mutter dem Kindlein hin, daß es damit spiele. Das zerbrochene Glas nahm sie erst weg und gab dem Kindlein die kleinen Figürchen blos, welche, die Geburt Christi vorstellend, aus Wachs gebildet waren. Joseph, Maria, Christkindlein und ein wieherndes Rößlein machten die gewehte Gruppe aus, die aber durch den Fall theilweise verstümmelt war. „Spiel! Spiel, ma Kinerl, o spiel!" sagte die Mutter und gab erst das Rößlein dem Kind in die Hand, küßte dies weinend, weil sie beide so allein und so arm waren; aber noch mehr, weil ihr verstorbener Mann die drei Tage, als er im Hause lag, immer mit offenen Augen dalag, die man mit aller Mühe nicht schließen konnte. Wer das in seiner Familie an einem Familienliede erlebt, muß selbst bald sterben oder es stirbt ihm das Liebste und Nächste. „Wiad's o sched dósmol nód woa ja! Wiad's o sched dósmol nód woa ja!" (Wird's ja doch diesmal nicht wahr sein!) Wird doch die Mutter dem Kinde nicht sterben! Wird doch der Mutter das Kind nicht sterben! So denkend und klagend band die Mutter sich noch ein warmes Tuch um den Kopf, daß sie sich vor der Spätherbstmitterung bewahre und ging aus der Stube. Das Rößlein in des Kindes Hand zuckte jetzt und athmete leise, regte ein Füßlein, schwenkte das Schweiflein voll glänzender Haare, die feurigen Aeuglein drehten sich froh-lebendig, die Mähnen, zart und leuchtend wie Sonnenstrahlen, wogten phantastisch aufgeworfen hier und da am muthig gebogenen Halslein wieder hinab; lustig spitzten sich die Ohren vor und

Digitized by Google

zurück; welch' prächtiges Schimmlein lebte da und sprang plötzlich herum vor dem Kinde? Vor Freude schreiend drückte das Kind die Fäustchen in das Bett, als wollte es sich aufhelfen, um das Pferdlein zu verfolgen, das nun auch, mit zwei Flügelchen am Rücken versehen, bald auf die Wandbänke, bald auf die Fenster, wieder hinab zum Kindlein auf's Bett sich schwang, klingend bei jeder Bewegung wie Töne der Aeolsharfe. Erschreckt über ihr schreiendes Kind, wollte die Mutter eilen, zu sehen und zu helfen und trat zur Thür herein. Da sah und hörte sie Alles: das Wunderpferdlein lustig springend und klingend und ihr freudig schreiendes Kind. Und ein rosiges Wölklein quoll aus dem Rahmen des Bildes, sich gestaltend zu einem schimmernden, lächelnden Kinde, das mit dem Kinde der Mutter spielte. Voll frommen Schreckens sank diese auf die Kniee nieder, um das schimmernde, fremde Kindlein anzubeten, das aus der rosigen Wolke kam und mit ihrem Kinde spielte. Es war das Christkindlein. Laut betete die Mutter.

O Kristklindt! O Kristklindt! Ma Hoarz und Oläs
Wil i dia fraha göm;
O Kristklindt! O Kristklindt! Ma Hoarz und Oläs —
Lauß du sched uns zwoa löm!

(O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles
Will ich Dir freudig geben;
O Christkindlein! Christkindlein! Mein Herz und Alles —
Lässest Du uns zwei nur leben!)

Und wehmüthig klingend dämmert und nachtet die Luft; lächelnd und spielend streicheln sich die Kindlein am Kinn, herzen und küssen sich, und schweben nun, Beide strahlend, auf dem Rücken des Pferdleins, das sichtbar nach Breite und Höhe sich dehnt, um geräumig für beide verklärte Kindlein zu werden. Leise singen sie nun, und schweben mit dem Pferdlein zum Fenster, das sich feierlich aufthut, und schweben zum Fenster hinaus. Verwirrt und gefoltert von Trennungsschmerz stürzt die Mutter an's Fenster, um durch Schließen der Flügel ihr Kind noch an der Flucht zu hindern; da ist es zu spät, und sie verwundet das Kind an der Ferse. Beim heiligen Zuge nach dem Himmel an diesen irdischen Schmerz gemahnt, wurde das Kind auch erinnert, wie in dunklem Traume, an Mutter und Erde, und wollte nicht scheiden vom Fenster, aus dem die Mutter klagte und weinte. Lange schwebte es vor den Augen der Mutter, immer strahlender sich sammt Christkindlein und Pferdlein erhebend, bis Ohnmacht das Auge der leidenden Mutter schloß. — Seit jenem Tage hörte die Mutter täglich an der Spalte des Fensters leises Weinen ihres verstorbenen Kindes. Daher saß sie auch täglich und lange an der Spalte des Fensters, horchte und weinte hinaus, bis die leisen, leisen Klagen verschwetten. — Noch immer kann man jenes leise Weinen an Fenstern hören zur Erinnerung und Mahnung den Müttern, daß sie nicht durch zu großen Schmerz des Kindes Tod erschweren. Es heißt des „Windes Weinen." —

Der Freiherr von Gundling.

Jakob Paul Gundling, geb. 1763 zu Kirchem-Sittenbach bei Nürnberg, war von König Friedrich I. als Professor bei der in Berlin errichteten Fürsten- und Ritterakademie, als Rath bei dem Oberheroldamt und als Historiograph angestellt worden, wie jener denn auch verschiedene Hofcavalliere in der Geschichte und Politik unterrichtete. Gundling begleitete in früheren Jahren zwei junge Edelleute auf ihren Reisen in Frankreich, Holland und England, und erwarb sich durch eine Menge von Schriften antiquarischen Inhalts ein besonderes Verdienst um die Mark Brandenburg. Wir führen von demselben an: Leben und Thaten Friedrichs I., Kurfürsten von Brandenburg (Halle 1715), welche Schrift auf Befehl Friedrich Wilhelms I. zur zweihundertjährigen Gedächtnißfeier der Erwerbung der Kurmark durch die Hohenzollern abgefaßt wurde. — Auszug aus der brandenburgischen Geschichte Joachims I. und II. und Johann Georgs, bei Gelegenheit der Lebensbeschreibung Lampert Distelmeiers. Halle 1722. — Brandenburgischer Atlas oder geographische Beschreibung der Mark Brandenburg. Potsdam 1724. — Leben und Thaten Friedrichs II., Kurfürsten von Brandenburg. Potsdam 1725. — Geschichte der Kurmark Brandenburg (bis zum Markgrafen Albrecht II.). — Dissertatio de originibus Marchionatus Brandenb. Berol. 1731. — Dazu kommt noch eine Menge von Monographieen des Lebens einzelner Fürsten, von Privatleuten und Städten, und endlich noch ein Manuscript, welches das Leben Friedrichs III. und des großen Kurfürsten in fünf starken Foliobänden beschreibt, und ein Codex diplomaticus Brandenburgensis, welcher mehr als 400 Urkunden enthält. Dieser kenntnißreiche, talentvolle Mann würde unter günstigeren Zeitumständen ein ehrenvolles Ziel erreicht haben, was ihm auch der König Friedrich I. eröffnete. Als aber Friedrich Wilhelm I. sogleich bei dem Antritt seiner Regierung die Ritterakademie und das Oberheroldsamt aufhob, wurde Gundling brodlos, und ihm blieben bei allem Wissen unter der jetzt eingetretenen Regierung keine Aussichten auf eine würdige Stellung. Zwar wurden durch den General Grumkow, dessen Bekanntschaft Gundling inzwischen gemacht hatte, die Augen des Königs auf diesen geleitet, der nach und nach mit fast zu verschwenderischer Hand ihm Titel, Würden und Aemter ertheilte, denen Gundling durch seine Persönlichkeit das Ansehen und die Achtung, welche sie in der That nicht mehr hatten, zu geben wußte, welche aber zugleich ihrem Träger unsägliche Leiden, herben Gram

Digitized by Google

und bittere Verspottung verursachten. Der König machte ihn nämlich zum Vorleser für seine Abendgesellschaften, denen er nicht nur als ein leicht verständliches wandelndes Lexikon, sondern auch zur anderweitigen Unterhaltung und zum Gelächter diente. Bei seiner derangirten Lage fand Gundling sich in diese Bedingungen und wurde demnach zum Hofrath und Zeitungsreferenten ernannt, und mußte den König überall begleiten, wohin derselbe seinem Vergnügen nachging. G. erwarb sich anfangs durch den Ruf seiner Kenntnisse und die nicht abzuweisende Herrschaft seines Kopfes in den Unterhaltungsangelegenheiten die Achtung des Königs, und die Uebrigen wagten nicht, bei ihrer eigenen Unwissenheit, jenen zu reizen. Später aber setzte man G. in den Abendgesellschaften weiblich durch Trinken zu, daß er sich seiner selbst nicht mehr bewußt blieb, worauf er auf das Entsetzlichste gemißhandelt und mit den rohesten Späßen überhäuft wurde. Auf der andern Seite wurde er vom Könige mit allen Würden, die er für überflüssigen Prunk hielt und damals ohne alle Bedeutung waren, bekleidet. Am 3. November 1717 wurde er in aller Form zum Ceremonienmeister ernannt, und der König schenkte ihm den Anzug, welchen der verabschiedete Ceremonienmeister Besser bei dem Krönungsfeste getragen hatte. In diesem reichgalonirten Anzuge ließ ihn der König in Lebensgröße, von Affen und Hasen, als seinen Attributen umgeben, abmalen, und das Bild wurde in den königl. Zimmern in Potsdam aufgehängt. Ein anderes, von des Königs eigener Hand gemaltes Bild stellte ihn als Policinell dar. Auch mußte er, als sein Gallakleid bald abgenutzt war, eine Interimskleidung von braunem Tuch, mit silbernen Borten, wie die Charlatane tragen, anziehen. Gundling wurde zum Präses der Akademie der Wissenschaften mit zweihundert Thalern Gehalt ernannt. Indeß erhielt sich dieser noch stets eine Art von Achtung, und viele Schriftsteller jener Zeit sprachen von seinem Einfluß, durch den er nicht Wenigen Gnadenbezeugungen und Ehrenstellen verschaffte. Daher finden wir ihn im Adreßkalender 1720 nicht nur als Ceremonienmeister und Präsident der königl. Societät der Wissenschaften, sondern auch als Geheimen = Oberappellationsrath, Kriegs= und Hofkammerrath, Hof= und Kammergerichtsrath und Historiographen aufgeführt. Er hatte Sitz und Stimme im Kammergericht, im Appellations-Gericht, in dem Generalfinanzdirectorium und Generalcommissariatscollegium. Daß aber viele Chargen unter den Verdiensten Gundlings auch der beißenden Laune anzurechnen sind, beweisen mehrere Cabinets-Ordres, z. B. die vom 19. Februar 1718 an den Staatsminister v. Kameke, welche sich auf Gundlings Vorschlag über die Anpflanzung von Maulbeerbäumen bezog und so lautete: „soll er den Ceremonienmeister feierlich in das Finanzdirectorium einführen, ihn cum voto sessionis anstellen, und ihm das Departement aller seidenen Würmer im ganzen Lande übertragen.“ Eine andere Cabinetsordre befiehlt die Anpflanzung der Kirchhöfe mit Maulbeerbäumen, und überweist den erzielten Ertrag dem Oberceremonienmeister, der auch unterm 27. Februar 1718 von dem Obermarschall von Pring eine in aller Form Rechtens abgefaßte Erbverschreibung darüber erhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Epaminondas durchschlach eine schlafende Schildwache. „Ich habe ihn gelassen, wie ich ihn gefunden,“ sprach er, als man ihn deßhalb tadelte. — „Tod und Schlaf sind Brüder.“

[Gedanken Abrahams a St. Clara.] Die neugebornen Knaben schreien **oa** d. h. o Adam, die Mädchen **oe** d. h. o Eva, scilicet in was für Gefahren hast du mich gebracht! — Ein alter Mann hat den Winter auf dem Kopfe, den ausgedorrten Sommer im Gesichte, den nassen Herbst unter der Nase und mehr Falten im Gesichte, als zwei Paar Schweizerhosen. — Die Jugend gleicht dem Moste, dem man bisweilen muß Lust lassen, und dem Bogen, der nicht stets muß gespannt sein. — Die Kirche ist nicht ein Bedhaus, sondern ein Rasthaus, und man kommt nicht wieder aus ihr, wie man hinein; also nicht, wie die Thiere Noah's aus dem Kasten, der Esel als Esel u. s. w., sondern der Rabe als Taube, der Wolf als Lamm u. s. w.

Lesefrüchte.

Die himmlische Religion
Ist kein System, steckt nicht in Katechismen;
Frei von verjährtem Wahn und tückischen Sophismen
Hat sie im Herzen ihren Thron. (Pfeffel.)

Nie fordert die Natur, was uns die Tugend wehrt;
Die Tugend weigert nie, was die Natur begehrt!
(v. Haller.)

Nach der Kraft giebt es nichts so Hohes, als ihre Beherrschung. (J. Paul.)

Du bist Herr in deiner Welt,
Hast du dich, so hast du Alles. (Mahlmann.)

Verfolgt sei nur die Meinung, die freie Meinung stört.
(J. H. Voß.)

Die Religionen müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue; denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden. (Friedrich der Große.)

Mit Wahrheit ist man überall der Welt,
Sowohl dem Bösen, als dem Frommen,
Beim ersten Augenblick nicht recht willkommen;
Denn Niemand will, daß ihm sie Kappe schellt.
(Seume.)

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 74. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2 1/2 Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Der Nachtigallen Abendlied.

O, wie fromm ſind dieſe Lieder
Meiner lieben Nachtigall;
Drüben ſinkt die Sonne nieder;
Sanfte Feier überall.

Gieß' nur Deine liebe Trauer
Auf die Maienblüthen hin,
Miſche Deine ſüßen Schauer,
Seufzerin, mir in's Gebet.

Denn hier muß ich niederknieen
In des Herrn Allgegenwart,
Und es muß die Seele glühen,
Wo die Lieb' der Antwort harrt.

So will ich die Hände falten
Still in tiefem Leid, und Du,
Nachtigall, ſingſt in den alten
Melodieen mir dazu.

Ernſt v. Luckow.

Die Grafen von Nordheim.

(Fortſetzung.)

Otto's Lage war verzweiflungsvoll. Um den vom Vater ererbten Beſitz ringend und rachegluͤhend ob eines ſo willkürlichen Gewaltſtreiches des Kaiſers, ſammelte er 3000 Männer, fiel plünderud in Thüringen ein, verwüſtete alle Kaiſergüter und theilte die Beute unter ſeine Krieger. Als er zurückkehrte, begegneten ihm bei Eſchwege Schaaren ſeiner vertriebenen Unterthanen, die weinend den Verluſt ihrer Habe beklagten, Otto gab ihnen, was er noch beſaß und ermunterte ſie für ihn zu beten. Nachdem er hier den Grafen von Bielſtein, der ihm an der Spitze der Thüringer nachgezogen war, beſiegt hatte, ging er zu ſeinem Freunde Herzog Magnus von Lüneburg. — Indeß hatte Heinrich IV. das Herzogthum Baiern an Herzog Welf, den Schwiegerſohn Otto's von Nordheim, gegeben. Welf ſchickte hierauf treuloſer Weiſe ſeine Frau Ethelina ihrem Vater Otto zurück. Der Kaiſer hatte zu derſelben Zeit Goslar verlaſſen, um nach dem Süden ſeines Reiches zu gehen, und Otto, deſſen Vaterherz tief gekränkt, deſſen Güter verbrannt und deſſen Herzogthum vergeben war, ohne daß er eine Hoffnung auf Erſatz und Wiederherſtellung ſeiner Ehre hatte, nahm dieſen Augenblick wahr, indem er alle möglichen Streitkräfte zum Kampfe gegen die Uebermacht ſammelte und die Burg Haſungen bei Caſſel befeſtigte. Aber es gelang dem Grafen Eberhard von Nellenburg, den Frieden mit Otto zu vermitteln, und der Zuſage vertrauend, von aller Anklage freigeſprochen und in ſeine verlornen Güter wieder eingeſetzt zu werden, begab ſich Otto in Begleitung ſeines Freundes Magnus 1071 nach Halberſtadt zum Kaiſer. Dieſer ließ den Herzog Magnus nach der Harzburg abführen und übergab Otto von Nordheim der Bewachung einiger Reichsfürſten. — Durch Vermittlung des Biſchofs Anno von Cöln wurde Otto endlich der Haft entlaſſen, nachdem er dem Kaiſer einen Theil ſeiner Allodien übergeben hatte; allein Herzog Magnus blieb noch immer auf der Harzburg gefangen, da er den kaiſerlichen Anforderungen, ſeinem Herzogthume zu entſagen, nicht nachkommen wollte. Voll Gram über das herbeigeführte Unglück des Freundes, erbot ſich Otto von Nordheim, für ihn in Haft zu treten. Sein Geſuch wurde jedoch höhniſch vom

Digitized by Google

Kaiser zurückgewiesen, und Otto sah die Zeit gekommen, zu Mitteln der Gewalt zu greifen. Ueberall fand er gleichgestimmte Sinnesart und dieselbe Erbitterung. Als nun 1073 Heinrich die vornehmsten Sachsen in Goslar unwürdig behandelte, verschworen sich dieselben am 30. Juni in einer dortigen Kapelle zu einem Bunde auf Leben und Tod gegen den Kaiser, an dessen Spitze Graf Otto von Nordheim stand. Im Juli desselben Jahres versammelten sich zu Haldensleben 60,000 streitbare Sachsen und rückten gen Goslar. Der Kaiser floh nach der Harzburg und dieselbe wurde von den Verbündeten eingeschlossen. Sie glaubten den Kaiser schon in ihren Händen zu haben, während jener mit wenig Getreuen auf einem wenig betretenen Waldpfade entwich. Bei dieser Botschaft erschraken die Sachsen nicht wenig und sahen im Geiste eine schwere Zukunft. Sie rüsteten sich noch mehr, machten Bündnisse mit den Thüringern und begannen die Belagerung der kaiserlichen Burgen Harzburg, Wigantenstein, Sachsenstein (bei Walkenried), Asenburg (bei Bodungen), Spatenberg und anderer. — Lange vertheidigte sich die Harzburg, während andere Burgen erlagen. Da beschloß 1073 Heinrich IV. den Kampf mit den Sachsen. Er zog nach Hersfeld, wo ihn ein Heer von 40,000 Sachsen erwartete. Durch das Zureden mehrerer Bischöfe kam hier ein Vergleich zu Stande, nach welchem Graf Otto von Nordheim seine Güter und sein Herzogthum wieder erhalten und der Kaiser alle aufgeführten Burgen niederreißen lassen sollte. Mit der Ausführung dieses Versprechens zögerte jedoch Heinrich, bis er hörte, die Sachsen seien gegen Goslar im Anzuge; sogleich ließ er einige Burgen, von der Harzburg jedoch nur die äußern Mauern, niederreißen. Bald darauf verließ der Kaiser ein Land, in welchem er nur Trauriges erlebt hatte und ging nach Worms. Nach seinem Abzuge erstürmten die sächsischen Bauern wuthentbrannt die Harzburg, zerstörten sie gänzlich, zerbrachen Altäre und Glocken, zerstreuten die Gebeine eines dort begrabenen kaiserlichen Bruders und Sohnes und raubten Kirchen- und Kaiserschätze. Die sächsischen Fürsten und Edeln waren entsetzt ob dieser frechen That, bestraften die Frevler und sandten eine Deputation an den Kaiser, um sich von aller Schuld zu reinigen. Doch der Kaiser war für ihre Entschuldigung taub und bot das ganze Reich zu einem Kriege gegen Sachsen auf. Die Heere trafen sich beim Kloster Hohenburg an der Unstrut. Graf Otto leuchtete unter den tapfersten Streitern hervor; er blieb aber immer besonnen, sein Blick war ruhig und fest. Aber endlich wichen die Sachsen erschöpft und gaben alle errungenen Vortheile auf; die Schlacht am 9. Juni 1075 ging für sie ganz verloren. Der Kaiser zog darauf nach dem Harze, stellte die Harzburg und andere Schlösser wieder her und begab sich dann nach Worms.

(Schluß folgt.)

Der Freiherr von Gundling.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hörte das Tabakscollegium nicht auf, den Hartbedrängten auf das Aergste zu verhöhnen, um sich an seinen Qualen zu weiden. Seine Trunksucht steigerte sich zu einem so hohen Grade, daß er nach der Tafel die Neige aus den Gläsern und Bouteillen ausleerte, und wenn er seiner Sinne nicht mehr mächtig war, so behandelte man ihn mit dem ungezügeltsten Uebermuthe. Man heftete ihm allerhand Figuren von Ochsen, Eseln und Affen ans Kleid, oder gar ins Gesicht; oder wenn er im Winter zu Wusterhausen über die Schloßbrücke nach Hause taumelte, wurde er, an Händen und Füßen gebunden, in den zugefrorenen Schloßgraben herabgelassen, in welchen er einige Male, da seinen Peinigern das Seil aus der Händen glitt, herabstürzte, so daß das Eis durchbrach und er nur mit Mühe dem Ertrinken entkam. Oefters wurde ihm die Thüre seines Schlafzimmers zugemauert, oder junge Bären, die ihm übel mitspielten, in sein Bett gelegt. Als seine Gesundheit hierdurch sichtlich zu Grunde gerichtet wurde, unterblieben zwar diese gefährlichen Späße, dafür aber schickte man die boshaftesten Inserate zur Entstellung seines guten Namens, den er bis dahin in der gelehrten Welt behauptet hatte, und über seine Persönlichkeit an ausländische Zeitungen, die Gundling dann im Tabakscollegium vorzutragen gezwungen wurde. Noch war ihm ein schwacher Rest seiner gesunden Vernunft geblieben, welcher ihn das Schreckliche seiner Lage erkennen ließ, und er versuchte derselben durch die Flucht zu entkommen. Er floh zu seinem Bruder, dem Professor Gundling in Halle, wo ihn aber der König einholen ließ, und ihn mit der Strafe der Desertion bedrohte. Darüber gerieth Gundling in Tiefsinn, und die Tabakscollegiumsgesellschaft befürchtete, ihr bestes Mitglied zu verlieren, weßhalb sie beschloß, daß der ganze Rath sich sofort feierlich zu Gundling begeben, dort rauchen und trinken und ihm die ungemessensten Lobsprüche ertheilen sollte. Auf die Weise wurde Gundling wieder gewonnen, und indem seiner Eitelkeit geschmeichelt worden war, setzte er sich neuem Spott und Hohn aus. Zwar gab ihm der König eine Zulage von eintausend Thalern Gehalt; doch, um das Geschenk nicht ohne einen satirischen Beigeschmack zu lassen, erhob er ihn, mit der Anciennität von sechzehn Ahnen väterlicher und mütterlicher Seits, in den Freiherrenstand. Es wurde ihm demgemäß ein Wappen bestimmt, dessen Beschreibung uns in der Urkunde, die über diesen Vorgang am 25. September 1724 aufgenommen wurde, enthalten ist. Dasselbe hatte nämlich einen dreifach getheilten Schild, dessen erster und dritter Balken zweimal, der zweite dreimal gespalten, der unterste dagegen, welcher grün und mit silbernen Zierathen versehen war, frei geblieben ist, damit in demselben

Digitized by Google

die etwa noch zu erwartenden Verdienste des Freiherrn eine sinnbildliche Anerkennung finden könnten. Im ersten Schilde prangte eine goldene Grafenkrone im blauen Felde, um damit anzuzeigen, daß der Freiherr v. Gundling schon längst verdient hätte, zu dieser Ehre erhoben zu werden. Das zweite Fach war mit einem schwarzen Adlerkopf und Hals im silbernen Felde geziert, womit gesagt sein sollte: „daß die so oft und vielfältig hervorgetretene Erudition des Freiherrn von Gundling sich doch stets im Felde der Sauberkeit erhalten habe," der grüne Lorbeerkranz im dritten Felde von Gold war ein Bild seiner wissenschaftlichen Siege; ein schwarzer Flügel im silbernen Felde, welcher das vierte und siebente Fach einnahm, stellte dar, daß, wenn der Ruhm von dergleichen Siegen bis zur spätesten Nachwelt auf den Flügeln der Fama fortgeführt werden sollte, solches nicht anders, als durch in Schwarz getauchte Federn und in weißen Federn geschehen und prästirt werden könnte. Das fünfte Fach führte drei rothe Pfähle im silbernen Felde, die Stützen des Ruhmes von Gundlings Hause; das sechste Fach enthielt neun goldene Rauten, dreimal im blauen Felde, über deren Ursprung die Erfinder selbst nicht im Klaren waren; im achten und zehnten Felde befand sich ein rother, mit goldenen Krallen bewaffneter Greif, als Bild: „daß der Erhabene in der Gelehrsamkeit rechts und links gegriffen, und sich dadurch einen goldenen Schatz erworben, solchen auch nachgehends, aller Welt zur stupenden Admiration durch den Druck öffentlich mitgetheilt und dargelegt habe." Zwischen diesen beiden Feldern findet sich im neunten Fache der Schwanz von einem schwarzen Adler, im silbernen Felde, „um die Hoffnung eines in aller Unschuld begründeten glücklichen Endes auszudrücken." Den ganzen Schild deckt eine goldene, an den Extremitäten mit großen schottischen Perlen gezierte freiherrliche Zackenkrone, über welcher ein blau angelaufener, roth ausgeschlagener und mit einem goldenen Kleinod behängter, offener Turnierhelm sich zeigt, auf dem drei weiße Straußfedern und drei über denselben ausgebreitete Pfauenschwänze in ihren gewöhnlichen Farben stolziren. Die Helmdecken sind zur Rechten Gold, Roth, Silber und Schwarz, zur Linken Silber, Blau, Gold und Grün. Der Schild ruhet auf einem blauen Piedestal, dem die Worte: „et meritis impar" mit goldenen Buchstaben eingegraben sind. Zur Schildhalterin ist Pallas in ihren Feierkleidern, Helm, Spieß und Schild mit der Eule gesetzt, „um dadurch, wie in einem kurzen Begriff, die weit und breit geschollene Gelehrsamkeit, scharfsinnigen Witz, fast übermenschliche Weisheit und tiefe Penetration, wie nächtliches, dem Studiren gewidmetes, auch zwar anfänglich in dicker Finsterniß befangenes, doch bald hernach in ein helles und angenehmes Licht sich verwandelndes Wachen und Lucubriren des unvergleichlichen Freiherrn v. Gundling der gelahrten Welt vorzubilden." Dazu erhielt Gundling, um dem Diplome Vollständigkeit zu geben, das Prädicat „Wohlgeboren" in allen Amtssachen; „Hochwohlgeboren" mußte er dagegen in Privatsachen genannt werden, und diese Bestimmungen wurden mit einer Strafe von 200 Mark löthigen Silbers verpönt.

(Schluß folgt.)

Der Kirchthurm

ist ein Fingerzeig zum Himmel. In Städten dürfen die Thürme wohl etwas größer und höher als auf dem Lande sein, wenn sie sollen gesehen werden aus den engen Gassen voll Schmutz und Neid, und aus den palastumgebenen Plätzen voll Wollust. Indessen giebt es in einer großen Stadt auch viele ernste Passions-Bilder, die zur Geduld führen, mit dem beseligenden Sinne der Wohlthätigkeit erfüllen und zur Zufriedenheit ziehen; Bilder, welche zu verstehen wahrhaft städtische Bildung voraussetzt, wovon ein Kenner und Liebhaber zu sein den edelsten Geschmack beweist. Allein der Geschmack ist, wie der Glaube, nicht Jedermanns Ding.

In Helvetien sind auch die himmelhohen Berge Thürme, Denker nach oben, die um sich eine zahlreiche Gemeinde Brüder und Schwestern „verfammeln." Die jauchzenden und dem Herrn lobsingenden Thäler sind wie eine Kirche voll Eidgenossen, d. h. zu einem Glauben und zu einer Liebe Confirmirte. Deswegen haben sie wohl so wunderbare Macht, diese Hochgebirge, über Jeden, der nicht ein Keher ist. Ziehen sie uns nicht überall her, auch aus der Ferne zu sich, als ob das Erz in ihren Tiefen, schon zu Glocken umgegossen, mit bekanntem, so heimwehlichen Tone uns riefe; riefe, uns zum Altar des Friedens, Verfolgte zur sicheren Zufluchtsstätte, frome Pilger zum erhabenen Wallfahrtsort. Sollten nicht, selbst schon aus diesen Gründen, die Schweizer religiöser und hochherziger sein als andere Völker? — Sie waren es von jeher. Wo man spricht von Muth und Tapferkeit, von Freiheits- und Vaterlandsliebe — ihrer Helden Heimath wird Helvetien genannt, und der Boden gesegnet, wo einst wandelten jene Unsterblichen, deren Namen jetzt noch leben im Munde von Alt und Jung. Ist die Rede vom göttlichen Lichte des Evangeliums: die Schweiz war mit Nichten das letzte Land, dessen Gelände und Anhöhen von seinen milden Strahlen erhellt wurden. Wird der Kirchenverbesserung gedacht, mit der alle großen Besserungen begannen: in den ersten Reihen der Kämpfer für Recht und Wahrheit und des Christenglaubens theuerstes Gut standen unsere Altvordern männlich und fest. Und, vorher und seither, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem strebten sie nach. O, wie viele edle Namen schweben jetzt, mit Sternenschrift geschrieben, vor meinem gerührten, von Dank

Digitized by Google

gehobenen Gemüthe! Ihre Geschichte begeistert den Jüngling und erwärmt den Greis. Das Andenken an sie, die Ehrfurcht vor ihnen sollte das allgemeine Bewußtsein Aller sein, beschämen, erheben, anfpornen und stärken. Ja, ja, mein theueres, mein schönes und großes Vaterland, mit Recht freuen wir uns deiner, sind wir stolz auf dich! Aber hinweg mit dem unadligen Ahnenstolze, als dürften wir um der hohen Thaten unserer Vorfahren willen der eignen Tugend entbehren. Bewahre du uns, du starker Gott unserer Väter bewahre uns vor dem unseligen Wahne, der Schwächen sicherstem Zeugniß: als könnten wir immerfort von ihrem Ruhme uns nähren, ohne abzuzehren!

K. Steiger.

Feuilleton.

In dem Worte **Amor** liegt das Wort **mora**, Weile, Verzögerung, und wirklich giebt es der gegenseitigen Begierdungen zwischen beiden mehrere. Wer liebt, muß oft warten und warten können. Wer's abwartet, findet am Ende noch Gegenliebe. Aus Verzögern, Hinausziehen wird oft auch die Schwindsucht der Liebe. — Aus den Buchstaben von **Bibliotheca** kann man bilden **hic bibo, alet**, hier trinke ich, sie wird (meinen Geist) nähren. — **Carolus Magnus** giebt **Sum clarus agno**, durch das Lamm (die Verbreitung des Christenthums) bin ich berühmt. — In dem Namen **Conrad**, welcher im Altdeutschen Einen bezeichnet, der Rath kennt oder weiß (**Kunrath**, wie wir noch **Kunde** von kennen haben), liegt **candor**, Aufrichtigkeit, das erste Erforderniß bei einem Rathe, den man uns giebt, aber auch auf unserer Seite unerläßlich, wenn der Andere uns passend und genügend rathen soll; denn er kann es nicht, wenn wir ihm nicht offen unsre Verhältnisse sagen. — Aus **Fortitudo**, Tapferkeit, kann man bilden **fido tutor**, ich vertraue als Beschützer. Ohne Vertrauen keine Tapferkeit, ohne Tapferkeit kein Schutz. — **Gallia**, Frankreich, giebt **alliga**, binde an! Freilich müssen die Franzosen Zaum und Zügel haben, daß sie nicht oben hinausfahren; nur dürfen sie es nicht merken. Eine derbe Hand, aber ein Sammethandschuh darüber. — **Grometra** ist gleich **eget mora**, er bedarf Zeit. Ja, und vermißt sich doch zuweilen. — **Herba Nicotiana**, Tabak, enthält die Worte **chara in bonitate**, in der Güte (ist er uns) lieb. Wer raucht gern schlechten! — **Jesuita** soll **saevit**, er hat gewüthet, in sich schließen. Ob es wahr ist? — Aus **Judex**, Richter, wird **ex J. U. D.** d. i. **ex Juris Utrinsque Doctore**, aus einem Doctor beider Rechte. Ein Solcher führt freilich mit mehr Recht den Titel Richter, als ein Dorfrichter. — **Gz.**

[Gedanken Fenelon's.] **Nous ne tenons pas moins de la raison éternelle la raison que la vie. Elle est comm' un grand ocean de lumière: nos esprits sont comme de petits ruisseaux qui en sortent et qui y retournent pour y perdre.**

Quel est le plus libre de tous les hommes? Les uns repondirent, que c'etoit un roi absolu et victorieux de tous ses ennemis. D'autres: un homme si riche, qu'il pouvoit contenter tous ses désirs. D'autres: un homme qui ne se marioit point et qui voiageoit en divers pais, sans être jamais assujet; aux lois d'aucune nation. D'autres: un barbar vivant de sa chasse au milieu des bois. D'autres: un homme nouvellement affranchi. D'autres: un homme mourant. Qui peut être libre dans l'esclavage même, qui, étant dégagé de tout crainte et de tont désir, n'est soûmis qu'aux dieux et à la raison.

Gleich Rotten, blendet Mädchen Glanz und Pracht;
Der Mammon macht sein Glück, der Seraph wird verlacht.
(Byron.)

Den Frevel schmücket Nichts, Nichts heiliget die Sünden.
(Derselbe.)

[Ueber Rousseau.]
Ein langer Krieg mit Freunden, die er floh,
Und selbstgeschaffnen Feinden war sein Leben.
Er rastet; doch warum? Wem ist es klar?
Der Schlau'ste kann nicht jeden Schleier heben.
Ob körper-, seelenkrank — er rast, und zwar
Auf's Schlimmste, da im Wahn ein Schein der Wahrheit war.
(Byron.)

Ein unruhiger und seinen Wirkungskreis nicht findender Geist ist selten tugendhaft. (Bulwer.)

[Gedanken von Shakspeare.]
Wo ein großer Schatz steht ausgereiht,
Und gleich dabei der Tod, kein Tod entsetzt.

Bei stolzem Fleisch schwärmt die Begier mit Anmuth;
Doch kaum wird jenes schwach geworden sein,
So stellt die letztre ihre Zahlung ein.

Der Liebe heitrer Lenz bleibt immer grün.
Doch bald im Sommer kommt der Wollust Winter!

Lieb' mäßig ist,
Die Gier unmäßig frißt;
Die Lieb' ist wahr,
Die Gier blos Lüge ist.

Tel brille au second rang, qui s'eclipse au premier. (Voltaire.)

Rome sans soldats porte en tous lieux la guerre.
(Derselbe.)

Die Süßigkeit des Honigs lohnt den Schmerz des Stachels nicht. (J. Taylor.)

Alles zusammengenommen, gleicht das menschliche Leben auf's Höchste und Beste doch nur einem eigensinnigen Kinde, mit dem man ein wenig spielen und Nachsicht haben muß, um es ruhig zu erhalten, bis es einschläft, und dann hat die Sorge ein Ende. (W. Temple.)

Souvent de tous nos maux la raison est la plus pire. (Boileau.)

Die Welt ist eine Jagd, das Wild der Mensch, der Nimrod ist der Tod. (Drummond.)

Während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. (H. Heine.)

„Der Zahn der Zeit" ist eine schlechte Metapher; denn die Zeit ist so alt, daß sie keine Zähne mehr hat.
(Derselbe.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Literaturblatt

zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 14. 1843.

Literatur.

Eine Selbstschau. Von Heinrich Zschokke. 2. Theil: Welt- und Gottanschauung. 3. Ausg. Aarau, bei H. R. Sauerländer, 1843.

So interessant, als Allen der 1. Th., die Selbstbiographie J.'s, gewesen sein mag, so wenig wird diejenigen, welche an philosophischen Untersuchungen kein besonderes Wohlgefallen haben, der 2. Theil fesseln. Zwar wird ihre Aufmerksamkeit im hohen Maße rege werden, wenn sie auf Seite 4 lesen: Es schlägt mitunter auch dem Gläubigsten der Gläubigen früh oder spät eine Stunde der Versuchung, in welcher er an den Versicherungen der Schule, oder der Kirche irre wird. Er fragt, wie Pilatus einst: Was ist denn Wahrheit? Sind die Vorstellungsarten darum falsch, weil sie von den Leuten in Mekka, Jedo, Rom, Lassa als Ketzereien verstucht werden? Sind sie darum wahr, weil sie, gegeben mit der Muttermilch, in die Gesammtbrüt unserer Begriffe hineinwuchsen und mit denselben in uns verknorpelten? Man ruft und Blattengen der Thatsache auf. Aber auch der Parse, der Jude rc. klatschen für Vorstellungsweisen. — Was ist denn zuletzt wahr und wirklich? Es giebt Menschen, die sehen nicht Farben und Formen, wie ich; sie hören die Töne nicht, wie ich; mir ist süß, was ihnen bitter. — Ich bemerke Ordnung und Zweckmäßigkeit in Allem waltend. Spricht aber diese Ordnung wirklich aus den Dingen zu mir her, oder spreche ich sie in die Dinge hinein? (S. 6.) — Bei diesen und andern Fragen und hingestellten Zweifeln, die auch einst durch J.'s Seele peinigend gingen, werden auch nichtphilosophische Leser anfangen, sich für den 2. Th. der Selbstschau zu interessiren; aber freilich der Weg der Auflösung ist lang, ist mühsam; sie werden das Buch weglegen, wenn sie nicht unter die gehören wollen, welchen es gerade eine schöne Gelegenheit werden könnte, sich in die Specialitäten der Philosophie dadurch einweihen zu lassen. Doch rathen wir denen, welchen die Sache zu trocken schmeckt, wenigstens S. 215 ff. nicht ungelesen zu lassen, da diesen Schluß doppelt zu lesen, wenn sie den Anfang bis S. 9. beachtet haben: desgl. S. 163 ff. Und gewiß bei dem Ueberblicke des Inhaltsverzeichnisses wird sich mehrfache Veranlassung darbieten, diese und jene Seite aufzuschlagen, und man wird finden, daß es keineswegs überall den, einem unbefangenen Auge dürr und unanmuthig erscheinenden, Weg rein speculativer Untersuchung und Darstellung geht. Wir sind überdaupt überzeugt, daß der Verfasser, der manchen Triumph über Menschenseelen schon hätte mit Stolz feiern können, auch hier Viele dahin mit sich fortziehen wird, wohin sie vielleicht ihre bisherige Lectüre nicht führte und auch nicht geeignet war, zu führen. **Gt.**

Genealogisch-diplomatisches Jahrbuch für den preußischen Staat. 2. Jahrg., Berlin, bei Heymann, 1843. 371 S. m. d. Register.

Bestimmt ist dieses Handbuch für den preußischen Adel und die höhern Stände. Daß der Beamtete ein solches Buch nicht entbehren kann, bedarf keiner Erwähnung; aber darauf muß besonders aufmerksam gemacht werden, daß man hier keineswegs blos eine trockne Aufzählung von Namen, Titeln, Würden, Behörden, vorgefallenen Veränderungen u. dergl. zu erwarten hat, sondern es sind auch für Jeden interessante historische Notizen gegeben. Wir finden da eine Geschichte des preuß. Ministeriums von frühern Zeiten, eine des Postwesens, wovon die ersten Spuren unter den Hochmeistern der Deutschherren im 13. Jahrhundert vorkommen, (denn Preußen ist die Wiege deutscher Postanstalten), eine Ordensgeschichte und sonst Materialien zur Geschichte einzelner Behörden. Die edeln Häuser finden auf sie sich beziehende genealogische Nachrichten von S. 219—329, woran sich nekrologische und allen europäischen Staaten schließen. Den Anfang des Ganzen macht die Genealogie des königl. Hauses und der mit demselben in Blutsverwandtschaft stehenden regierenden Häuser. Die in denselben 1842 vorgekommenen Veränderungen (Geburten u. s. w.) sind S. 43 ff. angeführt. Ein Tableau der sämmtlichen Regenten Europa's steht von S. 44 an. Aus der Reihe der hohen Fürstendiener, deren Wirken und Verdienste die Geschichte des preuß. Ministeriums zeichnet, heben wir hervor den treuen und sparsamen Johann v. Buch, Weinleben voll tiefer Einsicht und Liebe zur Wissenschaft, den um Rechtspflege verdienten Lamprecht-Diskelmeyer, den J. v. Löben von großer Kenntniß der Angelegenheiten und Bedürfnisse des Landes, den durch wichtige Verhandlungen im 30jährigen Kriege für seinen Herrn so werthvollen Siegism. v. Götze, Abrah. v. Dohna, gewissermaßen erster Kriegsminister, Kent. v. Burgsdorf von unerschütterlicher Anhänglichkeit, Otto von Schwerin, dessen Name auch in Stiftungen fortlebt, den gelehrten und beschiedenen Thomas v. dem Knesebeck, den heldenmüthigen Freiherr. v. Sparre, den gewandten Diplomaten v. Sonnig, Freiherr. v. Dörnberg, den Blücher seiner Zeit, den tadellos thätigen Grafen Fürstenstein, den berühmten Sam. Cocceji, das Siebengestirn der Dankelmanne, v. Alten, den Grafen v. Herzberg, der den Friedenstractat in Hubertsburg abschloß, G. v. Carmer, Urheber des Landrechts, die Grafen v. d. Schulenburg u. s. w. Hat uns der Verfasser die Verhältnisse der Centraladministration bis 1806 dieses Mal dargestellt, so werden wir im künftigen Jahre erfahren, wie seit dem Frieden von Tilsit Alles geordnet wurde. **Gt.**

Album des königl. würtembergischen Hoftheaters von Korsinsky. Mit dem Festspiel zur fünfundzwanzigjährigen Regierungsfeier Sr. Maj. des Königs Wilhelm von Feodor Löwe, k. w. Hofschauspieler. Nebst einer Illustration u. 7 Bildniss. Stuttg., b. Ehel, 1843. 128 S.

Wenn, wie Schiller sagt, schnell und spurlos des Mimen Kunst an dem Sinn vorübergeht; wenn die Kunst schwer ist, und doch die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht: so verdiene sich der, der ihnen ein Denkmal setzt, nicht blos den Dank derer, welchen er es setzt, und ihrer Kunstgenossen,

Digitized by Google

jondern auch jeden Kunstfreundes, um so mehr, wenn er es so gemüthlich thut, wie der Verfasser, der, seit 32 Jahren Souffleur der Oper zu Stuttgart, auch an sich manchen Mimen hat vorübergehen sehen. Die Darstellung der Verschiedenheit des Verhältnisses des deutschen und französischen Schauspielers und Poeten zum Publikum, welche als Einleitung gegeben wird, ist wahr und treffend. Ist in Frankreich das Talent bis in die Mesdemz vergerückt und hat sich auf einem der vorzüglichern Theater daselbst gezeigt, oder gar festen Fuß gefaßt; so ist sein Ruf gegründet; der Deutsche aber muß zur Begründung seines Rufes von Stadt zu Stadt reisen, während dieß der Franzose nur zur Erweiterung seines Vermögens thut. In Deutschland giebt's keine Generalpresse, die mit großen Bomben die kleinen Journale niederschießt; den Ruf eines deutschen Schauspielers kann der obscurste Correspondent eines unserer belletristischen Blätter untergraben. — Von 40 Künstlern sind die Biographien gegeben und von 7 die Bildnisse, schön lithographirt, nämlich von Moritz, Beyzele, Karsinka Gwaly, Alex. v. Kaler, Löwe, in dessen Familie das Talent erblich ist, Rauscher, Amalie Studenrauch, die man wohl die erste tragische Schauspielerin Deutschlands nennen darf. Wenn mit der Schönheit der Kunst die Anmuth der äußern Erscheinung der Person auch im Leben sich verbindet, wie sollte das Leben außer dem Ruhme nicht auch einen andern Lohn bieten? Moritz fand ihn bei seiner Anwesenheit in Prag; die einzige Tochter aus einer der ältesten Adelsfamilien Oesterreichs, die Gräfin S...., ward seine Gattin. Aug. Wilh. Maurer's Biographie sind einige Erinnerungen an Issland eingewebt, wichtig für psychologische Charakteristik. — Die Festspielerleichtung von Löwe, ein Dialog zwischen Krieg und Frieden, ist klassisch. Ihr sind die auf der Illustration (wo man unter andern König Wilhelms Wildniß und eine Fahne mit der Inschrift Amnestie 1841 erblickt) stehenden Worte entnommen:

Ihn preiset noch das späteste Geschlecht,
Das zeit'ge aber segnet seine Pfade!
An seinem Throne steht zunächst — das Recht;
Doch seinem Herzen näher steht — die Gnade!

G.

Denkwürdigkeiten aus der Oberpfalz. Sulzbach, bei Seidel. (München, bei Franz.) 1843.

Diese schätzbaren Bruchstücke von der Geschichte der Oberpfalz sind 1841—43 schon als Zugaben des Kalenders für katholische Christen erschienen und jetzt von der Verlagshandlung wegen des gesammten Beifalls besonders zusammengestellt herausgegeben worden. In den Text sind 18 bildliche Darstellungen eingedruckt, welche der Leser von Interesse gewiß auch willkommen heißen wird. Zuerst wird die Geschichte des Klosters Engdorf vorgeführt, gestiftet von Otto IV. von Wittelsbach, der schon 1113 sein Stammschloß Scheyern in ein Benedictinerkloster verwandelt und dafür Wittelsbach zum Sitze seines Geschlechts erkoren hatte. Engdorf hatte Otte mit Helika, Grafen Friedrichs von Kastel Tochter, ehebrathet; hier ruhen ihre Gebeine. Wir erfahren ferner die Geschichte von Burg und Kloster Kastel, wo Seyfried Schweyermanns Grabstätte und Monument in der Kirche sich findet. Natürlich fehlt auch nicht die Darstellung über Scheyern, wornach früher die Wittelsbacher sich benannten, noch über Sulzbach und seine Beherrscher, die dem pfalzgräflichen Hause Scheyern-Wittelsbach durch mehrfache Bande nahe beigezählet waren, noch über den bekanntesten Wittelsbacher, Otto VI., Herzog von Baiern, der Erste in den Kämpfen, wie im Rathe Friedrichs des Rothbarts. Endlich wird uns von den beiden Burgen Trausnitz erzählt, zur Unterscheidung benannt im Thale und zu Landshut; diese die Erziehungsstätte des unglücklichen Konradin, auch wittelsbachischen Ursprungs; jene, deren Stiftung verschwiegen ist, das Gefängniß Friedrichs des Schönen von Oesterreich, nachdem er von Ludwig dem Baier im Kampfe um die Kaiserkrone bei Ampfing und Mühldorf 1322 besiegt und gefangen worden war. Von diesem Siege, jener Gefangenschaft, der beiderseitigen Feindschaft, wie vorherigen, alsdann auch nachherigen innigen Freundschaft und ihrem Grelmunde liest auch der Kenner der Geschichte immer gern. Hier ist sie auf eine dankenswerthe Weise gegeben. G.

Neues Preußisches Adels-Lexicon, bearbeitet von einem Vereine von Gelehrten und Freunden der vaterländischen Geschichte unter dem Vorstande des Freiherrn L. v. Zedlitz-Neukirch. Zweites Supplement zur 1. und 2. Ausgabe. Berichtigungen und Nachträge seit 1839 enthaltend. Leipzig, Gebr. Reichenbach, 1843. 156 S. gr. 8. (17½ Ngr.)

Ein mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gearbeitetes Heft neuer Ergänzungen zu dem bekannten und verdienstlichen preuß. Adelslexicon, welches von 1836 bis 1839 in 5 Bdn. (der 5. Band ist ein Supplementband) erschienen ist. Der Regierungswechsel und die vielfachen Veränderungen, welche das in der Geschichte des preuß. Staats merkwürdig gewordene Jahr 1840 (nach dem Erscheinen des im J. 1839 ausgegebenen 5. oder Supplementbandes) mit sich führte, waren allein Veranlassung genug, diese zahlreichen, den Adel betreffenden Thatsachen zusammenzustellen und dem Hauptwerke nachträglich beizufügen. Das vorliegende Werk enthält über 400 Artikel. Am ausführlichsten behandelt sind die Artikel: von der Brincken, Brühl (die Grafen von), Fürth (die Freiherren von), Goltz (die Grafen von der), Grundling (Freiherr von), Hadmann (Herr von), Hähnel von Cronenthal (die Herren), Rheina-Wolbeck (Fürst von), Reichsgraf von Sydensthz (die Herren von), Sedlitz (die Herren von), und Stern-Gwiazdowski (die Herren von). — Am Schlusse finden sich eine Uebersicht der Dom-, Collegiat- und Fräulein-Stifte, so wie der Standeserhöhungen und Ordensverleihungen der neuesten Zeit. 93.

Wappenbuch der preußischen Rheinprovinz, mit Beschreibung der Wappen, herausgegeben von Dr. C. S. Th. Bernd, Prof. zu Bonn. Nachtrag zu den „Wappen des immatriculirten Adels." Bonn 1842 und 1843, bei dem Verfasser und A. Marcus. XXVI. Tab. und 36 S. Beschrb. gr. 8.

Das von dem Herrn Verf. im J. 1835 beendigte Wappenbuch der preußischen Rheinprovinz umfaßte die Wappen derjenigen adeligen Familien, welche bis zum J. 1832 in die Adelsmatrikel aufgenommen worden waren. Sein jetzer Zeit aber ist dies ferner mit einer bedeutenden Zahl anderer Familien geschehen, und es ist vorauszusetzen, daß die Besitzer dieses Wappenbuchs und die Freunde der Wappenkunde überhaupt die Bekanntmachung der Wappen auch dieser Familien gern sehen werden. Diesem hat der Herr Verf., von den

Digitized by Google

höchsten Behörden unterstützt, in dem vorliegenden Werke zu genügen gesucht. Es enthält die getreuen Abbildungen der Wappen jener Familien, an Zahl 44, welche als von den sie Führenden selbst eingesendet, für richtig und zuverlässig anerkannt werden müssen. Dahin gehören u. a. die Wappen der von Perthmann-Hellwig, von Boeselschwingh-Belmede, von Voßel, von Fürstenberg, von Seckendorf, von Stolzenberg u. a. Die Beschreibung der Wappen ist sehr sorgfältig, und die artistische Ausstattung (die Abbildung der Wappen selbst) läßt nichts zu wünschen übrig. Am umfangreichsten und auch am ausführlichsten beschrieben ist das hochfürstlich Wied'sche Wappen mit dem Wahlspruche: „Fidelitate et veritate.“ Dem Fürstenhause Wied ist das Werk gewidmet, das wir allen Freunden der Heraldik empfehlen. 93.

Charles O'Malley, der irische Dragoner, von Harry Lorrequer, aus dem Englischen übersetzt von Dr. Frei. Braunschweig, bei Ed. Leibrock. 1843. 5 Bände.

Fünf Bände, ja ich gestehe, ich bekam einen nicht kleinen Schreck beim Anblick derselben, und ich glaube, viele werden dieses Gefühl mit mir theilen, aber zugleich kann ich die Hoffnung aussprechen, daß gewiß auch sehr viele gleich mir den fünften Band mit voller Befriedigung aus den Händen legen werden. Es ist kein Geringes das Interesse des Lesers fünf Bände hindurch zu fesseln, Herrn Lorrequer ist es gelungen. Der Roman ist große Nebensache in diesen Bänden, aber sie sind gefüllt mit einer Menge der pikantesten Scenen aus dem Volksleben in Irland, aus dem Soldatenleben in Portugal und Spanien während des Krieges gegen Frankreich, mit Anekdoten und kurzen Charakteristiken historisch bedeutender Personen, die ganz das Gepräge der Wahrheit tragen und darum oft ein interessantes Licht auf Persönlichkeiten werfen, die dem Leser schon lange wichtig waren. Mit Parlamentsmaktintriguen beginnt die Erzählung, dann folgt eine ächt irische Fuchsjagd, wo Charles O'Malley seinen Nebenbuhler den Hals brechen lassen möchte, was ihm theilweise gelingt, ein außerordentlich lebenswirrisches Gemälde. Von der Fuchsjagd geht es zu einem irischen, politischen Mittagsmahl, mit ganz besonderem Humor gewürzt; ein politisches Duell folgt; alsdann studirt Herr Charles O'Malley Jurisprudenz zu Dublin; irische Studentenscenen, gegen welche die deutschen Studentenfahrten ziemlich fad und farblos aussehen. Feine satyrische Seitenhiebe fehlen nirgends. (So gründen die Studenten einen Polizei- aus dem Gentenange-bringenden Verein.) Herr O'Malley wird Dragoneroffizier, eben als man ihn relegiren will. Nun kommt er in die große Gefahr geheirathet zu werden, schifft sich nach Lissabon ein, erlebt einer Seereise das Leben, wird gefangen, macht mehrere Schlachten mit, nimmt den General Laborde gefangen, wird von Wellington mehrere Male in Arrest gesteckt; mit ihm, mit Crawford und fast allen bedeutenden Anführern kommt er in Berührung; hat ein Duell unter sonderbaren Umständen; sein Bedienter Wicky, ein ächter Pudy, bringt die ergötzlichsten Uebereien zum Vorschein; dann wird er verwundet, führt einige tollkühne irrische Unternehmungen aus, die ohne Nutzen sind, aber seinen Namen bekannt machen; wird mit einer Siegesnachricht an den Prinzregenten geschickt. Schilderung des Wesens der britannischen Prinzen, einige Wicky'sche Streiche. Dann nimmt O'Malley Abschied und von seinen verschuldeten Familienjünern Pest; wird für einen Bekannten um ein Mädchen, das ihn selbst liebt, er bleibt seiner Jägerliebe treu; tritt 1815 als Volontair ein; wird mit dem Vater seiner Jugendgeliebten vor der Schlacht von Waterloo gefangen, ihn will ein Freund befreien, aber er läßt diesen Vater dafür entfliehen. Napoleon und mehrere Marschälle verhören ihn; höchst interessante Schilderung der Schlacht von Waterloo; gegen Ende der Bataille befreit, macht er, von einem seiner Nebenbuhler dazu getrieben, einen Angriff auf die letzten Vierecke der kaiserlichen Garde mit, wird verwundet; endlich mit seiner Geliebten von dem dankbaren Vater verlobt. Wir sind sicher, daß dieses außerordentlich bunte Gemälde jeden Leser so für Herrn Charles O'Malley einnehmen werde, daß es ihm interessant sein wird zu hören, daß dieser kein anderer ist als der Charles O'Malley, der gegenwärtig den famosen Prozeß mit Lord Lucan vor dem Oberhause führt. Die Ausstattung läßt nichts zu wünschen übrig. Möchte das Buch recht viel Leser finden.

Gs. Hr.

Auswahl vorzüglicher Stammbuchaufsätze für Geist und Herz auf alle Tage des Jahres. Mannheim, Tob. Löffler. 290 S. 4.

Jedenfalls gehört diese Sammlung in der Masse derartiger Erscheinungen zu den vorzüglicheren. Sie enthält eine Auswahl trefflicher und geistreicher Gedanken, schreint jedoch schon vor Jahren abgefaßt zu sein, da fast kein einziger der darin vorkommenden Schriftsteller der neuesten Zeit angehört. Die meisten Sentenzen rühren von St. Martin, Haug, Göthe, J. Paul, Schiller und Herder her. Mit Fleiß scheint der Herr Verleger, der übrigens das Büchlein gut ausgestattet hat, das Jahr hinweg gelassen zu haben, in welchem die Sammlung erschienen ist. 93.

Literarischer Salon.

Von Capefigue (vor der Julirevolution Bureauchef im Ministerium des Auswärtigen) in Paris ist abermals ein interessantes Werk u. d. T.: „Les diplomates Européens“ (Paris 1843, 410 S. gr. 8.) erschienen. Dasselbe bespricht die bedeutendsten und einflußreichsten Staatsmänner des neuern Europa, fast ausschließlich in Bezug auf ihr öffentliches Leben. Fürst Metternich, mit dem Capefigue mehrfache persönliche Verbindungen gehabt, eröffnet die Reihe der zu betrachtenden Männer. Ihm folgen Pozzo di Borgo, Talleyrand, Pasquier, Wellington, Richelieu, Hardenberg, Resselrode und Castlereagh.

* * *

Von Joh. Gabr. Seidl's herrlichen „Bilolien“ ist die 3te Auflage erschienen. Auch hat und der Dichter mit einem neuen Novellenkranze u. d. T.: „Pentamoron“ (d. i. eine Gabe für 5 Tage, 5 Nov.) beschenkt (Wien und Leipzig, Verlag von Tauer und Sohn, 365 S. kl. 8.).

* * *

Von Ed. Duller ist ein neues historisches Werk erschienen: „Maria Theresia und ihre Zeit“ (Wiesbaden, Verlag von Wilh. Berger), wovon und bereits zwei Hefte vorliegen. Das treffliche Buch wird im „Literaturblatte zur A. Z.“ näher besprochen werden.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 6. 1843.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

Literarische Anzeigen.

(20) Bei **Beck & Fränkel** in **Stuttgart** und **Sigmaringen** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die
Genealogie des Hochfürstlichen Hauses
Hohenzollern.
Ein Beitrag zur Geschichte desselben
von
A. Meiner,
Fürstlich Hohenzollern-Hechingen'schen Archivar.
Preis: Velin-Papier 21 ggr. — ord. Papier 16 ggr.

(21.) Bei **Julius Helbig** in Altenburg ist so eben erschienen:

Die erziehende Weisheit Gottes
beim Rückblick auf die
tausendjährige Selbstständigkeit unseres Volkes.
Gedächtnißpredigt,
gehalten in der Kirche St. Bartholomäi in Altenburg am 10. Sonntage nach Trinit.
von
Dr. F. G. Fritzsche,
Conf.-Rath und Generalsup. in Altenburg.
gr. 8. brochirt. 5 Ngr.

Diese Predigt gehört zu den ausgezeichnetsten, welche die Feier des tausendjährigen Bestehens der politischen Einheit Deutschlands hervorgebracht hat. Diese treffliche Rede enthält auf wenigen Seiten die Quintessenz der deutschen Geschichte und ist reich an herrlichen, kraftvollen Stellen. Möchte sie doch jeder ächte Deutsche lesen und beherzigen.

(22.) Von **L. Schubar** erscheint im Literatur- und Kunst-Comptoir, Berlin und Wriezen:

Der **1. Band** von den
Mysterien Berlin's.

Ferner in derselben Verlagshandlung:

Denkwürdigkeiten aus Indien und Afghanistan.
Mittheilungen des General J. Harlan. Aide-de-Camp des Emirs Dost Mahomed.
Deutsche Ausgabe. Mit dem Portrait von Dost Mahomed.

Diese beiden Werke von großem, wenn auch verschiedenem Interesse, dürften die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen. Das letztere um so mehr, da es von einem unparteiischen Verfasser, einem Amerikaner, während fast alle vorhandenen Schriften über Afghanistan, nach englischer, und deshalb nicht ganz vorurtheilsfreier Ansicht, geschrieben sind.

Bereits erschien so eben in derselben Verlagshandlung:

Gräfenberg, wie es ist und — trinkt,
oder die Wasserheilmethode von Vinc. Prießnitz zu Gräfenberg. Gegründet auf daselbst gemachte Beobachtungen und Erfahrungen von Th. Schmethurst. Mit dem Portrait von V. Prießnitz und Abbildung der verschiedenen innern Badegemächer. Eleg. broch. 15 Ngr.

Weihnachts-Geschenke.

Bei Julius Helbig in Altenburg erschienen folgende **empfehlungswerthe Kinderschriften:**

Der Hase hat gelegt!
Eine Kinderfreude der ersten Frühlingszeit.
Von **K. Blumauer.**
Mit 1 fein illuminirten Kupfer.
8. Elegant gebunden. 1838. 6 gGr. (7½ Ngr.)

TULPEN.
Bunte Erzählungen für die frühere Jugend beiderlei Geschlechts.
Von **K. Blumauer.**
Mit 3 fein illuminirten Kupfern.
8. Elegant gebunden. 1838. 10 gGr. (12½ Ngr.)

Volkssagen aus dem Orlagau
und
Belehrungen aus dem Sagenreiche.
Von **W. Börner.**
8. brosch. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.
Allen Freunden der Sagen der Vorzeit zu empfehlen; alle Beurtheilungen sprechen sich günstig darüber aus.

Lilly,
oder das Märchen vom Wunderberg.
Mit 1 illuminirten Kupfer.
16. Elegant gebunden. 1838. 3 gGr. (4 Ngr.)

Sagen der nordamerikanischen Indianer.
Mit 1 illuminirten Lithographie.
8. Elegant broschirt. 1837. 16 gGr. (20 Ngr.)

Osterländisches Liederbuch
für die Jugend zur Erweckung des Sinnes für Natur und gesellige Freude.
Herausgegeben von einigen Lehrern zu Altenburg.
(15 Bogen.) gr. 16. Preis 5 Ngr. — geb. 7½ Ngr.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 75. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Ngr. (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Das Altenburger Schloß.

Von

Carl Grafen v. Hülſen.

Du ſtehſt auf Bergesrücken
Und ſchau'ſt ſo ſtolz umher.
Man kann dich weit erblicken,
Du Schloß, ſo hoch und hehr!

Du ſcheinſt ein Werk, gegründet
Für alle Ewigkeit.
Mit einem Fels verbündet,
Trotz'ſt du dem Zahn der Zeit.

Es hat ſich zugetragen
Gar viel in deinem Kreis',
Was Clio uns in Sagen
Noch zu erzählen weiß.

Noch lange mög'ſt du ſtehen,
Du Schloß, gebaut ſo kühn,
Und lang' die Enkel ſehen
Des Ahnen Ernſt noch blüh'n! —

Die Grafen von Nordheim.

(Schluß.)

In Sachſen herrſchte ein troſtloſer Zuſtand; das Volk verlangte unter jeder Bedingung Frieden, und die Fürſten mußten nachgeben. Nach dem Fürſtentage von Gerſtungen ſandte der Kaiſer den Herzog von Lothringen zu den Sachſen, verhieß ihnen die Aufrechthaltung ihrer Rechte und verlangte ihre Unterwerfung. Dies geſchah in der großen Ebene bei Spier unweit Sondershauſen, wo ſich alle ſächſiſche Fürſten, darunter Graf Otto von Nordheim, dem Kaiſer ergaben, welcher ſich aber nicht an ſein gegebenes Wort hielt, ſondern ſie gefänglich nach Süddeutſchland ſandte und ihre Güter an ſeine Ritter vertheilte. Der abermalige Treubruch des Kaiſers wandte alle Herzen von ihm ab. Nur wenige Fürſten kamen auf einem ausgeſchriebenen Fürſtentage zu Goslar zuſammen. Da bangte dem Kaiſer vielleicht auch vor der Zukunft und er glaubte in Otto von Nordheim den Mann zu erblicken, welcher ihm Sachſen ſichere. Er gab denſelben gegen die Geißelſchaft zweier Söhne frei und ernannte ihn zum Statthalter von Sachſen. Fortan lebte Graf Otto als kaiſerlicher Vicedom auf Harzburg, ſprach Recht und beförderte das Wohl des Landes. — Da trafen den Kaiſer zwei harte Schläge, der päpſtliche Bann und ein Fürſtenbündniß gegen ihn. Nun traten alle Große gegen Heinrich auf, und es bedurfte bei Otto nur einer geringen Mahnung an das ihm theure Sachſenland, daß er ſich vom Kaiſer losſagte. Nachdem der Kaiſer zu Canoſſa ſeine harte Buße vollendet hatte, trat er 1078 gerüſtet den Feinden entgegen. Aber in den Schlachten bei Melrichſtadt, Mühlhauſen und Mölſen wurde der Kaiſer geſchlagen. — Doch Rudolph von Schwaben, der erwählte Gegenkaiſer, war in der letzten Schlacht gefallen, und Heinrich IV. ſchlug den Sachſen vor, ſeinen Sohn zum Könige zu wählen. Aber Otto von Nordheim ſprach mit bitterm Hohne: „Ein ſchlechtes Rind gebiert nur ein ſchlechtes Kalb!“ — und die gegenſeitigen Kämpfe dauerten fort, bis Heinrich nach Italien zog. — Die in Bamberg verſammelten Fürſten der Sachſen und Schwaben erwählten Otto von Nordheim zum Herrſcher, er ſchlug jedoch die Krone aus. Ein Sturz vom Pferde hatte ihm das Bein zerſchmettert,

Digitized by Google

und er glaubte darin ein Strafgericht Gottes zu erkennen, da er gegen seinen Herrn und Kaiser aufgestanden war. Um sich mit Gott auszusöhnen, stiftete er zu Nordheim eine Benedictinerabtei, in welcher er auch 1083 begraben wurde. Otto hinterließ acht Kinder, vier Söhne und vier Töchter. Die Töchter hießen: Ityha, Gemahlin des Markgrafen Thimo von Meißen; Ethelina, welche zuerst an Herzog Welf von Baiern, dann aber an Graf Herrmann von Westphalen verheirathet war; Gertrud, Gemahlin des Herzogs Gottfried von Lothringen, und Junka, die dem Herzog Gothel in Lothringen vermählt war. Die Söhne waren: a) Siegfried, welcher die Grafschaft Homburg erhielt; b) Cuno, der ein Graf von Beichlingen wurde; c) Otto, Graf zu Stade und d) Heinrich, Graf zu Nordheim, der Fette genannt. Er erhielt die väterliche Grafschaft Nordheim und heirathete Gertrud, die Tochter des Markgrafen Eckbert, welcher die Gegend um die Ocker, Thüringen und Meißen besaß. Somit wurden die Nordheimischen Güter mit den Brunonischen verschmolzen, und Heinrich wurde einer der mächtigsten Fürsten Sachsens. — Als 1106 Lothar von Supplingenburg vom Kaiser Heinrich V. das erledigte sächsische Herzogthum erhielt, hatte er seine Herrschaft und Ansehen schon um Bedeutendes durch die Heirath mit Richenza, der Erbtochter Heinrichs des Fetten, vermehrt. Heinrich von Nordheim ward 1101 von den Friesen, über die er vom Kaiser zum Markgrafen bestellt worden war, am Strande erschlagen, und seine Güter fielen nun sämmtlich an Lothar von Supplingenburg. So kam es, daß die Grafen von Nordheim aufhorten als ein besonderes Geschlecht ihre Herrschaft zu besitzen. Das Wappen der nordheimischen Grafen war ein geharnischter weißer Ritter mit einer Fahne auf einem weißem Pferde im goldenen Schilde. **E. K.**

Der Mönch auf dem Moritzthurme zu Coburg.

Eine Sage.

Sehr lohnend ist die Aussicht von der Gallerie dieses hohen Thurmes. Dieselbe läuft um die Wohnung des Thürmers, welcher in der Nacht den Schlag einer jeden Viertelstunde mit einem Hornrufe bezeichnen und begleiten muß. Dieser Hornklang durch die Stille der Nacht hat etwas Eigenthümliches, besonders aber während der Adventszeit, wo ein gespenstischer Mönch nicht selten anstatt des Thürmers sein Geisterhorn über die Stadt erschallen läßt. Die Sage von diesem Mönche ist folgende:

Graf Herrmann von Henneberg, welcher von der Veste Coburg aus das Land beherrschte, lag in Fehde mit seinem Nachbar, dem Bischofe von Bamberg, weil dieser dem Mörder seines Vaters in seinem Lande und an seinem Hofe eine Zufluchtsstätte gegeben hatte. In einem siegreichen Treffen machte des Grafen Feldhauptmann mehrere Gefangene, die er seinem Herrn und Gebieter zur Verfügung zusandte. Als sie vor diesen geführt werden sollten, bezeigten sich alle wohlgemuth und getrost, denn es waren fast lauter junge, schmucke Knappen, Söhne bischöflicher Vasallen aus dem Lande, die nichts Schlimmeres fürchteten, als eine kurze ritterliche Haft, bis auf Einen, welcher älter war, als die übrigen, rothhaarig, häßlich von Angesicht; dieser senkte das Haupt, schlug die Augen zu Boden, oder blickte scheu und furchtsam um sich. Und wie nun das Häuflein unten in der Halle stand, des Herrn gewärtig, in dessen Gewalt es gerathen war: da kam ein Mönch die Stiege herab und wollte an ihnen vorübergehen. Er war klein von Gestalt und stolperte über eine lange Kutte, fiel auch auf den Boden, wie Manche sprechen, und die jungen muthwilligen Knappen schlugen über solchen Anblick ein lautes Gelächter auf und spotteten sein. Darob ergrimmte der heilige Mann gewaltig; doch ließ er sich nichts merken, sondern entfernte sich, da jetzt die Sporentritte des Grafen und seiner Ritter auf der Stiege laut wurden. Der Graf war ein tapferer Herr, aber wild, zornig und finster von Gemüth. Er hatte auf halbem Wege das muthwillige Geschwätz und Gelächter in der Halle vernommen und wollte seinen Ohren nicht trauen, da er sah, von wem dasselbe herrührte. Es belebigte ihn, daß seine Gefangenen sich munter und guter Dinge bezeigten, als wären sie daheim, oder Sieger anstatt Besiegte; doch verstummten sie wohl, da er nun unter sie trat, sie mit grimmigen Blicken betrachtete und mit harten Worten anließ. Da fiel sein Auge auf den Einzigen, der nicht mit gelacht hatte und der sich hinter einem Pfeiler vor ihm zu verbergen suchte. War der Graf schon vorher zornig gewesen, so brach sein Zorn jetzt in Ingrimm und Wildheit aus. Die blaue Ader vor seiner Stirn schwoll an, seine Nüstern schnoben, und seine Hand zuckte nach dem Schwerte — er erkannte den Mörder seines Vaters. „Verfluchte Rotte," rief er, „die mit Mördern Gemeinschaft macht, — so theilt auch das Loos von Mördern! Fort mit euch in das tiefste Burgverließ, bis der Henker euch zum Hochgericht holt!" Zugleich befahl er, sie alle zu fesseln, wie Knechte, und die erstummte, vor Schrecken erbleichte Schaar von Jünglingen, denen es gänzlich unbekannt gewesen, wer der Mann war, der sich in ihrer Mitte befand, wurde dergestalt über den Hof geführt und in ein schreckbares Verließ geworfen.

Nun aber ließ der Graf den Scharfrichter aus der Stadt kommen und trug ihm auf, sich selbst zu rüsten und seine Knechte und Alles bereit zu halten zur Abthuung eines ganzen Haufens von Missethätern, feierlich auf dem Hochgericht bei Fackelschein in der zwölften Stunde der Nacht, denn es war um diese

Digitized by Google

Stunde, wo des Grafen Vater durch die Hand seines untreuen Hofmeisters gefallen war. Und den Gefangenen ward angekündigt, daß sie des Tages schönes Licht nicht wiedersehen würden, sondern daß sie sich vorbereiten sollten zum Tode. Da lachten sie nicht mehr, sondern Schrecken und Angst kam über sie. Doch waren sie noch nicht ganz verlassen, und fanden ihren Schutzengel in dem mitleidigen Herzen einer edeln Frau und Mutter. Des Grafen Gemahlin hatte sie vom Söller aus über den Hof führen sehen und bald darauf vernommen, welches Schicksal ihnen zugedacht war. Da reute sie so blühende Jugend, denn sie selbst hatte der Söhne zwei von dem Alter dieser Knappen, welche seit kurzem mit des Kaisers Kriegsschaaren in Welschland fochten. Und sie begab sich zu ihrem Gemahl, warf sich zu seinen Füßen und flehte mit eindringlichen Worten um das Leben der Jünglinge; aber der Graf wollte nichts von Gnade hören. Vergebens stellte ihm Frau Beate vor, daß nicht sie an seines Vaters fluchwürdigem Morde schuld seien, sondern nur Einer, der immerhin der verwirkten Strafe anheim fallen möge. „Gleichviel," entgegnete der Graf; „sind sie nicht in seiner Gemeinschaft gefangen? Mögen sie nun auch sterben mit ihm? Wer hieß sie mit einem treulosen Diener, mit einem verruchten Mörder gleiche Waffen tragen? Laßt ab, ihnen geschieht, was Recht ist." „O so gedenkt," rief die Gräfin mit Thränen, indem sie des Gatten Knie umfaßte, „unserer Söhne, die wir von uns ließen in blühender Jugendfülle, wie diese Jünglinge, die auch ritterliche Väter und liebende Mütter von sich gelassen haben in ihres Lehensherrn Fehde! Tapfer sind sie und Euerer würdig, aber wechselvoll ist des Krieges Geschick und wirft zuweilen auch den Besten in seiner Feinde Gewalt. Wenn jetzt unser Friedrich und Hugo schmachteten im Verließ einer italischen Burg, — wolltet Ihr dann nicht, daß eine Mutter sich fände, die um ihr Leben flehte und ihres Gatten Knie für sie umfaßte, wie ich die Eurigen jetzt!" So sprach die edle Dame, und es gelang ihr endlich, die Eisenrinde zu schmelzen, die sich um das Herz des Grafen gelegt hatte, mit dem Sonnenstrahl der Vaterliebe. Da er indessen ein wunderlicher Mann war, so wollte er die Strafe doch nicht ganz erlassen und wenigstens sollten der Verurtheilten Einige sterben, und die Andern aus Gnade mit den bloßen Schauern des Todes davonkommen. „So soll es sein," sprach er, „und hofft nicht, mehr zu erlangen. Sie werden hinausgeführt, paarweis, gefesselt, beim Fackelschein zum Hochgericht, und mit dem ersten Hornruf des Thürmers von St. Mauritius falle das erste Haupt. Und so oft Meister Martin blasen wird, auf mein Geheiß, so viele Häupter sollen fallen, nicht mehr." „Ein freventliches Spiel, mein Herr und Gemahl!" wandte die Gräfin ein; der Graf aber rief: „Recht so, denn Freunde der Kurzweil scheinen sie ja, lachten und schäkerten recht weidlich unten in der Halle, mir zum Hohne vielleicht! Nun mögen sie erfahren, daß ich Scherz verstehe und auch kurzweilig sein kann." Zugleich befahl er, den Thürmer zu rufen und den Scharfrichter dazu. In der Gräfin Gegenwart erhielten Beide ihre genaue Weisung und sie freute sich derselben. Noch einmal ließ sie sich das Wort wiederholen und feierlich geben, daß nur mit jedem Hornruf des Thürmers der Henker ein Haupt abschlagen dürfe; wie oft aber jener sein Horn an den Mund setzen solle, um das tödtliche Zeichen zu geben, das wollte der Graf ihm eine Stunde vorher kund thun lassen durch die Zusendung von eben so viel Silbergulden, als er in seiner Weisheit Hinrichtungen beschlossen. Mit diesem Bescheide wurden Thürmer und Scharfrichter entlassen. Die Gräfin aber sandte einen getreuen Pagen hinter dem Thürmer her und ließ ihn in ihr Kloset führen.

(Schluß folgt.)

Der Freiherr von Gundling.

(Schluß.)

Friedrich Wilhelm I. hatte auch die Kammerherrnwürde als unnöthig abgeschafft, und dies war ein Grund, im Jahre 1720 Gundling mit dem Kammerherrnschlüssel zu begnadigen, den er stets bei sich tragen mußte. Dieser Umstand veranlaßte aber neue Mißfälle, denn während er einmal in einem Weinkeller in tiefen Schlaf versiel, machten sich zwei Officiere den Spaß, ihm seinen Kammerherrschlüssel abzuschneiden und denselben dem Könige zu überbringen, welcher den folgenden Tag, als Gundling seinen Kammerherrnschlüssel nicht vorzeigen konnte, diesem mit einer harten Strafe drohte, sie aber dahin ermäßigte, daß er nunmehr einen colossalen hölzernen Schlüssel am blauen Bande auf der Brust tragen mußte. Als Gundling seinen Schlüssel nach acht Tagen wieder erhielt, ließ er denselben mit einem starken Draht an den Rockschoß heften.

Unter allen diesen Leiden verfaßte G. eine Menge Schriften, welche entweder der König selbst drucken ließ, oder zu deren Druckkosten diejenigen Officiere verurtheilt wurden, welche ihm im Tabakscollegium zu arg mitgespielt hatten. Für seine Arbeit fand er jedoch nie einen Lohn. Glücklicher Weise zeigten sich fremde Monarchen erkenntlicher. Für eine Schrift, die er unter dem Titel „Imperialia" dem Kaiser Carl VI. gewidmet hatte, erhielt er dessen Portrait, mit Diamanten besetzt, an goldener Kette, tausend Thaler an Werth, und als er dem König August von Polen bei seiner Anwesenheit in Berlin im Jahre 1728 einige seiner Schriften überreichte, machte ihm derselbe ein Geschenk von 140 Stück Species-Ducaten.

Digitized by Google

Es war indessen kein Wunder, daß Gundling den Ausschweifungen eben so wenig, als seinen Anstrengungen am Schreibtische auf lange Zeit die Spitze bieten konnte. Er erlag ihnen schon am 11. April 1731 und starb auf seinem Zimmer im königl. Palais zu Potsdam. Selbst bei seinem Tode blieb der Spott des Tabakscollegiums nicht stumm. Sein Nachfolger, Professor Faßmann, hielt die Leichenrede, welche neben dem kurzen Nekrolog die Gemüther mancher Anwesenden mit den bittersten Vorwürfen hätte treffen müssen, wenn sie anders zu rühren waren. Wir aber schließen diesen Artikel statt aller eigenen, besonderen Raisonnements mit den Schlußworten der Inschrift, welche auf Befehl des Königs dem Denkmal über der Gruft des Verstorbenen in der Kirche zu Bornstädt eingeschrieben waren: „Jakob Paul, Freiherr von Gundling, welcher von Allen, die ihn gekannt haben, wegen seiner Gelehrsamkeit bewundert, wegen seiner Rechtlichkeit gepriesen, wegen seines Umganges geliebt, und wegen seines Todes beklagt worden."

Diese wenigen, der Wahrheit abgelauschten Worte versöhnen die Manen des früh Gestorbenen nicht nur mit seinem Mißgeschick, sondern geben auf wahrhaft königliche Weise seinem Stande die Achtung wieder, die er demselben während seines Lebens, bei seinem Mangel und der drückendsten Noth, die ihn oft zur Entsagung von allem Guten und zur Entwürdigung seiner selbst zwangen, nicht immer verschaffen oder erhalten konnte.

(Vgl. Pr. Nb. Lex. v. L. v. Zedlitz-Neukirch.)

Feuilleton.

Ein Bauer sagte zu dem Berichten des Bischof Huet, da dieser die Leute immer mit dem Bemerken abwies, sein Herr studire: „Ich dächte, der König hätte uns einen Bischof geben können, der schon studirt hätte." —

Nach Pauls II. Tode wurde Bessarion zum Papste erwählt. Die Cardinäle schickten drei aus ihrer Mitte zu ihm mit der Nachricht; allein der Kammerdiener ließ sie nicht vor, weil sein Herr sich nicht im Studiren stören lasse. Diese übertriebene Sorgfalt des Dieners brachte den Bessarion um die Papstwürde. —

Folgende sonderbare Adresse hatte ein Brief Voltaire's an Lessing: „A. M. M. Lessing, Cand. en médecine à Vittemberg — et s'il n'est pas à Vittemberg, renvoyez à Leipsic, pour être remis à son père, ministre du St. Evangile, à deux miles de Leipsic, qui saura sa demeure Saxe. Der Anlaß zu dem Briefe, der diese Aufschrift trug, war, daß Lessing von Voltaire's Secretär ein Exemplar des Siècle de Louis XIV., ehe es noch in den Buchhandel gekommen war, geliehen und weiter verborgt hatte. Als dies V. zu Ohren kam, befürchtete er, Lessing wolle es nachdrucken lassen, und setzte deßhalb auch seinen Secretär Richier ab. Dieser wurde nachher zu seinem Glücke Herzog Heinrichs Bibliothekar und Ordensrath. —

Diderot sagt, daß der höchste Schmerz sich oft in Witzworten auszuruhen pflegt. T. A. Hoffmann, als er wegen seiner schrecklichen Krankheit, Rückenmarkverzehrung, gebrannt worden war, sprach: „Riechen Sie nicht den Braten." — Lessing verlor sein Weib und mit ihr den kleinen Sohn. Sein Schmerz war unendlich. Er schrieb in diesem Schmerze an einen Freund: „Ich verlor diesen Sohn ungern; denn er hatte so viel Verstand. War es nicht Verstand, daß man ihn mit Zangen auf die Welt ziehen mußte, und daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davon zu machen?" —

Lessing gehörte unter die Leute, welche sich keines Traumes bewußt sind. —

Manche Völker feierten Traumfeste. Alles, was man geträumt hatte, war während der Feier zu thun erlaubt. — Die Leute müssen eine sehr geregelte Phantasie besessen haben, wenn jene Freiheit keine nachtheiligen Folgen hatte. —

Gt.

Lesefrüchte.

Der Schlaf besucht selten den Gram. Thut er's, so ist er ein Tröster. (Shakspeare.)

Der Schlaf ist Balsam verwundeter Seelen.
(Derselbe.)

Ich steh' ihn an, mir zu erscheinen;
Doch er ist, wie ein falscher Freund;
Er kommt im Glück nur zu den Seinen
Und flieht ein Auge, welches weint. (Zacharia.)

Es ist eine Eigenthümlichkeit des Despotismus, daß er den Baum umhaut, um die Früchte zu genießen.
(Montesquieu.)

Der Schwur eines Liebhabers ist nicht bedeutender, als das Wort eines Bierschenken. Beide bekräftigen falsche Rechnungen. (Shakspeare.)

Die Entbehrung gewisser Bequemlichkeiten wird von Personen geringern Standes oft mehr empfunden, als von höhern Ständen. (Bulwer.)

Das Gold ist todt, ein kaltes Erz,
Und doch erwärmt es jedes Herz. (Tiedge.)

[Freiheitsbäume und Demagogen.]

Man kennt die Frucht, die man von solchen Zweigen bricht.
Die Männer sind politische Zeloten,
Sie wären selber gern Despoten;
Doch wer sie kennt, kauft ihre Waare nicht. (Derselbe.)

Das Talent bildet sich in der Stille, der Charakter im Strome der Welt. (v. Göthe.)

In der Hitze streitender Gefühle
Ist es, wo der freie Geist erblüht. (C. Wagner.)

Des reinsten Herzens Himmelsschrein
Will nur in's Herz gestrahlet sein. (v. Herder.)

Wer sich von dem goldnen Ringe
Goldne Tage nur verspricht,
O der kennt den Lauf der Dinge
Und das Herz des Menschen nicht. (Gotter.)

Ideen lassen sich nicht mit Kanonen todtschießen.
(Voltaire.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 76. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Das Schloß am baltiſchen Meere.

Eine Sage.

Von

Carl Grafen v. Hülſen.

Es lag an dem baltiſchen Meere
Vor grauer Zeit ein Schloß.
Sein Mündel bewachte ein Ritter
Darin mit ſeinem Troß.

Es ſtand auf dem Söller das Mädchen,
Ein Weib ſo wunderſchön,
Wie nimmer noch ward in dem Lande
Ein ähnliches geſehn.

Und unten im ſchäumenden Meere
Saß keck ein Rittersmann,
Ein junger und ſchöner, im Nachen.
Den ſah ſie freundlich an.

Sie wechſelten zärtliche Reden
Der Ritter und die Maid.
Sie ſprachen von roſigen Tagen
In einer künft'gen Zeit.

Da trat auf den Söller der Vormund
Und donnerte vor Wuth:
„Du haſt das Verbot nicht beachtet!
Das, Knabe, fordert Blut!“

Es warf ſich die Maid auf die Knie
Und bat: „O ſchonet ihn!
Er iſt mir ſo lieb wie das Leben.
O Vormund, laßt ihn zieh'n!“

Der Alte doch griff nach dem Speere
Und traf des Jünglings Herz.
Es hatte gerendet der Jüngling
Zu ſeines Liebchens Schmerz.

Im Wahnſinn ſtürzte das Mädchen
Sich in die Fluth hinab, —
Das Schloß ward vom Meere verſchlungen, —
Und Alle deckt ein Grab! —

Deutſchlands frühere Verfaſſung *).

Ganz Deutſchland war ſeit dem Vertrage von Verdun (843) ein aus vielen Theilen beſtehendes Ganze, erkannte einen Oberherrn an, den ſich die Nation (nach dem Untergange der Karolinger 911) ſelbſt wählte und dem ſie durch Symbole die Herrſchaft über ſich auftrug. Der freie Deutſche lebte nur für die Freiheit, und ſie war mit ſeinem Leben verwachſen. Wenngleich die Nationen ihr National-Intereſſe hatten, und dies oft dem Reichsintereſſe vorzogen; ſo ſtimmten ſie doch alle überein, wenn das allgemeine Beſte in Gefahr war. Der freie Deutſche geſtattete es aber auch nicht, wenn der Mann, dem er die Herrſchaft über ſich auftrug, dieſelbe mißbrauchte. Für ſeine Rechte zu ſterben, war er immer bereit. — Damit dieſer Oberherr nicht zu mächtig und dadurch der Freiheit gefährlich werden möchte, ſo mußte er einzelne Theile des Landes an Andere verleihen. Dieſes Lehnſyſtem hatte für die deutſche Freiheit die wohlthätigſten Folgen: es war allein fähig, den vielgliedrigen Staat zuſammenzuhalten. Der Adel war dazu geſchaffen, das Gleichgewicht zu erhalten. Kam es mit einer fremden Nation zum Kriege, ſo ſetzte die Verbindung mit den Vaſallen den Regenten in den Stand, über eine bedeutende Maſſe tüchtiger

*) Als Einleitung zu einem Aufſatze über „ausgeſtorbene Grafenſtämme an der Südſeite des Harzes.“

Kräfte gewieten zu können. — Aber nicht blos die Führung des Krieges verlangte man von dem Regenten, sondern auch die Verwaltung der Gerechtigkeit. Der Regent war der oberste Richter; die Untergerichtsbarkeit war verliehen. Die Eintheilung war in Herzogthümer und Grafschaften. Diese Idee, den Römern entlehnt, wurde auf deutschem Boden geformt. Da der Regent nicht überall selbst die Gerichte besuchen konnte, so hatte er seine Statthalter. Damit aber auch diese nicht zu mächtig würden, so vertheilte er die Rechte. Wie weise dies war und wie vortheilhaft für den Herrscher selbst, zeigte der Erfolg und die Entstehung der Landeshoheit. So lange die Rechte vertheilt waren, hatte der Regent immer Gelegenheit, sich in die Streitigkeiten zu mischen und sein Ansehen zu behaupten, ja es waren gewisse Fälle ausgenommen, wo er nur allein entscheiden konnte. — Der erste von den Statthaltern war der Herzog. Schon ehe die Deutschen von den Franken beherrscht wurden, kannten und hatten sie Herzöge. Das Geschäft des Herzogs war Anführung im Kriege, wozu ihn seine Nation erwählte. Die Anordnung des Heerbannes oder der Heereszüge gab ihm den Namen Heertog (Herzog) und seine Tapferkeit diesen Vorzug. Außer der Anführung des Heeres gehörte ihm der Blutbann und die Vollziehung der gräflichen Sentenzen, wozu auch die Polizei in dem Herzogthume gerechnet werden muß. — Unter der Regierung der sächsischen und fränkischen Kaiser hatte sich das System nur in sofern verändert, daß die Macht der Herzöge und Grafen höher gestiegen war. Der Herzog war nun das für seine Provinz, was der Kaiser für das Reich war, und regierte auf gleiche Weise. Er wurde von den Landständen gewählt, wenigstens ist dies in Lothringen, Baiern und Schwaben erweisbar. Der Kaiser bestätigte ihn durch die Lehnsfahne, und nur Felonie und darauf erfolgte Acht entsetzte ihn. Seine Afterlehnleute, die Grafen und andere freie Dienstmannen, waren vielleicht seine Erbbeamte. Sie selbst waren Vasallen des Reichs und schwüren dem Kaiser Treue durch den Handschlag.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mönch auf dem Moritzthurme zu Coburg.

(Schluß.)

„Alter Martin," sprach sie hier zu ihm, „du bist ein treuer Kriegsknecht und weißt wohl, daß du meiner Verwendung allein deine jetzige Ruhestelle zu danken hast; darum gehorsame einmal mir, deiner gnädigsten Frau, mehr als deinem gnädigsten Herrn. Er ist heut im Zorn; morgen wird er milder sein, und wo nicht, so gebe ich dir Geld und Mittel zur Flucht. Höre denn! So der Graf dir die Silbergulden hinaufschickt auf den Thurm — es mag nun einer, zwei, vier, sechs sein — so nimmst du sie demüthig vom Boten an und sagest, du wollest gehorsamlich so viele Hornstöße thun, als Münzen sind. Dann aber lässest du die Leuchte brennen in deinem Gemach, verschließest dasselbe wohl, steigst nieder vom Thurm und kommst zu mir herauf in die Burg, hier in mein Kloset, wo ich dich verwahren will bis zum morgenden Tage. Still bleibt es dann oben auf deiner Höhe, das Todeszeichen schweigt und mit den unschuldigen Häuptern wird sogar das schuldige gerettet. Mag es doch, wenn meines Gemahls Hand nur rein bleibt vom Blute, und zürnt er heute — morgen wird er mir danken. Wirst du gehorchen, Martin?" Und Martin versprach es nach einigem Zureden. Da schlich auf leisen Sohlen der Mönch hinter einer Tapete hervor und küßte der Gräfin Gewand. Es war der Beichtiger ihres Gemahls, der Barfüßerkloster in der Stadt, unsern des Marktplatzes. „Pater Malchus!" rief die Gräfin erschreckt. Er aber beruhigte sie und lobte ihren Entschluß und ihr weiches Herz, und versprach Verschwiegenheit gegen den Grafen. Die Nacht kam nun, die eilfte Stunde schlug und mit ihr das Herz der edlen Gräfin. Da trat der Graf, von einem Diener gefolgt, in ihr Gemach. Seine Züge waren von einem seltsamen Lächeln umspielt. „Seht hier!" sprach er, und hielt ihr die geschlossene Hand hin, „seht den Haufen von Silbergulden, den ich soeben hinauf senden werde zum Martin." Und da die Gräfin mit klopfendem Herzen die Hand öffnete, blinkte nur Einer darin. „Dem Mörder!" sagte der Graf finster. „Meister Henker hat die Weisung, mit ihm zu beginnen. Die Uebrigen sollen davonkommen mit der Angst. Frau Beate küßte die gestrenge Hand und bereute nun fast ihre getroffene Verabredung mit dem Thürmer. Doch sagte sie nichts, und der Gemahl sandte den Boten weg und verließ sie. Nicht lange, so erschien der Thürmer an der geheimen Pforte ihres Klosets, den Silbergulden in der Hand und am Gürtel das Bund seiner gewaltigen Schlüssel. Die Gräfin winkte ihm Stille zu und trat an das Fenster, denn die Nacht war hell, und den Berg hinab bewegte sich, wie eine Feuerschlange, ein Zug von Fackeln und Gestalten, und gegenüber am Berge zeigte sich in dunkelrothem Schein das Gemäuer des Hochgerichts. „Liebe Jünglinge," dachte Frau Beate, „Altersgenossen der Jünglinge meines Herzens, wandelt nur getrost, kein abscheulicher Mordstahl wird eure blondlockigen Häupter berühren! O daß ein Engel Zuversicht und Hoffnung hauchte in euere geängsteten Herzen. Warum diese Qual? Wie grausam die Männer doch sind? Ich hätte sie euch nicht erdulden lassen. Vielleicht aber dient sie dazu, eueren Muth für das ganze Leben zu stählen, und wie man einer überstandenen Gefahr noch lange mit Vergnügen gedenkt, so werdet auch ihr einst von dieser Nacht erzählen, wenn ihr an eurem Herde sitzt bei eueren künftigen Weibern, und rothwangige Kinder euere

Digitized by Google

Knie umſpielen." Jetzt verſchwand der Zug im Thal; aber die Gräfin ſah noch lange ſeiner traurigen Spur nach und wie er wieder erſchien und wieder verſchwand. Endlich war er am Hochgericht; es leuchtete ein Lichtkreis von dorther in der Ferne auf. Frau Beate aber ging zum alten Martin, nahm deſſen zitternde Hände in die ihren und ſprach: „Wie gut iſt es, Martin, daß ich dich bei mir habe. Doch du zitterſt, und ich werde dir einen Humpen mit Wein holen, alter Mann, zur Labung; auch haſt du nichts zu fürchten, denn mein Gemahl iſt gnädig!" Damit ging ſie nach dem Vorgemach und füllte am Schenktiſche einen ſilbernen Humpen aus ſchwerer, ſilberner Kanne bis an den Rand. Eben war ſie mit ſolchem auf dem Rückweg begriffen und überſchritt die Schwelle ihres Kloſets, da zog in tiefer Ferne ein langer, weitſchallender Hornruf durch die Luft.

„Was iſt das?" fragte die edle Frau erſchreckt und blieb horchend ſtehen.

„Es kam," ſagte Martin nach einer Pauſe, „bei Gott, es kam von meinem Thurme! Ich kenne mein Horn."

„Von deinem Thurme! Mann des Unglücks, haſt du denn nicht gethan, wie ich dir befohlen? Haſt du nicht die Thurmpforte verſchloſſen?" Alſo bebte es von den Lippen der Gräfin.

„Wohl that ich nach euerem Befehl, hohe Frau. Hier ſind alle meine Schlüſſel!"

Ein zweiter Hornruf ertönte wie der erſte und benahm Beiden Sprache und Athem — nach kurzem Zwiſchenraume der dritte, der vierte.

„Jeſus! Jeſus! ſchrie nun die Gräfin und ließ den Becher aus ihrer Hand fallen, ſo daß der edle Wein über den Boden floß, „was iſt geſchehen? Wer treibt ſein entſetzliches Spiel mit mir? Sollte der Graf, mein Gemahl — nein, ſein Wort iſt ein Heiligthum; er brach es nie; furchtbarer Alter — du haſt mich betrogen!"

„Nein, nein! Ich ſchwöre es bei meiner Seelen Seligkeit, bei allen Wunden des Heilandes, ich bin unſchuldig!" rief der Thürmer, auf ſeine Kniee ſtürzend. „Nichts weiß ich, als daß ich Alles that, was ihr befahlet; es muß der Böſe ſein, der ſein hölliſches Spiel treibt."

Und der fünfte und ſechſte Hornruf ertönte.

Da ſtürzte der Graf in ſeiner Gemahlin Gemach. „Hört Ihr's, Beate?" rief er zornig, „der ſchändliche Thürmer überſchreitet mein Gebot und bläst mehr als einmal. Doch was iſt das? Gott im Himmel!"

Er erblickte den alten Martin mitten im Gemache knieen. Seine Gemahlin ſank halb ohnmächtig neben ihm hin. „Fort!" athmete ſie mit der letzten Anſtrengung ihrer Stimme, „ſendet Boten, daß dem Schrecklichen Einhalt geſchehe. Laßt all' Eure Roſſe zu Tode jagen, nur fort, nur fort!" Und der Graf eilte hinaus; aber es war zu ſpät. Zwölfmal rief das Horn, und da des Grafen Boten auf keuchenden Roſſen ankamen, lagen zwölf enthauptete Körper im Kreiſe der Reiſigen und Fackeln umher. Und keiner war mehr übrig von den Gefangenen, denn es waren ihrer gerade zwölf geweſen. Und alle zwölf Körper, unter ihnen der des Mörders, waren gefallen. Aber der Graf war hinabgeeilt in die Stadt mit den Schlüſſeln des Thürmers; er fand das Thurmpförtlein geöffnet und eilte, glühend vor Zorn, die engen Wendeltreppen hinauf. Da ſah man eine Geſtalt in dunklem, fliegendem Gewande auf dem Umgange ſtehen, über die Brüſtung gelehnt, noch das Horn in der Hand. Schauerlich heulte der Wind, aber eine Stimme heulte noch ſchauerlicher in die Nacht hinaus: „Buben, ich habe euch vergolten! Ihr verhöhnt mich nicht mehr. Wußtet ihr nicht, daß es gefährlich iſt, einen Mann Gottes zu erzürnen? Wußtet ihr nicht, daß ein Mönch niemals verzeiht? Wie lieblich euer Gelächter klang in der Halle und euer koſendes Gerede! Jetzt koſet auf dem Rabenſteine mit den flatternden Raben und Eulen. Ihr habt eine Ewigkeit dazu Zeit."

Aber die Stimme des Männleins verhallte in einem gräßlichen Geſchrei. Von zwei kräftigen Armen gepackt und hinabgeſtürzt über die Brüſtung, verſchwand er in der Tiefe. Die zerſchellte Leiche des Pater Malchus ward am andern Morgen am Fuße des Thurmes gefunden. Wie er hinabgekommen, hat man niemals erfahren. Und viel Unglück traf von dieſer Zeit an Burg, Stadt und Land. Die biſchöflichen Vaſallen, ſchwer gereizt durch den Mord ihrer Söhne, erneuerten die Fehde mit verdoppelter Kraft, verwüſteten des Grafen ganzes Gebiet und gaben keinem Gefangenen mehr Quartier. Und Kunde lief ein aus Welſchland, daß die jungen Grafen gefallen ſeien in einer großen Schlacht vor Revanna. Das brach Frau Beatens Herz und ſie ſtarb lange vor ihrem Gemahl. Der geſpenſtiſche Mönch aber, der von Zeit zu Zeit auf dem Umgange des Thurmes erſcheint und ſein Geiſterhorn ertönen läßt, wer möchte zweifeln, daß es Pater Malchus ſei?

Das beſte Buch.

Das beſte Buch, außer der Bibel, iſt ein Buch Schreibpapier; das bildet Geiſt und Herz. Schreib' ein, was Du erfahren an Dir und Anderen; Deine Pläne und ihr Bereiteln, Deine Wünſche und die Erfüllung derſelben, Deine Schwächen und Gebrechen und Gottes Macht und Liebe! Bemerke: wie Du geſtrauchelt und Dich gehalten haſt, wie Du gefallen und wieder aufgeſtanden biſt, und wie Gott Dich immerdar geleitet. Schreib' ein: wen Du gefürchtet, und ſiehe — der Herr war's!

So wird das Tagebuch zu einem Buche des Le-

Digitized by Google

bens. Ein schlechtes Buch ist ein viel gefährlicherer Verführer als ein böser Mensch. Es tritt noch leiser auf und wird zum Meuchelmörder. — Auch hier namentlich gilt der Spruch: Dem Reinen ist Alles rein.

Was Du schreibst, es sei Dir, als ob alle Welt es lese, und wenn Du sprichst, als ob Jemand Alles aufschriebe. —

K. Steiger.

Feuilleton.

[Merkwürdige Novembertage in Napoleons Leben] 2. Einnahme von Lambach 1805 und von Cästrin 1806. — 3. Eroberung von Scharnitz 1805. — 9. Ankunft in St. Cloud 1813. — 12. Besuch der Königin von England auf Elba 1814. — 13. Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne auf der Brücke von Arcole 1795. — 14. Wien genommen 1805. — 20. Einzug in Brünn 1805. — 24. Reise von Berlin nach Posen 1806. — 26. Schlacht an der Beresina 1812. — 28. Einzug mit Pius VII. in Paris 1804. — 30. Einzug in Lissabon 1808.

Die Messiashoffnung ist von einer jüdischen Partei in Frankfurt a. M. öffentlich aufgegeben worden. Sie sichern sich dadurch vor Täuschungen, wie sie von Zeit zu Zeit vorgekommen sind. Falsche Messiase der Juden: Barkochba 178 und 179 nach Chr. mit einem Heere. Ein Moses, als vom Tode erstandener Befreier Israels, trat 434 in Candia auf. Julian 100 Jahre nachher in Palästina, den Kaiser Justinian besiegen ließ. Im 8. Jahrhundert der spanische Jude Serenus, welcher predigte und Schüler hatte, aber gleich diesen im Elende starb. Im 13. Jahrhundert erschienen 7—8 in Arabien, Persien, Spanien und Mähren. Einer von diesen, David el Re, ein großer Zauberer, brachte die Juden in Aufruhr und fiel durch Meuchelmord. Jacob Ziegler aus Mähren im 16. Jahrhundert verkündigte die nahe bevorstehende Erscheinung des Messias, der seit 14 Jahren geboren sein sollte. Er wollte ihn in Straßburg gesehen haben und bewahrte Degen und Scepter, sie ihm zu übergeben. Dessen Prophezeihung bestätigte 1624 ein Namensvetter von ihm, und 1666 gab sich Sabatai Sevi in Aleppo für den von den beiden Ziegler verkündeten Messias aus, predigte auf Landstraßen und Feldern, verband sich mit Nathan Levi, der den Elias vorstellte, ward aber aus Angst endlich Muhamedaner und starb, von seinen ehemaligen und spätern Glaubensgenossen verachtet. Der polnische Messias Sabatajcavit störte die Landesruhe, und seine Versammlungen, die er hielt, konnten nur durch Waffengewalt auseinander getrieben werden. Er ging nachher nach Constantinopel, wo er festgenommen wurde. Der polnische Jude Mehany schrieb gegen ihn und reiste nach Constantinopel, um ihn vor dem Divan der Betrügerei zu überweisen. — Aber auch unter den Christen haben sich Pseudomessiase gezeigt. In Frankreich erklärte sich Gabriel Galland in einer kleinen Schrift für den Messias, indem er behauptete, ein Engel zu sein, den Gott vor 29 Jahren in einer armenischen Frau mit einem neuen Körper bekleidet hätte. Am letzten Freitage des J. 1828 wollte er sich in Marseille an einen Stein schmieden und ertränken lassen und am dritten Tage auferstanden in der Stadt wandeln. John Cham aus Schottland errichtete als der vom Himmel zum Weltgericht gekommene Christus zu Leatherwood bei Washington 1828 seinen Thron. Die sich nicht blenden ließen, hielten die ihm eingedrückten Nägelmale für Spuren von Handfesseln, die er früher als Verbrecher getragen hatte. Sein Bruder kam 1829, um das weltliche Reich anzutreten, indem John nur das Volk Gottes berufen hätte. Die 65jährige Joh. Southcote in London wollte 1814 mit dem wahren Messias schwanger sein. Man ertappte ihre Anhänger, als sie einer armen Frau eines ihrer Zwillingskinder abhandeln wollten. Dennoch behauptete 1831 ein Betrüger zu Aschten, er sei der von der Southcote verheißne Messias. Lady Esther Stanhope, die so viel Aufsehn in Syrien machte, galt einige Zeit als die Vorgängerin des vollbringenden Messias.

Der Philosoph Heraklitos um 500 vor Chr. G. war immer ernst, seine ganze Gemüthsart melancholisch; dagegen heißt Demokritos, geb. 490 oder 470 zu Abdera, der lachende Weltweise. Von ihnen sagt M. Claudius: Der Philosoph von Ephesus, den Niemand verstehen konnte, und der große Mann von Abdera waren Jean (Jean qui pleure und qui rit), die man versucht hatten, und aus Erfahrung einsahen, was der Mensch ist, sein soll und werden kann.

Gz.

Die Größe, die Macht und die Würdigkeit eines Volks beruht in den fernhaften Bestandtheilen seiner Ausbildung; und von einer jeden Regierung ist zu verlangen, daß sie ganz vorzüglich ihre Aufmerksamkeit diesem Punkte zuwende. Ihre Selbsterhaltung, ihre Ehre fordern es. Ein frivoles und indolentes Volk wird eben so verächtlich, als ein dummes, schlaffes und knechtisches. Eine Handvoll Engländer erzwang von 300 Millionen Chinesen einen schimpflichen Frieden mit der Bewilligung alles Vorgeschriebenen.

Lesefrüchte.

Wo die Geister gebunden werden, kann es keine des Namens werthe Kunst oder Wissenschaft geben.

(Eschirner.)

Der Mensch ist kein künstlicheres Geschöpf, als die andern; er weiß es nur, daß er es ist, und daraus erklärt sich Alles. (Lichtenberg.)

Seitdem man Wissenschaft zu nennen beliebt, Anderer thörichte Meinungen zu kennen, ist dem Menschen die Lebenszeit zu kurz geworden. (Derselbe.)

Was den Menschen leiten soll, muß wahr, aber Allen verständlich sein, wenn es ihm auch in Bildern beigebracht wird, die er sich bei jeder Stufe der Erkenntniß anders erklärt. (Derselbe.)

[Altdeutscher Witz und Verstand.]
(Lessing's Werke, 13. Band.)

Laß einen Jeden, wer er ist,
So sagt er auch nicht, wer du bist.

Schant ist gefordert, Gebhardt verdorben.

Besser ichts, denn nichts. —

Hart gegen Hart, nimmer gut ward.

Ohne Wein und Brod leidet Venus Noth.

Hast du Geld, so tritt derfür,
Hast du keins, bleib bei der Thür.

Weiben macht nicht leiden.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeig.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 77. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 3 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2 1/2 Egr. oder Rgr.) berechnet.

Der Schiffbruch.

Von

Carl Grafen von Hülſen.

Es heult der Sturm, es brüllt das Meer;
Die Kraft des Menſchen nützt nichts mehr;
Ein Spiel der Wellen ſind die Schiffe;
Gefahren droben Strand und Riffe.
Da hat der Sturm ein Schiff erfaßt, —
Geborſten iſt der letzte Maſt!

Es wird geſchleudert nun das Schiff
Auf ein dem Strande nahes Riff.
Ein Boot iſt ſchnell hinabgelaſſen,
Doch leider kann's nicht Alle faſſen.
Ein ſchönes Mägdlein bleibt zurück
Allein, bejammernd ihr Geſchick.

Ein Jüngling ſchaut das holde Kind
Vom Ufer aus und ſpringt geſchwind
Als kühner Schwimmer in die Wogen.
Sein Hoffen hat ihn nicht betrogen.
Der Jüngling bringt mit ſtarker Hand
Das Mägdlein glücklich an das Land.

Als Alle nun geborgen ſind,
Wird von dem Riff' mit Sturmeswind
Das Wrack in's Meer hinabgezogen
Und iſt verſchwunden in den Wogen. —
Da ſinkt zur Erd' die Mannſchaft hin
Und dankt Gott mit frommem Sinn!"

Deutſchlands frühere Verfaſſung.

(Fortſetzung.)

Bis zu den hohenſtaufiſchen Kaiſern waren die großen Vaſallen des Reiches noch nicht Landesherren, wenngleich ſie eifrigſt danach ſtrebten. Zur Landeshoheit gehörte zuvörderſt: Erblichkeit des Lehns und vermehrtes Eigenthum, wodurch das Anſehen der Kaiſer verringert werden mußte. Endlich wurde unter den Hohenſtaufen das Beneficialſyſtem geſtürzt und das Feudalſyſtem oder die Erblichkeit der Würden an deſſen Stelle geſetzt. Der Heerbann wurde geſprengt, die Herzogthümer hörten auf, ihre Stellen nahmen Kurfürſtenthümer ein; aus großen Reichsbeamten entſtanden erbliche Landesherren, die ſich nunmehr die Oberherrſchaft über diejenigen anmaßten, die vorher unter ihrer Gerichtsbarkeit ſtanden. So konnte nun mancher Graf aus einem Reichsunterthan der Unterthan eines Herzogs oder eines andern Fürſten werden, was beſonders unter der Regierung Kaiſer Friedrichs II. der Fall war. — Nach dem Herzoge kam der Graf. Daß die Deutſchen ſchon längſt vor den Franken Grafen hatten, ſagt Tacitus (Germ. c. XI. et XIII.): „Sie haben Vornehme, die durch die pagos und vicos Recht ſprechen; der Adel oder große Verdienſte des Vaters gaben auch dem Jünglinge die Würde der Vornehmſten." Doch ſprachen die Vornehmſten nur in geringeren Fällen Recht; wichtige Sachen gehörten auf die großen Verſammlungen, wo dieſe Richter gewählt wurden. Alſo hatten auch nicht die Einwohner eines ſolchen pagus oder Gaues das Wahlrecht, ſondern es gehörte für die aus den Vornehmen und Auserleſenſten vom Volke beſtehende Verſammlung. Der Deutſche ließ ſich nur von ſeines Gleichen richten und am liebſten von alten Männern, die durch Erfahrung in den Geſchäften grau (Grave) geworden waren. Der Name Grave, der einen alten erfahrenen Mann bedeutete, wurde der Unterſcheidungsname der Richter. Dieſer Richter oder Graf bekam ſeine Gehülfen und Beiſitzer, Schöppen

Digitized by Google

(Scabini) genannt. Diese Justizbesorger verfahen alle Geschäfte in dem Gau oder Flecken, der ihnen anvertraut war. Niemals hing die Gerechtigkeitspflege in demselben ganz vom Volke oder von einem hohen Adeligen ab. Die Schöppen gaben dem Grafen Rath und der Graf vollzog oder bestätigte eigentlich nur, was die Schöppen unter seinem Vorsitz beschlossen hatten. Bei der Wahl der Schöppen sah man blos auf Verdienst und Erfahrung. Unter dem Grafen standen die Centgerichte. Dreimal im Jahre hielt der Graf Gericht; überdem aber auch, wenn es dringend war, zu außerordentlichen Zeiten. Konnte der Graf nicht selbst zugegen sein, so vertrat sein Schulze, der erste von den sieben Schöppen, seine Stelle. Die Gerichte selbst wurden unter freiem Himmel, meistentheils auf einem Berge, gehalten, der den Namen Mahlberg, Mahlstadt erhielt. Die Grafen konnten abgesetzt werden; jeder Gau hatte seinen Gaugrafen. —

Die Ehre eines vornehmen Deutschen bestand darin, daß er ein ansehnliches Gefolge hatte, welches Cäsar ambacti oder clientes, Tacitus aber comites nannte. Es war daher Sorge der Angesehensten, sich solche comites (Begleiter) anzuschaffen und ihre Gunst durch Geschenke an Pferden und Waffen und durch große Gastmähler zu gewinnen. Als sich die Deutschen in den eroberten Ländern niedergelassen hatten und der Werth des Eigenthums immer mehr geschätzt wurde, so gaben die Könige und Anführer, statt der geringen Geschenke, ihren Anhängern eine bessere Belohnung an Landgütern. Diese Geschenke oder Bewilligungen wurden beneficia genannt, weil sie freie Geschenke waren, und honores, weil sie einen Vorzug bezeichneten. Diejenigen, welche beneficia erhalten hatten, hießen fideles (Treue), homines in truste dominica (Leute, die sich in dem Trost des Herrn befanden), oder Leudes, Vassi und Vassalli. Daß sie für diese beneficia oder Lehen gewisse Dienste und Pflichten auf sich hatten, war eben so natürlich als nothwendig. Dies ist der Ursprung der Lehen. Als die fränkischen Könige ihre Herrschaft über Deutschland ausbreiteten, gaben sie ihren Begleitern (comites) gewisse Distrikte, worin sie die Justiz verwalten mußten. Diese Justizverwalter nannte der Deutsche Grafen (comites), und das Land, wo sie Gericht hielten, Grafschaft (comitatus). Hatten sie in ihrer Grafschaft nicht schon ansehnliche Güter, so bekamen sie dieselben gar bald. Eine Grafschaft ist also eine Jurisdiction oder Gegend und Weichbild, welche vor Alters den Grafen durch die Kaiser verliehen wurden, daß sie daselbst an ihrer Stelle Gericht halten sollten. — Zu den Zeiten der Karolinger hatte kein Herzog oder Graf das Recht, in den Städten einen Senat oder Consul zu bestellen; dies gehörte dem Könige oder seinem Statthalter und missis. Bürgerliche Geschäfte von geringerm Werthe besorgten die Bürgermeister (burgimagistri), und es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Einrichtung von Heinrich V. herrühren sollte, indem sie wohl schon früher nothwendiger Weise bestanden hat. Unter den Karolingern scheinen die Herzöge, wo nicht ganz allein, doch vorzüglich für die Militairangelegenheiten bestimmt, und die Grafen den Visitationen der königlichen Gesandten (missi) unterworfen gewesen zu sein. Karl der Große wollte die Herzöge nicht zu mächtig werden lassen; das Beispiel des Thassilo in Baiern lehrte ihm diese Vorsicht. Er theilte daher die großen Provinzen in mehrere Grafschaften, deren Besitzer nicht von dem Herzoge abhingen, dessen Interesse von dem ihrigen ganz verschieden war. Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern waren die Grafen dem Herzoge untergeordnet, obgleich sie der König mit gräflicher Staatsgerichtsbarkeit beliehen hatte. Wegen ihrer Gewalt also hingen sie von dem Kaiser, als Vasallen aber von dem Herzoge ab, der auch ihre Urtheile vollziehen mußte. Die Grafen waren die Anführer ihrer Haufen, die sie dem Herzoge zuführten. Sie hatten auch keine Afterlehnleute, wie der Herzog. Die Grafschaften müssen nicht als Territorien angesehen werden. Allodialgrafschaften gab es nicht, die jetzt vorhandenen waren edle Herrschaften. Ein Graf hatte oft mehrere Grafschaften, denn da, wo er der stärkste Gutsbesitzer war, konnte er auch von dem Kaiser die Justiz haben, wie z. B. Hefeko, Graf von Orlamünde, zugleich Graf von Hohnstein war. In dem allgemeinen Zustande der Anarchie unter den letzten hohenstaufischen Kaisern griffen auch die Grafen um sich und nahmen, was sie erhalten konnten. Der Kaiser und Gegenkaiser bedurften der Hülfe derselben; wer von ihnen die besten Bedingungen gewährte, zu dem hielten sie sich. Von dieser Zeit an wird es erst möglich, die Geschichte eines gräflichen Hauses zu erzählen. Die Grafen hatten nun, so wie die Herzöge, ihre Würde erblich, blieben aber mit ihren Gütern den herzoglichen Häusern verwandt, von denen sie dieselben zu Lehen hatten.

(Schluß folgt.)

Friedrich Wilhelm I.

von

F. C. Schlosser.

Der boshafte Witz der in der französischen Schule gebildeten Spötter hat sich der Geschichte dieses Königs bemächtigt, und hat seine Schattenseite so grell gemacht, daß man Mühe hat, die Manier dieser kräftigen Regenten-Natur aus dem Standpunkte der Zeit und der Bildung, welche eine solche Dictatur oder Despotie forderte, ohne Vorurtheil zu betrachten. Der Meister des bittern Spotts und geistreicher Verhöhnung, Voltaire, hat auf den ersten Seiten des Buchs, das er seine Denkwürdigkeiten nennt, alles Lächerliche und Gehässige zusammengestellt, was sich von einem

Digitized by Google

geizigen und tyrannischen Regenten, und von der unseligen Vereinigung der Verwaltung und Gerechtigkeitspflege, die unter ihm in Deutschland Statt fand und hie und da noch Statt findet, Nachtheiliges und Empörendes sagen läßt. Pölnitz, ein Mann von ähnlichem Witz und gleicher Bildung mit Voltaire, hat zu der allgemeinen Schilderung, die dieser gegeben hatte, die einzelnen Züge hinzugesetzt; und Voltaire's Freundin und Correspondentin, die Fürstin von Baireuth, hat ihren eignen Vater in den Denkwürdigkeiten, die man vor fünfundzwanzig Jahren hervorgezogen hat, fast noch schlimmer behandelt, als Voltaire selbst. Wer indessen das Buch der preußischen Prinzessin, welches wohl hätte ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt bleiben können, aufmerksam liest, würde gewiß, wenn er wählen müßte, der durch Beispiel und Wirkung abschreckenden, geraden, derben, einfachen und doch wieder biedern deutschen Rohheit und Barbarei des Königs vor der falschen, prahlenden, eiteln, boshaften, verschwenderischen, französischen Hofbildung seiner Tochter, wie sie sich in dem Buche ausspricht, den Vorzug geben. Des Königs Geiz, dessen Uebermaaß lächerlich und gehässig ward, schaffte in einer Zeit, wo Verschwendung an der Tagesordnung der Höfe war, seinem Nachfolger die Mittel, den deutschen Namen, der damals unter allen Nationen ein Spott geworden war, zu Ehren zu bringen. Friedrich Wilhelm zeigte außerdem dem deutschen Bürgersmann, den er dadurch ehrte, daß er sich nach seiner Weise kleidete, daß er wie dieser lebte und speiste und redete, auf welche Art der Bürgerstand eigentlich seine Unabhängigkeit sichern kann und muß. Der König ward reich und mächtig, nicht durch Speculationen, Banken, Papier, Kauf und Verkauf, sondern durch Sparsamkeit und Haushalten mit geringem Einkommen; er zeigte dem deutschen Bürger, dem die Erwerbsmittel der Holländer und Engländer, der Lage des Landes und den Umständen nach, nie zu Theil werden können, und dem die Reichthümer des Adels fehlten, daß nicht der Besitz großer Güter, sondern die Verachtung kostbarer Vergnügungen und einfaches Leben reich mache. Von Völlerei, von Virtuosität im Trinken, von Maitressen und genialer Liederlichkeit, von fremden Künsten und Künstlern, Sängern und Tänzern und Geigern war in Berlin keine Rede; aber freilich auch von keiner Bildung und keinem Streben, das nicht einen unmittelbaren Nutzen zum Zwecke hatte. Um zu begreifen, woher des Königs Verachtung der Wissenschaft kam, muß man bedenken, daß die französische Bildung, welche seine Mutter und sein Erzieher der derben, nur auf das unmittelbar Nützliche gerichteten deutschen Natur Friedrich Wilhelms hatten aufdringen wollen, diesem eben so widrig und lästig war, als der unsinnige Aufwand und die französisch-italienisch-spanische Etiquette am Hofe seines Vaters. Eine deutsche Bildung gab es gar nicht, und Weber in seinem „veränderten Rußland" versichert uns ganz ausdrücklich, daß alle deutsche Vornehmen die deutsche Sprache und ihren Gebrauch verachteten; die Frommen aber, denen Friedrich Wilhelm neben Offizieren und Soldaten ganz allein einiges Vertrauen schenkte, haßten und verfolgten jede Philosopie und Poesie, wenn sie nicht etwa geistlich war.

Sollte man die Verbindung der Frömmigkeit und Barbarei bei Friedrich Wilhelm auffallend finden und ihn tadeln, daß er den Philosophen Wolf wie einen Räuber aus Halle jagte, so muß man wissen, daß die beiden frommen Männer in Halle, Lange und Franke, den König deßhalb lobten. Einige Beispiele werden übrigens zeigen, daß Fürsten und freie Städte für die Sache des reinen und wahren Glaubens damals nicht weniger grausam waren, als die vorgeblichen Freunde der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zur Schreckenszeit für ihre Träume.

Wäre hier der Ort, die Pedanterei und Tyrannei der Schulen, Kirchen und ihrer lächerlichen Monarchen ausführlich anschaulich zu machen, von dem Hochmuth und dem Trotz der Beamten und des Adels zu handeln, und dieß Alles mit den vorher angeführten Lastern und der Verschwendung der Höfe zu vergleichen, so wäre es leicht, Friedrich Wilhelms Autokratie zu rechtfertigen. Er übte im Namen und im Sinn des Bürgerstandes eine gleichmachende Willkühr: edel und liebenswürdig war er freilich nicht.

Um zu zeigen, wie er gegen die Adelsbildung und academisch-französische Gelehrsamkeit der Zeiten seines Vaters die deutsche Derbheit seines Charakters geltend machte, mögen einige Beispiele folgen. In seiner Zeit, wie heutiges Tags, war es an den Höfen vornehm, französisch zu sprechen; nur mit Gemeinen und Bürgerlichen redete man deutsch, unter sich radebrechte man lieber französisch, als daß man sich im guten Deutsch unterhalten hätte. Friedrich Wilhelm war zwar der französischen Sprache ganz mächtig, er ließ, weil er die herrschende Sitte nicht ändern konnte, auch seine Familie französisch erziehen, sprach, wenn der Anstand bei fremdem Besuch es erforderte, selbst französisch, duldete aber gleichwohl nur die deutsche Sprache in seinen Abendzirkeln, unterhielt sich nur deutsch mit seiner Familie und mit den Gesandten deutscher Mächte. Sein gesunder Sinn verspottete und verhöhnte daher auch seines Vaters oder vielmehr seiner Mutter ganz nach französischem Muster eingerichtete, in Deutschland, wo so vieles Nützliche fehlte, ganz unpassende Berliner Academie als ein leeres Schaugepränge. Nur einmal, bei einer wunderbaren Genesung, erkannte er die Arzneiwissenschaft als abhängig von den Naturwissenschaften und schenkte der Academie für diese eine kleine Summe. Er umgab sich daher auch nicht, wie alle andern Fürsten, mit Franzosen und Italienern; er schickte nicht fremde Grafen und Marquis, wie man damals zu thun pflegte, als seine Gesandten an fremde Höfe, weil er sehr verständig behauptete: „zu seinen Geschäften habe er Deutsche ge-

Digitized by Google

nug, und ein zierliches Compliment in französischer und italienischer Sprache an einem fremden Hofe ablegen zu lassen, sei des Geldes nicht werth, welches er dem Fremden geben müsse."

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Zur Charakteristik des griechischen Volks.] Wie im Alterthume, so sind noch gegenwärtig die Griechen meistentheils lebendig, gewandt und mit vielen Anlagen begabt; allein der lange brutale Druck der Türken verwandelte bei ihnen die Frömmigkeit und den Glauben in Aberglauben, die Klugheit und Schlauheit in Hinterlist, den industriellen- und Handelsgeist in Raubsucht und Betrügerei, die Tapferkeit in Grausamkeit, das Selbstgefühl in Eitelkeit und Hochmuth, und eine angeborene Neigung zur zuvorkommenden Höflichkeit in Kriecherei. Das Feuer des Südens zeigt sich in ihren Geberden, wie in der Sprache, und wo sie nur können, überlassen sie sich ihrem Hange zur rauschendsten Freude. Sie sind fröhliche Gesellschafter, ohne Zutrauen einzuflößen; kaum sprechen sie ein Wort, so rufen sie alle Heiligen zu Zeugen ihrer Wahrhaftigkeit an und betheuren ihre Ehrlichkeit. Wenig bekümmert um Reinlichkeit in ihren Kleidern, lieben sie den Putz und, wie überhaupt die Südländer, lebhafte brennende Farben. Dabei sind sie, wie bemerkt, im höchsten Grade abergläubisch, unwissend und eitel. Allein der letzte Befreiungskampf hat auch zahlreiche Beispiele ächten Heldenmuths aufzuweisen, und wie stark die natürlichen guten Anlagen der Nation sein müssen, zeigt wohl am deutlichsten die Elasticität, welche nach 2000jährigem Drucke noch eine Empörung gegen so kolossale Uebermacht im J. 1821 aufkeimen ließ.

Ap.

Erzherzog Johann von Oesterreich sprach in der Rede, womit er am 18. September die zu Grätz versammelten deutschen Naturforscher und Aerzte begrüßte, unter Anderm Folgendes: „Vieles ist im Laufe der zwei verflossenen Decennien für das Gedeihen dieser Gesellschaft geschehen; das wichtigste Ergebniß ist der lebhaftere Verkehr und die innigere Vereinigung deutscher Gelehrten. Dadurch, daß man sich persönlich kennen lernte, fielen die Schranken, welche früher Deutschland's wissenschaftliche Vereinigung hinderten. Nur durch diese Zusammenkünfte konnte dies bewirkt werden; darum glaube ich vor allem des Gründers dieser Gesellschaft, Oken's, welcher leider heute in unserer Mitte fehlt, gerenken zu müssen, überzeugt, daß Sie, meine Herren, gewiß die Gesinnung einer dankbaren Anerkennung theilen werden." „Nun aber," fuhr der Erzherzog fort, „ist es Zeit einen Schritt weiter zu gehen; eine Versammlung so ausgezeichneter Männer ist dazu berufen, von ihr das wirkliche wissenschaftliche Fortschreiten ausgehen zu lassen." Er schlug nun vor, daß bei jeder Versammlung eine Uebersicht dessen vorgelegt würde, was im Laufe des verflossenen Jahres in den einzelnen Zweigen der Naturwissenschaften geleistet wurde, indem es bei der steten Erweiterung des Wissens dem Einzelnen immer schwerer werde, selbst innerhalb der Gränzen seines Faches dasselbe zu übersehen.

Der stoische Philosoph Kleanthes um 260 vor Chr. Geb. verdiente während seiner Studien sein Brod des Nachts mit Wassertragen für einen Gärtner, und da der Lohn nicht zur Anschaffung des Schreibmaterials hinreichte, so schrieb er die Ausspräche seines Lehrers Zeno auf Scherben und Knochen.

Personalnotizen.

Am 17. October starb der bairische Staatsminister und Bundestagsgesandte Freiherr Maximilian von Lerchenfeld. Geboren zu München 1779, studirte er zu Ingolstadt und trat 1806 als bairischer Gesandter am würtembergischen Hofe in den höhern Staatsdienst; doch verließ er sehr bald die diplomatische Laufbahn wieder und ward 1808 Generalkommissair des Regatkreises zu Anspach und in gleicher Eigenschaft 1809 zu Nürnberg, 1811 zu Innsbruck und 1814 zu Würzburg. Von 1817 bis zum Regierungsantritt des Königs Ludwig im J. 1825 war er Finanzminister, dann Bundestagsgesandter. Die unter dem Ministerium Wallerstein eingetretenen Differenzen waren Veranlassung, daß L. 1833 noch einmal, on d. Mieg's Stelle, in's Finanzministerium berufen wurde, das er wieder zwei Jahre verwaltete, worauf er 1835 als Gesandter nach Wien und später abermals als Gesandter am Bundestage nach Frankfurt ging. Von Karlsbad, dessen Heilquellen er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in diesem Jahre gebrauchte, kehrte er zwar noch Frankfurt zurück, begab sich jedoch, nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte, auf seine Güter im Baireuthischen, wo er starb.

Am 21. October starb der geh. Regierungsrath und königl. Regierungsbevollmächtigte bei der Universität Bonn, Philipp Joseph von Rehfues. Geboren zu Tübingen am 2. October 1779 in einer bürgerlichen Familie, erhielt er seine Bildung in dem dortigen protestantischen Seminarium und ging nach Beendigung seiner Universitätsstudien 1801 nach Italien, wo er bis 1805 lebte. Im folgenden Jahre trat er als Bibliothekar und Vorleser, mit dem Titel eines Hofraths, in die Dienste des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Würtemberg. Als er eine „Reden an das deutsche Volk" (Rürnb. 1813—14) und andere, durch die Zeitumstände veranlaßte Schriften herausgegeben hatte, berief ihn der Freiherr von Stein zum Generalgouvernement nach Koblenz, von wo er als Kreisdirector nach Bonn versetzt wurde. Die Gründung der Universität Bonn im J. 1815, die er schon 1814 durch eine Druckschrift angeregt hatte, eröffnete ihm eine neue Sphäre der Thätigkeit; er wurde dem zum Curator ernannten Grafen Solms-Laubach als Localcommissarius für die Organisation der neuen Universität beigegeben, trat aber schon im nächsten Jahre als außerordentlicher Regierungsbevollmächtigter und Curator an dessen Stelle. Sicher hat sich v. R. großes Verdienst um die, schnelle Begründung und das rasche Aufblühen der Universität erworben. Solche erkannte auch sein König an, der ihm den rothen Adlerorden ertheilte und in den preußischen Erbadelstand erhob. Im vorigen Jahren trat er vom Schauplatze seines Wirkens ab. Vor seiner Anstellung in Bonn entwickelte er eine ungewöhnliche schriftstellerische Thätigkeit. Schon 1802 gab er mit seinem Freunde von Schorner das Journal „Italien" zu Berlin, und als Fortsetzung desselben allein die „Italienischen Miscellen" heraus. Eine Reihe von Schriften über Italien und Sicilien schlossen sich an diese Arbeiten an. Sein Werk über Spanien („Spanien nach eigener Ansicht im J. 1808 bis auf die neueste Zeit," 4 Bde. Frkft. a. M. 1813) erschien zuerst in französischer Sprache zu Paris von Guizot bearbeitet. Die „Süddeutschen Miscellen," das „Europäische Magazin" fielen in die Jahre 1811—14. Von da an beschränkte sich seine schriftstellerische Thätigkeit nur noch auf kleinere Gelegenheitsschriften.

Ap.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Wiebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 78. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Mein Herz, ich will dich fragen.

Von

Halm.

Mein Herz, ich will dich fragen:
Was ist denn Liebe, sag'!
„Zwei Seelen und Ein Gedanke,
Zwei Herzen und Ein Schlag!"

Und sprich: Woher kommt Liebe?
„Sie kommt und sie ist da!"
Und sprich: Wie schwindet Liebe?
„Die war's nicht, der's geschah."

Und wann ist Lieb' am reinsten?
„Die ihrer selbst vergißt."
Und wann ist Lieb' am tiefsten?
„Wenn sie am stillsten ist."

Und wann ist Lieb' am reichsten?
„Das ist sie, wenn sie giebt."
Und sprich: Wie redet Liebe?
„Sie redet nicht, sie liebt."

Deutschlands frühere Verfassung.

(Schluß.)

Eine natürliche Folge des erblichen Besitzes der gräflichen Würde war die Entstehung der Geschlechtsnamen. Von den Geschlechtsnamen findet man schon einzelne Beispiele im Anfange der Kreuzzüge. Die Gauverfassung hörte auf. Dies war eine Folge mancher vorhergehender Umstände. Die großen Reichsbeamten hatten seit Heinrichs IV. Zeiten durch mancherlei Umstände ihre Würde und den damit verbundenen Genuß ansehnlicher Güter stufenweis erblich zu machen gewußt. Ihrem Beispiele folgten die niedern Reichsbeamten, die Grafen, nach, und Deutschland hatte statt der Gauen nun Grafschaften. Die Grafen besaßen in den Gauen ansehnliche Allodien und überdem noch solche Güter, die ihnen gleichsam zur Besoldung angewiesen waren; es fand also eine Vermischung leicht statt, zumal da das Oberhaupt außer Stand war, den Anmaßungen der Reichsbeamten Einhalt zu thun, und wohl gar noch Privilegien überdem an die Vasallen gab, die ihre Dienste so theuer als möglich zu verkaufen suchten. Da nun schon vorher ganze Gauen und Grafenbezirke den Namen ihres Grafen führten, so wurde dies beibehalten, indem sich die Grafen nach ihren Schlössern nannten. Die Grenzen der Gauen wurden auch dadurch immer mehr unkennbar, daß die Grafen manche Stücke verpfändeten, ihren Kindern schenkten oder verkauften. Der Güterverkauf kommt seit Gottfried von Bouillons Zeiten vor.

In Absicht des Güterbesitzes war Deutschland, als besonderes Reich unter Ludwig dem Deutschen, in lauter Dynastien getheilt. Ein solcher Dynast hatte das Oberrecht über Menschen, die ihm Dienste leisten mußten, und daher ein Lehn von ihm empfingen. Ebenso hatte er auch das Recht über Thiere und leblose Dinge, folglich gehörten ihm die Jagd, Fischerei, Wiesen und Gartenbau. Behielt er diese Stücke nicht selbst, sondern gab er sie an einen Andern, so mußten sie recognoscirt werden; daher kam der Erbenzins. In diesen Dynastien lagen kleinere Stücke Landes freier Leute oder Rittergüter, und in diesen wiederum Bauergüter, Hufen und Mansen. Diese Dynastien gehörten ursprünglich dem hohen Adel. Da das Christenthum aufkam, theilte sich der Besitz in drei Theile, nämlich der Monarch als erster Hochadeliger, die andern Hochadeligen

Digitized by Google

und die Geistlichkeit waren die Inhaber. Der Staat hatte nun die Gewalt darüber, aber nicht über Grund und Boden, sondern über Menschen und ihre Handlungen, d. h. er handhabte die Gerechtigkeit. Diese Dynastien sind untergegangen durch Theilungen in Ritter- und Bauergüter; vielleicht nahmen auch die Klöster davon, besonders aber sind sie von der Landeshoheit verschlungen, welche die Territorien erschuf. Diese Dynasten oder edlen Herren waren, in Absicht ihrer Güter, der Gerichtsbarkeit der Grafen unterworfen, so lange dieselben im Namen des Königs Recht sprachen. Aber wie nun, da sie in ihrem eigenen Namen Recht sprachen? Sie mußten alle Mühe anwenden, sich in der unmittelbaren Abhängigkeit von dem Könige zu erhalten und ihre Güter von der Gerichtsbarkeit der Grafen zu befreien. Der edle Herr, dem dies gelungen war, nannte seine Länder, die in mehreren Gauen liegen konnten, nun nach seinem Schlosse mit dem Zusatz Herrschaft. Hierin waren ihnen die Bischöfe mit ihrem Beispiel vorgegangen, die gleichfalls ihre Güter von der gräflichen Gerichtsbarkeit befreiet hatten. Auch die Entstehung neuer Reichsbeamten beförderte den Abgang der Gauen. Die Pfalzgrafen, die den Herzogen an die Seite gesetzt waren, um die kaiserliche Gerichtsbarkeit zu erhalten, auch diese waren erbliche Landesherren; ihre Stellen hatten aufgehört und waren mit andern vereinigt worden. Nur in den großen Städten, wo seit einiger Zeit kaiserliche Schöppenstühle waren, z. B. in Magdeburg und Halle, wurde im Namen des Kaisers Recht gesprochen. Der Pfalzgrafen gab es mehrere. Seit dem Untergange der Herzogthümer (als Würde und Amt betrachtet) bildete sich außer den städtischen Reichsgerichten fast in jeder Provinz ein kaiserliches Hof- oder Landgericht. Die Kaiser konnten nun den Grafen und Herzogen, da sie Landesherren waren, die Verwaltung ihrer Erbgüter und Einkünfte nicht mehr anvertrauen, es wurden also Landgrafen, Land- und Stadtvögte da gesetzt, wo die Kaiser noch ansehnliche Güter und Rechte hatten. So waren die Grafen von Hohnstein die kaiserlichen Vögte in Nordhausen. In Thüringen war schon früh ein Landgericht, vor dem auch Grafen verklagt werden konnten. Die deutschen Reichsgrafen genossen viele Vorrechte, als: Zoll, Münzregal und die Beschickung der Reichstage, wo sie in den vier gräflichen Collegien (in curia) ihre Stimme zu den Berathungen abgaben. Als im Anfange den 16. Jahrhunderts Deutschland in die zehn Kreise eingetheilt wurde, kamen auch die allgemeinen Kreistage (wohl zu unterscheiden von den Reichstagen) und die besondern Kreistage auf, auf welchen das Beste eines solchen Kreises von den Kreisobersten und Directoren besorgt und die Streitigkeiten der Kreisglieder geschlichtet werden sollten. — So entwickelte sich Deutschlands spätere Verfassung durch einen Zusammenfluß mannigfacher Umstände.

E. K.

Friedrich Wilhelm I.

von

F. C. Schlosser.

(Schluß.)

Die derbe Unwissenheit des Königs und sein Haß gegen Wissenschaft wird dadurch entschuldigt, daß Gelehrsamkeit und Wissen seiner Zeit dem Leben ganz fremd geworden waren. Wohin er blickte, sah er, im Leben und in Büchern, zu seiner Zeit nur das Abgeschmackte der deutschen Gelehrsamkeit, des Bücherschreibens und der unsinnigen Citirwuth, die sein natürlicher Verstand in ihrem wahren Lichte sah. Der König sagte mit Recht: Er wolle von den Leuten, die in dreißig Sprachen Verse machten und alle Bücher, die über die verschiedenen Theile der Wissenschaften geschrieben worden, an den Fingern herzählen könnten, gar nichts wissen, er wolle Leute, die Urtheilskraft hätten, und Fähigkeit und Uebung, diese schnell zu gebrauchen. Wenn er daher Jemand befragte, und dieser nach der in Schulen und Universitäten auch jetzt noch immer gebräuchlichen Weise einen berühmten Mann, wie das heißt, nach dem andern citirte, der dieses oder jenes gesagt habe, so schnitt die deutsche Natur gleich ab und sagte: Er wolle nicht wissen, was dieser oder jener gesagt habe, sondern was der Befragte davon halte. Er selbst, wie der Theil seiner Nation, dessen Vertreter er war, hatte von Poesie und Philosophie, oder was damit verwandt war, freilich keinen Begriff, er schrieb eben so ungrammatisch als unorthographisch; allein er sah gleichwohl das Bedürfniß der praktischen Wissenschaften für eine Zeit, wo Deutschland noch im Zustande des Mittelalters verharrte, sehr gut ein. Friedrich Wilhelms Polizei duldete freilich keine freie Aeußerung irgend einer Meinung über Staatssachen: es fiel aber auch damals keinem Deutschen ein, gegen die Obrigkeit, wie man sagte, eine Meinung zu haben. Das Nützliche der Zeitungen sah der König gleichwohl sehr gut ein. Er selbst hielt statt kostbarer Gesandtschaften die holländischen Zeitungen (die einzigen außer den englischen, worin man politische Nachrichten von einiger Bedeutung aufnehmen durfte), die Pariser, Frankfurter, Hamburger, Leipziger, Breslauer und Wiener, und einer von seinen Leuten mußte aus diesen bei Tisch oder in der Tabaksgesellschaft erzählen, oder die Artikel erklären. Er wollte Anfangs in seinen Staaten gar keine Zeitung dulden, als aber seine Armee rühmlich gegen die Schweden focht, durften, weil er gern ihre Thaten bekannt machen wollte, die Berliner Zeitungen wieder erscheinen; aber diese standen unter so strenger Censur, daß, wer wissen wollte, was in Potsdam vorging, die Leidner Zeitung halten mußte. Der Erklärer der Zeitungen, von Gundling, den der König, um die damalige lächerliche Gelehrsamkeit, Titel und Rangsucht zu verspotten, mit allen gelehrten Würden, mit Titeln und Auszeichnungen überhäufte, um ihn

Digitized by Google

hernach auf eine sehr unzarte und rohe Weise der brutalsten Behandlung preiszugeben, hatte viele gelehrte historische Bücher geschrieben und war das Bild des todten Wissens und der damit verbundenen Gemeinheit der Seele, die in Deutschland gehegt wurden.

Die gelehrte römische Rechtswissenschaft schien dem König ebenfalls für das praktische Leben in Deutschland mehr hinderlich als förderlich, weil die Dauer der Prozesse und die Chikane der Rechtsgelehrten durch die übertriebene Aengstlichkeit, irgend eine Form oder Formel zu übergehen, unendlich werde. Wenn er daher den berühmten Heinecciuß, den die Holländer nach Leiden riefen, und um dessen Verabschiedung sie ihn baten, nicht aus dem Lande lassen wollte, so war dieß nicht Achtung gegen die Rechtsgelehrsamkeit; sondern theils wollte er die Hallenser des Mannes nicht berauben, den er als sein Eigenthum betrachtete, theils antwortete er den Holländern ganz offen: „Da sie nicht litten, daß er große Leute für sein Regiment aus den Niederlanden ziehe, so wolle er auch nicht zugeben, daß der Jurist zu ihnen komme." Was er vom römischen Recht in deutschem Lande hielt, zeigte er auch dadurch, daß er den verrückten Bartholdy, der in seiner Gesellschaft ebenfalls mit barbarischem handgreiflichen Spotte verhöhnt ward, als Professor der Pandekten nach Frankfurt an der Oder schickte.

Wie unglücklich übrigens das Verhältniß war, welches Eigenthum und Leben der Unterthanen ohne alle schützende Form dem gesunden Verstande eines nach Bauern Art urtheilenden Königs unterwarf, davon giebt die Rechtspflege, die er übte, ein schreckliches Beispiel. Nach seinem gesunden Verstande urtheilte er, wenn von Prozessen die Rede war, ganz richtig, daß es ja unsinnig sei, wenn ein Bauer um einen Acker in Pommern Streit habe, die Gelehrten erst zu fragen, was die alten Juristen und Justinian in ähnlichen Fällen für Recht gehalten, und einen Beklagten Jahre lang in Haft zu halten, ehe nur sein Prozeß angefangen werde; wenn er aber die Procedur nach seiner Art abkürzte, dann sah man den Nutzen der Form freilich. Er erleichterte das Rechtsprechen und half schnell zu Recht oder Unrecht; allein alle gesetzliche Ordnung hörte dabei auf, und selbst unter Türken und Barbaren wagt der Regent selten ungestraft, was der König von Preußen wagen durfte. Er mischte sich, wenn es ihm einfiel, in die Criminalgerichtsbarkeit, wie in die Gesetzgebung, und verordnete, was ihm beliebte, ohne auf das vorher bestandene Gesetz, auf das Herkommen oder auf Menschlichkeit Rücksicht zu nehmen. Er verhängte die grausamsten Torturen und Strafen. Personen, die durch irgend eine Handlung oder auch nur durch Worte sein Mißfallen auf sich zogen, oder seinen Ideen von Keuschheit und seinem löblichen Eifer für eheliche Treue entgegen handelten, wurden entweder von ihm persönlich mißhandelt, wenn sie ihm begegneten, oder zu den grausamsten Strafen verurtheilt. Jedermann, besonders Frauen und Kinder, zitterten, wenn sie den König aus der Ferne kommen sahen, weil er sie über Geschäfte, oder über ihre Kleidung zu befragen, und wenn das Eine oder das Andere ihm mißfiel, sie mit dem Stocke zu besserer Zucht zu treiben pflegte. Auch die Flucht war nicht immer rathsam; denn der König, mochte er nun zu Pferde, im Wagen oder zu Fuß sein, sandte Jemand hinter sie her, und sie waren glücklich, wenn sie mit harten Vorwürfen oder mit Stockschlägen davon kamen und nicht auf einige Tage oder Wochen in's Zuchthaus oder nach Spandau geschickt wurden. Von seinen Strafen geben seine Lebensbeschreiber die Beispiele, daß er Kindesmörderinnen in Säcken, die sie selbst machen mußten, in's Wasser werfen, daß er junge Leute, die ihr Hab und Gut verschwendeten, nach Spandau oder in ein andres Zuchthaus bringen ließ. Des Königs Lobredner fügt hinzu, ein solcher sitze noch jetzt im Zuchthaus in Halle, wo er es übrigens, meint dieser Schriftsteller im Geiste seiner Zeit hinzusetzen zu müssen, ganz gut habe und auch unterrichtet werde. Viele wurden ohne weiteres auf den hölzernen Esel gesetzt, oder an den Pranger gestellt, oder in Ketten und Banden nach Musterhausen geholt, wo der König selbst unmittelbar über sie entschied und die Strafe augenblicklich vollziehen ließ.

In seinem Palast und in seiner Familie hielt er übrigens auf dieselbe Ordnung, die er im Bürgerhäusern wollte beobachtet wissen.

Was die Mode angeht, so wollte sein militairisches Auge nur Zöpfe sehen; Haarbeutel und eine gewisse bunte Kleidung der damaligen pariser Mode war ihm tödtlich verhaßt, Niemand wagte in Berlin darin zu erscheinen, und die französische Gesandtschaft war nicht wenig überrascht, bei einer großen Revue die pariser Tracht, in der sie erschien, an den Profosen aller Regimenter zu erblicken, die auch alle mit Haarbeuteln versehen waren.

Schauspieler duldete Friedrich Wilhelm nicht, am wenigsten italienische und französische, die damals alle Höfe bevölkerten. Er war aller Poesie Feind, war aber ein Muster bürgerlicher Rechtlichkeit und Frömmigkeit.

Ueber die sogenannten „cris de guerre" des französischen Adels.

Seitdem in den Kreuzzügen der Adel bestimmte Wappen mehr und mehr annahm, ward es auch Sitte, dem Wappenbilde eine Devise beizufügen, die entweder erblich wie das Wappen war, oder von jedem Inhaber des Wappens seinen Verhältnissen gemäß geändert wurde. Solcher Devisen finden sich noch viele bei dem englischen (durch ihre Einfachheit ausgezeichnet), bei dem deutschen, aber am zahlreichsten bei dem franzö-

Digitized by Google

fischen Adel. Ursprünglich verschieden von dieser Wappendevise war der erbliche Feldruf eines Hauses, das Kriegsgeschrei, an dem sich die geharnischten Häupter und Lehnsvasallen einer Familie während des Kampfes erkannten, das sie häufig wie die Parole unserer modernen Armeen benutzten und sich seiner gewöhnlich zum Zeichen des Angriffs bedienten. Dieser „cri de guerre“ war allerdings oft eins mit der Wappendevise, besonders wenn diese kurz und in der Familie erblich war; aber es ist irrig, mit Silberssparre anzunehmen, Feldruf und Devise seien ein und dasselbe. Einige der interessantesten Beispiele, wo beides getrennt neben einander bestand, werden meine Ansicht unterstützen.

Das königliche Haus der Valois führte die Devise: **Mon joye St. Denis!** während der Kampfruf: **France! France!** lautete. Die Preux de Vergy, welche die großen Edelleute von Bourgogne genannt wurden, führten neben ihrer schönen, echt ritterlichen Erbdevise: **pour elle tout mon sang!** den Feldruf: **au guet! au guet!** (zur Furth), weil ein Sieur puissant dieses Hauses durch schnelle Besetzung einer Furth den Sieg errang. Einige Herzöge von Alençon bezeichneten ihre Schilde mit der Devise: **cave adsum!** ihr Feldgeschrei lautete: **notre dâme d'Alençon!**

Ueberhaupt waren die Devisen mehr einzelnen Mitgliedern der mächtigen Seigneurie eigenthümlich, während der Feldruf mehr von Geschlecht zu Geschlecht erbte, und die Familien eifersüchtig über seiner Erhaltung wachten, da er sich fast immer auf eine ausgezeichnete Kriegsthat ihrer Ahnen, oder auch auf ihre hohe Abstammung bezog. So der Feldruf des erlauchten Hauses der Montmorency: **aide le premier baron chrétien!** So das stolze: **place à la banniere!** der Guisen. Die zahlreichen Familien, die das mächtige Haus Anjou bildeten, riefen: **Mon joye Anjou!** Noch verbreitet war der Ruf: **notre dâme au noble!** dessen sich die Glieder der Familien Ventadorn (dour) und Cerdaigne schon vor den Kreuzzügen bedienten. Am häufigsten allerdings diente kurz der Name der Familie als Kriegsruf, so bei den Escars, Perigord's u. a. Auf dem Boden der Vendée bluteten nacheinander 40 vom Hause Laroche-Jacquelein unter dem Rufe ihres berühmten Namens selbst noch in der neuesten Zeit für König und Recht.

Ge. He.

Feuilleton.

Karl V. erließ der Stadt Leidnig die Plünderung, weil der von ihm als Gelehrter geschätzte Apianus da geboren war. General Hülsen verschonte Hayniehen mit der Einquartierung, weil es Gellerts Geburtsort war. Pietele bei Mantua, einst Andes geheißen, wurde als Virgil's Geburtsort von Bonaparte 1797 wegen alles bei der Belagerung erlittenen Ungemachs reichlich entschädigt. Dem Dichter selbst wurde ein Monument errichtet. Alexander der Große gebot bei Ibrbenus Eroberung das Haus zu schonen, wo Pindar zur Welt gekommen war.

Folgende Verse schrieb Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen an die Wand seines Zimmers im Schlosse Lochau (j. Annaburg):

Wenn der Fürst ist selbst ein Kind,
Hat Räthe, die unerfahren sind,
Priester, die böse Exempel geben,
Leut', die ohn' Gottesfurcht leben,
Eine unversuchte Ritterschaft,
Einen Adel, der keiner Tugend acht't,
Einen Richter, der kein Unrecht straft, —
Da stehet das Reich auf Gunst und Gab,
Und nehmen Land und Leute ab.

Herder pflegte sich mit seiner geistreichen Gemahlin und seinem Sohne zu necken, wobei Letzterer immer mit seinem Vater Partei gegen die Mutter nahm. Einst sagte Herder: „Jeder von uns muß einen Vers machen, ehe er ein Glas Wein erhält.“ Die Bedingung wurde angenommen und Herder fing an:

„Ich wollt', ich wär' ein Wald,
Darin der Donner hallt,
Die Guten wollt' ich decken,
Die Bösen wollt' ich schrecken.
Ich wollt', ich wär' ein Wald,
Worin der Donner hallt.“

Seine Gemahlin fuhr fort:

„Ich wollt', ich wär' ein' Fichte',
Die sich gen Himmel richt't,
Mit himmlischen Ideen
Wollt' ich Dich dann umwehen.
Ich wollt', ich wär' ein' Fichte',
Die sich gen Himmel richt't.“

Der noch nicht 10jährige Knabe schloß hierauf die Reimversuche mit Folgendem:

„Ich wollt', ich wär' ein Spatz,
Und säß auf einem Ast;
Dem Vater wollt' ich was pflücken,
Die Mutter wollt' ich picken,
Ich wollt' ich wär' ein Spatz
Und säß auf einem Ast.“ (Bild.)

Auch unschädliche Schriftsteller können Schlimmes wirken. Karl XII. von Schweden wurde durch die Lectüre des Curtius zu Kriegsthaten begeistert, daß er Europa's Norden erschütterte. Curtius hat von den Thaten Alexanders des Großen geschrieben im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. Alexander selbst wurde durch die Lectüre Homers zur Thatenlust geweckt, wie man sagt. Gewiß that das Vorbild und Wort seines Vaters Philipp ebensoviel, als Homer, dabei. „Mein Vater wird mir Nichts zu erobern übrig lassen!“ rief er mit Thränen in den Augen aus. Bald konnte sein Vater zu ihm sagen: „Mein Sohn, suche dir ein anderes Reich; denn das meine ist für dich zu klein.“ Er that's. **G.**

Wer sein Leben opfert, legt auf den Opferaltar eine Gabe von ihm unbekannten Gewicht, vielleicht ein Jahrzehend, vielleicht eine Stunde. (J. Paul.)

Alle Glieder verraten am Menschen, aber nicht das Herz. (Derselbe.)

Verlag von Julius Hetbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 79. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Vater und Kind.

Von

G. Seidl.

Der König kommt aus der Schlacht nach Haus,
Den rasselnden Panzer zieht er aus,
Schnallt ab das Schwert, gelüftet vom Tod,
Stellt hin die Lanze, von Blut noch roth.

„Hab', spricht er, ein gut Stück Arbeit vollbracht,
„Gebrochen liegt meines Feindes Macht;
„Und mancher der Väter sucht sein Kind,
„Und manche der Mütter weint sich blind!" —

Sein Auge, das erst gebrobt so wild,
Verglüht des Grolles und leuchtet mild;
Sein Wort, erst Donner, — nun Flötenton,
Besorglich fragt es: „Wo ist mein Sohn?"

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück?
„Wie lang entbehrt' ihn des Vaters Blick!" —
Der Höflinq erwidert ihm nicht zu Dank:
„Dein Sohn, Herr König, ist krank — todtkrank!" —

„Todtkrank?" — Da stürzt er mit bangem Sinn
In's dumpfige Zimmer, zum Lager hin;
Matt strahlet die Lamp' auf des Knaben Gesicht,
Noch matter strahlet sein Lebenslicht.

„Mein Sohn, mein Kind, mein Erbe, mein Glück,
„Mit welchem Land kauf' ich Dich zurück?
„Nein, Tod, das forderst Du nicht, — nein, nein!
„So ungerecht kann der Tod nicht sein!" —

Da liegt der König vor seinem Kind,
Er selbst ein Kind, das in Thränen zerrinnt;
Und klagt was er tausend Aeltern gethan,
Da ihm es droht, als ein Unrecht an.

Ausgestorbene Grafenstämme an der Südseite des Harzes.

I. Die Grafen v. Scharzfeld und Lutterberg.

An der Südseite des oberen Harzes lagen nicht weit von einander entfernt zwei mächtige Bergfesten, Sitze edler Geschlechter, Scharzfeld und Lutterberg. Jetzt zeugen mächtige Trümmer von ihrer einstigen Größe.

Schon im siebenten Jahrhunderte soll am Harze, und zwar zu Lauterberg (Lutterberg), ein Dynast Werner geherrscht haben, wenngleich dies nur von der Verwaltung der Justiz und der eigenen Güter gesagt werden kann. Auch ist es gewiß, daß die Herzöge von Sachsen, Kaiser Heinrich und seine Nachkommen, die Ottonen, um den Harz geherrscht, wie dies Otto der Große 952 bestätigte, als seine Mutter Mechthilde Scharzfeld dem neugestifteten Kloster Pölde schenkte. Als Reichslehn an sich wald Scharzfeld mit der Reichsvoigtei über das Kloster Pölde 1091 vom Kaiser Heinrich IV. einem Widekind v. Wolfenbüttel übergeben; derselbe starb jedoch bald ohne Erben, und das Lehn fiel an's Reich zurück, von diesem an das Kloster Pölde. Der Erzbischof Norbert zu Magdeburg, der Pölde und Scharzfeld als Geschenk erhalten hatte, vertauschte diese Besitzungen 1130 an den Kaiser Lothar gegen das Kloster Alsleben an der Saale. Der Kaiser machte Scharzfeld zu einer Reichsfestung, und seit jener Zeit erst findet man Erbgrafen auf Scharzfeld und Lutterberg. Als erster gräflicher Besitzer von Scharzfeld und Lutterberg wird Sigbodo genannt, vielleicht vom Kaiser Lothar zum Grafen erhoben. Er war Schirmvoigt über Pölde und lebte

Digitized by Google

um 1130—1150. Er hatte drei Kinder: eine Tochter, an einen Grafen von Buch verheirathet, und zwei Söhne, Sigbodo (II.) und Burchard. Sigbodo II. starb ohne Erben. Burchard hatte zwei Söhne, von denen Heinrich Lutterberg, Burchard (II.) Scharzfeld erhielt. Heinrich starb jedoch bald ohne Erben.

Burchard (II.) war 1212 in Nordhausen bei Otto's IV. Beilager, mit dem er es auch gegen Philipp von Schwaben gehalten hatte. In der Folge erscheint er als ein Anhänger Friedrich II. gegen Otto. 1221 schenkte er mit seinem Bruder dem Kloster Pölde einige Zehnten. Nach dieser Zeit starb er bald und hinterließ drei Söhne, alle genannt Burchard und nur durch die beigelegten Namen, der Aeltere, der Weiskopf und der Krauskopf unterschieden, von denen Burchard der Aeltere Scharzfeld bekam, die übrigen beiden Lutterberg. Burchhard der Aeltere, Graf von Scharzfeld, der in mehreren Documenten als Zeuge genannt wird, zeugte mit seiner Gemahlin Adalana zwei Söhne, Sigbodo, der als Abentheurer ohne Erben gestorben ist, und Burchard (III.)

Burchard III. hatte eine geb. Gräfin von Eberstein zur Gemahlin und mit ihr, wie er selbst in einem Schenkungsbriefe sagt, sechs Söhne: Heidenreich, Sigbodo, Burchard, Ernst, Hermann und Heinrich. Die ersten beiden waren Domherren, in Halberstadt und Hildesheim, die übrigen mögen jung oder ohne Erben gestorben sein, denn zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts fiel Scharzfeld an den Grafenstamm zu Lutterberg. Dieser Stamm wurde durch die Gebrüder Burchard (der Weiskopf und Krauskopf) erst begründet. Beide regieren zusammen und erscheinen 1241 als Schutzvögte des Klosters Pölde, an welches sie für 82 Mark Silbers ihre Advocatur versetzen. Burchard der Weiskopf schenkte 1257 den Mönchen in Walkenried einen herrlichen Steinbruch bei Nürei, aus welchem jene die großen Stücke ihres spätern Prachtempels entnahmen. Dafür wurde der Geber mit seinen Söhnen in die Walkenrieder Brüderschaft aufgenommen. Burchard lebte 1268 noch und hat mit seiner Gemahlin, einer gebornen von Hadmersleben, vier Söhne: Otto, Heidenreich, Heinrich und Werner, erzeugt. Otto hielt sich zu Albrecht dem Unartigen in Thüringen und war 1279 auf dem Landtage zu Züllstedt bei Tanna. Er ist mit seinem Bruder Heidenreich nach dem Jahre 1290 gestorben und hinterließ einen Sohn Otto (II.). Heinrich scheint ein Geistlicher gewesen zu sein; Werner hingegen regierte noch mit dem jungen Otto einige Zeit zugleich.

Otto (II.) erbte nach Abgang der Scharzfeldischen Linie deren Besitzungen und nennt sich daher bald Graf von Scharzfeld, bald Graf von Lutterberg. Im Jahre 1311 residirte er zu Scharzfeld. Dem Kloster Walkenried hat er viele Ländereі geschenkt und liegt auch seine Gemahlin Jutta, welche 1327 starb, dort begraben. Otto's Todesjahr ist unbekannt. Er hinterließ drei Söhne: Otto (III.), Otto (IV.) und Heise.

Otto (III.) machte den Krieg zu seiner Lieblingsbeschäftigung und trat deßhalb in den deutschen Orden in Preußen, wo er in dem Clumerlande eine Comthurei erhielt. Er that 1331 einen Einfall in Polen, wo er großen Schaden anrichtete, eroberte stürmend die Stadt Frist und erbauete die Stadt Neuenmerk. Er ist in Preußen gestorben.

Die beiden übrigen Grafen Otto und Heise lebten um 1372 noch; mit ihnen ist der Stamm dieser Grafen erloschen. Nach ihrem Tode machten der Erzbischof von Mainz, der Bischof von Hildesheim und die Aebtissinnen von Quedlinburg und Gandersheim Ansprüche auf diese Grafschaft. Allein ein tapferer Ritter, Hans v. Minnigerode, nahm sie für den Herzog Friedrich von Braunschweig in Besitz. Scharzfeld und Lutterberg wurden 1402 an den Grafen Heinrich VIII. von Hohnstein für eilftausend Mark Silber verpfändet und 1456 völlig als ein erbliches Lehn überlassen, weil sie nicht eingelöst werden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Gustav Wrangel.

Roman von

George Hesekiel.

Erste Abtheilung.

„Und so ist mir das Dasein eine Last,
„Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.
. . . . . .
„O selig der, dem er im Siegesglanze
„Die blut'gen Lorbeer'n um die Schläfe windet!

W. v. Göthe. Faust.

Der Act des großen dreißigjährigen Trauerspiels in Deutschland, in welchem Herzog Friedland seine Rolle spielte, war der Entwicklung nahe. Der Abfall Wallenstein's vom Kaiser war zu Wien kein Geheimniß mehr, und seine Unterhandlungen mit den Schweden, durch Gefangennehmung des Unterhändlers, des Herzogs von Sachsen-Teschen, dem Kaiser bekannt geworden, beschleunigten das Ende des düstern Schlachtenfürsten. Der Kaiser mußte sein bestes Schwert zerbrechen, wenn er es nicht gegen sich selbst gezückt sehen wollte. — Aber Wallenstein lebte noch und, verlassen von so Manchen, auf die er gebaut, gedachte er den Grafen Max Piccolomini durch die Hand seiner Tochter an seine Sache zu fesseln. Doch dem jugendlichen Helden stand die Ehre höher als Liebe und Leben; sein Thun führte die Scene herbei, mit welcher wir unsere Erzählung eröffnen.

Der Rheingraf lag unthätig mit dem schwedischen Kriegsvolke bei Neustadt im Lager, die Waffen ruhten

Digitized by Google

in Folge der mit dem Herzoge von Friedland angeknüpften Unterhandlungen, als er ſich plötzlich von ſechzehn Fahnen kaiſerlicher Cavallerie unter Max Piccolomini angegriffen ſah.

Dieſe kühnen Reiter — nach ihrem erſten Oberſten hörten ſie ſich gerne Pappenheimer nennen — bildeten den Kern der kaiſerlichen Cavallerie und hatten ſich nach der Lützener Schlacht den Piccolomini zu ihren Führer erwählt, weil ſie ihn allein würdig hielten, Pappenheims Nachfolger zu ſein. Den jungen Führer beteten ſie faſt an, und da er, ſeiner Pflicht und ſeinem Kaiſer ehrenhaft treu, ſich nicht bewegen ließ, dem Herzog zu folgen, eben ſo wenig aber auch gegen den Kriegslehrmeiſter ſeiner Jugend, gegen den Vater ſeiner Geliebten, kämpfen wollte und ſich entſchloß, mit einem ruhmvollen Sterben ſein Heldenleben zu enden: ſo folgten ihm ſeine Pappenheimer begeiſtert in den Tod.

Es war ein entſetzlicher Kampf im ſchwediſchen Lager; Max und ſeine Getreuen wollten nicht ſiegen, ſie wollten nur ſterben und es gelang ihnen. — Das Schlachtfeld mit todten Reitern, Roſſen und zerbrochenen Waffen bedeckt, von Todesröcheln und herbem Schmerz umgraut, liegt vor uns; eine Gruppe ſchwediſcher Officiere höhern Ranges ſteht um den Rheingrafen, während die Soldaten rechts und links Gräber graben, den gebliebenen Kameraden, Freund oder Feind — der Tod hat den Unterſchied ausgelöſcht — zum letzten, kühlen Bette.

Der Rheingraf iſt ein alter Mann von edelem, ſtolzen Ausſehen, ein wenig nur gebeugt von dem Druck der Jahre; ſeine Züge haben ganz die eiſerne Starrheit, welche ein ewiges Kriegsleben einem jeden Geſichte mehr oder minder aufdrückt. Es iſt eine ſeltſame Caprice der Natur, daß ſie gerade durch das bewegteſte und ruheloſeſte Leben dem Antlitz eine eiſerne Feſtigkeit giebt. Man ſehe die ſtarren Geſichter der Seeleute, iſt nicht jeder Zug ein Widerſpruch gegen ihr unruhiges Leben? — Des Rheingrafen großes, blaues Auge ſchweifte ſuchend durch ſeine Umgebung und ruhte endlich lange auf einem jungen Officier, welcher träumeriſch vor ſich hinſtarrend mit dem Stulphandſchuh ſpielte; langes Blondhaar gab ſeinen wenig markirten Zügen das Anſehen, wenn auch nicht von Weichlichkeit, ſo doch von Weichheit, zumal da lange, ſchöne Wimpern ſein feuriges Auge von glänzend brauner Farbe überſchatteten. Knapp ſchloß ſich ein hellblauer Wappenrock um die elegante Geſtalt, ſilberne Stickerei zierte Kragen und Schöße, und ein rieſiges Schwert hing an einer weißen Binde von ſeiner Hüfte nieder, gemslederne Beinkleider und Stulpenſtiefeln mit ſilbernen Sporen vollendeten die Kleidung des jungen Kriegers; die trotzige Stirn bedeckte ein breitkrämpiger Hut, über deſſen Rand ein Strauß von weißen Schwungfedern ſeitwärts herabfiel.

„Hauptmann Wrangel!“ rief der Rheingraf. Der eben beſchriebene Krieger fuhr auf, und ſeine Figur zuſammennehmend, trat er mit ſoldatiſchem Anſtand vor den Feldherrn.

„Hauptmann Wrangel“ redete der Rheingraf den herantretenden Krieger an, „nehmen Sie einen Trompeter und melden Sie dem Herzoge von Friedland ſogleich das, woran Sie ſo thätig und eifrig Theil genommen haben!“ Er deutete bei dieſen Worten auf das Schlachtfeld. — Die Lippe des jungen ſchwediſchen Officiers kräuſelte ſich in ſeinem Hochmuth ein wenig, als der Rheingraf ſeinen Antheil am Kampfe erwähnte; der Rheingraf legte die Hand auf ſeine Schulter, zog ihn ein wenig ſeitwärts und nach einem kurzen Zwiegeſpräch gab er ihm ein Papier; Wrangel verbarg es an ſeiner Bruſt, dann verbeugte er ſich ſtumm bejahend und ſchritt eilig dem Theile des Lagers zu, wo die Reiter vom blauen Regimente Südermannland lagerten.

(Fortſetzung folgt.)

Eine ethnographiſche Abſurdität.

In einem geographiſchen Werke: „Atlas minor, Das iſt: Eine kurtze jedoch gründliche Beſchreibung der gantzen Welt, In zwey Theile abgetheilt. Mit vielen ſchönen newen Kupfferſtucken vnd Land-Beſchreibungen vermehret vndverbeſſert. Amsteloedami, Ex officina Johannis Janssonii Cl,IↃ,CXXXXXI.,“ heißt es, — vieler anderer höchſt ſeltſamen und unterhaltenden Angaben zu geſchweigen, — bei der Beſchreibung von Livland: „Von dieſem Land, wie gleichfals auch von Preuſſen, vnd der Litham, ſchreiben etliche glaubwürdige Historici, vnd ſonderlich Olaus Magnus, daß viel deſſelbigen Inwohner ſich alle Jahr in wölff verwandeln, vnd daſſelbige fürnemblich in der Chriſtnacht an einem beſondern Ort, welchen ſie vnter einander beſtimmen, auß welchem ſie nachmals in eben derſelbigen Nacht, wenn ſie ſich zu Wölffen gemacht, gleichſam Heer- vnd Hauffenweiß außſchweiffen, alles, was ihnen von Menſchen vnd zamen Thieren (ſintemal ſie ſich an die wilde nicht wagen) auffſtöſt, angreiffen, vnd nieder reiſſen, vnd alſo gröſſern Schaden zufügen, als die natürliche Wölff ſelbſt, deren denn dieſes Landt auch faſt voll iſt, immer thun können: Dieweil ſie nemblich die Heußlein, ſo hin vnd wieder in den Wälden ſtehen, gantz meiſterlich wiſſen zu ſtürmen, die Thüren eröffnen, vnd was ſie von Menſchen vnd Viehe darinnen ergreiffen, auffreſſen vnd verzehren.“

Erſtaunen muß es erregen, wie noch in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein ſolcher Unſinn geſchrieben und gedruckt werden konnte; denn dieſes Jahrhundert war ſchon ſo reich an Fortſchritten in vielfältiger Beziehung; Philoſophie, Sprachkunde, Phyſik und Aſtronomie wurden aufs nachdrücklichſte gefördert, und das Zeitalter Ludwig's XIV., bekanntlich das goldene der franzöſiſchen Sprache und Literatur, übte über-

Digitized by Google

allhin einen nicht geringen Einfluß aus. Um volle dreihundert Jahre früher urtheilte man weit und breit über Livland und Preußen wahrhaft ganz anders; denn als i. J. 1351 Winrich von Kniprode, dieser weise, thatkräftige Mann, den hochmeisterlichen Stuhl in dem Ordenshaupthause Marienburg bestieg und die große Schöpfung seines Ordens zur höchsten Vollendung brachte: da blickte alle Welt staunend nach Preußen und Livland herüber und fand und erkannte hier einen der wohlorganisirtesten und mächtigsten Staaten des damaligen Zeitalters. Zwar waren im Verlaufe der nächsten drei Jahrhunderte diese nordöstlichen Länder Europa's allerdings tief von ihrer einstmaligen Höhe herabgesunken; allein dennoch befanden dieselben in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sich nicht mehr in einem solchen Zustande und Verrufe, daß man über sie solche Absurditäten schreiben und glauben konnte. Denn Preußen hatte sich um diese Zeit aus seinem allerdings tiefen Verfall während der Polen-Herrschaft und anderer hier stattgehabten Wirren und Mißstände bereits wieder mächtig emporgearbeitet; die Hochschule zu Königsberg war schon längst der Sitz großer Gelehrsamkeit und Intelligenz; Männer wie Kopernikus, Hevelius, Robertthin, Simon Dach und Andere erregten die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt, und die Erwerbung der Souverainität über Preußen durch den großen Kurfürsten verlieh dem Herzogthume schon eine politische Selbstständigkeit und Bedeutung. Demnach unterliegt es keinem Zweifel, daß die oben angeführte fabelhafte Beschreibung unseres Landes einzig und allein der Ignoranz, oder der Leichtgläubigkeit des Herrn Verfassers und Consorten beizumessen ist.

J. W. F. von Rekowski.

Die Feier des 18. October in Berlin.

Am 18. Oct. ward die dreißigjährige Erinnerungsfeier der Schlacht bei Leipzig gefeiert! In dem durch Waffentrophäen würdig geschmückten Jagorschen Saale war ein Festmahl von etwa 220 — 250 Personen veranstaltet. Die alten Kriegsbelden Borstell, Müffling, Boyen, Colomb, Lützow (der neue Commandant von Berlin, Bruder des Lützow von der wilden Jagd) und viele der höchsten Civilbeamten, die damals den Kampf als Freiwillige oder in der Landwehr mitgemacht, waren zugegen, wie der Minister von Bodelschwingh, Präsident Grolman (der Bruder des jüngst verstorbenen Generals) u. A. m. Die üblichen Toaste auf das Andenken an den verewigten König, auf das Wohl des jetzigen und des königlichen Hauses wurden ausgebracht. Zum ersten Male ward dabei in öffentlicher Rede des Prinzen Friedrich Wilhelm Nikolaus gedacht und auf denselben als künftigen Thronfolger hingedeutet. Der Prinz ist am 18. Oct. 1831 geboren, vollendete also eben sein zwölftes Jahr. Der General der Infanterie v. Müffling erwähnte seiner mit den Worten: „Dieser Prinz, dessen Entwickelung zu seiner großen Zukunft jeder Preuße mit wärmstem Interesse verfolgt.“ Dieser Geburtstag war auch Ursache, daß der Prinz von Preußen, der als Ehrengast zu dem Feste geladen war, sich hatte entschuldigen lassen. Den größten Augenblick der Feier bildete wiederum die Rede des Generals v. Boyen, der den Toast auf das Andenken der Schlacht von Leipzig ausbrachte. Er sagte unter Anderm: „Es ist unser Brauch, den edlen Muth, der uns bei Leipzig den Sieg errang, im Volke zu wahren und zu pflegen. Er möge der stete Begleiter der preußischen Fahnen sein. Wir sind die Vertrauensflüchtlinge für die Siege Friedrich Wilhelm's IV. (bei diesen Worten brach ein stürmischer Jubel aus), in diesem Sinne wollen wir die Erinnerung an die Schlacht bei Leipzig heilig halten!“ Ein donnerndes Lebehoch und Hurrah erscholl nach diesen Worten fast mehr dem gefeierten Redner als dem Gegenstande seines Toasts. In einem der gesungenen Lieder wurden die Vorgänge der Leipziger Schlacht nach der Melodie „Prinz Eugen der edle Ritter“ referirt; bei einer Stelle, wo es hieß:

Borstell mit den tapfern Pommern
Thät an Leipzigs Thore donnern
Und die Riegel sprangen auf.

brach die freudige Begeisterung für den alten Führer mitten im Liede laut aus, der Vers mußte wiederholt werden, und Gläserklang und Lebehoch erscholl dem ergrauten Krieger, der mit tiefer Rührung diese Huldigung seiner alten Kriegsgefährten hinnahm und sich der Thränen nicht erwehren konnte. Der Minister v. Bodelschwingh sprach feurig zu den Versammelten und ließ das Feldherren-Kleeblatt: Borstell, Müffling, Boyen hochleben, die neben einander saßen. Das Fest war reich an erhebenden Momenten, und hat es dazu beigetragen, die Erinnerung an Das ernst zu wecken, was die Schlacht uns gewinnen sollte, so sei es doppelt und zehnfach gesegnet!

Feuilleton.

Eine Eigenthümlichkeit unsrer deutschen Sprache ist es, daß sie einen größeren Reichthum, als andere Sprachen, an Wörtern besitzt, welche, rückwärts gelesen, einen Sinn geben. Zuweilen steht der Sinn des rückwärts gelesenen Wortes in einer bedeutsamen Beziehung zu dem des vorwärts gelesenen z. B. Leben — Nebel. Manche Wörter klingen bei der Umkehrung ebenso, als vorwärts gelesen. Beispiele sind: Amme Emma, Bast Stab, Beil lieb, Burg grub, Bart Trab, euer Neue, Eber Rebe, Eisel Lese, für rüf', Grad Darg, grub Burg, Grab darg, grob borg', Gurt trug und Arug, hab' bab! husch Schuh, Kram Mark, Luft Gaul (Stuhl), Last Stal und stal (Stahl, stahl), Liß Still, Neger Regen, Reiz Zier, Ruf fur (fuhr), rüf für. Dasselbe Wort bleibt in Esse, neben, Elle, Otto, gütig. — Ebenso erhalten wir durch Umgekehrte und Zusetzen der Buchstaben eines Wortes weit mehr Wörter, als es bei dieser Operation in fremden Sprachen der Fall ist. Beispiele: Bleiche Leiche Eicht, Bach ach! Flachs Lachs, Pflicht flicht (flechten) Licht, Pflug Flug Lug, Pfeile Feile Eile, Kleid Leid Eid, Theil Heil Eil', Darm arm, derb erb'. G‡.

La plus sûre garde d'un roi est l'amour des peuples. (Fenelon.)

La sagesse n'a rien d'austère ni d'affecté. (Derselbe.)

Quand la sagesse et la vertu parlent, elles calment toutes les passions. (Derselbe.)

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 80. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr (2 1/2 Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Ausgeſtorbene Grafenſtämme ꝛc.

II. Die Grafen von Elettenberg.

Oeſtlich von Scharzfeld lag auf einem ſteilen Kalkberge, rings von Sümpfen umgeben, das feſte Schloß Elettenberg, deſſen Beſitzer um 933 Balduin, ein Sohn des Dynaſten Werner, genannt wird. Es iſt wahrſcheinlich, wenn auch nicht hiſtoriſch nachzuweiſen, daß Heinrich der Vogelſteller, dem dieſe Gegend gehörte, den Werner, der vielleicht auch einige Allodial-Güter hier beſaß und ein angeſehener Dynaſt war, mit der Jurisdiction beliehen und ihn zum Richter oder Grafen gemacht hat. Werner's Söhne erhielten in des Königs Dienſten die Aufſicht über die Schlöſſer Elettenberg, Scharzfeld und Lutterberg, die ſie nöthigenfalls auch zu vertheidigen hatten. Heinrich mag ſie auch wohl mit dieſen Gütern beliehen haben, wenigſtens iſt dieß von Otto I. erweislich. Die Jurisdiction in dem zum Schloſſe gehörigen Gütern ſtand dem Grafen zu. Als in der Folge die Grafſchaften erblich wurden, ſo behaupteten ſich die Herren von Elettenberg, die ſich indeß anſehnliche Güter hier erworben hatten, bei der Reichsunmittelbarkeit, und ihr Land, das ſie ſeit Otto's II. Zeit von Magdeburg zu Lehen nehmen mußten, war nichts weiter, als eine edle Herrſchaft. Die Herren dieſer Herrſchaft nennen ſich Grafen, ob ihnen gleich nie dieſer Titel beſtätigt iſt. Selbſt im weſtphäliſchen Frieden wird Elettenberg eine Dynaſtie oder edle Herrſchaft genannt. Wegen Mangels an ſichern Quellen iſt es ſchwer, etwas Zuverläſſiges von den Beſitzern des Schloſſes Elettenberg vor dem zwölften Jahrhunderte zu ſagen, und das ſelbſt, was einer ſpätern Zeit angehört, findet ſich ſpärlich in den darüber ſprechenden Quellen. Zu Anfange des zwölften Jahrhunderts lebten auf Elettenberg zwei Gebrüder, Volkmar und Ludwig. Volkmar war mit Adelheid, des Grafen Ludwigs von Lohra Tochter, vermählt und hatte mit ihr einen Sohn Ludwig. Volkmar ging in das Benedictinerkloſter Huisburg und vermachte demſelben einige Güter in ſeiner Herrſchaft, wie z. B. Immenrode, Schwaveresdorf und Walkenried. Seine Gemahlin tauſchte hernach dieſe Güter gegen andere beſſere ein und gründete mit vielen Opfern das Ciſterzienſerkloſter Walkenried, wohin ſie ſich mit ihrem Sohne Ludwig begab und nach ihrem Tode hier ihre Ruheſtätte fand. Nachdem Volkmar in das Kloſter gegangen war, ſo bekam ſein Bruder Ludwig die Regierung.

Ludwig hielt ſich mit ſeiner Gemahlin Kunigunde von Baldenrode eine Zeit lang in Ellrich auf, wo er der Kirche einen Kelch geſchenkt haben ſoll. Ludwig hinterließ zwei Söhne, Konrad und Albrecht, deren 1134 gedacht wird. Der letztere ſtarb ohne Erben, Konrad hinterließ aber einen Sohn Albrecht. Dieſer Albrecht, der Aeltere genannt, hatte im Jahr 1190 einen heftigen Streit mit Gerhard, Freiherrn von Werther zu Werther, der ſein Schloß und Stammhaus mit dem damaligen dabeiliegenden Flecken Werther nicht von ihm zu Lehn nehmen wollte, ſondern behauptete, daß er mit dieſen Gütern wegen des H. R. Reichs Erb-Kammer-Thürhüter-Amte unmittelbar von dem Kaiſer beliehen ſei. Hieraus entſtand eine Fehde, die für den Herrn v. Werther unglücklich ausfiel. Albrecht belagerte Werther, eroberte es mit ſtürmender Hand und führte den Beſitzer als Gefangenen nach Schloß Elettenberg, wobei der Flecken zerſtört wurde. Die ganze Herrſchaft Werther kam an Elettenberg. Endlich wurde die Sache durch gute Freunde vermittelt,

Digitized by Google

Gerhard seiner Haft entlassen und ihm bis auf Weniges seine Besitzungen herausgegeben, wobei er sich verbindlich machte, daß er und seine Erben dieselben für immer unweigerlich von Clettenberg zu Lehn nehmen wollten. Ein Nachfolger Gebhard's, Anton v. W., baute das Dorf Großwerther. Die Familie v. Werther blühet noch. — Albrecht der Aeltere hinterließ drei Söhne: Albrecht, Konrad und Berthold.

Albrecht, der Mittlere zubenannt, hielt es mit Philipp von Schwaben gegen Otto von Braunschweig und zeigte sich 1204 bei der Belagerung der Stadt Weißensee als ein tapferer Soldat. 1209 nahm er das Kreuz und ging nach Palästina, um für seine Sünden Ablaß zu erhalten. Im Jahre 1211 erscheint er auf der vom Kaiser Friedrich II. zu Würzburg gehaltenen Versammlung und 1225 wird er, nebst Burchard von Scharzfeld und Heinrich von Lutterberg, in einer Urkunde als Zeuge angeführt, da Kaiser Friedrich II. dem Kloster Walkenried ein Privilegium gab. Er war mit Adelheid, Friedrich III. von Beichlingen und Lohra Tochter, vermählt, die ihm zwei Töchter, deren Namen unbekannt, und drei Söhne: Albrecht, Friedrich und Konrad, gebar. Adelheit starb 1229 in Ellrich; Albrecht ließ sie in Walkenried begraben und schenkte dem Kloster einige Ländereien in Ballenhausen für die Seelenmessen, die ihr gelesen werden sollten. Albrecht ging endlich 1230 selbst in dies Kloster und starb als ein Laienbruder im hohen Alter. Er schenkte diesem Kloster für die Ruhe seiner Seele sieben Hufen Land bei Mackenrode und Liebenrode.

Konrad besaß Clettenberg mit seinem Bruder gemeinschaftlich und hinterließ keine Erben. Er verkaufte seine Güter in Fladekendorf und Bodenrode an Walkenried für 180 Mark. Den Mönchen war er sonst nicht sehr günstig, neckte sie oft, weßwegen sie ihn auch einmal bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen verklagten. Vor dem Fegefeuer muß er sich demnach nicht sehr gefürchtet haben.

Berthold, der dritte Sohn Albrechts des Aeltern, war desto mehr für den geistlichen Stand eingenommen, dem er auch sehr jung sich widmete. 1216 wurde er Subprior in Walkenried, wo er eingetreten war, und verfaßte das Leben seiner ältern Großmutter Adelheid, der Gründerin Walkenried's. Hernach wurde er 1225, als Abt Heinrich III. gestorben war, Abt, der zehnte seit der Gründung Walkenried's. Er mag in hohem Ansehen gestanden haben, denn Papst Honorius III. befahl ihm, die entstandenen Streitigkeiten im Kloster Ilsenburg beizulegen, und mit dem Kloster Ganderesheim scheint er in gutem Verhältnisse gestanden zu haben. Seinen Vater hatte er betedet, im hohen Alter in das Kloster zu gehen. Berthold starb 1237.

Albrecht der Jüngere, Albrechts des Mittleren Sohn, hatte drei Söhne: Friedrich, Konrad und Berthold. Friedrich diente bald diesem, bald jenem Herrn im Kriege und starb ohne Erben; Konrad hatte aber vier Söhne: Friedrich, Konrad, Heinrich und Volrad, wie sie der Vater namentlich anführt, als er die Kirche in Mackenrode an Walkenried gab. Von diesen Söhnen hatte Heinrich wiederum einen desselben Namens, welcher 1309 Abt in Ilsenburg war. Albrecht des Jüngern Schwestern waren zu Ganderesheim ins Kloster gegangen.

Von Albrechts des Jüngern Söhnen lebte Friedrich noch 1279, starb aber ohne Erben. Konrad war mit einer Gräfin von Kirchberg vermählt, mit welcher er einen Sohn, Christian, zeugte, der aber bald nach seines Vaters Tode 1275 minderjährig starb. Berthold war Canonicus in Halberstadt. Von ihm ist noch eine Urkunde übrig, worin er auf die von Christian und seinem Vater an Ilfeld geschenkten Güter Verzicht thut. Er sagt hierin ausdrücklich, er begebe sich seiner Ansprüche, jedoch solle Christians Mutter, die Gemahlin seines Bruders Konrad, auf Lebenslang diese Güter ruhig und ungestört besitzen. Berthold war der Letzte seines Geschlechts. Clettenberg fiel an den Mitbelehnten Heinrich II. von Hohnstein, der aber eine Summe Geldes dafür erlegen mußte. Albrecht der Jüngere hatte seinem Sohne Konrad und Dietrich II. von Hohnstein den Besitz von Clettenberg zur gesammten Hand gegeben. Bei dieser Gelegenheit kam Ellrich zwischen 1240 — 50 an Dietrich. Konrad trat 1260 alle seine Rechte an Heinrich II. ab, vielleicht weil sein Sohn Christian schwächlich war, oder weil er Geld nöthig hatte. Die wirkliche, von dem Bisthum Halberstadt als Lehnsherrn genehmigte Besitznehmung geschah erst nach Christians und seiner Mutter Tode. —

Hierbei soll ein Gegenstand in Kürze erwähnt werden, der sich jetzt am schicklichsten berühren läßt. Es ist dieß das Wappen der gräflichen Häuser von Scharzfeld, Lutterberg und Clettenberg. Fast jeder Schriftsteller, der diese Grafen erwähnt, nennt ein anderes Wappen, so daß eine allgemeine Verwirrung darüber zu herrschen scheint, die aber sehr leicht zu lösen ist. Die Grafen von Scharzfeld, Lutterberg und Clettenberg führten nämlich ein und dasselbe Wappen, und zwar in rothem Schilde einen fortschreitenden, goldenen Löwen auf goldenen Balken (ob drei oder fünf, ist nicht zu bestimmen). Auf der Grafenkrone des offenen Helmes war ein Pfauenschwanz; die Farbe der Helmdecken ist nicht näher anzugeben. Unter den Balken des Schildes wollte man die Burgen Scharzfeld, Lutterberg und Clettenberg (bei dreien), dagegen außer jenen noch Sachsenstein (bei Sachsa) und Hahnberg (bei Ellrich) bei fünf Balken verstehen. In wie weit dieß wahrscheinlich sein möge, bleibt Jedem überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Gustav Wrangel.

(Fortsetzung.)

Er rief einen Trompeter zu sich, langsam schwang er sich in den Sattel eines riesigen, schwarzbraunen Streithengstes, welcher ihm vorgeführt wurde, und wenige Augenblicke später sehen wir ihn, von einem Reitknecht und einem Trompeter gefolgt, in scharfem Trabe davoneilen. Die Gegend, durch welche unsere Reiter ihren Weg nahmen, bot dem Auge wenig Anziehendes dar; hier und da trat ein halb oder ganz zerstörtes Haus auf ihren Pfad, den Schweden aus den ausgebrannten Fenstern drohende Blicke zuwerfend; aber auch die herrlichste Gegend hätte schwerlich einen Eindruck auf unseren Hauptmann Wrangel gemacht, der in tiefes Träumen versunken, das innere Auge geschlossen hatte und blos mit dem äußeren sah. Mechanisch stieß er zuweilen seinem treuen Roß die Sporen in die Seiten, oder munterte es durch einen Ruck in den Zügeln auf; aber er redete kein Wort mit seinen Begleitern, die sich in leisem Gespräch gegenseitig ihre Verwunderung über das Schweigen des sonst so fröhlichen Hauptmanns zu erkennen gaben. Um das Schweigen des jungen Kriegers zu enträthseln, ist es nöthig, daß wir einige Blicke in sein früheres Leben thun.

Gustav Wrangel, der nachgeborne einzige Sohn eines frühe verstorbenen schwedischen Reichsrathes, genoß in dem Hause des Reichsdrosten Peter Brahe, seines mütterlichen Oheims, ganz die gewöhnliche Erziehung eines jungen Edelmanns damaliger Zeit. Sein heftiges, aufbrausendes Temperament, war ihm bei großer Herzensgüte nicht gefährlich, besondere Anlagen hatte er nicht, und der alte Peter Brahe hoffte nicht viel von ihm. Heiter und lebensfroh ging er mit dem glorreichen Könige Gustavus Adolphus nach Deutschland und ward bei Breitenfeld von dem gekrönten Feldherrn zum Lieutenant im blauen Regiment Südermannland ernannt. Zum Reichsrath war er verdorben, meinte Peter Brahe, und freute sich, daß doch ein Officier aus ihm geworden. — Bei Lützen zeichnete er sich auf's Glänzendste aus, und Graf Horn gab ihm eine Compagnie; jetzt stand er beim Heer des Rheingrafen und war bei allen Cameraden wegen seiner jovialen, heitern Laune gut angeschrieben, geachtet wegen seiner Tapferkeit, von den Soldaten geliebt, denn er war heiter, tapfer, nachsichtig und freigebig, besaß mithin alle Eigenschaften, welche der Soldat an seinen Officieren schätzt. — Heute war es plötzlich anders geworden; Wrangel hatte seines Namens und seines Charakters würdig gefochten, aber — trotz des Sieges war er nicht heiter, wie ehedem, er sprach nicht, seltsames Grübeln zog eine tiefe Furche über seine glatte Stirn. Was war das? Es fiel allen seinen Cameraden, es fiel selbst seinen Soldaten auf. — Manche Menschen gelangen stufenweise und langsam zu dem, was ihnen bestimmt ist; langsam entwickelt sich ihr eigentlicher Charakter, und dem gewöhnlichen Beobachter ganz unbemerklich verändert sich ihr Wesen; andere dagegen sind urplötzlich das, was sie sein sollen, ein Schlag, ein Moment ändert ihr Wesen, ihren Charakter, oder giebt ihnen überhaupt einen. So war es mit Gustav Wrangel. Er sah den jugendlichen Max Piccolomini seinen Reitern weit voraus die Gräben überfliegen auf hohem Roß — er sah das heldenschöne Antlitz des Führers der Pappenheimer, die in Todeslust funkelnden Augen, die leuchtende breite Siegerstirn von Locken umflattert, denn der Helm war ihm entfallen, er sah ihn zusammt seinen Getreuen nach dem blutigsten Ringen erliegen. Er wußte, daß der erfahrene, tapfre Reiterobrist nicht an Sieg hatte denken können; es ward ihm durch den Ausgang des Kampfes selbst zur Gewißheit, daß Piccolomini, ohne auf Sieg zu hoffen, den Tod gesucht habe und mit ihm alle seine Getreuen. — Warum suchte der Jüngling den Tod? Diese Frage war es, welche den Hauptmann Wrangel mächtig bestürmte; er war auch tapfer, die Tapferkeit war ihm angeboren, er scheute den Tod auch nicht, aber es war ihm noch nicht eingefallen, daß man den Tod um des Todes willen suchen könnte. Er ahnete, daß eine Idee den jugendlichen Helden in den Tod gestürzt, daß eine Idee die Pappenheimer gezwungen, ihm zu folgen, und Wrangel zuckte im Tiefinnersten zusammen, als er hier plötzlich die Macht der Idee erkannte, welche Erkenntniß wie ein zündender Blitz in sein Inneres einschlug.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen.

Die Duelle haben in letzter Zeit sehr überhand genommen, und mancher ehrenwerthe Mann ist ein Opfer dieses Vorurtheils geworden. Und wie geringfügig sind in der Regel die Ursachen, aus denen die Duelle entstehen! Ganz abzuschaffen ist der Zweikampf zwar nicht, aber das aus demselben entstehende Unglück würde sich wenigstens bedeutend dadurch vermindern lassen, wenn man das Pistolenduell auf das Strengste verpönte. Da die Duelle nicht ganz aufhören können, so scheint mir nur der Zweikampf mit dem deutschen geraden Schwerte des geraden deutschen Mannes würdig. **Man ist der Meinung, daß durch die Begünstigung des Duelles ein ritterlicher Sinn entstehe. Ich für meine Person glaube vielmehr, daß diese Begünstigung Thür und Thor der Rohheit und Brutalität öffnet und nun die Raufbolde das große Wort führen werden. Der Raufbold hält in der Regel nur äußerlich auf Ehre, sitzt vielleicht in Schulden und hat Streiche begangen, die, wenn sie bekannt würden, ihn um seine Reputation bringen dürften. Ritterlich nenne ich nur den Mann, welcher auf wahre Ehre hält, der sich der Unterdrückten und Schwachen annimmt**

und für diese und seine Ehre allezeit bereit ist, sein Blut zu vergießen. Wären alle unsere Männer ächt ritterlich gesinnt, so würden die Frauen eo ipso emancipirt sein, und jede unverheirathete Dame könnte es dann wagen, selbstständig aufzutreten. Wie civilisirt wir uns auch glauben mögen, so giebt es unter uns doch noch genug Rohheit und Barbarei, und der Feingebildete sieht sich daher oft gezwungen, zu rohen Mitteln zu greifen, um die rohen Menschen von sich zu entfernen. Der Krieg ist eben so barbarisch, wie das Duell; aber dadurch unterscheidet er sich von letzterem, daß seine Folgen oft wohlthätig sind und die gute Sache in der Regel den Sieg davon trägt. Wie der Mensch nach einer tüchtigen Krankheit oft gesünder wird, als er war; so wird auch die Menschheit nach einem tüchtigen Kriege oft gesünder, als zuvor. Daß die gute Sache meistentheils siegt, sehen wir aus hundert Beispielen, wenn wir Blicke in die Weltgeschichte thun. Ich will nur anführen, daß wir Protestanten uns durch den dreißigjährigen Krieg Glaubensfreiheit errungen haben, und daß wir Deutsche in dem letzten Kampfe mit den Franzosen, nachdem wir lange Zeit unter Knechtschaft geseufzt und durch Zerwürfnisse aller Art namenlos gelitten und endlich ein heiliges Bündniß mit einander geschlossen hatten, wieder frei und selbstständig geworden sind. Möchten wir daher nie vergessen, daß wir aus jenem Kampfe nur deßhalb als Sieger hervorgingen, weil wir einig waren! —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Geheimrath von Taubenheim hatte bei Friedrich dem Großen einen Plan eingereicht zur Vermehrung der Staatseinkünfte durch Gehaltsabzüge bei den Unterbeamten. Hierauf verfügte der König am 4. Juni 1786 — also in den Tagen, wo ihm der Tod schon faßt auf der Lippe saß — in folgender humoristisch-gerechter Weise: „Ich danke dem Geheimrathe von Taubenheim für seine guten Gesinnungen und ökonomischen Rath. Ich finde aber solchen um so weniger anwendbar, als die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da Alles so theuer ist, und sie eher eine Verbesserung, als Abzug haben müssen. Inzessen will ich doch seinen Plan und die darin liegende gute Gesinnung annehmen, seinen Vorschlag an ihm selbst zur Ausführung bringen und ihm jährlich 1000 Thlr. mit dem Vorbehalt an dem Tractament abziehen, daß er sich über's Jahr wieder melden und mir berichten kann, ob dieser Etat seinen eignen häuslichen Einrichtungen vortheilhaft oder schädlich sei. Im ersten Falle will ich ihn von seinem so großen als unverdienten Gehalte von 4000 Thlr. auf die Hälfte herunter setzen und bei seiner Beruhigung seine ökonomischen Gesinnungen loben, auch auf die Andern, die sich deßhalb melden werden, diese Verfügung in Application bringen."

Bei der neulichen reichlichen Vertheilung russischer Orden an preußische Militairs und Beamte ist es wieder zur Sprache gekommen, daß die Königin Victoria weder bei ihrem Aufenthalt in Eu, noch bei dem in Belgien Orden vertheilt habe; ebenso haben auch die Personen ihrer Umgebung und ihres Gefolges keine erhalten. Dies kann aber, wenn man die Principien der britischen Regierung hinsichtlich der Orden kennt, nicht befremden; sie verleiht keine an Fremde und erlaubt ihren Unterthanen nur in besondern Fällen die Annahme auswärtiger Orden. So haben z. B. die beiden Gelehrten Herschel und Robert Brown nicht die Erlaubniß erhalten, den preußischen Orden pour le mérite (Friedensklasse) anzunehmen, ebenso erging es dem Geologen Rod. Murchison mit dem russischen Annenorden.

Petrarca schrieb auf sein Kleid von Thierhaut, (denn im Mittelalter trug man allgemein lederne Kleidung) Gedanken, die er zu vergessen befürchtete. —

Correspondenz.

Danzig den 18. October 1843.

Schon seit geraumer Zeit werden die Tage, an welchen die Völkerschlacht bei Leipzig geschlagen wurde, außer in Jena vielleicht, nirgends mehr in Deutschland öffentlich gefeiert. Und doch sind diese Tage für den Deutschen unstreitig viel wichtiger, als für den Franzosen die Julitage, welche man in Frankreich gewiß solange festlich begehen wird, als ein Orleans auf französischem Throne sitzt! Die Nichtfeier der Jahrestage der Schlacht bei Leipzig ist um so auffallender, als man jetzt jedes unbedeutende Ereigniß hervorsucht, um eine Gelegenheit zu haben, gut essen und trinken zu können. Hat man doch sogar vor einigen Jahren in Machern bei Leipzig den Jahrestag der Einführung der Kartoffeln in Sachsen gefeiert. — Am 15. d. M. war unseres allverehrten Königs Geburtstag, welcher hier, wie überall in preußischen Landen, durch verschiedene Solennitäten begangen wurde. Es ist höchst löblich, solche Tage zu feiern, besonders wenn es nicht blos aus hergebrachter Sitte geschieht, sondern mehr noch die Liebe zu dem Herrscher den Impuls dazu giebt. Der hiesige Rathskeller, welcher nach der evangelischen St. Marienkirche, die dem Straßburger Münster an die Seite gesetzt werden kann, und unter den Bauwerken zu den Merkwürdigkeiten von Danzig gehört und von Fremden eben so besucht wird, wie der durch Hauff berühmt gewordene Rathskeller zu Bremen, ist an diesem Tage der Schauplatz einer eigenen Feier gewesen. Unser König besuchte bei seiner letzten Anwesenheit in Danzig diesen Keller und trank einen ihm dargebrachten Becher Rheinwein. Zur Erinnerung daran hat der Wirth dieses Locales ein gußeisernes Denkmal anfertigen lassen, welches am 15ten October in Gegenwart eines sehr zahlreichen Publikums aus allen Stänben in dem Keller festlich enthüllt ward, wobei Gedichte, die in Bezug auf diese Feier verfaßt waren, abgesungen wurden. — In den letzten Tagen ist noch sehr viel Getreide aus Polen hier angekommen, und die im April d. J. bekannt gewordenen Sackträger, welche damals blutige Auftritte veranlaßt hatten, weil einige Kaufleute sie in ihren rechtmäßigen Ansprüchen beeinträchtigen wollten, entwickelten dabei ihre ganze Thätigkeit. Diese Menschen sind ein eigenes Volk, athletisch gebaut und voll Kühnheit und Muth, und eine aus ihnen gebildete Brigade würde dem Herzog von Beaufort wahrhaftig von größerem Nutzen sein, als die demselben von O'Connel lächerlicherweise angebotene Brigade von Irländern. Hätte König Otto jetzt ein ihm ergebenes Regiment solcher Leute gehabt, so würde das griechische Volk wohl bald: „pater peccavi" gesagt haben. Es geht jetzt sonderbar zu in der Welt, und wir Deutsche sind jedenfalls am glücklichsten daran. Das sollten die Unzufriedenen bei uns bedenken und Gott danken, daß sie in Deutschland leben! —

Carl Graf v. Hülsen.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 81. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Ausgestorbene Grafenstämme ꝛc.

III. Die Grafen von Lohra.

Auf einem steilen Berge, südlich von Clettenberg, liegt das Schloß Lohra, jetzt Domainengebäude auf seinen zerbrochenen Mauern und Thürmen tragend. Eine lange Reihe mit Wald besetzter Berge stößt an diese Burg, von deren Zinnen und Mauern sich eine herrliche Aussicht bis zu dem Harzgebirge eröffnet. Die Burg war von eben nicht großem Umfange, aber fest und wohlverwahrt; ein über 100 Fuß hoher Thurm, das Bergfrit genannt, beherrschte die Gegend. Im 30jährigen Kriege ließ Tilly dies Schloß, sowie auch Clettenberg, befestigen, beim Abzuge seiner Truppen wurden aber viele Werke zerstört. — Von der Erbauung der Burg Lohra läßt sich nichts Bestimmtes angeben. Man könnte vermuthen, daß es K. Heinrich I. gegen die Ungarn erbauet hätte; allein eben so gut könnte man den K. Heinrich IV. als Erbauer annehmen, der alle Hügel in Thüringen und Sachsen mit Burgen und Festungen bepflanzte. Alsdann würde das Ende des eilften Jahrhunderts die Zeit der Erbauung sein. Wahrscheinlicher aber ist es, daß Lohra von einem gewissen Ludwig, Urenkel Ludwigs des Bärtigen, erbauet oder erneuert worden ist. Johann Bange sagt in seiner „Thüringischen Chronik" (S. 44), Ludwigs des Springers Schwester, Jutta, habe mit ihrem Gemahl, Ludwig von Linderbeck und Bielstein, einen Sohn Beringer gezeugt, dieser habe drei Söhne hinterlassen; der eine Ludwig bauete Lohra oder Lahra, der zweite Konrad war in Hohnstein ꝛc. ꝛc. Demnach wären die Herren von Lohra eine Nebenlinie der Herren von Bielstein und Linderbeck. — Ludwig (I.) war der erste bekannte Besitzer von Lohra, der auf dem Beilager Kaiser Lothars in Nordheim zugegen war. Ob er sich Graf von Lohra genannt, ist ungewiß. Ludwig wurde 1126 in dem Kriege, welchen der König Lothar gegen den Markgrafen Otto von Mähren führte, erschlagen. Er hinterließ einen Sohn, Ludwig (II.), und eine Tochter, Adelheid, die an Graf Volkmar von Clettenberg vermählt war. — Ludwig (II.) wird 1133 bei einem Tausche, welchen das Kloster Paulinzelle mit dem Stift Fulda traf, genannt. 1152 schenkte er dem Kloster Georgenthal einige Güter zu Mölburg und Sebeleben. Nach ihm wird der Herren von Lohra erst um 1184 wieder gedacht. — Ludwig (III.) und Beringer, um 1184, vielleicht Söhne des vorigen Ludwigs. Beide Brüder waren im genannten Jahre auf einem Landtage in Erfurt und 1188 in Allstedt, wohin Kaiser Friedrich I. verschiedene Bischöfe und Grafen entboten hatte. 1197 erscheint Ludwig noch einmal bei einer Tagleistung zu Naumburg mit dem Landgrafen Hermann I. — Ludwig (IV.), Sohn Ludwigs (III.), zog 1227 als Kreuzritter nach Palästina, von woher er nicht wieder zurückkehrte. Mit ihm erlosch sein Geschlecht. Lohra fiel nun an die Grafen von Beichlingen, auf welche Art, ist nicht näher zu bestimmen; wahrscheinlich ist es, daß sie Lohra als erledigtes Lehn von den Landgrafen von Thüringen erhielten und daß Ludwig (III.) eine Tochter hatte, welche an einen Grafen von Beichlingen vermählt war. Des Zusammenhanges wegen mögen hier die beichlingenschen Grafen stehen, die sich auch Grafen von Lohra nannten. — Friedrich IV. war der erste dieser Grafen, der auch 1253 auf Lohra residirte. Er war Friedrichs III. von Beichlingen ältester Sohn; seine Frau war Lucardis, mit der er fünf Söhne zeugte,

Digitized by Google

die bei der Gelegenheit genannt werden, als er dem Kloster Walkenried ein Stück Land zwischen dem Rieth und der Numburg überließ. 1275 nannte er sich nach seines Vaters Tode Graf von Beichlingen und Rotenburg. 1282 machte ihn Kaiser Rudolf um seiner Tapferkeit willen zum Burggrafen auf dem Reichsschlosse Kifthausen und 1290 war er auf dem Reichstage zu Erfurt, da der Kaiser den Landfrieden gegen das Rauben und Plündern wieder herstellen wollte. Damals wurde auch das Kloster Walkenried angeklagt, als hätte es das Rathsfeld dem Reiche entwendet. Graf Friedrich mußte es unterſuchen, ſprach aber das Stift frei. Auf Bitten ſeiner Tochter Sophia beſchenkte er die Jungfrauenklöſter zu Frankenhauſen und Kelbra reichlich. Gegen 1313 ſtarb er, und ſeine Nachkommen ſetzten eine eigene Beichlingenſche und Rotenburgiſche Linie fort. — Friedrich V. ſetzte die Beichlingiſch-Beichlingiſche Linie fort. Nach ſeines Vaters Tode, da ſein Bruder Friedrich IV. Beichlingen und Rotenburg behielt, bekam er die Herrſchaft Lohra und ward darin 1275 mit der ſeinem Schloſſe nahgelegenen Wildbahn von der Webelsburg bis Walungisberg (?) vom Landgrafen Albrecht beliehen. Er und ſein Bruder lebten ſehr vergnügt mit einander. Kurz vor ſeinem Tode, der in dem großen Landſterben 1283 erfolgte, vereinigte er ſich mit ſeinem Bruder Friedrich wegen einer Ländertheilung. Er für ſich behielt Beichlingen mit Zubehör und etwas von der Grafſchaft Lohra; den größten Theil davon und Rotenburg erhielt ſein Bruder. Seine Gemahlin war Sophia, eine Gräfin von Gleichen. — Friedrich VI. ſtarb bald nach ſeinem Vater, und das Land fiel auf Heinrich, einen ſeiner Brüder. — Heinrich überließ mit Einwilligung ſeiner Mutter und Brüder 1287 die Mühle in Rohra an das Kloſter Walkenried. 1289 verkaufte er auf der Rotenburg die Stadt Worbis mit ihren Dörfern an Landgraf Albrecht von Thüringen für 310 Mark löthigen Silbers, und dabei ward ihm auf die Zahlung die Stadt Eckardtsberga verpfändet. 1304 fiel er mit Graf Heinrich von Hohnſtein, deſſen Tochter Oda er zur Gemahlin hatte, dem Abt zu Fulda in's Land, ward aber gefangen und mußte ſich mit vielem Gelde erledigen. Da verkaufte er die Herrſchaft Lohra, ſo viel er davon noch beſaß, 1300 an die Grafen von Hohnſtein und ſtarb gegen 1320.

(Fortſetzung ſ. igt nächſtens.)

Guſtav Wrangel.

(Fortſetzung.)

Dieſer Tag machte den Jüngling zum Manne; es ward feſter Entſchluß bei ihm, ſein Leben an die Idee des Weltruhmes zu ſetzen, und dem Namen Wrangel einen Klang zu geben über alle andre Namen. Obgleich er noch nicht wußte, welche Idee den ritterlichen Mar zum Heldentod geführt, ſo beneidete er doch das Sterben des jungen Kriegers. „Sein Name iſt im Munde Aller, Freund und Feind rühmen ihn, wer ſpricht von Guſtav Wrangel?“ ſo grollte der junge ſchwediſche Hauptmann leiſe für ſich und er gelobte es ſich feſt, ſolche Thaten zu verrichten, daß man den kleinen Ehrentod des Piccolomini darüber vergeſſen ſollte. Dieſes Grübeln brachte ihn auf den Zweck ſeiner Sendung, er ſollte dem Herzoge von Friedland gegenüberſtehen, jenem Manne, deſſen Name wie ein zürnender Donner über Europa klang. „Du wirſt einſt neben, oder über ihm ſtehen,“ dachte Wrangel, und ſeine Bruſt hob ſich, ſeine Augen funkelten bei dieſem Gedanken.

„Wir ſind vor Eger, Hauptmann!“ unterbrach ihn hier ſein alter Reitknecht, auf die vor ihnen liegende Stadt deutend. Der Hauptmann winkte mit der Hand, und die ſchwediſche Trompete ſchmetterte ihre langgezogenen Töne rufend der Stadt zu. — Dreimal erklang ihr Ruf; da antwortete eine Wallenſtein'ſche, und ein friedländiſcher Officier ſprengte, von einigen Holkiſchen Jägern gefolgt, herzu, den ſchwediſchen Officier zu dem Hoflager Wallenſtein's zu geleiten. — Wrangel's Augen wurden, der Kriegsſitte gemäß, verbunden, und als man ihm die Binde wieder abnahm, befand er ſich auf dem Marktplatz zu Eger, umgeben von einer zahlreichen Gruppe friedländiſcher Officiere, doch ſprach Niemand; eine tiefe Stille herrſchte, und man mußte faſt die Nähe eines höhern Weſens ahnen; ſiehe da ſchreiten zwei Geſtalten die Rathhaustreppe nieder. — Die erſte iſt ein junger, ausgezeichnet hübſcher Mann in grüner, reichgeſtickter Jagdkleidung; ein Waidmeſſer mit ſilbernem Heft und ein ſilbernes Hifthorn an der Linken, eilte er mit raſchem Schritt auf den ſchwediſchen Hauptmann zu und fragte haſtig: „Der ſchwediſche Officier?“ — Mit einem verächtlichen Blick maß ihn Wrangel und entgegnete mit etwas Pathos: „Der Abgeſandte Ihrer Majeſtät der Königin in Schweden und der Gothen!“ — Der junge Jäger ſtutzte; indem trat auch die zweite Geſtalt herzu. Dieſer, ein ältlicher Mann, legte die Hand auf des Jünglings Arm, und den Schweden anſtändig begrüßend, erſuchte er ihn, ihm zum Herzoge von Friedland zu folgen; Wrangel erwiederte die Verneigung und folgte dem alten Officier in das Rathhaus.

Ein hoher, düſterer Saal empfing die Eintretenden mit dem gewöhnlichen, alle Umgebungen des Friedländers charakteriſirenden Schweigen; ein Kammerherr gab ihnen ein Zeichen zu warten, und Guſtav Wrangel hatte Zeit genug, ſich ſeine Umgebungen zu betrachten. — Die mit bunten Glasſcheiben eingeſetzten Fenſter ließen, trotz ihrer beträchtlichen Höhe, das Licht nur ſparſam in die Tiefe des Saales eindringen, dem das braune Holzgetäfel der Wände, ſo wie die rohen, kurzen Pfeiler ein noch düſtereres Anſehen gaben.

Digitized by Google

Der ältere Officier, welcher den Schweden hierher geleitet, lehnte an einem der Pfeiler; unter dem abgetragenen Hute, auf welchem die rothe Feder nickte, blickte ein häßliches, gemeines, plumpes, von Blatternarben zerrissenes Gesicht hervor; das rothe, geschlitzte Reitkleid des Kriegers war beschmutzt, und so wenig man auch in den damaligen Zeiten bei dem gewöhnlichen Krieger Eleganz suchte, so war man doch bei den höhern Officieren einen sogar prächtigen Anzug gewohnt. Wrangel ging im Geiste alle Wallenstein'schen Helden durch, sich vergeblich mühend, einen davon der vor ihm stehenden Gestalt anzupassen; da faßte plötzlich der Gegenstand seines Forschens seine Hand und sagte leise: „Wir waren uns schon einmal nahe!" — Fragend starrte ihn der Schwede an. — „Im Felde von Lützen," fuhr der Wallensteiner fort, „gerieth ich unter die Blauen von Südermannland, ein junger Officier brannte sein Pistol vor meinem Gesichte los, und Ihr seid der Officier!" — Ein bejahender Zug ward auf Wrangels Antlitz sichtbar. — „Ich heiße Buttler." — „Mein Name ist Wrangel." — Im selben Augenblick erschien ein Kämmerling und öffnete dem Schweden die Thür zu dem Gemach, in welchem Wallenstein, die Arme über der breiten Brust fest verschränkt, mit jenem Schritt, den das höchste Selbstbewußtsein zu geben pflegt, auf und ab ging. Der gewaltige Kriegsfürst blieb vor dem Hauptmann stehen und überspähte ihn mit den Blitzen seines Auges; stolz und frei, ohne den Blick niederzuschlagen, schaute ihn Wrangel an, und wenn wir auch nicht leugnen wollen, daß Wallenstein ihm imponirte, so müssen wir doch auch gestehen, daß gerade in diesem Augenblick Wrangel seine einstige Größe fühlte und mit einem kaum gedachten: „ich bin ein Held wie Du!" sich stählte gegen die Alles beugende Gewalt des Friedländers.

„Vom Rheingrafen?" fragte dieser kurz. — Der Hauptmann verneigte sich bejahend. — „Euer Name?" — „Gustav Wrangel, Hauptmann im blauen Regimente Südermannland, Durchlaucht!" — „Was thut mir durch Euren Mund, Hauptmann Wrangel, der Rheingraf zu wissen?"

Mit kurzen, aber bezeichnenden Worten, schilderte unser Held die Katastrophe im Lager von Neustadt, Herzog Friedland nickte, die Sachen waren hier längst bekannt. — Es trat eine Pause ein, Wallenstein schritt wieder auf und ab, plötzlich fragte er hastig: „Euer Creditiv?" — Wrangel reichte ihm das Papier, nach kurzer Durchsicht gab er es zurück und sprach weiter: „Was verlangt der Kanzler?" — „Eger und Prag," lautete die feste Antwort des Schweden. „Meine Hauptstadt," murmelte der Friedländer; dann den Hauptmann bei der Hand fassend, führte er ihn in leisem, aber lebhaften Gespräch in dem Gemach auf und ab, bis er ihn nach einer starken halben Stunde mit warmem Händedruck entließ.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitinteressen.

(Schluß.)

Ich will nun einen Gegenstand berühren, welcher zwar mit dem vorigen in gar keiner Verbindung steht, aber nichts desto weniger auch in unserem Interesse liegt. Wie lange haben wir Deutsche nämlich den Wunsch und wie oft denselben auch schon öffentlich ausgesprochen, daß wir fernerhin nicht mehr die von Paris ausgehenden und von dortigen Schneidern und Gecken erfundenen Moden mitmachen, sondern ein selbsterfundenes und der Mode nicht unterworfenes deutsches Nationalkleid anlegen möchten! Dieser Wunsch war bis jetzt ein frommer, denn Alles ist beim Alten geblieben, und es erstehen fast noch täglich neue Journale, welche uns die Moden aus Paris brühwarm zuführen. Sollen wir Deutsche denn ewig dazu verdammt sein, die ausländischen Moden mitzumachen? Sollen wir uns denn in dieser Hinsicht nie emancipiren? Von allen civilisirten europäischen Völkern sind die Ungarn die einzigen, welche eine Nationaltracht haben. Alle übrigen sind Nachäffer der Franzosen. Möchte doch Jemand, der Geschmack und Erfindungsgabe besitzt, einen derartigen Vorschlag machen, — möchte diese Erfindung nachahmungswerth sein, — und möchten dann Viele den Muth haben, das neuerfundene Kleid anzulegen! Wahrlich, durch Anlegung einer eigenen Nationaltracht würden wir Deutsche auch noch deutscher werden! —

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit," ist ein altes Sprichwort. Warum sprechen wir Anderen aber, die wir weder Kinder, noch Narren sind, nicht auch immer die Wahrheit? Es ist eine Schande, wenn wir darauf antworten müssen: „Blos um des leidigen Vortheiles willen." Es giebt heut' zu Tage Viele, die in religiöser Beziehung Ungläubige sind. Der verrünftige Mensch darf Niemand verdammen, welcher anders denkt, als er selbst, also auch Solche nicht, die an nichts glauben; denn der Glaube kann nicht aufgedrungen werden. Aber wehe dem Candidaten der Theologie, welcher den Glauben heuchelt, um eine Pfarrstelle zu bekommen! Wehe überhaupt Jedem, der ein Heuchler ist eines irdischen Vortheiles wegen! Es ist die Pflicht eines jeden ehrenwerthen Mannes, wahr zu sein unter allen Verhältnissen des Lebens. Ewig groß dastehen werden die Männer, welche muthig in den Tod gingen, weil sie das nicht widerrufen wollten, was sie für wahr erkannt und öffentlich verkündet hatten. Heil den Ländern, deren Unterthanen es vergönnt ist, öffentlich die Wahrheit zu sagen und selbst über die etwaigen Mängel ihrer Regierungen ein freies Wort zu sprechen! —

Carl Graf v. Hülsen.

Feuilleton.

Der Atheismus erzeugt nothwendig den verächtlichsten Aberglauben. Der Engländer Hobbes war am hel-

Digitized by Google

len Tage ein fühner Gotteslängner, aber des Nachts schlief er nie alleiu, aus Furcht vor Gespenstern. — In dem Briefwechsel Friedrichs des Gr. mit Voltaire wird eines alten fürstlichen Kriegers gedacht, der an keinen Gott glaubte; aber wenn ihm auf dem Ritte zur Jagd eine Matrone begegnete, so kehrte er um, und an einem Montage, den er für unheilbringend hielt, unternahm er nie etwas Großes und Wichtiges. — Ein hochberühmter Arzt und akademischer Lehrer meinte, die Seele des Menschen und des Baumes seien nicht wesentlich verschieden, und nach diesem Grundsatze philosophirte er auch über Gott; aber mit Geistererscheinungen beschäftigte er sich gern, und wenn er am Potagra darniederlag, ließ er die Krankheitsbeschwörung eines alten Weibes zu. — So unwidersprechlich ist es, daß der unglaubige Mensch von einer Thorheit des Irrthums in die andere fällt, und daß er überall von der Bahn der Vernunft abweicht, wenn er sich von Gott wendet, der sie gegeben hat.

Durch große Lecherhaftigkeit zeichneten sich bekanntlich die Römer aus, die mit dem Wohlgeschmacke der Zubereitung auch die Lüsternheit des Gaumens verbanden und die kaum genossene Mahlzeit gewaltsam ausstießen, um wiederhelt von neuem zu speisen. Sie kamen hier mit den Kamtschadalen und Californiern überein, von welchen Begert meldet, daß sie gebratenes Fleisch, stückweise an Fäden gebunden, wenn sie einige Klaftern zu sich genommen haben, an dem verschlungenen Faden wieder aus dem Magen ziehen, um den lieblichen Schmaus von neuem zu beginnen. Diese Unsitte ist zwar verächtlicher, aber nicht schändlicher, als die Gewohnheit unserer Tage, den Gaumen durch großen Wechsel und die köstliche Zubereitung mannigfaltiger Speisen zu reizen und die Küche, wie die Römer nach Apicius (de re coquinaria) thaten, durch Buhlkünste und Wohlschmeckerei in ein Bordell des Magens zu verwandeln.

Gelbes oder röthliches Haar wurde bei den alten Deutschen für eine große Zierde gehalten, und wem sie die Natur versagt hatte, der ersetzte sie durch Kunst, indem durch eine Art Seife die Haare röthlich gefärbt wurden. Als der römische Kaiser Caligula seinen Scheintriumph über die Deutschen feierte, mußten großgewachsene Gallier ihr Haar roth färben. Selbst auf die römischen Putzkünste wurde das gelbe Haar der Deutschen verhandelt und zu künstlichen Haartouren verwendet. Kaiser Caracalla trug eine Perücke von gelben deutschen Haaren. Auch später war gelbes Haar bei den Deutschen in Ehren. Von schönen Frauen wird gerühmt: „Ihr Haar war geler Syden glich," und noch in einem Kirchenliede aus den Zeiten der Reformation heißt es:

„Was hilft ein goldgelb Haar,
Augen krystallen klar,
Lefzen rosenroth,
Alles vergeht im Tod."

Das lange Haar war ein Schmuck der Frauen, und wer sich an dem Haare des Andern vergriff, mußte nach dem sächsischen Gesetzen 120 Soliden zahlen, während es nur 36 Soliden kostete, wenn Einer den Andern in's Wasser stürzte, ohne ihn gerade zu ersäufen. Den Ehebrecherinnen wurde das Haar abgeschnitten, und sonst war abgeschnittenes Haar ein Zeichen der Unterthänigkeit. **Ap.**

Rückwärts den Rosenkranz beten, heißt fluchen. In diesem Sinne kommt es in einer englischen Dichtung bei Kosegarten vor.

[Spitznamen.] Der des englischen Volks John Bull (Hans Ochse), von Swift zuerst gebraucht, der londner Spießbürger Cockny, der Amerikaner Bruder Jonathan, der Deutschen Michel, bei dem niederländischen Pöbel die deutschen Messen, besonders die Niedersachsen und Westfalen. Von den Studenten werden die Bürger Philister genannt; es dürften aber wohl wenige der jungen gelehrten Herren über den Ursprung des Namens Rechenschaft geben können. Er klingt zwar wie das den Israeliten verachtete und feindselige Volk, doch der Punkt der Vergleichung fehlt. Das Wort ist verstümmelt aus Ballistarius, ein Armbrustschütze. Die Bürger der Städte im Mittelalter schossen mit Armbrüsten und wurden deßhalb vom Adel spottweise Ballistarii genannt.

Den Leander, der zur Hero von Asien nach Europa über den Hellespont schwamm und den Lord Byron, der 1810 Gleiches unternahm, übertraf 1819 ein Däne. Er schwamm über den Sund in 2 Stunden 40 Minuten, und sein Weg betrug ¼ mehr; denn, nach englischen Meilen gerechnet, macht die von Byron durchschwommene Ausdehnung 4, die durch den Sund 6 d. l. ¾ und 1¼ deutsche. **Gt.**

[Sinngedichte von Lessing.]

Ein einzig böses Weib lebt höchstens in der Welt,
Nur schlimm, daß Jeder sein's für dieses ein'ge hält.

Die gute Galathee! Man sagt, sie schwärz' ihr Haar,
Da doch ihr Haar schon schwarz, als sie es kaufte, war.

Daß Laar nur müßig geh', wie kann man dieses sagen?
Hat er nicht schwer genug an seinem Wanst zu tragen?

Lesefrüchte.

Wie ein unterbundenes Glied, so erstirbt der gebundene Geist. (Fr. Jacobs.)

Wo die Sonne scheint, da wird es helle und das Gewürm der Nacht verkriecht sich in seine Schimpfe, wo es der Rückkehr der Finsterniß entgegenharrt. (Fr. Jacobs.)

Wir wissen, daß wir dumm, dumm wieder werden sollen, Und werden's ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht. (Gleim.)

Durch der Verleumdung gift'ge Pfeile,
Durch Lästrung, die nur Lüge spricht,
Ja selbst durch Alba's Henkerbeile
Und Torquemada's Blutgericht
Hemmt ihr den Sieg der Wahrheit nicht.

Für unsre Freiheit, unsre heil'gen Rechte
Sieg, oder Tod, nur nicht Tyrannenknechte!

Die Wahrheit ist scharf, wie Salz; aber ein wohlthätiges Salz.

[Auf Friedrich den Großen.]

Er zerbrach der Priester Schlüsselbund;
Nur Vernunft war ihm ein Glaubensgrund,
Sein Gebet nur Arbeit an der Kette
Seiner Pflicht, die Wahrheit sein Idol,
Denk- und Glaubensfreiheit sein Symbol
Und sein Dom im Cäsimir. (Stägemann.)

Gold ist der mächtigste und doch gehorsamste unsrer Sklaven. (Bulwer.)

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Liebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 82. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrganges iſt 8 Thlr oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Ngr (2 1/2 Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Ueber die Verarmung adeliger Familien.

Das Loos der Armuth iſt für jeden Menſchen ein trauriges und beklagenswerthes. Beklagenswerth und des Mitleids würdig iſt Derjenige, an deſſen Wiege die Dürftigkeit ſaß, den der Mangel im Leben empfing und der Kummer ſäugte, — der Armgeborene! — Noch beklagenswerther aber iſt der im Wohlſtand, im Reichthum Geborene, deſſen Lebensmorgen von der Sonne des Glücks erleuchtet war, dem die Rosen der Freude von allen Seiten entgegen dufteten, deſſen leiſeſten Wünſchen die Erfüllung zulächelte, deſſen Blüthenzeit keine Entbehrung und Entſagung trübte und keine Wolke des Leidens verdunkelte; dem aber das Ungemach des Lebens, das Unglück unerwartet und unvorbereitet mit rauher, ſchonungsloſer Kälte entgegen trat, ihm entriß, was er als angeerbtes Eigenthum für unantaſtbar und unverlierbar hielt, ihn aus dem Traum der Wohlhabenheit zu der ungekannten Wirklichkeit des Mangels, der Verläugnung und Hilfsbedürftigkeit erweckte, — der Armgewordene! — Beklagenswerth ſind Beide, jedoch Einer mehr als der Andere, denn den Einen drückt die Laſt der Armuth mehr darnieder als den Andern. — Der Erſtere kennt kein freundlicheres, kein glücklicheres Loos, die karge Befriedigung der Nothdurft iſt ihm Genuß, die Gewohnheit führt ihn ohne Ueberwindung zur Einfachheit der Bedürfniſſe und ſpät erſt, wenn er ſchon die Kräfte geübt und geſtählt hat, ſich ſelbſt zu helfen und ſich mit Wenigem zu begnügen, erwachen Wünſche nach Mehr und Beſſerem in ihm, doch kann er deren Erfüllung nicht erringen, ſo bietet ihm dies keine neuen, keine ungewohnten Leiden, denn er iſt nicht fremd in der Sphäre der Entbehrung, er iſt vertraut mit den Lebensmühen und Beſchwerden und in der Wahl der Mittel zu ihrer Erleichterung und Ertragung treten ihm keine Verhältniſſe hindernd entgegen, legt ihm das Vorurtheil keine Feſſeln an. — Der Zweite kennt nur die Lichtſeiten des Lebens: ihm wurden früh ſchon die Behaglichkeit und Bequemlichkeit, alles Angenehme und Erfreuliche zum gewohnten Genuß, und ohne Ahnung, daß ihm das Glück je mit geringerem Maaße meſſen, ſich wohl gar ganz von ihm wenden könne, ſtreckt er, — wünſchend und begehrend, — die Hand nach immer erhöhetem, nach immer erfreulicherem Genuß, nach immer geſteigertem Wohlbehagen und Glück aus; — da drauſt ein rauher Nordſturm zerſtörend in das unbewachte Gebiet ſeines Glücks herein und bricht mit unbezähmbarer Gewalt die duftenden Blüthen der Gegenwart; düſtere Wolken ſteigen am hellen Horizont auf, ziehen ſich über dem Haupte des Glücklichen in drohende Gewittermaſſen zuſammen und entladen ſich in Alles verheerenden Unglücksblitzen. — Betäubt und entmuthigt ſteht er auf den Trümmern ſeines Glückstraumes, nicht wiſſend, wie ihm die Entbehrung des Verlorenen möglich werden ſoll, verzweifelnd, daß ihm irgend etwas Erſatz dafür bieten könne; unentſchloſſen, welchen von den vielen vor ihm liegenden Wegen er betreten ſoll, um ſich zu retten, da ihm keiner ſeines früheren Verhältniſſes würdig erſcheint, keiner ſeinen ungeübten Kräften angemeſſen iſt, und während er endlich vom Drange der Nothwendigkeit gezwungen wird zu einer Wahl, wählt er in der Regel in ſeiner Verblendung den falſchen, nicht ſelten den unwürdigſten Weg, wenn ihm nicht — die Möglichkeit des hereinbrechenden Ungemachs bedenkend — von vernünftigen und vorſichtigen Aeltern und Erziehern die Mittel angeeignet wurden, auch dem ungünſtigen Geſchick mit

Digitized by Google

derſelben Selbſtſtändigkeit entgegen zu treten, wie dem Glück, oder wenn ihm nicht ſelbſt, die leider nicht ſehr freigebig vertheilte Himmelsgabe einer geiſtig aufgeklärten, vorurtheilsfreien Lebensanſchauung und einer kräftig thätigen Fähigkeit zur Ueberwindung des ſowohl vorausgeſehenen als unerwartet kommenden Ungemachs verliehen ward. Dergleichen Beklagenswerthe von beiderlei Art, finden wir in allen Ständen, — wenn auch in dem einen mehr als in den andern; — die von der zweiten Art aber vorzugsweiſe und am meiſten in den höheren Ständen, und als die Hilfloſeſten und Beklagenswertheſten unter ihnen müſſen uns aus vielfachen Gründen die verarmten Adeligen erſcheinen. — Lenken wir unſern Blick auf eine altadelige Familie, die ein ſolches Schickſal betrifft.

(Fortſetzung folgt.)

Guſtav Wrangel.

Von

George Hesekiel.

Zweite Abtheilung.

Gram ſagt ein einfach ſchlichtes Wort am beſten;
. . . . . .
Wenn mit geſchreckte Tracht anlegend . . . . .
Wir in Euren Himmelsgängen anziemlich ſchienen
Unſerm Stand und Ernſt, verführt uns Euer Himmelsgange ſelbſt
Zu Fehlern, die Ihr tadelt. Deßhalb, Holde,
Iſt unſ're Liebe Euer Werk . . . . . .

Shakſpear's: Liebes Leid und Luſt.

Ein in himmelblauen Sammet gekleideter Page, das Hütchen in der Hand, auf dem eine Wolke von weißen Reiherfedern wehte, öffnete eine Thür und rief mit klingender Stimme hinein: „Der ſchwediſche Hauptmann!" Dann trat er bei Seite und ließ den Hauptmann an ſich vorüber eintreten, nicht ohne die kriegeriſche Einfachheit des Anzuges mit ſpöttiſchen Blicken zu muſtern. Die Thür ſchloß ſich, und Guſtav Wrangel ſtand vor der Prinzeſſin von Friedland. Der Sitte gemäß trat Wrangel einige Schritte an die erlauchte Tochter Wallenſteins heran, um ſie mit einer tiefen Verbeugung zu grüßen; als aber die Prinzeſſin aufſtand und ihre großen herrlichen Augen, die ganz des gewaltigen Vaters Siegerblick hatten, auf dem Eintretenden ruhen ließ; als Wrangel den ſchmerzlichen Zug um die Mundwinkel bemerkte: da kam über ihn der ritterliche Geiſt ſeiner Ahnen; er beugte ehrerbietig ſein Knie vor der Dame und drückte den Saum ihres Gewandes an ſeine Lippen. Die Prinzeſſin blickte einige Secunden ſinnend auf den knieenden Paladin, dann reichte ſie ihm die ſchmale, kleine, weiße Hand, das unveräußerliche Erbgut der hohen Ariſtokratie. Guſtav Wrangel zog dieſe ſchöne Hand an ſeine Lippen und erhob ſich zögernd, gleichſam als ob er bedaure, dieſe Stellung ſo bald verlaſſen zu müſſen. Mit ſanfter Stimme hieß nun Thekla den ſchwediſchen Officier willkommen, und eine ſüße Trauer vibrirte durch den holden Klang ihrer Worte.

„Ihr waret zugegen, Graf Wrangel, als — " Sie ſtockte erröthend. Der ſchwediſche Krieger fuhr fort: „als Graf Piccolomini mit ſeinen Pappenheimern uns angriff im verſchanzten Lager. Ich war zugegen, Ihro Gnaden, leider und konnte nichts — als ihn, den Grafen Piccolomini beneiden um ſolches Heldenſterben. Doch nein, verzeiht, ein Wrangel beneidet keinen Menſchen um ſein Loos, ſelbſt keinen Piccolomini."

Die Prinzeſſin richtete einen langen Blick auf den Sprecher, dann ſagte ſie: „Ich ließ Euch zu mir bitten, edler Graf, mir zu erzählen das, was ſich begab im ſchwediſchen Lager, mich wahrhaft zu unterrichten über die letzten Thaten meines Vetters — " Sie hielt eine Weile inne und fuhr dann lebhafter fort: „Ihr ſeid ein Edelmann, Graf Wrangel, warum ſollt' ich Euch nicht vertrauen, ich wünſchte Nachricht über den Heldentod eines Mannes, den meine Liebe in den Tod gejagt." — Wrangel verbeugte ſich. „Ein einfach, ſchlichtes Wort des Kriegers, kann Eurer Hoheit Gram am beſten faſſen; jedoch verzeiht, ein Heldenſterben wie dieſes und die ſtumme Klage Euer Gnaden um ſein beneidenswerthes Loos iſt nicht geeignet, zur ruhigen Erzählung mich zu ſtimmen. Verzeiht die Fehler drum, die ich im Ausdruck mache, es ſind die Fehler, die mich Euer Gnaden Auge machen läßt." Wrangel begann ſeine Erzählung mit klarer Stimme, die Prinzeſſin blickte anfangs ſtill vor ſich nieder, bald aber wurde des Hauptmanns Rede lebendiger und ihr Auge hing an ſeinen Lippen. Nun flogen raſch vorüber die Pappenheimer auf den hohen Roſſen, der ritterliche Max voran, die Locken wallend, denn der Helm war ihm im wilden Ritt entfallen — und der Prinzeſſin Buſen wogte mächtig — das Kampfgetöſe drang zu der Prinzeſſin Ohr, und über Alles, wie ein Adler, flog der Schlachtruf: vivat Ferdinandus! ihres Max und ſeiner treuen Schaaren. Sie hörte Schwedens Ritter ihm entgegenſtürmen, ſah die Schwadronen licht und lichter werden, ſie wollten ſterben, ſiegen nimmer; Graf Max ſank todt zu Boden unterm todten Roſſe — und jeder Pulsſchlag der Prinzeſſin ſtockte — der letzte Pappenheimer war gefallen und des Leichenfeldes ſchauerliche Stille ſchien ihren Sitz auch in dem Prunkgemach der Prinzeſſin von Friedland aufgeſchlagen zu haben. Hauptmann Wrangel ſchwieg ſchon eine Weile und ſah mit mildem und doch begeiſtertem Blick auf die ſchöne fürſtliche Jungfrau. Sie hatte ihr Haupt vorwärts gebeugt, die braunen Locken, ſie fielen wie ein Schleier über ihr Angeſicht, ſie ſchien zu beten. Endlich erhob ſie ſich — es dankte nur ihr Blick, kein Wort dem ſchwediſchen Edelmann, von ihrem Finger ſtreifte ſie einen Goldreif und reichte ihn dem Hauptmann — jetzt perlten Thränen aus dem

Digitized by Google

schönen Auge; „nehmt zum Gedächtniß, Graf, an diese Stunde!“ sprach sie leise. Und kniend empfing der Schwede Thekla's Ring, und hastig drückt er seine heißen Lippen und seine feuchten Augen auf der Prinzessin weiche Hand. Prinzessin Thekla fühlte Wrangels Thränen, — Thränen, die ein Feind um ihren Piccolomini weinte — und Wrangel fühlte ihren sanften Händedruck.

Der Schwede stand auf, ein langer Blick aus seinem Auge umfaßte der Prinzessin ganze holdselige Gestalt. Beide neigten sich gegeneinander, die Thür schloß sich hinter dem Hauptmann, sie haben sich im Leben nimmer wieder gesehen. Träumend bestieg der Schwede sein Roß und ritt nach des Rheingrafen Lager zurück. Seltsame Gedanken durchflogen seine Seele: ein Feldherr, groß wie Wallenstein, und Thekla's Hand die Krone, nach der er strebte. „Er hat sie nicht genug geliebt,“ sprach der junge Ritter vor sich hin, „er mußte den Muth haben für sie zu leben — doch halt, nein ich thue dir unrecht, ritterlicher Max, verklärtes Heldenbild, du konntest deinen Kaiser nicht verrathen, du konntest auch nicht kämpfen mit dem Vater deiner Dame — es war dir nichts geblieben als ein ruhmvoll Sterben. Und wohl dir Max, daß du gestorben, daß solcher Augen Thränen um dich flossen, daß solch ein Herz um dich in tiefer Trauer! O in den Tod, sogleich in tausendfachen Tod ging ich für eine solche Thräne — und doch nicht — jetzt, um keinen Preis, des kleinen Hauptmanns Wrangel, wer dächte seiner dann, wenn er gefallen? Nein, erst soll mein Name neben Wallenstein's und meines großen Königs Heldennamen prangen, der Ruhm von Wrangels Thaten mit neuem Glanz den Erdball überfließen und — will's dann Gott — so will ich fröhlich sterben für eine Thräne nur aus Thekla's süßem Himmelsauge. — Dann bin ich größer doch als Piccolomini, und Wrangel, ja — er wird die Prinzessin trösten um Maren's Tod, er wird ihr mehr sein als Max. Gustav Wrangel mehr als Max Piccolomini!“ — Er stieß seinem gewaltigen Streitroß die Sporen in die Weichen, daß es hoch aufbäumte und dann wie ein Pfeil über die Gefilde flog. Seine Begleiter hatten Mühe ihm zu folgen. Wie aber der Gang des Rosses ruhiger wurde, so wurde auch des Ritters Stimmung sanfter, er fiel in's Träumen zurück. Der Zügel lag schlaff in seiner Linken. „Ich fühlte,“ sprach er leise und eine hohe Röthe zog über sein Antlitz, „den warmen Druck der süßen, kleinen Hand!“ Er zog den Stulphandschuh von seiner Rechten und betrachtete mit einer Art von freudiger Scheu die Finger, die il m Thekla sanft gedrückt, er meinte, er fühle jenen sanften Druck noch jetzt. Dann bedeckte er die Hand wieder, betrachtete den gold'nen Reif an seiner Linken und trieb dieses mit so seltsamen Geberden, daß der alte Diener, der nie das Auge von dem Herrn wandte, unmuthig das graue Haupt mit der roſigen Pickelhaube schüttelte und den Trompeter in ein tiefes Gespräch verwickelte, damit er nicht das närrische Benehmen seines Officiers bemerke. So kamen sie zurück in's schwed'sche Lager.

(Fortsetzung folgt.)

Preußen im Jahr 1813.

Von

M. Arndt.

Von Memel bis Demmin, von Colberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühlinge und Sommer des Jahres 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Gefühl, ein Zorn und eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien und den französischen Uebermuth einzuschränken. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie; den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen und preußischen Frieden hoffen konnten. Krieg! Krieg! schallte es von den Karpathen bis zur Ostsee, von dem Niemen bis zur Elbe. Krieg! rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war; Krieg! der Bauer, der sein letztes Pferd unter Vorspannen und Fuhren todt trieb; Krieg! der Bürger, den die Einquartirungen und Abgaben erschöpften; Krieg! der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte; Krieg! die Witwe, die ihren einzigen Sohn in's Feld schickte; Krieg! die Braut, die den Bräutigam zugleich mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knien, Officiere, die wegen Wunden und Verstümmelungen lange ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Vorstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen; Alle wollten sich üben, rüsten und für das Vaterland streiten oder sterben. Preußen war wieder das Sparta geworden, als welches seine Dichter es einst besangen; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse war eine Waffenschmiede. Das war das Schönste bei diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Ständen und Klassen, von Alter und Stufen vergessen und aufgehoben worden waren; daß Jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäfte und Dienste, wo er der Brauchbarste war; daß das eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andern Gefühle verschlang, alle andern sonst erlaubten Rücksichten und löblichen Verhältnisse aufhob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch langes Unglück, sie wollten auch gleich sein im Dienste und im Gehorsam. Und so sehr erhob die heilige Pflicht und das gemeinsame

Digitized by Google

Streben, wovon sie beseelt waren, alle Herzen, daß das Niedrige, Gemeine und Wilde, dem in getümmelvollen Zeiten der Bewaffnungen und Kriege eine so weite Bahn geöffnet ist, nicht aufkommen konnte. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden; es war, als fühle auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit und Rechtlichkeit sein müsse, wenn er den Uebermuth, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte. Was die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das zartere Geschlecht der Frauen durch stille Gebete, brünstige Ermahnungen, fromme Arbeiten, menschliche Sorgen und Mühen für die Ausziehenden, Kranken und Verwundeten. Wer kann da die unzähligen Opfer und Gaben jener Zeit zählen, die zum Theil unter den rührendsten Umständen dargebracht worden sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig theuern Namen der Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder Krankenhäusern die Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeist, die Kranken verpflegt, die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem Ende des Reichs bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang; sie hat bewiesen, daß sie verdiente der Sitz ihrer Herrscher zu sein. Freue dich deiner Ehre, wackere Stadt! Die alten Sünden sind versühnt, die alten Unbille vergessen, Ruhm und Glück werden wieder ihren Wohnsitz bei dir aufschlagen. Ich sage nur das Eine: es war plötzlich wie durch ein Wunder Gottes ein großes und würdiges Volk entstanden. — So hat das preußische Volk sich offenbart; so sind die Wunder, die uns Deutschen vom Guadalquivir und Ebro, vom Dniper und von der Düna verkündigt worden, auch bei uns erneuert; so ist Gott und Gottes Kraft, und eine Begeisterung, die wir nicht begreifen können, auch unter uns erschienen. Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen, die Schlachten von Torgau und Zorndorf — sie haben nie Tage gehabt, wie die von Großgörschen und von der Katzbach — von Dennewitz und von Leipzig; denn sie haben nie vorher, weder mit einem so großen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen. Daß wir jetzt frei athmen, daß wir fröhlich zu den Sternen blicken und Gott anbeten, daß wir unsre Kinder wieder mit Freuden ansehen können, als die da künftig freie Männer sein werden — das danken wir, nächst Gott, diesen Beginnern der deutschen Herrlichkeit; sie sind uns übrigen Deutschen, wie verschiedene Namen wir auch führen mögen, die glorreichen Vortreter und das erste Beispiel der Freiheit und Ehre geworden.

Feuilleton.

[Einige Bestimmungen des Sachsenspiegels und des Schwabenspiegels (zwei Sammlungen von Rechtsvorschriften und Rechtsgewohnheiten aus dem 13. Jahrh.) über Baumfrevel.] Wer einen Baum umhieb, oder beschädigte, büßte es mit Gelde, bei den Gothen aber mit vierfachem Schadenersatz. Holzdiebstahl, bei Nacht verübt, wurde mit Hängen, bei Tage verübt, am Leibe bestraft. Die Beschädigung eines Fruchtbaumes belegten die Longobarden und Franken mit Geldstrafe; die Sachsen aber machten zwischen diesen und andern Bäumen keinen Unterschied; doch konnte eine Wittwe, wenn sie der Beschädigung überführt war, ihr Eingebrachtes verlieren. Bei den Schwaben galt das Gesetz, daß man den zwölfjährigen Ertrag des Baumes begahlen und einen neuen setzen mußte. War der angetastete Baum selbst noch jung, so genügte schon die Pflanzung eines andern.

Ein Recept: **Recipe**
Superbiam galli,
Astutiam vulpis,
Invidiam canis,
Perfidiam fellis,
Volubilitatem serpentis:
Misce ita
Et erit Jesuita.

Staaten, welche diese Medicin einnahmen, haben immer viel daran zu würgen gehabt. Manchen ward es nicht eher besser, als bis sie sie wieder von sich gaben.

In dem Jesuitencollegium zu Rom sieht man Glasgemälde, welche Ignaz Loyola's Leben, Thaten und Wunder darstellen. Da heilt ihm Petrus das bei der Belagerung von Pampelona zerschmetterte Bein und wirbt ihn unter die himmlische Miliz, indem er ihm das gewöhnliche Handgeld zustellt. Eins seiner Hauptwunder ist, daß er auf Verlangen mit einem Jünglinge Billard spielt, der sich bekehren lassen will, wenn er ihm eine Partie abgewinnt. Loyola gewann, obgleich er in seinem Leben nicht gespielt hatte.

Die Religionslehrer Friedrichs des Großen waren starr orthodox. Zur Strafe ließen sie ihn Bibelstellen und ganze Psalmen auswendig lernen. Kein Wunder, daß er auf die Frage, was ein Theolog sei, die Antwort gab: Ein Theologus ist ein Thier sonder Vernunft. **Gt.**

Fenelon sagt von Jemanden: **Il a autant de maitres et de bourreaux qu'il à de désirs violens.** —

La jeunesse est présomtueuse. Elle se promet tout d'elle même. Quoique fragile, elle croit pouvoir tout, et n'avoir jamais rien a craindre. Elle se confie legèrement et sans précaution. — Avant que de se jetter dans le peril, il faut le prévoir et le craindre: mais quand on y est, il ne reste plus qu'à le mépriser. (Derselbe.)

La gloire n'est due qu'à un coeur, qui sait soufrir la peine et fouler aux pieds les plaisirs. (Derselbe.)

Lord Byron auf Napoleon nach der Uebersetzung des v. Zedlitz:

Hier sank im Staub der Menschen größter hin;
Doch wohl ihr schlimmster nicht. Hartnäckig klebte
Am Höchsten, wie am Niedrigsten, sein Sinn,
Der immer nur in Gegensätzen webte.

Verlag von Julius Hedbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bödel in Leig.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 15. 1843.

Literatur.

Namen-Codex der deutschen Ordens-Beamten, Hochmeister, Landmeister, Großgebietiger, Komthure, Vögte, Pfleger, Hochmeister-Compane, Kreuzfahrer und Söldner-Hauptleute in Preußen. Von Johannes Voigt, Königl. Geheimen Regierungsrathe, Professor der Geschichte, Director des geheimen Archivs zu Königsberg ꝛc. — Auch u. d. T.: Der Ritter-Orden S. Maria des deutschen Hauses zu Jerusalem in Preußen. Königsberg. In Commission bei den Gebr. Borntträger. 1843. (17½ Bogen 4. 1 Thlr. 10 Sgr.)

Dieses neueste Werk von Johannes Voigt verdient nicht minder, als eines der vorhergegangenen dieses emsigen und scharfsinnigen Geschichtsforschers und classischen Historiographen die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt. Es ist ein wenigstens in der vorhandenen Literatur der Geschichte Preußens eigenthümliches Werk und wird Vielen nicht nur Unterhaltung, sondern auch Belehrung und Nutzen gewähren. Außer einem Vorworte und einer Einleitung, in welcher letzteren der Herr Verfasser mit wenigen, aber kräftigen Zügen dem Leser die hohen, auch für die Gestaltung unserer dermaligen Zustände so folgenreichen Verdienste des deutschen Ordens vor Augen stellt, dann hieraus folgert, daß Jener, der nach seiner Kraft und Stellung bei dem großen Baue thätig gewesen ist und an der Arbeit der Anpflanzung, Förderung und Erhaltung deutscher Nationalität in Preußen mit geholfen hat, auch Anspruch habe, in der Geschichte nicht vergessen zu sein, und zuletzt uns eine kurzgefaßte, aber genügende Schilderung der Verhältnisse, der Stellung und des Kreises der Wirksamkeit liefert, in welcher die Mitglieder des Ordens in ihren amtlichen Obliegenheiten und Pflichten gegen einander als Träger und Pfleger der im deutschen Geiste geordneten Landesverwaltung und Verfassung, theils die Kreuzfahrer und Söldner in Betreff ihrer Beihülfe und ihres Dienstes zum Orden dagestanden haben; — außer dem Vorwort und dieser für Manchen sehr nützlichen Einleitung enthält, — sage ich, — das in Rede stehende Werk ein chronologisches Verzeichniß sowohl sämmtlicher Hochmeister bis auf Markgrafen Albrecht von Brandenburg herab, als auch betreffige Verzeichnisse der Landmeister und der Marschälle in Preußen, der Großgebietiger des Ordens, der Komthure, Vögte und Pfleger und der Compane der Hochmeister; ferner alphabetische Verzeichnisse der Kreuzfahrer, die nach und nach nach Preußen kamen, um dem Orden in seinem Kampfe gegen die Heiden behülflich zu sein, und zwar der Könige, der Mark-, Burg-, Land- und Pfalzgrafen, der Grafen und der Adeligen unter denselben, dann ein eben solches der Rottenführer und Söldner, die an der Tannenberger Schlacht und an der Vertheidigung des Hauptsaales Marienburg Theil nahmen, und endlich ein gleichfalls alphabetisch geordnetes Verzeichniß derjenigen Söldner-Hauptleute und Söldner, die seit dem Beginn des dreizehnjährigen Bundeskrieges, — vom Orden in andern Landen geworben, — in seinem Interesse kämpften, aber zum Theil auch sein Verderben herbeiführten. Bei diesen Verzeichnissen, und zwar bei denen der Ordensbeamten, liefert uns der Herr Verfasser, — natürlich so weit eine Ermittelung möglich gewesen ist, — Angaben des Anfanges und des Endes der Amtsverwaltung derselben, bei den Kreuzfahrern und den Söldner-Hauptleuten und Söldnern Nachweise ihrer Landsmannschaft und der Zeit, in welcher sie dem Orden in Preußen zu Hülfe standen, und beinahe überall, besonders bei den Männern, die sich am meisten hervorgethan haben, Hinweise auf die Stellen der „Geschichte Preußens" von Voigt, wo derselben gedacht und Tat, was sie vollbracht haben, dargestellt wird.

Natürlich ist dieses Werk, dessen Inhalt ich in gedrängter Kürze hier angegeben habe, da dasselbe zum größten Theil nur ein nach gewissen Grundsätzen geordnetes Verzeichniß von Namen und Jahreszahlen ist, kein Buch für Jedermann, besonders nicht für Diejenigen, die nur der Zerstreuung und der Beseitigung der langen Weile wegen lesen; allein dennoch wird es sehr Viele finden, die es freudig begrüßen, und zu diesen gehören unstreitbar alle Die, welche es nicht verschmähen, — von dem Treiben der Gegenwart einmal ihr Auge abwendend, — sich historischen und genealogischen Studien zu unterziehen. Denn dieser Namen-Codex liefert und in den gedachten Beziehungen Resultate, die wahrhaft für und von Wichtigkeit und hohem Nutzen sind; wir finden in demselben Angaben, welche wir mit Fug und Recht authentisch nennen können, da einer der ersten Geschichtsforscher dieselben aus Urkunden geworben hat, und wir können deßhalb, wenn wir im Gebiete der Geschichte und Genealogie Haltpunkte suchen und nicht vom rechten Wege abirren wollen, in dem vorliegenden Werke sehr Vieles finden, was uns in tausend anderen, wenigstens nicht mit der Zuverlässigkeit, geboten wird. Da nun aber auch der Herr Verfasser selbst, und zwar in seinem Vorworte, den Leser unter den Gesichtspunkt stellt, unter welchem dieses sein Werk aufgefaßt werden muß, um gebührend erkannt und zweckmäßig benutzt zu werden: so fühle ich mich, da ich gern zur Verbreitung desselben das Meinige beitragen möchte, gedrungen, die eigenen, zu diesem Ende geschriebenen Worte Johannes Voigt's hier anzuführen. Dieselben lauten folgendermaßen:

„Als der Plan dieses Werkes, — wir nannten es einen Namen-Codex, weil seine andere, Inhalt und Form besser bezeichnende Benennung zur Hand fand, — entworfen ward und die allerbehörde Billigung fand, schien durch ihn ein dreifacher Zweck erreicht werden zu können. Der Eine stellte sich von selbst; er liegt in der Wissenschaft der Geschichte, hier zuvörderst in der Geschichte Preußens. Man hört häufig im geschichtlichen Lehrsache über sterile Namen und Zahlen klagen; oft mit Recht, oft mit Unrecht. Sie sind zu sich allerdings ein dürres, trockenes und lebloses Gerippe, für das Gedächtniß höchstens Futter, für den Geist ohne Kraft und Saft; aber sie erscheinen als nothwendig, nichtig und bedeutsam, weil sie die Träger des geschichtlichen Lebens bilden und den geschichtlichen Bau der Welterscheinungen gewissermaßen zusammenhalten und stützen; sie sind, in ihrer Richtigkeit festgestellt, wenn man so sagen darf, ein sicheres Gestelle, um

Digitized by Google

welches sich der unendlich reiche geschichtliche Stoff als Garnitur anschließt und umwindet. Wie ohne Knochengebäu des Körpers keine organische Entwickelung in seiner Ausbildung, so ohne sichere Namen und Zahlen kein fester Bau in der Construction der Geschichte, denn Namen und Zahlen repräsentiren Menschen und Zeiten, durch und in welchen allein Geschichte ist und sein kann. Man blicke auf die Geschichte Preußens vor dreißig oder funfzig Jahren hin, wie sie dastand in wüster Unsicherheit zahlloser Einzelnheiten, in wirrer Unordnung ihrer Namen und Zahlen, in construktionsloser Vagheit ihres Gehaltes und ihrer Fassung. Vorliegender Namen- Codex stellt für sie, so viel als möglich, Namen und Zahlen fest."

„Ein anderer Zweck dieses Werkes faßte die Familien-Geschichte und Genealogie des deutschen Adels ins Auge. Wer nur je, sei es in wissenschaftlicher Beziehung oder aus persönlichen Interessen, sich mit genealogischen Untersuchungen beschäftigt oder auch nur einen Blick in genealogische Werke selbst noch in neuester Zeit geworfen hat, wird wissen, wie traurig und schlecht es noch mit dieser Hülfswissenschaft der Geschichte steht, wie sehr die Genealogie des deutschen Adels noch zur Zeit im Argen liegt. Bald kämpft man mit Unsicherheit oder völliger Unkunde der Abstammung und Herkunft, bald mit Zweifeln und Unkenntnißtheit der Familien-Verwandschaft, hier mit unrichtigen oder doch zweifelhaften Namen, dort mit Räthseln über das Alter der Familien oder mit falschen Zahlen in den einzelnen Zeitangaben. Gewiß hat keine der Hülfswissenschaften der Geschichte noch so viel Spreu auszuscheiden als diese, um überall festen, soliden Kern zu gewinnen. Um so mehr trat im Plane dieses Werks auch der Zweck hervor, durch seinen Inhalt, der an sich ausschließlich nur den deutschen Adel berührt, einen nicht unwichtigen Beitrag zu Berichtigung und Vervollständigung der Genealogie des deutschen Adels zu liefern; und wer das vorliegende Werk auch nur flüchtig überblickt, wird die Beflissener nicht unbedeutend finden. Gewiß werden Hunderte von adeligen Familien Deutschlands hier ansässige Verwandte sehen, die sie bisher noch nicht kannten und hier entweder im Deutschen Orden als Großgebietiger, Komthure und in anderen Ordens-Aemtern oder als Kreuzfahrer zum Heidenkampfe, am Ehrentische und als Hauptleute von Söldnerrotten wiederfinden. Selbst in längst ausgestorbenen Familien mögen sie manchem Verwandten begegnen, der mit ihnen in verwandschaftlichen Verhältnissen steht."

„An diesen erkühnten Zweck des Werkes schließt sich noch ein dritter an, der in specieller Beziehung die möglichste Vervollständigung des königl. geheimen Archivs zu Königsberg und dessen Materialienbereicherung zur Landesgeschichte Preußens betrifft. Wie bekannt, ist sein Reichthum für die Landesgeschichte allerdings schon sehr bedeutend, jedoch noch keineswegs so genügend vollständig, daß, wenn es auf genauere Kenntniß einzelner wichtig in die Verhältnisse eingreifender Personen, oder auf Durchforschung einzelner Zeiten, besonders des ältern Zustandes des Landes ankommt, nicht noch vielfach Mängel und Lücken hervortreten und selbst mitunter eine drückende Armuth fühlbar würde. Es ist nun aber gewiß keine zu kühne Vermuthung, wenn man annimmt, daß mancher Großmeister und Ordensritter, oder auch mancher Kreuzfahrer und Söldnerhauptmann, der in's ferne Ordensland gezogen war, den Seinigen in Deutschland Berichte zukommen ließ über das, was er in Preußen gesehen und gefunden, oder auch selbst erlebt und gethan hatte. Es ist auch wohl keine zu kühne Hoffnung, daß noch Manches, was für die Geschichte Preußens zur Aufklärung seiner ältesten Zustände, seiner inneren Landesverhältnisse oder zur Kenntniß seiner auswärtigen Verbindungen durch Krieg, Handel u. s. w. von großer Wichtigkeit sein könnte, in den fürstlichen Landes-Archiven und auch Privat-Archiven der einzelnen Familien Deutschlands verborgen liegen mag."

„Diese vermuthete Schätze beabsichtigt das vorliegende Werk mit heben zu heißen und an's Tageslicht zu bringen. Es soll nämlich der Vermittler eines Austausches, einer gegenseitigen Mittheilung des geschichtlichen und genealogischen Materials zwischen dem Königl. geheimen Archiv zu Königsberg und denjenigen fürstlichen und adeligen Familien sein, in deren Archiven sich aus alter Zeit noch Nachrichten oder irgend welche wichtige Materialien für die Geschichte Preußens befinden möchten. Das erwähnte Archiv besitzt über viele, in diesem Werke aufgeführte Ordensmitglieder noch manche, den Familien, welchen sie verwandt waren, gewiß erwünschte Specialnachrichten, denen in diesem Werke kein Raum gegönnt werden konnte, die es aber unter den gesetzlichen Bestimmungen bereitwillig entgegenleiten würde, wenn die betreffenden Familien ihm die in ihrem Besitze befindlichen Nachrichten über irgend wichtige Verhältnisse der Geschichte Preußens zuvor in getreuen Abschriften mittheilten; — ein Austausch, der sowohl in wissenschaftlicher Beziehung, als in Betreff specieller Familieninteressen gewiß eben so erwünscht, als in vieler Hinsicht von Wichtigkeit sein könnte. Das erwähnte Archiv bietet hiezu die Hand! Möchten daher Archivare und Besitzer von Privatarchiven sich durch dieses Werk aufgefordert finden, auch ihrer Seits in das Anerbieten einzugehen!"

Nach dieser Erklärung wäre jede fernere Empfehlung des in Rede stehenden Namen-Codex überflüssig, und ich zweifle nicht, daß dieses Werk, welches in so vielfältiger Beziehung von Nutzen werden kann und schon eine angenehme Unterhaltung gewährt, von den geehrten Lesern dieser Blätter ganz besonders berücksichtigt werden wird.

F. W. F. v. Rekowski.

Die Frauenschule. Roman von d. Verf. von „die einzige Tochter." Aus dem Englischen von Neumann. Braunschweig 1843 bei Ed. Leibrock. 3 Theile.

Die einzige Tochter hat bereits ihrem Verfasser, oder ihrer Verfasserin einen auch in Deutschland geachteten Namen erworben, und wir freuen uns, ein neues Werk begrüßen zu können, das wie das vorliegende einen bedeutenden Fortschritt in der Kunst der Darstellung zeigt. Die Anlage der Frauenschule ist klassisch einfach, und die Verfasserin benutzt keins der leider jetzt so gewöhnlichen Hilfsmittel, um die Aufmerksamkeit und das Interesse des Publicums zu forciren; höchste sittliche Reinheit, genaue Kenntniß des weiblichen Charakters und der Verhältnisse, gemüthvolle Schilderungen geben dem Buche seinen Werth, und die dichterische Färbung, so wie die Sprache hat die Verfasserin vollständig in der Gewalt. Die Uebersetzung ist eine ausgezeichnet gelungene zu nennen, und die Uebersetzerin verdient beides, den Dank des deutschen Publicums, wie den der Verfasserin im höchsten Grade. Die äußere Ausstattung hat in ihrer bekannten, anständigen und noblen Weise die Leibrock'sche Hofbuchhandlung besorgt.

Wir finden uns beim Beginn der Erzählung auf dem ammuthigen Landsitze des brittischen Obersten Bourerie, der seinen Abschied genommen, nun mit seinen vier erwachsenen Töchtern beinahe einsam lebt. Unter diesen Töchtern, die sich alle durch Schönheit auszeichnen, nehmen die beiden ältesten, Florenze und Susanne, unser Interesse, besonders in Anspruch;

Digitized by Google

der heftige, eigensüchtige Charakter der ältern, wie der liebe, freundliche und doch ernste der zweiten, werden angedeutet; um aber einen weiblichen Charakter vollständig zu entwickeln braucht das Leben Männer, und die Verfasserin läßt neben der ernsten, soldatischen Gestalt des alten Obersten Bowerie zwei Männer auftreten. Harry Bowerie, Officier, Bruder der vier Schwestern, seines Vaters und seiner Schwestern Stolz, führt einen Freund in seine Familie ein: Sidney Gower, jung, talentvoll, edler Gesinnung, von Charakter rein und makellos, weil noch nie versucht, gewinnt die Liebe von Miß Susanne Bowerie. — Susanne's Charakter zeigt sich immer deutlicher in seiner Schönheit, der Florenz'ö, die in ihrer Einfalt und Achtsucht erwartet hat, Sidney Gower werde ihr huldigen, in seiner Schwäche; doch ist auch ihr Herz nicht böse, sie freut sich des Glücks der Schwester. — Sidney Gower's Halbschwester, unermeßlich reich, geizig für sich, im höchsten Grade aufopfernd für andre, wird um ihre Erlaubniß zu der Ehe gebeten, da Sidney Gower's ganze Existenz von ihr abhängt. Sie antwortet nicht, aber kommt als Bettelweib nach dem Lustsitze des Obersten und lernt hier Susanne in ihrer liebevollen Mildthätigkeit kennen, gewinnt sie lieb und entfernt sich, ohne sich zu erkennen zu geben, sichert aber dann das Leben des jungen Paares außerordentlich großmüthig. Sidney Gower geht nach London, um Capitale zu sundigen; hier naht ihm, in Person der schönen Miss Kurzen, die erste Versuchung; die Schwäche seines Charakters zeigt sich; er wird Susannen untreu. — Die Qual des liebenden Mädchens, das er lange ohne Nachricht läßt, ihre verzeihenden Briefe an ihn, sein Schreibebrief, den er durch die neue Braut schreiben läßt, sein quaalvolles Bewußtsein, sind vorzüglich dargestellt. — Susanne fühlt das herbste Wehe über seine Untreue, die Religion aber hilft ihr den namenlosen Schmerz tragen, sie bittet für den Ungetreuen bei ihrer empörten Familie, und nur eine sieht sie nach dieser und während dieser Prüfung da. Sidney Gower flieht mit Miss Kurzen, die von ihren aristokratischen Aeltern ob dieses Bündnisses versucht und verstoßen wird, seine Schwester entehrt ihn. Da erreicht Harry Bowerie die Kunde von seiner Schwester Unglück, von dem Unglück der Schwester, die er besonders liebt, er verfolgt Sidney Gower, duellirt sich mit ihm und wird von ihm erschossen. Der Tod des edeln, trefflichen, ritterlichen Jünglings bricht das Herz des armen Vaters; die unglückliche Susanne findet nur Trost in dem Christenglauben, denn außer diesem entsetzlichen Schlage trifft sie das schwere Verhängniß, daß ihr Vater in seiner Schwäche in ihr die Ursache von seines geliebten Sohnes Tode sieht. Religion hilft ihr auch dieses tragen; sie allein pflegt den Vater, da die jüngern Schwestern verheirathet sind, und Florenze, ihrem Charakter nach, nicht zur Krankenwärterin taugt. Allen Nothleidenden ist Susanne stetan zum Trost und zur Hilfe da, sie verläßt den Vater nur, um bald zu dieser, bald zu jener Schwester zu eilen, Umbank ist oft ihr Lohn, doch nichts irret sie in ihrem echt christlichen Streben, ihren Mitmenschen so viel, wie möglich, zu sein. Doch auch Florenze Bowerie's Charakter soll sich an den eines Mannes entwickeln, und nur die tiefe Menschenkenntniß der Verfasserin konnte ihr einen Mann, wie den Grafen Harcourt zuführen. Edel, fest und männlich, christlich, ohne alle Affectation, von glühendster, begeistertster Liebe zu Florenzen erfüllt, tritt er auf. Nach und nach erkennt er den entschieden Egoismus in dem Charakter seiner Braut, aber Florenze kämpft sich mit aller menschlichen Kraft, ihrer Fehler Herr zu werden, sie bekennt sie offen, sie bittet um Verzeihung, Harcourts Liebe verzeiht immer wieder, und Susanne rettet immer zum Besten. Sie warnt Florenzen, nicht mit ihres Bräutigams Gefühlen zu scherzen, Florenze aber trotzt auf ihre Gewalt über ihn. Sie wird Harcourts Frau; eigenwillig, launisch, egoistisch, nicht sühig, je ihr Vergangen dem Wohl Anderer unterzuordnen, quält sie den edeln Harcourt mit den allersten Eifersüchteleien. Sie liebt ihn heftig, aber macht ihn durch ihr Betragen namenlos unglücklich; unzählige Male verspricht sie Besserung, bereut, weint, er verzeiht, aber sie ist nicht im Stande, sich zu bessern. Sie reisen, Florenze verschwendet ihres Gemahls Einkünfte, vergnügungs- und putzsüchtig, nach Bewunderung haschend; er hält sich nur bei ihr auf, weil er die Geburt eines Kindes erwartet; auch dieser Zustand hat keinen Einfluß auf Florenze. Der alte Oberst Bowerie stirbt in Susanne's Armen, die von ihm die Verzeihung Gower's in der Todesstunde erfleht. Harcourt kehrt nach England zurück, Florenze's Kind stirbt, es ändert sie nicht, Susanne thut, was sie kann, um Florenze zu bessern, Alles schlägt fehl; da verläßt Harcourt seine Frau und einen herrlichen Abschiedsbrief zurücklassend, verschwindet er. Der Schlag trifft die unglückliche Florenze furchtbar, Susanne weckt sie auf der Verzweiflung, die Religion gewinnt Einfluß auf sie, Schmerz um den verlor'nen Gatten thut das seine, mit Hülfe des Christenthums macht sich die verlassene Frau von ihrem Fehler frei, wird mild und sanft, ernst und fest, wohlthätig und verzeihend. Susanne Bowerie finden wir dann am Todtenbette der Halbschwester Sidney Gower, des Mannes, der sie verlassen; dort verspricht sie die Sterbende mit ihrem Bruder zu verführen, das gelingt nicht; sie rettet den ungetreuen Bräutigam mit seiner Familie aus der furchtbarsten Noth und endlich übergiebt sie ihm das ganze Vermögen seiner Schwester, das diese ihr vermacht hat. Sie kehrt zu der nun ganz gebesserten Florenze zurück, und die beiden Schwestern führen ein echt christliches Leben im Helfen und Wohlthun. Eines Abend's ist Florenze bei einer armen, kranken Frau, liest ihr aus der Bibel vor und betet mit ihr, Susanne kommt sie abzuholen, da tritt ihr ein Mann entgegen; es ist der zurückgekehrte Harcourt, den seine Liebe zurückführt nach Jahre langer Abwesenheit; Susanne ist selig, sie führt ihn zur Hütte, Harcourt traut seinen Augen kaum, seine Florenze elenend und betend am Krankenlager zu finden. Susanne erklärt ihm Alles; der Glückliche kann Gott nur mit Abrahm danken; da tritt Florenze heraus — dieses Wiedersehn! — Das neue Leben der Gatten; Florenze ist völlig gebessert, eine fromme echt christliche Gattin Die Verfasserin fühlt, poetische Gerechtigkeit müsse auch der herrlichen Susanne zu Theil werden; sie weiß, daß eine Frau nur vollständig glücklich sein kann theilneben durch den Beruf als Mutter und Gattin; ein Mann, mit ihr eines Sinnes und Herzens, vermählt sich mit ihr. Florenze und Susanne, beide werden treffliche Mütter.

Ge. He.

Die Verirrten. Ein Roman für die Gegenwart von Wilhelmine von Sydow, genannt Isidore Grönau ꝛc. 2 Theile. Sondershausen, bei Fr. A. Eupel, 1843.

Wenn es ohne Zweifel eine Hauptpflicht der Redaktion ist, beachtenswerthe Leistungen des deutschen Kreis zu beleuchten und zu würdigen, so liegt hierin die Aufgabe, nicht blos das Gedächtniß vergangener Jahrhunderte vom Staube zu säubern, sondern namentlich auch das zu betrachten, was in der Gegenwart zu Tage gebracht wird. Einst wurden Schlachten geschlagen und Fehden gestritten, Burgen und Klöster gegründet, Minnelieder und Heldenlagen gesungen — jetzt werden Landtagsreden gehalten und Witzen verbreitet. Monumente gesetzt und Bücher geschrieben, Actenberge getürmt und

Digitized by Google

gearbeitet, blanke Soldaten höchst friedlich und doch höchst mühselig zu Paraden und Manövern geübt — so die Wandlung der Zeiten, und auch die der Modelstubigkeit innerhalb der Gesammtzustände. Das Angedeutete ließe sich sowohl ernst, als humoristisch gar weitlin verfolgen; wir aber haben es augenblicklich nur mit einer einzelnen Erscheinung zu thun, die ganz neuerdings uns zu Gesichte gekommen, mit dem oben angegebenen „Romane für die Gegenwart: Die Verirrten." Es ist eine adelige Dame, die hier ihre Geistesblüthen darbietet; doch hat sie, laut Vorrede, zu der ritterlichen Galanterie vieler Recensenten kein besonderes Zutrauen, was man ihr in der That nicht verargen kann, wenn man der Leuchen gedenkt, die so manches Mal den heiligen Richterstuhl der Kritik in seiner andern Weise einnehmen, als schimpfende Buben die Bierbank; daher ist es wohl auch gekommen, daß die Verfasserin es für zweckmäßig erachtet hat, in der Vorrede über die ersten Beweggründe zu ihrer ganzen Schriftstellerei eine offene Erklärung abzugeben. So achtungswerth nun die hier dargelegten Motive auch sind, so wenig können dieselben doch das Urtheil des Recensenten bestimmen; denn nicht Jeder, der in guter Absicht schreibt, bringt auch etwas Gutes zum Vorscheine; ja wir müssen gestehen, daß die erwähnte captatio benevolentiae und gerade zu desto strengerem Urtheile geneigt machte, — aber in Wahrheit, schon die ersten Blätter des Werkes haben uns entwaffnet; wir begrüßen die Verfasserin dieses werthvollen Buches in dankbarster Anerkennung, und freuen uns, das Publikum noch mit einigen Worten auf eine Lectüre aufmerksam machen zu können, welche Jedem eine eben so reiche, als edle Befriedigung sichert.

Der vorliegende Roman zeichnet, wie sein Titel andeutet, Verirrungen, und zwar eines Theils diejenigen einzelner Individuen, andern Theils solche, die in Bezug auf ganze Classen der Menschheit, und auf allgemeine Tendenzen der gegenwärtigen Zeit eine charakteristische Wichtigkeit haben; es ist also eine Doppelaufgabe gestellt, deren Lösung ebensowohl eine tiefe Einsicht in die verborgene Welt unserer Seele, als auch eine klare Umsicht in die verwickeltsten Verzweigungen allgemeiner Zustände fordert; beiden Bedingungen aber vermochte die Verfasserin auf eine treffliche Weise Genüge zu leisten; sie wollte außer einer anziehenden Unterhaltung zugleich ein Größeres und Höheres gewähren, und in der That, sie hat das Eine, wie das Andere erreicht: in den einzelnen Charakterschilderungen offenbart sich psychologische Wahrheit und umfassende Menschenkenntniß; in der Darstellung socialer Verhältnisse eine scharfe Beobachtungsgabe, eine würdige, ächt humane Gesinnung und eine gereifte Welterfahrung; nicht minder endlich ist durch den, fast zu bunten, Wechsel der Scenen, so wie durch frischeste Lebendigkeit und Gewandtheit des Styls für die Ergötzung des Lesers gesorgt worden. Die Hauptpersonen, wie Ewald, Helene und Albin, die durch heiße Seelenkämpfe sich rühmlich Hindurchringenden, flößen, sammt der interessanten Griechin Saremá, den innigsten Antheil ein; ihre Geschichte ist, nach Bedürfniß, bald kräftig und feurig, bald zart und lieblich, immer aber rein und würdig behandelt; zahlreiche Nebenfiguren flegeln entweder in bald bedauerlichen, bald lächerlichen Verirrungen auch ihrerseits die Mängel der Menschennatur, oder sie wirken durch ihre Trefflichkeit erhebend und ausgleichend. So finden wir denn in diesem Romane, ohne Gelehrsamkeit und philosophische Schule, das Product einer höchst praktischen und geläuterten Lebensphilosophie und eine Fülle beachtungswürdiger Winke für manche Gebiete; mit einem Worte: „Die Verirrten" der Frau von Sydow sind auf dem Felde der Romanliteratur eine originelle, äußerst vortheilhaft ausgezeichnete Erscheinung, und wir können nur wünschen, daß die, durch belletristische, pädagogische, philantropische und ökonomische Schriften bereits bekannte Verfasserin die eigenthümliche Vereinigung so vielfeitiger Mittel auch noch fernerhin für das lesende Publikum in Anwendung bringe. **Grh....**

Die Kammerjungfer, wie sie sein soll, wenn sie den Pflichten ihres Dienstes und denen gegen sich selbst genügen will ꝛc. Nebst einem Hand- und Receptbüchlein für alle in diesem Dienste vorkommenden weiblichen Arbeiten und erforderlichen Geschicklichkeiten und Künste. Von einer Dame vom Stande. Weimar, bei F. Voigt, 1843. 192 S. kl. 8. (12 Ngr.)

Da das 19. Jahrhundert, sagt die wohlerfahrene Verf., Alles zu vervollkommnen strebt, über Alles zu denken lehrt und jedem Stande eine höhere Richtung zu geben versucht; so ist es billig, daß auch dem Stande der Kammerjungfer ein würdiges Ziel gestellt werde. — Das junge Mädchen, welches sich diesem Dienste widmet, soll nicht die neue Laufbahn beginnen, ohne sich von allen Pflichten, die sie übernimmt, Rechenschaft zu geben, und muß sowohl das, was sie zu erwarten, als auch das, was sie zu leisten hat, klar in's Auge fassen. — Sie bei dieser Erkenntniß zu leiten, ist der Zweck dieses brauchbaren und empfehlenswerthen Büchleins. Es enthält, nebst den Regeln zu ihrem Betragen gegen die Frau, die Kinder, die Dienstboten ꝛc. des Hauses, auch eine vollständige Anweisung zu den in ihrem Berufe nöthigen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten, wodurch es sowohl für Herrschaften, als für Dienerinnen von großem Nutzen sein wird.

Literarischer Salon.

Eine kleine Broschüre, welche so eben Heinrich Luden über den verstorbenen General v. Grolmann veröffentlicht hat, verdient allgemeines Interesse. Grolmann hatte sich 1812 in Jena eingesunden und sich Luden als Hauptmann von Gerlach vorgestellt, um seine Collegien über Geschichte besuchen zu können; bei Gelegenheit der russischen Katastrophe entdeckte er Luden indessen seinen wahren Namen, so wie seine Verhältnisse, und vernauschte endlich Jena mit Berlin, um wieder in preußische Dienste zu treten. Patriotischer Eifer trieb, nach der Schlacht bei Leipzig, auch Luden an, für das Vaterland zu den Waffen zu greifen; es war aber Grolmann, der ihn von diesem Vorsatze zurück brachte und ihn bestimmte, in anderer Weise zu demselben Zwecke zu wirken; das Resultat davon war die Herausgabe der „Nemesis."

* * *

Ein sehr empfehlenswerthes Büchlein, veranlaßt durch den tausendjährigen Bestand des deutschen Reichs im J. 1843, ist von A. v. Blumröder erschienen, welches den Titel führt: „Teutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" (Sondershausen, F. A. Eupel, 1843).

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bekel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 83. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder 8 gGr.) berechnet.

Ueber die Verarmung adeliger Familien.

(Fortsetzung.)

Von grauer Alterszeit her im Besitz von genügendem Eigenthum und Einkünften, welche hinreichen, ein wohlbehagliches, genußreiches Leben zu führen, welche in ihrer ungefährdet scheinenden Begründung keine Besorgniß für das Fortbestehen des wohlhabenden sorgenfreien Verhältnisses aufkommen lassen; in angeerbter Zuversicht an die Meinung gewöhnt, daß es der geistigen und körperlichen Anstrengungen nicht bedürfe, um dies Alles in seinem Gleise zu erhalten, daß die bestehenden Gerechtsame und Standesvortheile, der ehrenvolle Ruf der Familie und ihr fortwährendes Beharren in allem Ritterlichlöblichen das Gebäude des Wohlstandes von außen hinreichend schirmen, während es ihm im Innern an Mitteln zu seiner Selbsterhaltung nicht gebreche; — in dieser angenehm beruhigenden Ueberzeugung giebt sich die hier zum Beispiel dieneude adelige Familie, wenn sie auch im Aeußern sich den zeitgemäßen Gestaltungen der Sitten und Gebräuche der höheren Stände anschließt, mit ihrer inneren Lebens- und Handlungsweise, mit ihren Begriffen von der für das Verhältniß des Adels passenden und geziemenden Einwirkung in das allgemeine praktische Leben, jener ebenfalls altritterlichen Meinung hin, daß die geistige Anstrengung der tiefwissenschaftlichen Studien, die sogenannte Kathederweisheit oder das Brodstudium dem Adel nicht Bedürfniß sei und ihm eben so wenig zukomme, als die Beschäftigungen mit der Kunst und mit den in das bürgerliche und geschäftliche Leben eingreifenden Kenntnissen. Sogenannte galante Wissenschaften und oberflächliche Anklänge von den schönen Künsten als Eintrittskarte in die höheren und feinen Zirkel werden allenfalls noch einigermaßen gut geheißen und der Mühe werth gehalten, sich für ihre Bekanntmachung einige Zeit abzumüßigen von dem geschäftigen Nichtsthun, was großentheils in Ausübung der althergebrachten Adelspassionen, Jagen, Reiten und geselligem Verkehr besteht. — In diesem Sinne lebt jene Familie ein ganz gemüthliches, sorgenfreies Leben, welches sie ihrer altadeligen Abkunft zu verdanken zu haben meint, auf welche sie daher auch einen ungemein hohen Werth legt, und sich Solches in ihrem Umgange mit Nichtadeligen, in der Vermeidung enger und vertraulicher Verbindungen mit ihnen, in gewissen, sie von sich fern haltenden steifen und förmlichen Sitten und Gebräuchen, in einem steten vornehmen Herabblicken und in einer sich allein genügenden Selbstzufriedenheit deutlich genug abmerken läßt, um sich dadurch den Vorwurf des Adelsstolzes zuzuziehen. In diesem Geiste leben und walten nicht allein die Oberhäupter einer solchen Familie, in diesem Geiste erziehen und bilden sie auch ihre Söhne und Töchter; eine solche Meinung von den Vorzügen, unveräußerlichen Rechten und von der unfehlbaren Sicherheit der Fortdauer der Verhältnisse ihres Standes, flößen sie auch diesen ein, auch ihnen bringen sie jene mangelhaften, beschränkten Begriffe von der dem Adel nöthigen geistigen Ausbildung bei, und auch sie entwöhnen sie von aller praktischen Lebensanschauung, von dem Gedanken an die Möglichkeit, daß sich ihr angenehmes, behagliches Verhältniß umwandeln, und sie in die Nothwendigkeit kommen könnten, durch Arbeit, Fleiß und Anstrengung, durch Fügung in Abhängigkeit und untergeordnete Stellung und durch thätige Theilnahme an der Wirksamkeit anderer Stände, sich in der Welt forthelfen, ihr Dasein fristen zu müssen. — Nun aber treten der Kurzsichtigkeit und

Digitized by Google

Sorglosigkeit verborgen gebliebene politische Verhältnisse dem Fortbestehen jenes für unerschütterlich gehaltenen günstigen Zustandes entgegen; unvorhergesehene zeitgemäße Neuerungen schmälern die alten Gerechtsame und vermindern die Einkünfte, — andere Stände treten in Concurrenz mit den Prärogativen des Adels, Unglücksfälle und schlimme Zeiten brechen herein, erschüttern den alten Bau und reißen eine seiner stützenden Säulen nach der andern nieder; man klagt und murrt über die unverdienten Schicksalsschläge, aber man unternimmt nichts, um sie abzuwenden, oder das Uebel gut zu machen, denn man meint, das müsse sich Alles durch sich selbst wieder finden, der Adel könne und dürfe nicht sinken; dabei müsse man aber der Stellung des Adels gegen andere Stände durchaus nichts vergeben und dürfe das Decorum auf keine Weise verletzen, sich sowohl gegen Standesgenossen, als auch noch viel weniger gegen Nichtadelige irgend eine Blöße geben. Ehe man es sich aber versieht, ist das Uebel unheilbar geworden, die imponirende Stellung, das Decorum, kann nicht mehr beobachtet werden, die Blößen treten unabwendbar hervor, der Sturz ist entschieden, die Familie ist — verarmt, ist der Mittel beraubt, sich durch sich selbst wieder zu erheben; — jetzt lassen sich die Schauer der Selbsterkenntniß nicht mehr beschwichtigen, und der Kampf zwischen dem Traum der Unabhängigkeit mit dem Gefühl des ungewohnten Gegentheils beginnt, aber er führt zu keinem günstigen Resultat; entweder scheitert der Versuch der Selbstüberwindung an der unerschütterlichen Klippe des Vorurtheils, oder die errungene Einsicht, sich der Discretion und der Unterstützung Anderer, selbst aus niederen Ständen, ergeben zu müssen, führt keine erwünschten Erfolge herbei. — Theils mangelt dem in seiner Standesbefangenheit alt gewordenen Edelmanne die Geschmeidigkeit und die einschmeichelnde Manier, welche von dem verlangt wird, der Theilnahme und Bereitwilligkeit zu helfen in Anspruch nimmt, denn der Zwang, welchen ihm die Herabstimmung seines Wesens kostet, das Gefühl, einer ungerechten Schicksalsfügung zum Opfer geworden zu sein, bleibt in seinem Verhalten vorherrschend; theils gehen ihm die Fähigkeiten ab, seine Ansprüche, die er an Andere macht, mit nützlichen, praktischen Leistungen aufzuwiegen, sich, was er von ihnen verlangt, zu verdienen.

(Fortsetzung folgt.)

Gustav Wrangel.

(Fortsetzung.)

Der Krieg hatte seinen Lauf — wer kannte den ehemaligen, den lustigen Wrangel noch, in dem kühnen Officier, der Pläne entwarf mit wunderbarster Einsicht, der sie ausführte mit einer Gewandtheit und Verwegenheit, über welche die erprobtesten Führer des schwedischen Heeres, die kühner Thaten gewohnt waren, erstaunten, der im entscheidendsten Momente die gewagtesten Chancen mit einer Kaltblütigkeit beherrschte, von der man keine Idee gehabt hatte; der endlich mit einem Blick, mit einem Wort die wildesten Söldnerbanden leitete und den im Kugelregen jede Kugel, als fürchte sie ihn, mied.

Wallenstein war todt; seine fürstliche Wittwe und seine Tochter lebten in Prag; die schwedischen Heere standen im Herzen von Böhmen und der Kaiser hatte keinen Feldherrn, sie zu schlagen. — Da hörte man eines Abends auf dem Hradschin langgehaltene Trompetenstöße. „Das sind schwedische Trompeten," sagte man, „sind sie so nahe schon? Ein Officier vom schwedischen Heer und ein Trompeter? Ein Parlamentair — will er noch vor dem ersten Angriff Uebergabe fordern?" — Man brachte den schwedischen Rittmeister zu den Jesuitern, wo Graf Kolalto, der in Prag befahl, im Quartiere lag. — „Was lässet mir der Schweden Feldherr durch Euren Mund entbieten?" — „Euch, nichts, als seine Bitte, dieses offne Schreiben zu lesen und dann in meiner Gegenwart der hocherlauchten Prinzessin Friedland einzuhändigen." — Graf Kolalto las das kurze Schreiben und hieß den jungen Schweden ihm folgen. Man trat in den Palast der Fürstin Friedland. Prinzessin Thekla, bleich, in Trauerkleidern, empfing sie gütig. Graf Kolalto nahm das Wort: „Ein schwedischer Officier, von seinem Commandeur an Euer Gnaden abgesendet, läßt Euch durch meine Hand dies Schreiben überreichen." Die Prinzessin nahm das Schreiben und las:

„Der Hochgebornen und Erlauchten Prinzessin Friedland ehrfurchtsvollen Gruß zuvor.

Salva Guardia.

Quartier zu Tirschenreut in Böhmen. Dieweilen im Lauf des Krieges also möglich, daß schwed'sche Völker sich dem Orte nähern, wo die erlauchte Fürstin, obgenannt, Hof hält, und schwed'sche Truppen übel hausen, wie es im Kriege öfter geht; so bitten wir, unbeschadet aller Tapferkeit und kriegerischer Ehre der Völker römisch-kaiserlicher Majestät, die hohe Fürstin Friedland möge diesen Salvogarden-Brief annehmen.

An alle Völker Ihrer Majestät, der Schweden und der Gothen Königin von Gottes Gnaden, an alle Generale, Obersten, Hauptleute und Reisige ihrer Armeen; des Ortes ist zu schonen überall, wo man euch diesen Brief thut zeigen, ihr sollt dort nicht die Leute schädigen an beiden, Leib und Gut, nicht brennen und sengen, nicht plündern und keine Contribution erpressen bei schwerer Leibesstrafe. Der Ort, wo die hohe Fürstin Friedland Hof hält, sei es ein Schloß, ein Haus, ein Kloster, sei also dergestalt von schwedischen Kriegsvölkern respectirt. Gegeben unter unsrer eignen Hand

Digitized by Google

und Siegel am neunten Martii des Heiles im tausend fünfhundert und einundvierzigsten Jahr."

Graf Gustav Wrangel,
der Krone Schweden Reichsrath und Ihrer Majestät Armeen Generalissimus durch Germanien. mpp.

(Fortsetzung folgt.)

M. Arndt über Neu-Griechenland *).

Griechenland ist durch die verwüstende und raubgierige Blutregierung der Türken und durch den sechsjährigen Mordkrieg sehr verödet und entvölkert und wird sich auf jeden Fall nur langsam wieder erheben und bevölkern; es hat durch Anleihen während des Kriegs und durch den Vorschuß der großen Mächte (60 Millionen Franken) eine Schuldenlast, welche sich über 25 Millionen Thaler beläuft und jährlich mehr als eine Million Thaler Zinsen und allmählige Tilgung verlangt; es hat keine festen Gränzen, keine sichere Stellung, als allein durch die Tapferkeit und Freiheitsliebe seiner Bewohner; es ist also ein schwaches, unselbstständiges, abhängiges Land, welches, da es Freunden nicht helfen, Feinden nicht schaden kann, keine Bundesgenossen findet, woran es sich lehnen könnte. Es ist also ein Reich von Gottes Gnaden wie alle Reiche, und ein Reich von Gnaden fremder Mächte, wie ein glückliches Reich nicht sein soll. Diesen kümmerlichen Zustand fühlt nicht nur Europa, welches den Griechen einen schöneren und stärkeren Zustand zugewünscht und zugebetet hat, sondern ihn fühlen die Griechen, die Bewohner des Königreichs mit viel empfindlicherem Schmerz. Diese bittere Empfindung stört das griechische Leben und wird es noch oft stören, daß alle den gegenwärtigen Zustand nur als einen anfänglichen, zufälligen und unbestimmten ansehen. Sie schauen aus nach dem, sehnen sich nach dem, was sie nicht haben, was sie aber als ihr gebürliches Erbtheil ansehen; sie rechnen auf Empörungen und Aufstände in Kreta — diese sind schon dagewesen und vorzüglich durch englischen Beistand geschwindest unterdrückt worden — und in andern Landschaften, die mit ihnen verbunden seien sollten. Dies Gefühl giebt dem Volke eine Ungenüge, eine Unzufriedenheit, verwandt mit dem Geiste der Meuterei, der auch jedem wackersten König die Regierung über ein Land schwer machen muß. — Dahin ist die europäische Begeisterung für den griechischen Aufstand gerathen, so sind die Träume und Hoffnungen von hunderttausenden verwirklicht, schlecht verwirklicht, so liegt Hellas da ohnmächtig, unselbstständig, ungeachtet, man möchte traurig sagen, fast ungeliebt, weil die Blicke sich sehr von ihm abgewendet haben. Die großen Schatten und Geister der Vorwelt, die schönsten und erhabensten Bilder und Erinnerungen umschweben diese heiligen Inseln und Küsten, diese viel besungenen Burgen und Ströme, die Trümmer dieser Städte und Tempel, deren Namen nicht sterben können, bis auch der letzte Buchstabe der Erinnerung der durch die Griechen gebildeten Welt ausgelöscht sein wird. Noch lockt, reizt und belebt die Natur in diesem glücklichen Lande, wie in der längst vergangenen Zeit, in ihren reichen und mannigfaltigen Wechseln der Gestalten und der Klimate; noch träumt die Gegenwart, es könne ein Athen und Korinth wieder werden, es können Helden, wie Miltiades und Themistokles, Sänger, wie Homer und Aristophanes, Weise, wie Sokrates und Plato und Aristoteles, wieder erstehen. Was sagt zu diesem erhabenen Traum das gegenwärtige griechische Volk? Entspricht es solchen Hoffnungen? Kann es ihnen entsprechen? — Ach, die alten Griechen sind nicht mehr da! Sie waren in Augustus Zeiten nicht mehr da, nicht mehr in Justinians Zeit; wie hätten sie denn unter den Türken noch gefunden werden sollen? Das alte Sprichwort sagt: „Andere Zeiten, andere Herzen," und schon nach Alexander vergingen die Griechen, welche wir in ihren Thaten und Werken anstaunen und bewundern, von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr, und die mächtige, zeugende und blüthentreibende Kraft der alten Helenen hatte sich schon zur Zeit Jesu Christi ausgelebt; mit ihrer Freiheit war ihre Tugend und die Blüthe ihrer Kunst und Wissenschaft ohne Wiederkehr dahin. Kam auch das Christenthum mit einem neuen Weltsinn und einer neuen Weltordnung; mit ihm mußten sich viele Höhen senken und viele Thäler heben; selbst manche Blüthe mußte geknickt werden, damit Schöneres, größtentheils noch Unverstandenes und Unbegriffenes blühen könnte. Also wo ist das griechische Volk, wo der griechische Geist geblieben? Dies ist wirklich fast eine Frage, als wenn man nach der Spreu und dem Staube fragt, welchen ein Gewitter zerstreut hat. Wie viele Winde und welche haben über das alte Hellas hingeweht! und Jahrtausende hingeweht! —

Die alten Griechen suchen wir. Die können wir nirgends mehr finden. Töne ihrer Sprache, Erinnerung ihrer Sitten, Gebräuche, Gesetze, Denkmäler ihrer Kunst, Trümmer ihrer Herrlichkeit, — die finden wir noch an manchen Stellen — sie selbst sind alle todt. Man denke und bedenke: Die großen Menschen, die großen Thaten, die unsterblichen Werke waren Geburten einer guten, tapferen, fröhlichen, sittlichen, griechischen Zeit, als in Athen, Korinth, Argos und Theben noch tapfere, mäßige, gottesfürchtige Bürger lebten. Als Griechenland sich zur Herrschaft über Asiens Küsten und Inseln erhob; als es sich im Glanze erhob und in Uppigkeit und Verderbniß überhob; da blühten noch die großen Menschen: Sophokles, Sokrates, Plato, Phidias u. s. w. aus den tüchtigen, letzten, gesunden Keimen des edlen Volkes. Ich muß hier erin-

*) Vergl. Arndt's „Versuch in vergleichender Völkergeschichte." Lpz. 1843. S. 47 f.

Digitized by Google

nern, daß das Heidenthum nimmer eine Verjüngung und Wiederherstellung des Leibes und des Geistes, der Knochen und Gebeine, wie der Sitten und Gefühle der Menschen in sich getragen hat, gleich dem Christenthum: was verwest war, blieb verwest, was vergangen war, blieb vergangen. Die feurige Reinigung, welche das geistige Christenthum als das größte Siegel seiner Göttlichkeit in sich hat, fehlte dem Heidenthum. Kurze Macht, kurze Blüthe, dann Untergang und Verwesung für immer. Schon die gräuliche Sclavenwirthschaft, die Einfuhr fremder Sclaven, fremdes Gesindel aus allen Welttheilen und Völkern verunreinigte die alten Völker und verdarb ihren Stamm, wenn dieser Stamm ein edler, vortrefflicher Stamm war. Dies geschah in der alten Welt allenthalben, am meisten in den Inseln und Küstenlanden wegen der Leichtigkeit der Einfuhr; also geschah es auch in Griechenland in großem Maße. Solches Maß ward ein Uebermaß, wie Macht, Reichthum und Ueppigkeit wuchsen, und so verlor Griechenland in seinen zwei letzten freien oder halbfreien Jahrhunderten schon viel von der ursprünglichen Adeligkeit und Reinheit seines alten ächten Stammes. Dann kamen die Römer, eine Art erbarmungsloser, grausamer Türken der alten Weltzeit, mit ihren Luftschlössern, Landgütern, Landwirthschaften und Kunstwirthschaften, mit ihren aus allen Welttheilen und Ländern zusammengetriebenen Heeren zu Wasser und zu Lande. Dies ging so durch ein halbes Jahrtausend fort. Darauf, bei dem Untergang Roms und dem schwächlichen, langsamen Versinken des römisch-griechischen Reichs von Constantinopel, wechselnde Ueberschwemmung und Plünderung, Besetzung der Länder von Barbarenheeren, Gothen, Normannen, Franken, Sclaven, hin und wieder auf den Inseln Saracenen, Italiäner, Katalonier, endlich die Türken. Die alten Griechen in ihrer vollen ächten Eigenthümlichkeit und Reinheit sind also vorlängst untergegangen, die neuen Griechen sind ein Mischlingsgeschlecht.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Der Selbstmord ist nicht überall als etwas Verabscheuungswürdiges betrachtet worden. Daß das Selbstverbrennen den indischen Witwen als Jugend gilt, ist bekannt; aber auch den Chinesen und Japanesen ist er eine Tugend. Die Siamesen verehren Selbstmörder als Heilige. Den Mahkeinken, einer russischen Sekte, galt das Ertränken als etwas Freies und Heiliges. Allgemein ist die Neigung zur Selbstentleibung bei den mongolischen Völkern, Kamtschadalen, Tunguesen und den Bewohnern der kurilischen Inseln. Die Gymnosophisten (nackte Weise), wie die indischen Philosophen von den Griechen genannt wurden, weil sie der Tage nach keine Kleider trugen, verbrannten sich oft lebendig selbst, um desto eher in einen reinen Zustand überzugehen. Kalanus that es in Alexandrien des Großen Gegenwart, Zarimarus bei der Anwesenheit des Kaisers Augustus zu Athen. Ein nicht zu diesen gehöriger Sonderling, Peregrinus Proteus, machte damit bei den olympischen Spielen Aufsehen. Die Stoiker hielten den Selbstmord zwar nicht für etwas Verdienstliches, aber doch für zulässig. **Gt.**

Personalnotizen.

Am 24. October starb zu Bautzen der Kreisdirector und Präsident der 1. Kammer der sächsischen Ständeversammlung Ernst Gustav von Gersdorf im 61. Lebensjahr. Geboren den 10. Aug. 1782 zu Weigersdorf in der Oberlausitz, besuchte er von 1798 an das Gymnasium zu Bautzen und studirte in den J. 1800—3 die Rechte zu Leipzig und 1814—5 zu Jena und Halle die Staatswissenschaften. Von den Landständen des Bautzener Kreises ward er 1811 in dessen Ritterschaft aufgenommen und auf dem Landtage 1812 zum Landesältesten gewählt. Im J. 1815 gehörte er der Deputation der Stände Sachsens an, welche den Zweck hatte, bei den verbündeten Mächten das dem Vaterlande drohende Schicksal abzuwenden und sich zum König August, damals in Preßburg, und nach Wien begab. Nachmals unterzog er sich mit glücklichem Erfolge mehreren schwierigen Aufträgen der Staatsregierung. Im J. 1819 vermählte er sich mit Wilhelmine Karoline Friederike von Gersdorf. In der Stellung eines vorsitzenden Landesältesten in der Oberlausitz, zu welcher er um diese Zeit gelangte, erwarb er sich bleibende Verdienste um die zur Verwaltung der Provinzialstände gehörigen Anstalten und entwickelte vorzügliche Gewandtheit in der Leitung ständischer Verhandlungen und Geschäfte. Seine Mitwirkung bei Berathung der Verfassungsurkunde war eine wesentlich fördernde. Im J. 1832 berief ihn das königliche Vertrauen nicht nur zum Mitgliede, sondern auch nachmals zum Präsidenten der ersten Kammer der Ständeversammlung. In demselben Jahre erhielt er auch das Ritterkreuz des Civilverdienst-Ordens und 1838 ward er zum Comthur befördert. Durch Redlichkeit und patriotische Hingebung, umsichtige Leitung der Geschäfte und würdige Haltung erwarb er sich als Präsident das Vertrauen seiner Mitstände und die Zufriedenheit seines Königs. Bei Errichtung der Kreisdirection zu Bautzen ward er als Kreis-Director an die Spitze dieser Behörde gestellt, der er seitdem mit bewährter Umsicht, Sorgfalt und Treue vorgestanden hat, bis ein Nervenschlag unerwartet den 24. October sein Leben endigte.

Am 6. November starb zu Jena der Oberappellationsgerichts-Präsident Dr. Freiherr von Ziegesar, Regierungsbevollmächtigter und Curator der Universität, Kammerherr, Comthur des großherzoglichen Hausordens vom weißen Falken ꝛc. Seine Laufbahn begann er als Jurist in der Landesregierung zu Weimar, deren Mitglied er vom J. 1804—1815 gewesen ist. Sodann stand er mehrere Jahre der großherzogl. Landesdirection zu Weimar als Präsident vor, wurde späterhin zuerst als zweiter Präsident zu dem Ober-Appellationsgerichte zu Jena versetzt, wo er nach Abgange des Geh. Rathes von Einsiedel in die Stelle des ersten Präsidenten einrückte, mit welcher er seit etwa 15 Jahren zugleich die Stelle eines Curators bei der Universität versah. Früherhin und ehe er sein Dikterat Drakendorf unweit Jena abtrat, war er ein sehr thätiges Mitglied der Weimarischen Landtagsversammlungen, ja vor der Constitution vom J. 1810 sogar einige Zeit General-Landschafts-Director; diese Eigenschaft war auch wohl der Grund, aus welchem er zum Mitglied des Schiedsgerichts im deutschen Bunde für Streitigkeiten zwischen den Fürsten und ihren Ständen von Seiten der großherzogl. und herzogl. sächsischen Häuser ernannt worden ist.

Verlag von Julius Hedbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 84. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr (2½ Sgr. oder 8gr.) berechnet.

Ueber die Verarmung adeliger Familien.

(Fortſetzung.)

Nicht geringer ſind die Hinderniſſe und die bitteren Erfahrungen, welche den jungen männlichen und weiblichen Sprößlingen ſolcher beklagenswerthen Familien beſchieden ſind. Der unglückſelige Traum, in welchen ſie die unverzeihliche Schwäche und Kurzſichtigkeit der Aeltern wiegte, iſt noch neu, und die Farben des ihnen eingeprägten Lebensbildes haben noch ihre volle Friſche, der ihnen eingeimpfte Wahn ſteht in ſeiner feurigſten Blüthe, ihnen muß es, bei der Ausſicht auf einen noch langen vor ſich habenden Lebensweg, noch ſchmerzlicher werden, ſich im kaum begonnenen Genuß einem Verhältniß entrückt zu ſehen, das ihnen Alles zu bieten ſchien, was ſie ſich wünſchen konnten, wovon ſie ſich vom erſten Augenblick ihres erwachten Bewußtſeins an mit Zuverſicht auf ein dauerndes Fortbeſtehen gewieſen ſahen; — ihnen muß es doppelt demüthigend und niederſchlagend erſcheinen, ſich aus dem ihnen kaum erſt lieb und werth gewordenen Beſitz der anmuthigſten und genußreichſten Lebensanſprüche herausgeworfen zu ſehen in die Wüſte der Entbehrungen und Verläugnungen; entmuthigend und alles Selbſtvertrauen tödtend muß es ihnen ſein, wenn ſie die Mittel an ſich vermiſſen, gleich Anderen kräftig und wirkſam in den Gang ihres Schickſals eingreifen und ſich eine würdige Selbſtſtändigkeit begründen zu können, und wenn ſie eine große Anzahl dieſer Mittel nicht unter diejenigen zählen zu dürfen glauben, welche ihnen die eingeſogenen Grundſätze zu ergreifen geſtatten. — Unter den zur Wahl verbleibenden, den beſchränkten Fähigkeiten angemeſſenen Mitteln ſind wenig würdige und beinahe keine zuverläſſigen; doch muß unter ihnen gewählt werden; aber, was des wahren Werthes entbehrt, kann ſich auch in keiner Dauer bewähren, das lehrt die Geſchichte der Speculanten, Spieler und Abentheurer mannichfacher Art, unter welchen wir leider ſo manchen Sohn einer in hohem Anſehen geſtandenen, aber verarmten adeligen Familie wahrnehmen. — Nicht weniger beklagenswerth iſt das Loos der weiblichen Sprößlinge des verarmten Adels. Wer kennt nicht die Erziehung der Töchter aus ſolchen adeligen Familien, wie ich ſie vorſtehend ſchilderte? — Den Reiz der Jugend vermag auch der glänzendſte Nimbus, das ausgezeichnetſte Standesverhältniß nicht zu feſſeln; er entflieht im Laufe von wenig Jahren; die angedeutete hohe Standesmeinung wies oder hielt manchen achtungswerthen aber nicht ebenbürtigen Bewerber zurück, und mit welkender oder ſchon verwelkter Jugendblüthe ſteht das arm gewordene adelige Fräulein, ſelbſt wenn es ein natürlicher, geſunder Verſtand vor verſchrobenen und überſpannten Begriffen von ſeinen Verhältniſſen bewahrte, an tauſend Bedürfniſſe, entgegenkommende Auszeichnungen und andere Lebensanſprüche gewöhnt, unbekannt mit den Mitteln zu einer ehrenvollen Selbſtſtändigkeit und zu ohnmächtig, um dem Ungemach die Stirn bieten zu können, von den Standesgenoſſen mitleidig geduldet, von Anderen überſehen und unbeachtet, zahlloſen Verläugnungen und Kränkungen preisgegeben, hilfsbedürftig und meiſt hilflos da, im glücklichſten Falle und bei ausreichender Seelenſtärke an demüthigende Ergebung und Unterwürfigkeit in den Kreiſen mildthätiger Gönner verwieſen; oder in Verläugnung aller früheren Anſprüche, unter ſchmerzlicher Aufopferung alles Liebgewordenen verkümmernd. — Warum die adeligen Standesgenoſſen eine ſolche Familie ſo weit ſinken laſſen? War-

Digitized by Google

um andere mit Mitteln begabte Stände nicht die Pflicht der Menſchenfreundlichkeit thätiger an ihr auszuüben? — kann man allerdings fragen; doch dem Menſchenkenner liegt die Antwort nicht fern: Die Standesgenoſſen, welche der Familie in ihrem Wohlſtande freundlich zugethan waren, es ſich in ihrem Hauſe unter mancherlei ergötzlichen Genüſſen gern gefallen ließen, ſich keinen lauten Tadel, keine mahnende Warnung für eine mögliche ungünſtige Schickſalsumwandlung erlaubten; ſie ſind, als Küche und Keller ihre Ausbeute zu verſagen begannen, als Jagd, Spiel und Tanz aufhörten, als die Töne der Luſt und Freude verſtummten, ausgeblieben aus dem ehemals gaſtlichen Hauſe; ſie wiſſen es jetzt recht gut, wie unklug und ſchwach die Familie gehandelt, wie ſie ihr Herunterkommen ſelbſt verſchuldet hat; ſie ſind unzufrieden damit, finden ihren Stand dadurch compromittirt, wollen lieber gar nichts mehr von den Unglücklichen wiſſen, um nicht mit ihnen in eine Klaſſe geworfen zu werden; und indem ſie dieſelben ihrem ſich ſelbſt bereiteten Schickſal überlaſſen zu müſſen meinen, überreden ſie ſich, daß es nothwendig ſei, ſie zu verläugnen. — Andere Stände ſagen: „Wer im Glück nichts von uns wiſſen wollte, den kennen wir auch im Unglück nicht; wir üben nur das Recht der Wiedervergeltung an ihnen aus; wir haben mit Verarmten und Verunglückten aus unſerer Mitte genug zu thun; mag ſich doch der Adel ihrer annehmen;“ — oder: „Wenn wir einen Anſpruch geltend machen wollen, daß uns Jemand forthelfen oder unterſtützen ſoll, ſo müſſen wir auch etwas — und zwar etwas Bedeutendes — dafür leiſten; — was können ſie uns denn für ihre Anſprüche an uns leiſten? — ſie ſollen, wie wir, nützlich und thätig in das Leben eingreifen, ſollen es demüthig anerkennen, daß ſie ſich in ihrem Uebermuthe an uns verſündigten; und wenn wir ihnen auch Hilfe und Unterſtützung gewähren, ſo müſſen ſie es doch fühlen, daß ſie es nicht um uns verdienten.“ — — Sollte ich dies Bild mit zu dunkeln Farben gemalt haben? — Sollten mir vielleicht gar meine Standesgenoſſen darüber zürnen, daß ich ein Bekenntniß der Oeffentlichkeit preis gab, über deſſen Wahrheit wir uns nicht freuen können, deſſen Wahrheit auf menſchlichen Schwächen und Mängeln beruht, von welchen wir uns doch hoffentlich nicht werden freiſprechen wollen? — Beides glaube ich verantworten zu können. — Die auf meinem Bilde vorwaltenden dunklen Schatten ſind leider nicht die Geburten einer verdüſterten Phantaſie, ſondern die betrübenden Erſcheinungen einer von der Erfahrung beſtätigten Wirklichkeit; — und warum ſollten wir dieſe Wirklichkeit nicht zugeſtehen? Warum es nicht offen bekennen, daß dem Licht unſeres Standes auch Schatten entgegenſtehen, von welchen kein Stand in dieſer oder einer andern Art frei iſt? — Wer ſeine Mängel ſelbſt zugeſteht und ſie nicht zu bemänteln ſtrebt, der entwaffnet den Tadel, wenigſtens den hämiſchen, am ſicherſten; und es wäre wohl eine zu arge Selbſttäuſchung, wenn wir behaupten wollten, wir wären über jeden Tadel erhaben, hätten denſelben nicht am meiſten von daher zu befürchten, wo es am allerwenigſten an Stoff dazu gebricht? — Und nur dann wäre es wahrhaft traurig, ein düſter gehaltenes Schattenbild als aus dem Leben gegriffen aufgeſtellt zu ſehen, wenn man ihm kein Licht gegenüber ſetzen, keine eben ſo wahren, hellen Geſtalten mit erfreuender Ueberzeugung vorführen könnte. Dies iſt jedoch hier nicht der Fall, denn mit derſelben Unbefangenheit, als wir das Betrübende und Demüthigende nicht abläugneten, können wir auch des Erfreulichen, Erhebenden und Rühmlichen Erwähnung thun, und ſelbſt Diejenigen, welche vom Vorurtheil gegen uns ergriffen ſind, zu Bezeugung der Wahrheit auffordern.

(Fortſetzung folgt.)

Guſtav Wrangel.

(Fortſetzung.)

Eine leichte Röthe flog über das bleiche Antlitz der Prinzeſſin Friedland bei Durchſicht dieſes Briefes. Sie erinnerte ſich wohl der ritterlichen Geſtalt des ſchwediſchen Hauptmanns, der ihr die Nachricht gab vom Sterben Max Piccolomini's. War es derſelbe Graf Guſtav Wrangel, deſſen Name oft mit hohem Ruhme ihr genannt ward, derſelbe, der als Generaliſſimus ihr dieſen Salva Guardia Brief geſendet? Sie wendete ſich zu Graf Kolalto und fragte mit holder Stimme: „Mein edler Graf, ein Hauptmann Guſtav Wrangel war von den Rheingrafen Heere geſendet in Eger einſt und brachte mir die Kunde vom Tode meines Vetters, des Oberſten Max Piccolomini, wollt ihr vielleicht den jungen Officier befragen, ob er eine Perſon mit dem Generaliſſimus iſt, der ritterlich an eine verlaſſene Prinzeſſin denkt?“ — Graf Kolalto wendete ſich an den ſchwediſchen Rittmeiſter und dieſer ſprach eifrig: „Derſelbe, Hoheit, mein edler Vetter Guſtav Wrangel war Hauptmann dazumal im blauen Regimente Südermannland, jetzt führt er als Generaliſſimus Schwedens Armeen.“ — „Iſt er noch froh und ritterlich? ein edler Feind wie damals? doch was frag ich, zeigt es nicht dieſer Brief?“ — „Mein Feldherr und edler Verwandter iſt ritterlich, wie damals, und ſeinen Feldherrnruf, den wird ein Feind ſelbſt, wie der edle Graf hier, gern und willig anerkennen. Froh aber hab' ich meinen Vetter nie geſehen und heiter nur im Donner ſeiner Siegerſchlachten, wo ſeinen Muth der Tod ſelbſt zu fürchten ſcheint. War Graf Wrangel froh denn jemals, er, der bleiche, ernſte Krieger?“ — Leiſe löſte die bleiche Prinzeſſin, des furchtbaren Herzog Friedland's ſchöne Tochter, die weiße Spitzenſchärpe von ſchlanker Taille und ſprach mit leiſem Beben in der Stimme: „Euer Name?“ — „Guſtav

Digitized by Google

Peter Graf Brahe, Reichsdrost in Schweden, Rittmeister jetzt bei den gelben Reitern von Gothland." — „Graf Brahe, nehmet diese Schärpe und bringet sie dem schwedischen Generalissimus, bringet sie dem ritterlichen Grafen als einer Dame Dank und grüßt ihn freundlich von der Tochter des großen Friedland, von der Braut des Grafen Piccolomini, der ritterlich und edel dachte, gleich ihm!" — Der junge Graf Brahe verneigte sich ehrerbietig. General Kolalto lächelte: „Ihr macht, Prinzessin, den feindlichen Feldherrn unüberwindlich durch Eure Schärpe!" Friedlands Tochter versuchte zu lächeln — die beiden Herren verbeugten sich und gingen. —

Graf Wrangel trat aus seinem Zelt und eine weiße Schärpe flatterte um seine Schulter. „Laßt die Trompeten blasen, die Standarten vor!" klang seine volle Stimme.

„Ich weiß," sprach Graf Brahe zu einem andern Officier, „warum mein edler Vetter, unser Feldherr, so bleich drein schaut, warum er keine Kugel fürchtet. Ich weiß, worum er, gleichsam über Nacht, ein großer Feldherr ist geworden." — „Nun?" — „Er hat eine hohe Liebe." — „Ist's das nur, nun so geh' ich heut', mich zu verlieben, und morgen werd' ich dann ein großer Feldherr sein." — „Gemach, mein Freund, das Lieben thut's allein nicht, nein, Du mußt mit Wrangels Geiste die Prinzessin Friedland lieben." — „Verdammt, da werd' ich wohl noch eine hübsche Weile Rittmeister bleiben." — „Ich glaub's auch; ich wollt', ich hieße Gustav Wrangel!" —

(Fortsetzung folgt.)

M. Arndt über Neu-Griechenland.

(Schluß.)

Aber die griechische Sprache hat sich erhalten, wenn gleich in einer neuen Gestalt verbildet und umgebildet, doch immer noch die griechische Sprache, und zwar weit mehr griechische Sprache, als das jetzige Italiänische lateinische Sprache heißen darf. Dies ist Beweis genug nicht alle n, daß die Reste der Griechen die eingewanderten Barbaren, welche sich zu ihren Herren aufgeworfen hatten, durch ihre Sitten und Bildung und auch durch ihre Sprache überwältigt hatten, sondern auch, daß noch genug Griechen auf dem Festlande und den Inseln übrig sein mußten, um diese Ueberwältigung möglich zu machen. Denn es sind wirklich Mehrere, und der baierische Akademiker Fallmerayer steht an ihrer Spitze, die da behaupten, in den gräulichen dunklen Jahrhunderten, von dem sechsten bis zum achten, wo türkische und slavische Völkerstämme die Südlande der Donau überschwemmten und sich bis in die Gebirge Arkadiens und Messeniens ergossen, sei das letzte Griechische von den wüsten Barbaren mit Feuer und Schwert vertilgt, und das jetzige griechische Volk müsse nach seinen wesentlichsten Bestandtheilen ein slavisches Volk genannt werden. Wir können dieser Ansicht nicht beipflichten, wenn wir gleich bei der Betrachtung Griechenlands überhaupt und der einzelnen Landschaften und Inseln im Besondern es sehr schwer haben würden, die einzelnen Bestandtheile der Völker herauszufinden, aus welchen die Jetztlebenden entsprossen sind. So viel steht fest, wenn man den historischen und statistischen Spuren ruhig folgt: Es sind die Hauptbestandtheile, aus welchen die gegenwärtigen Bewohner Griechenlands bestehen: 1) In einzelnen Landschaften und Städten und in einzelnen Inseln in Sitte, Art, Bildung, Gestalt und im Leben und im Streben ein so griechischer Stempel, daß man ausrufen muß: Hier ist noch ein bischen Hellenisches, wie es im neunzehnten Jahrhundert sein kann; 2) eine gewaltige Zuthat von Slavonischem, vorzüglich in Morea, und hin und wieder auch in Livadien und Thessalien, hie und da mit Wallachischem und Bulgarischem, also nur mit Halbslavonischem, gemischt; 3) ein sehr gewichtiger und einflußreicher Theil aus Albanien (dem alten Epirus und Illyrien). Auf diesen dritten Theil muß man sehr die Aufmerksamkeit richten, denn in ihm scheint ein sehr kräftiges Leben zu wurzeln. Es sind nämlich viele reine Albanesen in Griechenland wohnend, es wohnen dort aber noch weit mehr Mischlinge, Söhne und Enkel ächter Griechinnen, ein Geschlecht, das die Rüstigkeit und Tapferkeit seines Stammes mit sich gebracht hat. Lange schon vor dem griechischen Aufstande hatten die englischen Reisenden Clarke und Hobhouse auf diese als auf sehr tüchtige Griechen hingewiesen, als auf solche, die sich durch Strebsamkeit, Arbeitsamkeit und Männlichkeit auszeichneten. Diese hatten sich allenthalben in Livadien und Morea eingeschoben, aus ihnen bestand die Heldenzahl der Sulioten; sie hatten die kleinen Inseln im Süden von Aegina, nämlich Hydra, Spezzia, Ipsara, bevölkert, auf welchen jenes kühne Schiffergeschlecht erwachsen war, welches die Griechen in den Seegefechten mit den Türken verherrlicht hat. Diese Dreiheit bildet also die Griechen des jungen Königreichs: Reste der alten Griechen und Abkömmlinge und Mischlinge, vorzüglich slavonischer und albanischer Abkunft. Sie sind nun alleindings durch Einheit der Religion, durch gemeinsame Sitten und Gebräuche, sehr auch wohl durch dieselbe Sprache verbunden; aber das Haupteinheitsband bleibt die Religion. Eine gemeinsame Regierung und ihre zusammenbindende Kraft kann erst in einigen Menschenaltern so stark wirken, daß sie wirklich fest zusammenhalten. Wie gesagt, wie in Griechenland noch Alles los und leicht ist, so ist auch dies sehr los, um so loser, weil das Volk durch Hoffnungen und Erwartungen, die es hegen durfte und die leider nicht befriedigt sind, beinahe mehr nach außen als nach innen schaut und durch eine unbestimmte Unruhe von der stillen Wirksamkeit, Thä-

Digitized by Google

tigkeit und Arbeit, die vorerst sein mögliches Glück bereiten könnte und müßte, auf Begebenheiten und Entwickelungen gerichtet ist, welche vielleicht in einigen Menschenaltern noch nicht erfolgen. Die Griechen also, wie sie gegenwärtig gemacht und gestellt sind, haben wenig Hoffnung von ihrer Zukunft, wenn ihnen das Glück nicht ihren gebührlichen Leib giebt, nach welchem vollständigen Leibe, ohne welchen sie kein volles Leben gewinnen können, sie mit Sehnsucht ausschauen und ausschauen müssen. Aber nicht nur von dem Besitz Kandias träumen sie, und von Thessalien und Epirus, welches sie hätten haben sollen, sondern von Macedonien, Albanien, und Gott weiß wie weit nach O. und N. hin, wo in griechischer Zunge gesprochen wird. Wenn man aber die Dinge historisch und geographisch richtig in's Auge faßt, so steht fest, daß sie Verkehrtes begehren, indem sie zu viel begehren. Wollen und hoffen sie eine Art Verjüngung ihres Volkes, die Entwickelung eines schönen, kräftigen, neuen griechischen Lebens, so müssen sie nicht nach Thessalonich, Stambul und Smyrna blicken, denn wenn sie so thöricht Gewünschtes erlangten, würde bei ihnen kein Mittelpunkt entstehen können, Morea mit den Inseln und Eiadien würden nur Landschaften des mächtigen Reiches, bloße Außentheile werden, und im Süden würde keine großartige, eigenthümliche und unabhängige Entwickelung möglich sein.

Feuilleton.

[Ungarn's Verhältniß zu Oesterreich. *] „So lange Ungarn nicht gegen alle Nationen und Stände gerecht ist, so lange ist es nicht ein Land der Freiheit, sondern des asiatischen Despotismus, so lange ist es zerrissen und schwach, so lange ist seine Existenz als Einheit und als civilisirter Staat in Frage gestellt. Ein Uebelstand ist es freilich, daß Ungarn von so vielen verschiedenen Stämmen bewohnt wird, aber wer soll diesen Uebelstand verantworten und büßen? Wer ist schuld daran, daß die Magyaren gleich anfangs nicht so zahlreich waren, um ihr Land auszufüllen, daß sie noch weniger so geistesstark waren, um die vorgefundenen Einwohner des Landes geistig überwältigen zu können? Wer ist ferner schuld daran, daß sich die Magyaren gleich nach ihrer Ankunft durch Schlemmerei, dann durch Raubzüge und später durch fortwährende innere und äußere Kriege so sehr schwächten, daß sie zu wiederholten Malen Fremde ins Land rufen mußten, und auch noch jetzt der Einwanderung so sehr beeifrigt sind? Aber mag es auch gut und brauchen sein, wenn ein Staat nur Eine Nation enthält, nothwendig ist es doch nicht und zum Wesen eines Staates gehört es nicht. Die wenigsten Staaten der Geschichte erfreuten sich dieser Nationaleinheit, und gerade den mächtigsten und blühendsten Staaten der Gegenwart fehlt sie, wie z. B. Frankreich, ungeachtet einer gewaltsamen Uniformirung und Centralisation. Und am nächsten an dem Beispiele Oesterreichs könnte Ungarn lernen, wie ein Staat, ungeachtet der verschiedenartigsten Zusammensetzung und bei möglichster Achtung jeder dieser Verschiedenheiten, doch den hohen Gesammtzweck erreichen und sich dem Auslande gegenüber als Einheit behaupten kann. Wenn die Gesetzgeber Ungarns den Nationalitäten ihres Landes Vernichtung decretiren, so wird diese Vernichtung zuerst und am sichersten ihre eigene Nationalität treffen. Allen das gleiche Recht, Allen der gleiche Raum der Entwickelung innerhalb der Grenzen, die der höchste Staatszweck nothwendig macht! Wer dann geistig einen Vorrang gewinnt, dem ist er von Gott gegeben. Nebst dieser Gerechtigkeit gegen die Nationen übe Ungarn Gerechtigkeit für und wider alle Stände. Allen dieselben Rechte, aber auch allen dieselben Pflichten! Nach dieser unerläßlichen Vorbereitung aber schließe sich Ungarn fest und innig an Oesterreich. Nur in dieser Verbindung entgeht es den Gefahren, die wir oben angedeutet, nur in dieser Verbindung bewahrt es seine Selbstständigkeit, behauptet die Möglichkeit eigenthümlicher Entwickelung und gewinnt für diese Entwickelung den nöthigen Schutz, die nöthige Anerkennung und Achtung. Durch Vermittelung Oesterreichs aber werde Ungarn ein Bundesgenosse Deutschlands. Dies ist das Bedürfniß seiner politischen und culturgeschichtlichen Stellung, denn nur in der Verbindung mit Oesterreich und Deutschland kann sich Ungarn auf der Seite der Civilisation und Freiheit erhalten und gegen die Gefahr schützen, von dem asiatischen Princip getrennt und verschlungen zu werden. — Oesterreich aber möge durch die Erfahrungen, die es in Osten macht, daran erinnert werden, daß seine Stütze in Westen ist. Es schließe sich fest und wahrhaft an Deutschland. Deutschland ist das Vaterland Oesterreichs, dort sind die starken Wurzeln seiner Kraft. In dieser Verbindung wird es so stark daſtehen, wie der Baum auf seinen Wurzeln, und durch diese feste deutsche Stellung wird es nöthigenfalls seinen nichtdeutschen Völkern Achtung einflößen können. Allein die Achtung dieser Völker Achtung einflößen können. Allein die Achtung dieser Völker wird einen ersten Grund haben, wenn Oesterreich die Bedingung erfüllt, unter welcher eine wahrhafte Einigung mit Deutschland allein möglich ist. Diese Bedingung ist die Freiheit. Oesterreich gebe allen seinen Völkern dieselbe politische, geistige und kirchliche Freiheit, und es wird dadurch am schnellsten und sichersten alle andern Verschiedenheiten ausgleichen und unschädlich machen. Wir wiederholen es: in der Freiheit werden alle Völker Oesterreichs den lang ersehnten Vereinigungspunkt finden und freudig anerkennen, und sein Oesterreicher versteht ja unter Freiheit utopische Unmöglichkeiten. Der Mangel dieser politischen Berechtigung der Volksstände, die Fesselung des geistigen Lebens sind die einzigen Hauptursachen der Unzufriedenheit in Oesterreich, und in dieser Unzufriedenheit läßt man die nationalen Unterschiede schroffer und feindseliger hervortreten. Sonst erkennen gewiß alle Völker Oesterreichs die großen Vortheile, welche ihnen die Verbindung zu einer Großmacht gewährt, und sie fürchten die Nachtheile, denen kleine isolirte Völker ausgesetzt sind, deren Selbstständigkeit stets zweifelhaft und in allen Weltangelegenheiten nur scheinbar ist, die mit ihrem Wohl und Weh von der Gnade der benachbarten Großmächte abhängen. Man gebe zu der fröhlichen Behaglichkeit, welche Oesterreich in materieller Hinsicht gewährt, noch die geistige, und das lebhafteste Staatsinteresse wird Oesterreich zu einer dauernden Einheit machen. — Ein freies Ungarn mit einem freien Oesterreich zu einer Staatseinheit verbunden und zugleich mit Oesterreich Bundesgenosse Deutschlands, das ist die Aufgabe, von deren Lösung das Heil Ungarns und Oesterreichs abhängt."

*) Aus der Schrift „Oesterreich und Ungarn." Leipzig 1843.

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Riebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 85. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2 1/2 Sgr. ord. Pgr.) berechnet.

Ueber die Verarmung adeliger Familien.

(Fortſetzung.)

Der Adel unſerer Zeit, — und namentlich der deutſche Adel, — kann ohne irgend einige Anmaßung von ſich ſagen:

1) Der Familien, wie hier eine als Beiſpiel aufgeſtellt wurde, mit ſo auffallender, altvergährter Standesbefangenheit, mit ſolcher Ueberfüllung von ſich ſelbſt überlebten Vorurtheilen, mit ſo beſchränkten und mangelhaften Begriffen von einer wahren, auch dem Adel unerläßlichen Geiſtesbildung und von der auch ihm angewieſenen Theilnahme an der praktiſchen Lebenswirkſamkeit, mit ſo kleinlicher und unverſtändiger Selbſtüberſchätzung, und mit ſo ganz untergeordneter Einſicht in den Gang der Lebensverhältniſſe nach ihrer zeitgemäßen Geſtaltung; ſolcher Familien giebt es in unſerer Mitte dermalen nur noch ſo wenige, daß ſie unter die ſeltenen Ausnahmen, unter die ſich zufällig verhaltenhabenden wenigen Reliquien aus einer geiſtesdunklen Vergangenheit gezählt werden müſſen; und deßwegen zählen wir auch nur wenige mit ſo ganz traurigen Folgen und bis zu ſo ganz entſchiedener Rettungsloſigkeit verarmte adelige Familien, und eben ſo wenig ſolche, von denen wir befürchten müßten, daß ſie auf ſolche Weiſe verarmen könnten. —

2) Unter den adeligen Familien, die dem Ruin ihres Wohlſtandes eben ſo wenig entgehen konnten, wie dieß Tauſende von Familien aus andern Ständen auch nicht zu verhindern vermochten, ſehen wir viele, welche das Loos des Verluſtes zeitlicher Güter mit hoher, jede Theilnahme in Anſpruch nehmender Würde ertragen; wir ſehen ſie mit edler Reſignation und ungebeugtem Lebensmuthe ſich in die Fügungen der Verhältniſſe und Umſtände ſchicken, ſehen ſie mit kräftiger Ueberwindung aller Vorurtheile dem Ungemach entgegentreten und mit zwangloſer Thätigkeit zu den edelſten Mitteln greifen, der Laune des Geſchicks zu trotzen, das geiſtige Uebergewicht über hergebrachte Sitte und Gewohnheit geltend machen und ſich die Achtung und Theilnahme der Welt, ſelbſt Derer, die ſie ihnen gern verſagen möchten, erringen. Dieſe Familien können nicht gebeugt werden, wenn der Glanz der Wohlhabenheit aus ihrer Umgebung verſchwindet und des Lebens Mühſeligkeiten an ſeine Stelle treten, denn ſie haben in dem erſteren nicht den Inbegriff des Lebensglückes geſehen, und erkennen in dem zweiten kein unwiderrufliches Unglück, weil ſie Güter von höherem, bleibendem Werthe — geiſtige Güter — ihr eigen nennen, die ihnen Das in reichem Maße gewähren, womit ſie Erſatz für das Erſtere und Abwendung des Letzteren erzielen; ſie kennen keinen Wahn, welcher dem Adel das Privilegium zu einem ewigen dolce far niente ertheilt, keine geiſtige und phyſiſche Anſtrengung, welche der Ehre des Adels einen Flecken beibrächte, ſobald ſie ſich mit der moraliſchen und weltlichen Ehre anderer ſittlich gebildeter Menſchen verträgt; ſie erkennen der Pflichterfüllung und der gemeinnützigen Thätigkeit im untergeordneten Verhältniſſe denſelben Werth zu, als der im beſoldeten, und der in wirkſamer Thätigkeit erworbene Verdienſt gewährt ihnen mehr Genugthuung und Befriedigung, als das auf ererbten und angeborenen Gerechtſamen und Vorzügen beruhende Scheinverdienſt. — Solche Familien ſuchen im Ungemach und in der Bedrängniß keine Zuflucht bei ihren früheren Wohlſtandsgenoſſen, denn ſie haben auf dieſelben nie gerechnet; ſie fallen ihnen mit keinem herausfordernden An-

Digitized by Google

spruch zur Last und vergeben der Würde ihres Standes — d. h. der wahren Menschenwürde — nichts; — sie drängen sich auch mit keiner unstatthaften Anforderung an andere Stände — wiewohl sie nicht zu fürchten hätten von ihnen wegen früher bewiesener Geringschätzung zurückgewiesen zu werden - aber sie schließen sich ihrer Lebensthätigkeit und gemeinnützigen Wirksamkeit mit genügender Vorbereitung, mit einem Eifer und mit kräftiger Beharrlichkeit dergestalt an, daß sie sich durch gediegene Leistungen ein Recht auf Ansprüche auf ehrenvolle, würdige Weise erringen. — Die Söhne und Töchter solcher Familien treten mit keinen nicht zu befriedigenden Ansprüchen, nicht mit dem Glauben an ihnen ohne ihr Zuthun zufallende Vorrechte in die Welt; sie sind gerüstet für die Entbehrung wie für den Genuß und mit Kräften und Mitteln versorgt, sich eine ehrenvolle Selbstständigkeit zu begründen; sie sind nicht genöthiget, sich auf das Feld der Glücksritter und Abenteurer zu wagen, sondern können mit Selbstvertrauen auf der freien Bahn einer gemeinnützigen Thätigkeit vorschreiten — ohne irgend einen Standesanspruch geltend machen zu wollen — und können ungescheut in die Schranken treten, in welchen nicht nach Vorurtheil und Gunst, sondern nach individuellem Werth und Verdienst gewogen wird; — sie haben nicht zu fürchten, daß ihnen blinder Standes- und Parteienhaß hinderlich werde, denn sie haben sich selbst dessen nie schuldig gemacht, und gegen unverständige, wahnbefangene Anfeindungen sind sie mit dem Bewußtsein gediegenen Werthes und mit geistiger Kraft gewaffnet. — Solche Familien, und wenn sie alles Besitzthums und Vermögens, aller Standesgerechtsame und Vortheile, aller äußeren Auszeichnungen vom Schicksal beraubt werden, sind nicht arm; — nur der, dem es an Kräften und Mitteln, sich selbst fortzuhelfen, mangelt, ist arm; — und wenn sie mit dem Geschick in die schwersten Kämpfe gerathen sollten, sie können nicht so verarmen, wie das vorangeführte Bild bezeichnet, denn ihr unveräußerliches Eigenthum bleibt der gerechte Anspruch an die Achtung und an die Theilnahme der Welt. —

Ueberzeugen wir uns nun noch, daß es unter dem Adel der jetzigen Zeit Familien in der großen Mehrzahl giebt, die ihre Zeit in dem untrüglich richtigen Gesichtspunkte erkannt haben, nach welchem sie, ohne an die Möglichkeit einer Verarmung oder an die Furcht vor derselben zu denken, in dem möglichsten Aufschwung einer vielseitigen geistigen Bildung, in der Aneignung von Wissenschaften und Kenntnissen, in gediegener Gründlichkeit, in der Uebung aller Kräfte und Fähigkeiten für den praktischen Lebensbedarf, in der umfassenden Befähigung zu gemeinnütziger Wirksamkeit in den verschiedensten Verhältnissen, in einer hochsinnigen, edlen Gesittung und in unbefangenen, für jede Lebenslage passenden Gebräuchen und Gewohnheiten, den wahrhaft adeligen Geist, das eigentliche Verdienst, die wahre Ehre und die glänzendste und würdigste Auszeichnung des Adels erkennen und in diesem Sinne selbst walten und wirken, wie auch in demselben für die Erziehung und Heranbildung ihrer Nachkommenschaft mit pflichtgetreuem Eifer besorgt sind: dann dürfen wir uns der frohen Zuversicht überlassen, daß jener unheimlichen, unsern Stand verdunkelnden und compromittirenden Beispiele gewiß immer weniger werden, und daß er auch von dieser Seite bald des Vorwurfs enthoben sein wird, welchen seine Gegner mit so böswilliger Geschäftigkeit herausheben und mit so schonungsloser Beziehung von dem Einzelnen auf den ganzen Stand an den Pranger stellen. —

(Schluß folgt.)

Gustav Wrangel.

Von

George Hesekiel.

Dritte Abtheilung.

„Der größte Haufe aber flüchtete sich in ein Haus, das „nahe an der Mauer war und dessen Thüren eben offen „standen . . . . . „Als sie nun die Pforten eingeschlossen sahen, berath„schlagten sie, ob sie, das Gebäude verbrennend, dieselben „mit verbrennen, wie sie da waren, oder anders mit ihnen „verfahren sollten. Endlich verglichen sie sich . . . „sie wurden gerettet."

Thucydides Gesch. des Pelop. Krieges. II Buch. 4.

„Die Schweden sind über uns!" — „Alles verloren!" riefen wild durch einander die kaiserlichen Soldaten und flüchteten in die offenstehenden Thore des Klosters der Clarisserinnen. Hufschläge, Roßgewieher, Waffengeklirr, klingender Kampfruf von allen Seiten, und das Kloster war nach einigen Augenblicken von schwedischen Dragonern dicht umzingelt.

„Feuer an die Mauern!" donnerte Oberst Brahe von den gelben Dragonern. Ein hallender Jubelruf seiner Krieger antwortete ihm; ein Theil der Mannschaft saß ab, um seinem Befehle sogleich nachzukommen. Da öffnete sich die innere Pforte des Klosters und unter Vortragung eines Kreuzes schwankte die Priorin an der Spitze ihres zitternden Conventes heran. Sie fragte nach dem Commandirenden. Die wilden Dragoner brachten ihre rohen, soldatischen Späße bei den armen Nonnen an, die fast alle jung und schön waren, da man in dieses Kloster die vornehmsten Jungfrauen zur Erziehung aus ganz Böhmen sendete. Die schwedischen Officiere jubelten laut über so herrliche Kriegsbeute, und selbst Oberst Brahe hörte nicht auf die Worte der alten Domina, sondern schaute lüstern nach einem herrlichen, schwarzäugigen Fräulein, das der Domina zunächst stand und dem Blicke des Obersten mit einem stolzen Ausdruck begegnete. Dieses Fräulein war das einzige, das nicht zitterte. Oberst

Digitized by Google

Brahe mochte seinen Blick nicht von ihr wenden. Als ihm aber die hochwürdige Frau ein Pergament hinreichte, fuhr er zusammen und rief erstaunt: Was? eine Salva guardia? von wem? vom Generalissimus eigenhändig?" Er starrte auf das Blatt. — „Bei Gott, es ist richtig, ich habe diesen Brief selbst überbracht, der Prinzessin Friedland Gnaden sind hier?" — „Sie ist hier!" entgegnete die Domina. — „In's Gewehr!" befahl Graf Brahe, „die Feuer aus! Wer sich unterfteht, hier etwas anzurühren, diese Damen mit einem Blick nur zu belästigen, der gehört an den Galgen!" Die Dragoner löschten die Feuer und schlichen etwas ärgerlich zu ihren Rossen. — „Meine Herren," wandte sich der Oberst nun zu seinen Officieren, „hier ist ein Schutzbrief des Generalissimus mann progria, wir werden ihn respectiren. Graf Adlerkreuz, Ihr schützt mit Eurer Compagnie dies Haus und bürgt mit Eurem Haupte für seine Sicherheit." „Ein Dragoner!" — Es näherte sich ihm ein Reiter, Graf Brahe sagte ihm leise einige Worte, und der Dragoner sprengte mit verhängtem Zügel davon. Der Oberst wandte sich ehrerbietig zu der Domina: „Ehrwürdige Frau, sein unbesorgt über Eure Sicherheit; doch erlaubt, daß ich die kaiserlichen Soldaten, die sich in das Kloster flüchteten, zu Kriegsgefangenen mache, ich sichere ihnen im Namen des Generals Wrangel ihr Leben. Entschuldigt das Krieges rohen Brauch, er macht die Menschen nicht sanfter und besser!" — Die Kaiserlichen streckten auf die erste Aufforderung die Waffen und die Domina begab sich mit dem Convent in ihr Kloster zurück. Graf Brahe sah mit einem Seufzer die stolze Jungfrau hinter der Klosterpforte verschwinden. Wachen wurden ausgestellt — die Nacht brach ein, das Kloster war von Beiwachtfeuern der schwedischen Dragoner umgeben.

(Schluß folgt.)

Vermahnung der Frau v. A..... an ihre hinterlassenen beiden Töchter, de 1578.

Ein Beitrag zu der Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Frau von A....., einem angesehenen, noch jetzt im Königreiche Hannover blühenden Geschlechte angehörend, hinterließ das nachstehende Schreiben im Jahre 1578 als letztes Vermächtniß für ihre beiden Töchter. Es enthält Vorschriften und Rathschläge, wie sie sich im Leben und in der Gesellschaft verhalten und benehmen sollten, und gewährt in diesen Beziehungen einen, vielleicht nicht ganz uninteressanten, Beitrag zu der Cultur- und Sittengeschichte der damaligen Zeit und einige frappante Vergleichungspunkte mit der Gegenwart.

Was damals in den höheren Ständen als Zucht und gute Sitte galt, würde heute in allen Ständen als ein Zerrbild verlacht werden. Wie würden die Dandy's unserer Tage erstaunen, wenn ihre Huldigungen von dem schönen Geschlechte so aufgenommen und erwidert würden, wie hier Frau v. A..... ihren Töchtern zu thun anempfiehlt; und unsere jungen Damen mögen kaum begreifen, wie noch vor wenig Jahrhunderten ein solches Verhalten in der feinen Gesellschaft, im Brautstande und in anderen Verhältnissen des Lebens ihnen zugemuthet werden konnte. — Auch soll mit dieser Vergleichung keineswegs etwa der Beweis versucht sein, daß die gute Sitte seitdem in gleichem Schritte zurückgegangen sei, wie ihre Forderungen und Gebräuche sich geändert und abgeglättet haben. Aber ist sie in gleichem Schritte vorwärts gekommen? —

Jede Zeit hat ihr eigenthümliches Licht und ihren Schatten. Der richtige Standpunkt zu ihrer Würdigung ist schwer zu treffen. So werden auch die Erscheinungen jener Zeit eben so häufig hier einseitig überschätzt, als dort unverdient herabgesetzt. Aber den frischen, tüchtigen, ehrenhaften Kern in der Sitte unserer Vorfahren, wie er uns in den kräftigen Worten der edlen Matrone hier entgegentritt, wird Niemand verkennen, wie verschieden auch die Früchte beurtheilt werden mögen, welche die Cultur unserer Tage jenem Kerne abgewonnen hat. —

Die Niedersächsische Mundart, worin der Brief geschrieben ist, und welche noch heute fast unverändert im Volke fortlebt, wird vielleicht hin und wieder sein Verständniß erschweren; sie konnte indeß, ohne den eigenthümlichen Charakter des Ganzen zu verwischen, nicht aufgegeben werden. Einzelne Worte, die besonders dunkel erscheinen könnten, sind in Parenthese erläutert.

F. v. Lohneysen.

Mine leiven Döchters, Anne Kunicke und Gödecke Chriftine, dieweil ek wol förchte, dat ek ut diesen Jager wol nich wedder upstahn, sondern darubgahn un starwen wäre, sau habb ek düsen Breif met egen Händen schrewen un unnerschrewen, ok versegelt, jück (Euch) toon Gedächtnis hinnerlaten, un befehle jück dat jü jück darna richten schült na mienen Afstarwen.

Vor dat Erste schült (sollt) jü vor allen dingen gottesförchtig sien, ftntig dään, un in dei Kercken gahn. Wann jü in der Kercke sind, sau sittet hübsch eerbar und stille vor jück hen, un Tapet (sehet) nich dei Lüe an, sünnern seyht alle Tied na den Paftaur. Wann jü awerst wegen Unwedrs or Oewelsinns halber nich könnet in dei Kercken komen, so schült jü tau Huse ftntig leesen un dään, in gottesförchtig hilligen Bökern, awerst by Liewe nich in den gottlosen lichfördigen Bökern da sau von Sünne inne steiht, dat well ek dörchuft nich hebben, un iß ock nich nödig.

Wenn jü by jüen Frünnen or Wänschen (Verwandten) syed, sau denket darup datt jü in neinen (kei-

Digitized by Google

nen) bösen Namen komet, un holet jünck vien eerbar. Wenn dei Junggesellen komet, sau latet jünck nich seyen bet da ju tom Dische gaet, so maakt vor sey einen sandigen Knir, schlaet jue Ogen vor jück daht, holet jue Hänne vor jue Lief (Leib), un seyhet sey bei Liefe nich an, dat well eck ju raen. Wenn sey jück dei Hand gewet, sau seyhet ja nich ob, und seyhet see ock nich an, latet jück ock ower Dische mit sey in kein Töddern (Gespräch) in, und holet bey Lieve dei Beine stille tehope (zusammen). Wenn ju nu wat getten (gegessen) habbet, sau stahet straks ob un gaet in dei Kammer, un maket dei hinner jück tau, dat der Neines (Niemand) obkummet un jück seyhe.

Wenn jü mit juen Wäschen up Hochtieten oer süeßt (sonst) tau Gaste gaet, sau hebbet jünck sien eerbar, un spreckt ja nich met dei Junggesellen. Wenn sey denn wat tau jück segget, aße ehre Wiese plegt tu sien, sau antworet mit kahlen Wören (Worten): „ja und nee, — eck weit et nich, — dat mag sien," — streckt den Buk nich voruth, dat steiht jungen Lüen öwel an, dat hört ju wohl.

Wenn ju tau Dische gaet, so denket dartau (daran) un eket wenig, deie Lüe seiht jück süßt (sonst) vor Plump an. Jü könnt wohl wat des Morgens op juer Kammer eten, ehe ju tau Dische gaet, damit ju bei Dische desto eerbarer un beter sitten könnet, un trinket ja nich ower einmal. Wenn ju taudrunkeen wihrd, sau segget: „ek hebbe neinen Dörst," wenn sei denn glieckwohl jück taudrinken, sau segget: „ek mag ja nich drinken, dat hör ju wohl," sett sey dat Glaß by jück daht, sau latet et staen, et steiht er wohl, awerst drinket ja nich darut, könt jück ateer ein Dörst an, sau segget tau einer andern Jungfer, dat sei jück tau drincken gäwe, ut den Glase drinket denn ein Betten (Bischen), awerst drinket ja by Liefe neinen Junggesellen tau, un seyhet jüeck by dem Dische nich umme, schlaet jue Ogen nedder un seyhet in eine Stedde (Stelle), holet juen Kopf stille un röget den by Lieve nich.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

[Gedanken aus Rousseau's Emil.] Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht; Alles verdirbt unter den Händen des Menschen. Er zwingt seinen Erdboden, die Pflanze eines andern zu tragen, seinen Baum, die Frucht eines andern zu gebren. Er vermischt seinen Hund, sein Pferd, seine Sklaven. Alles wirft er untereinander, Alles entstellt er; er liebt die Ungestalt, die Mißgeburt; er will Nichts lassen, wie die Natur es gemacht hat, selbst nicht den Menschen. Man muß diesen für ihn abrichten, wie das Pferd auf seiner Reitbahn; man muß ihn nach seiner Mode zustutzen, wie den Baum seines Gartens.

Die Gesetze beschäftigen sich immer mehr mit den Gütern, als mit den Menschen. Den Müttern geben sie nicht genug Ansehen.

Vaterpflicht geht allen andern Pflichten, den Geschäften, dem Amte vor.

Nur gewöhnliche Menschen brauchen erzogen zu werden; die andern erziehen sich selbst, man mag thun, was man will.

Die Menschen werden, was sie werden können, nur in gemäßigten Zonen vollständig.

Der Gebrauch entwickelt sich unter allen Sinnen bei den Kindern am spätesten.

Von der Ungleichheit der Kraft und der Wünsche kommt die Schwäche. Wer mehr vermag, als er verlangt, hat Kräfte übrig und ist gewiß sehr stark.

Je mehr die Menschen wissen, desto mehr täuschen sie sich. Man entfernt sich nicht von der Wahrheit, weil man Nichts weiß, sondern nur, weil man Etwas zu wissen glaubt.

Ein Mann, den der Staat für Nichtsthun besoldet, unterschreibt sich von dem Straßenräuber, der auf Unkosten der Reisenden lebt, durch gar Nichts.

Frei leben und wenig sich aus den Dingen machen, ist das beste Mittel, das Sterben zu lernen.

Seitdem die Menschen einander glauben machten, daß die Gottheit geredet hätte, ließ Jeder die Gottheit nach seiner Weise sprechen und ließ sie sagen, was er wollte.

Wer bei seinen Arbeiten sich selbst vergißt, der arbeitet gerade für sich.

Selbstbeherrschung und Arbeit sind die wahren Aerzte des Menschen.

Je mehr man von den Einsichten Anderer erwirbt, desto weniger erstarkt unser eigner Geist.

Bestimme, was deine Kinder werden sollen. Aeltern, die ihren Kindern die Wahl lassen, was sie werden wollen, irren. (Skippel.)

Sparsamkeit kommt zu spät, wenn das Faß bis auf den Boden ausgeleert ist. Da sitzt auch nur das Wenigste und das Schlechteste.

Der Sterbliche müßte dem Elend erliegen,
Durchwebte sein Leben nicht freundlicher Wahn.
(Matthisson.)

Personalnotizen.

Am 7. November starb in Mannheim der königl. baierische pensionirte geh. Staatsrath Franz Xaver von Zwack, ein Greis nahe den Neunzigen. In seiner Jugend als eins der Häupter des Illuminatenordens in Baiern verfolgt, hat er dessenungeachtet seinem nachherigen Beschützer, dem Prinzen, dann Kurfürsten Max Joseph, dessen Interesse er bei dem Raßadter Congreß vertrat, und seinem Vaterlande als neuem Königreiche die ersprießlichsten Dienste geleistet. Seine Staatscarriere begann er zu Wetzlar als Beredtsamkeitsgrad und Vormund reichsfürstlicher und gräflicher Häuser, wurde bei Stiftung des Rheinbundes baierischer Gesandter am Bundestage zu Frankfurt, und bei der Restauration im J. 1814 Mitgouverneur der gemischten provisorischen Verwaltung des Ueberrheins zu Kreuznach und Worms. In Speyer beschloß er als Regierungspräsident des baierischen Rheinkreises (der jetzigen Pfalz) seine thätige Laufbahn. Seit 26 Jahren lebte er zurückgezogen mit seiner Familie in Mannheim, geliebt und geachtet von Allen, die den greisen Staatsweisen und wohlwollenden Menschenfreund in ihm verehren.

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 86. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (⅛½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Ueber die Verarmung adeliger Familien.

(Schluß.)

Möge dieſe aus der letzten Betrachtung hervorgehende Zuverſicht aber den Adel darum nicht in eine für unfehlbar gehaltene Sicherheit einwiegen; mögen die hochachtbaren, glänzenden Beiſpiele von berühmten, verdienſtvollen und hochſtehenden Männern im Reiche des Wiſſens und der allgemeinen, vielſeitigen Lebensthätigkeit aus ſeiner Mitte ihn nicht zu neuer Ueberhebung, zu Wiederaufnahme altverjährter Vorurtheile verleiten, ſondern zum wirkſamſten Sporn dienen, den erwachten Geiſt feſt zu halten in ſeiner edelſten, ſchönſten Geſtalt, auszuharren würdig und ehrenvoll in dem Beſtreben nach dem Ziele, das alle Menſchen als das ihre anerkennen ſollen, nach dem Culminationspunkte der in alle Zeit- und Lebensverhältniſſe paſſenden Thätigkeit; möge er auf dieſer ruhmvollen Bahn mit den Edelſten und Würdigſten aus allen Ständen Hand in Hand fortſchreiten und in dieſer Wahlverwandtſchaft die Bürgſchaft feſt halten, daß der frühere trennende Wahn nie wieder ſeine dunklen Schatten über das aufgegangene Licht verbreiten könne. — Möge der Adel den im Laufe der Zeit veralteten ritterlichen Sinn unter ſich in neuer zeitgemäßer Verjüngung wieder aufleben laſſen und es mit ihm ſich ſelbſt zur Ehrenſache machen, vollgültig zu zählen in Erfüllung der edelſten, preiswürdigſten Anforderungen der Gegenwart, welche, abgeſehen von Stand und Rang, nur allein zur Auszeichnung führt. — Mögen aber auch die anderen Stände ihm nicht wahnbefangen und liebloß die Bahn vertreten, auf welcher ſie gern, als gehöre ſie ihnen allein an, breit einherſchreiten; — mögen ſie die Trauergeſtalten verarmter Adeligen nicht zum Stichblatt ihrer Anfeindungen des ganzen Adels machen und bedenken, daß es in ihrer Mitte noch weit weniger an dergleichen verſchuldeten Unglücklichen fehlt, welchen der Adel die jedem Armen gebührende Theilnahme und Schonung eben ſo gut vorenthalten könnte, als ſie es den Einzelnen aus ſeinem Kreiſe thun. —

Noch beſondere Mittel gegen die Verarmung adeliger Familien aufzuführen, halte ich für überflüßig; ſie ergeben ſich aus dem Vorhergehenden, denn ſie beſtehen in der Unterlaſſung deſſen, was den Betreffenden — nach unpartheiiſchem Zugeſtändniß — zur Laſt fällt, und in der Ausführung deſſen, woran ſie leichtſinnig, unverſtändig und achtungslos vorübergehen; — und nur noch eines Mißgriffes glaube ich gedenken zu müſſen, welchen Manche in der Meinung, es ſei das letzte und einzige Rettungsmittel, begehen; es iſt nämlich die Erlernung von Profeſſionen oder die Ergreifung von Beſchäftigungen, welche den unterſten Volksklaſſen nach herkömmlicher Sitte angewieſen ſind. — Nicht als ob ich dieſes Mittel für ein entehrendes oder ſonſt entwürdigendes ausgeben wollte, ſo bin ich nur der Meinung, daß ein zu greller Contraſt ſelten guten Erfolg bringt, und daß in dem vorliegenden Falle leicht Berührungen eintreten können, welche alle aufgefaßten guten Grundſätze zu nichte machen und das ſchon für überwunden gehaltene Vorurtheil in erneuerter Stärke wieder hervorrufen. — Der Contraſt iſt erwieſen, wenn man wahrnimmt, welchen auffallenden Eindruck es auf Jeden macht, der z. B. auf dem Schilde eines Schuhmachers, Sattlers, Buchbinders ꝛc. ꝛc. einen adeligen Namen wahrnimmt; Verwunderung, Vorausſetzung ganz beſonderer, ungewöhnlicher Veranlaſſungen und ſatyriſche, ironiſche Bemerkungen deuten das Unpaſſende an; und mit Beiſpielen könnte ich es be-

Digitized by Google

legen, daß Edelleute, — welche zu einem solchen Desperationsmittel gegriffen hatten, nachdem sie jedes niederbeugende Gefühl besiegt zu haben meinten, — wenn sie bei Ausübung ihres Geschäfts der Zufall in die Nähe eines früher mit ihnen gleich gewesenen Standesgenossen führte und ihnen den Abstand des sonstigen gegen das jetzige Verhältniß in seiner ganzen Größe fühlbar wurde, durch eine so zerschmetternde Demüthigung dermaßen von der Härte ihres Geschicks ergriffen und übermannt wurden, daß es ihnen nicht möglich war, darin auszuharren und sie, alles Gleichmuthes, aller Seelenstärke beraubt, ein Opfer der Verzweiflung wurden; wäre aber dies Letztere auch nicht der Fall, so ist der gänzliche Verlust alles Seelenfriedens und aller Resignation schon des Unglücks genug und ein hinreichender Grund, die Möglichkeit einer solchen unglücklichen Situation in's Auge zu fassen. — Wenigstens bin ich der Meinung, daß ein solches dem Verhältniß so ganz widersprechendes Mittel in der That das allerletzte sein müßte und nur an einem weit von der Heimath entfernten Orte, auch mit völliger Ablegung des Familiennamens, in Anwendung gebracht werden dürfte, wobei ich mich auf meine früher geäußerten Ansichten berufe, um mich gegen den Vorwurf eines dabei waltenden Adelsstolzes zu verwahren. — Ich würde einem Adeligen, — für den Fall, daß er zu einer solchen rettenden Wahl schreiten müßte und es ihm der Mangel an ausreichender wissenschaftlicher Vorbildung unmöglich machte, etwas zu ergreifen, wobei diese Bedingung unerläßlich wäre, — eher anrathen, den Handelsstand, die Jägerei, die Landwirthschaft, oder auch, — wenn Talent vorhanden, — irgend eine künstlerische Laufbahn zu erwählen; im Militairstande ist — zu seiner Ehre — bekanntermaßen, ohne einen gewissen Grad wissenschaftlicher Ausbildung, in unserer Zeit auch dem Adel der Eintritt versagt. Einem so verwahrlosten, an Geist und gesundem Verstande armen Edelmanne freilich ist in unserer Zeit eben so die Thür zu jedem Fortkommen verschlossen, wie einem Jeden aus irgend einem andern Stande; und so läge denn auch in dieser Bedingung einer möglichst vielseitigen und gründlichen geistigen Ausbildung, in der Nothwendigkeit sich Kenntnisse und wissenschaftliche Vervollkommnung zu erwerben, Fähigkeiten und Kräfte für gemeinnützige Lebenswirksamkeit zu beleben und zu üben, eine edle und vortreffliche Veranlassung für alle Stände, sich gegenseitig als aneinander gewiesen zu erkennen und gemeinschaftlich Hand in Hand nach dem gleichen Ziele zu ringen.

Friedrich von Sydow.

Gustav Wrangel.

(Schluß.)

Kurz vor Mitternacht schmetterten Trompeten vor dem Kloster, die Wachen salutirten und, umgeben von einem glänzenden Stabe, sprengte der Generalissimus, Graf Wrangel, in den Hof. Auf seinen dringenden Wunsch war die Domina bereit, ihn zu empfangen. Er trat in das Refectorium, die weiße Spitzenschärpe, fast unsichtbar geworden im Schlachtendampf, lag auf seiner Schulter. „Der Prinzessin Friedland Hoheit weilt in diesen Mauern, ehrwürdige Frau?" — „Sie wartet Eurer hier," entgegnete die Domina sanft und bedeutungsvoll. Wrangel staunte. „Prinzessin Thekla wartet mein?" — „Ja, Graf Wrangel, Prinzessin Friedland wußte wohl, daß Ihr sie liebtet." — „Sie weiß um meine Liebe, ha, und zürnt mir nicht?" — „Sie hatte ihren Segen nur und ihr Gebet für Euch, sie ist heute durch Euch unsre Retterin geworden." — „Und darf ich sie sehen?" — „Ja, sie erwartet Euch!" — Die Beiden schritten durch die hallenden Gewölbe des Klosters; die Nonne stieg einige Stufen hinab; mit schwerem Tritt klirrte der stolze Feldherr hinter ihr her. „Geht leise, Prinzessin Thekla schläft!" — „Sie schläft und wartet doch meiner?" fragte verwundert Graf Wrangel; in dem Augenblick öffnete die Domina eine Thür; heller Glanz strahlte den Eintretenden entgegen. Wrangel stand am Sarge der Prinzessin Friedland; dreißig Kerzen verbreiteten Taghelle im Gewölbe. Da lag die bleiche, schöne Thekla, die stolze Sanftmuth auf dem lieblichen Gesichte, die feinen Hände fromm gefaltet auf dem Busen, im weißen Kleide, wie ein Engel ruhend. — Graf Wrangel starrte nieder auf die holde Leiche, krampfig umklammerte seine Faust den Knauf des Siegerschwertes, ein namenloser Schmerz arbeitete in den edeln Zügen seines Heldengesichtes. Der kühne Feldherr, der in dreißig Treffen, in Blut und Tod nicht gebebt, zitternd, machtlos stand er vor dem todten Mädchen. Endlich tropften zwei schwere Thränen aus dem Auge des Helden; er blickte zum Himmel und faltete seine Hände. Darauf beugte er sich nieder auf die Leiche, die ihm trostreich zuzulächeln schien, und küßte sie auf ihre bleichen Lippen; dann sprach er leise, auf daß nur sie und nicht ein And'rer es höre: „Leb wohl, Geliebte, auf Wiedersehn! Leb wohl, Verlobte, mit diesem Kuß verlob ich mich dem Tode!" — Dann kniete er nieder an der Jungfrau Sarge und betete eine Weile eifrig. Er stand auf; ein freundlicher Ernst lag auf seinem Antlitz und mit sicherer Stimme fragte er die Domina: „Wann starb sie, ehrwürdige Frau?" — „Gestern Morgen, als wir Euren Kanonendonner hörten; sie gab mir den Brief; er wird euch schützen, sprach sie, er hat mich ehrenhaft geliebt, ich segne ihn in meiner Todesstunde; was wird das droben für ein herrlich Wiedersehen; mein großer Vater, der ritterliche Max, der kühne, edle Wrangel! Das war ihr letztes Wort, und sanft ist sie geschieden." — Wrangel blickte freundlich, beinahe verklärt auf die geliebte Todte. „Mit meinem Namen auf den Lippen ist sie heimgegangen, im Klange meiner Siegesdonner ist sie ge-

Digitized by Google

schieden!" Er küßte noch einmal die kalte Hand der Geliebten. „Leb wohl Thekla, Geliebte, ich komme bald!" murmelte er, wandte sich und verließ das Gewölbe.

Die schwedischen Völker respectirten den Schutzbrief Wrangels immer, des Klosters Frieden ward nimmer gestört.

Mehrere Jahre nachher, es war schon Frieden, nach dem dreißigjährigen Kampfe, stieg ein Reiter ab an der Pforte des Klosters. Das Gefolge blieb draußen, der Reiter aber, der schwedische Reichsdrost, Graf Peter Brahe, des großen Wrangel Vetter und einziger Erbe, schritt mit der alten Domina in das Grabgewölbe; auf den Sarg der Prinzessin Friedland legte er eine blutbefleckte, weiße Spitzenschärpe nieder. Die Beiden beteten ein Vaterunser; dann gingen sie von dannen, und der Reichsdrost sprach: „Ihr Name war sein letzter Seufzer und ihren Ring hat er mit in's Grab genommen!"

Die Domina geleitete den schwedischen Reichsherrn bis zur Pforte; dort wendete sich Graf Brahe noch einmal um und sagte: „Bald hätte ich, ehrwürdige Frau, über unserer ernsten Pflicht vergessen, die tausend Grüße abzugeben, die Ihnen meine Alma sendet. Dank sei es dieser Stelle, die mich daran erinnert, wie stolz und zornig blickte mich die kleine Nonne damals an und ist doch eine liebe, sanfte Frau geworden!" Die Domina dankte freundlich, und der schwedische Graf sprengte mit seinen Dienern davon.

Vermahnung der Frau v. A.... an ihre hinterlassenen beiden Töchter, de 1578.

(Schluß.)

Wenn dei Junggesellen by jünck sittet un wilt met jück köhren (sprechen), aße öhr Gebruck woll is, sau antwortet einen nich, wenn sey denn met Köhren nich obhören wilt, sau segget: „Latet meck uneschoren, — eck weit dat nich wat ju segget." — Wenn see einen Appel oder Beere jück schellet, sau laatet sei liggen, un etet sey nich. Wenn ju von Dische upstahet un dat Danzen angeiht, un Einer by jünck sitten gaht, so seyhet öhne jo nich an, wenn hei jünck denn wat vorsprickt, so antwortet öhne jo by Liewe nich, will hei jück denn by dei Hand nehmen, sau teihet (ziehet) dei Hand weg un steckt sei unner dei Schdte, da mot hei jo woll wegblieben. Wenn hei jück denn wat von Frven segt, oer dat hei jück lief hedde, un derglicken, sau schwiet stille, un dauet ase wenn ju dat nich hört; wenn hei denn licke (gleichwohl) sehr dawder von sprikt, sau segget: „wat hebbet jü met meck tau daun, eck hebbe ju Köddern gar nich nöddig, dat latet man blieben, ob ju meck leif hebbet, oer nich, dat Eine is meck so veel aße dat Andere." Wenn sei dennoch nich uphören willt, sau spreket: „Meyn jü denn, dat ecke jue Dötin bin, gaht von meck, dat hör ju woll, eck will jue Wöte (Worte) nich mehr hören, oer eck will upstahn un weggahn." —

Wenn dei Junggesellen wat im Kopfe hebbet, un sick sau sehr tau jünck dränget, ock nich von jünck wilt, sau stahet ob un lopet hen wo jue Wänschen oer Frünne sünd, und gahet dahinner sitten, kehret den Junggesellen den Rüggen tau, seyhet sey by Liewe nich an, un latet sey henschceren, wo sey sopen hebbet.

Wenn jü danzen mötet, sau seyhet hey Liewe nich ob, röget den Kopf nich, dei Hänne holet oer jünck, oer op dei Siete, sau seggen denn dei Lüe: „dat sinn siene eerbare Mäkens." — Wenn jue Frünne oer Wänschen ubstahet un tau Bedde gahen wilt, sau gahet sey straks nahe, dat hör ju woll. Wenn denn Einer keime, dei jück obhalen, un bey der Hand teihen (ziehen), un noch met jück köddern oer danzen wolle, sau rüttet dei Hand los, und segget: „Latet meck met freen (Frieden), mein jü dat eck um juentwillen hier bin; Nee, vorwaht, dat meint man nich." —

Wenn dei Junggesellen des Nachts nach öhrer Gewohnheit met der Liemstange lopet un die Specksuppe bringet *), un denn op jue Kammer komet, sau lopet achter (nach) juer Wänschen Bette un gaet datop sitten, sau mötet sei jück wol met Freen laten. Dat well eck jück befehlen, miene leiwen Döchters, da richtet jünk nahe. Wenn sey awerst glikewohl keimen, un met jünck köddern, sau segget: „Packet jück weg, und latet meck met Freen, oer eck schlage jück up dei Schnute, jy unbeschrienen Eisels, wat habbet jü up dei Jungfernkammer verloren." — Wenn sei denn noch keine Free hebben wilt, un wollen jück pipen (küssen), aße dei besopenen Junkers tau daun plegen, so liet dat jo by Liewe nich, un schlaet sey up dat Muel dat et klappet, un segget: „Gaht hen, wo jü dat gewohnt sünd." —

Wenn Junggesellen wollen met jück danzen, so könnt ju wohl neinen Danz verfeggen, awerst wenn sei jück in dem Danzen oer hernah pipen wilt, dat schült jü by Liewe nich lien (leiden) sondern schöllt sei op dei Piepschnute schlaen un seggen: „Ju unverschämte Ossen, wat hebbet ju met meck tau daun?" —

Wann awerst Einer keime, der jünck darum anspräche (um Euch anhielte), hau wieset sei na juen Frünnen oer Wänschen, dat sei denen spräken, ju schült awerst süllsten (selbst) met öhme nich davon spräken, by Liewe nich.

Wenn jü denn met öhme tau Dische sittet, so seihet öhme nich an, un etet un drinket nich, spräket ock met öhme by Liewe nich. Wenn jüe Frünne oer Wänsche, da jü bye in Huse sied, jünck Einem tauseggen

*) Eine Sitte in jener und wohl noch in späterer Zeit, daß bei Hochzeiten oder anderen Festen die jungen Burschen Nachts mit Lärm und Ungestüm das Haus durchzogen und in die Schlafzimmer einzudringen suchten, um einen Nachttrunk zu bringen, wobei es zuweilen gar wild und ausgelassen herging.

Digitized by Google

(zusagen), da hebbet ein Genügen medde, awerst heudeut (hütet) jück, dat jü öhne nich ansehit, oer met öhne köddert, bei Mannslüe hebbet sau wat an seck, dat jück verföhren möchte.

Wann bei Lüe segget: „Glück tau, Brudt!“ sau segget: „bin neine Brudt, latet meck gehn, dat hör jü wohl.“ — Wenn jue Bröddigam denn einmal tau jück keime, un wolle met jück köddern, sau segget: „Makt jü vor der Tied nich tau driestе; gaht hen, da jü hen bescheihen sied, nah miene Wäschen oer Beddern, un bliebet von meck weg so lange bet we tausamme geben sind!“ — awerst seihet öhne by Liewe nich an, un gaet von öhne weg. — Wenn jü unverseihens wohin komet, da jue Bröddigam ist, sau gahet öhme ut den Weg un ut den Ogen, seihet öhne ok nich nach, die jungen Keerls laten et nich, verstah ju mek wohl, schlaet jue Ogen vor juck nedder op dei Eere, un gahet schwinne (geschwinde) vor öhnen öwer. Wenn hei jück denn tauspricket, sau schwiet stille, un lopet fort; folget hei jück denn nahe, sau segget: „Schämt jück doch, wie haffet ju jück! Latet meck met Freen, dat hören ju wohl! Eck will nich eher met eck wat tau dauне (thuen) hebben, bet et Tied is un dei Pape darower west (gewesen) is.“ —

Wenn jü denn nu dei Bruet sind, un op den Saal gefodert wäret, sau denket daran un stellet jück fien eerbar an, schlaet jue Ogen vor jück nedder, dat dei Lüe keine argen Gedanken kreggen. Ower Dische holet juen Kopf un juen gaenzen Lief stille, und röget jück nich, etet und drinket jo nich veel, wenn ju danset, so tretet fien seedig un liese tau, holet jue Hänne nedder vor den Lief, un makет enen fien eerbaren seedigen Knir. —

Dat will ick von jück geholen hebben, mine leven Döchters Anne Kunike und Gödeke Christine, dat hör ju woll. —

Feuilleton.

Länger hat Keiner philosophirt! Canius Julius, vom Kaiser Caligula zum Tode verurtheilt, erklärte seinen Freunden auf dem Blutgerüste, er werde genau beobachten, was die Seele im Augenblicke des Todesstreichs empfinde und ihnen Nachricht davon zu geben suchen.

Die ägyptische Königin Kleopatra ließ zwei Perlen, 600,000 Thaler Werths, zum Genuß auflösen. Der Held Cäsar verschenkte eine für 272,835 Thaler.

Eine Völkerschaft Spaniens zierte das Grab eines Helden mit so viel Spießen, als er Feinde erlegt hatte. Bei einem alten scythischen Volke durfte, wer noch keinen Feind erlegt hatte, aus einem gemeinschaftlichen Heldenbecher nicht mit trinken. — Caracalla ließ dem großen Alexander zu Ehren au seinem Grabe 1000 Menschen als Todtenopfer schlachten. Gleiches hatte früher Alexander selbst am Grabe seines Generals und Lieblings Hephästion gethan. Nach des Herren Tode seine Sklaven, Pferde und Jagdhunde zu tödten, damit er sie dort bei sich hätte, war alte Sitte.

Gerade drei durch ihre Thatkraft vor vielen andern Ausgezeichneten hervorragende Männer hatten das Schicksal, als neugeborne Kinder ausgesetzt zu werden: Moses, Romulus, Cyrus, — Das Aussetzen der Neugeborenen war im Alterthume bei den Griechen, mit Ausnahme der Thebaner, erlaubt, und selbst Philosophen waren in diesem Stücke blind. Lykurg's Gesetzgebung in Sparta verordnete die Aussetzung schwächlicher Kinder, damit immer nur ein durchaus kräftiger Menschenstamm nachwüchse. Dagegen mußten bei den Aegyptern Kindermörder drei Tage und Nächte das Kind in den Armen halten. Findelhäuser kannte die alte Welt nicht.

Der Sperber sieht zwanzig Mal weiter, als ein Mensch, welcher nur dann einen Gegenstand erkennen kann, wenn der Abstand nicht 3436 Mal weiter ist, als der Durchmesser des Körpers, nach dem sich das Auge einrichtet. — Der Kalmücke wird in großer Entfernung die Rauchwölkchen am Horizonte gewahr.

Mozart schrieb als kleiner Knabe eine lange, zum ersten Male gehörte Musik richtig zu Hause auf.

Die Nervenfasern in der Netzhaut des Auges sind bei einem Menschen 32,400 Mal dünner, als ein Kopfhaar. — Die Haut der ganzen Oberfläche des menschlichen Körpers hat 2,160,000,000 Poren. — In 80 Jahren erneuert der Mensch ohngefähr 24 Mal den ganzen Stoff seines Körpers; also kann ein achtzigjähriger Greis sagen: Jetzt habe ich nun schon den vierundzwanzigsten Leib für meine Seele.

Das größte Bildniß wäre das Alexanders des Großen geworden, wenn es zur Ausführung gekommen wäre. Dinokrates hatte den kühnen Gedanken, dem Felsen Athos in Griechenland des Weltbesiegers Gestalt zu geben.

Weniger vielleicht, als die Menschen rettenden Hunde des Hospitiums auf dem St. Bernhard, dürfte es bekannt sein, daß auch die Anwohner des Olymp in Griechenland Hunde zur Menschenrettung abrichten.

[Entdeckungen durch Thiere.] In der Mitte des 8. Jahrhunderts wurden durch Schweine von der Heerde des Ritters Kolostug in einem Eichenwalde die Quellen von Tetrik entdeckt und im 10. Jahrh. durch das Scharren des Jagdrosses Kaiser Heinrichs I., des Finklers, der Metallreichthum des Rammelsberges im Harzwalde. Kaiser Karl IV., in der Gegend des jetzigen Karlsbad jagend, vernahm einen ganz eigenthümlichen Ton von einem verfolgten Hirsche, der sich in der heißen Quelle verbrannt hatte, und ward dadurch auf diese aufmerksam. Wie werth kann einem verschmachteten Wanderer der Ruf eines Frosches werden, der ihm durch sein Gequak Nähe des Wassers anzeigt! Der Philosoph Plato fand einst einen ehernen Frosch auf einer Säule aufgestellt, den ein Wanderer als Denkmal seiner Dankbarkeit den Najaden geweiht hatte. Er machte darauf Verse, deren Ueberjetzung also lautet:

Diesen ehernen Frosch, auf steinerner Säule gebildet,
Weihet ein Wanderer euch, rettende Nymphen, zum Dank.
Ihm, der in Staub und Hitze verschmachtete, zeigt er im Thale
Hier mit quakendem Ruf euern erfrischenden Quell.

Gk.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 87. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr (2 1/2 Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Ein Hoffest unter dem Kurfürsten Moritz von Sachsen *).

In der kaum zwölfjährigen Regierung des Herzogs und Kurfürsten kömmt keine Festlichkeit an dem Hofe Moritzens der Vermählungsfeier des Herzogs August mit Anna von Dänemark an Bedeutung gleich. Moritz war an der Verbindung seines Bruders mit der dänischen Königstochter viel gelegen. Schon von Augsburg aus schrieb er an August mit freudiger Theilnahme: „er habe aus den Nachrichten so viel vermerkt, daß die Sache zu glücklichem und schlüßlichem Ende gereicht, und daß Herzog August ein schön tugendreich Fräulein bekommen, welches wir," fügt Moritz bei, „erfreuet und gönnens Euer Liebe brüderlich freundlich." Auch bat Moritz seinen Bruder wegen der Heimführung, die Moritz für Augusts Wünsche etwas spät zum 7. October festgesetzt hatte, „die kleine Zeit solcher Erstreckung in Geduld zu tragen," versichernd, daß er die königliche Würde von Dänemark gebeten, „solchen Verzug ihm, Moritz, zuzumessen. „Euer Liebe," schreibt dann der Kurfürst, „sollen sich dessen zu uns brüderlich und freundlich versehen, daß wir auf den 7. October E. L. eine ehrliche und solche Heimfahrt machen wollen, dergleichen ein Fürst von Sachsen neulich nicht soll gehabt haben, denn unser Gemüth ist, die Dinge dermaßen auszurichten, daß ihr und wir Ehre und Ruhm wollen haben, wie sich's denn auch einer solchen Heirath nach wohl geziemet; der Verehrung halber," bat Moritz, „sich unbekümmert zu lassen, er werde solche selbst bestellen." — Georg von Carlowitz ward über das Weitere förmlich mit einem Gutachten gehört, welches theils für das damalige Leben der Fürsten, theils wegen der Gesichtspunkte, die auch hierbei klug genommen wurden, nicht ohne Wichtigkeit ist. Carlowitz verwies wegen des Herkömmlichen auf das sogenannte „schwarze Buch," wo die Ordnung verzeichnet gewesen, welche man beobachtet, „als Herzog Georg seine Töchter ausgegeben." Carlowitz erinnerte daran, daß damals „das rühmlichste Gepränge gehalten worden sei, als man je im Reiche gehört habe, so daß die gewesenen Kurfürsten es nicht hätten nachthuen können." Der Befragte gab den Rath, für die eigentliche fürstliche Tafel „eine besondere Küche" einrichten zu lassen, „als vor die Silber," und „eitel Wildpret" sei für diese Tafel zu bestimmen, an Wildpret müsse man es nicht mangeln lassen, das müsse überflüssig sein, sonderlich an Schweinen, Rehen, Hasen, Auerhähnen, Feldhühnern, Krammetsvögeln, dagegen sei Hirschwildpret „ein gemein Essen." Solle es „preißlich zugehen, so müsse man zwei Marschälle für das Essen haben und zwei für das Trinken."

Die geladenen Fürsten, bat Carlowitz, möge Moritz nicht auf's Schloß legen, damit die auf sie wartende Dienerschaft nicht aus- und eingehen, „und vor die Küche und den Keller laufen möchte," denn „man könne die fremden Leute nicht hinausschlagen, da man sie geladen hätte," und man werde „trefflich geengt werden, Gott geb, wie groß (auch) die Schlösser seien." Wie bedeutend die Zahl der zu erwartenden Gäste war, läßt sich daraus abnehmen, daß Carlowitz „jedem Fürsten eine besondere Küche vor die Herberge" aufzuschlagen rieth; eben so sollte „jeder fürstliche Gast seinen Schaffer, Trabanten" haben; für die Fütterung der Pferde bestimmte er „besondere Futterrinnen," sonst

*) Vergl. A. v. Langenn „Moritz, Herzog und Kurfürst von Sachsen" (Lpz. 1841) 2. Th. S. 143 ff.

Digitized by Google

könne man das Volk nicht fördern. Aus einem großen Zehrgarten sollten die Vorräthe an die einzelnen Küchen abgegeben werden. Zwei „Ansehnliche“ möge der Kurfürst verordnen, „die des Tages einmal oder zwier umherritten, nicht gingen, dies diene zum Gepränge, fragten und hörten, ob etwas fehle.“ Die Leute der Gäste möge man gut halten, denn, „wolle man Ruhm und Ehre davon haben, so müsse man dem gemeinen Volke, als: Knechten, Pfeifern, Boten und Andern gute Kost und Getränke geben, es koste doch ein Geld, sie riefen es aus in allen Landen, ob es wohl oder übel zugegangen.“

Jungfrauen von Adel beantragte Carlowitz „zu entbieten, außer denen, die am Hofe wären, denn wo viel großer Herren und vom Adel, gehörten auch viel Jungfrauen dazu.“

Der Kurfürst wollte gleich anfänglich die Vermählungsfeier in Torgau halten; noch war aber dort die Stimmung sehr gegen ihn, und Carlowitz bot Alles auf, um diesen Entschluß zu ändern: „In Torgau sei man übel staffiret, habe nie gern fremd Volk da gehabt, es seien böse Herbergen, man müsse gut Aufsehens des Feuers wegen haben; es ist auch,“ schrieb Carlowitz, „ehrlicher, daß Ihr es in Euren Städten macht, die Ihr zuvor gehabt, daß sie sehen, daß Ihr zuvor auch Lande gehabt, ehe denn Ihr die bekommen.“ In gleich feiner Weise hob der vertraute Rath die politische Wichtigkeit der Verbindung mit dem dänischen Königshause immer heraus: „Wollt Ihr Euch,“ heißt es am Schlusse des Gutachtens, „etwas viel kosten lassen, so macht's gleich so mehr, daß Ihr Ehre und Ruhm davon habt, so wohlfahret und dienet Ihr Eurem Bruder damit.“

(Schluß folgt.)

Ein alter Dandy.

Von

Friedrich Köhler.

Erstes Kapitel.

Hätte Jemand Peter Mell gesehen, so wäre er schwerlich auf den Gedanken gerathen, ihn für einen Kammerdiener zu halten; auch schien es, seinem mürrischen Wesen nach, als wäre ihm dieser merkwürdige Umstand selbst nie klar vor's Bewußtsein getreten, und doch ist es nichts desto weniger gewiß, daß Peter Mell ein sehr guter Kammerdiener war und seine Kleider bürstete und seine Perücke frisirte, wie ein Mann, welcher von der Natur ein entschiedenes Talent zu solchen Beschäftigungen erhalten hat; denn ein Kammerdiener muß ebenso wie ein Dichter geboren werden. Sir John Blinkinsop, welcher die Regierung der beiden George hindurch die prunkendsten Kleider und die wallendsten Perücken trug, hatte frühzeitig die Richtung des Peter'schen Genies entdeckt und ihn von einem namenlosen Posten im Stall oder im Garten zu seiner jetzigen ehrenvollen Stellung erhoben.

Peter war emsig damit beschäftigt, eine frische Reihe Locken auf eine Perücke von ungeheuern Dimensionen anzusetzen, und sah sie mit derselben Ehrfurcht an, womit etwa ein Mönch eine Reliquie anstaunt, als ihn ein lautes Gähnen seines Herrn, dessen Gegenwart er ganz vergessen zu haben schien, aus seinen Betrachtungen aufstörte. Sir John saß in seinem Morgenanzug in einem Lehnstuhl, ein kleiner Tisch stand mit Chocolade zu seiner Rechten, und während er die kleine Tasse zierlich in der Hand hielt, schaute er auf die Form eines etwas zusammengeschrumpften Beines, welches er zur bequemern Ansicht gerade vor sich hinstreckte. Es war ein sehr hübsches Bein, war aber schöner gewesen — ein schrecklicher Umstand, der in diesem Augenblick Sir John tief zu ergreifen schien. Manche Leute haben sonderbare Weisen, ihrem Verdrusse Luft zu machen; Viele würden geseufzt haben, Andere vielleicht getobt — Sir John Blinkinsop gähnte blos. Aber obschon Peter Mell anfänglich von dem starken Ton, womit es geschah, aufgeschreckt wurde, so achtete er doch nicht weiter darauf und fuhr fort, seinen Locken die reizendste Wellenform aufzuprägen.

„Nun, Du Schafskopf! kannst Du nicht antworten?“ sagte der Baronet.

„Antworten?“ erwiederte Peter in seinem gewöhnlichen barschen Tone; „Sie haben mich ja nicht gefragt, so viel ich weiß!“

„Nicht gefragt, Peter? Wenn Du das denkst, so bist Du ein Esel, Peter; denn ist es nicht sonnenklar, daß ich Dich fragte, was es Neues gäbe? Hörtest Du mich nicht gähnen?“

„Das schon, denn ich bin nicht taub.“

„Nun, wenn ich gähne, so heißt das so viel als „ist irgend etwas vorgefallen?“ Verstehst Du mich nun, Peter? oder soll ich noch einmal gähnen?“

„Der Modellverfertiger hat Ihre linke Wade geschickt; er hat sie der andern gleich gemacht, so daß Ihre Beine nun trefflich zusammenpassen werden.“

„Nichts weiter?“

„Der Schneider hat Zeug zum Ausstopfen für Ihre Schulter geschickt, und der Parfümeriehändler zwei große Büchsen weiße Pomade!“

„Gut, Medea's Kessel wird bald gefüllt sein, und ich werde so jung wie mein Neffe daraus erstehen. Weiter nichts, Peter?“

„Es ist noch ein Brief von dem fremden Herrn mit dem großen Barte angekommen.“

„Ach, von Carini, zeig her, Peter.“

Peter faßte den Brief an, als wenn er Gift enthielt und überreichte ihn seinem Herrn mit unverkennbaren Zeichen des Entsetzens. Sir John erbrach ihn und überflog den Inhalt. „Was kann das Ding mir

Digitized by Google

denn jetzt zu ſchreiben haben? Ich war bei ihr noch ſpät geſtern Abend — „Treue, Aufrichtigkeit, Liebe" — und ſo weiter. Puh!" und damit warf er den Brief ohne weitere Umſtände auf die Seite. „Nichts weiter, Peter?"

Peter's Neuigkeiten ſchienen faſt zu Ende; nach einigem Nachſinnen ſagte er endlich: „Die Wittwe Mathers iſt geſtorben, — die arme Wittwe, gegen welche Sie ſo gut waren."

„Hat ſie Kinder?"

„Ja, und ſie ſind jetzt ſehr übel daran; ihre Mutter war eine ſorgſame, arbeitſame Frau. Sie werden ihren Verluſt fühlen."

„Das ſollen ſie nicht, Peter — gewiß nicht, wenn es mir möglich iſt. Sag meinem Verwalter, er ſoll die Spende, welche er der armen alten Frau gab, verdoppeln, und ſiehe ja zu, Peter, daß ſie eine ordentliche Erziehung erhalten — bringe ſie in eine Schule, laß ſie den Katechismus lernen und was weiter dazu gehört. Hörſt Du?"

„Ich werde beſtens dafür ſorgen, Ew. Gnaden!" ſagte Peter mit mehr Wärme, als er bisher gezeigt hatte. „Ich habe immer geſagt, Sie wären ein grundgütiger Herr, trotz —"

„Trotz weſſen, Peter? Etwas Wildheit, he? Nur Jugendfehler, das wird ſich ſchon geben mit dem Alter."

„Aber Modellverfertiger und Schneider und Parfümeriehändler werden Sie nicht alt werden laſſen."

„Eben ſo wenig die Friſeur, Peter — dieſe Perücke iſt die Vollendung ſelbſt. Laß die Kutſche um zwölf Uhr vorfahren, ich will mich unterdeß meiner Schweſter zeigen; iſt ſie ſchon ſichtbar?"

„Sie iſt noch nicht heruntergekommen."

„Sie hat ein verteufelt ſchönes Kammermädchen," ſagte der Baronet, indem er ſich im Spiegel beſah. Peter ſtieß hier einen Seufzer aus, den man beliebig für ein Zeichen der Beiſtimmung oder des Gegentheils auslegen konnte.

„Ein bezauberndes, ſchwarzäugiges kleines Ding. Es iſt eine reizende Fee!"

„Das meinte auch der junge Herr, Ew. Gnaden."

„Mein Neffe? Der Burſche muß mir doch immer in's Gehege kommen."

„Vielleicht weiß er nicht, daß Ihro Gnaden ein Gehege der Art haben" meinte der Kammerdiener mit einer gewiſſen ſchadenfrohen Freude über ſeinen Scherz.

„Schon gut, aber laß ihn nur nicht das Geheimniß erfahren, Peter. Wir müſſen die Würde des Alters aufrecht erhalten; was meinſt Du nun, bin ich gehörig angezogen? — Kann ich mich öffentlich ſehen laſſen?"

„Ihre Perücke würde Jedem ein ſchönes Anſehen geben; es iſt ein wahres Prachtſtück. Man wird Sie überall für einen Funfziger halten."

„Für was? Du Bär! Funfzig Jahre? Kein Herr hat je die geringſte Veranlaſſung dazu, das zwei und vierzigſte Jahr zu überſchreiten, und ſo alt bin ich eben, hörſt Du, Peter? — ein und vierzig oder höchſtens zwei und vierzig — und nicht ein Jahr älter. — Gott im Himmel! was für ein Barbar!"

„Aber ich bin doch länger als vierzig Jahre, als Bube und Mann, in dieſem Hauſe geweſen, und Sie waren ein hübſcher junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, als ich in Ihre Familie kam, denn ich erinnere mich ſehr gut, daß Sie in der Nacht, als Sie auf dem Gut ankamen, fürchterlich krank wurden und demnach müſſen Sie an die —"

„Zwei und vierzig Jahre alt ſein; aber es iſt unnütz, mit einem ſolchen Klotze zu reden. Hätte ich einen franzöſiſchen Kammerdiener, er würde ſeine verfluchte Arithmetik nie ſo wie Du zeigen, Peter."

„Aber ich bin ein ächter Engländer und ſpreche wie ich denke."

„Wirklich, Peter? dann bleibe um's Himmels Willen dabei; denn echte engliſche Aufrichtigkeit iſt heut zu Tage faſt zu einer Seltenheit geworden."

(Fortſetzung folgt.)

Gedanke und Wort.

Wir machen an ungebildeten und nicht gewandten Leuten die Beobachtung, daß ſie ein und denſelben Gedanken, den ſie ausgeſprochen haben, nicht leicht mit andern Worten geben können. Die, welche nicht darin unterwieſen und geübt ſind, vermögen nicht, Definitionen aufzuſtellen, und denken ſich doch Weſen und Eigenſchaften eines Gegenſtandes, wenn man ihnen das Wort, den Namen der Sache nennt. Gedanken und Begriffe kommen uns durch die Wörter, welche uns unſre Mütter und Wärterinnen ſprechen lehrten, in die Seele. Aus dieſem Allen ſehen wir, daß der Gedanke am Worte, am Ausdrucke haftet. Aber wenn es auch oft ſcheint, als ſei in manchem Kopfe Wort, Begriff und die Sache ſelbſt, wie Eins: ſo iſt doch nicht, wie man hieraus zu folgern verſucht werden könnte, etwa das Wort das weſentliche Kleid des Gedankens; denn wäre es ſo, dann müßten Alle bei demſelben Worte daſſelbe ſich denken; dann würden die Menſchen einander nicht mehr mißverſtehen; dann gäb' es keinen Streit um Worte; ja dann müßte ein Begriff in allen Sprachen daſſelbe Wort haben, alſo nur eine Sprache ſein, und daſſelbe Wort zu allen Zeiten dieſelbe Bedeutung behalten, und doch gerade in dieſem letzten Punkte, welche auffallende Erſcheinungen kommen vor! Manche Wörter erhalten im Laufe der Zeit gerade die entgegengeſetzte Bedeutung. Niemand wird es jetzt rühmlich finden, ein ſchlechter Mann zu heißen, und doch war es ſonſt etwas Köſtliches ſchlecht d. i. ſchlicht zu ſein. Noch jetzt heißt im Munde der Landleute, wer nicht hochmüthig iſt, ſondern herab-

Digitized by Google

lassend, niederträchtig. Doch nehmen wir ein Beispiel aus den Verhältnissen, deren Besprechung ja dieses Blatt gewidmet ist; jetzt aus dem Lehnsverhältnisse. In der deutschen Sprache der Gegenwart hat das Wort Mensch, wenn wir nicht etwa das sächliche Geschlechtswort vorsetzen, nichts Verächtliches, oder Niedriges in seiner Bedeutung, so wenig, als bei den Römern einst homo. Nicht so war's mit Mensch und homo im früheren Mittelalter. Mensch ist aus Mensk, Mennisk, Människ d. i. Männchen, Männlein entstanden und bedeutete ursprünglich einen niedrigen, verachteten Mann. Mensch und homo war im Lehnsverhältnisse der Abhängige, der Pflichtträger, der Vasall, Unterthan; daher sein Eid und seine Huldigung homagium, hommage. Menschenpflicht, und wer ein freier Mann sein wollte, mußte durch den Mannrechtsbrief beweisen, daß er kein Mensch sei. Ebenso war's mit dem Wort Leute. — Der humane Altgrieche hat durch die schöne Wahl des Wortes anthropos d. i. der Aufwärtsblickende, oder, wie Plato künstlicher es deutete: der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet, — dafür gesorgt, daß dessen Bedeutung nicht so leicht verhüllt und verkehrt werden konnte. — Die Franzosen haben uns die durchaus nicht dankenswerthe Aufmerksamkeit gezeigt, Wörter, die wir im edlern Style brauchen, gerade in einer schlechten Bedeutung zu nehmen. Unser Roß ist bei ihnen zu einer alten Schindmähre (la rosse), der Flamberg (la flamberge) zur Froschkeule, geworden u. s. w. — Auffallend ist auch die Sprachähnlichkeit der Kaufleute und Moralisten bei Verschiedenheit der Begriffe in den Wörtern handeln, Gut, gut haben, sollen, Verdienst (wiewohl hier der Artikel der und das unterscheidet), Kredit, Interesse. Dr. Gurlitt.

Feuilleton.

[Blücher und Gneisenau] Der Verfasser der „militairischen Briefe“ führt (1. B. 25. S.) den Feldmarschall von Gneisenau also redend ein: „Die Geschichtschreiber haben in der Regel zu viel vorgefaßte Meinungen, als daß sie Gerechtigkeit üben könnten gegen Jedermann, und unsere Kriegsgeschichtschreiber lassen sich noch gar zu sehr von falschen Theorien beherrschen. Was aber die schiefen Beurtheilungen betrifft, so ist der Mann der That denselben noch mehr ausgesetzt, als der Mann des Worts. Ein Beispiel davon liefern Blücher und ich. Wie oft ist nicht behauptet worden, unser ehrwürdiger Schlachtenfürst sei nur ein braver Haudegen gewesen und verranne den wohlverdienten Kriegsruhm hauptsächlich meinen Rathschlägen und Anordnungen. Gleichwohl kann es nicht leicht einen größern Irrthum geben. Der Ruhm, den sich Fürst Blücher als Feldmarschall erworben, ist sein unbestrittenes Eigenthum, und mein ganzes Verdienst besteht darin, daß ich in seine Ideen mit Leichtigkeit einging, seine Aufsichten sogleich zu den meinigen machte — weil ich selten etwas Erhebliches daran auszusetzen fand — und das großartige Detail der Heerführung ganz in seinem Sinne anordnete. Blücher würde in jener verhängnißvollen Zeit immer einen tüchtigen Gehülfen, der König aber keinen zweiten Blücher gefunden haben.“ — In dem, was als Entgegnung hierauf Scharnhorst in den Mund gelegt wird, heißt es: „Blücher war ein Feuerkopf und mithin zu kühnen Ueberraschungen geneigt, die in der höchsten Stellung leicht sehr nachtheilig werden können. — Ich zweifle sehr, ob sich Jemand gefunden haben würde, der sich so gut zu Blüchers Vertrauten eignete, als gerade Sie, lieber Feldmarschall, und Sie können mit gutem Rechte die eine Hälfte seines Kriegsruhms für sich in Anspruch nehmen; hat der alte Herr doch selbst wiederholt versichert, daß er ohne Sie viel weniger geleistet haben würde.“

Das Nehmen des Reichthums der Klöster ist der Aderlaß der Tonsurirten. Friedrich d. Gr.

Er (Friedrich d. Gr.) ließ uns alle Freiheit, selbst die Freiheit, dumm zu sein. Gleim.

Auf Ludwig XIV., als er von der Königin Anna durch Marlborough besiegt worden war:

Multis qui fuerat mulieribus incubus ollim,
Annae nunc soli succubus ille jacet. Gt.

Correspondenz.

Danzig im November 1843.

Der 13te November, das Wiegenfest unserer allverehrten Königin, ist von der hiesigen Ressourcegesellschaft durch einen glänzenden Ball gefeiert worden, welcher den Reihen der Wintervergnügungen eröffnet und diejenigen, welche ein Haus machen, gemahnt hat, ihre Salons dem tanz- und spiellustigen Publikum zur Verfügung zu stellen. — Es ist höchst lobenswerth, — eine Bemerkung, die sich nicht auf einen concreten Fall bezieht, sondern die ich in abstracto mache, — daß in den Gesellschaften den Alter nicht die gebührige Ehrerbietung gezollt wird. Alte Männer, welche weder mehr im Staatsdienste stehen, noch dem Soldatenstande angehören, werden in der Regel wenig beachtet, oftmals gar wegen ihres altmodischen Kleides und Wesens bespöttelt. Ein greiser, zu Schanden geschossener Major muß einem jungen Generale nachstehen, der vielleicht noch nicht einmal Soldat war, als jener den Dienst wegen seiner Blessuren schon verlassen hatte. Aber es ist wahrhaft widersinnig, daß dies auch hinsichtlich der Damen Statt findet. Die alte Wittwe eines Majors wird der jungen Frau eines Generals den Ehrenplatz einräumen müssen, und die Letztere war vielleicht noch nicht einmal geboren, als jene schon ihren Gatten verloren hatte! In jeder Gesellschaft, die eine gebildete sein will, muß das würdige Alter oben an stehen. — Vor einigen Tagen ist hier eine neue Zeitschrift an das Tageslicht getreten: „die Flagge,“ redigirt von einem Doctor Barthold, und soll in monatlichen Lieferungen erscheinen. Die erste Lieferung enthält sehr heftige Ausfälle auf das preußische Officier-Corps und anderdem auf einige hier lebende Personen. Das preußische Officier-Corps steht zu hoch, als daß es sich durch diese Ausfälle, welche höchstens nur Einzelne verdienen mögen, verletzt fühlen könnte. Natürlich ist diese Schrift, wie manche andere in Deutschland, für den großen Kreis von Lesern bestimmt, die sich darüber freuen, wenn Andere schlecht gemacht werden. Solche Blätter finden heut' zu Tage die meisten Abonnenten, und der Feingebildete wird, dem hämischen Angreifer gegenüber, wohl nach manchmal an die Worte Cicero's erinnert werden: „Quousque tandem abuteris patientia nostra?“ —

Carl Graf v. Hülsen.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 88. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angebruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Auf das Wiegenfeſt Ihrer Majeſtät der Königin von Preußen.

Laut tönen heute frohe Lieder
Und ſchallen von der Oſtſee wieder
Bis zu dem fernen Rheine hin.
Wir Preußen müſſen laut verkünden,
Was wir in unſ'rer Bruſt empfinden
Für unſ're theure Königin.

Wie Sie durch Sanftmuth und durch Milde
Erglänzt gleich einem Himmelsbilde, —
Iſt jedem Preußen wohlbekannt.
Wie in der Armuth niedern Sphären
Ihr Wohlthun trocknet manche Zähren, —
Das weiß das ganze Preußenland.

Ein ſchönes Leben mag gewähren
Der Himmel Ihr, die wir verehren
Als unſ'res Landes ſchönſten Stern!
Sie mög' noch lang auf Erden weilen
Und mög' den Thron noch lange theilen
Mit unſerm königlichen Herrn! —

Danzig den 13. November 1843.

Carl Graf v. Hülſen.

Ein Hoffeſt unter dem Kurfürſten Moritz von Sachſen.

(Schluß.)

Alles, was Carlowitz wegen der den Verhältniſſen angemeſſenen, der Ehre des kurfürſtlichen Hofes entſprechenden Pracht und Reichheit des Feſtes vorſchlug, fand bei Moritz Anklang. Charakteriſtiſch für den letzteren iſt es aber, daß er die Bedenklichkeiten des Gutachtenden hinſichtlich Torgau's, als des Ortes des Feſtes, welche ſchlau genug dem Kurfürſten auch als Ehrenpunkte vorgeſtellt worden waren, verwarf, und die Feſtlichkeit in Torgau zu begehen befahl. Moritz traf große Anſtalten. Für die Tafel ward ein bedeutender Weinvorrath angeſchafft. Moritz beſtellte allein ſiebzig bis achtzig Eimer Ungerwein, eben ſo viel „Gervicaller und Roſatzer," auch durfte der edle Rheinfall nicht fehlen; franzöſiſche Weine, „Bearn und Paloth," böhmiſcher Meth, wurden beſtellt. Der Hofſchenk, Martin von Seidewitz, hatte Vorſchläge zu thun und die Anordnung auszuführen. Hieronymus Lotter zu Leipzig war mit den Ankäufen beauftragt, und Mathes Voigt zu Annaberg, Eigenthümer bedeutenden Frachtfuhrwerks, hatte für Herbeiſchaffung zu ſorgen. Der Amtmann zu Quedlinburg ward beſehligt, für Hamburger Bier zu ſorgen.

Zu den ritterlichen Spielen und andern Ergötzlichkeiten im Geiſte der Zeit wurden geſchickte Ritter eingeladen. „Renner beim Ritterſpiel" ſollten das Feſt verherrlichen; auch entbot Moritz die vornehmſten Räthe; Otto von Dieskau „ der Kriegsmann, an dem Moritz immer großen Gefallen hatte, durfte nicht fehlen, ebenſo Baſtian von Wallwitz, zahlreiches „Hofgeſinde," Grafen und Herren wurden zum „Rennſpiel" beſtimmt, andere zur Stechbahn. Die Städte erſchienen, jede durch einige „anſehnliche Perſonen" vertreten, auch ſtellten ſie Trabanten zur Dienſtleiſtung in des „gnädigen Herrn Farbe." Naiv war manche Entſchuldigung der Ritterſchaft. Der letzte Krieg geſtattete Einigen den Aufwand nicht; ſo klagte Friedrich von Oppen zu Fredersdorf, „er ſei in der letzten Fehde jämmerlich abgebrannt, ſo daß er Haus, Hof, Stall und Scheuern neben ſeiner Rüſtung, auch etliche Stück

Digitized by Google

Vieh verloren und keinen Kürisz borgen könne, der ihm recht wäre.“ — Kaum jemals hatte die Stadt Torgau eine so glänzende Versammlung gesehen, als die war, welche Moritz im October 1548 zu seines Bruders Vermählung veranstaltete. Die Herzöge Franz von Lüneburg, Johann von Holstein, Georg von Mecklenburg und andere fürstliche Personen kamen mit großem Gefolge. Die Königin von Dänemark ward von den Befehlshabern des Kurkreises und Meißens mit 180 Pferden eingeholt. Das Gefolge der Königin hatte 652 Pferde, und die Zahl der Rosse, welche von den Geladenen überhaupt nach Torgau gebracht wurden, betrug nahe an 2000; Markgraf Albrecht von Brandenburg hatte deren allein 371. Moritz verschrieb sich zu dem Turnierspiele mehrere „Renngäule.“

Außer mit Tanz, Musik, Tafelfreuden, Lanzen- und Rennspielen ergötzte Moritz seine Gäste mit einem prächtigen Feuerwerk, das auf der Elbe abgebrannt ward. Der Kurfürst ertheilte dem Oberzeugmeister Kaspar Voigt Auftrag, „einen Sturm zu Wasser auf Moffärisch und Türkisch zu bestellen, mit Feuerwerken groß und klein.“ Selbst im Spiel kündigte sich der Lieblingsgedanke des damals siebenundzwanzig Jahre alten Moritz, gegen die Türken zu streiten, an. Auf dem Elbstrome, unfern Torgau, ward zu dem Ende ein großes, mit vier gewierten Thürmen in den Ecken und einem großen ähnlichen Thurme in der Mitte versehenes Schloß von Holz errichtet, in welchem mehrere „tausend Schuß“ (Patronen) in verschiedener Weise angebracht waren. Die Vertheidiger des Schlosses, Türken darstellend, hatte der Kurfürst prächtig in Roth kleiden lassen. Die Gegner der Türken, „Mossären“ (Mossuten?), in weißer Kleidung, besliegen eine kleine Flotte und stürmten nach mehren Angriffen das Schloß. Bei dieser Darstellung ging es jedoch ziemlich ernsthaft zu; ein Schiff ward von den Türken umgeworfen, die Mannschaft aber gerettet; Scherz und Ernst griffen ineinander, da, allerdings auch zum Schein, mehre der bei dem Schauspiele thätigen Theilnehmer ins Wasser geworfen, aufgefangen und von den Schloßvertheidigern über die Mauer „gehänkt“ wurden.

Vierzig Tonnen und drei große Massen verschränkten Holzes zündete man an; Feuerkugeln und „Rackgetten“ wurden zu hunderten geworfen; Meister Leur und Paul, die Büchsenmeister, warfen Feuerkugeln von außerordentlicher Größe, während das große und kleine Geschütz donnerte und die „Mortiere“ warfen; tausend „fliegende Feuer“ sah man aus dem Hause auf der Elbe auf einmal steigen, „laufende Feuer,“ und ein durch ungewöhnliche Größe ausgezeichnetes Rad ergötzte die Schaulustigen. Der Zeugschreiber Clement und sein Lieutenant Springfeld befehligten, selbst in türkischer Tracht erscheinend, die Mannschaft im Elbschlosse; letztere hatte „blau und weiße Spießlein mit Fahnen,“ und darin, sonderbar genug, rothe Kreuze. „Alle,“ sagt der Beschreiber, „haben auf der obern Wehre gestanden, und ein Drommeter, Antonius Geuner, hat auf türkisch geblasen.“ Ein anderes kriegerisches Spiel ward zu Lande gehalten. Moritz, Herzog August, Georg von Mecklenburg und der Amtmann von Colditz, Johann von der Assenburg, mit vier Rotten, vertheidigten ein Bollwerk. Hans von Dieskau, Ulrich von Miltitz, zwei Herzöge von Braunschweig griffen es an. Bei diesem Scherzkampfe sah man auch die Tracht der im schmalkalder Kriege so gefürchteten Husaren, denn des Kurfürsten Edelleute trugen rothe Husarenkleidung; Herzog Augusts „Rotte“ zeigte sich in blauer Husarentracht, und die Georgs von Mecklenburg in eben solcher von gelber Farbe. Auch durch Handlungen der Gnade ward das fröhliche Fest der Vermählung Augusts verherrlicht. Ein wegen Vergehen entwichener Mann wendete sich an die Königin von Dänemark, und diese bat Moritz, wie er selbst sagt, „so hoch, daß er es ihr nicht wohl gewußt abzuschlagen.“

Ein alter Dandy.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch ward jetzt durch einen Bedienten unterbrochen, welcher die Ankunft des Pächters Morris meldete und bald darauf den würdigen Mann selbst in's Zimmer brachte. Der Pächter trat mit vielen Bücklingen und Kratzfüßen und Hoffnungen, Seine Gnaden befände sich wohl und glücklich, vor seinen Gutsherrn und gewahrte vielleicht den auffallenden Kontrast nicht, welchen seine starke, rüstige Gestalt und sein rothes Gesicht mit der prächtig geputzten Figur und den, wenn auch einigermaßen von der Zeit heimgesuchten, doch noch hübschen Zügen des alten Dandy verursachte.

„Nun, wie geht es Euch in Braby Manor?“ fing Sir John an. „Sind Ihre Kinder und Ihre gute Frau immer noch so reizend?“

„Ich danke Ihnen — wir sind so ziemlich wohl auf.“

„Das freut mich, mein guter Freund, und Sie sind nach London gekommen?“

Auf diese Frage, welche für einen Uneingeweihten höchst überflüßig klingen mußte, sintemal sie in St. James Square gethan wurde, antwortete der Pächter mit einem tiefen Seufzer.

„Ja, Sir John; und ich kann Ihnen versichern, es war mir recht unangenehm zu kommen.“

„Haben Sie sie mitgebracht?“ fuhr der Baronet fort.

„Ja!“

„Und ihr glücklich bei der Frau Williams in Frith Street eine Wohnung verschafft?“

Der würdige Landwirth nickte statt aller Antwort mit dem Kopfe; aber Peter Mell's Galle ward durch

Digitized by Google

dieſe bedeutſamen Nachfragen über eine Perſon von dem weiblichen Geſchlecht ſo aufgeregt, daß er faſt eine ſehr hübſche Perücke, an welcher er eben ſeine Kunſt übte, auf den Boden geworfen und ſeinem Herrn die Moral über ſeinen liederlichen Lebenswandel geleſen hätte. Peter's Beredtſamkeit ward indeß für den Augenblick von ſeiner Neugier bemeiſtert.

„Und Sie haben ſonſt nichts weiter über ihre Geſchichte erfahren können?"

„Nichts. Sie iſt eine vollendete Dame — ſo gut, ſo herzlich; es war ein Trauertag, als ſie von Manor ſchied."

„Aber ſie fand ſich ſogleich bereit, Ihnen zu folgen?"

„Ach, mehr wie zu bereit, Eure Gnaden. Und als wir erſt die Paulskirche anſichtig wurden, ſo glaubte ich faſt, ſie wollte aus dem Wagen ſpringen."

„Das iſt gut. Sie haben ihr doch geſagt, warum Sie ſie hergebracht haben?"

„Um Eurer Gnaden vorgeſtellt zu werden und hier Hülfe zu finden."

„So iſt's recht. Sie ſoll ſie auch finden. Ihre Begeiſterung für die Paulskirche iſt mir höchſt erwünſcht; es iſt ein Zeichen, daß ſie des Landlebens überdrüßig iſt."

„Sie hat Freunde in London, Ihro Gnaden; ſie hat mir einen Brief an einen Kapitain Wallner gegeben."

„Wie! an einen Kapitain? Was! Damen, welche Briefe an Kapitaine nach London ſchreiben, ſind eben keine veſtaliſchen Jungfrauen; bei meiner Ehre, ich hatte ſchon einiges Bedenken, aber nun iſt Alles klar. Peter, dreh dieſe Locke noch einmal, ſchlag meine Rockſchöße herunter, gieb mir mein Rohr; nun wollen wir doch einmal die unvergleichliche Madame Preſton beſchauen!" Und damit überließ der lebensluſtige Sir John, indem er eine Arie aus der letzten Oper trällerte und Peter ſchmollend vorausging, den Pächter Morris ſeinen Betrachtungen. Dieſe waren nicht von der angenehmſten Art; denn der würdige Baronet zeigte ſich in London in einem ganz anderen Lichte, als auf ſeinen Gütern. Der gütigſte Gutsherr, der menſchenfreundlichſte Mann, der liebevollſte Nachbar — ſein abgeſchmacktes Streben, den jungen Mann mit allen Fehlern eines ſolchen zu ſpielen, verdarb Alles. Hatte auch der Pächter ein treffliches Urtheil für Gerſte und Waizen, ſo verſtand er ſich wahrſcheinlich wenig auf die Beurtheilung von Charakteren, und wußte nicht, wie er ſich das Betragen ſeines Gutsherrn erklären ſollte. Während er noch in tiefes Nachſinnen über die Urſache ſolcher Widerſprüche verſunken war, trat ein junger, hübſch gekleideter, ſchlanker Mann von etwa drei und zwanzig Jahren, frank und frei ein. Der Landwirth ſtaunte die Erſcheinung, die ſich ſeinen Blicken in der Geſtalt eines der feinſten Modeherren darbot, eine Zeit lang mit nicht geringer Bewunderung an. Sein Sammtrock und ſeine flimmernde Weſte, ſeine geſchmackvolle Perücke, welche eine Menge Locken zierte; kurz Alles, von dem weißen Puder im Haar bis auf die glänzenden ſilbernen Schnallen an den Schuhen, feſſelte die Aufmerkſamkeit des Pächters. Eine Verſchwendung von Bücklingen bewies die Wirkung, welche der Neueingetretene hervorgebracht hatte, denn es lag klar am Tage, daß der würdige Herr Morris ihn wenigſtens für einen Prinzen, wenn nicht für ſeine jugendliche Majeſtät in eigener Perſon hielt.

„Freund," ſagte der junge Mann, „hat der alte Knabe Sie geſehen? Sie wollen wohl mit ihm über Rüben reden?"

„Alter Knabe! — wie? erwiederte der Pächter, noch mehr über die Sprache, als über das Erſcheinen des jungen Mannes erſtaunt.

„Ja — den Alten; Sie haben doch wohl den Alten beſuchen wollen, oder vielleicht mich. Apropos, haben Sie etwa den Pacht mitgebracht, ſo nimmt ihn der Neffe ebenſogut in Empfang, als der Oheim."

„Ah, Sie ſind der junge Herr! — der zukünftige Sir John, wenn der alte Herr weg iſt."

„Und auch ehe dies geſchieht, mein guter Freund; der Oheim und ich, das iſt Alles eins; wenn Sie alſo etwas in Ihrem Beutel haben — "

„Nein, mein Herr, mein Pacht iſt ſtets in Ordnung, wie Sir John weiß. Ganz andere Geſchäfte haben mich hergeführt." —

„Den Wagen beladen mit —"

„Zwei Faſanen, Euer Gnaden, und einer Frau."

Der junge Mann pfiff — „hui! hat der Oheim ſolches Wild in ſeinen Gehegen? Wollen Sie mir wohl den Namen Ihres Guts ſagen, mein würdiger Herr?"

„Ich bin Pächter Morris von Brady Manor, zu Ihren und Sir Johns Dienſten," ſagte der Landwirth.

„Und die Frau?" fuhr der junge Mann fort; „alt, natürlich? lahm, vielleicht — keine Zähne?"

„Sie iſt die ſchönſte Dame, die man je in Herts geſehen hat," fiel der Pächter ein, welcher ſich augenſcheinlich von den verunglimpfenden Vermuthungen des jungen Herrn beleidigt fühlte, „ſie iſt noch nicht zwanzig und ihre Zähne würden ſich herrlich an einem Halsbande machen."

„So!" ſagte der Neffe, „und Sie haben ſie den ganzen Weg von Brady bis hieher bloß darum gebracht, damit ſie mein Oheim ſieht? Was für ein alter Sünder!" fügte er hinzu; „ich muß wirklich daran denken, den alten Knaben den Zuſtand ſeiner Sittlichkeit zu Gemüthe zu führen. Iſt ſie hier im Hauſe, werther Freund?"

„Nein," antwortete der Pächter kalt.

„Nur heraus damit Pächter," drängte der junge Mann, „Sie ſcheinen mir zu mißtrauen; Sie kennen mich noch nicht. Ich bin keineswegs ein ſo leichter, flüchtiger Geſell, wie Sie vielleicht aus meinem Weſen ſchließen. Wenn ich der jungen Frau einen Gefal-

Digitized by Google

len erzeigen kann, so sagt es frei; ich stehe gern zu Diensten."

„Sie sind ein guter Herr, wie ich gern glauben will," entgegnete Herr Morris, „aber vielleicht hat Sir John etwas dagegen."

„Keineswegs, mein guter Freund; Sie können mir Alles sagen. Es wird meinem Oheim eine wahre Freude sein, wenn ich ihm helfe, seinem Schützlinge Gutes zu thun; sprechen Sie immer zu." —

(Fortsetzung folgt.)

Thierquälerei.

Unter den Gesetzgebungen des Alterthums nahmen vorzugsweise nur die israelitische und die athenien-sische die Thiere in Schutz. Daß bei den Römern ein Ritter, der sein Pferd schlecht hielt, aus dem Ritterstande zur Strafe ausgestoßen wurde, geschah nicht aus Rücksicht auf das Thier selbst, sondern weil tüchtige Pferde zum Kriege nöthig waren. Dagegen war der Gebrauch, den man bei den öffentlichen Spielen in Rom zur Belustigung des Volks von den Thieren machte, nichts Anderes, als Thierquälerei, verbunden mit Menschenquälerei. Cicero in einem Briefe an den Marius (ad divers. VII. 1.) spricht wiederholt sein Mißfallen darüber aus. „Was für eine Ergötzung kann es für einen gebildeten Menschen sein, sagt er, wenn entweder ein schwacher Mensch von einem sehr starken Thiere zerrissen, oder ein in die Augen fallendes Thier mit dem Jagdspieße durchrennt wird." Bei den Spielen, von welchen Cicero in seinem Briefe redet, wurde selbst die Masse des gemeinen Volks bei dem Elephantenkampfe durch die Schmerzenstöne der Thiere von Mitleiden ergriffen und verwünschte den Pompejus, zu dessen Ehren die Schaugebung stattfand. Daher sagt Cicero, es sei ein gewisses Mitleiden erfolgt und die Meinung geäußert worden, daß das Thier eine gewisse Verwandtschaft mit dem Menschen habe. — Noch bei uns ist es Sitte, Thiere, Hunde, auf Menschen zu hetzen. Die schrecklichsten Zerfleischungen sind dadurch herbeigeführt worden. Nimmt man die Thiere in Schutz, so muß man zugleich, oder zuerst die Menschen gegen die Thiere in Schutz nehmen; denn der Mensch soll sich nicht des Thieres bedienen, um Brüder zu quälen, oder zu vernichten, wie man in Hispaniola 1494 die Eingebornen durch Hunde zerfleischen ließ, oder wie in den Kriegen der Alten Elephanten den Feind zerstampfen mußten, deren treue Dienste der syrische König Antiochus Soter sogar durch ein Denkmal auf dem Schlachtfelde nach dem Siege über die Galater zu ehren suchte. **Gf.**

Feuilleton.

Wer die Welt gesehen hat in allen Weltgegenden, der lernt Toleranz und Humanität, der lernt den Türken und den Juden lieben in der Tugend und das Unrecht rügen in der Gewalt und das Laster hassen, selbst wenn es mit dem Kreuze drohte. — Wer nicht mit aller Kraft das Leben fassen kann, der wird vom Leben erfaßt und herumgeschleudert. — Glück ist eine schenkende Fee und wird gesunden. Seligkeit ein entzückender Engel und wird verneint. Das Innere des Glücklichen ist ein Jauchzen und ein Freudenfest, er umarmt die ganze Welt und giebt ihr Alles; das Innere des Seligen aber ist eine innige, aufgelöste Ruhe, er liebt die Welt und lächelt sie an. Glücklich ist man, ein Herz sein zu nennen, selig im plötzlichen Verstehen; glücklich im Besitz und im Sieg, selig im Wiederfinden und selbst durch ein Opfer; daher kann Seligkeit auch im Unglück liegen, aber Glück nur im Glück. Jene ist das Resultat eines opferreichen Gemüths und wurzelt in der Seele und treibt nur Blüthen; dieses ist ein Spiel des Zufalls und fällt, wie Mannafrucht, vom Himmel; deßhalb führt plötzliches Glück wohl auch zum Unglück, zum Wahnsinn, zum Tode; Seligkeit aber wird allmälig begriffen und ist eine Ahnung ewigen Lebens. — In alten Zeiten wurde ein Mensch, der schreiben konnte, von der Todesstrafe losgesprochen; später schriftstellerte man sich den Hals leicht ab, und die Inquisition strafte sogar das Lesen eines verbotenen Buchs mit dem Tode. Heut zu Tage erschreibt man sich einen Freipaß in fremde Länder, höchstens einen Sperrsitz in irgend einer Festung. — Die Religion hat am meisten von schwindelnden Geistern und geistvollen Schwindlern zu leiden, und während sich die Genies mit Witze vollpumpen, Was sie nicht können, die Zeloten Zeden als einen Fäserlachen steinigen, der anders denkt, als sie. —

(Cancan eines deutschen Edelmannes.)

Die Kunst, Zeit zu haben für Alles, was man zu thun wünscht, ist ein großes Geheimniß, aber nur für die, welche nie Zeit zu haben meinen. Man muß nur nicht vergessen, daß die Zeit aus vielen Augenblicken besteht, die man benutzen muß, ohne zu warten, bis man gleich ganze volle Stunden und Tage hat zu dem, was man thun will. Mit wenig viel ausrichten, die das verstehen in allen Dingen, sind die rechten Leute.

Die Trägheit ist unter allen übeln Neigungen diejenige, welche uns selbst am wenigsten bekannt ist, und noch weniger lassen wir uns überzeugen, daß sie uns anhängt, wenn wir zu denen gehören, die thätig sind, ohne doch zu arbeiten.

Rousseau schrieb zu Montmorency unter ein Bild Friedrichs des Großen: „Er denkt als Philosoph und handelt, wie ein König." Aus einer andern Feder wäre es ein Lob gewesen, aus der R.'s war's nur ein halbes. Das Handeln, wie ein König, war eine Bitterkeit. Man erkennt es aus einem Urtheile in seinen Geständnissen.

Als Rousseau in Neufchatel das Schriftstellern aufgegeben hatte, machte er zuweilen zum Zeitvertreib Schnürsenkel. Der Aerger über die Welt, mit der der finstere Weise zerfallen war, schnürte ihm schon vorher die Kehle zu. In seiner glänzendsten Periode schrieb er Noten für die Leute auf Noth. Ein heiterer Weise Deutschlands, der große Pädagog Dinter, gesterben in Königsberg, strickte beim Lesen und Spatzenregieren Strümpfe, als er noch Dorfpfarrer in Sachsen war. **Gf.**

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 89. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Des Sängers Vaterland.

Wo ist des Sängers Vaterland?
Im lieblichen Hellenenland?
Wo ewig junger Lieder voll
Der Quell der Vieriden quoll?
O, nein! o, nein!
Sein Vaterland muß schöner sein!

Wo ist des Sängers Vaterland?
Vielleicht der Geber Heimathland,
Wo Asaph's Harfe rauschend klang,
Wo David seine Psalmen sang?
O, nein! o, nein!
Sein Vaterland muß schöner sein!

Wo ist des Sängers Vaterland?
Ist's an des Indus Zauberstrand,
Wo Palmen liebeflüsternd steh'n,
Und Wundersagen uns umweh'n?
O, nein! o, nein!
Sein Vaterland muß schöner sein!

Wo ist des Sängers Vaterland?
Ist's dort im norr'schen Nebelland,
Wo Ossian im kühnen Flug
Allmächtig in die Saiten schlug?
O, nein! o, nein!
Sein Vaterland muß schöner sein!

Wo ist des Sängers Vaterland?
Ist's, wo Petrarka Laura fand,
Wo Dante's Stirne strahlend kam,
Und Tasso seinen Lorbeer nahm?
O, nein! o, nein!
Sein Vaterland muß schöner sein!

Wo ist des Sängers Vaterland?
Gewiß im alten deutschen Land,
Wo hehr in wundersamem Ton
Das Lied erklang vom Gottessohn?

O, nein! o, nein!
Sein Vaterland muß schöner sein!

Wo ist des Sängers Vaterland?
Wo ferner ihm ein festes Band?
Allüberall, wo Blumen blüh'n,
Allüberall, wo Herzen glüh'n!
Da muß es sein!
Da ziehe froh der Sänger ein!

Da, wo in ewig neuer Pracht
Die Schöpfung unter Rosen lacht,
Zum blauen Dom der Eichwald ragt,
Und Philomele liebend klagt.
Da muß es sein!
Da ziehe froh der Sänger ein!

Da ist sein theures Heimathland,
Wo frei das Lied die Freiheit fand,
Um ihren heil'gen Hochaltar
Sich reiht die todesmuth'ge Schaar.
Da muß es sein!
Da ziehe froh der Sänger ein!

Und wo ein holdes Mägdelein
Mit blauen Augen, fromm und fein,
Ihm lächelt ihren süßen Gruß,
Ihm weihet ihren ersten Kuß.
Da muß es sein!
Da ziehe froh der Sänger ein!

Dem Sänger Heil, der Dich einst fand,
Du großes, schönes Vaterland!
O, sei ihm hell, sei ihm süß,
Sei Du sein himmlisch Paradies!
Und wenn sein letztes Lied verhallt,
Gieb ihm ein Grab im grünen Wald!

Ernst v. Luckow.

Digitized by Google

Ueber das Ritterliche.

Das Ritterliche, oder das Wesen des Ritterthumes ist nicht, wie z. B. das Schöne, das Kühne und dergleichen ein einfacher Begriff, sondern es ist eine Verbindung mehrerer Begriffe, deren Zusammenstellung erst den des Ritterlichen schaffen muß. Einige dieser Begriffe liegen schon in den Zeiten, in welchen sich die Fabel von der Geschichte zu scheiden beginnt, während andere sich erst nach der Verbreitung des Christenthums gestalten konnten; aber auch diese würden nicht hinreichen, den Begriff des Ritterlichen vollständig zu machen, es gehörte die Epoche der Kreuzzüge dazu. In diesem und dem ihm unmittelbar folgenden Zeitraume allein ist im europäischen Völkerleben ein Wesen wahrnehmbar, welches einzig den Beisatz des Ritterlichen in der vollkommnen Geltung des Begriffes beanspruchen darf. Wer wollte leugnen, daß Etwas vom Ritterlichen im Thun jener Helden gewesen, welche zehn Jahr lang kämpften um das Brautbett einer schönen Frau? Aber wer würde die trojanischen Helden Ritter nennen? In dem eisernen, todesverachtenden Plänen eines Regulus, in der Devotion des Decius in der Samniterschlacht, in der Großartigkeit eines Opfers, wie Curtius es brachte, in allen liegt wiederum etwas Ritterliches, und doch auch nicht das Ganze. Auch der weiche, poetisch düftre Brutus, der schroffe, finstere Cassius, die Freiheitsschwärmer, beide haben etwas Ritterliches. Weiter herab stehen die christlichen Märtyrer ebenfalls nicht ohne alle Ritterlichkeit vor unsern Augen, aber eigentliche Ritter treten uns erst in der Umgebung Karls des Großen entgegen. Die fabelhaften Paladine, vor allen Roland, der Vielbesungene, sind gleich den Rittern der Tafelrunde und denen vom heiligen Genal die ersten Erscheinungen, welche, wiewohl noch etwas nebelhaft, in ihrem Leben und ihren gewaltigen Thaten den vollen Begriff des Ritterlichen darlegen. Wenn ich oben sagte, die Epoche der Kreuzzüge sei nothwendig zur Vollendung des Ritterthum's gewesen, so muß ich hier daran erinnern, daß die genannten Helden in ihren Kämpfen mit den Mauren und Saracenen in Spanien ein Vorspiel der spätern Kreuzzüge gaben; hierin liegt auch der Grund der schnellern und kräftigern Entfaltung des Ritterthums in Spanien, wo im steten Kampfe mit Mauren die Thaten der spanischen Ritter der ritterlichen Poesie Stoff boten zu dem reichen Sagencyklus des Don Ruy Diaz, genannt Cid und Campeador. Ohne den Amadissen und andern ritterlichen Helden zu nahe zu treten, wenden wir uns zu der eigentlichen Ritterzeit, der Zeit, während, oder bald nach den Kreuzzügen; die gefeierten Namen des Gottfried von Bouillon, des Tancred, Robert von Paris, Richard Löwenherz u. a. sind hinlänglich einem Jeden bekannt, und schwerlich möchte irgend ein Herz zu finden sein, das nicht hoch geschlagen bei der ersten Bekanntschaft mit den Heldenthaten dieser Männer. Wahrlich Tasso brauchte eben nur die Ritter seines Gedichtes so hinzustellen, wie sie waren; jeder Ritter jener Zeit ist ein verkörpertes Lied, ihre Persönlichkeiten, ihre Thaten und Reden verschlingen sich von selbst zu einem einzigen, großen, herrlichen Gedichte, in welchem jede Zeile den Stempel des vollkommen Ritterlichen tragen muß. Was fehlte den Helden vor der Verbreitung des Christenthums, daß wir sie nicht vollkommene Ritter nennen können? Sie waren kühn, aufopfernd, edel, gastfrei, gewiß lauter Eigenschaften, welche das Ritterliche in sich begreift, sie zogen umher, befreiten das Land von Ungeheuern, sei es in einer fabelhaften Thier-, sei es in wundersamlicher, oder gewöhnlicher Menschengestaltung; gewaltige Thaten, Heroenthaten, aber es sind immer keine ritterlichen Thaten. Es ist leicht zu errathen, daß ihnen das Christenthum fehlte, wir müssen also zu den eben erwähnten Begriffen des Heroischen den des Christlichen hinzufügen, um zu dem Ritterlichen zu gelangen. Aber die christlichen Ost- und Weströmerhelden sind auch keine Ritter, denn es fehlte ihnen das Germanische; und somit hätten wir einen neuen Ergänzungsbegriff gefunden, aber auch dieser vervollständigt den Begriff des Ritterlichen nur beinahe, denn den Helden germanischen Stammes, obwohl alle bisher aufgezählten Begriffe vereinigend, fehlt, sie mögen noch so hoch und herrlich daſtehen, immer noch Etwas, es fehlt ihnen das Orientalische, welches erst in den Kreuzzügen allgemein hervortrat. Der Begriff des Ritterlichen umschließt nach unserer Meinung die vier Begriffe: des Heroischen, des Christlichen, des Germanischen und des Orientalischen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Dandy.

(Fortsetzung.)

„Gut, mein Herr, aber was ich von ihr weiß, ist nicht viel; bloß, das vor etwa fünf Wochen die Postkutsche in unserm Dorfe hielt, und ein fremder Herr mit zwei Damen und einer Magd ausstieg. Die Magd war fast sterbenskrank und konnte ihre Reise nicht fortsetzen. Ich erbot mich, sie in mein Haus aufzunehmen und zu pflegen, und eine von den Damen sagte, sie wolle bei ihr bleiben, denn sie sehe, sie werde sterben und die alte Magd sei ihre Amme gewesen. So nahm ich sie beide in mein Haus."

„Und der fremde Herr?" fragte der Neffe.

„Er und die andere Dame mußten weiter reisen, und der Abschied war sehr traurig. Er bot mir Geld an, als ich aber den Zustand seiner Börse sah, der arme Teufel, da —"

„Sie sind ein braver Mann," sagte der junge Mann, indem er den Pachter bei der Hand ergriff; „ich bin überzeugt, mein Oheim —"

Digitized by Google

„Hat mir den doppelten Betrag meiner Auslagen für Madame Preston angeboten. Er hat sie gesehen, als er das letzte Mal auf dem Gute war."

„So? so? und lud sie ein, nach London zu kommen?"

„Ja; er versprach, sich ihrer anzunehmen."

„Wobei? Sucht sie eine Anstellung am Hofe? Aber wo ist sie denn, Pachter?"

„Ihr Oheim weiß es," sagte Herr Morris; „Sie sind zu jung, als daß man Ihnen die Geheimnisse einer schönen, jungen Frau anvertrauen könnte. Sir John ist ein ehrenwerther alter Herr."

„Und der junge Herr John ist ein ehrenwerther junger Herr und so scheu und ehrbar, daß die Damen, die ihn kennen, ihn nur Joseph nennen."

„Sie nennen Sie Joseph? Ist das wirklich wahr?"

„Ganz gewiß. Warum zweifeln Sie daran?"

Aber statt zu antworten hob der würdige Pächter seinen Stock in die Höhe und zog ihn drohend nach Norden zu durch die Luft, als gedächte er ihn Jemanden fühlen zu lassen. „Faßt mich nur wieder nach Hause kommen, ihr Plaudertaschen, ihr Jesabells," sagte er, „ich will es euch schon sagen! Ich will euch lehren, solche scandalöse Geschichten über unsern jungen Herrn nach Hause zu bringen. Ja, gewiß, ihr Dinger — lehren will ich es euch!"

„Wie, was ist's denn, Pachter?"

„Was es giebt! Soll man sich da nicht ärgern? Ramen nicht meine beiden Töchter nach ihrem ersten Besuche in London zurück und sagten ihrer Mutter und mir, unser junger Herr — Sie, Euer Gnaden — wären der wildeste Bursche in ganz England; vor Ihnen hätte man sich mehr in Acht zu nehmen, als vor einem fremden Buben Schuh han?"

„So? so?" fragte der junge Mann lächelnd; „Sie haben also Tochter?"

„Als hätte ich keine! Die Dinger sind, ohne sie zu rühmen, die schönsten Mädel in der ganzen Grafschaft — und auch gescheit, aber ich will es euch anstreichen, wartet nur."

„Nein, werther Herr, machen Sie sich meinetwegen keine Unannehmlichkeit. Ich werde es mir zum Vergnügen machen, bald selbst nach Brady zu kommen und mich selbst mit ihnen verständigen. Aber Madame Preston — Sie haben mir ja noch gar nicht gesagt, wo sie sich befindet."

„Ah, sie befindet sich nicht weit von hier — in einer Straße nebenbei — Frith Street, No. 9., zweites Stock — die Wirthin heißt Frau Williams."

„Ich danke, ich danke hundert Mal," rief der junge Mann aus." Sie können sich darauf verlassen, daß ich ihr alle mögliche Aufmerksamkeit erweisen werde. Aber lassen Sie sich nicht länger abhalten, Herr Mell und der Hausverwalter erwarten Sie in der Wirthschaftsstube."

„Der Himmel wird Sie für Ihre Güte gegen die freundlose Dame belohnen, geehrter Herr," sagte der Pächter, indem er sich verbeugte und der Weisung seines jungen Gutsherrn folgte. Dieser hingegen blieb in angenehme Träumereien versunken stehen, bis ihn ein Schlag auf die Schulter daraus aufweckte und er beim Umrehen seinen Oheim vor sich sah.

„Um des Himmels willen, Oheim," sagte er, „lassen Sie mir sogleich das Frühstück bringen. Diese frühen Besuche sind nicht nach meinem Geschmack."

„Du bist hungrig, John; hast Du denn gestern Abend nichts zu Dir genommen?"

„Nicht einen Bissen; denn ich hatte ein äußerst angelegenes Abentheuer. Sie haben doch von der italienischen Sängerin Carini gehört?"

„Ja, ich habe von ihr gehört," antwortete der Oheim trocken. „Was weiter?"

„Nun, sie hatte mich gestern Abend zu Tische geladen; ein Fasan stand auf dem Tische — der Draht war noch an der Champagnerflasche; die Carini warf mir holde Blicke zu, als es ratt! tatt! tatt! an der Thüre ging. Ein alter Stutzer — der selig ist, wenn er ihren Aufwand bezahlen kann — sie wollte mir seinen Namen nicht sagen — kam in's Zimmer. Ich hatte kaum Zeit, zu einer andern Thüre hinauszufliegen, und mußte mich mit dem namenlosen Genuß begnügen, zu wissen, daß der alte schreckliche Filz den Fasan verzehrte, nach welchem mich so sehr gelüstete, und den Champagner trank. War das nicht höchst ärgerlich?"

„Ich glaube es schon," sagte Sir John und bemühte sich, seinen Aerger zu verschlucken, „Du wirst den alten Kerl grimmig verflucht haben."

„Ach, nein, ich habe ihn bloß ausgelacht" antwortete der Neffe;" aber es verlohnt sich nicht der Mühe, von der Carini zu reden; denn ich habe einen Phönix gefunden, Oheim!"

„Das ist ein gefährlicher Vogel."

„Eine vollendete Schönheit — jung — zart gebaut — solche Augen!"

„Von welcher Farbe?" fragte der Oheim und sah selbstgefällig auf seine künstlichen Waden.

„Schwarz — hell, glänzend schwarz; ihre Lippen röther als Kirschen; ihre Wangen gleich Rosen, und ihr Athem liebliche Frühlingsluft."

„Was, Du bist verliebt, John!"

„Ja — bis über die Ohren, die Perücke und Alles! Ach, Oheim! und sie ist dabei so sittsam!"

„Geh, geh, laß solche Thorheiten. Ich kenne Deinen Geschmack besser. Sie mag Alles sein, was Du von ihr sagst, aber ihre Sittsamkeit, mein lieber Junge —"

„Ist gleich ihrer Schönheit."

„Wer ist sie denn?"

„Das weiß ich nicht. Sie ernährt sich jetzt vom Putzmachen, aber sie ist —"

„Wahrscheinlich eine verkleidete Herzogin. Ah, ich sehe nun — Du kaufst ihr natürlich viel ab."

Digitized by Google

„So allein kann ich ihr Geld zufließen lassen; denn bis jetzt hat sie keine Geschenke annehmen wollen."

„Vielleicht nähme sie dieselben von mir an," sagte der Oheim; „Burschen wie Du haben nicht so viel Erfahrung als Leute wie ich in den mittlern Jahren, in der Kraft des Alters. Wo wohnt sie? Ich will sie besuchen."

„Da nehmen Sie sich in Acht, Onkel — es liegt ein fürchterlicher Drache im Wege. Sie hat einen Bruder. Ich gehe ihm aus dem Wege."

„Oder er vielleicht Dir; Brüder sind zuweilen sehr gefällig."

„Nein, Onkel, da irren Sie sich. Er ist in Geschäften nach London gekommen und selten zu Hause."

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges Glück im Spiel.

Auch in dem Kneiphofe, erbaut auf der durch den Pregel gebildeten Insel Voigtswerder und bekanntlich einer der drei Haupttheile der Stadt Königsberg, befand sich ein sogenannter Gemeingarten, der, so wie der in der Altstadt, zum Versammlungs- und Vergnügungsorte der Mitglieder der Gewerke und Zünfte diente, und in dessen großem Saale, welchen man Remter nannte, „Schmeckbiere" getrunken, Berathungen gehalten und Hochzeiten und andere Festlichkeiten der Art feierlich begangen wurden. In diesem Gemeingarten hat sich folgender merkwürdige Fall, welchen man in dem im Jahre 1542 gestifteten „Gartenbuch" „Ad perpetuam rei memoriam" verzeichnete und durch die Unterschriften der Aelterleute des Gemeingartens beglaubigte, zugetragen. Bei dem sogenannten „Bären-Spiele," welches an einem Abend zwischen dem Schreinermeister Fuchs, dem Fleischhauermeister Pentzingk, dem Malermeister Hans und dem Bader Barthel Statt fand, sollte nämlich zwischen den beiden ersteren durch einen Wurf entschieden werden, welcher von ihnen die Zeche bezahle. Martin Fuchs ergreift die Würfel, läßt dieselben über die Platte der Tafel rollen, und achtzehn Augen liegen oben. Dadurch läßt sich aber der Fleischhauermeister Pentzingk nicht abschrecken, sondern ergreift muthig die Würfel, ruft: „Hui, neunzehn, in hunderttausend †††!" schleudert sie über die Steinplatte, und siehe, neunzehn Augen kommen zum Vorschein! Er warf nämlich gleichfalls achtzehn; allein einer der Würfel war gesprungen, und da die eine mit einer Eins bezeichnete Fläche sich losgelöst hatte, und das Auge nach oben kam: so war, wie es geschworen hatte, sein Spiel gewonnen.

F. W. F. von Rekowski.

Feuilleton.

Die Universität Halle trug 1745 bei der Behörde auf Entfernung der Schauspieler an. Die Sache entrüstete Friedrich d. Gr. Er antwortete der dortigen Behörde: „Da ist das geistliche Muckerpack schuld dran. Sie sollen spielen, und H. Francke, oder wie der Schurke heißt, soll dabei sein, um den Studenten wegen seiner närrischen Vorstellungen eine öffentliche Reparation zu thun, und mir soll der Attest von den Komödianten geschickt werden, daß er dagewesen ist." — Francke (nicht der Stifter des Waisenhauses, der schon 1727 starb) konnte es kaum dahin bringen, von der Befolgung des Befehls losgesprochen zu werden. Zwanzig Thaler Strafe mußte er doch in die Armenkasse geben.

Die Astronomen können in der Sternenwelt Alles, nur nicht Gott finden. Dies Pius VII. Worte, als ihm Lalande vorgestellt wurde.

Der Bischof Synesius zu Ptolemais im fünften Jahrhundert benung sich bei seiner Erhebung zur Bischofswürde aus, seine Frau behalten und nicht an eine Auferstehung des Leibes glauben zu dürfen.

Boileau über den siegreichen Ludwig XIV.: „Großer König, hör' auf zu siegen, oder ich höre auf zu schreiben."

Ludwig XIV. fragte den Geschichtschreiber Mézeral, warum er Ludwig XI. zum Tyrannen gemacht hätte. — „Sire, pourquoi l'etoit - il ?"

Zu Conti, einem venetianischen Patrizier, Mathematiker und Dichter, trat eines Morgens der Kutscher: „Die Pferde haben kein Futter und Niemand creditirt." — „„Der Paßtentbäcker creditirt noch. Kutscher, Er füttert von heute an die Pferde mit Rahmkuchen und spanischem Wind!""

Gedankenvolle und eifrige Gelehrte. Heinsius ließ bei Tische immer den Löffel aus der Hand sinken. Vossius mußte sogar von seiner Frau gefüttert werden. Scioppius hatte sich an ein griechisches Manuscript so fest gesetzt, daß er drei Tage und drei Nächte ohne Speise darüber forschte. Saumaise pflanzte auf dem Todtenbette von den Moden der alten Römer und forderte eine Schreibstafel, um darauf den Unterschied zwischen sagum und toga zu bemerken, der ihm erst jetzt ganz klar geworden wäre. Leibnitz studirte fast Monate lang auf einer Stelle. Der König von England nannte ihn ein lebendiges Lexicon. Luther nahm Melanchthon die Feder weg, als er bei der Ausarbeitung einer Streitschrift das Essen vergaß. „Man kann," sprach er, nicht alle Zeit mit der Arbeit, sondern muß auch mit Feiern und Ruhen Gott dienen." Doch vergaß er selbst diese goldne Regel. Bei der Auslegung des 22. Psalms blieb er drei Tage und drei Nächte an seinem Arbeitstische. Man sprengt endlich die Thüre und findet ihn im Zustande einer Art Geistesabwesenheit, und er kehrt zu dem äußern Leben aus dem innern, wie aus einem Traume, zurück. — Des Theologen Budoeus Weib bat ihn, auf die Katze Achtung zu geben. Als sie in das Zimmer zurückgekehrt war, sah er sinnend auf eine Stelle hin, und die Katze mauste den Braten.

Die Lyker in Kleinasien nannten sich nach den Müttern und führten deren Genealogieu.

Gt.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 90. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2 1/2 Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Die Schlacht bei Torgau im J. 1760.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

Von Pulverdampf umgraut,
Sitzt kühn auf der Kanone
Ein tapfrer General,
Dem tapfern Feind' zum Hohne.

Verwundet ist er schwer,
Keins lebt von seinen Rossen.
Die Feinde haben sie
Ihm unter'm Leib' erschossen.

Da läßt der General
Von seinen treuen Schaaren
Auf der Kanone sich
Durch Feindes Feuer fahren.

Den Degen in der Hand,
Ermuntert seine Leute,
Die schon ermattet sind,
Der General zum Streite.

Und immer heft'ger wird
Und blutiger der Reigen;
Doch endlich weicht der Feind, —
Und die Geschütze schweigen. —

Gewonnen ist die Schlacht,
Der General sagt: „Amen!"
Und fragt Ihr: „Wer es war?"
Er trägt des Autors Namen! —

Ueber das Ritterliche.

(Fortsetzung.)

Um das Ritterliche genau zu charakterisiren, ist es nothwendig, die einzelnen Bestandtheile desselben, welche wir soeben gewonnen haben, zu beleuchten. Das Heroische, der Heroismus, ist das Zusammentreten der höchsten physischen Kraft mit einer großen, aber einseitigen psychischen Stärke, welche das Ich gänzlich aufgebend, die gewaltigsten Anstrengungen zur Erlangung eines oft unerreichlichen Zieles macht. So tritt uns der Heroismus, gleichsam als Thierhüter an der Pforte einer jeden Volksgeschichte entgegen; Griechenland besonders wimmelt von heroischen Gestalten, welche mit einem Fuße noch in der Fabel stehen, während sie mit dem andern schon mächtig in die Geschichte hineinschreiten. Je klarer eine Geschichte wird, je mehr schwinden die Heroen; es giebt keine Ungeheuer mehr zu bekämpfen, und die dem Heroismus eigenthümliche geistige Einseitigkeit geht immer mehr verloren in der Vielseitigkeit der geistigen Beschauungen eines geordneteren Völkerlebens, die physische Kraft weicht langsam vor der aufblühenden Kunst und hüllt sich endlich gänzlich in das Fabelgewand. So das eigentlich Heroische; es kommen nun in der spätern Geschichte auch noch Thaten vor, welche man heroische genannt hat, doch hier gewinnt das Wort eine andere, weit beschränktere Bedeutung; man braucht es von der Herrschaft eines festen Wollens, von einer, alles Aeußerliche, Leibliche opfernden Hingebung an eine Idee, z. B. Vaterlandsliebe, Ruhm, Freiheit u. s. f., es ist der römische Heroismus der Decier, der Brutus.

Der Begriff des Christlichen, welchen wir als zweiten Vervollständigungsbegriff angenommen haben,

Digitized by Google

war nothwendig, um das Heroische auf das Höchste zu richten. Herrlich und wahrhaft heldenhaft steht der Patriotismus der Römer vor uns, und wer wollte seine Achtung einem Volke versagen, welches ein „Gedenket, daß ihr Römer seid!" zu den leuchtendsten Siegen führte; einem Volke, welches durch den Heroismus seines Charakters von einer sehr kleinen Stadt aus den Erdball unterjochte; dessen Sprache beständig nach Herrscherworten für die bewohnte Welt rang! Aber Vaterland ist noch nicht das Höchste für den Menschen; und das Christenthum erst mußte dem Heroismus das Höchste, einen Glauben, geben, welcher es werth war, zugleich Quelle und Ziel jener Thaten zu sein, welche mit Flammenzügen für die Ewigkeit aufgezeichnet sind. Mit diesem hohen christlichen Heroismus verschmolz sich nun, meistens durch die sogenannten Völkerwanderungen, als drittes Element, das Germanische. Der eigenthümliche Geist der germanischen Völkerschaften, die ihm innewohnende tiefe, reine Sinnigkeit mußte gleichsam den christlichen Heroismus, welcher rauh, nackt, schroff, stolz und düster auftrat, mit einem gefälligen Gewande umkleiden. Die Griechen und Römer hatten nur Weiber gehabt, ihnen nur als Männergebärerinnen eine Art von Ehre zugestanden, und wenn auch das Christenthum schon versucht hatte, das Weib zu erheben, so war es doch den germanischen Völkern vorbehalten, ihm seine rechte Stelle anzuweisen, und die Verschmelzung des Christlich-Heroischen mit dem Germanischen schuf die — Frauen. Die Völker dieses Stammes hatten von Anfang an eine Ahnung von dem „Hinanhebenden des Ewigweiblichen," um mit Göthe zu reden, daher die hohe Achtung, welche von allen uncultivirten Völkern allein die Germanen dem Weibe zollten. Das Sinnige, Tiefe und Innige im Ritterlichen ist das Germanische. Es fehlt uns nur allein das Orientalische, und wenn wir vorher sagten, das Germanische habe dem nackten, schroffen, christlichen Heroismus gleichsam ein Gewand umgelegt, so sagen wir, um im Bilde zu bleiben, das Orientalische hat das Gewand geschmückt. Die orientalische Weltanschicht, die ganze Natur mit Helden, Feen, oder auch Riesen und andern Ungeheuern belebend, mußte den christlich-heroischen Geist der germanischen Völker durchdringen, um das Ritterliche, das Ritterthum seine volle Blüthe entfalten zu lassen; das Phantastische, das Bunte, welches blumenhaft, möchte man sagen, die Ritter in ihrer Vollendung schmückt, ist ein Kind des orientalischen Elements und das Phantastische ward die Mutter der Abentheuer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Dandy.

(Fortsetzung.)

„Was meinst Du denn eigentlich?" sagte Sir John in einem ernsthaftern Tone; „diese Leute sind arm — wie Du sagst ehrbar. John, John, keine Schlechtigkeit. Putzmacherinnen und Carini's, das mag noch hingehen — aber eine sittsame Dame zu berücken!"

„Lieber, guter, theurer Oheim," sagte der Neffe, „seien Sie unbesorgt; das Mädchen, das ich meine, ist die Keuschheit selbst."

„Und wohnt —"

„Vier Treppen hoch in Wardour Street — 29. Eine erbärmliche Wohnung, aber für mich ein Ehrfurcht einflößender, heiliger Tempel, da eine Göttin sich herabläßt, darin zu wohnen."

„Vier Treppen hoch! das ist eine ungeheure Höhe, wenn man hinaufklettern soll, besonders wenn man etwas gichtbrüchig ist; aber Deinetwegen, John, will ich es versuchen und sie sehen. Ich möchte so gern eine Göttin mit einem Fingerhut am Finger sehen."

„Und nun, theurer Oheim," sagte der junge Mann halb scherzhaft, „muß ich Ihnen verkünden, daß meine Zuschüsse fast zu Ende sind und meine Kasse einer neuen Füllung bedarf."

„Du sollst bekommen, was Du brauchst, Jack," sagte der Oheim, „laß uns nun gehen —"

„Ich bitte um Entschuldigung, theurer Oheim," entgegnete der Neffe; „aber ich habe ungeheuer viel zu thun. Ich muß meinen neuen Araber im Parke zeigen — ich habe ihn nur gestern von Sir Hargrave Pollexfen gekauft; dann muß ich der Lady Pentweasle einen Besuch abstatten, um ihr meine Meinung über Sir Joschua's Portrait zu sagen; ferner ein paar Mal in Pallmall auf und ab reiten; dann mit Sir Peregrine Pickle und dem Grafen Fathom Racket spielen; dann zum Fechtmeister gehen; dann in die Taverne, um die Zeitungen zu lesen; dann nach Hause, um mich umzukleiden; auf meine Ehre, ich weiß nicht, wo ich die Zeit zu allem diesen hernehmen soll. Leben Sie wohl, Oheim!"

„Der Junge gleicht mir wie eine Erbse der andern," sagte dieser, als sein hoffnungsvoller Neffe das Zimmer verließ; „und doch hätte ich es nimmer geglaubt, die Carini würde mir einen solchen Streich spielen!" Meinetwegen, mag sie hinfahren. Ich kann doch nicht so viel für Fasanen bezahlen, welche Andere verspeisen. Adieu, Signora! Ich wollte nur, ich könnte meinem Neffen auch einen Streich spielen. Diese Dirne; in ihrem Tempel, in Wardour Street, im vierten Stock — hm! — wir wollen doch einmal sehen, Herr Jack, — wir wollen einmal sehen."

„Die gnädige Frau läßt sich bestens empfehlen —"

Sir John wandte sich bei dem Tone der Stimme um und erblickte das Kammermädchen seiner Schwester — dieselbe, über deren Reize er sich, zum höchsten Unwillen Peter Mell's, weitläufig verbreitet hatte.

„Josephine! auf meine Ehre, Du siehst heute recht hübsch aus, mein Kind; komm doch näher — immer näher. Ich habe Dir etwas zu sagen."

Digitized by Google

„Ich kann Sie recht wohl hören, wo ich stehe," entgegnete das Mädchen und warf den Kopf in die Höhe. „Viele Empfehlungen von —"

„Ach, laß doch Deine Empfehlungen, meine Liebste; solche Förmlichkeiten sind zwischen Dir und mir lächerlich. Wenn sie mir einen Kuß geschickt hätte, so hätte sie keinen hübschern Ueberbringer wählen können. Komm mein Kind — gieb ihn mir."

„Ich verstehe Sie nicht, mein Herr. Die gnädige Frau —"

„Ist eine gutmüthige alte Dame und weiß trefflich, die geeignete Person zu wählen, um ihre Wünsche zu überbringen — aber der Kuß —"

„Mein Herr —"

„Wie, Josephine, man sollte meinen, Du hättest Dein ganzes Leben auf einem Dorfe hingebracht!"

„Ich bin von Bath, mein Herr — aber die gnädige Frau möchte wissen —"

„Ob ich Dich liebe oder nicht? Sage ihr, ich liebe Dich, Josephine, und zum Beweis —" Während dieser Zeit hatte der ehrwürdige Lothario Josephinens Hand erobert — aber das Mädchen war unerbittlich. „Apropos, Josephine," fuhr er fort, „ich sehe Dich nicht gern bei solchem kalten Wetter ohne Mantel oder Shawl."

„Ach, ich brauche keinen, mein Herr. Die gnädige Frau —"

„Mag nach Jericho gehen — Ich gebe Dir einen Shawl, Kind; es ist der schönste, den ich finden konnte — roth, wie Deine Lippen, und sanft, wie Deine Hand — ich bringe Dir ihn sogleich — er wird Dir gewiß gefallen." Der Baronet trippelte aus dem Zimmer und gleich als hätte der Herr Neffe nur seine Entfernung abgelauert, so trat er in dem Augenblicke herein, als die Luft rein war.

„Josephine," sagte er, „ich habe Dich im ganzen Hause gesucht. Was machst Du denn hier?"

„Die gnädige Frau hat mich hieher geschickt, um —"

„Bah, horch nicht darauf, was Dir Deine Frau sagt. Ich gehe aus, Josephine, und komme den ganzen Tag nicht wieder."

„So — und auch der alte Herr? — So ein alter, böser Mann! -- Ich habe nie so etwas gehört."

„Es ist schrecklich, Josephine, — Du mußt Dich vor solchen gefährlichen Leuten in Acht nehmen — er hat Dich beleidigt, Josephine, nicht wahr? — er ergriff Dich bei der Hand, nicht?"

„Ja, fast wie Sie es machen —"

„Und sagte, sie wäre weiß und niedlich; und zog Dich an sich und legte die Hand so auf Deine Schulter und neigte Deine Wange nach sich zu, gerade so wie ich's mache — der böse Mann! — und küßte sie, Josephine, gerade so —"

„Heda! John!" schrie der alte Herr, der in diesem Augenblicke mit einem prächtigen Shawl in den Händen die Thür öffnete. „Was der Guckuck machst Du denn hier, Neffe? — Du hast das junge Mädchen aus dem Zimmer gescheucht. Ich dachte, Du wärst in den Park geritten."

Der Neffe hatte indessen die Gelegenheit wahrgenommen und sich eine Manschette zerrissen. „Was ich da will? Oheim," sagte er, „ich habe mir unglücklicher Weise meine Manschetten zerrissen und bat eben Josephinen, sie wieder zu machen."

„Sie wieder zu machen?" erwiderte Sir John und nahm die Manschette. „Denkt denn der Junge, ein Kuß ist eine Nähnadel? Das ist zu toll, auf Ehre, Jack. Hast Du je gesehen, daß ich mir so etwas zu Schulden habe kommen lassen? Antworte einmal, hörst Du?"

„Ich bitte um Verzeihung, recht sehr um Verzeihung," sagte der Neffe. „Ich war zu tadeln und will es nicht wieder thun. Nun aber, lieber Oheim, da wir wieder Freunde sind, lassen Sie mich den Shawl zu meiner Tante tragen. Sie wollten ihn durch Josephinen übersenden."

„Ja, das wollte ich, — aber —"

„Ach, keine Aber deßhalb," erwiederte der junge Mann, „meine Tante wird über den Shawl höchst erfreut sein. Es ist so gütig von Ihnen, liebster Onkel, an das Wohlbefinden der alten Dame zu denken. Geben Sie ihn nur her; ich überbringe ihn in einem Augenblicke."

Der Baronet stand ohne den Shawl da und hielt die zerrissene Manschette in der Hand. „Das ist ein hübscher Bursche!" sagte er. „Er raubt mir einen Shawl und giebt ihn seiner Tante; er küßt Josephinen und läßt mir ein zerrissenes Stück Musselin zurück. Ein ungehorsamer Bube; aber seinem Oheim so ähnlich, als wenn es Zwillinge gewesen wären."

(Fortsetzung folgt.)

Wie man wider Erwarten zu Ehren gelangen kann.

Als im Jahre 1656 die in Preußen eingebrochenen Tartaren die im südlichen Theile dieses Herzogthums gelegene kleine, aber mit einem damals noch sehr festen, auf hohem Berge thronenden Schlosse versehene Stadt Neidenburg umzingelten und, um dieselbe in ihre Gewalt zu bringen, zu beschießen begannen: da trug es sich zu, daß ein Bürger Neidenburgs, Nowak mit Namen, ungeachtet der großen Bestürzung, welche alle Einwohner ergriffen hatte, eine auf dem Schlosse befindliche Kanone oder sogenannte Donnerbüchse auf gutes Glück losbrannte. In Folge dieses Schusses kommen plötzlich die Feinde draußen in eine außerordentliche Bewegung; Nowak gewahrt dies, und da er nicht zweifelt, durch sein eigenmächtiges, vor-

Digitized by Google

eiliges Verfahren die Belagerer noch mehr gereizt und mithin die über Neidenburg schwebende Gefahr ansehnlich vergrößert zu haben: so ergreift ihn ein panischer Schrecken, und er flieht, um sich nicht nur vor der Rache der Tartaren, sondern auch vor der seiner Mitbürger, die bereits mit Klagegeschrei den voreiligen Schützen zu ermitteln bemüht sind, wo möglich in Sicherheit zu bringen. In seiner Herzensangst weiß er sich nicht anders zu helfen, als daß er sich in einem mächtigen Düngerhaufen verbirgt, wo er drei Tage und drei Nächte hindurch, ohne Speise und Trank, kämpfend mit seiner Furcht vor Strafe und Tod, standhaft ausharrte. Da gewahrte er endlich, daß eine beträchtliche Anzahl von Menschen, — den Magistrat der Stadt an der Spitze, — seinem wahrhaft unbehaglichen Schlupfwinkel sich nähert; es war auf ihn, den Unglücklichen, abgesehen, das unterlag keinem Zweifel. Man findet ihn, er wird hervorgezogen, vor den Bürgermeister und die Rathmannen gestellt, und er erwartet, resignirend, den Ausspruch seines Todesurtheils. Allein wie erstaunt er, als jubelnd alle Anwesenden ihn begrüßen, und der Bürgermeister ihn den Retter der Vaterstadt nennt, der auf Dank und Belohnung von Seiten dieser einen wahrhaft begründeten Anspruch habe. Und, in der That, das war auch der Fall. Die Kugel, welche Nowak blindlings in das Lager der Tartaren entsendet hatte, war dort auf einen großen, im Felde liegenden Stein geschlagen *), auf welchen man eben für den Anführer und die anderen Hauptleute der Horde ein Mahl aufgetragen hatte. Das Mahl war zerstört und noch anderweitig größerer Schaden angerichtet worden; die Tartaren hatten dies Ereigniß für ein böses Omen angesehen, von Stund' an die Belagerung Neidenburgs aufgegeben und waren nach der Gegend von Soldau, ihren Weg durch die furchtbarsten Grausamkeiten bezeichnend, von dannen gezogen. Neidenburg war also vor augenscheinlicher Vernichtung bewahrt, und der aus seinem elenden Schlupfwinkel Hervorgezogene der Erretter der Vaterstadt. Nowak gelangte nun zu großen Ehren, ward gerühmt und gepriesen weit und breit und erhielt zum Lohne eine völlige Abgabenfreiheit auf Lebenszeit und als Dotation von der Commun ein Stück Landes, welches noch heut' zu Tage „Nowaksacker" genannt wird.

F. W. F. von Rekowski.

*) Dieser geschichtlich merkwürdig gewordene Stein liegt in südöstlicher Richtung von dem Schlosse, ist von diesem 2050 Schritt entfernt und hat, ungachtet von demselben bereits mehre Mudsteine und flache Deckſteine zu Bauten abgesprengt sind, noch immer eine Länge von 28', eine Breite von 12', eine Höhe von 5½' und einen Umfang von 57'.

Feuilleton.

Wo der Mensch Weg haben will, müssen Stein- und Erzmassen weichen. Der Berg Athos wurde auf Xerxes Befehl vom festen Lande getrennt, weil seine Umschiffung gefährlich war. Um ihr Gebiet zur Insel zu machen, versuchten die Kaiser, ihren Isthmus durchzubrechen. Der Pausilippo in Neapel ist durchgehauen. Ueber die Alpen haben die Franzosen vier große Straßen gebahnt. Man denke auch an die Projecte in Bezug auf die Landenge von Suez und Panama, der bereits zu Stande gebrachten Kanäle und Eisenbahnstrecken zu geschweigen.

Kaiser Theodosius gab 393 das Gesetz: „Wer sich unterfängt, uns zu lästern, findet Verachtung, wenn es aus Leichtsinn geschieht; Mitleid, wenn aus blinder Thorheit; Verzeihung, wenn aus Bosheit.

Als der flüchtige Philosoph Anaxagoras seine Verurtheilung zum Tode erfuhr, sprach er: „Die Natur hat längst schon gegen mich und meine Richter dieses Urtheil gefällt."

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, (wie man einst von Spanien rühmte), sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt. (Lichtenberg.)

Von den Schulmeistern verlangt man Eselsarbeit und giebt ihnen dafür Zeisigsfutter.
(Regentenspiegel von Schurpius.)

Scherz, von Ernst bewacht
In bescheid'nen Grenzen,
Ist das schöne Glänzen
Einer Sommernacht. (Tiedge.)

Männer zu bestricken,
Ist ein leichtes Spiel;
Einen zu beglücken,
Ist das größte Ziel. (Derselbe.)

Ergötzen ist der Musen erste Pflicht;
Doch spielend geben sie den besten Unterricht.
(Wieland.)

Freud' und Liebe, wo ihr fehlt,
Fühl' ich eine Lücke.
An des Lebens Horizont
Seid ihr Sonnenblicke. (Langbein.)

Das ächte Neue keimt nur aus dem Alten,
Vergangenheit muß unsre Zukunft gründen.
(A. W. Schlegel.)

Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
(v. Schiller.)

[Auf den Astronomen Kepler.]
So hoch war noch kein Sterblicher geflogen,
Als Kepler stieg, und starb in Hungersnoth.
Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.
(Kästner.)

Als ein wohlbeleibter Geistlicher sein funfzigjähriges Jubiläum feierte, lautete Kästner's Glückwunsch:

Leucht' uns noch lang', Du theurer Kirchenlicht!
An Talge fehlt Dir's wahrlich nicht. Gt.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 91. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 gGr. (2 1/2 Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Herbſtlied.

Wann der Weſte linkes Koſen
Nicht mehr zu uns dringt,
Nichts mehr von der Flur der Roſen
Blüthenduft bringt, —
Wenn der Nord, wie Schickſalswalten,
Mitleidlos und wild,
Mit des Lenzes Huldgeſtalten
Wie mit unſerm Hoffen feielt: —

Ach' dann fällt ein banges Sehnen
Nach des Lenzes Luſt
Uns den Blick mit Wehmuthsthränen
Und mit Schmerz die Bruſt.
Und in ſinnenden Gedanken
Treten wir dahin,
Wo die Schimmer die entſanken,
Holde Blumenkönigin!

Aber laß vom Roſenkranze
Leer die Dornen ſteh'n,
Laß ſich wild im Geiſtertanze
Falbe Blätter dreh'n,
Laß Vernichtung trüb' und trüber
Zieh'n durch's Leben hin, —
Spuntos geht ſie ja vorüber
An des Lebens tiefſtem Sinn'

Und des Haines öde Räume
Wird der Lenz erneu'n,
Phantaſie'n und Lebensträume
In die Dunkel ſtreu'n;
Und in abgeſtorb'nen Reifern
Schläft ein künft'ger Mai, —
Ungeſtört, ob kalt und eiſern
Auch des Nordes Athem ſei.

Ed. Bary.

Ueber das Ritterliche.

(Fortſetzung.)

Das Ritterliche oder den Rittergeiſt nennen wir alſo jenen begeiſterten Heroismus, der gleichzeitig auf einer ſchwärmeriſchen Liebe zur Religion, zu den Frauen und zu Abenteuern beruht. Die Religion iſt der erſte und vornehmſte Gegenſtand der Liebe jenes Heroismus. Die alte Welt, die ihr Alles in der gemeinen, oft gemeinſten Wirklichkeit und Gegenwart geſucht, verſank unter den mächtigen Tritten des vorwärts wandelnden Chriſtenthums; eine Neue erſteht unter ſeiner, des Chriſtenthum's, pflegender Hand; die neue Welt ſucht ihr Alles in der Zukunft und im Idealen. Der Himmel war offen, und ein begeiſtertes Ringen nach dem Unſichtbaren begann; feſter Glaube und Ehrfurcht gegen die Kirche charakteriſiren die neue Zeit, darum ſind ſie Grundzüge des Ritterthum's, jener Erſcheinung, die man mit vollem Recht die ſchönſte Blüthe jener Jahrhunderte genannt hat. Alle Ritterkämpfe bis zu den Kreuzzügen ſind unbedeutende Vorübungen, bis der Ruf des Kreuzes erſcholl, mahnend zum großen Kampfe, zur Eroberung des heiligen Landes. Das heilige Land iſt die Wahlſtatt, auf der ſich die ſchwärmeriſche Liebe des begeiſterten Heroismus in einer Reihe der glanzvollſten Erſcheinungen bethätigte; die Eroberung jener Stätten, wo der Herr geboren ward, lebte und litt, ward ein würdiges Ziel für jenes urkräftige Ringen nach dem Idealen. Mag die Afterweisheit der Jetztwelt es eine fromme Thorheit, ja eine Verrücktheit ſchelten, immerhin — Wo hat ſie eine Idee, die ſolche Thaten hervorruft? wo hat ſie Männer, die ſo Alles an eine Idee ſetzen? Burgen und Städte, Throne und Reiche ſogar verlaſſen die Beſten aller Völker, um

Digitized by Google

in Kampf und Mühseligkeit, in Leiden und bittrer Gefangenschaft die Tugenden des Glaubens, des Gehorsams und der Selbstbeherrschung zu üben. Wie klein stehen die, nun fast drei Jahrtausende gepriesenen homerischen Helden neben denen der Kreuzzüge? Beute, Ruhm, wenn es hoch kommt, die schöne Frau, rufen jene zum Kampf, diese eine Idee. Diese hohe, reine Begeisterung für eine Idee, die Glaubenstreue, die Ehrfurcht gegen die Kirche, blieb der vornehmste, eigenthümliche Grundzug des Rittergeistes, so lange die Kirche ihrer heiligen Bestimmung nicht vergaß; in dem Augenblick dieses Vergessens ließen auch die Ritter von ihrer Pflicht, und ein Hauptcharakterzug des Ritterthumes war vollständig verwischt.

Wir sagten ferner, der Rittergeist beruhe auf einer schwärmerischen Liebe zu den Frauen. Die Rücksichtslosigkeit, die den Helden und Siegern in den vorchristlichen Zeiten das Weib nur als Gegenstand der Lust betrachten ließ, war schon bei Erscheinung des Christenthums untergegangen, aber erst aus der Verbindung des Christlichen mit dem Germanischen ging die Minne hervor. Die Minne, eine so räthselhaft hohe und reine Liebe, daß ihr Wesen jetzt nur Wenige ahnen, Keiner fühlen und darum Niemand erklären kann. Nur was die Minne nicht war, vermag man zu sagen; daraus möge ein Jeder sich selbst einen mehr oder minder wahren Begriff derselben construiren. Die Ritter waren die Freien in allen germanischen Staaten und darum die Herrschenden; ihnen gebührte daher Reichthum, Pracht, heiterer Lebensgenuß, in ihrem Besitz ist Alles, was die Erde zu gewähren vermag, aber das Höchste, die herrlichste Blüthe jener Erdenlust ist die Minne. Die Minne ist nicht die sinnliche Liebe des heitern Alterthums; Treue auf der einen, zartes Wohlwollen auf der andern Seite; Gott und seiner Dame empfiehlt sich der Ritter, und kühn strebt er durch Nacht und Kampf zu den leuchtendsten Großthaten; dies sind einzelne Züge, in denen uns die Minne entgegentritt. Ebenso wie aus dem ersten Charakterzug des Rittergeistes, der schwärmerischen Liebe zur Religion, die erste Ritterpflicht, die Kirche zu schützen, hervorging, so geht aus dem zweiten Grundzuge, aus der schwärmerischen Liebe zu den Frauen, die zweite Ritterpflicht: die Frauen, überhaupt die Wehrlosen, zu schützen, hervor. Sittlich und züchtig bebte der Ritter vor jedem unreinen Beginnen zurück, und jede Frau der Ritterzeit konnte mit voller Zuversicht sich in die Arme jedes Ritters werfen; daher jene Höflichkeit, welche selbst den blutigsten und zornigsten Kampf der Ritter von dem Streite der Heroen des Alterthums unterscheidet, welchen Zug im Ritterlichen man gewöhnlich Galanterie zu nennen pflegt.— Die schwärmerische Liebe zu den Abenteuern endlich, welche ebenfalls den begeisterten Heroismus hervorrief, ist in ihrer phantastischen Gestaltung allerdings ein Ergebniß der Einwirkung der Kreuzzüge auf die schon vorhandenen Elemente des Ritterlichen, aber Abenteuer liebt an sich schon jeder Held, jeder Mächtige. Das phantastisch Bunte, das Mannichfaltige im Ritterabenteuer sticht gegen das Einförmige des antiken Abenteuers eben so ab, wie überhaupt die Einfachheit des Alterthums gegen die Mannichfaltigkeit der Ritterzeit. Poesie, bildende Kunst, Leben, alle lassen diesen Gegensatz deutlich hervortreten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Dandy.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

In einem ziemlich ärmlich ausmöblirten Zimmer — demselben, welches der eifrige Pächter Morris seinem jungen Gutsherrn so zuvorkommend beschrieben hatte, — saß eine junge Dame, augenscheinlich in tiefer Niedergeschlagenheit; denn sie hatte die Augen fest auf den Boden geheftet, und aus ihrem wogenden Busen rang sich von Zeit zu Zeit ein unwillkürlicher Seufzer. Sie schien nicht älter als zwanzig Jahre zu sein und war, trotz ihres Anzugs von fast groben Stoffen und ihres Gramis, äußerst schön. Neben ihr saß eine kleine Frau mit muntern Augen und von geschäftigem Ansehen, welche es für Pflicht zu halten schien, die Dame zu unterhalten, und sie daher mit einem endlosen Strome von Gewäsch überfluthete; aber wie es den Leuten geht, welche ihrer Schwatzhaftigkeit kein Ziel setzen, so machte sie sich nur lästig und lächerlich, statt den Zweck zu erreichen, den sie erstrebte.

„Ach ja, Madame, ich erinnere mich so gut daran, als wär' es erst gestern geschehen. Sally, sagte er, laß nie den Muth sinken — das hilft zu nichts, ich habe so viele Drangsale im Leben ausgestanden und weiß wie Einer, wie man sie am besten erträgt. Zuerst ist die Geduld das Beste; denn als mein armer, theurer Gatte noch lebte, brauchte ich alle Geduld, die ich zusammenbringen konnte, so sehr, daß ich noch einen Vorrath davon habe. Ich dachte, ich müßte an allen den Leiden sterben, die ich durchgemacht habe. Ich habe zwar nie Kinder gehabt, aber ich habe Zahnweh und Rheumatismus gehabt und einmal den Arm gebrochen. Ach, ich habe solche Leiden auszustehen gehabt; aber sehen Sie einmal, wie gut ich sie ertrage! 's ist ein Gemälde auf meines Mannes Grabstein — es war ein Bildhauer, Madame, — ob ich aber die alleinstehende Dame bin, die so traurig vor sich hinsieht, oder der kleine Engel, der in eine Trompete stößt, das weiß ich wirklich nicht genau."

„Sagten Sie nicht, Pächter Morris würde bald wiederkommen?" fragte die Dame, welche die äußerst wünschenswerthe Eigenschaft besaß, ihre Auf-

Digitized by Google

merkſamkeit von dem ewigen Gewäſch ihrer Tröſterin abzulenken.

„Pachter Morris? Nein;“ erwiederte die Wirthin etwas aufgebracht. „Ich habe Pachter Morris mit keinem Worte erwähnt. Ich ſprach von meinem lieben armen Manne, Meiſter Williams — der beſte Mann, den v ottes Sonne je beſchienen hat, wenn er nüchtern war und nicht zornig und ihm Alles nach ging und ihm nichts in die Quere kam; als er aber krank wurde — ach, Gott! hätte ich die Medicin nicht gleich fertig gehabt, oder die Umſchläge, oder die Tränke — denn oft überfielen ihn die Schmerzen plötzlich, der arme Mann — da war es faſt nicht zum Aushalten. — Ach mein Gott! — Sie können ſich gar nicht denken, wie ſchrecklich die Ruhe ein paar Jahre nach ſeinem Tode war.“

„Er iſt ſeit länger als drei Stunden fort,“ ſagte die Dame.

„Es iſt länger als zehn Jahre, Gott hab' ihn ſelig,“ antwortete die Wirthin. „Ach, es war gerade um dieſe Jahreszeit, ich hatte einen kochend rothen Umſchlag für ihn fertig, denn ich dachte erſt, es wäre die Kolik; aber ehe ich Zeit hatte, ihn aufzulegen —“

„Er verſprach mir, den Kapitain Wallace aufzuſuchen,“ fiel die unaufmerkſame Dame ein. „Meinen Sie, daß er ihn finden wird?“

„Sie haben ihm doch ſeine Adreſſe gegeben? Dabei fällt mir eine junge Dame bei, welche —“

„Ich weiß nur, daß er in London lebt. Er ſollte mir ſeine Adreſſe nach Brady ſchicken, ich habe ſie aber nie erhalten.“

„Ja, dann iſt es rein unmöglich. Wie ſollte ihn denn Pachter Morris ausfindig machen? Soll er jeden Kapitain, den er ſieht, anhalten und ihn fragen, ob er Kapitain Wallace iſt? Dabei fällt mir eine junge Dame ein, welche in Oxford Street umherging, blos um ihren Vetter zu erwarten, welcher ſie an der Ecke von Barners Street treffen wollte. Sie hatte kaum eine Minute gewartet, als ſie fühlte, wie eine Hand die ihrige ſanft ergriff, und als ſie ſich umſah — ich muß Ihnen nämlich ſagen, daß ſie ſehr hübſch und ſehr ſcheu war — wen ſollte ſie da ihre Hand drücken und ſo ſchmachtend ſie anblicken ſehen, als einen jungen Mann, den ſie nie zuvor geſehen hatte in — hah! — Wer ſind Sie, Herr! — Was ſoll das heißen, auf ſolche Art in ehrbarer Leute Häuſer zu kommen und ihre Hände zu erfaſſen?“

Der Schrei und dieſe eiligen Fragen entführten der aufgeregten Dame beim Eintritt unſers jugendlichen Freundes John Blinkinſop, welcher natürlich die Rolle ſpielte, die er hatte beſchreiben hören.

„Wie heißen Sie, mein Herr?“ fuhr Frau Williams fort. „Iſt dies Ihr Kapitain Wallace, Madame? — Dann iſt es ein ſehr freier Herr, ohne alle Umſtände.“

„Leider habe ich das Glück nicht, Jemand zu ſein, an welchem dieſe Dame Intereſſe nimmt,“ erwiederte der junge Herr John. „Ich ſoll eine Madame Preston aufſuchen und darf ich der Beſchreibung trauen, ſo habe ich ſie hier gefunden.“

„Mich aufzuſuchen?“ fragte die Dame erſtaunt.

„Madame Preston empfängt hier keine Beſuche;“ rief Frau Williams mit dem Tone tugendhafter Entrüſtung, als wenn ihre Wohnung der Garten der Heſperiden und ſie einer der Drachen davor geweſen wäre.

„Sie wird den Beſuch Sir John Blinkinſops nicht abſchlagen,“ warf der junge Mann ein.

„Ja, wenn der hieher kommt,“ ſagte die Wirthin, „kann iſt es etwas anders.“

„Er wird ſogleich erſcheinen,“ entgegnete der junge Herr.

„Wirklich? — Dann muß ich ihm entgegengehen — der würdige Herr ſteigt die Treppen nicht mehr ſo ſchnell wie früher. Und damit tummelte ſich Frau Williams aus dem Zimmer und eilte an die Hausthüre.

Der junge John Blinkinſop ſah die ſchöne Dame vor ſich mit unverkennbarer Bewunderung an und war ſo über die Würde ihres Benehmens und die gänzliche Gleichgültigkeit erſtaunt, welche ſie bei der Erwähnung des Namens ſeines Oheims an den Tag legte, daß er kaum Zeit gehabt hatte, an ſie einige von den hochtrabenden ſchönen Redensarten zu richten, welche damals in dem Munde junger Stutzer üblich waren, als die Wirthin, welche indeſſen die Liſt, womit er ſie hatte fern halten wollen, gemerkt hatte, höchſt aufgebracht über die Vermeſſenheit zurückkam, mit welcher er in ihre Wohnung eingedrungen war.

„Wo könnte denn Sir John hingegangen ſein? Ich bin bis an die Hausthüre gegangen — aber keine Katze war zu ſehen, geſchweige ein edler Baronet wie Sir John. Glauben Sie etwa,“ junger Mann, Sie können mich in meinem eigenen Hauſe zum Narren haben?“

„Meine gute Frau —“

„Gute Frau! — Nichts mit Ihrer guten Frau! — ſo wenig eine gute Frau als die Mutter, welche Sie geboren hat. Mein Vater war ein Edelmann aus Wales, ſtammte von Königen ab und hatte ein Engros-Geſchäft in London — ſchöne gute Frau!“

„Ich verſichere Ihnen, Madame, es iſt mir nicht in den Sinn gekommen, Sie beleidigen zu wollen,“ ſagte der junge Mann.

„Nun, wo iſt denn Sir John Blinkinſop?“ fragte die Wirthin, noch erzürnt, wenn auch durch den veränderten Ton des Eindringlings etwas mildet geſtimmt.

„Sagte ich Sir John Blinkinſop? Da bitte ich um Verzeihung, ich wollte John Blinkinſop ſagen, und der bin ich ſelbſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Merkwürdige Wirkung eines Blitzstrahls.

Zu den Vorstädten oder sogenannten Freiheiten der Altstadt Königsberg, welche aber wie die des Schlosses, des Kneiphofs und des Löbenicht sämmtlich innerhalb der Umwallung liegen und unserer Haupt- und Residenzstadt eine so außerordentlich große Ausdehnung geben, daß dieselbe, wenn die bereits begonnene Befestigung vollendet, sonder Zweifel eine der größten Festungen sein wird, — gehört außer dem Steindamm, der Laak, der Lastadie und der Lindenstraße mit der Lomse und dem Weidendamme auch der Neue-Roßgarten. Die in diesem Stadttheile befindliche, von 1644—47 erbaute Kirche, die „Neu-Roßgärtische" genannt, zeichnet sich durch ihren zierlichen, 266½' hohen Thurm, den höchsten in Königsberg, aus, auf welchem man, da derselbe über das Frische-Haff und die Nehrung in der See gesehen werden kann, ehemals eine Leuchte zu Nutz und Frommen der Schiffer hat anbringen wollen. In Bezug auf diesen Thurm wird nun folgender merkwürdige Fall erzählt. Im Jahre 1695 am 9. Mai, als die Altstädter eben nach der Scheibe schossen, zog um 4 Uhr Nachmittags ein schweres Ungewitter heran, und der erste Strahl, von welchem es sich über Königsberg entladete, traf den zwar bereits aufgeführten, jedoch noch nicht mit Kupfer gedeckten Thurm der Neu-Roßgärtischen Kirche und fuhr von oben bis zum Grunde desselben herab. Dieser Strahl setzte den Thurm keineswegs in Flammen; nein, sondern schmelzte nur die Spitzen der eisernen Bänder an den obersten Fensterladen nach Norden hin, und zwar dergestalt, daß dieselben zu Tropfen wurden, welche man noch an diesen Bändern sehen kann. Tiefer unten traf er auf ein in einer Ecke stehendes Winkeleisen der Zimmerleute, schmelzte auch hier die eine Spitze desselben zu Tropfen und brachte die gewiß merkwürdige Wirkung hervor, daß diese Tropfen wieder auf das Winkeleisen fielen und mit demselben sich unauflöslich verbanden. Im Uebrigen war weder in, noch an dem Thurme, welcher späterhin noch öfter glücklich der Gefahr entging, durch Feuer vom Himmel vernichtet zu werden, nicht die geringste Spur dieses merkwürdigen Blitzstrahles sichtbar.

F. W. F. von Rekowski.

Feuilleton.

Aus Wien wird gemeldet: Die Hofcanzlei hat den Provinzial-Regierungen zu erkennen gegeben, wie häufig die Bemerkung gemacht werde, daß die Verhandlungen wegen Adelsverleihungen, die doch wegen ihrer Folgen so wichtig, von denselben nicht mit der erforderlichen Genauigkeit und Strenge gewürdigt werden. Es wurde daher die bereits im J. 1792 erlassene Vorschrift in Erinnerung gebracht, daß nur für Solche auf Verleihung des Adelstandes angetragen werden soll, die sich durch lange Dienstjahre, oder um den Staat und das allgemeine Beste verdient gemacht haben. Die Beistimmung zu dieser Verfügung ist um so allgemeiner, da bisher allerdings die Sucht nach Erhebung in den Adelsstand bei und auf eine Art überhand genommen hatte, die dem Adelsinstitute selbst und seiner Geltung nicht zum Vortheile gereichte, besonders deswegen, weil es sehr oft den Kindern so vieler Neugeadelten an dem Besitze und häufig sogar an dem nöthigen standesmäßigen Einkommen fehlte.

[Hofmeister-Gehalt 1614.] „Schließlich," schreibt unter Anderm Ritter Oswald von ** an seinen Oheim und Gevatter, „schließlich kann auch dem Herrn Gevatter und Bruder unverhalten nit seyn lassen, daß ich endlich einen rechten tüchtigen Präceptor für seine Kinder gefunden. Er versteht Hebräisch und Griechisch, das Latein geht ihm vom Maule, wie warm Brod, ja möchte wohl sagen, daß er alles wisse, was ein Mensch nur verstehen kann. Dabei ist er schon 40 Jahr alt und ein guter frommer Mensch. Der Herr Gevatter wird daher wohl thun, wenn er's auf ein Stücke Geld mit ansieht, massen er unter 15 Thlr. des Jahrs nit dienen will."

Ap.

Ernst der Fromme, Herzog von Gotha, ging oft auf's Land, um die Prediger zu belauschen. Einem, der sich seines fleißigen Bibellesens wegen rühmte, legte er einen Dukaten in die Bibel. Nach Jahresfrist fand ihn der Fürst noch an derselben Stelle und gab dem Heuchler eine derbe Lection.

Aus Bellarmin's Namen, dessen Schriften unvidierglich sein sollten, zog man die Worte: **bella arma minae**, Krieg, Waffen, Drohungen; man hielt sie also für ein geistiges Zeughaus nicht blos, sondern auch für einen Feldzug; doch vom Siege steht Nichts da.

Schah Abbas, im Anfange des 17. Jahrhunderts, verlangte, die Juden sollten einen Termin oder Erscheinung des Messias setzen. Wenn er dann nicht käme, sollten sie Muhamedaner werden, oder Leben und Güter verlieren. Sie bestimmten eine Frist von 70 Jahren. — Auf diese Weise möchte wohl Jeder seine Termine, wozu er gezwungen wird, setzen können.

Alexanders des Großen Mutter träumte, daß sie von einem Feuerbrande entbunden würde. — Des Ehrelgen Hannibal Mutter sah während ihrer Schwangerschaft einen Strohhalm, der sich in einen Kirchenpfeiler verwandelte.

Der rostocker Professer Habichhorst, gest. 1704, schrieb ein Buch des Titels: Dreißigiger Stürmer des verführerischen, Jesu widrigen, zweifelsüchtigen Mauerbrechers lutherischen Irrgeistes. — Raynaud betitelte eine Schrift von sich: **Calvinismus religio bestiarum.** Eine gleiche Gehässigkeit gab 1740 einem Bertram den Titel ein: Die philosophische Bestialität, oder daß der Rationalismus thierisch sei.

Der alte Gesetzgeber Zaleukus verordnete, daß, wer ein Gesetz vorschläge, es nur mit dem Stricke um den Hals thun sollte, um, wenn es mißfiele, ihn sogleich erdrosseln zu können.

Die regierende Fürstin Sophie Charlotte von Isenburg, gest. 1781 im 38. Lebensjahre, traf bei einem Spaziergange eine arme Frau, deren Kind sich nicht beschwichtigen ließ. Die Fürstin legte das arme Kind an ihre eigne Brust.

G.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 92. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

An die Hellenen.

Sprich, was begehrst Du, Volk der Entartung, noch?
Europa gab Dir Leben und Vaterland,
Weil um das Kreuz kühn Du gerungen,
Das sie bekennen mit Dir gemeinsam;

Viel Glanz und Ruhm aus Deinen Ruinen sprach,
Wie Geisterruf aus einem versunk'nen Schloß;
Weil Deinem Urahn einst die Sonne
Ueber dem Helikon strahlend aufging.

D'rum zollt' Europa, da Du das Perserschwert
Von neuem hoch schwang'st, Preis und Bewund'rung Dir,
Und legte freudvoll auf die Trümmer
Deiner Akropolis seine Gaben.

Das Rächerheer stieg über des Hämus Höh'n,
Und an dem Meerstrand brannte zu Ehren Dir
Des stolzen Halbmond's mächt'ge Flotte,
Fürchterlich prächtig das Land beleuchtend.

Und Deines Otto jugendgelocktes Haupt
Ist Dir nicht heilig? Heilig die Krone nicht,
Die Deiner Freiheit Edelsteine
Sicher bewahrt vor des Haders Raubgier?

In Spott und Ohnmacht rettet das schwanke Schiff
Nie sein Pilor: auf böslich zertret'ner Saat
Ist keinem Schnitter Ernte möglich, —
Volk der Entartung, Du hast's vergessen!

Ernst Müller.

Ueber das Ritterliche.

(Fortsetzung.)

Die Kreuzzüge haben indessen für das Ritterthum noch weit mehr gethan; sie schufen nicht blos das bunte Ritterabenteuer, das Allgemein-Ritterliche ist ihr Werk. Bisher war der spanische Ritter ein Anderer gewesen in seiner Gluth und festen Beharrlichkeit, mit seiner Rache und seiner Eifersucht, welche das südliche Blut kochend durch die Adern rollen machten, ein Anderer der französische Ritter in zierlichster Gewandheit, oft durch Flachheit das wahre Ziel verfehlend. E. M. Arndt spricht ein ziemlich richtiges Urtheil, wenn er sagt: „Die Spanier sind Europens geborne Ritter, die Franzosen sagen es nur von sich." Ganz verschieden von diesen beiden war wieder der deutsche Ritter in seiner derben Rauheit, wenn wir nicht Rohheit sagen wollen; indessen hatte gerade er bei der Vereinigung des National-Ritterlichen zu einem Allgemein-Ritterlichen weniger zu empfangen, mehr mitzutheilen, denn er war ja gerade im Besitz der schönsten Rittertugenden, einer Glaubensinnigkeit und Stärke, einer felsenfesten Treue und einer so hohen Tapferkeit, daß die Ritter anderer Nationen sich im Allgemeinen nicht mit ihm vergleichen durften. Weiter schufen die Kreuzzüge eben durch ein allgemeines Ritterthum die Ritterorden. In diesen Instituten zeigte sich das Ringen der ganzen Ritterzeit nach dem Idealen am ideal'sten, und das Ritterthum gelangte in ihnen zu der höchsten Stufe seiner Vollendung. Der Gipfelpunkt ist erreicht, an Stehenbleiben auf längere Zeit ist nicht zu denken, es geht anfangs langsam, dann immer schneller und schneller abwärts. Was vordem hoher bedeutungsvoller Ernst, wird nun leere, bedeutungslose Form, durch seine Leerheit oft wehmüthig an die einstige Bedeutung mahnend. Einsam steht schon im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts Götz von Berlichingen, trauernd und verwundert zugleich über den Verfall, über das gänzliche Verschwinden einer Zeit, der er noch ganz angehörte. Er ist der riesige, traurig ernste Markstein, mit welchem

Digitized by Google

die Geschichte die Grenze der Ritterzeit bezeichnet. Seine Zeitgenossen, der fürstliche Ritter Franz von Sickingen, der biedere Georg von Frondsberg, sowie Ulrich von Hutten, so viel Ritterliches auch noch in ihrem Charakter liegen mochte, gehören doch schon ganz und gar einer andern, einer neuen Zeit an. Die Zeit der Ritter ist um, die Fürsten werden immer mächtiger, der Kampf mit Massen läßt die begeisterte Tapferkeit des Einzelnen weniger hervorstrahlen, der immer allgemeiner werdende Gebrauch des Schießpulvers macht den persönlichen Muth des Kriegers zu einer nur secundairen Bedingniß; mit der Hoheit der alten Kirche verschwindet die Hoheit der Ritter! Doch nein, sie verschwindet nicht, denn die Ritter selbst haben dafür gesorgt, daß ihre Hoheit ewig sei, und neben der Geschichte ist die ritterliche Poesie die Trägerin ihrer Hoheit. Die Ritterpoesie war fast immer romantisch und damit geben wir ihr eine Bezeichnung, deren Begriff äußerst schwer zu bestimmen ist, weil der verschiedenartige Gebrauch des Wortes seine Erklärung erschwert. Im Sinn des Wortes liegt oft etwas Abenteuerliches, Düstres, oft auch etwas Anmuthiges, Großes, oft alles zusammen. Ursprünglich waren wohl Romanisch und Romantisch ein Begriff, und dieser bezeichnete in der Poesie überhaupt alles im Sinn und ritterlichen Geiste der romanischen Völker Gedichtete. Dahin leiten auch die beiden Benennungen der der romantischen Poesie eigenthümlichen Dichtungsarten, des Romanes und der Romanze. Romanze ist alles, was die Liebe, Treue und Ritterlichkeit athmenden Troubadours der Provence, die Trouveres Nordfrankreichs, die Troubadores Spaniens, die Minstrels Englands, die Scalden Scandinaviens und die Minnesänger Deutschlands sangen, mag es sich in den verschiedenen Ländern, namentlich in England und Scandinavien, auch ganz eigenthümlich gestaltet haben. Chanzons, Tensons, Pastorelles, Sirventes, Sonette, sind nur andere Formen für die Romanze. Der Roman, ursprünglich ebenfalls in Versen geschrieben, ist nichts weiter als eine weiter ausgeführte Ritterepöe, selten historischen Fonds mit poetischer Bedeutung vereinigend. In der Jugendzeit der ritterlichen Poesie war Roman und Epopöe wohl eins; die altfranzösischen Dichter wenigstens nannten ohne Unterschied alles Roman, und erst nach den Kreuzzügen tritt in Tasso's Gierusalemme die Epopöe in einer Art von Selbstständigkeit hervor, doch immer noch sehr an den Roman erinnernd. Alle anderen sogenannten Epopöen der ritterlichen Poesie gehören weder ganz dem Romane, noch ganz der eigentlichen Epopöe an, und diese gemischten Dichtungen, in Ariost's Orlando ihre höchste Blüthe, wurden, in Prosa übertragen, in späterer Zeit zu jenen zahllosen Ritterromanen.

(Schluß folgt.)

Ein alter Dandy.

(Novelle, engl.)

„Der Neffe des würdigen Baronet! Oh, da entschuldigen Sie ja mein rohes Benehmen. Ich hätte nie geglaubt — ach Gott! — Sie müssen mich für sehr unhöflich halten. Ich erinnere mich, als ich meinen armen lieben Williams heirathete — ich war damals sehr jung — ein alter Herr — sein Name fällt mir nicht gleich ein — aber er war ein großer Lord am Hofe —"

„Mein Oheim würde sich selbst die Ehre gegeben haben, Madame Preston seine Aufwartung zu machen, und sie bei ihrer Ankunft in London zu bewillkommnen, aber leider hat ein Anfall von der Kolik — "

„Kolik!" rief die Wirthin aus, in welcher das Wort eine verwandte Saite anschlug. „Sagten Sie, Sir John leide an einem Anfall der Kolik? Ach, wie herrlich trifft es sich — nicht wahr, mein Herr? — nicht wahr, Madame? — daß ich das Recept zu der berühmten Wermuthessenz besitze — sie heilt augenblicklich. Es lebte einmal ein Vetter von meinem Großvater, welcher einen Neffen hatte, welcher einen Schwiegervater hatte, der ein Doctor und ein sehr gelehrter Mann war — ich kann nicht gleich auf seinen Namen kommen; er war der Erfinder, und ich machte sie gewöhnlich für meinen armen lieben Mann. Der arme liebe Mann, er hatte oft solche Anfälle! Ach, das vergesse ich nicht."

„Ich kann Ihnen versichern, Madame," sagte der Neffe, — mein Oheim würde Ihnen ewig dankbar sein, wenn Sie ihm jetzt etwas Essenz bereiten wollten."

„Ob ich es will? Er soll sie gleich erhalten!" rief die entzückte Inhaberin des Receptes. „Sie werden entschuldigen, mein Herr, — Sie werden entschuldigen, meine Dame; — ich bin in zehn Minuten fertig und wieder da, sobald es fertig ist."

Mit vielen Knixen — welche Herr John mit eben so viel Verbeugungen erwiederte — begab sich Frau Williams an ihre pharmaceutische Arbeit und ließ die jungen Leute allein. „Erlauben Sie mir nun, Madame," sagte der Herr, „mich wegen der Freiheit zu entschuldigen, womit ich vor Ihnen als der Bote meines Oheims aufgetreten bin."

„Ihres Oheims? In der That, Alles, was ich gesehen und gehört habe, seitdem ich hieher gekommen bin, ist so außerordentlich, daß ich weder den Zweck Ihres Besuches, noch Ihre Entschuldigungen verstehe. Herr Morris, in dessen Hause ich eine Zeit lang habe verweilen müssen, beabsichtigte nach London zu reisen, und da mir viel daran lag, einen Freund in dieser Stadt aufzusuchen, so war es für mich eine erwünschte Gelegenheit, ihn zu begleiten."

„Wissen Sie denn nicht, Madame, daß Ihre Reise bisher zwischen meinem Oheim und Pächter Mor-

Digitized by Google

ris verabredet war, — daß Ihnen der alte Herr diese Wohnung gemiethet — und daß sein ganzes Streben dahin gehen wird, Sie glücklich und sorgenlos zu machen?"

„Sie setzen mich in Erstaunen, mein Herr! Was kann Ihren Oheim, Sir John Blinkinsop, bewegen, so aufmerksam gegen mich zu sein?"

„Wie können Sie noch fragen, Madame? Selbst sein hohes Alter kann ihn nicht gegen so viel Schönheit blind gemacht haben — und erlauben Sie mir, Madame, hinzuzufügen, kann ich Ihnen in irgend einer Weise einen Gefallen erweisen, so werde ich mich selig fühlen, es zu thun. Ihr Unglück nicht minder, wie Ihre Liebenswürdigkeit, muß die Theilnahme jedes fühlenden Herzens erregen."

„Mein Unglück — ach, mein Herr!"

„Aber es ist hoffentlich auf immer vorüber, und um unsere unauflösliche Freundschaft zu besiegeln, wage ich es einen Kuß auf Ihre schöne Hand zu drücken."

Mit diesen Worten führte er ihre Hand an seine Lippen und bot in diesem Augenblicke ein erfreuliches Bild der Menschenliebe und Uneigennützigkeit den erstaunten Blicken Sir John Blinkinsop's dar. Diese höchst erzürnte und etwas athemlose Person konnte kaum Worte finden, um ihre Gefühle bei dieser interessanten Gelegenheit auszudrücken.

„Du, schon wieder!" sagte er endlich — „welcher Unstern hat Dich hieher geführt, Du unnützer, unerträglicher —"

„Ich hörte —"

„Du hörtest? Ja — Du hast ein vermaledeites Ohr, Dinge zu hören, die Dich nichts angehen. Madame, entschuldigen Sie mein unhöfliches — Waren viele Leute in dem Park, höre?"

„Sehr viele, Oheim."

„Und das Pferd? Dein neuer Araber? — Er ging doch hoffentlich gut?"

„Prächtig. Sir Clement Willoughby wollte mir hundert Guineen mehr geben, als er mich kostet."

„Warum scherst Du Dich denn da nicht gleich fort und verkaufst es? — Ich muß um Verzeihung bitten, Madame, für das übermüthige, anmaßliche Benehmen dieses jungen Mannes."

„Er ist die Sittsamkeit selber," sagte die Dame, welcher der Auftritt ein Räthsel war.

„So? wirklich? — Hast Du, Herr Springinsfeld, schon mit Deinen ehrenwerthen Freunden, Pickle und Pollexfen, Racket gespielt? Der Lady Pentweasle Deine Meinung über ihr Portrait gesagt? Was machst Du denn hier?"

„Darf ich die Ehre haben, Sie zum Wagen zu geleiten, Oheim?" fragte der Neffe mit allen Zeichen der Ehrfurcht.

„Ich werde Dir zum Fenster hinaushelfen, Du impertinenter Bursche!" sagte der Oheim. „Fort, sage ich."

„Ihre Gicht, Onkel; denken Sie doch an Ihre Gicht, liebster Onkel," erwiederte der Jüngling. — „Mein Oheim, Madame, ist sehr kränklich — und geschwächte Gesundheit und große Körperleiden setzen zuweilen sein Gemüth in eine gereizte Stimmung."

„Geschwächte Gesundheit! — Ich bin so stark wie ein Löwe. Körperleiden! Wo sind sie?" sagte der alte Herr und legte mehr als gewöhnliche Rüstigkeit an den Tag. „Mir fehlt auch nicht das Mindeste."

„Der Trank ist ganz fertig," rief Frau Williams, indem sie mit einer kleinen Flasche in der Hand in's Zimmer trippelte; „und da ist ja auch der alte Sir John selbst!"

„Der alte Sir John!" wiederholte der Baronet erstaunt. „Was in aller Welt hat der Bursche wieder angestellt? Was will sie, altes Weib?"

„Wären Sie nicht krank, so würde ich die rohe Weise, womit Sie zu einer Dame in ihrem Hause sprechen, höchst übel nehmen," erwiederte die Wirthin; „aber ich vergeb' es Ihnen. Es freut mich Ihre Gnaden hier zu sehen und auch, daß Sie in diesem Augenblicke einen schlimmen Anfall von Kolik haben. Ich will sehen, wie ich Sie heilen kann."

„Was meint das dumme Weib mit ihrer Kolik und ihrem Heilen?" fragte Sir John — und ward mit jedem Augenblick zorniger.

„Damit meinen? Was sonst, als daß dieser herrliche Trank unfehlbar die Kolik und jede Art von Krampf stillt, — bei Menschen und Vieh. Er heilet Kühe und Ochsen, und Schafe und jedes vierfüßige Thier, entweder eingerieben oder innerlich getrunken. Versuchen Sie nur einen Löffelvoll, Sir John — es wird Ihnen gleich besser darnach. Ich heilte vorige Woche einen alten Hund der Frau Lilyfoot damit, die nebenan wohnt. Es benimmt Ihnen den Schmerz sogleich."

„Ist diese alte Frau toll oder betrunken? Will Niemand so gut sein und mir sagen, was sie mit allem diesen unbegreiflichen Unsinn meint?"

„Ich toll!" rief Frau Williams, „ich betrunken! Doch, ich will Ihre Worte nicht beachten, Herr. — Sobald ich von Ihrem Neffen hörte, daß Sie einen Anfall von Kolik hätten —"

„So? der hat's Ihnen gesagt?"

„So durchsuchte ich alle meine Schränke, that alle Zuthaten in eine Pfanne und kochte, und mischte und maß und wog genau nach dem Recepte, und dies ist mein Dank! — Es soll mir nicht wieder beifallen, einen alten Herrn zu heilen — nein, gewiß nicht. Und wenn ich Sie sich krümmen und schlingen sähe, wie einen Wurm am Angelhaken; meinetwegen mögen Sie sich immerhin krümmen und schlingen, aber Sie sollen nicht einen Tropfen von diesem kostbaren Tranke bekommen! Nein, nicht einen einzigen!" Stürmend vor Entrüstung eilte die würdige Frau aus dem Zimmer, und Sir John wandte sich in nicht geringerem Zorn an seinen Neffen.

Digitized by Google

„Nun,— schämst Du Dich nicht über Dich selbst? Stehst Du vor dieser Dame nicht stumm und verwirrt?"

„Vor einer so höchst liebenswürdigen Dame, sollte ich meinen, müßten Viele also gestanden haben."

„Was muß sie von Dir denken?" fuhr der alte Herr fort.

„Daß sie einen tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht hat."

„Halt' Dein Maul! Beim heiligen Georg, der Bursche macht dem Mädchen vor meinen Augen die Kur. Ich sage es Ihnen offen, Madame, dies ist der wildeste und leichtfertigste junge Mann in London."

„Vielleicht vor einer Stunde; aber jetzt —" ein Seufzer und eine tiefe Verbeugung gegen die Dame beendigten die Phrase.

„Unsinn! Selbst die Schönheit dieser Dame würde seine Treue nicht eine Woche fesseln."

„Jahre! — Jahrhunderte!"

„Dummes Gewäsch, sage ich Ihnen. Geh, Bursche und laß mich Dich nie wieder hier finden!"

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkenswerther Unterschied in der Preisbestimmung.

Auch in der Provinz Preußen ist der Preis, welchen man zur Zeit für Grundstücke aller Art, vorzüglich aber für größere ländliche fordert und fast immer ohne Bedenken bewilligt, im Verlaufe der beiden letzten Decennien zu einer solchen Höhe gelangt, daß man wohl mit voller Zuversicht behaupten kann: daß derselbe beinahe in keinem Falle mehr mit dem wahren Werthe des Objects, der doch immer zum Maßstabe der Schätzung dienen sollte, in einem richtigen, angemessenen Verhältniß steht. So ist, um nur eines Beispiels unter tausend zu erwähnen, ein gewisses Gut in unserer Provinz, welches im Jahre 1826 der Extrahent der Subhastation für zwei Drittel der Taxe, nämlich für den Preis von 7600 Thlr. annehmen mußte, da außer ihm sich auch kein einziger Kauflustiger mehr bei dem Licitationstermin eingefunden hatte, in diesem Augenblick nicht für 30000 Thlr. zu haben. Dieses Gut ist aber in den seitdem verflossenen siebzehn Jahren durchaus nicht in dem Maße verbessert und mithin einträglicher gemacht worden, daß hierauf der so auffallende Unterschied in der Preisbestimmung beruht; nein, in diesem Falle, wie überall, hat derselbe nur in einer allgemein gewordenen, besonders durch günstige Handels-Conjuncturen und Speculationsgeist immer mehr erregten Kauflust seinen Grund. Allein dieser Unterschied in der Schätzung städtischer und besonders ländlicher Grundstücke, welcher, wie gesagt, im Verlaufe der beiden letzten Jahrzehende sich herausgestellt hat, ist noch immer nicht so auffallend und merkwürdig, wie der, welcher sich uns darbietet, wenn wir in dieser Beziehung einige Blicke in eine weit fernere Vergangenheit thun. So lesen wir in den Annalen der Stadt Preußisch-Holland: „Anno 1493 sind in Preußisch-Holland die Aecker sehr wohlfeil gewesen, daß man eine gantze Hube Holl. Stadtackers vor 30 Mark geringen Geldes, oder nach anderem Gelde gerechnet, vor 6 Rthlr. 60 Gr. Poln. kauffen können, und einen Morgen nicht höher, als vor 20 Gr. Poln. Und A. 1496 sind allhier 4 Huben Landes zusammen vor 120 Mark gemeinen Geldes verkauffet worden, wie solches die Kauff-Briefe im Stadt-Buche ausweisen." — In diesem Augenblick würde man eine Hufe dieses selben Landes unter 3000 Thlr. nicht acquiriren können. Wahrhaft, ein bemerkenswerther Unterschied in der Preisbestimmung!

F. W. F. von Rekowski.

Feuilleton.

Bei seinem Aufenthalte in Nürnberg erfuhr Leibnitz das Vorhandensein einer alchymistischen Gesellschaft daselbst. Er war damals noch jung und befürchtete bei denen, die über dem Suchen nach dem Steine der Weisen ergraut waren, keine Aufnahme zu finden; aber wissen mußte er, wie es da zuging. Sein Genie fand Rath und Zugang. Er setzte sich über alchymistische Bücher, machte aus dunkeln Redensarten, die er daraus entlehnte, einen Brief an das Haupt der Gesellschaft zusammen, worin er um Aufnahme bat. Man meinte, in ihm ein tüchtiges Mitglied finden zu können, nahm ihn auf, ließ ihn im Laboratorium zu und machte ihn zum Protokollanten.

Bei einem Indianerstamme Nordamerika's geht der, welcher sich in ein Mädchen verliebt hat, Nachts mit brennender Pfeife an ihr Lager, löscht sie die Pfeife aus, so hat er Gegenliebe gefunden.

Der bekannteste und bemerkteste Name des Alterthums ist Pontius Pilatus. Jeder A B C-Schütze stolpert über ihn bei dem ut und lernt daran, daß man die Vernunft unter die Regel der Observanz gefangen nehmen müsse. Das ist eben für Viele das „Geläuten unter Pontio Pilato."

Die spanischen Hofleute baten Kaiser Karl V., die Deutschen vom Hofe zu entfernen. Bald darauf sprach er in Gegenwart Beider: „Die Spanier haben um die Entfernung der Deutschen gebeten. Ich bin auch einer; so macht euch gefaßt und folgt mir!"

Ein Engländer that sehr dringend, Clemens XIV. zu sehen. Der Papst meinte, der Mann hätte Ursache, zu eilen, weil man nach 20 Jahren nach dem Nachfolger des Petrus nicht viel fragen würde. Er starb 1774; nun rechne man und sehe zu, ob und wie es eintraf. Gz.

Wenn Jemand bescheiden bleibt, nicht beim Lobe, sondern beim Tadel, dann ist er's. (J. Paul.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Literaturblatt
zur Zeitung für den Deutschen Adel.

№ 16. 1843.

Literatur.

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. 2. Sammlung. Adorf, Verlagsbureau, 1843. 512 S. gr. 8.

Diese 2te Sammlung weicht, wie das Vorwort selbst sagt, von der ersten insofern ab, als der historische Inhalt präponderire, der Humor weniger leichtfertig und viel ernster gehalten ist. — Lasse sich Niemand, der nicht Militär ist, durch den Titel von der Lektüre abwendig machen! Hier wird Jeder, der an den merkwürdigen Begebenheiten und Menschen der Vergangenheit Theil nimmt, nicht blos auf den Schauplatz hingeführt, sondern so mit hineingezogen, daß er das Buch gar nicht eher aus der Hand legen kann, als bis er die Discussion der sich im Jenseits unterredenden Personen, z. B. eines Karl XII. von Schweden und Napoleon's über ihre russischen Feldzüge, und die Urtheile, Vorwürfe und Entschuldigungen ihrer Generale, desgleichen die Geständnisse und Meinungen der Feinde, bis zu Ende vernommen hat. Das Buch darf in der Bibliothek eines gebildeten Kriegers nicht fehlen; aber auch der Historiker vom Fache und wer sonst sich nicht eines blinden, einseitigen, oder andern nur Halbunterrichteten nachgesprochenen Urtheils will schuldig machen, muß es lesen, um sich eine begründete, richtige Ansicht zu bilden. Außer den erwähnten russischen Feldzügen wird der spanische Erbfolgekrieg und der Feldzug von 1805 besprochen. Unter den wichtigen Zeittagen wird auch die über Preßfreiheit humoristisch und geistvoll abgehandelt. Zwischen den Briefen über den spanischen Erbfolgekrieg steht einer über Landesbefestigungen überhaupt, insbesondere die Beschützung Süddeutschlands durch Festungen und die Befestigung von Paris, so wie über die Schwierigkeiten einer Belagerung dieser Stadt. Die bei den denkwürdigen Kriegszügen handelnden Personen werden treffend charakterisirt. Wer an ein feindliches Zusammentreffen Rußlands und Deutschlands in der Zukunft glaubt — und dazu mehren sich die Gründe mit dem Wachsen der Zeit — findet auch einiges Beherzigenswerthe, wie S. 152. 154. 212. Ueberhaupt, wenn irgendwo, so ist's durch den Verfasser der militärischen Briefe, daß wir aus der rechten Anschauung der Vergangenheit außerordentlich viel für die Zukunft lernen können. Wir werden uns erlauben, kurze Mittheilungen daraus gelegentlich im Feuilleton der Adelszeitung zu geben, und zweifeln nicht, daß noch mehr der Wunsch wird angeregt werden, nach der genossenen Vorkost sich selbst die Fülle des Genusses zu verschaffen. — Auch die Ausstattung ist lobenswerth. G†.

Militärische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Adorf, Verlagsbureau. 1841. 1. Samml. VIII. u. 388 S.

Da dieser erste Theil der militärischen Briefe erst dann der Redaction eingesendet wurde, als die Recension des früher eingegangenen zweiten Theils bereits abgegeben war: so verweisen wir wegen des Urtheils über den Werth des Buches, der in beiden Theilen derselbe ist, auf das, was über den zweiten gesagt ward, und machen nur darauf aufmerksam, daß im ersten Theile, der 17 Briefe enthält, sich findet: Charakteristik von Friedrichs d. Gr. Kriegsführung, Turenne's Vertheidigung des Oberrheins 1675, dessen schändliche Verwüstung der Rheinpfalz, Ansichten über philosophische Kriegstheorien, eine eingewebte Besprechung des Verhältnisses zwischen Gneisenau und Blücher (wir verweisen hierbei auf ein Fragment davon, dessen Mittheilung in der Allg. der Verfasser uns gewiß gern erlaubt), das an mehrern Stellen und allseitig besprochene Thema, ob der Angriff stärker, als die Vertheidigung sei, Aufschlüsse über Gustav Adolfs Feldzüge in Deutschland, Napoleon's Kriegssystem, seine Verdienste um Preußens Wiedergeburt und politischer Rath für die Zukunft, über Menschen- und Kriegerbildung, Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg, Paradesucht und Spielerei der Friedensheere, gegenseitige Bejehdung der Politik und des Krieges, Kriege mit den Türken, Festungsvertheidigung, Mißlingen des Feldzugs 1812 in Rußland, worüber der zweite Theil ausführlicher handelt. Daneben wird sonst manches Andere gut besprochen, auch im Humor dahin und dorthin ein Hieb gegeben. Z. B. von der Muckerei läßt der Verfasser den Charon sagen: „Dieser Froschlaich ist nichts Anderes, als eine besondere Gattung von Koboldssaamen, Muckerrier genannt. Durch einen unterirdischen Kanal strömt ein kleiner Arm des Styx der Ostsee zu und tritt vorzugsweise in das frische Haff. Sobald das Eis schmilzt, verwandelt sich das Laich in Muckerfliegen. Diese haben ihren Hauptsitz in Königsberg." G†.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Leipzig, Brockhaus. 1842. 1. Theil XII u. 414 S. 2. Th. 1843. XX u. 350 S.

Ein geistreicher Edelmann legt uns in diesem Werke vor, was er über beachtenswerthe Erscheinungen im Menschenleben, wie über Erscheinungen seiner Zeit denkt. Er bewährt dabei tiefe und sichere Blicke in's äußere und innere Leben. Dabei hören wir ihn selbst nicht blos, sondern er weiß auch aus der Seele Anderer zu zu reden, als ob er mit aller Vorliebe und Ueberzeugung seine eigenen Ansichten vortrüge. Er führt uns in Discussionen über Staat, Kirche, Schule, Haus, Societät, zeichnet uns treffend das Wesen der höhern und niedern Stände, namentlich diese bei ihren Lustbarkeiten. Was er über die Liebe an mehrern Stellen sagt — und es ist gar Mancherlei — das verdient wirklich den Namen einer Philosophie der Liebe. Der Verfasser hat überhaupt Herz und Kopf auf dem rechten Flecke; daher er auch mehr, als mancher

Digitized by Google

Andere, der sich durch seine Stellung dazu berufen fühlt, ohne doch wahren innern Beruf zu haben, das volle Recht hat, ein Wort über Religion und Jugenderziehung zu reden. Es thut uns um so wohler und ist um so erfreulicher, einen aufgeklärten Mann zu hören, je mehr man in unserer Zeit sich abmüht, die Leute zu überreden, die Rückkehr zu verlebten Kirchendogmen und das Festhalten daran sei Religiosität; je mehr mystisch-pietistisches Wesen und blindgläubige Verdummung zur Geltung gebracht werden soll. Wie wahr sagt der Verfasser, indem er den Katechismus in den Index librorum prohibitorum versetzt wünscht, in Bezug auf das sechste Gebot: „Gerade Geheimniß und Verbot locken Luden und Mädchen der stummen, himmelschreienden Sünde entgegen. Warum einem Menschen das Gegengift schon eingeben, noch ehe er das erste verschluckt hat? Warum der Jugend jenes Gebot näher bezeichnen, als durch: Bewahrung der Herzensreinheit?“ (S. 236 u. f. im 1. Th.) „Die höhere Welt kann freilich den Erziehern ihrer Kinder geboten, was sie lehren sollen und was nicht; aber das arme Bauern- und Bürgermädchen muß dem Herrn Pfarrer, oder Schulmeister ohne Stocken und Erröthen Wort für Wort auffagen, was es einige Jahre später kaum mehr auszusprechen wagt. — Gerade ein Lehrbuch sollte der strengsten Censur unterworfen sein.“ (S. 242.) Hierauf folgen noch mehrere andere beherzigenswerthe Winke über Erziehung und Unterricht. Bei Besprechung der Aufklärung heißt es: „Darin liegt das Bedürfniß, daß die Regierung sich an die Spitze aller Aufklärung im Lande setzen und wohl verhüten muß, von diesem überflügelt zu werden. Sie darf sich niemals einer wirklichen Forderung der Gegenwart entgegenstemmen“ u. s. w. (S. 392.) „Wehe dem Führer, der seine Stellung nicht begreift und gewaltsam sperrend in die Speichen des forrollenden Zeitrades tritt!“ (2. Th. S. 40.) Rührende Worte lesen wir S. 53. des 2. Th. über Vaterlandsliebe und über das patriarchalische Verhältniß zwischen dem ästreichischen Volke und seinem Fürsten. Aus den gegebenen Andeutungen kann man abnehmen, was man im Cancan zu suchen und zu finden hat. Wer liest, um sich auf eine niedrige und geistlose, faule Weise zu ergötzen und die Zeit zu vertreiben, wird sich freilich nicht darum bekümmern; aber für Solche hat der deutsche Edelmann seine goldene Feder auch nicht gebrauchen wollen. — Die äußere Ausstattung des Buches ist trefflich. **Gt.**

Laetitia. Novelle. Königsb., b. H. L. Voigt. 1843.

Ein junger Adliger, denn das ist unverkennbar, schildert in anständiger Salonsprache ein Stücklein seines sehr angenehmen Lebens. Er ist ein wenig Dichter und hat ganz artige Verse hineingewoben, ein wenig liberal, aber liberal von der allerunschuldigsten Art: es liegt ihm nichts an seinem Erbadel, aus dem Grundadel macht er sich nicht viel — die Besten im ganzen Lande sollen adlig sein und herrschen, ist sein schöner, wenn gleich utopischer Traum. Doch ist's ihm auch wohl nicht ganz Ernst damit, denn einige Seiten weiter verbreitet er sich mit der freundschaften Behaglichkeit und innerlichsten Befriedigung über Wappen, Knappen, Waffen und andere Attribute des alten Grundadels, der alten Erbaristokratie, das ritterliche Leben auf den Schlössern des Adels u. s. f. Wir geben ihm Recht; so lange es bei der Unvollkommenheit menschlicher Zustände unmöglich ist, daß die Besten nach Geist und Herz, nur die Besten im Lande herrschen, so lange wollen wir bei dem alten zweitausendjährigen Erbadel bleiben, wollen wir die Grundaristokratie schützen und halten helfen aus aller Macht, damit das Geld uns nicht zu mächtig werde. — Die angehängte Parabel ist und nicht ganz verständlich gewesen; so viel erscheint uns klar, der Herr Verfasser wollte etwas mit dem Demokratismus coquettiren; das wird einem Edelmann sauer als alles Andere; im Buche ist sein adliges Gefühl mit ihm durchgegangen, nun soll's die Parabel wieder gut machen. Das ganze Büchlein ist recht hübsch zu lesen, wenn man gerade nichts Besseres zu thun hat; auch geht der Herr Verfasser sehr freigebig mit Millionen um. Aeußere Ausstattung anständig. **Se. He.**

Die Jubelfeier des Herrn Staatsministers v. Schön am 8. Juni 1843. Königsb. 1843, bei H. L. Voigt. 71 S. mit dem Verzeichniß der Subscribenten.

Ein schriftliches Denkmal für die, welche das dem rc. von Schön in Königsberg in der Königsstraße errichtete Denkmal nicht sehen, wie für die, die Opfer brachten, ihn zu ehren. Er, der so viel für Preußen gethan, mußte auch eine seltene Auszeichnung genießen. Auf eine solche fing man an zu denken, als am 3. Juni 1842 die von ihm erbetene Entlassung gewährt worden war. Erst wollte man ihm einen an sein Landgut Arnau grenzenden Landstrich verehren; dann aber beschloß man, eine auf seinem Gute hastende Landschaftsschuld zu tilgen und ihm in Königsberg ein Denkmal zu errichten. Die patriotischen, edeln Männer, die dieß ausführten, benutzten zur feierlichen Weihung dessen, wodurch der Mann der sich aufopfernden Treue, der tiefen Einsicht und des Muthes geehrt werden sollte, den Tag, wo er vor 50 Jahren in den Staatsdienst getreten war. Diese Schrift enthält nun, nächst der Schilderung des Charakters und der Verdienste des von Schön, die Erzählung dessen, wodurch man ihm sich dankbar bezeigte, also auch die bei der Feier vorgekommenen Reden und Gedichte, letztere von Joseph von Eichendorf und Cäsar von Lengerke, und zwar weit besser, als sie gewöhnlich bei Casualien vorkommen. **Gt.**

Die Mysterien von Paris von Eugen Sue. Paris 1842 u. 1843.

Endlich sind die Mysterien der Weltstadt beendet, hat Sue ein Werk geschlossen, das nicht in Frankreich allein, sondern in ganz Europa einen Erfolg gehabt, dessen sich so leicht kein anderes Werk rühmen kann. Und doch sind die Ansichten über dieses Buch außerordentlich verschieden und müssen es sein. Vom Standpunkte der ästhetischen Kritik aus betrachtet, sind die Mysterien — ein schlechter Roman — durchaus schlecht, der Plan verworren, die Verwicklungen übel combinirt, die Charaktere, wohl aus dem Leben gegriffen, aber überladen und oft gar zu sichtlich auf Effect berechnet, die einzelnen mit grauenhafter Wahrscheinlichkeit hervortretenden Scenen häufig gar nicht motivirt, die Sprache endlich vernachlässigt. So muß die ästhetische Kritik urtheilen — aber der schlechte Roman ist ein gutes Buch — das klingt seltsam — und doch ist dem so; Eugen Sue kann besser schreiben, leichter combiniren, überhaupt einen bessern Roman dichten, das hat er gezeigt, aber hier hat er absichtlich kein poetisches Kunstwerk liefern wollen; er kleidete das, was er sagen wollte, in den bequemen Mantel des Romans und verschmähte das schwerere, ernste, enge Philosophengewand aus demselben Grunde,

Digitized by Google

aus dem der Apotheker bittre Arzenei überzuckert. Sue wollte mit den Mysterien der Welt eine bittre Lehre geben; damit sie in alle Stände dränge, gab er sie als Roman. Was aber ist die große Lehre, die das Buch enthält? Es ist die Lehre vom Untergange des jetzigen Zustandes aller Verhältnisse durch das Proletariat, wenn die Völker sich wie bisher bloßer Palliativmittel dagegen bedienen und vor einer Radicalcur zurück zu beben fortfahren. Sue's Zweck war, den Pauperismus und Proletarismus in seiner ganzen entsetzlichen Gestalt vor Jedermanns Augen zu stellen, den morschen Zustand der Schutzwehren, die ihn jetzt noch einigermaßen halten, nachzuweisen und auf Mittel, ihm abzuhelfen, aufmerksam zu machen. Seinen ersten Zweck, die Schaustellung des Proletariat's, hat er vollständig erreicht, indem er den Leser in die Spelunken der Diebe und Mörder führt, ihr Leben erzählt, nachweiset, daß Mangel, nur Mangel allein, sie dahin gebracht, Mangel an Erziehung von Seiten der Aeltern, Mangel an Aussicht von Seiten des Staats, Mangel an Arbeit und in Folge dessen an Nahrung von Seiten des politischen Zustandes, Mangel an Gemeinsinn und allgemeiner Menschenliebe von Seiten der menschlichen Gesellschaft. Der treue Arbeiter im Dachstübchen von allem Schrecken und allem Elend der Armuth, von Hunger, Krankheit und Wahnsinn umgeben; das tugendhafte Mädchen, die sich, um den Vater zu retten, zur Lustdirne erniedrigt; der Räuber von Profession, der Mörder, der Alleinherrscher wird über seine Mitgefangenen, Kraft der größeren Geschicklichkeit seiner Verbrechen, der seine Verräther, der viele Familien unglücklich macht und doch geringer bestraft wird, als der Proletarier, der, um den Hunger seiner Kinder zu stillen, ein Brod stiehlt, — Nichts wird dem Publicum gespart. Das Mißverhältniß der Arbeit der unteren Klassen zu ihrem Lohn, die ungerechte Vertheilung der irrischen Glücksgüter grinst den Leser auf jeder Seite an, und Jeder ergreift seine Seele bei der Frage: wohin führt dieser Zustand? Der Christ muß antworten: das steht bei Gott; der Mensch antwortet: dieser Zustand führt zum gänzlichen Umsturz alles Bestehenden, zum Untergang des jetzigen europäischen Staatenlebens, wenn keine Radicalheilung mehr möglich ist.

Wir wenden uns zum zweiten Zweck des Verfassers der Mysterien. Was hat die Proletarier bis jetzt abgehalten, sich zu erheben und das Bestehende zu vernichten? Sie haben für sich die bei weitem größere Zahl und das sie noch furchtbarer machende Bewußtsein, nichts verlieren zu können. Es fehlte ihnen bis jetzt lediglich das Bewußtsein ihrer Furchtbarkeit. Aber ein Tag kann ihnen dieses Bewußtsein geben, und so hängt der Proletariat an einem Pferdehaar, wie das Schwert des Damokles, über dem Haupte der Gesellschaft. Wenn diese verzweifelte, ungerecht behandelte Menschenklasse losbricht, was steht ihr entgegen? wo ist der Damm, der ihren Strom hemmt? Ist die religiös-sittliche Kraft eines mächtigen Bürgerstandes da, die dem mächtigen Strome eine nützliche Richtung, einen ungefährlichen Abfluß zu schaffen vermag? Ist ein erleuchteter Adel, durchdrungen von seiner wichtigen Mission in der Gesellschaft, der aufopfernd seine eherne Brust dem Wogenschwall entgegenwirft, gefaßt auf beides, auf Untergang und auf Sieg? Steht ihm endlich eine Kirche entgegen, welche mit göttlichem Wort ein gewaltiges: Quos ego! über die Brandung donnern und sie besänftigen kann? Stehen endlich die Throne so fest, daß sich der Wogenschwall an ihnen bricht? Auf alles müssen wir: Nein! antworten. Der Bürgerstand rafft Geld und Schätze zusammen, unkundig seiner Bedeutung, kleinliche Freiheiten erstrebend, vor allem an dem Ruin des Adels- und der Fürstengewalt und damit an seinem eigenen arbeitend, und somit die Proletarier immer faktischer machend. Egoistisch auf clenden, verpönlichen Vortheil bedacht, ohne allen Gemeinsinn, dem Geld und der Lust nachjagend, nennt er sich liberal, weil er über alles Gesetz umzuktreten ist und es vernichten möchte, da es ihn an seiner Geld- und Lustjagd hindert. Der Verfasser der Mysterien zeigt, daß dieser Stand keine Kraft hat zu widerstehen. Der Adel hat sich eines Theils dem Bürgerstande angeschlossen und das Geld zu seines Wappens Devise gemacht, andern Theils hat er sich vom Bürgerstande eines feiner Vorrechte nacheinander entwinden lassen, und eine falsche Politik hat ihn in den meisten Ländern als besondern Stand völlig vernichtet. Einzelne Männer, ja ganze Familien, die sich das wahre und ächte Adelsbewußtsein gerettet haben und es treu bewahren, machen den Stand nicht aus und sind als Einzelne ohnmächtig, so wie das eben auch einzelne wackre Bürger sind. — Einzelner Tugend und Kraft kann nicht in Anschlag kommen. Sue zeichnet mit erschreckender Wahrheit das beide Treiben der höhern Stände, das frivolste Laster, den Egoismus, den leeren Stolz, die tiefe Verderbtheit und die liederliche Sittenlosigkeit, die, ein unheilbarer Krebsschaden, an diesen Ständen frißt. Die Kirche endlich kann nichts helfen und nichts bessern, weil nichts da ist; sie kann nicht bauen, wo kein Grund ist, sie kann nicht wirken auf Menschen, die kaum den Namen nach die Religion kennen, denen von Jugend auf nichts gelehrt worden ist von den Wahrheiten derselben, oder in denen die geringen Anfänge des sinnlichen Elements längst untergegangen sind in Noth und Verbrechen, in Mord und Brand, in Hunger und Verzweiflung. Die Fürsten endlich, an Willen und Einsehen fehlt's wohl nicht, aber die Kraft fehlt, und den Fürsten Widerstand fänden sie bei eben diesen Ständen. Diese Unzulänglichkeit der Widerstandskraft bei einer allgemeinen Schlotterdung der Proletarier hat Sue trefflich darzustellen gewußt, und zwar mit Schrecken erregender Wahrheit.

Wir kommen zu des Verfassers drittem Zweck, zu den von ihm vorgeschlagenen Abhülfen — da tritt seine Schwäche hervor, da zeigt er an sich selbst, daß der Mensch wohl die Gefahr begreifen und schildern kann, aber ihr nicht abzuhelfen versteht. So gut und praktisch es ist, was er von der Verbesserung der Gefängnisse sagt, so treffend seine Ansichten über die Abschaffung der Todesstrafe scheinen mögen, so wahr alles das ist, was er über die Hospitäler mittheilt: es ist bekannte lächerlich in seiner Kleinheit, neben der Riesenhaftigkeit des eben geschilderten Elends. Das Proletariat, gänzlichen Untergang des ganzen Staatenlebens drohend auf der einen Seite — verbesserte Gefängnisse, Abschaffung der Todesstrafe und Sparkassen auf der andern. Welch Verhältniß zwischen der Krankheit und der Elendigkeit der Heilmittel! Nach unsern Ansichten kann nur Gott helfen, oder das Proletariat hilft sich selbst und Kunst, Wissenschaft, Bildung, Stände, Staat, kurz Alles ist verloren — wie lange? wer will's berechnen?

Man tröste sich nicht damit, daß das Buch nur von Paris handele, man schlafere sich nicht ein in gefährliche Sicherheit, daß das Verderben dort größer ist — das Verderben lauert in Gestalt des Pauperismus überall, der Gravunterschied thut nichts zur Sache, von einem Punkt wird der Anstoß ausgehen und wird wie eine Flamme durch ganz Europa fliegen. Man sehe sich um, überall unruhige Bewegungen, den Proletariern ist schon die Ahnung ihrer Kraft gekommen, wenn sie zum Bewußtsein erwacht, wird ihr nichts widerstehen.

Ge. He.

Digitized by Google

Intelligenzblatt.

№ 7. 1843.

Die Petitzeile oder deren Raum in diesem Intelligenzblatt wird mit 2 ggr. (2½ Neugroschen) berechnet.

(23.)

Beachtenswerth!

Das Kommissionsgeschäft

von **Elias Jacoby** in **Elbing**

weist den Kaufluſtigen des In- und Auslandes zur ſicher rentirenden Anlage der Kapitalien die vortheilhafteſten Käufe von Landgütern jeder Größe und Qualität nach, und giebt auf derartige ſchriftliche oder mündliche Anfrage unentgeldlich ſofort umfaſſende Auskunft.

Literarische Anzeigen.

Gellert's Fabeln in vier verſchiedenen Ausgaben.

(24.) In der Hahn'ſchen Verlagsbuchhandlung in Leipzig ſind ſeither erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gellert's ſämmtliche Fabeln und Erzählungen in drei Büchern. Illuſtrirt von G. Oſterwald. Neueſte Prachtausgabe. hoch Quart. 1844. geh. Velinpap. Pränumerations-Preis 1½ Thlr.

Dieſelben. Stereotyp-Ausgabe. Mit 13 Kupfern nach H. Ramberg. gr. 8. cart. 1 Thlr.

Dieſelben. Mit 1 Titelkupfer nach H. Ramberg. gr. 8. In Umſchlag. geh. ⅓ Thlr.

Dieſelben. Ohne Kupfer. gr. 8. ungebunden. ⅓ Thlr.

Gellert's Fabeln in ihrer Art claſſiſch und unübertroffen, bleiben als ächt deutſches Volks- und Jugendbuch ſtets neu, anziehend und unerſchöpflich für jede wieder heranwachſende Generation und die Vorliebe der Aeltern dafür geht auf die Nachkommen über, daher die Verlagshandlung bei der fortdauernden und noch ſteigenden Theilnahme ſich verpflichtet fühlte, durch die obigen ſchönen wie wohlfeilen Ausgaben den Wünſchen und Mitteln aller Stände zu entſprechen, da gewiß kein willkommeneres und werthvolleres Feſt- und Weihnachtsgeſchenk zu ſo geringem Preiſe gefunden werden kann, als wie Gellert's Fabeln!

(25.) In allen Buchhandlungen iſt zu haben:

Die Kammerjungfer, wie ſie ſein ſoll, **wenn ſie den Pflichten ihres Dienſtes und denen gegen ſich ſelbſt genügen, ihrer Stellung zu den übrigen Domeſtiken, namentlich auch zu den Männern, Söhnen und Freunden des Hauſes klug und würdig entſprechen und ihr Glück für die Zukunft begründen will. Nebſt einem Hand- und Receptbüchlein für alle in dieſem Dienſte vorkommenden weiblichen Arbeiten und erforderlichen Künſte. Den jungen rechtlichen Frauenzimmern dieſes Standes mit Theilnahme gewidmet von einer Dame von Stande.**

12. Geheftet. ⅓ Thlr.

Dieſes wohlgemeinte Büchlein kommt aus ſehr guten Händen und der Zuſatz „von einer Dame von Stande" iſt kein bloßes Aushängeſchild. Auch dieſer Stand zählt achtbare Mitglieder und auch ihm war ein treuer Rathgeber und Freund zu wünſchen, der ihm durch dieſe Schrift wird. Die beigegebenen Anleitungen und Recepte ſetzen in den Stand, viele Arbeiten im Hauſe mit großer Erſparniß zu machen, ein Grund mehr, warum jede Dame dieſes Büchlein ihrer Jungfer zum Geſchenk machen ſollte.

(26.) Bei uns iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benson, Dr. H. W., Geſchichte des Bauernkrieges in Oſtfranken, aus den Quellen bearbeitet. gr. 8. 2 Thlr. 18 Gr. (4 Fl. 12 Xr.)

Der Verfaſſer übergiebt hier dem deutſchen Publikum die, bis jetzt vollſtändigſte und gründlichſte, Geſchichte des Bauernkrieges. — Die große Präciſion, die verſtändige, klare Auffaſſung und Schärfe des Urtheils, ſo wie die eigenthümliche und angenehme Darſtellungsweiſe iſt bereits von allen Recenſenten rühmlichſt anerkannt worden. In den „deutſchen Jahrbüchern" wird der Verfaſſer der Taeitus des Bauernkrieges genannt. Es iſt dies gewiß die beſte Empfehlung des Buches ſelbſt. Möge man ſich überzeugen, ob dies Lob gegründet iſt.

Palm'ſche Verlagsbuchhandlung
in Erlangen.

Weihnachts-Geſchenke.

Bei **Julius Helbig** in Altenburg erſchienen folgende empfehlungswerthe Kinderſchriften:

Der Haſe hat gelegt! Eine Kinderfreude der erſten Frühlingszeit. Von K. Blumauer. Mit 1 fein illuminirten Kupfer. 8. Elegant gebunden. 6 Sgr. (7½ Ngr.)

Tulpen. Bunte Erzählungen für die frühere Jugend beiderlei Geſchlechts. Von K. Blumauer. Mit 3 fein illuminirten Kupfern. 8. Elegant gebunden. 10 gGr. (12½ Ngr.)

Volksſagen aus dem Orlagau und Belehrungen aus dem Sagenreiche. Von W. Börner. 8. broſch. 1 Thlr 8 gGr. netto.

Allen Freunden der Sagen der Vorzeit zu empfehlen; alle Beurtheilungen ſprechen ſich günſtig über dieſes Büchlein aus.

Lilly, oder **das Märchen vom Wunderberg.** Mit 1 illuminirten Kupfer. 16. Elegant gebunden. 3 gGr. (4 Ngr.)

Sagen der nordamerikaniſchen Indianer. Mit 1 illuminirten Lithographie. 8. Elegant broſchirt. 16 gGr. (20 Ngr.)

Oſterländiſches Liederbuch für die Jugend zur Erweckung des Sinnes für Natur und geſellige Freude. Herausgegeben von einigen Lehrern zu Altenburg. (15 Bogen.) gr. 16. Preis 5 Ngr. — geb. 7½ Ngr.

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 93. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 3 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird diese Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Ngr. (2½ S. oder Rgr.) berechnet.

Hymne an die Jungfrau.

Nach dem Italiänischen.

Ave sanctissima,
Heil'ge in Himmels Höh'n,
Ora pro nobis,
Hör' unser Fleh'n!
Wenn über Schlummernden
Schützend dein Auge wacht,
Hör' auch die einsamen
Seufzer der Nacht.
War deine Seele doch
Auch bis zum Tod betrübt,
Als du um ihn geweint,
Den du geliebt.
Ora pro nobis,
Gieb, o gieb Ruh' in's Herz!
Ora, mater, ora
Frieb' allem Schmerz!

F. v. K.

Ueber das Ritterliche.

(Schluß.)

Die alte Ritterepopöe, von alten Ritterromanen zu unterscheiden, ist um so schwieriger, da dieselbe, fast bis auf die Kreuzzüge herab, einen cyklischen Charakter trägt; wir können Alles, was uns von der Poesie der früheren Ritterzeiten übrig geblieben, auf fünf der Zeit und der Nation nach verschiedene Sagenkreise zurückführen. Natürlich machen wir keine Ansprüche darauf, bei allen beides, Zeit und Nation, mit historischer Genauigkeit bestimmen zu wollen; die älteren besonders haben sich später so ineinander verschlungen, daß jede Behauptung über ihre Zeit und über die Nation, der sie ursprünglich angehört, nur hypothetisch sein kann. Die fünf Sagenkreise, auf welche wir die Ritterpoesie zurückführen, nennen wir nach den Nationen: den Angelsächsischen, den Altnordfranzösischen, den Altsüdfranzösischen, den Altdeutschen und den Altspanischen. Der erste, der altenglische Sagencyklus, umfaßt die Dichtungen vom König Artus und seiner Tafelrunde, vom Zauberer Merlin und dem heiligen Graal. Er knüpft sich an die historische Person des Königs Artus 455 — 542, des letzten britannischen Fürsten, welcher England siegreich gegen die eindringenden Sachsen behauptete. Diese Dichtung der Tafelrunde ist durch die Sagen vom heil. Graal wundersamlich mit der biblischen Geschichte verknüpft; der heil. Graal, das Becken, in welchem bei der Kreuzigung das Blut des Erlösers (sang royal, corrumpirt in Graal) aufgefangen wurde, ist im Besitz der Ritter von der Tafelrunde. Die nordische Färbung und der Boden, auf welchem diese Sagen auftreten, machen sie unzweifelhaft zu einem Eigenthum der Engländer. Die älteste Chronik des altenglischen Sagenkreises ist in der 1150 von Meister Wistace aus dem Lateinischen des Gottfr. von Monmouth übertragenen Histoire des Bretons. Dem Charakter, vielleicht auch der Zeit nach, steht dem altenglischen der altdeutsche Sagencyklus der Nibelungen am nächsten, in welchem indessen das nordische Sagenthum vor dem ritterlichen Elemente so vorwaltet, daß er von Vielen gar nicht zu den ritterlichen Fabelkreisen gerechnet wird. Der dritte Cyklus ist der altnordfranzösische, welcher sich an die Persönlichkeit Karls des Großen anschließend, jedoch ein viel weiteres Gebiet zum Schauplatz seiner Dichtungen hat, als Nordfrankreich; doch wurzelt er unzweifelhaft in dem

Digitized by Google

Boden dieses Landes. Der Reichthum von Abentheuern, Feengeschichten u. dergl. ist in diesem Cyklus so groß, daß ihn Viele gar nicht an den historischen Karl den Großen anzu knüpfen gewagt haben. Er umfaßt die Thaten der sogenannten Paladine Karl's, besonders des Roland, die hier in dem zauberischen Glanze der südischen Farbenpracht, mit den üppigsten Bildern des phantasievollen Orientes prangend, ihre Bekanntschaft mit der phantastisch bunten Mährchenwelt der Saracenen verrathen. Die älteste Quelle dieser Sagen ist die Chronik, welche angeblich den Erzbischof Turpin von Rheims, einen Zeitgenossen des großen Karl, zum Verfasser hat, wahrscheinlich aber erst im zehnten Jahrhundert oder noch später geschrieben wurde. Wir halten den historischen Kaiser Karl allerdings für den Mittelpunkt dieses Sagenkreises; Mährchen, Abentheuer, Feerei sind nur das Kleid, womit die Phantasie des Dichters das Historische, dessen immer noch genugsam übrig bleibt, umweben. So z. B. die Schlacht von Ronceval. Der Sagenkreis von den Thaten der Amadisse ist der vierte, und hier verläßt uns fast Alles; er ist historisch völlig unbestimmbar, und es findet sich in der Geschichte weder eine Person, noch ein Ereigniß, um welches man diese Dichtungen gruppiren könnte; der Roman scheint sich hier für die Abentheuer politisch unbedeutender Personen eine eigene politische Geschichte geschaffen zu haben, um einen Hintergrund zu haben, welcher seinen Helden mehr hervortreten ließ, als dieses die wahre politische Geschichte that. Man hat diesen Sagencyklus den Spaniern zuschreiben wollen, indessen ist die ganze Färbung mehr südfranzösisch, und wenigstens können wir ihn mit mehr Recht den altsüdfranzösischen, als den spanischen nennen, weil der Charakter eines Gedichtes allein das Recht hat, es zu benennen, wenn die Geschichte schweigt.

Der fünfte, der altspanische Sagenkreis vom Cid Campeador (Kampfheld ohne Gleichen), ist von allen der ausgebildetste; das Ritterliche tritt hier in der Romanzenform am klarsten heraus und ist weniger als in allen übrigen mit Mährchen und Fabeln durchflochten.

Soviel von der Poesie der frühern und frühesten Ritterzeiten. Die spätere Ritterpoesie zerspaltet sich mehr, die einzelnen Formen werden wenigstens etwas selbstständiger und erkennbarer. Sie werden immer künstlicher, bis sie zuletzt in die armseligste Künstelei ausarten, und endlich, wie das ganze Ritterthum, als leere Formen dastehen. An den Liebeshöfen der Provence blühte die Ritterpoesie am längsten, und die ritterlichen deutschen Minnesänger gingen aus der Provence hervor; doch der Minnesang ward nur zu bald zum Meistersang; die Poesie gerieth in die Hände der Handwerksgilden und ward in ihnen zu Grabe getragen. Das Ritterliche ist durch seine Thaten in der Geschichte, durch seine Poesie in der Litteratur ewig, so lange es Geschichte und Litteratur giebt.

Ein alter Dandy.

(Fortsetzung.)

„Madame," sagte der junge Mann, indem er seinen Hut und Stock ergriff, „es ist meine Pflicht, den Befehlen meines verehrten Verwandten zu gehorchen. Meine Zunge ist zum Stillschweigen verurtheilt; lassen Sie, Madame, durch meine Augen Ihnen die Tiefe meiner Achtung — meine Bewunderung ausdrücken — sie sprechen die Sprache meines Herzens — leben Sie wohl! Viel Glück, Onkelchen," flüsterte er, wie er seine Verbeugung gemacht hatte und vor dem alten Herrn eilte, welcher immer mehr über die ihm so gut stehende ungezwungene Unverschämtheit seines Neffen erstaunt war.

„Wenn der nicht noch gehenkt wird, ehe er stirbt! Und dennoch ist es ein gescheiter Kerl!" sagte der Oheim, ihm halb verzeihend. „Auf mein Wort, Madame, Sie müssen sich nicht einbilden, daß wir jungen Leute samt und sonders so unverschämt und eingebildet sind, wie dieser."

„Ich finde nichts an ihm zu tadeln, mein Herr;" erwiederte die Dame.

„Wirklich nicht! Dann kann es uns vielleicht viel unnöthige Reden ersparen, wenn wir sogleich frei heraus reden. Ich bewundere Sie, Madame, — ich liebe Sie." Wie der Baronet dieses sprach, gedachte er, sich auf die Knie niederzulassen, aber ein Stich der Gicht brachte ihn wieder in seine perpendiculäre Stellung. Die Dame sah ihn unterdessen mit Verachtung an.

„Es giebt keinen wehmüthigern Anblick, mein Herr, als einen alten Mann zu sehen, welcher die Fehler der Jugend nachahmt, ohne die Entschuldigung der Jugend für sich zu haben. Wenn Sie Ihren Pachter beredeten, mich hieher zu führen, damit Sie mich durch solche Anträge verhöhnen könnten, so war Ihr Betragen gemein und ehrlos; wenn Sie Ihren Sieg von meiner Noth — meiner verlassenen Lage — meinem Elend erwarteten, so war es grausam und unmännlich. Mein Herr — haben Sie keine Ehre? keine Sorge um das, was die Welt von einem solchen Betragen denken wird? keinen Gewissensbiß? keinen Gedanken an die Zukunft? Alter Mann, haben Sie keine Furcht vor dem Tode?"

Sir John Blinkinsop war vielleicht im Laufe seiner Erfahrungen an alle Arten von Empfang gewöhnt worden, aber man konnte deutlich sehen, daß ihm ein derartiger bisher noch nicht vorgekommen war. Er stammelte Einiges hervor, verbeugte sich, nahm eine Prise und drehte seinen Stock, aber es wollte ihm durchaus nicht gelingen, dem stolzen, verächtlichen Blick der beleidigten Dame auszuweichen.

„Madame," sagte er, „auf mein Wort — ich weiß nicht, wie es zugeht — da muß ein Irrthum herrschen."

„Er soll bald berichtigt werden," entgegnete die

Digitized by Google

Dame, „unterdessen überlasse ich Sie Ihrem Nachdenken über das Vorgefallene.“

Als der Baronet allein war, schien er in eine Menge Gedanken versunken. Da seine Fehler — wie seine schönen Kleider — nur des Scheines halber angelegt waren, und er im Grunde der gutmüthigste und menschenfreundlichste Mann war, so empfand er ein inniges Interesse — aber weit preiswürdigerer Art — an der Dame, die ihm so ohne alle Umstände in's Gewissen geredet hatte.

„Sie ist eine gute Frau — ein phoenix in terris — eine Vestalin — ein Wunder; und wenn ich ihr irgendwie nützlich sein kann, so will ich es. Unterdessen muß ich wo möglich mit meinem Neffen quitt werden, und so wie er das Geheimniß meiner Unbekannten ausgeforscht hat, so will ich dasselbe mit der seinigen thun. — Ich will die unvergleichliche Göttin sehen, die ihre Göttlichkeit durch Nähen in Wardour Street, so ungeheuer viel Treppen hoch, fristet. Sollte sie wirklich ein Engel sein, so ist Jacobs Leiter schon da. Ich hoffe, ich werde den Hals nicht brechen, wenn ich versuche, hinaufzusteigen.“

Drittes Kapitel.

Die junge Person, nach deren Wohnung Sir John jetzt seine Schritte richtete, war in der That aller Lobsprüche werth, welche sein Neffe ihr ertheilt hatte, und eine Bekanntschaft, welche aus dieses jungen Springinsfelds Bewunderung ihrer Schönheit entsprungen, war auf dem besten Wege, in echter, wahrer Liebe zu endigen! Dies schien er gewissermaßen selbst zu fühlen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er einem so gefährlichen Zustande durch die Liebelei vorzubeugen suchte, wovon wir eben Zeuge gewesen sind. Die junge Dame — welche Henriette hieß — hatte eine lange und traurige Unterredung mit einem schlanken, hübschen Manne von etwas militairischem Ansehen gehabt, ihrem einzigen Bruder und zugleich ihrem einzigen Freunde, welcher ihr die Nutzlosigkeit einiger Versuche, ihren Vermögensumständen eine bessere Wendung zu geben, mitgetheilt und dadurch ihren Kummer vermehrt hatte. Kurz, um den Leser nicht lange in Zweifel zu lassen, es war Niemand anders, als Kapitain Wallace, nach welchem sich Madame Preston so angelegentlich erkundigt hatte. Da er sie noch geborgen in des Pächters Morris Wohnung glaubte, so fiel ihm nicht im mindesten bei, wie sehr sie seine Hülfe bedurfte. Henriette saß in tiefem Nachdenken über den unerquicklichen Zustand ihrer Aussichten in ihrem einsamen Zimmer und führte mechanisch die Nadel, als die Thüre sich sanft öffnete und der junge John Blinkinsop hereintrat.

„Sie sehen, ich habe mein Wort gehalten — ich bin drei ganze Tage lang nicht gekommen.“

„Sie sind vielleicht wegen der gestickten Weste gekommen?“ antwortete Henriette, indem sie zu lächeln suchte. „Sie ist fertig.“

„Nein! Ich bin nur gekommen, Sie zu sehen, zu hören, zu bewundern, und alle Westen in Europa haben mit meinem Besuche nichts, gar nichts zu schaffen.“

„Ich habe Sie oft gebeten, solche nutzlose und vergebliche Complimente bei Seite zu lassen; sie führen zu nichts und —“

„Und doch, theure Henriette; sie sprechen meine tiefgefühlte Bewunderung aus. Ich müßte sterben, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit die Gelegenheit fände, ein Paar schöne Redensarten zu machen.“

„Und so spielen Sie, bloß um Ihrer Selbstsucht zu schmeicheln, den Heuchler und suchen mir die Ueberzeugung beizubringen, daß Sie im Ernst reden.“

„Rede ich nicht im Ernst? Welchen Beweis soll ich Ihnen davon geben? Halten Sie mich in der That für das leichtsinnige, gedankenlose Wesen, wie Sie mich zuweilen nennen?“

„Das nicht!“ erwiederte das Mädchen; „ich erblicke hinter diesem Aeußern viele edle, großmüthige Eigenschaften, und diese Entdeckung setzt mich um so mehr in Erstaunen, wie Sie mir fortwährend Besuche machen können, welche in unserer gegenseitigen Stellung kaum etwas Anderes als Beleidigungen sein können.“

„Um Gottes willen, Sie denken ganz unrecht! Ich bin kein leichtsinniger, noch viel weniger ein ehrloser Mann, und Sie — sollten Sie nicht auch gegen mich heuchlen? Ich muß Ihnen nur offen sagen, Henriette, ich kann nicht glauben, daß Sie eine Putzmacherin sind, eben so wenig als daß Sie eine Königin sind.“

„Ich bin eine Putzmacherin.“

„Sie sind nicht dazu erzogen worden; Finger wie diese sollten den ganzen Tag die Nadel führen? — das ist lächerlich! Warum arbeiten Sie auf diese abgeschmackte Weise, als hinge Ihr Brot wirklich davon ab?“

„Mein Brot hängt wirklich davon ab.“

„In der That!“ Die Wahrheit dieser Antwort schien zum ersten Male in das Verständniß des jungen Mannes einzudringen, — denn wie die meisten Leute, welche große Reichthümer besitzen, fiel es ihm schwer, an die Wirklichkeit der Armuth zu glauben — diese war ihm kein Gebilde der Einbildung mehr, sie stand in ihrer kalten, nackten Wirklichkeit vor ihm. Seinen Gefühlen unwillkürlich folgend, zog er seine Börse heraus und schob sie unter die Arbeit, aber sie bemerkte es. Mochte sie sich einen Augenblick beleidigt fühlen, so mußte ein Blick auf die aufrichtige Theilnahme und die ungeheuchelte Hochachtung des jungen Mannes ihre frühere Stimmung zurückführen; aber dennoch lehnte sie das Geschenk fest, obschon freundlich ab. Wir haben gesehen, daß es nicht die Art des jungen Herrn John Blinkinsop war, seinen Gefühlen Zwang anzuthun. In einem Augenblicke hatte er im nicht geringen Verdrusse über die Art, wie seine Gabe aufgenommen

Digitized by Google

worden war, die Börse ergriffen und durch das Fenster geworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zweikampf.

Das Alterthum kannte außer dem Kriege den Zweikampf nicht. Ein Römer hätte sich durch einen Zweikampf bei einer Privatfeindschaft zum Gladiatoren und Sklaven erniedrigt geglaubt; denn an den Zweikämpfen der Gladiatoren ergötzte sich das römische Volk im Amphitheater und schrie, wenn einer eine Wunde empfing: Hoc habet (der Hieb saß!). Der Verwundete senkte die Waffe und nun hing es von der Entscheidung der Menge ab, ob dem Besiegten sollte das Leben geschenkt werden. Wenn nicht, so mußte er sich ruhig erstechen lassen. — Die Sitte des Zweikampfs unter den Völkern der neuen Zeit ist aus den gerichtlichen Zweikämpfen entstanden, deren Entstehung sich natürlich aus dem kriegerischen Geiste der mittelalterlichen Nationen erklärt, dem zufolge das Schwert das Recht entschied. Hierzu kam der Aberglaube, der in dem Siege des Siegers und in dem Fallen des Besiegten eine Gottesfügung und ein Gottesurtheil erkannte. Mehr Formen, als bei den andern Ordalien, waren bei diesem Zweikampfe gewöhnlich, und ernst war die Feierlichkeit. Die Zweikämpfer deponirten bei den Richtern ein Stück Geld. Die Richter erwählten einen offenen Platz, auf welchem zwei Zelte errichtet wurden, in welchem jeder Kämpfer mit seinem Beichtvater sprach. Eine Bahre und ein Sarg, mit schwarzem Tuche behangen, stand auf dem Platze. Der Wahl der Kämpfer war es überlassen, ob sie zu Fuße oder zu Pferde losgehen wollten. Vorher wurden die Waffen untersucht, und Sonne und Wind wurde unter beide getheilt d. h. man stellte sie so, daß Keinem die Strahlen der Sonne, oder der Wind hinderlicher war, als dem Andern. Wer sich ergab, oder überwältigt wurde, doch so, daß er nicht todt war, wurde für ehrlos, oft auch für vogelfrei erklärt, mit Confiscation der Güter. Dem Sieger stand es frei, dem Besiegten den Todesstoß zu geben, wenn er nicht um Schonung bat. Der Gefallene wurde ehrlich begraben. Nicht blos Adeligen, sondern allen Freien stand das Recht der Entscheidung durch Zweikampf zu, ja sie konnten sich zwischen dem 21. und 60. Jahre davon nicht losſagen, wollten sie nicht sich schuldig geben; doch muthete man Geistlichen eben so wenig, als Frauen und Kranken, den Zweikampf an, verlangte aber von ihnen und den über 60 Jahre alten Männern, daß sie an ihrer Statt Kämpfer stellten. Die außergerichtlichen Zweikämpfe in Ehrensachen kamen bei den Rittern im 11. Jahrhundert auf; doch wurden sie auch in Gegenwart von Schiedsrichtern, welche die Parteien sich wählten, gehalten.

Gurlitt.

Feuilleton.

Der Methodist Whitefield predigte im Freien. Nicht weit von ihm rührte ein Werber die Trommel. „Mein Freund, rief W., wir dienen beide großen Herren. Du schlägst die Trommel, um für den König Rekruten zu werben; ich bin Werber für meinen Herrn Christus. Wir wollen beide uns nicht stören; die Welt ist groß genug."

„Wenn Sie einmal wegen ihrer Frömmigkeit Papst werden, wie wollen Sie mich aufnehmen, wenn ich zu Ihnen komme?" sprach Friedrich der Große zu Abt Bastiani. „Ich werde sagen: Lasset den schwarzen Adler zu mir. Er decke mich mit seinen Flügeln; aber er verschone mich mit seinem Schnabel!"

Der Gouverneur von Florenz unter der Regierung des freisinnigen Großherzogs Leopold von Toscana gab einem Herrnbuter, der um freie Religionsübung bat, den Bescheid: „Der Großherzog verlangt in seinen Staaten Gehorsam gegen die Gesetze; übrigens üben Sie eine Religion, welche sie wollen."

Die Geistlichkeit machte Joseph I. Vorwürfe, daß er auf Karls XII. von Schweden Vorstellungen den schlesischen Protestanten 119 Kirchen zurückgegeben hatte. „Und wenn Karl von mir verlangt hätte, ich sollte lutherisch werden, ich hätte es müssen thun" — war seine Antwort.

Jemand rieth Karl V., einige italienische Fürsten aus dem Wege zu räumen. „Wird dadurch meiner Seele und meinem Gewissen gerathen?" — „„Wenn Ew. Majestät für die Seele sorgen wollen, so mögen Sie sich ja vom Kaiserthume losſagen.""

Sara Jennings, Gattin des Herzogs von Marlborough, weigerte sich, der Königin Anna, in deren Gunst sie sammt ihrem Gatten doch so hoch stand, ein Paar neumodische Handschuhe abzutreten. Dieser Uebermuth beleidigte die Königin. Sie wählte ein neues Ministerium von Tories. Dadurch wurden die Whigs, wozu Marlborough gehörte, nun die für Fortsetzung des spanischen Erbfolgekriegs stimmten, gestürzt; der Separatfriede von Utrecht 1713 endete den Krieg; M. entsetzt, geht in eine freiwillige Verbannung. Ludwig XIV., auf dessen Demüthigung M. hingearbeitet hatte, war nun sicher, und Philipp V. bewahrte den spanischen Thron, von welchem sich Oesterreich jetzt ausgeschlossen sah. Was vermochten also in dem spanischen Erbfolgekriege ein Paar Handschuhe! Welche Reihe von Folgen! Und der Keim dazu aus den Händen — eines armseligen französischen Beutelmeisters!

Gt.

Der Schändlichre sollt' ich lachen?
Nein, Freund, die Lehre laß' ich ruh'n;
Denn ab, Gott sei's geklagt! mir machen
Die Schädel schon genug zu thun.

(Weisser.)

Die Ehre wohnt auf steilen Felsen;
Doch edler Seelen Flug ist kühn.

(Kretschmann.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 94. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (8½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Nach dem Spanischen.

Trau' nicht den Schwüren
Verliebter, o Kind!
Schiffergelübde
Im Sturme sie sind;
Donnert die Brandung,
Splittert der Mast,
Spricht sie der Mund aus
In bebender Hast.

Wiegt sich die Seenn' auf
Besänftigter Fluth,
Kehrt in die Seele
Der trotzige Muth,
Landet im Port erst
Der sichere Kiel:
Bleibt das Gelübde
Den Winden zum Spiel.

F. v. K.

Die Ritter Alt-Roms.

König Romulus theilte das Volk in drei Klassen oder Tribus und jede Tribus in 10 Curien. In der Folgezeit fand Vermehrung der Tribus Statt, erst bis zu 30 unter Servius Tullius, dann 35 und noch mehr. Aus jeder der von ihm festgesetzten Tribus wählte Romulus 100 junge Leute, also zusammen 300 (jedes Hundert bildete eine Centurie), welche Besitzthum und die andern zum Zwecke nöthigen Vorzüge hatten, damit sie zu Pferde dienten (Reuter, Ritter, equites) und seine Leibwache bildeten. Sie hießen Anfangs Celeres d. i. Schnelle, wozu sie ihr Roß machte. Man findet die Bezeichnung der Schnellen auch bei der Leibwache der jüdischen Könige, nämlich Plethi in Verbindung mit Krethi, d. i. die Vernichtenden, weil damals bei den Hebräern die Leibwache auch die Todesurtheile vollstreckte oder das Scharfrichteramt ausübte. Diese Namen haben sich bis in unsere Sprache herübergeschlichen, aber mit einer sehr veränderten Bedeutung. Wir wissen Alle, was wir meinen, wenn wir in unserm Sinne von Krethi und Plethi reden. — Tarquinius Priscus vermehrte die Zahl der Ritter Roms auf 1800, behielt aber die alte Abtheilung in drei Centurien bei, deren jede nun natürlich mehr Ritter, als der Name Centurie (Abtheilung von 100) anzeigt, enthielt; Servius Tullius aber theilte sie in 18 Centurien. Um diese Zeit verwandelte sich die Geltung der equites: es wurde aus der Reiterzunft, um diesen Ausdruck zu brauchen, ein Ritterstand (ordo equestris), und so hießen nachher im höhern Sinne nicht diejenigen alle equites, welche zu Roß Kriegsdienste thaten, sondern die, welche von den Censoren in den Ritterstand erhoben wurden, welche Erhebung auf die Söhne forterbte; daher waren auch nicht alle Patricier equites. Ueber diese müssen wir, ehe wir von den römischen Rittern weiter reden, hier einige Worte einschieben. Die Patricier stammten von den ältesten, angesehensten Geschlechtern ab, von den Senatoren (patres, Väter), seit des ersten Königs, Romulus, Zeit her, und bekleideten bis zum J. 261 nach Roms Erbauung ausschließlich die obrigkeitlichen Würden. Von den Patriciern sind noch zu unterschieden die Adeligen Altroms (nobiles, nobilitas romana). Sie brauchten nicht aus einem der alten Geschlechter abzustammen, obgleich dieß den Adel erhöhte; aber ihre Vorfahren, oder sie selbst mußten höhere obrigkeitliche Aemter (also nicht bloße Senatorwürde, wie die der Patricier) bekleidet haben, näm-

Digitized by Google

lich Dictatoren, oder Consuln, oder Prätoren, oder Aedilen, und zwar aediles curules. gewesen sein. — Die Erfordernisse zur Ritterwürde waren, wenn sie nämlich nicht geerbt war, außer sonstigen persönlichen Vorzügen: Alter (18 J.), Abkunft und Vermögen. Plebejer konnten ebensogut Ritter werden, als Patricier, wenn jene nur Freigeborne waren. Erst nachdem der römische Staat Kaiser zu Regenten erhalten hatte, wurden von diesen zuweilen Freigelassene zu Rittern gemacht. Da auf das Vermögen (400,000 Sestertien oder 12000 Thaler) Rücksicht genommen wurde, so konnte ein armer Patricier nicht die Würde erlangen. Zu den Auszeichnungen der Ritter gehörte ein vom Staate durch den Censor ihnen geschenktes Pferd (equus publicus), ein goldner Fingerring und ein schmaler Purpursaum oder Verbrämung des weißen Oberkleides (angustus clavus, daher tunica angusticlavia), welche Auszeichnung von den Senatoren breiter getragen wurde (latus clavus, tunica laticlavia). Außerdem hatten sie bei den Schauspielen einen besondern Ehrenplatz, zunächst der Orchestra, und folgten im Range unmittelbar nach den Senatoren, welche gewöhnlich aus ihrer Mitte gewählt wurden; dann aber mußten sie das Staatspferd zurückgeben. Daß ihre Verpflichtung Kriegsdienst war, darf nicht erst erwähnt werden; denn Rom war Militairstaat; aber daß nicht alle an den Feldzügen Theil nahmen, geht wieder daraus hervor, daß manche von ihnen in der Stadt Senatoren- und Richterwürde bekleideten. In den Provinzen pachteten die Ritter dem Staate die Zölle ab. Der Ritter, der sich im Felde auszeichnete, wurde vom Feldherrn belohnt mit Arm- und Halsbändern, einer goldenen Schnalle an der Kleidung, einem Riemen mit goldenen Knöpfen am Helme, einer Lanze u. a. m., auch mit Geld. — Jährlich am 13. Juli hielten die Ritter einen glänzenden Aufzug, bekränzt mit Oelzweigkränzen und geschmückt mit den erwähnten militairischen Auszeichnungen, die sie sich verdient hatten. Aus dem Tempel der Ehre außerhalb der Stadt ritten sie auf das Capitol. Zu dieser Zeit konnte kein Ritter vor Gericht gefordert werden. Aller fünf Jahre nahm sie bei diesem Zuge der Censor in Augenschein auf dem Capitol. Bei dieser Musterung stiegen sie dort ab und führten ihr Roß vor dem Censor vorüber. Streng hielt dieser auf ihren Wandel. War ihm nun bekannt, daß ein Ritter von schlechten Sitten war, oder daß sich sein Vermögen, welches er als Ritter, wie bemerkt, besitzen mußte, verringert hatte, oder sah der Censor dem Pferde an, daß es schlecht gehalten war: so befahl er dem Ritter, dieses zu verkaufen, wodurch ihm die Ausstoßung aus der Ritterschaft angekündigt war. Bei dieser Gelegenheit las der Censor das Namensverzeichniß der Ritter vor. Wer in diesem obenan stand, hieß princeps juventutis. der Erste der Jugend, nicht als ob alle Ritter Jünglinge gewesen wären, sondern weil der erste Stamm unter Romulus aus jungen Leuten bestand, und weil doch die größere Zahl immer Leute ausmachten, die im römischen Sinne juvenes waren; denn bis zum 45. Lebensjahre hieß ein Römer juvenis. Bei den Rittern, die im Felde dienten, hielt man ebenfalls darauf, daß sie ihren Stand auf keine Weise verunehrten. Zur Strafe wurde an ihren Namen eine nota gemacht, als Zeichen schlechter Aufführung, oder ihr Name wurde völlig aus der Liste der Ritter gestrichen, ihre Lanze zerbrochen, sie zum Fußvolke degradirt, oder völlig aus dem Heere gestoßen, auch mußten sie ohne Gürtel und barfuß gehen, durften nicht in's Lager kommen und kein lebenes Zelt haben. Durch bessere Aufführung und Tapferkeit kamen sie wieder zu Ehren.

Dr. Gurlitt.

Ein alter Dandy.

(Fortsetzung.)

„Zum Teufel mit all' dem gelben Unrath, der je geprägt worden, wenn er Ihnen nur einen trüben Augenblick verursacht! Ich habe Unrecht gethan — ich bekenne es; aber Sie können überzeugt sein, es fiel mir nicht von fern ein, Ihr Verdienst gegen Gold aufwägen zu wollen. Nein, ich achte Sie um Ihrer selbst willen und ich könnte, wenn unsere Stellungen — wäre es nicht — was in der Welt brachte Sie auf den Einfall, Putzmacherin zu werden?"

Die junge Dame sah aus diesen verworrenen Fragen und aus dem ganzen Benehmen des jungen Mannes, daß seltsame Gedanken in seinem Kopfe arbeiteten. Wenn sie vermuthete, von welcher Art diese waren und in der Eile, womit sie die Entdeckung machte, es vergaß, ihre Hand, welche Herr John ergriffen hatte, zurückzuziehen, so ist es wahrscheinlich, daß wenige Secunden würden hingereicht haben, ihr wieder zur vollen Besinnung und zum Besitz der Hand zu verhelfen; aber in dem Augenblicke öffnete sich die Thür und Kapitain Wallace trat eiligst in das Zimmer. Er fuhr beim Anblick eines Fremden zurück und hörte kaum auf seine Schwester, als sie ihm sagte, dies sei Herr Blinkinsop, von welchem sie mit ihm schon gesprochen hätte.

„Es ist zu viel Ehre," sagte er und verbeugte sich steif.

„Sie sind in der That so wenig zu Hause," sing Herr Blinkinsop an.

„Ich habe Geschäfte, mein Herr. Ich bin nur diesen Augenblick der Zeuge eines außerordentlichen Ereignisses gewesen. Aus einem Fenster dieses Hauses hat ein Narr eine volle Börse mit Gold geworfen."

„Ein Narr?" sagte der junge Blinkinsop.

„Ja, ein Narr, mein Herr; ein vernünftiger Mensch würde sich nicht auf solche Weise ein Vergnügen machen. Die Straßenjungen schlagen sich um das Gold. Es ist ein vollkommener Auflauf. Die Polizei ist dabei."

Digitized by Google

„Mein Herr, laſſen Sie mich Ihnen ſagen,“ rief der junge Herr John, der die Geduld verloren hatte, „ich habe das Geld aus dem Fenſter geworfen und ich möchte Sie bitten, das Wort Narr zurückzunehmen, das Sie nur ſo verſchwenderiſch brauchten.“

„Wie! Sie!“ rief Kapitain Wallace; „Sie warfen Gold auf die Straße aus dem Fenſter meiner Schweſter! — Sie machen ſie zum Gegenſtand der Neugier in der Nachbarſchaft! — Mein Herr, ich nehme das Wort Narr zurück, wenn es Sie beleidigt und ſetze Schurke an deſſen Stelle.“

„Dann ſollen Sie mir Genugthuung geben,“ rief Blinkinſop wüthend.

„In dieſer Minute — hier auf der Stelle!“ entgegnete der Andere; „oder wo Sie wollen.“

„So kommen Sie!“ ſagte Blinkinſop und riß ihn mit ſich aus dem Zimmer. „Ich weiß einen Ort, wo wir dies ausmachen können — kommen Sie!“ Sie waren beide zu aufgebracht, um Henriettens Schluchzen zu hören, als ſie faſt ohnmächtig auf ihren Stuhl ſank. Während ſie indeſſen den Platz zur den beabſichtigten Zweikampf erreichten, waren ſie beide etwas kühler geworden, obſchon ihr Entſchluß gleich feſt ſtand. Der Jüngere, welcher auch der Beleidigte war, blieb ſtehen, als ſie einen abgelegenen Platz in den Gärten von Kenſington erreicht hatten und erſuchte ſeinen Gegner zu ziehen.

„Ein Wort, Herr;“ ſagte der Kapitain.

„Nicht eine Sylbe,“ rief der andere; „Sie waren ſchnell genug mit der Beleidigung heraus; die Genugthuung muß eben ſo ſchnell erfolgen.“

„Sie ſollen ſie haben — darauf gebe ich Ihnen mein Ehrenwort — aber ich will ſprechen, ehe ich die Waffe in die Hand nehme.“

„Erſt Blut — dann Worte.“

„Es dürfte dann zu ſpät ſein,“ ſagte der kühlere von beiden. „Es iſt nicht von mir, daß ich ſprechen will, ſondern von zwei Perſonen, welche mir theurer als das Leben ſind — von meiner Schweſter und einer, welche mir noch theurer iſt.“

„Sie wollen ſich doch nicht hinter einen Weiberrock verſtecken?“ fragte Blinkinſop. Der andere lächelte und fuhr ruhig fort.

„Sie haben mich beleidigt. Ich habe Sie beleidigt. Das Blut eines von uns ſoll fließen. Das iſt ausgemacht. Sie, mein Herr, ſind reich und in glücklichen Verhältniſſen. Ich bin arm und unglücklich. Wie könnte ich ohne Unruhe an das Geſchick meiner Frau und Schweſter denken, wenn ich falle!“

„Daran hätten Sie eher denken ſollen. Jetzt iſt es zu ſpät.“

„Das iſt nicht die Antwort, welche ein edler, großmüthiger Feind geben würde. Innerhalb einer Viertelſtunde wird das Loos eines von uns entſchieden ſein. Sterbe ich, welche Antwort würden Sie dann wünſchen, mir gegeben zu haben?“

„Ich werde mich der Damen annehmen; und nun an's Werk.“

„Noch nicht. Es iſt noch ein anderer Umſtand. Dieſe Damen ſind jung — haben keine Freunde. Wollen Sie mir Ihr Wort geben, daß Sie dieſelben in den Stand ſetzen werden, einen alten Zweig unſerer Familie in Schottland aufzuſuchen und daß Sie es vermeiden wollen, ſie perſönlich zu ſehen?“

„Ja!“

„Hier iſt meine Briefſtaſche,“ fuhr Kapitain Wallace fort und warf ſie auf die Erde; „wenn ich ſterbe, ſo öffnen Sie dieſelbe und ſehen, wer und was ich war. Halten Sie ihr Wort, ſo wird der Segen eines Sterbenden auf Ihnen ruhen; wenn nicht, ſo wird mein Blut gegen Sie ſchreien. Nun!“ Der Kapitain nahm ſeine Stellung ein, aber es war etwas in ſeinem Weſen, im Tone ſeiner Stimme, und in ſeinem ganzen ſonderbaren Benehmen, was auf den gewöhnlich gedankenloſen Jüngling einen Eindruck machte und in ihm die beſſeren Gefühle ſeiner Natur aufregte.

„Sie ſprachen davon, Kapitain Wallace, daß ich in Ihrer Briefſtaſche finden würde, wer und was Sie ſind. Darf ich —“

„Nein, Sie dürfen nicht. Ich bin ein Offizier, möge Ihnen dies genug ſein.“ —

„Gut, — aber erinnern Sie ſich, daß, wie Sie ſelbſt ſagen, außer Ihrem eigenen, das Schickſal Anderer in Ihren Händen ruht.“ —

„Ich weiß es, aber mein Entſchluß iſt gefaßt; vertheidigen Sie ſich.“

„Einen Augenblick,“ ſagte der junge Mann; „Sie ſagten mir, daß Sie arm ſind — wenn ich fallen ſollte, hier iſt eine Rolle Banknoten, welche Ihre Flucht erleichtern werden. Und nun mein Herr, ſtehe ich zu Dienſten.“

Der Jüngling warf bei dieſen Worten eine wohlgefüllte Briefſtaſche auf die Erde. Sein Gegner ſah ihn mit einem Ausdruck von Dankbarkeit an, welche ſchlecht zu ihrer gegenſeitigen Stellung paßte und kreuzte ſeine Waffe. Anſtatt indeß kräftig anzugreifen, machte er ein paar falſche Stöße und gab ſogleich ſeine Bruſt bloß. Nur mit großer Geſchicklichkeit vermied es der junge Mann, ihm ſeine Degenſpitze in das Herz zu ſtoßen.

„Wie!“ rief er aus; „wollen Sie mich zu einem Mörder machen?“

„Laſſen Sie uns fortfahren,“ ſagte Kapitain Wallace und nahm ſeine Stellung wieder ein.

„Sie ſind mit unbegreiflich,“ ſagte Blinkinſop, „und dazu intereſſiren Sie mich ſehr.“

„Haben Sie Genugthuung, mein Herr?“

„Ich glaube, ich kann mich begnügen. War Ihr Leben nicht dieſen Augenblick in meiner Gewalt?“

„Ja.“

„Nun, dann habe ich,“ ſagte der junge Mann, indem er ſeine Waffe in die Scheide ſteckte, „nach allen

Digitized by Google

Gesetzen der Ehre nicht nur Genugthuung, sondern habe auch meinen Mann getödtet; denn wenn ich mich auch enthielt, meinen Vortheil in vollem Maße zu benutzen, so sind Sie doch eigentlich todt. Als Vollstrecker des Testamentes, welches Sie eben gemacht haben, eröffne ich daher alle Papiere des Verstorbenen und unter Andern dieses Document." Indem er so sprach, beugte er sich, öffnete die Brieftasche und fuhr zurück, als er einen Brief erblickte — An den Lord Dunbar — diese. „Wie! Ist dieser Brief an Sie?" heißen Sie nicht Wallace?"

(Fortsetzung folgt.)

Das salische Gesetz.

An Spaniens Schicksale der neuen Zeit hat dieses Gesetz einen nicht geringen Antheil; denn männliche Thronfolge (Don Carlos), oder weibliche, diese Frage, und dann der Sieg der Parthei, die für diese focht; und endlich, was als Folge der Frauenherrschaft sich ereignet hat — dieses Alles hat Spanien aus einer Bewegung in die andere stürzen helfen, wobei natürlich anderweitige sich einmischende und anschließende Interessen und Tendenzen nicht abgeleugnet werden hinsichtlich ihres Antheils an den Ereignissen, deren Schluß noch nicht abzusehen ist. Das salische Gesetz ist benannt von den salischen Franken, diese wieder von unserer (sächsischen, oder fränkischen?) Saale, oder seit Veränderung der Wohnsitze dieser Völkerschaft von der Ifala-Yssel. Unter den salischen Franken verfertigten im fünften Jahrhundert vier Männer, Arogast, Bodogast, Salogast und Windagast das Gesetzbuch, dessen 62 Artikel die Ausschließung der Töchter von der Erbschaft der Güter vorschrieb. Man machte davon die Anwendung auf die Thronfolge, und Philipp V. von Spanien, aus dem Hause Bourbon, führte es 1713 auch ein, aus Anlaß des spanischen Erbfolgekrieges (1701—1714). Dem zufolge hätte müssen Don Karlos nach seines Bruders, Ferdinands VII., Tode den Thron besteigen; allein Ferdinand hob für den Fall, daß die schwangere Christine von einer Tochter entbunden würde, die Gültigkeit des salischen Gesetzes in Spanien auf, 29. März 1830. Auch in Frankreich, wo das salische Gesetz gilt, ward es Ursache blutiger Kriege. Der englische Eduard III. machte als Tochtersohn Philipps IV., des Schönen, nachdem dessen drei Söhne schnell nach einander durch den Tod vom Throne abgerufen worden waren (Ludwig X. 1316, Philipp V. 1322, Karl IV. 1328), Ansprüche auf diesen; denn der Mannesstamm der Kapets war mit ihnen erloschen. Französischer Seits hielt man an Erbfolge einer männlichen Linie fest, und Philipp VI., Philipps IV. Brudersohn, folgte (Haus Valois 1328).

Deßhalb begannen die über 200 Jahre dauernden Kriege zwischen England und Frankreich, in welchen bei Maupertius 1456 Johann, Philipps VI. Nachfolger, vom schwarzen Prinzen, Eduards III. Sohn, gefangen genommen wurde und in London starb, und 1429 Johanna d'Arc, Jungfrau von Orleans, Karl VII. wesentliche Dienste leistete. G.

Feuilleton.

Ein Mönch predigte gegen den gelehrten Reuchlin, der sich zum Aerger der Mönche der Verbrennung der Erzeugnisse hebräischer Literatur widersetzt hatte und der vorzüglichste Kenner der griechischen Sprache damals war (er starb 1521), folgender Weise: „Man hat eine Sprache erfunden, die griechische; die ist aller Trennungen Mutter. Es ist in derselben ein Buch geschrieben, das neue Testament, in dem sind viele gefährliche Stellen. Jetzt entsteht eine andere Sprache, die ist hebräisch, und wer sie lernt, wird ein Jude."

Eine rabbinische Fabel sagt, Gott habe dem Menschen nur 30 Lebensjahre bestimmt; aber auf sein Verlangen habe er ihm vom Leben des Esels 20 Jahre und ebensoviel vom Leben des Hundes und Affen hinzugegeben.

Der erste französische Papst war Clemens V. 1305, vorher Erzbischof von Bordeaux. Bei dessen Wahl sagte ein Cardinal zu seinem Nebenmann: Hodie fecisti caput mundi de gente sine capite (heute hast du das Haupt der Christenheit aus einem kopflosen Volk erwählt).

Die Dreiheit, welche in dem lateinischen Worte Mos steckt, regiert die Welt: Mulier Opinio Sacerdos, Weib, Wahn, Priester.

Als Papst Urban V. die Excommunicirt hatte als Unruhstifter, überbrachten zwei Legaten die Bulle nach Mailand dem Bernhard Visconti. Dieser empfing sie ruhig und begleitete sie zurück bis auf eine Brücke Mailands, wo Wachen standen und daneben eine drohende Volksmenge. Hier that er einen furchtbaren Schwur, sie nicht eher zu entlassen, als bis sie zwischen Essen und Trinken gewählt hätten. Zagend antworteten sie, sie wollten lieber essen, als, wo so viel Wasser wäre, trinken. „Nun so ess die Bulle ganz auf!" Pergament ißt sich nicht gut. Sie legten sich auf's Kapituliren; allein vergebens; das Pergament mußte in den Magen.

Ich vergleiche eine Familie einem Bienenkorbe und hingegen so ein einsames Kloster voll lediger Leute einem Wespennest. (J. A. Bengel.)

Das Leben, Brüder, ist nur Reise,
Die Heimath das verschwiegne Grab.
Der Thor murrt unterwegs, der Weise
Geht froh an seinem Wanderstab.
(F. v. Köpken.)

Berichtigungen. Nr. 71, Z. 1. lies: der Nachtgall Abendlied; — Z. 9 lies: Ja's Gebet mir, Seufzerlin!

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Leip.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 95. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Sgr. (2½ Egr. oder Rgr.) berechnet.

Der Glöckner.

Auf dem Thurme der alte Glöckner ſtand,
Er blickte hinaus in's finſtere Land,
Er ſchaute mit tiefbewegtem Sinn
Auf die ſtillen Gräber des Friedhof's hin.

Und fernher ſchwankt, wie Rabenflug,
Mit Fieren und Fackeln ein Trauerzug;
Eine Jungfrau führten ſie weinend dar,
Den Strauß am Buſen, die Myrth' im Haar,
Im Tode noch lieblich anzuſeh'n, —
Des Glöckners Tochter, ſo gut und ſo ſchön.

Und wie der Zug am Grabe ſteht,
Der Glöckner ſpricht ein leis Gebet,
Die Glocke tönt ſo dumpf und bang,
Zum feierlichen Grabgeſang.
Und wie der Sarg hinunterſinkt,
Im Thurme Laut um Laut verklingt.

Nach dreien Tagen, wie Rabenflug
Schwankt ein beflorter Trauerzug,
Sie führten den alten Glöckner zur Ruh',
Der Wind bewegte die Glocke dazu.

Rd. Barp.

Beiträge zur Geſchichte des Adels.

Von

H. A. v. Croufa-Chèbre.

I. Der älteſte deutſche Adelsbrief.

Im Jahr 906 erhob K. Ludwig III. den königlichen Erbunterthan Johann in den freien Adelsſtand *). Die noch bei ſeiner Nachkommenſchaft, den Edlen von Glarus, genannt Tſchudi von Greplang, vorhandene Urkunde, lautet wörtlich folgendermaßen:

„In nomine sanctae et individuae Trinitatis. Ludovicus divina favente gratia Rex. Noverint omnes fideles nostri praesentes scilicet et futuri, quia nos rogatu Purnehartl dilecti Comitis nostri quemdam proprium servum nostrum Johan nominatum in praesentia fidelium nostrorum per exemsionem denarii de manu ejus juxta legem Salicam in Klemosynam nostram liberum dimisimus et ab omni jugo servitutis absolvimus ejus quoque absolutionem hoc scripto firmavimus, quam in omni tempore firmam inviolabilemque manuram esse volumus. Praecipientes ergo jubemus, ut sicuti reliqui manumissi, qui per hujusmodi noti Ingenui, ita delucepo memoratus Johan bene Ingenuus atque securus existat. Et ut istius Ingenuitatis pagina firma stabilisque consistat, annulo nostro eam consignare jussimus. Ernustus, Cancellarius ad vicem, Theomari Archi Capellani recognovit, data 11. Kl. Jun. Anno incarnationis Domini DCCCCVI. Indict. VIII. Anno Regni Domini Ludovici VII. actum in Rotwila feliciter Amen."

Dieſer Johann wurde bald nachher mit der Majora oder dem Meyer-Amte zu Glarus (Clarona) und dem Lande Glarus von der damaligen Aebtiſſin des Gotteshauſes Seckingen erblich beliehen, wie aus folgender Urkunde erhellt:

„In Christi Nomine Amen. Convenit ea quae in tempore fiunt litteris manifestare, unde ego Rudolphus Villicus Claronensis, Vir liberae conditionis, fateor me eundem Villicatum, cujus proprietas cum tota valle Claronae ad Ecclesiam Secconiensem spectat in feodum recipisse à Reverenda Domina Berchta Abbatissa et Capitulo ejusdem Secconiensis Ecclesiae, sicut et Proge-

*) Nach fallichem, nicht nach allemannischem Rechte, welches in Rhätien, zu welchem Glarus gehörte, geübt wurde; demnach war jedenfalls „Johan" ein Fremder! —

Digitized by Google

nitores mei Viri ingenui, videlicet: Udalricus de Clarona Pater meus, Johannes avus, Rudolphus proavus, et Johannes abavus hactenus a praefata Ecclesia in feodum tenuerunt. Et ob id solitum juramentum eidem Abbatissae et Capitulo praestiti fidelitatem ac obsequium promittens, majore majorum meorum, et juxta ejusdem Villicationis officii sequitatem ac debitam consuetudinem, ut probum Vasallum decet, executurum. In cujus rei fidem Sigillum meum hule chartae apposui, quae data est IV. kal. Aprilactum vero in ipso Monasterio Secconiensi. Anno Dominicae incarnationis MXXIX. Indict. XII. Providente Sedem Apostolicam Johanne Papa viccsimo, Regnante Conrado Imperatore, Warmanno tum Ecclesiae Constantiensis Episcopo et Ernesto Alemannorum Duce inclito, Praesentibus testibus: Herm de Wexenberch (Wexsenberg) Nobili, Rudolpho de Bilstein, Arnoldo de Mandach liberae conditionis Vasallis Secconiensis Ecclesiae, Berth. Plebano in Lauffenberg et aliis quam pluribus. (L. S.) *)

(Fortsetzung folgt.)

Ein alter Dandy.

(Fortsetzung.)

„Mein Name ist Wallace," sagte der andere; „Aber die übelberathene Hartnäckigkeit der Männer, welche den nutzlosen Versuch von 45 machten, wobei mein Vater seinen Titel und sein Vermögen verlor, dringt mir noch einen Rang auf, auf welchen ich, bis er mir von unserm jetzigen König wieder hergestellt ist, kein Recht habe."

„So sind Sie also kein Jakobite?"

„Nein — ich sehe die Ursachen des Sturzes der rechtmäßigen Linie zu gut ein, um mich nicht zu freuen, daß ihre Bemühungen, eine Restauration zu veranlassen, vereitelt worden sind. Ich spreche ohne Vorurtheil über den Gegenstand, denn ich kann jetzt an solchen Dingen kein Interesse haben. Die Minister sind wie billig entschlossen, die Sünden der Väter an allen folgenden Generationen zu strafen und ich werde in der Zukunft keine weitern Schritte thun, ihren Entschluß zu ändern."

„Und Henriette ist Ihre Schwester?" fragte der junge Mann. „Ich wußte es von vorn herein. Sie war so wenig eine Putzmacherin, als ich es bin. Und glauben Sie mir, mein Herr, von dem Augenblicke an, als ich sie zuerst sah, wurde ich blos durch ein thörichtes Vorurtheil, welches ihre Tugenden und ihre Schönheit allmählig besiegten, abgehalten, ihr mein Herz und meine Hand anzubieten."

„Ihre Hand, mein Herr?"

„Ja wohl! Und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wenn Sie davon reden, es aufzugeben, den Entschluß des Ministeriums zu ändern, so wissen Sie nicht, welchen Einfluß ein paar Parlamentsglieder auf seine Erwägungen haben können. Mein Oheim hat über fünf bis sechs Sitze zu verfügen, und ich habe große Lust, selbst einen zu nehmen, warum er mich oft gebeten hat, blos um das Vergnügen zu haben, die Regierung zu einem Acte der Gerechtigkeit zu nöthigen. Doch lassen Sie uns fort, mein Liebster, um Henrietten zu zeigen, daß wir beide noch am Leben sind. Aber nein, ich will mir vor der Hand die Wonne versagen, sie zu sehen. Ich will die Einwilligung meines Oheims holen, und bedenkt er sich einen Augenblick, so bringe ich ihn selbst mit, damit er mit eigenen Augen urtheilen kann."

Seit wir aber den Baronet verlassen haben, war Alles in seinem Hause bunt durch einander gegangen. Ein Brief war mit der Adresse: „An die Dame von dem Hause," angekommen und natürlich seiner jungfräulichen Schwester, Miß Arabella, in die Hände gefallen; und nicht geringes Erstaunen erregte besagter Brief in der Brust dieser unschuldigen und gutmüthigen alten Jungfrau. Er kam von Madame Preston und enthielt eine Klage über das Betragen des galanten Sir John Blinkinsop gegen sie und sprach sie so eindringlich und beredt um Schutz an, daß die zartfühlende Arabella gerührt ward und Madame Preston nach St. James Square holen ließ, um gemeinschaftliche Maßregeln zu berathen. Wenn zwei Frauen ihre Köpfe zusammenstecken, so ist es für ein armes Individuum von dem härteren Geschlecht unmöglich, ihren Garnen zu entgehen. Die vorlaute Miß Josephine und der streng sittliche Peter Mell fanden es, die eine wie der andere, anstößig und seltsam, als dieser erste Diener den Befehl erhielt, seinem Herrn zu melden, daß die junge Dame, welche sich nur mit Miß Arabella eingeschlossen hatte, ihn allein zu sehen wünschte. Die tugendhafte Entrüstung des sittensplitternden Friseurs hatte einige Zeit, sich zu legen, denn Sir John war unglücklicherweise nicht zu Hause. Sein Neffe war aus dem Parke geeilt und hatte ihm, so deutlich, wie es ihm bei seiner Aufregung möglich war, den Vorfall von diesem Morgen, die Entdeckung von Henriettens Rang, erzählt und ihn gedrängt, zu seiner Vermählung seine Einwilligung zu geben. Aber der Oheim bildete sich so viel auf seine Weltkenntniß ein, daß er natürlich nicht eine Sylbe von der schönen Geschichte mit der Brieftasche glauben wollte und der festen Meinung war, daß sein Neffe ein paar Gaunern in die Hände gefallen wäre. Um sich über diesen Punkt selbst Auskunft zu verschaffen, gab er vor, er wollte sich einige Tage Bedenkzeit ausbitten und eilte, sobald er eine Gelegenheit dazu fand, nach Wardour Street, wo er gehörig auf Henriettens Zimmer eintraf. Entzückt über ihres Bruders Wohlbehalten und die glückliche Beendigung des Zweikampfes, strahlten ihre Blicke vor Freude. Sir John blieb erstaunt über so viel Schönheit an der Thüre stehen und

*) Das Siegel enthält das alte Stammwappen von Glarus, einen laufenden (schwarzen) Steinbock im (je dreien) Felde. –

Digitized by Google

entſchuldigte ſich auf die bezaubernd̃ſte Art, die ihm zu Gebote ſtand, daß er unangemeldet erſchienen ſei. Aber ſeine Zurückhaltung wich bald, da er zu der reizenden Klaſſe von Philoſophen gehörte, welche alle Frauen für gleich halten — und daß die ſeltſamen nur etwas beſſern Schauſpielerinnen ſind.

„Ich bin," ſagte er, „in der Erwartung gekommen, ein hübſches Mädchen zu ſehen und erblicke — einen Engel!"

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr."

„Ach, wir werden uns ſchon bald verſtehen lernen. Sie ſind doch Miß Wallace? Ich zweifle nicht, daß ſo viel Schönheit von gleich herrlichen Talenten geziert und erhöht iſt."

„Darf ich fragen, welcher Anlaß Sie vermochte, ſo viele Treppen zu erſteigen, um meine armen Talente aufzuſuchen?"

„Um ſie zu bewundern."

„So! dann bitte ich Sie, da die Entfernung den Zauber ſtets erhöht, ſie in Zukunft aus großer Ferne zu bewundern."

„Ihr Witz iſt unvergleichlich. Ich kann unter einem ſo blitzenden Feuer kaum Athem ſchöpfen."

„Vielleicht erklärt ſich in Ihrem Alter die Schwierigkeit, Athem zu ſchöpfen, natürlicher aus der Anſtrengung, womit Sie die Treppen geſtiegen ſind."

„Sie ſind ſcharf, Madame; aber ich liebe eine beißende Erwiederung — beſonders, wenn ſie von ſolchen Lippen kommt."

„Ich muß Sie bitten, mein Herr, ſich einer ſolchen Sprache zu enthalten. Ich erwarte meinen Bruder in jedem Augenblicke, und —"

„Sie haben alſo einen Bruder? Es iſt ein ſonderbarer Umſtand in der Naturgeſchichte, daß alle hübſchen Putzmacherinnen ſtarke Burſche zu Brüdern haben. Iſt der Ihrige ſchon lange Ihr Bruder geweſen, mein ſchönes Kind? Sie verſtehen mich doch?"

„Nein, ich verſtehe Sie nicht; aber ich ſehe aus Ihrem Benehmen, daß Sie mich beleidigen wollen, und ich muß darauf dringen, daß Sie ſich augenblicklich entfernen."

„Welcher ſonderbare Einfall! — Auf meine Ehre, Kind, Sie ſcherzen. Bedenken Sie doch, daß Sie es nicht mit einem unerfahrenen Knaben zu thun haben, ſondern mit einem Weltmanne. Laſſen Sie uns zu einem Verſtändniß kommen: Kennen Sie mich, Madame?"

„Mehr als ich wünſchte. Ich beſtehe darauf, daß Sie mich allein laſſen. Dieſe Zimmer ſind mein."

„Und ſind erbärmlich für ein Mädchen von Ihrem Geiſte und Ihrer Schönheit. Sie ſollen in ſchönern Zimmern als dieſen wohnen. — Sie ſollen Alles erhalten, was Sie ſich nur wünſchen mögen — Pferde, Wagen, Bediente."

„Fort, alter Mann! — fort!" rief Henriette, indem ſie aufſprang und einer Nymphe nicht unähnlich ſah, welche einen Satyr mit ihrem Unwillen überſchüttet. „Ich will Ihre beleidigenden Anträge nicht länger ertragen. Wer Sie ſind, weiß ich nicht — was Sie ſind, vermuthe ich und ich will meine Lippen nicht mit dem Namen beflecken — entfernen Sie ſich!"

Die Entrüſtung war zu natürlich, als daß ſelbſt Sir John ſie für Verſtellung hätte halten können. Die ungeheuchelte Ueberzeugung drang ſich ihm allmählig auf, daß ſie in Wahrheit das reine und edle Weſen war, wie es ihm ſein Neffe beſchrieben hatte, und da wir ſchon geſehen haben, daß ſeine Gefühle weit beſſer waren, als ſeine moraliſchen Grundſätze, ſo drängte es ihn, ſein Betragen zu beſchönigen und wieder gut zu machen. „Ich verſichere Ihnen, Madame, ich habe bloß geſprochen, um Sie zu prüfen," fing er an, „habe ich Sie beleidigt, ſo werden Sie mir ſicher verzeihen, wenn Sie meinen Beweggrund erfahren. Ich bitte Sie, Miß Wallace, beruhigen Sie ſich — die Zeit dürfte bald kommen, wo dieß Alles ſeine Erklärung finden wird."

„Nie, mein Herr — aber hah! da kommt mein Bruder!" In einem Augenblicke änderte ſie ihr Benehmen, denn ſie fürchtete eine Wiederholung des unangenehmen Auftritts am Morgen und ſagte: „Bruder, dieſer Herr iſt ein Fremder, welcher in mein Zimmer gekommen iſt, um eine Perſon zu ſuchen, welche er nicht gefunden hat."

„Und eine Perſon gefunden hat, die er nicht ſuchte," ſagte Sir John für ſich.

„Wir ſind ſelbſt fremd, mein Herr," ſagte Kapitain Wallace; „und wir können Ihnen, wie ich fürchte, ſchwerlich Auskunft geben."

„Ach bemühen Sie ſich ja nicht im mindeſten, ich werde mich ſchon ſelbſt zurecht finden. Da ich aber ſo glücklich geweſen bin, Ihre Bekanntſchaft zu machen, ſo wird es mir eine Freude gewähren, wenn Sie mir erlauben, meinen Beſuch zu erneuern."

„Sie müſſen aus dem Fuße, auf welchen wir leben, ſelbſt ſehen, daß wir keine neuen Bekanntſchaften machen können," erwiederte der Kapitain ſteif.

„Nicht? Aber ich ſage Ihnen, die Zeit dürfte bald kommen, wo Sie meinem Beſuche mit Freuden entgegenſehen werden." Unter dieſem Geſpräche war er bis an die Thür belangt und wäre faſt von dem jungen Herrn Blinkinſop, welcher hereinſtürmte, zu Boden geworfen worden.

(Schluß folgt.)

Die äußerliche Trauer um Todte.

Bei der äußerlichen Trauer um Todte in allen Zeiten und Gegenden kann man ſich des Gedankens nicht ganz erwehren, daß die Zurückbleibenden mehr, als die Geſchiedenen, der Gegenſtand der Traueranſtalten immer geweſen ſind. Man thut auch wenigſtens zu-

Digitized by Google

weilen wohl, über den Trauernden den Todten zu vergessen, wenn ein Unwürdiger die Veranlassung ist, daß Viele die buntfarbigen Kleider mit denen von schwarzer Farbe vertauschen — einer Farbe, in der freilich Maler und Dichter auch die Hölle und ihre Bewohner darstellen. Und die schwarzen Kleider wieder wird man veranlaßt von ihrer ernsten Bedeutung getrennt zu denken, wenn aus ihrer Hülle statt eines bleichen und abgehärmten Gesichts ein vollmondiges, hochrothes Antlitz hervorsieht, an dem, statt ausgepreßter Thränen, reichliche Schweißtropfen abgetrocknet werden. Gehen wir die Sitten, zu trauern, von altersher durch, wir sehen, daß die Trauer immer mehr das Auge auf die Trauernden, als den Gedanken auf den Todten richten mußte. Der Orientale bezeugt seine Betrübniß überhaupt, wie insbesondere über den Tod der Verwandten und Freunde, durch weit heftigeres Geberden, als der Abendländer; auch ist sich hierin, wie in allen seinen Gewohnheiten, jener im Laufe der Jahrhunderte ähnlicher geblieben, als dieser. Die Trauer der Orientalen in Sack und Asche, wer kennt sie nicht aus unserer sprüchwörtlichen Redeweise? Der Sack ist ein grobes Trauerkleid, aus härnem Zeuge verfertigt, ohne allen Schnitt, daß es also wie ein Sack am Leibe hing; durch einen Gürtel wurde es zusammengehalten. Die Asche streute man auf den Kopf. Wer keinen Sack anlegte, trug wenigstens schmutzige Kleider und entäußerte sich alles Schmucks, folglich auch des Schmucks, auf den der Orientale so stolz ist, des Bartes; dieser und das Haupthaar wurde abgeschoren, oder gerauft. Zur Trauer gehörte auch das Fasten und nicht selten das Zerkratzen des Gesichts und anderer Theile des Körpers. Vorn an der Brust zerriß man das Kleid und verhüllte das Kinn. Noch jetzt macht der Jude bei dem Tode seiner Verwandten mit der Scheere einen Schnitt in sein Kleid. So kommt der kluge Jude mit seiner Trauer wohlfeil weg; denn der Aufwand ist ein seidener Faden, um den Schnitt wieder zuzunähen. Bei dem Trauermahle trank man einander aus dem Trostbecher zu. Wir wissen, daß man bei den Leichenessen auf unsern Dörfern sich recht reichlichen Trost zuweilen zutrinkt. Die observanzmäßige Trauer dauerte bei den Juden drei Tage. — Wenn bei den alten Griechen der Todte gewaschen, gesalbt und in weißleinenem Tuche auf die Bahre gelegt war, umgaben ihn seine Angehörigen und Freunde und hoben die Leichenklage an, die oft auch von besonders dazu berufenen Personen in Gesang eingekleidet wurde, nebst traurigem Flötenspiele. Man raufte sich die Haare aus und warf sie auf die Leiche. Das Bestreuen des Hauptes mit Asche fehlte auch hier nicht. Außerdem bezeugte man die Trauer durch Einsamkeit und Stille, durch Fasten, Verschleiern und Anlegen schlechter oder schwarzer Kleider. Den Spartanern dagegen kam es zu weibisch vor, sich mit öffentlichem Klaggeschrei hören zu lassen, und nur bei dem Tode der Könige vernahm man es. — Bei den alten Römern wurde die Leiche acht Tage lang im Vestibulum des Hauses ausgestellt (collocatio auf dem lectus feralis). Während dieser Ausstellung wurde öfters lautes Klaggeschrei (conclamatio) angestellt unter heftigen Geberden. Bei dem Leichenzuge schlug man sich mit geballter Hand Aerme, Brust und Gesicht, bestreute den Kopf mit Staub, raufte sich das Haar, oder ließ es flattern, und wenn man es schor, legte man es auf die Brust des Todten, oder auf sein Grab. Die Kleidung war schwarz. Statt der goldnen Ringe steckte man eiserne an, und anderer Schmuck wurde beseitigt. Die Männer verhüllten sich, wogegen die Frauen mit offnem Gesicht gingen; also das Gegentheil der Sitte außer der Trauerzeit. Die Dauer der angelegten Trauer war in jedem besondern Falle durch Gesetze bestimmt. Bei Wittwen währte sie zehn Monate in frühern Zeiten, später ein Jahr.

Gt.

Feuilleton.

[Erinnerung an Iffland, gest. 22. Sept. 1814.] Er war als Director, wie ein Vater, für das Wohl und Wehe des unter seiner Leitung stehenden Personals besorgt. Er verpfändete nicht nur seine von allen Fürsten Deutschlands empfangenen reichen Geschenke an Juwelen und Pretiosen, sondern auch sein Landhaus nebst Allem, was er besaß, nur damit den Schauspielern während der Unglücksperiode Preußens ihr Gehalt ausgezahlt werden könnte. Als Staatsdiener und Patriot, aber auch zugleich als muthiger Mann, charakterisirt ihn vorzüglich folgender Vorfall. Am Geburtsfeste der angebeteten Königin Luise hatte er im Gehirnen veranstaltet, daß am Schlusse eines allegorischen Ballets ihre geschmückte Büste aus der Versenkung sich erhob, an deren Postamente im Brillantfeuer die Inschrift strahlte: „Es lebe Luise, unsere angebetete Königin.“ Der Jubel der Zuschauer war unbeschreiblich, aber groß auch die Wuth der französischen Behörden. Der Stadtcommandant Hülin ließ ihn arretiren und empfing ihn mit den Worten: „Savez-nous, Monsieur, qu'à l'instant même je vous feral fusilier!“ J. erwiederte kaltblütig: „Faites, mon général, ce que vous jugerez à propos, je me soumets à tout.“ Er wurde entlassen mit den Worten: „Retirez-vous en attendant. Nous en parlerons plus tard.“ Hiermit hatte es sein Bewenden. (Nach Korsinsky's Album d. würtemb. Hoftheaters erzählt.) Gt.

Wer Geist besitzt, besitzt die Kunst,
Was ihm gefällt, aus sich zu machen.
(v. Göckingk.)

Dummheit ist der Wetzstein des Witzes.
(Shakespeare.)

Wie ein unterbundenes Glied, so erstirbt der gebundene Geist.
(F. Jacobs.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 96. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 6 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehängt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Osterhymne.

Singt einen Psalm dem großen Gott!
Die Weltenstimmen riefen wieder;
Sein Hauch trug sie zur Erde nieder,
Sie riefen aus sein Machtgebot!
Die Frühlingswelt ist auferstanden,
Und weitumher in allen Landen,
Vom Aufgang bis zum Niedergang
Schallt Dir ein großer Jubelsang,
Dir ew'ger Gott,
Herr Zebaoth!

Hehr sind Deiner Liebe Pfade;
Auf dem Halm der grünen Au'
Und auf Deinem Weltenbau
Flammt das Siegel Deiner Gnade;
Liebe künden Deine Boten,
Liebe hauchen Deine Odem,
Wenn der Lenz in Jugendpracht,
Herr, durch Deine Welten lacht.
Liebe murmelt sanft und helle
Durch das Grün die Silberwelle;
Liebe strahlt das Firmament,
Und der Sonnenbürger nennt:
„Abba," Dich, o lieber Vater!"

Und der Leu in seiner Wüste,
Wenn der Lenzhauch ihn begrüßte,
Brüllt des Morgenpsalms Frohlocken,
Schüttelt seiner Mähne Locken.
Und das Weltmeer wogt vor Dir,
Und der Wallfisch spielt vor Dir;
Und der Adler und der Wurm,
Und der Zephyr und der Sturm
Jauchzen: „Abba, lieber Vater!"

Soll das Herz nicht größer werden,
Wenn die Schöpfung auferstieht,
Wenn die neugebornen Erden,
Feiern Gottes Majestät?

Auch in tiefer Menschenbrust
Regt sich Auferstehungslust.

Auferstehen, auferstehen
Muß in uns die Wunderkraft,
Die wie junges Frühlingswehen
Neue Lebensfreuden schafft.

Auferstehen, auferstehen
Muß in uns des Glaubens Muth,
Daß wir fest und freudig sehen
Auf das Eine, große Gut!

Auferstehen, auferstehen
Muß des Wissens heil'ges Ringen;
Denn kein Ernten ohne Säen,
Ohne Kämpfe kein Gelingen!

Hilf und Gott zum Auferstehen,
Daß wir recht vor Dir bestehen,
Wenn einst alle Deine Frommen
Neugeboren zu Dir kommen,
Und der letzten Auferstehung
Ruf durch Deine Welten schallt,
Und das „Werde" mächtig hallt
Bei der letzten Saatenmähung!

Ernst Müller.

Beiträge zur Geschichte des Adels.

I. Der älteste deutsche Adelsbrief.

(Fortsetzung.)

Aus dieser Urkunde geht hervor, daß der Groß-Großvater, Johann von Glarus, derselbe war, welcher 906 den Adelstand erhielt; zwischen diesem ersten

Digitized by Google

Johann und dem Urkundenausſteller waren drei Generationen ausgeſtorben, welches alſo auf das erſte Drittel des 10. Jahrhunderts zurückführt. Die ſtets in dem Hauſe Glarus, zugenannt Tſchudi, aufbewahrte Urkunde von 906 zeigt auch ſchon, daß ihr dieſer Johann (I.) ſehr nahe ſtehen mußte; die Urkunde von 1029 führt aber auf dieſe Zeit, wo derſelbe lebte, unbedingt zurück und weiſt die diplomatiſche Abſtammung aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts nach, eine Genealogie, welche wenige Fürſtenhäuſer, ſo hoch hinauf, nachweiſen können. Die Urkunde von 1029 iſt auch höchſt intereſſant als Beitrag zur Wappenkunde, denn ſie enthält das Siegel des alten Wappenſchildes von der Burg und Majora Glarus, ſo wie die erbliche Führung des Namens „von Glarus“ ſeit dem zehnten Jahrhundert und des Erbamtes der Meierei nachgewieſen. Dieſer gedachter Rudolph von Glarus erwarb das Bürgerrecht zu Zürich (1029); von ſeinen Nachkommen war Johann (1157) im Rathe der Ritter, in welcher Stelle das Geſchlecht von Glarus bis zur „Regiments-Aenderung 1336 geſeſſen; Johann fiel in der Mordnacht zu Zürich 1350; ein anderer als öſterreichiſcher Ritter 1388 bei Näffels. Heinrich, deſſen Vater vielleicht ebengedachter Johann war, der 1350 in der Mordnacht zu Zürich blieb, fiel als Verburgerter von Luzern 1386 bei Sempbach. Mehrere waren auch Kirchherren zu Höng (Zürich.) — Die Linie zu Glarus erhielt auch das Vitzthumat über Flums mit der Veſte Greyſang (Crappa-lunga) von dem Hochſtifte Chur zu Lehen. Obenerwähnter Major Rudolph von Glarus (1029) war Vater Johanns, Herrmanns und Heinrichs, ſämmtlich Majores nacheinander zu Glarus; Letzterer führte zuerſt — durch Selbſtgebrauch — den Namen Tſchudi vulgo Schudi (1128), während früher dieſer Beiname, nur als ſolcher, von den Glarnern gegeben wurde, welche die Nachkommenſchaft Johann's (I.), der 906 den Adel erhalten, hiermit bezeichnete. Da nun bei den Ungarn (Madſcharen) „Tſchudi“ ein Fremder hieß, ſo wird vermuthet, was auch die Familienſage unterſtützt, daß er ein Kriegsgefangener K. Ludwigs geweſen (vorher wohl von hohem Herkommen ſchon); weil die Nachkommenſchaft Rudolph's von Glarus (1029) in einem Zweige, von Glarus aus, nach Zürich kam, ſo fand natürlich hier dieſer Beinamt keinen Gebrauch. Die Lehnshuldigung Heinrichs (I.) von Glarus, genannt Tſchudi, von 1127, lautet folgendermaßen:

„In Nomine Domini Jesu Christi. Universis hanc literam inspecturis pateat quod ago Helricus Villicus Glaronensis, dictus Schudi, ipsum Villicatum Glaronensem à Reverenda Domina G. (Gertruda vel Gutta) abbatissa et Capitulo Secconiensis Ecclesiae, cujus Vasallus ingenuus liberae conditionis sum, in feudum recepi pro me et filiis meis legitime natis sicut et majores mei videlicet Hermannus de Glarona et Johannes avus, allique progenitores mei hactenus ex concessione ejusdem Ecclesiae in feudum tenuerunt, adquem ejus proprietas una cum tota Glaronensium Terra spectat meque juramento obligavi simul cum filiis meis Eidem Dominae Abbatissae Capitulo et Ecclesiae fidelitate ac omni debito obsequio parituros, in cujus testimonium Sigillum meum huic chartae affixi. Actum in ipso Secconiensi Coenobio. Testes qui adfuerunt Helricus de Chrenzingen, Rudolfus de Guttenburch, Nobiles. — Chuno Dapifer (Truchſeß) de Rhinfelden, Helricus de Toggern, Ulricus de Beronne (Bernau), Ingenui. Allique plures. Data V. Kalend. Martii. Anno Incarnat. Domin. MCXXVIII. regnante Lothario Tertio Romanorum Rege. Indict. VI. — (L. S.) *)

(Fortſetzung folgt.)

*) Das Siegel enthält wieder das Stammwappenſchild von Glarus, den Steinbock.

Ein alter Dandy.

(Schluß.)

„Was! Onkel! — Wie liebevoll! — Wie gütig! — Sie bemühen ſich, wie ich ſehe, zu meiner Henriette bemüht, um mit eigenen Augen zu urtheilen. Nun? Sie billigen meine Wahl?“

„Sein Dheim!“ rief Henriette; „was habe ich getban! Ach, mein Herr, Ihre Prüfung war etwas ſeltſam — verzeihen Sie mir die Härte meiner Antworten.“

„Ihre Antworten, mein Kind?“ — Ach ja! ſie fallen mir bei. Wie wäre es, wenn wir einen Vertrag ſchlöſſen, und beide die Antworten und Fragen vergäßen. Iſt es Ihnen recht?“

„Sie ſind zu gütig, Onkelchen,“ fiel der Neffe ein, „ich kann Ihnen nicht genug dankbar ſein.“

„Wofür?“

„Daß Sie ſo gütig Ihre Einwilligung zu meiner Heirath geben. Ihnen gefällt doch meine Wahl?“

„Wie ſollte ſie nicht — ſo viel Eleganz!“ erwiederte Sir John.

„Und ein ſolches zartes Gemüth! — Ach, Onkelchen, ich bin ein glücklicher Mann!“ Der Neffe ergriff ihn bei der einen und Henriette bei der andern Hand.

„Hier!“ ſagte Sir John, indem er ihre beiden Hände zuſammenlegte;“ „ſagte ich nicht, die Zeit dürfte kommen, wo Sie mich mit Freuden ſehen würden?“

Einem aufmerkſamen Beobachter wäre es ſchwerlich entgangen, wie Sir John, wenn er auch gegen die Heirath ſeines Neffen keinen Einwand aufbringen konnte oder vielleicht wollte, doch die Rolle nicht ganz behagte, welche er ſpielen mußte. Er bat indeß die ganze Geſellſchaft, ſich nach St. James Square zu verfügen und bemühte ſich, ſeine erſchütterte Selbſtachtung durch einen Spaziergang von einer halben Stunde in Bond Street wieder zu erlangen. Zufrieden mit dem Ergebniß ſeines Nachdenkens, ging er wohlgelaunt nach Hauſe, als er Peter Mell traf, wel-

Digitized by Google

cher ihm mit tugendhafter Entrüstung meldete, daß ihn eine junge Frau auf seinem Zimmer erwartete.

„Eine junge Frau, Peter? Sieht sie hübsch aus?“

„Hübscher, als sie es verdient, so viel ich sehen kann,“ antwortete der sauertöpfische Cato; „aber die Welt ist völlig toll geworden — Miß Arabella weiß es.“

„Den Kuckuk auch! Das ist fatal.“

„Ich keineswegs, Herr — Sie ist so schlecht wie alle andern. Sie hatte nichts dagegen.“

„Wirklich? Dann muß es eine stumpfnasige alte Wittwe sein, die zu milden Gaben auffordert! Sag ihr, ich hätte Geschäfte. Weißt Du, woher sie kommt?“

„Von einer Frau Williams in Frith Street, wie Josephine vernommen hat.“

„Was! — Das ist etwas anders; bring mir meine andere Perücke, Peter — die blonde — die zwei und dreißig Zahr-Perücke; ich möchte auch nicht um einen Tag älter erscheinen; hole mir meine seidene, silberdurchwirkte Weste. Ich hätte mir nicht träumen lassen, daß die spröde Mamsell ihren Sinn so bald ändern würde. Gut so — halte nur wo möglich meine Schwester ab, sich um den Besuch zu bekümmern.“

„Ach, sie hat Gesellschaft. Der junge Herr hat eine junge Dame und noch einen Herrn mitgebracht. Sie sind sämmtlich im Salon.“

„Das ist schön,“ sagte der Baronet, trippelte so hastig, als es ihm die Gicht und die steifen Füße erlauben wollten, fort und öffnete die Thür. Er blieb hinter einem Schirm stehen, als er einen tiefen und höchst wohlklingenden Seufzer hörte. „Holdes Wesen! Ich habe einen Eindruck auf sie gemacht,“ dachte er und indem er hervortrat, erkannte er die schöne Madame Preston, obschon sie jetzt einen Hut trug und ein dichter Schleier ihr Gesicht neidisch verhüllte. Der Shawl, welchen sie am Morgen getragen hatte, war eng vorgezogen, und ihre ganze Stellung zeigte deutlich, daß sie Alles aufbot, um den günstigsten Eindruck hervorzubringen.

„Reizendes Wesen,“ sagte Sir John, „ich wußte, daß ein so zarter Busen nicht lange kalt bleiben konnte. Sie sehnen sich doch hoffentlich mit London aus und vergessen die Einsamkeit und den freudenlosen Aufenthalt in Brady Manor? Nein doch, ziehen Sie Ihre Hand nicht zurück! — Es ist ein so schönes Händchen und ganz der unvergleichlichen Person werth, welcher sie gehört. Sie sprechen ja nicht, schöne Zauberin! Sie waren heute Morgen so redselig, als Sie sich mit dem kühnen Schurken, meinem Neffen, unterhielten. Hören Sie in der Zukunft nicht auf ihn, meine Theuerste. Ich sagte Ihnen, seine Bewunderung würde nicht lange währen, und schon heute hat er einer andern Anträge gemacht, die angenommen worden sind. Nein, mein Engel, trauen Sie einem Manne von gesetzten Jahren und sein Sie überzeugt, daß dieser Kuß —“

Die Dame stand auf, als er sie mit seiner Hand umschlingen wollte und schrie um Hülfe — indem sie zugleich den Shawl zurückschlug und dem vor Schrecken erblaßten Sir John, so wie der ganzen Gesellschaft, welche aus dem anstoßenden Zimmer hereinstürzte, das schadenfrohe, herzlich lachende Gesicht seiner alten jungfräulichen Schwester Miß Arabella Blinkinsop enthüllte.

„Was, John! — Ist nicht einmal Deine Schwester vor Deinen Artigkeiten sicher?“ sagte sie und klopfte ihn auf die Schulter.

„Schämen Sie sich, Onkelchen!“ sagte der junge Blinkinsop. „Auf meine Ehre, Sie sollten ein Beispiel an mir nehmen. Haben Sie mich je meine Tante küssen sehen? Ich schäme mich Ihrer!“

„Nun, wozu denn aller dieser Lärm?“ rief der Baronet; „habe ich denn nicht das Recht meine Schwester auf brüderliche Weise zu küssen, ohne daß alle müßige Leute aus der Nachbarschaft herbeizukommen brauchen, um es mit anzusehen. Aber wie geht dieß zu, Arabella, ich sehe Freunde hier, die ich kaum erwartete?“ indem er auf die wirkliche Madame Preston zeigte, welche auf Kapitain Wallace's Arm ruhte.

„Dieser Shawl, mein theurer Bruder,“ erwiederte die Schwester, „gehört unter Anderm der jungen Dame, welche Dir ihren Gegenbesuch machen wollte für die Ehre, welche Du ihr heute Morgen erzeigt hast, und so glücklich war, in Kapitain Wallace, dem Schwager unseres Neffen, ihren Gatten zu finden.“

„Wallace! Madame, ich glaubte Sie hießen Preston?“

„Ja, mein Herr, so lange mein Gatte der Anerkennung seiner Ansprüche von Seiten der Regierung betrieb; jetzt aber sind wir, Dank Ihrer Güte, vereinigt, um uns hoffentlich nie wieder zu trennen.“

„Und was soll ich denn nun anfangen?“ fragte Sir John; „ich darf es kaum wagen, einem hübschen Mädchen meine Ehrfurcht zu bezeigen, so kommt sogleich ein anderer gewissenloser Mensch und nimmt sie mir vor den Augen weg. Mein Neffe da hat mir eine genommen, Kapitain Wallace eine andere, und es sollte mich sehr freuen, wenn Ihr mir sagen wolltet, was mir zu thun übrig bleibt?“

„Sie sehen sich am besten nach Jemand um, der Ihre Manschetten ausbessert, Oheim;“ warf der junge Herr hin mit schadenfroher Anspielung auf den Auftritt mit Josephinen.“

„Nun, wenn Dir wirklich Niemand sonst übrig bleibt, gegen welchen Du aufmerksam sein könntest,“ sagte Miß Arabella, „so ist es mir schon recht, wenn Du Deine Kraft zu gefallen, an mir übst. Ich hoffe doch, Deine Liebe galt nicht ausschließlich dem Shawl?“

„Der Kuckuk hole den Shawl und die Manschetten obendrein! Mein Arabella, ich denke, das soll mir zur Lehre dienen, und von nun an will ich ein gesetzter, verständiger alter Bursche werden, wie es recht und billig ist. Du und ich wollen uns bestreben, den jungen Leuten unser Haus zu einer lieben Wohnung zu machen, und zum ersten Beweis meiner Besserung drücke ich

Dir, ehrbare Schwester, dieſen Kuß auf Deine ehrbaren Wangen."

Die Wange ward diesmal nicht weggerückt, und es wird in den Jahrbüchern der Familie Blinkinſop berichtet, daß Sir John von dieſer Zeit an ſich ſo gebührend betragen hat, daß ihm das ungetheilte Lob und der ungeſchmälerte Beifall des ſtreng moraliſchen und tugendſamen Peter Mell zu Theil ward; nur einen Fehler indeß konnte dieſer an dem Baronet bemerken, eine auffällige Gleichgültigkeit nämlich gegen die Form ſeiner Perücken und ein gänzliches Verkennen der Kunſt und der Wiſſenſchaft, welche beſagter Peter Mell auf die Verzierung derſelben verwandte.

Friedrich Köhler.

Eine Schilderung und ein Geſtändniß der Maintenon.

Maintenon, Ludwigs XIV. Maitreſſe vor der Welt, aber eigentlich ihm in der Stille angetraute Ehefrau, wurde von Fenelon, Erzbiſchof von Cambray, alſo geſchildert. Er gab nämlich dieſe Charakteriſirung ihr ſelbſt mit Offenheit, und daß ſie dieſe Offenheit zu ehren wußte, wie ſie überhaupt den Mann hoch ehrte, beweiſt die Erwähnung ſeiner Worte in ihren „Mémoires“ da, wo ſie das Kapitel „Sur mes défauts“ beſpricht. „Ihr ſeid natürlich, heißt es, Ihr handelt gut, auch ohne daran zu denken, gegen die, für die ihr Geſchmack und Achtung habt; aber zu kalt, wenn dieſer Geſchmack fehlt. Seid Ihr trocken, ſo geht Eure Trockenheit weit. Was Euch beleidigt, beleidigt Euch ſehr. Ihr habt viel Ehrliebe, Liebe zur ſogenannt guten, wohlverſtandnen Ehre, die aber um ſo viel ſchlimmer iſt, weil man ſie für gut hält; eine dumme Eitelkeit würde man eher an ſich heilen. Ihr ſeid von Natur zutrauend, vielleicht ein wenig zu ſehr gegen Menſchen, deren Klugheit Ihr nicht genugſam geprüft habt; ſobald Ihr aber mißtrauiſch werdet, kommt mir's vor, daß Euer Herz ſich zu ſehr zuſchließt.“ So weit Fenelon. — Das Geſtändniß der Maintenon, das wir meinen, ſtimmt um ſo mehr zum Mitleiden für ſie, wenn wir bedenken, daß ſie eine aus der Verlaſſenheit erhobene Unglückliche war, und doch hören, daß ſie in dem, was die Welt Glück nennt, unglücklicher ſich fühlte, als in der Verlaſſenheit, unglücklicher wenigſtens gewiß neben Ludwig, als neben dem mißgeſtalteten Burlesken dichter Scarron. Im Gefängniſſe war ſie geboren zu Niort, wo ihr Vater, d'Aubigné, ein Abenteurer, eingeſchloſſen war; aber am Hofe war ihre Seele oft mehr von Trauer erfüllt, als die einer Gefangenen. Vom Schickſale als dreijähriges Kind nach Amerika geſchleudert, achtete man ihrer ſo wenig, daß ſie, am Ufer liegen gelaſſen, faſt der Raub einer Schlange geworden wäre. Dann finden wir ſie wieder in Frankreich in der harten Zucht einer Verwandten, und aus dieſer führte ſie Scarron aus Erbarmen in ſein Ehebett. Nach deſſen Tode abermals in Dürftigkeit, ward ihr von Ludwigs Maitreſſe Monteſpan ſelbſt die Gelegenheit dargeboten, künftig den Platz dieſer in Ludwigs Gunſt einzunehmen; denn Frau von Monteſpan wirkte ihr bei dem Könige eine Penſion aus und ſchlug ſie zur Erzieherin ihrer mit Ludwig erzeugten zwei Kinder, des Herzogs v. Maine und des Grafen von Toulouſe, vor. Doch hören wir ſie jetzt ſelbſt. Sie ſchrieb an eine junge Freundin: „Ach, warum kann ich Euch nicht meine Erfahrung geben! Euch den Ueberdruß ſehen laſſen, der die Großen verzehrt, die Mühe, die ſie haben, ihre Tage auszufüllen! Sehet Ihr nicht, daß ich in einem faſt undenkbaren Glück vor Traurigkeit ſterbe? Ich war jung und artig, ich koſtete das Vergnügen und wurde allenthalben geliebt; in reiferem Alter brachte ich Jahre in geiſtigem Umgange hin; ich kam in Gunſt, und, ich verſichere Euch, mein Kind, alle Stände laſſen zurück — eine ſchreckliche Leere. **G.**

Feuilleton.

Kaiſer Tiberius hatte des Auguſtus Vermächtniß nicht ausgezahlt. Ein kühner Witzling rief deßhalb einer Leiche, die vorübergetragen wurde, zu: „Melde dem Auguſtus, daß die von ihm für's Volk beſtimmten Vermächtniſſe noch nicht ausgezahlt ſind.“ Tiberius ließ ihn tödten und gab ihm vorher den Auftrag: „Berichte, daß ich mich zu der Schuld gar wohl bekenne.“

Der ältere Plinius tröſtete ſich über die menſchliche Unvollkommenheit und Beſchränktheit unter Andern damit, daß die Gottheit nicht einmal Alles könne; ſie könne nicht ſich tödten. — **G.**

Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein,
Und für den Edlen iſt kein ſchöner Glück,
Als einem Fürſten, den er ehrt, zu dienen.
(v. Göthe.)

Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.
Wo Sittlichkeit regiert, regieren ſie,
Und wo die Frechheit herrſcht, da ſind ſie Nichts.
Und wirſt Du die Geſchlechter beide fragen:
Nach Freiheit ſtrebt der Mann, das Weib nach Sitte.
(Derſ.)

Im Drang der Welt wird manche Blume,
Voll Frucht des Geiſtes, abgeſtreift,
Wenn ihre Pflanz' im Heiligthume
Der Stille nicht zur Dauer reift.
(Tiedge.)

Wie Manche ſchliefen jetzt mit Ehren,
Wenn ſie zu früh geſtorben wären! (Lichtwer)

Viel Künſte, wenig Kunſt und viel Kunſtkennerei!
Die Kunſt, die ſich durch ſich belohnte,
Sank tief herab zu niedrigem Verkehr.
(Tiedge.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 97. . 1843

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 9 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Ngr. (8½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Der Sänger.

Eine Romanze.

Von

Carl Grafen von Hülsen.

Es leuchtet hell das Kerzenlicht
Im hohen Rittersaale.
Die Gräfin und die Ritter sind
Vereint bei einem Mahle.

„Frau Gräfin," — spricht der Ritter Kunz —
„Ihr müßt Euch nun vermählen!
Vorbei ist heut' das Trauerjahr;
Gerufet, aus uns zu wählen."

Und düster blickt die schöne Frau
Sich um im weiten Kreise.
„Ich weiß nicht, wen ich wählen soll?" —
Spricht sie in sanfter Weise.

Da tritt ein Sänger in den Saal,
Verneigt sich tief vor Allen
Und bittet, daß er spielen darf
Ein Lied in diesen Hallen.

Und in die Saiten greift er nun
Und singt von Lenz und Liebe.
Er singt so hold, so ritterlich
Vom schönsten aller Triebe.

Die Gräfin wird bald bleich, bald roth
Ihr ist so wohl im Herzen.
Sie hat erkannt den Jugendfreund,
Dem sie entsagt mit Schmerzen.

Still sitzet da die Ritterschaft,
Gewichen ist die Strenge.
Des Sängers Lied hat sie gerührt,
Der Zither schöne Klänge.

Nun ist zu Ende der Gesang, —
Verhallt der Ton der Zither, —
Gesunken ist des Sängers Kleid, —
Er stehet da als Ritter! —

Er eilet auf die Gräfin zu.
Sie haben sich umschlungen.
„O Elsbeth!" ruft er zärtlich aus —
„Hab' ich Dich jetzt errungen?!" —

Es murret laut die Ritterschaft,
Doch Kunz gebietet Schweigen
Und donnert: „Faßt uns insgesammt
Uns vor Graf Conrad neigen!

Wer tapfer wie Graf Conrad ist,
Wer voll, wie er, des Muthes,
Wer so von Liebe singen kann,
Ist werth des schönsten Gutes!" —

Beiträge zur Geschichte des Adels.

I. Der älteste deutsche Adelsbrief.

(Fortsetzung.)

Von diesem Heinrich von Glarus, genannt Tschudi (1128), war Heinrich II. von Glarus, ebenfalls Tschudi genannt, ein Urenkel, welcher am 1. Juni 1220 der Aebtissin von Seckingen wegen der Majora von Glarus huldigte, in welcher Urkunde alle seine Vorfahren mit Namen genannt werden; er trat hierauf seinem ältesten Sohne Johann seine Allodialgüter und Lehen-Zehenten, seinem Sohne Heintich das Vitzthumat Flums mit der Burg Greplang (churisches Lehen), und seinem Sohne Rudolph die Burg zu Glarus

Digitized by Google

mit der Majora ab; Rudolph fiel (1242) gegen die Tartaren; ihm folgte sein Sohn Rudolph (1242—1253) als der letzte Major von Glarus aus dem Hause Glarus, da die Lehen der Majora dem Edlen Diethelm von Windegg, der ältesten Schwester Rudolphs von Glarus (Margarethens von Glarus und Hartmanns von Windegg) Sohn, 1256 zugesprochen wurde, wogegen vorgedachter Johann von Glarus und sein Sohn Rudolph sich gegen das Stift Seckingen erhoben und 1270 mit einigen Allodialgütern, Lehen und Zehenten entschädigt wurden; letztgedachter Rudolph war von 1265—1302 Landamman von Glarus und hinterließ Rudolphen von Glarus, genannt Tschudi der „lange Riebing," welcher mit seinem Schwager Johann von Seedorf im Lande Uri in heftiger Fehde (1316) war und einstens, als er all' seine Waffen an den Feinden zerschlagen, einen jungen Tannenbaum mit drei Wurzelzweigen ausriß und neun Feinde mit demselben erschlug, weßhalb dieses Geschlecht zum Andenken dem alten Wappenschilde ein neues Feld, einen grünen Tannenbaum mit rothem Stamm und drei Wurzelzweigen und neun rothe oder blutige Zapfen (daran hangend) im weißen Felde hinzufügte. Die Veste Greplang mit dem Bitzthumat und der alten Burg zu Flums kam 1249 wieder ganz eigenthümlich an das Hochstift Chur. Endlich erwarb Ludwig von Glarus, genannt Tschudi, 1528 die dem Hochstifte Chur vergalte Herrschaft Greplang wieder mit ihren Rechten zu Flums; auf Greplang starb Ludwig 1530, welcher sich bei Navarra (1513) und bei Biseca (1522) ausgezeichnet gehabt und das Unglück hatte, mit dem K. Franz bei Pavia (1525) gefangen zu werden, welches ihm vieles Lösegeld gekostet. Der König nannte ihn „seinen lieben und großen Freund" und ernannte ihn zu seinem Gardehauptmann mit Generalsrang und zum Kammerherrn; 1522 wurde er Herr zu Ortenstein in Hohen-Rhätien (im Gotteshausbund in Bünden) und erhielt die souverainen freiherrlichen Rechte vom Kaiser Karl V. 1524; er verkaufte aber seine Herrschaftsrechte an die Commun, welche seit dieser Zeit frei oder selbstständig wurde.

(Schluß folgt.)

Besiegte Vorurtheile.

Von

Carl Grafen v. Hülsen.

In dem Gastzimmer eines kleinen Städtchens an der sächsisch-baierischen Grenze ging ein hübscher junger Mann, versehen mit einem starken Backen- und Schnurrbarte, auf und nieder. Er war eben mit Extrapost angekommen. Außer demselben befanden sich noch der Wirth und ein kleines, unansehnliches Männchen, welches lesend an einem Tische saß und ein Glas Bier nebst einer Steinkruke vor sich stehen hatte, in der Gaststube. — „Was giebt es Neues?" — fragte der Fremde den Wirth. — „Kann mit nichts Neuem aufwarten;" erwiederte achselzuckend der Gefragte, „denn die alte Leipziger Zeitung verdirbt sich daran nicht den Magen, und unsere Wochenblätter enthalten weiter nichts, als Aufschneidereien." — „Was es Neues giebt?" sprach der unansehnliche Kleine, welcher die letzten Worte überhört zu haben schien. „Nichts giebt es Neues! Wie kann es auch in einem Lande Neues geben, wo keine Preßfreiheit besteht? Alles geht in einem solchen Lande seinen alten Weg, wie der unglückliche Karrengaul, welcher dazu verdammt ist, nichts weiter zu thun, als Kohlen zu holen. Hätten wir Preßfreiheit, mein Herr, so wollte ich Ihnen schon etwas Neues erzählen. Ja, Preßfreiheit fehlt uns! Fort mit der lästigen Censur, dieser Guillotine der Freiheit! Wenn ich mich in einer Wüste befände, dem Verschmachten nahe, und könnte wählen zwischen einem Trunke Wasser und der Preßfreiheit für Deutschland, so würde ich den kühlenden Trunk verschmähen und Preßfreiheit begehren! O wir beklagenswerthen Schriftsteller!" — Der Erattirte warf sich zurück in seinen Stuhl, schloß die Augen und kreuzte die Arme. — Der Fremde beschaute lächelnd die komische Erscheinung, und der Wirth blickte behaglich auf seine weite Peripherie, indem er murmelte: „Gleichviel, ob Preßfreiheit oder nicht!" — „Da Sie ein Schriftsteller sind," sprach der Fremde lustig zu dem Erattirten, welcher unterdeß die Augen wieder aufgemacht hatte, „so habe ich das Vergnügen, mich Ihnen als Ihren Collegen zu präsentiren; aber Sie scheinen freilich ein Schriftsteller von Fach zu sein, und ich kann mich nur einen Sonntagsschriftsteller nennen. Interea hoc perinde est. Wir sind Collegen, und lassen Sie uns ein Glas Wein auf gute Collegenschaft trinken. Herr Wirth," sprach er gleich darauf zu diesem, „geben Sie gefälligst eine Flasche Rheinwein und zwei Gläser." — „Welche Sorte beseblen Sie?" fragte der Wirth. — „Welche Sorte?" lachte der junge Mann. „Nun, wenn Sie nicht blos verschiedene Etiquetten, sondern auch verschiedene Sorten haben, so bitte ich um eine Flasche Liebfrauenmilch." — „O, von dieser Sorte habe ich etwas ganz Vorzügliches!" bemerkte schmunzelnd der Wirth, indem er sich entfernte. — „Sie wollen mich wahrscheinlich bestechen," sagte der kleine Schriftsteller sehr ernst, wie ein Thorschreiber nach dem Fremden blickend, „weil ich ein Freund der Preßfreiheit bin und Sie gewiß ein Feind derselben sind." — „Ich Sie bestechen?" sprach lachend der junge Mann, „das fällt mir nicht in den Sinn, und ich wüßte nicht, was ich davon hätte. Ich habe gottlob nicht nöthig, die Leute zu bestechen, und thue es höchstens nur an gewissen Grenzen, nicht weil ich Contrebande bei mir führe, sondern weil ich dadurch des lästigen Visitirens überhoben werde." — Der Wirth brachte den von ihm gepriesenen Wein, und der

Digitized by Google

Schriftsteller und der Fremde saßen sich gegenüber. — „Ich bin," sagte der Letztere, „nachdem ich meine Studien auf Universitäten absolvirt, sechs Jahre in der Welt umhergereist und habe mich an den größeren Orten Europa's geraume Zeit aufgehalten. In England und Frankreich war ich beinahe drei Jahre und also lange genug, um diese beiden Länder genau kennen zu lernen. Ich bin weit davon entfernt, mich mit Ihnen wegen der Preßfreiheit in eine Diatribe einzulassen, will Ihnen auch eben so wenig meine Ansichten darüber mittheilen, ob diese Freiheit für Deutschland segensreich sein dürfte oder nicht; aber eine Versicherung muß ich Ihnen wenigstens geben, und zwar die, daß die Preßfreiheit weder für England, noch für Frankreich den Segen gebracht hat, welchen man bei uns von derselben für Deutschland erwartet. Doch satis superque! Als ich in Paris war, habe ich oft kleine Aufsätze für deutsche Blätter geschrieben, weil ich am Schreiben Vergnügen finde und mich jedesmal erleichtert fühle, wenn ich mich über das, was mein Inneres unangenehm berührt hat, öffentlich ausgesprochen habe. Deßhalb —" schloß der Fremde lächelnd seine Rede — „glaubte ich berechtigt zu sein, mich für Ihren Collegen halten zu können." — „Wollte der Himmel," sprach der Andere, dessen Wangen bereits der Wein geröthet hatte, „daß ich auch nur des Vergnügens wegen schreiben dürfte! Aber ich bin leider gezwungen, aus der Schriftstellerei ein Gewerbe zu machen. Da die Presse nicht frei ist, wir Schriftsteller also nicht über Alles schreiben können, so ziehe ich gegen den Adel zu Felde; denn dieser kann uns nichts thun, und überdieß bin ich der Meinung, daß der Adel, welcher die Throne umnistet hat, hauptsächlich daran schuld ist, daß die Machthaber uns die Preßfreiheit verweigern. Der Herr College sind doch nicht etwa ein Adeliger?" — „Scandalös!" rief aufgebracht der Fremde, indem er auf ein Blatt schlug, in welchem er eben gelesen hatte. — „In diesem Blatte bin ich wegen eines Artikels auf eine hämische Weise mitgenommen worden, wahrscheinlich blos deßhalb, weil ich nicht dem Stande des Herrn Kritikasters angehöre. Aber es wäre unsinnig," fügte er sogleich lachend hinzu, indem er aufstand und einen Gang durch das Zimmer machte, „wenn ich mich deßhalb ärgern wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Entadelung eines Ex- oder Un-Adeligen zu Marienwerder.

Es ist schon öfters in dieser Zeitung die Rede davon gewesen, wie streng man es in den preußischen Staaten mit dem Freiherrntitel auch bei den Gliedern der ältesten stammadeligen Geschlechter nimmt und mitunter den Baronstitel bestreitet, ohne nur einen Nachweis der Unberechtigkeit liefern zu können. Gänzlich im Mißklange mit diesem Verfahren und dem preußischen Allgem. Landrechte *), so wie mit der Natur des Adelsstandes, entadelte der Criminalsenat zu Marienwerder vor kurzem einen Dienstknecht, Namens Andreas Pupka zu Heidenmühl, welcher sich unbefugter Weise (in seiner Knechtsstellung) „von Lipinski" nannte **). Ein ächter Adeliger (Stammadeliger) wird durch eine unadelige Beschäftigung seines factischen Adelsstandes verlustig; dieses findet in verschiedener Art statt, als: a) durch Kleinhandel und Handwerk, wodurch er Glied des Städte- oder Dörferstandes wird; b) durch Erwerb des (Provinzial-) Stadtrechts und der Landmannschaft in einem Dorfe ***); c) durch Dienst in einer Provinzialstadt oder einem Dorfe, womit das Ortsrecht daselbst verbunden ist; d) durch niedrige Dienste beim Staate, bei den Dynasten, bei den Grundherren, Communen und bei allen Privaten; e) durch Tagelohn und eigentlichen Knechtsdienst. — In Folge dieses tritt der Adelige seinen Stand ab und wird entweder Stadtbürger, Dorfbürger oder auch — nach Umständen — Standesloser. — Ein solcher Standesloser war der Knecht Andreas Pupka (allein Angehöriger seines zeitigen Dienstherrn und des Staats). Bis zu seiner Verurtheilung wegen Criminalvergehung war er ein ehrenvoller „standesloser," nach der Zeit aber ein unehrlicher „standesloser" Mann, d. h. nun gänzlich bürgerlich todt, gegenüber allen Ständen des Staats, unfähig zum Eintritte in einen der Stände, bevor der Wiederehrenein setzung. — Die Entadelung des Dienstknecht's ist eine Absurdität, denn er gehörte schon vorher als Knecht dem Adel nicht mehr an, aber auch nicht dem Bürger- und Landmannsstande; er war Knecht, und daher nur seinem Dienstherrn und dem Staate Angehöriger und weiter Nichts †). — Wünschenswerth wäre, allen Criminal-Verbrechern ehrloser Klasse einen andern Namen zu ertheilen; möchten sie nun zum Adelstande gehören oder nicht; solches wäre auch den Zeitverhältnissen gemäß, im Interesse aller ehrenwerthen Familien, welch' Standes sie auch sein.

*) S. Adelszeitung 1843 Nr. 2.

**) Den Namen „von Lipinski" führen rechtsgemäß: a) die Edlen von Lipinski (= Lipinski) in Preußen und Pommern; — b) die Edlen von Rosenberg-Lipinski in Schlesien; c) die Edlen von Lipinski-Pick in Westphalen. Alle diese Familien haben mit dem Dienstknechte Andreas Pupka, welchem es beliebte sich „von Lipinski" zu schreiben, gar Nichts gemein. Vielleicht war er aus dem Dorfe „Lipinski" gebürtig, von welchem nur die obigen adeligen Familien den Namen Lipinski mit Recht führen; vielleicht war er ein Bastard, wenigstens aber schon ein Knabeliger. —

***) Das Bürgerrecht in Frei-Städten, Frei-Communen und Marktfreien-Städten giebt den Verlust des Adelsstandes nicht nach sich, so fern kein niedriges Geschäft oder niedriger Dienst eintritt.

†) Die Knechtsstellung ist eine freiwillige temporäre Leibeigenschafts-Einsetzung, also gegen die Eigenschaft eines jeden mehr oder minder selbstständigen Standes; folglich schon eine factische Entadelung, und steht tief unter dem niedrigsten Gewerbe. —

Digitized by Google

Die Entadelung eines im Adelstande Verbliebenen wegen entehrender Verbrechen ist so social erforderlich, als die Offiziersdegradirung in diesen Fällen; aber hierbei muß der Ehrlose des väterlichen Namens — nicht allein der Titel und Wappen — verlustig werden. — In Thüringen (Erfurt und auf dem Eichsfelde namentlich) führen nicht nur Personen im niederen Gewerbsstande als Exadelige Namen von adeligen Stammgeschlechtern, sondern auch Kutscher, Knechte und sogar Bastarde laufen mit dergleichen herum, so wie auch der Raub adeliger Wappen sehr allgemein wird. Dagegen geschieht gar Nichts, während man bei Altadeligen gegen den Freiherrentitel auftritt.

A. M. v. Crousa-Thöbre.

Feuilleton.

[Züge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.] Der verstorbene König Friedrich Wilhelm III. von Preußen erhielt zu seinem ersten Erzieher den Geheimrath Benisch, der kränklich und hypochondrisch war und dem jungen Prinzen bei der leisesten Aeußerung von kindlicher Lebhaftigkeit nur Verweise gab und ihm, wenn er sich zu ihm anschließen wollte, in seiner Misanthropie nur Trübsinn entgegensetzte. Dies schreckte den jungen Prinzen ab, machte ihn scheu, in sich gekehrt und verschlossen; daher ward er auch später ängstlich und verlor das Vertrauen zu sich selbst. Die pecuniairen Mittel zu seinem Haushalte waren ihm so kärglich zugemessen, daß er zu Entbehrungen jeder Art genöthigt war. Er wohnte mit seinem Bruder Ludwig in den Mansarden des ehemaligen Pagenhauses, und von einer eignen Equipage war nicht die Rede. Der König selbst erzählte später: „Zu meinem Geburtstag erhielt ich ein Reisedutzbüchsen, sechs Dreier an Werth, und wollte mir mein Hofmeister etwas zu Gute thun, so führte er mich nach dem Schulgarten und ließ mir dann für einen, oder wenn's hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben.“ Trotz dieser knappen Haushalts war Friedrich Wilhelm der Liebling Friedrichs II., der von ihm sagte: „Der wird mich wieder von vorne anfangen.“ — Bekannt ist, wie groß das Gedächtniß des Königs war. Als im Jahr 1812 mehre russische Gefangene durch Potsdam geführt wurden, erkannte der König einen derselben, welcher einmal vor ihm in Petersburg Schildwache gestanden, wieder, und nannte ihn beim Namen. — Von der Einfachheit, welche der König in allen Dingen liebte, giebt uns seine Reiseequipage ein treues Beispiel. Sie bestand aus einer schlichten gelben Chaise, in welcher er mit einem Flügeladjutanten saß. Hinten war sein Bettsack aufgebunden, und auf diesem thronte viele Jahre hindurch sein Friseur und Barbier in Einer Person, und zwar mit abgewandtem Gesicht; und da ein einzelner, mit bloßer Feldmütze bedeckter Lakai auf dem Bocke saß und sein Vorreiter dem Wagen voranelite, so ahnte wohl Keiner, daß dieser den König von Preußen führte. Daher kam es auch oft zu komischen Scenen. So wurden dem König, als er mit dem Kaiser Alexander nach dem Aachener Congresse nach Paris reiste, plötzlich auf einer Station die neu vorgelegten Pferde wieder abgespannt, weil diese für den Kaiser von Rußland bestimmt wären und an den gegenwärtigen Wagen schlechtere kommen sollten. Als der Postmeister bald darauf erfuhr, daß der König in dem Wagen gesessen habe, war er fast unmöglich. Ebenfalls auf der Reise nach Paris ereignete es sich, daß der Flügeladjutant den Postillon antrieb, rascher zu fahren, weil seine Pferde nicht von der Stelle kämen, vielmehr stets von der geraden Linie abwichen und sich gleichsam im Kreise herumdrehten. Ihm wurde zur Antwort: „Weil man die guten Pferde für den König von Preußen aufbrehe, so habe er (der Postillon) vier Grauschimmel erhalten, welche seit vielen Jahren eine Oelmühle in Bewegung setzten.“ — Friedrich Wilhelm verlor auch in der drückendsten Lage nie die Fassung und Haltung. Als im Jahr 1812 sich der König mit dem Kaiser Napoleon zu einem Schutzbündnisse geeinigt hatte, statt der gebotenen Ratification aber immer neue Verstärkungen zu den Oderfestungen abmarschirten, so ließ der König dem französischen Gesandten erklären, wie er sich hintergangen glaube und sich sofort mit seinen Truppen durchschlagen werde. Nur acht Stunden gab er dem Gesandten Frist: wenn während dieser Zeit die Ratification nicht eintreffe, so werde er sofort Generalmarsch schlagen lassen und die Initiative ergreifen. Glücklicherweise langte der Vertrag noch vor Ende der Frist an. — Auch Napoleon gegenüber verstummte Friedrich Wilhelm nicht. Es handelte sich beim Tilsiter Frieden auch um die Erhaltung von Ansbach und Baireuth. Der König hegte auf die Großmuth des Siegers und sagte, diese Provinzen wären die Wiege seines Hauses, worauf Napoleon kalt antwortete: gewöhnlich zertrümmere man die Wiegen, wenn man größer werde. Der König schloß hierauf diese Unterredung mit den kräftigen Worten: „Er wolle nicht weiter um die Erhaltung dieser Länder bitten, denn er (Napoleon) könne ja nicht fühlen, was es heiße, angestammte Länder zu verlieren.“

Lesefrüchte.

Begreift du,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?
(Lessing.)

Nur das Gemeine verkennt man selten,
Und das Seltene vergißt man schwerlich.
(Derf.)

Humor ist Rückschritte des Genius zu einer niedrigern Staffel. (v. Göthe.)

Geblendet hängt die Mehrzahl an dem Scheine,
Und hinter Schein verbirgt sich das Gemeine.

Die Geister brauchen Freiheit, aber keine Gleichheit.
(J. Paul.)

Ach, dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit verweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wär' unser Erdenleben!
(A. W. Schlegel.)

Ein Wahn, der mich beglückt,
Ist eine Wahrheit werth, die mich zu Boden drückt.
(Wieland.)

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bädel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 98. 1843

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Sonst und jetzt.

(Nach einem Epigramm von Owen.)

Als einst dem Paris sich auf Ida's Bergeshöh'n
Der Schönen des Olymp kostbarsten Kleinkleid zeigte,
Und vor Entzücken ihm, wen er am meisten schön
Zu nennen hält', ein kaum zu lösend Räthsel däuchte,
Schießt Amor seinen Pfeil auf den Bedrängten ab;
Und schnell hat Venus nun den Apfel in den Händen.
Doch scheint es mir, als ob, daß er ihn dieser gab,
Wohl manche Leute jetzt ein wenig seltsam fänden.
Begönnen jetzt auf's Neu' die Damen ihren Streit,
Durch den Prinz Paris einst so hoch beglückt sich fühlte,
Ich wette jeden Preis, daß ohne Schwierigkeit
Die Münzensventerin, Frau Juno, ihn erhielte.

Kr.

Gnome.

Geduld, Geduld! denn Alles hat sein Ende,
Und wär's auch fern, es hat sein Ende doch;
Ein jedes Glück hat seine Sonnenwende,
Und sein Zerbrechen jedes Joch!

H.

Beiträge zur Geschichte des Adels.

I. Der älteste deutsche Adelsbrief.

(Schluß.)

Ihm folgte 1530 als Freiherr zu Greplang sein Bruder Meinrad, welcher 1549 von dem Hause Greifensee deren Antheil an Flums mit deren Burg Greifensee daselbst erkaufte, und dessen Sohn Christoph Greplang-Flums in den Bestimmungen von 1565 bis 1575 zu einem Familien-Seniorat für die sämmtliche Nachkommenschaft seines Großvaters Ludwig (dem ältern) errichtete; endlich verkaufte Joseph-Leodegar-Bartholomeus Freiherr von Glarus und Flums, genannt Tschudi von Greplang, die Burg Greplang an eine Familie Namens Good, zu Ragacz, um welche Zeit die Zehenten und die Fischgerechtigkeit u. s. w. (1763) an die regierenden Stände gelangte. Der größte Theil der Tschudischen Urkunden, als namentlich die werthvollen Manuscripte des berühmten Gilg (Aegid) Tschudi, wurden veräußert, verkauft, verschenkt ꝛc.; ein Theil befindet sich noch zu St. Gallen im Original und in Abschrift gerettet, worunter das Lied von den Ribelungen; andere Theile kamen nach Zürich, Engelberg, Einsiedeln, Aarau, Pfeffers, das große 4000 Wappen enthaltende Wappenbuch in das Müllinische Familienarchiv nach Bern und vor etwa 16 Jahren fand man noch zu Glarus bei dem Bauen unerwartet einen werthvollen Rest. Die Familie Good, aus Widerwillen gegen das erlauchte Geschlecht von Glarus (vermuthlich wegen seines alten Adels), ließ die Burg aufschleifen (halb zerstören), bei welcher Gelegenheit die alterthümlichen Ritter-, Meyer- und Landammanns-Kleidungen, die Harnische, Schilde, Helme, Fahnen und Schwerter verschleudert wurden; „jetzt steht das rhätische Gebäude wie ein Skelett über die Felskuppe herab in den Seezbach." Die Burg Glarus kam von Hartmann dem Jüngern von (Ober-) Windegg, einem Sohne Diethelms, 1308 durch Kauf an Oesterreich und ward in den Freiheitskriegen der Glarner gegen Oesterreich mit Burg (Ober-) Windegg (1386) zerstört, vor welcher letztern Johann von Glarus, genannt Tschudi, als Bannerherr der Glarner, bei der Erstürmung fiel. Der berühmte Gilg von Glarus,

Digitized by Google

genannt Tschudi (geb. 1530 † 1572), war ein Bruder Ludwigs des Jüngern, welcher 1528 Greplang wieder erworben gehabt; er ist der größte Geschichtsschreiber der Schweiz (mit Johannes Müller) und einer der wahrhaftesten Männer. Er erhielt als Landammann von Glarus, als Gesandter auf dem Reichstage zu Augsburg (1539), die förmliche Anerkennung seines ererbten Reichsritter-Adels (20. April gl. J.). Das Wappen von Flums war ein Kirschbaum mit Früchten. Zu Flums in der Kirche war das Erbbegräbniß der Freien von Glarus, genannt Tschudi. — Die Burgen zu Flums waren: Flums, die alte Burg, auf deren Trümmern die Kirche jetzt steht, welche die von Glarus als Vitzthume besaßen; die Veste Greifensee, der Edlen dieses Namens zu Flums; der Thurm Nieder-Flums, der Ministerialien von Flums, welche die Edlen von Flums genannt wurden, mit der benachbarten Burg Greplang; diese Burgen sind nun Ruinen und ihre ehemaligen Geschlechter theils am Vermögen gesunken, theils verschwunden; die Herrschaft Greplang-Flums wurde später nach Berschis und Tscherlach einverleibt; fernere Besitzungen waren: Freiherrschaft Uester (Zürich), Hifikon und Sarmensdorf (Aargau) u. a. m.

A. A. v. Crousaz-Chèdre.

(Fortsetzung folgt.)

Besiegte Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Da entstand ein gewaltiges Geräusch auf der Straße und der Klageton einer weiblichen Stimme ließ sich vernehmen. Der Fremde und der Schriftsteller, dessen Gesicht sich bei den Worten des Ersteren bedeutend verlängert hatte, eilten an das Fenster und erblickten einen umgeworfenen Wagen. Der junge Mann stürzte aus dem Zimmer und sah, wie ein alter Herr und eine sehr schöne junge Dame bemüht waren, mit Hülfe des Postillons und eines Bedienten aus dem Wagen herauszukommen. „Gott sei Dank!“ sagte der alte Herr, „meiner Tochter und mir ist nichts geschehen, und die zerbrochenen Speichen werden hier wohl zu ergänzen sein. Aber es ist doch merkwürdig, mitten in der Stadt umzuwerfen!“ — „Lüttichers Strazenpflasterung kennt man hier noch nicht;“ bemerkte lächelnd der Bediente. — „Nein, wahrhaftig nicht, Fritz!“ lachte der alte Herr. — „O gar zu gütig! Ich danke von Herzen!“ sprach er gleich darauf zu unserem Freunde, nachdem dieser der Tochter beim Aussteigen behülflich gewesen war und sein Beileid wegen des Unfalles ausgedrückt hatte. „Gewiß sind Sie hier auch auf der Durchreise begriffen, denn, Ihrem Dialekte nach zu urtheilen, scheinen Sie mein Landsmann zu sein?“ — „Allerdings bin ich hier auf der Durchreise;“ erwiederte der junge Mann. „Ich komme aus Frankreich und reise über Dresden in die Heimath.“ — „Nun, nach unserem deutschen Florenz will ich ebenfalls;“ sagte der Geheime-Rath. „Ich habe mir dort ein Rendez-vous mit einem vieljährigen Freunde gegeben und vielleicht finde ich in Dresden auch meinen Sohn, wenn derselbe Urlaub bekommen haben sollte. Erlauben Sie mir, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der Geheime-Rath Bode.“ Damit nahm der alte Herr den Arm seiner Tochter und ging nach der Gaststube. — „Befehlen der Herr Geheime-Rath nicht ein besonderes Zimmer?“ fragte der Wirth. — „Nein, ich danke;“ sagte der alte Herr. „Während meines kurzen Aufenthaltes in diesem Orte wird meine Anwesenheit bei dem Wagen nöthig sein, und meine Tochter findet in Ihrer Gaststube doch wohl Zeitungen und andere Blätter zu ihrer Unterhaltung.“ — Hätte der Geheimerath Bode unserem Helden mehr Aufmerksamkeit geschenkt, so würde er wahrgenommen haben, wie der junge Mann bei seinem und seiner Tochter Anblick zuerst freudig erschreckte und dann Beide mit der innigsten Theilnahme betrachtete. Unser Freund hatte den alten Herrn und das Fräulein sogleich erkannt, aber er durfte sich nicht wundern, daß er ihnen fremd erschienen, da in dem langen Zeitraume von sechs Jahren, seitdem er beide nicht gesehen, mit seinem Aeußeren eine bedeutende Veränderung vorgegangen war. Er hatte das Fräulein, welches er damals schon seine kleine Braut nannte, fast noch als Kind verlassen. Aus diesem Kinde war eine schöne Jungfrau geworden. Während er bald darauf den Geheimen-Rathe in die Gaststube folgte, nahm er sich vor, sich nicht zu erkennen zu geben und die Erkennungsscene bis Dresden zu verschieben, wo er sich noch eine angenehme Ueberraschung machen zu können hoffte. — „Nun, mein Herr Landsmann,“ sagte in dem Zimmer der Geheime-Rath zu unserem Freunde, „will ich meinen Wagen zu einem Stellmacher bringen lassen und durch meine Gegenwart die Arbeit fördern helfen, da wir heute noch weiter reisen wollen. Sie, der Sie uns so ritterlich beigestanden haben, werden sich während meiner Abwesenheit wohl gefälligst meiner Louise annehmen und dem Kinde Ihren Schutz angedeihen lassen, wenn es derselben bedürftig werden sollte.“ — „Ach, lieber Vater,“ sagte lachend die junge Dame, indem sie hoch erröthete, „was kann mir denn in diesem friedlichen Zimmer begegnen?“ — „Räuber, mein Kind,“ sprach lächelnd der alte Herr im Fortgehen, „können in dies Städtchen dringen und Dich rauben, denn die böhmischen Wälder liegen in der Nähe.“ — Der junge Mann fühlte sich etwas verlegen, als er mit der jungen Dame allein war, welche sich an den Tisch gesetzt hatte und in den Zeitungen blätterte. — „Das gnädige Fräulein,“ sagte der Wirth, indem er bestelltermaßen Wein, Selterwasser und Zucker brachte und auf den Tisch setzte, „haben wohl eine weite Reise gemacht?“ — „Wir waren,“ antwortete die junge

Digitized by Google

Dame, ſich aus den gebrachten Ingredienzien ein Glas präparirend, „in Wien, im Salzburgiſchen und in München und wollen auf unſerer Rückreiſe uns bloß noch in Dresden einige Tage aufhalten, wo mein Vater einen Freund und ich eine Freundin, vielleicht auch einen Bruder zu finden hoffe.“ — „Darf ich fragen, mein Fräulein,“ nahm endlich unſer Held das Wort, „wer dieſer Freund ihres Herrn Vaters iſt?“ — „Der Freiherr von Rußdorf;“ erwiederte die Dame, indem ſie voll Verwunderung auf den jungen Mann blickte, dem man die Freude über dieſe Antwort anſehen konnte, — „Sie kennen den Baron?“ — „O ja wohl kenne ich ihn,“ war ſeine Antwort, „aber es ſind viele Jahre darüber hingegangen, daß ich ihn nicht geſehen habe; denn ich bin länger als eine Olympiade auf Reiſen.“ — „Sie haben ſich durch uns ſtören laſſen,“ bemerkte Fräulein Louiſe, welcher unſer Held jetzt weniger als ein Fremder erſchien, „denn ich ſehe hier noch ein volles Glas ſtehen. Wollen Sie Ihren alten Platz nicht wieder einnehmen?“ — „Ich habe kurz vorher, ehe Sie kamen, mein Fräulein,“ ſagte lachend der junge Mann, „die intereſſante Bekanntſchaft eines Schriftſtellers von Fach gemacht und, da ich mich ſelbſt ein wenig in der Schriftſtellerei verſuche, mit dem Herrn ein Glas Wein auf gute Collegenſchaft getrunken. Aber wo iſt mein kleiner College geblieben, Herr Wirth?“ — „Der hat ſich gedrückt und den Herrn Geheimen-Rath begleitet;“ antwortete der Gefragte mit ironiſchem Lächeln. „Jedenfalls iſt er derjenige, von dem Sie angegriffen worden ſind.“ — Die junge Dame ſchien neugierig, etwas Näheres über den verſchwundenen Schriftſteller zu erfahren, weßhalb ſich unſer Freund ihr gegenüber ſetzte und ſein kleines Abenteuer mittheilte. Der Eingang zu einer unbefangenen Unterhaltung hatte Statt gefunden. Beide erzählten nun von ihren Reiſen, tauſchten ihre Anſichten und Meinungen aus und fanden eben ſo viel Vergnügen an dieſer Unterhaltung, als der Wirth daran zu finden ſchien. „Wie werden ſich die Ihrigen freuen,“ ſagte die junge Dame, nachdem unſer Held die Beſchreibung ſeines Aufenthaltes in Paris eben vollendet hatte, „Sie wieder zu ſehen, lieber Baron!“ — „Baron?“ fragte der junge Mann überraſcht.

(Fortſetzung folgt.)

War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutſchen Stiftern unterworfen*)?

Bekanntlich mußte man in den deutſchen Hoch- oder Domſtiftern oder in den Kathedralkapiteln, auch in einigen Collegiatſtiftern, um ſtiftsfähig zu ſein d. i. um zur Aufnahme in das Stift gelangen zu können, mittelſt einer feierlichen Ahnenprobe darthun, daß man von einer beſtimmten Anzahl adeliger Vorältern abſtamme. (Nur die von dem Pabſte in den ſ. g. päbſtlichen Monaten ernannten Canonici machten eine Ausnahme von dieſer Regel. Dieſe brauchten nur die gemeinrechtlichen Eigenſchaften der Stiftsfähigkeit zu haben. Jedoch einigen Stiftern hatte der Pabſt das Privilegium ertheilt, auch dieſe Canonicos zu ernennen.) Die Anwendbarkeit dieſer Regel auf alle die, die nur zum niedern Adel gehörten, iſt keinem Zweifel unterworfen. Aber ſtand die Stiftsfähigkeit des hohen Adels unter derſelben Regel? — Das iſt die Frage. — Zieht man nun über dieſe Frage die Statuten der Stifter (Kapitel), ſowie die päbſtlichen Privilegien, auf welche ſie ſich gründen — alſo die Hauptentſcheidungsnormen zu Rathe, ſo erklären einige dieſer Rechtsquellen nur den niederen Adel, andere aber ausdrücklich ſowohl den hohen Adel, die viros illustres comites et barones, als den niederen Adel, die viros de militari genere procreatos für ſtiftsfähig, ohne jedoch der Bedingungen, unter welchen Einer als abſtammend von einer Familie des hohen Adels zu betrachten iſt, mit Genauigkeit wie bei denen vom niederen Adel zu beſtimmen. So ſetzten z. B. die Statuten von Paderborn, Osnabrück und Halberſtadt feſt, daß nur die vom hohen Adel oder die von Seiten des Vaters und der Mutter aus einem ritterſchaftlichen Geſchlechte Abſtammenden zur Aufnahme in das Stift berechtigt ſein ſollten. Nur ein einziges mir bekanntes Statut macht eine Ausnahme von dieſer Regel, das Statut des Kapitels zu Straßburg. Dieſes Statut, welches von deutſcher Seite neun Fürſten und Grafen, die auch auf dem deutſchen Reichstage eine Stimme zu führen berechtiget waren, zu einem Canonicate in dem Straßburger Kapitel zuließ, beſtimmte genau die zu einer Ahnenprobe erforderlichen adeligen Ahnen in folgenden Worten: „Nemo Germanus“ (denn auch Franzoſen waren, nach dieſen von Ludwig XIV. im Jahre 1713 beſtätigten Statuten, obwohl unter andern Beſtimmungen, ſtiftsfähig), „inter Canonicos annumeretur, qui in linea paterna non ostendat patrem, avum, proavum et abavum et in linea recta pariter materna, avum, proavum et abavum Principes esse aut Comites, potiundi jure vocis et sessionis in generalibus Imperii comitiis capaces. In linea vero collaterali (i. e. inter reliquos ascendentes lineae tam paternae quam maternae) singulos gradus et singula capita nobilia esse ad minimum et in aliis Imperii Capitulis nobilibus admissa esse aut admittenda.“ — Die oben aufgenommene Frage iſt daher beſtimmter ſo auszudrücken: Iſt das, was die Statuten der Kapitel von der Ahnenprobe des niederen Adels enthalten, auch auf den hohen Adel anwendbar? War alſo der hohe Adel und iſt er eben ſo wie der niedere einer Ahnenprobe unterworfen? Ich glaube mich für die verneinende Meinung entſcheiden zu

*) Aus dem „Biographiſchen und juriſtiſchen Nachlaß von Dr. K. Zacharia v. Lingenthal.“ Stuttgart u. Tübingen 1842.

Digitized by Google

müssen. Denn erstens: schon die Worte jener Statuten scheinen für diese Meinung zu sprechen. Denn, aus welchem Grunde hätten doch die Statuten eben so wohl die Viros illustres, als die Viros de militari genere proereatos als stiftsfähig aufgeführt, wäre es nicht in Beziehung auf die Ahnenprobe geschehen? ja so aufgeführt, daß sie, wie z. B. die Statuten des Stiftes Osnabrück, sehr bestimmt nur bei dem niedern Adel, nicht aber auch bei dem hohen auf die Abstammung von Seiten der Mutter Rücksicht nehmen? Denn so wird z. B. in den Statuten des Stiftes Osnabrück, als Bedingung der Stiftsfähigkeit angeführt: „Si recipiendus vel admittendus sit de nobili baronum seu (vel) ex utroque parente de militari genere.“ Hätte man aber den hohen und den niederen Adel in Beziehung auf die Ahnenprobe einander gleichstellen wollen, so hätte man bei der Stiftsfähigkeit nur des Adels überhaupt oder des niedern Adels zu erwähnen gebraucht. Denn dann hätte es sich von selbst verstanden, daß die Bedingung auch auf den hohen Adel anwendbar sei.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Friedrich V. von der Pfalz wurde durch den Ehrgeiz seiner Gemahlin Elisabeth, Tochter des englischen Jakob I., bewogen, die böhmische Königskrone anzunehmen. Sie wollte lieber mit einem König Sauerkraut essen, als mit einem Kurfürsten Gebratenes. „Du hast den Muth gehabt, um eine Königskrone zu werben, und wagst nicht, eine Königskrone anzunehmen?“ Er wagte es, und das saure Kraut blieb auch nicht aus; der Kurhut ging sammt der Königskrone verloren. So stürzte auch die stolze Amelberga, Tochter des ostgothischen Königs Theodorich, ihren Gatten, König Hermannfried von Thüringen, in's Unglück. Mit Verdruß sah sie, daß dessen zwei Brüder einen Theil des thüringischen Reiches besaßen. Sie ließ ihm deßhalb einmal nur den halben Tisch decken; so gezieme sich's für den, der nur ein halbes Reich habe. Nun wurde Berthar hingerichtet. Da sah sich der andere Bruder, Baldorich, kläglich vor und zog gegen Hermannfried aus; doch fand er seinen Tod. Jetzt sollte Hermannfried seinem fränkischen Bundesgenossen, dessen er sich gegen Baldorich bedient hatte — es war Theodorich, König von Austrasien (östlich gelegener Theil des Frankenreichs) — die Hälfte von Baldorichs Land geben; aber dann würde Amelberga immer noch nicht den Tisch ganz gedeckt haben; also Krieg gegen den Franken, der die Sachsen zu Hülfe nimmt. Mit dem Fall der Burg Scheidungen hat Hermannfried's Herrschaft und das Bestehen des thüringischen Reiches ein Ende. Flüchtig begiebt sich der Landesherr zu seinem Feinde Theodorich, der ihn wohl aufnimmt; doch schlich sich Mißtrauen ein, er stürzt den Unglücklichen bei einem Spaziergange vom Walle zu Zülpich herab, und, um die Treulosigkeit noch zu erhöhen, tödtet sein ehemaliger Diener Hering (Iring) ihm unten das Schwert durch den Leib.

Wie Elisabeth, Kurfürstin von der Pfalz, und Amelberga, Königin von Thüringen, — und manche solche Elisabethen und Amelbergen, die die Geschichte nicht nennt, hat's ja gegeben — die ihrer Gatten Fall durch Stolz verschulderten; so ward für Andere Frauentreue und Frauenmuth ihre Rettung. Der Gräfin von Lavalette Versuch 1815 ist ja noch unvergessen. Der als Mitschuldiger Napoleons nach der zweiten Rückkehr der Bourbons zum Tode verurtheilte ehemalige Oberpostdirecteur entkam glücklich in seiner Gattin Kleidern durch alle Wachen aus dem Gefängnisse; sie selbst wurde eine Zeit lang im Kerker behalten. Die heftigen Gemüthsbewegungen, welche sie ergriffen hatten, zerrütteten ihren Geist. Die Gattin des vielseitigen Gelehrten und Staatsmannes Hugo van Groot (Grotius) in Holland, der zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt war, packte ihn in eine Bücherkiste. Bei dem Forttragen äußerte ein Soldat der Schloßbesatzung zu dem andern: „Sollte wohl der Arminianer d'rin stecken?“ Mit Fassung spricht sie lächelnd: „Ja freilich steckt er d'rin.“ Nichts Arges ahnend, schafft man die Kiste fort. Groot starb 1645.

„Die Geheimnisse des Kabinets stecken sich gern in die Falten eines Weiberrocks“ (Schiller's Fiesko 2. A. 15. Sc.). Man kann beifügen, daß, wie Falten leicht platzen, auch die dort verwahrten Geheimnisse leicht herausplatzen. Nicht so bei Porcia, dem Weibe des Brutus. Sie bewahrte das Geheimniß der großen Verschwörung gegen Cäsar und verschlang, als die Sache der Republik trotz Cäsars Ermordung nicht siegte, feurige Kohlen. Gt.

Lesefrüchte.

Die Weiber waren stets,
Wenn Männer waren, ihrer werth,
Nur weiblicher, sonst ihnen gleich.
(F. L. Graf zu Stolberg.)

Das Herz bleibt weich; aber die Welt wird härter.
(J. Paul.)

Nur ein enges Herz wächst nicht; aber ein weites wird größer. (Derf.)

In einem Augenblick gewährt die Liebe, was Mühe kaum erreicht in langer Zeit. (v. Göthe.)

Das, was uns glücklich macht, ist nicht Gelehrsamkeit.
(v. Hagedorn.)

Gleich dem jüngsten Tage verwandelt uns die Weeste, indem sie uns verklärt, ohne und zu verändern.
(J. Paul.)

Es giebt nur ein Original von der Liebe, aber tausend verschiedene Copien. (F. Schulz.)

Schwärmer prägen den Stempel des Geistes auf Lügen und Unsinn. Wem der Probierstein fehlt, hält sie für redliches Gold. (v. Göthe.)

Der Haß ist eine schwere Bürde,
Er senkt das Herz tief in die Brust hinab
Und legt sich, wie ein Grabstein, schwer auf alle Freuden.
(Derf.)

Wir Menschen werden wunderbar geprüft;
Wir könnten's nicht ertragen, hätt' uns nicht
Den holden Leichtsinn die Natur verliehn.
(Derf.)

Schönheit ist eine Tyrannei von kurzer Dauer.
(Sokrates.)

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Wetzel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 99. 1843

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 sgr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Schaffgotsch.

Ballade von Ch. G. Ernst am Ende.

Schaffgotsch, er, des Reichs Getreuer,
Hoch, wie Krynak's Burg geehrt,
Daß im hallenden Gemäuer
Frisch noch sein Geschmiß währt —
Betend weilt er einsam drinnen
An dem Altar seines Seins,
Und der Glanz von Burgeszinnen
Dünkt ihm heut' nur eitlen Scheins.

Aber gern am Lebensfeste
Nah'n die Freunde ihm zum Gruß,
Doch, erfreuend seine Gäste,
Flieht er ihres Frohsinns Fluß,
Süß umrauschet ihn ihr Toben,
Und der Humpen voller Klang —
Er doch blicket still nach oben,
Bringt der Gottheit frommen Dank.

Und nachdem der Saus geendet,
Und die Gäste sich zerstreut,
Spricht, zum Diener er gewendet:
„Sag, was hat sie heut' erfreut?
Unter welchen Hochgenüssen
Schwelgte lärmend ihre Lust?
O, das Glück, sie froh zu wissen,
Hob mir selger meine Brust."

Und der Diener bleicht und zaget,
Angst durchfliegt sein Angesicht:
„Herr, das Wort, wonach Ihr fraget,
Besser, Ihr erfraget's nicht!
Denn aus Glues leckem Munde
Floß der Quell mit wildem Braus,
Der durch aller Tafeln Runde
Strömte seine Fluthen aus." —

Spricht's, und will sich d'rauf entfernen,
Doch der Graf hält ihn zurück:
„Bei der Nacht, bei ihren Sternen,
Antwort gieb den Augenblick!" —
„Wohl denn!" spricht der Diener bebend,
„Doch bereut nicht dieß Gebot;
Glücklich fühlt Ihr Euch und lebend —
Kaltes Eisen — bringt Euch — Tod!"

„In den Sternen steht's geschrieben,
Und ein Seher sprach es aus;
Und wie Funken prasselnd stieben,
Brach sein Wort durch's volle Haus.
Ihm die Kühnheit zu verweisen,
Drangen Alle auf ihn ein:
Aber dennoch: Kaltes Eisen —
Rief er — wird der Tod ihm sein!"

Schreck durchzuckt des Grafen Glieder,
Bald doch spricht er ernst gefaßt:
„Fluge! die heut'gen Gäste wieder
Ruft auf morgen mir zu Gast!
Auch den Seher nicht vergessen:
Will erprüfen seinen Spruch,
Ob am Himmel er gelesen
Für mich Wahrheit oder Trug." —

Und der Graf empfängt die Seinen:
„Auf zur Jagd!" ertönt sein Gruß.
„Dann am Mahl uns zu vereinen,
Dem sein Wächter ruft den Schluß!" —
Und halb Scheu, halb Spott im Blicke
Redet er den Warner an:
„Nenn mir dieses Lamm's Geschicke,
Dem es nicht entgehen kann!" —

„Herr, bedenkt, was Ihr verlanget!
Dieß Geschöpf! — ein werthlos Thier!
Nur der Menschen Schicksal banget
An den Sternen für und für!" —

Digitized by Google

Doch indeß der Seher wählet,
Und erwartend schweigt das Rund,
Kommt ein Hirt schon und erzählet
Von des Lamm's Geburtsstund.

„Hört denn!“ spricht, vom Geist getrieben,
Jetzt der Seher, was ich las:
Dieses Lamm, so steht's geschrieben,
Wird noch eines Wolfes Fraß!“ —
Und ein Lächeln löst das Spannen,
Das auf Jedes Zügen lag;
Munter geht's zur Jagd von dannen
Und zurück zum Festgelag.

Und die vollen Schüsseln kreisen,
Und die Humpen perlen voll;
Niemand denkt mehr an das Eisen,
Das den Grafen tödten soll.
Unruh' nur läßt sich verrathen
In des Grafen eignem Blick.
„Koch!“ — ruft er — „den Lammesbraten!
Warum hältst Du ihn zurück?!“

Zitternd vor des Grafen Füße
Stürzt der Koch sich hin und fleht:
„Herr! der Wolf fraß es vom Spieße,
Den er gierig sonst gedreht!“ —
Und vom Todesgrau'n durchflossen
Starrt im Nu der Gäste Reih'n,
Und der Graf: Wie Gott beschlossen!
Schuldlos kann mein Tod nur sein!“ —

Trauer in der Brust und Bangen
Schleicht vom Kynast heim der Schwarm;
Jeder wähnt sich selbst umfangen
Von des Rächtschwert's eis'gem Arm.
Doch bewußt sich keiner Fehle,
Qualen Schaffgotsch Furcht und Ruh —
„Herr, Dir lebe meine Seele,
Dir nur schwebt sie sterbend zu!“ —

Und der Mond erneut die Scheibe
Viermal über Kynasts Thurm —
Zu des edlen Grafen Leibe
Naht schon in der Gruft der Wurm.
Falschheit und Verläumdung streichte
Fesseln um ihn, teufelisch-roth,
Und ein kaltes Eisen züchte —
Schaffgotsch starb auf dem Schaffot!

Beiträge zur Geschichte des Adels.

II. Das Haus Salis.

Dieses Haus weiß seinen Adel auf das Jahr 913 diplomatisch zurückzuführen. Dafür zeugt eine Original-Urkunde vom 10. des Monats August 913, nach welcher Rudolfus et Andreas als viri liberae conditionis et possessores terrarum Salicarum in Pregallia (Rudolph und Andreas, Männer vom freien Stande und Besitzer der Salischen d. h. der von Weiden bewachsenen Länder im Pregell oder Bergeller-Thale) erscheinen und dem Bischoff Hatto von Mainz auf dem Castel zu Soglio (Castellagio di Soglio) 9 Schillinge als des Kaisers Recht für ihre Güter im Lande Salis im Thale Pregell und auf dem Julier Berg gaben. Noch jetzt gehören diesem Hause die Ruinen von dem Castel Soglio, so wie dieser Ort mit seinen neuern Schloßgebäuden; doch trauern sie unbewohnt um vergangene schöne Tage (die Linie Salis-Soglio lebt in Irland, England und Rhein-Preußen); noch besitzt diese Linie in Rhätien (Pregell) Bondo; ihre Güter im Valtelina, so wie am Bodensee (s. genealog. Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser), confiscirten die Franzosen.

Die Urkunde von 913 findet sich abgedruckt in: Zurlauben, „Essai hist. et crit. sur plusieurs monumens de l'antiquité“ etc. im 36. Theile, wo der ausgezeichnete Historiker auch nachweist, daß das Salische Hauptschildzeichen, die Weide (Baum), ein redendes sei, denn Salis bezeichnet Weidenbaum (Saule, Sauge), Das Wappen von Salis aber ist: im horizontal getheilten Schilde in der obern Hälfte ein grüner Weiden- oder Fahlbaum im goldenen Felde, die untere Hälfte fünfmal abwechselnd roth und weiß senkrecht getheilt oder gepfählt. Das Helmzeichen ist eine nackte, wachsende, fliegende Jungfrau mit goldener Krone; der Körperrumpf ist natürlich, die Flügel weiß. S. T. Fürst's Wappenbuch I. Th. S. 204.

J. A. v. Crousa-Chèbre.

(Fortsetzung folgt.)

Besiegte Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

„Entschuldigen Sie;“ sprach die schöne Louise erröthend. „Ich weiß nicht, wie ich auf diesen Titel gekommen bin; denn ich habe ja nicht das Vergnügen, Ihren Namen zu wissen. Aber vielleicht,“ fügte sie mit einem eigenen Lächeln hinzu, habe ich Ihren Titel getroffen?“ Der junge Mann, welchen diese indirecte Frage nach seinem Namen in Verlegenheit setzte, wollte eben etwas erwiedern, als der Wirth, der die letzten Worte überhört hatte und mit seinen Gedanken noch in Paris war, bemerkte: „Die Herrschaften haben schöne Reisen gemacht, und ich verspüre einen ordentlichen Appetit, auch einmal so etwas zu unternehmen. Aber diesen Appetit werde ich mir wohl vergehen lassen müssen. Es geht einem Gastwirthe fast eben so, wie jenem unglücklichen Subjecte in der griechischen Mythe, welches im Wasser steht, durstig ist und nicht trinken kann. Alle Tage hört ein Gastwirth von seinen Gästen schöne Reisegeschichten, und doch muß er selbst immer zu Hause bleiben. Sie wundern sich wohl über meine Gelehrsamkeit, gnädiges Fräulein? Nun, an meiner Wiege ist mir nicht gesungen worden, daß ich ein Gastwirth werden sollte. Ich war für das Stu-

Digitized by Google

dium bestimmt und hatte es bereits bis Obertertia gebracht, wo ich eine zärtliche Freundschaft mit dem seligen Herrn Ovidius Naso schloß, als meine Eltern starben. Der Tertianer ward Kellner, und als Oberkellner heirathete ich später meine selige Frau mit diesem Gasthause." — Da erschien der Geheime-Rath wieder in dem Zimmer. Er mochte wohl zwei Stunden abwesend gewesen sein, welche den jungen Leuten indeß sehr schnell vergangen waren. „Ist der Wagen schon fertig, lieber Vater?" — fragte aufstehend das schöne Mädchen. „Schon?" sagte lachend der alte Herr, „die Zeit scheint Dir nicht lang geworden zu sein, und ich bin Ihnen, meine Herren, sehr verbunden, daß Sie meine Louise so angenehm unterhalten haben. Der Wagen wird gleich vorfahren, mein Kind, und ich muß noch einen Gang nach der Post machen, welche sich im Nebenhause befindet. Herr Wirth, was bin ich schuldig?" — Nachdem er die geringe Zeche berichtigt, empfahl er sich und sagte zu unserem Freunde, welcher ihm bis an die Thür gefolgt war: „Es würde mir sehr angenehm sein, lieber Herr Landsmann, wenn ich Sie in Dresden wiedersehen sollte." — Die junge Dame, welche an das Fenster getreten war, und unser Held waren nun allein in dem Zimmer. — „Freuen Sie sich auf die Heimath, mein Fräulein?" fragte der Letztere. — „O ja, sehr!" erwiederte sie. „Obgleich mir das Reisen ein außerordentliches Vergnügen gewährt, so sehnt man sich doch endlich nach Ruhe. Mein Vater macht mit mir jeden Sommer eine Reise und es gefällt mir, wenn wir heimkehren, dann noch einmal so gut zu Hause. Gar zu hübsch sind Jean Paul's Worte: Das Reisen ist das Leben, und das Leben eine Reise!" — „Aber zieht Sie nicht etwas Besonderes nach Hause zurück?" fragte er weiter, — „Etwas Besonderes?" sprach die junge Dame mit affectirtem Ernste. „Wie meinen Sie das?" — „Ich habe gehört," sagte er, das schöne Mädchen scharf fixirend, „daß Sie versprochen sind." — „Da haben Sie falsch gehört!" sprach lachend die liebenswürdige Louise. „Aber wo sind Sie auf Ihren Reisen zu dieser Nachricht gekommen? Vielleicht in dem Salon des Herrn Guizot? oder in den Gemächern des Marschalls Soult? Oder hat Ihnen gar Louis Philipp dieselbe in einer Fensternische mitgetheilt? Am Ende datirt sich Ihre Nachricht noch aus meinen Kinderjahren, wo mir einmal ein wilder, junger Mensch bedeutend den Hof machte und mich für seine Braut erklärte, obgleich bei dem Stolze seines Vaters an eine ernstliche Verbindung wohl nicht zu denken war. Sie scheinen," schloß mit einem schlauen Lächeln die junge Dame, „mit meinen Verhältnissen recht genau bekannt zu sein." — Die Versicherung, daß das Fräulein nicht versprochen sei, hatte den jungen Mann mit der innigsten Freude erfüllt. Da fuhr rasselnd der Wagen vor, und der Geheime-Rath rief, die Stubenthür öffnend: „Mein Kind, wir können einsteigen! Adieu, mein lieber Herr Landsmann!" — Unser Held half der jungen Dame den Burnuß anlegen und begleitete sie und ihren Vater an den Wagen. Auf dem Wege dahin sagte die schöne Louise bedeutungsvoll zu dem jungen Manne, ohne daß es ihr Vater hören konnte: „In Dresden werden Sie wohl aus Ihrem Incognito heraustreten?" — Der kleine Schriftsteller stand reisefertig vor dem Hause. — „Apropos, mein Kind," sprach der Geheime-Rath zu seiner Tochter, „dieser Herr, in welchem ich die Bekanntschaft des Neffen meines verewigten Freundes Lange gemacht habe, ist von mir als mein Privat-Sekretair engagirt worden und wird uns begleiten. Herr Lange schreibt einen ganz vorzüglichen Styl, wie ich aus den mir mitgetheilten Schriften ersehen. Ich theile zwar nicht seine darin entwickelten Ansichten, namentlich über den Adel; aber ich habe lange mit ihm disputirt und ihn endlich —" schloß der alte Herr, indem er den kleinen Schriftsteller lächelnd ansah — „ad absurdum geführt." — „Ich bin von meinem Vorurtheile vollkommen geheilt;" bemerkte der Kleine, sich tief verbeugend. — Der Wirth mußte laut auflachen, und unser Held sagte lächelnd: „Ich gratulire, Herr Lange." — Der Wagen fuhr von dannen. „Fare well, Louisa!" sprach der junge Mann und blickte dem Wagen noch lange träumerisch nach, bis er durch eine prosaische Anrede des Wirthes aus seinem Himmel auf die Erde versetzt wurde. —

(Fortsetzung folgt.)

War auch der hohe Adel der Ahnenprobe in den deutschen Stiftern unterworfen?

(Schluß.)

Jedoch es sei, daß dieser von der grammatischen Auslegung entlehnte Grund nur von geringem Gewichte sei. Desto erheblicher ist der Grund, der sich für dieselbe Meinung aus den Regeln der logischen Auslegung ableiten läßt. Das Argument oder der Vorwand, mit welchem alle diese Statuten, die den Bürgerstand von dem Zutritte zu den Kanonikaten ausschlossen, wenigstens in den älteren Zeiten vertheidigt wurden, war der, daß die Stifter mächtige Beschützer und Gönner zur Vertheidigung ihrer Gerechtsame und Besitzungen bedurften. Mit diesem Grunde aber, welchen man, besonders auch wenn man ein päpstliches Privilegium zur Errichtung oder zur Bestätigung derselben zu erhalten suchte, hervorhob, würde die Vorschrift, daß auch der hohe Adel, um stiftsfähig zu sein, eine feierliche Ahnenprobe zu führen verbunden wäre, nur schlecht in Uebereinstimmung gestanden haben. Der gewöhnlichste Fall, daß Kinder eines Vaters von hohem Adel die Ahnenprobe nicht zu führen vermochten, war der, daß sie außer der Ehe oder in einer unstandesmäßigen Ehe erzeugt worden waren. (Klara Dettin —

Digitized by Google

Philippine Welserin.) Der Mangel an der ehelichen Abstammung konnte durch päpstliche Dispensation gehoben werden. Aber nicht eben so leicht war es, auch den Mangel an einer standesmäßigen Abkunft zu beseitigen, wo er nach den Statuten des Kapitels der Stiftsmäßigkeit entgegen stand. Und doch war es gerade in diesen Fällen oft das besondere Interesse des Vaters und das der Familie, das nicht standesmäßig erzeugte Kind in einem Stifte unterzubringen. Wozu kam (was ich hier nur andeuten kann), daß auch das Recht, an Turnieren Theil zu nehmen, nicht von dieser Bedingung abgehangen zu haben scheint.

Hat nun die Behauptung oder Vermuthung, die in dem Obigen ausgeführt worden ist, ihre Richtigkeit, so ergeben sich aus ihr einige für das Recht des hohen deutschen Adels nicht unwichtige Folgerungen. Erstens: Man kann aus der Thatsache, daß der Sohn Eines von hohem Adel in einem Hochstifte Sitz und Stimme gehabt hat, nicht den Schluß ziehen, daß er in einer standesmäßigen Ehe, ja nicht einmal den, daß er überhaupt in der Ehe erzeugt worden sei. Der erstere Schluß ist deßwegen unrichtig, weil der hohe Adel, um seine Stiftsmäßigkeit darzuthun, nicht erst einer Ahnenprobe bedurfte, der letztere deßwegen, weil schon die päpstliche Dispensation ad abstergendam natalium maculam hinreichte. Klüber (in der Schrift: Die eheliche Abstammung des fürstlichen Hauses Löwenstein-Wertheim von dem Kurfürsten Friedrich dem Siegreichen von der Pfalz u. s. w. Frankfurt a. M. 1837) irrt sich daher, wenn er die eheliche Abstammung der beiden Söhne des Kurfürsten Friedrich des Siegreichen unter Anderem darauf gründet, daß der eine dieser Söhne, Friedrich, Domherr zu Speier und Wormß gewesen sei. Zweitens: Nur in einem einzigen der oben angeführten Kapitelsstatuten (dem Straßburger) wird bei der Bestimmung der Stiftsfähigkeit des hohen Adels, der personarum illustrium, auch der Abstammung von Seiten der Mutter gedacht, ungeachtet die Aufforderung, sich auch über die mütterlichen Ahnen zu erklären, in der gleichfolgenden Stelle der Statuten zu Osnabrück, welche zur Stiftsfähigkeit des niederen Adels auch adelige Ahnen von Seiten der Mutter forderte, sehr nahe lag. Dieses Stillschweigen der Statuten läßt sich auf eine doppelte Weise auslegen: entweder so, daß die Statuten den Begriff des hohen Adels schon sonst als sattsam bestimmt betrachten, oder so, daß sie ihn in seiner bisherigen Unbestimmtheit (in Beziehung auf die Ahnen der Mutter) lassen wollen. Da nun die erstere Annahme, zu Folge der Geschichte unzulässig ist, so liegt in jenen Statuten ein neuer Beweis, daß man, dem gemeinen Rechte nach, bei der Bestimmung des Begriffs des hohen Adels überall nicht auf den Adel der Mutter Rücksicht genommen habe. Dafür kann selbst das Statut des Straßburger Domkapitels angeführt werden. Obwohl dieses Statut schon aus vergleichungsweise neuerer Zeit — aus dem Jahre 1713 — sich herschreibt, so verlangt es dennoch nicht in linea collaterali (wie es sich ausdrückt) zur Standesmäßigkeit der Abstammung, daß auch die Ahnen, welche zum weiblichen Geschlechte gehören oder durch Weiber mit denen die Ahnenprobe führenden verbunden sind, vom hohen Adel sein sollen.

Feuilleton.

Der Prälat Joh. Alb. Bengel, in der Postkutsche von lustiger Gesellschaft zur Theilnahme am Gesange von Trinkliedern aufgefordert, sagte: „Ich mag nicht singen, es möchte sonst eine Predigt folgen.“ Nun schwieg auch ihr Gesang.

Als Gellert von Koburg aus das von einem Feinde verbreitete Gerücht erfuhr, er habe sich gehängt, sprach er: „Ich hang' und werde hangen an Christo als ein Glied.“

Wie machte Alt-Rom seine erste Bekanntschaft mit der Philosophie? Der römische Senat hatte den Athenienfern eine Geldbuße auferlegt. Um wegen derselben zu unterhandeln, sandten sie drei beredte Männer dahin. Einer derselben hielt dort, da sich ihr Aufenthalt verzögerte, philosophische Vorträge mit großem Beifall der römischen Jünglinge. Den alten Leuten war freilich das Hin- und Herdisputiren anstößig, namentlich trug der strenge Cato darauf an, daß die gefährlichen Disputirer aus der Stadt entfernt würden; denn auch die zwei andern Gesandten waren Philosophen; allein das Bedürfniß einer höhern Geistesbildung war nun einmal zum Bewußtsein in Vielen gebracht, und das Streben, es zu befriedigen, nahm neben dem Wohlgefallen an Staats- und Kriegsthaten in Rom Platz. Die Vorurtheile gegen griechische Cultur herrschten zwar noch lange; Staatsverbote wiederholten sich; aber Griechen kamen nach Rom, junge Römer gingen des Studiums halben nach Athen, griechische Büchersammlungen wurden in der Waffenbeute angelegt. Hat einmal ein Funke in den Geistern gezündet, brennt er fort.

G.Z.

Erziehen heißt aufwecken vom Schlafe; mit Schnee reiben, wo's erfroren ist; abkühlen, wo's brennt.

(Hippel.)

Dem Fleiße will ich mich zum Knecht verschreiben,
Um stets ein Herr der Wissenschaft zu bleiben.
(Logau.)

Für Andre wächst in mir das edle Gut.
Ich kann und will das Pfund nicht mehr vergraben.
Warum suchr' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?
(v. Göthe.)

Wo Liebe lebt und labt, ist lieb das Leben.
(A. W. Schlegel.)

Kurz zu sehn und weit zu glauben,
Ist einmal des Menschen Loos.
(Tiedge.)

Verlag von Julius Heidig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 100. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angehenkt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 Ngr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Marienberger Sage.

1.

Im Wald ein Zieh'n und Schreiten, ein Klingen und Singen luftsam,
Davon man in dieser Halden noch nie einen Laut vernahm.
Voran auf waldzign Bahnen Bergknappen in langen Reih'n,
Sie schwenken ihre Fahnen im hellen Sonnenschein;
Dazu in weißen Gewändern Jungfrau'n ein langer Zug,
Geschmückt mit Blumen und Bändern und manchem bunten Tuch.
Da, wo der Wald sich lichtet, da steht der Zug und hält.
Ein Altar ist errichtet mitten im freien Feld;
Dort in der Erde Tiefen gesenket wird ein Stein,
Die Fahnen weh'n und fliegen, die Cymbeln klingen d'rein.
Und als im weiten Kreise der Jubel sich verlor,
Sieh' da, stillsamer Weise eine Jungfrau tritt hervor;
Sie thut drei feste Schläge auf den versenkten Stein:
„Laß, Herr! laß deinen Segen mit unsrem Werke sein!"
Und ringsum die Menge beugt sich zur Erde tief und steht,
Und vor dem Altar neigt sich die Jungfrau zum Gebet. —
Ein Regen und Bewegen alsbald den Wald erfüllt,
Vor Art- und Hammerschlägen flieht das erschreckte Wild.
Die Fichten und Tannen sinken; wo dicht gestanden der Wald,
Da steht man Thürme blinken und Häuser mannichfalt.
Wo Wanderslent' erschrocken stob'n vor des Wolfs Gebeul,
Da tönen fromme Glocken und künden ewiges Heil.
Ein wohlgethanes Städtchen mit mancher holden Zier
Von Frauen und von Mädchen glänzt aus dem Waldrevier.
Preis dir, im Sachsenlande, liebes Marienberg!
Daß du so schön erstanden, war das der Jungfrau Werk?

2.

Entstehen und vergehen, das ist der Dinge Lauf.
Die Weihung kaum geschehen, folgt schon das Grablied d'rauf.
Da man die Stadt zu gründen herbeizog Schaar um Schaar,
Seit waren nun verschwunden wohl nah' an hundert Jahr.
Da ließ sich wieder schauen Straßen und Markt entlang
Von Männern und von Frauen ein seltsamer Gedrang.
Doch will es mich bedünken, als wär' er fröhlich nicht,
Und Thränen sah man sinken von manchem Angesicht.
Und Flammen sah man schlagen zum Himmelszelt empor,
Der Glocken dumpfes Klagen drang aus dem Thurm hervor
Und über Thal und Hügel brauste der Sturm daher
Und trieb mit heißem Flügel Gluthsäulen vor sich her.
Zum Thor schwanken in Trauer der Bürger lange Reih'n,
Es stürzten Dach und Mauer dumpf donnernd hinterein.
Und hinter den andern Allen durch Trümmer und Gestein,
Da sah man wandern und wallen ein grauss Mütterlein.
O Mütterlein am Stabe, was weinest du so sehr?
O Mütterlein, im Grabe, da drückt kein Kummer mehr!
Sie trat in des Thores Halle, sie schaute trüb' zurück,
Die Thürme, die Häuser alle sanken vor ihrem Blick.
Und zitternd hob sie die Arme und seufzte schwer und matt:
„Daß Gott sich dein erbarme, du arme, zerschlagne Stadt!
„Versunken Platz und Gassen, bedeckt mit Dampf und Grau'n,
„Verdeckt und verlassen! Weh' mir, daß ich's muß schau'n!
„Ich bin's, die einst den Segen dir in die Wiege gab,
„Heut' muß ich trauernd legen ihn auf dein rauchend Grab."
So rief sie in die Flammen, will braust der Sturm empor,
Und über ihr zusammen sank das geborstne Thor.

K. B.

Beiträge zur Geschichte des Adels.

(Fortsetzung.)

III. Wessenberg.

Ueber dieses berühmte Haus, gegenwärtig in Deutschland, haben die deutschen Genealogen wenige und theils nur unrichtige Ansichten. Die Stammburg Wessenberg *) liegt in ihren Trümmern in der Com-

*) Die Burg Wessenberg hat ihren Namen von dem Berge, auf welchem sie steht und welcher seinen Namen dem ehemaligen Stande unter

Digitized by Google

mun Mandach *) im aargauischen Jura. Seine Besitzer waren ursprünglich Freiherren, denn Arnold von Wessenberg wird als Zeuge in der Lehenshuldigung Rudolphs des Major von Glarus von 1029 mit dem Prädikate „Nobilis“ (damals den Freiherrenstand bezeichnend) belegt. Im Jahr 1079 stifteten diese Freiherren die Kirche zu Mandach; Hugo war noch 1295 Besitzer von Wessenberg; hierauf kam diese Herrschaft an das Haus Balm und theilte, mit den andern Besitzungen dieses Geschlechts die Zerstörung ihrer Burg Wessenberg (1308). Das Haus Hallwyl wurde hierauf Besitzer des „Burgstalls“ Wessenberg mit Mandach bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts; im Schwabenkriege (1499) verbrannten die Oesterreicher Mandach. Bern erwarb Wessenberg mit Mandach um 1500 und besaß es bis 1798; seit dieser Zeit bildet es einen Theil des Freistaats Aargau. — In den niederen Adelstand vom Dynastenrang gekommen, besaß es später die adelige Herrschaft Burg (in der Schweiz) als bischöflich Basel'sches Lehen, die adeligen Herrschaften Feldkirch und Förrenthal, im österreichischen Breisgau, die adelige Herrschaft Liebenswiler im Elsaß, so wie Antheil an Rappe und la Chapelle. Den Freiherrenstand erhielt dieses Haus bei der Erwerbung der Freiherrschaft Aulefingen (R. ritterschaftliche ehemalige Herrschaft im Hochgau) zurück. Ruppert Florian, Freiherr von Wessenberg (kursächsischer Oberhofmeister und Staatsminister, geb. 1687 † 1777) vermählte sich mit Katharina, Freiin von Ampringen, und da Johann Kaspar Freiherr von Ampringen 1684 ohne Leibeserben starb (er war Großmeister des deutschen Ordens, Fürst zu Freudenthal, Obrister-Landeshauptmann des Herzogthums Schlesien), so vermachte er seinen Anverwandten den Namen, das Wappen und die Freiherrschaft Ampringen. — In den neuesten Zeiten ist bekannt worden: N. N. Freiherr v. Wessenberg-Ampringen, k. k. österreichischer Staatsminister, ein vielbekannter Diplomat; vor allem aber als Menschenfreund, als Stütze der Armen und als aufgeklärter Christ: Freiherr Ignaz Heinrich von Wessenberg, ehemaliger Domherr des Hochstifts Constanz, der Zeit zu Constanz. — Dieses Haus hat Domherren aus seiner Mitte zu Basel, Worms, Speyer, Constanz und im Ritterstifte Odenheim gehabt. Philipp Karl (Sohn Ruppert Florians) wurde von K. Karl VII. 1742 bei seiner Krönung zum Ritter geschlagen und später kursächsischer Kammerherr, Oberhofmeister der Kurfürstin und Conferenz-Minister; er starb zu Freiburg im Breisgau 1794.

Für das Wessenberg'sche Wappen s. P. Fürst's Wappenbuch I. S. 197; für das Ampringen'sche I. S. 113. Beide werden mit den zwei Helmen und den zwei Schildern (in vier Feldern) von den Freiherren von Wessenberg-Ampringen geführt.

J. A. v. Crousa-Chebre.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wasser verbanden soll; wirklich heißt Wessenberg (Wazenberg, Wezenberg) Wasserberg, und die Zahl der Versteinerungen ist überaus groß.

**) Mandach (Mantach, Mountach, Montach) bezeichnet gleichfalls einen Wasserberg oder vielmehr Bergbach; die Traditionen von der einstigen Ueberschwemmung mußten bei der Anlage wohl noch bekannter gewesen sein; die Erddevonkunde war damals noch nicht gekannt.

Besiegte Vorurtheile.

(Fortsetzung.)

Es war ein herrlicher Augustmorgen, als einige Tage nach dieser Begebenheit zwei große, schon bejahrte Männer auf der Brühlschen Terrasse in Dresden auf und nieder gingen. Der Eine von ihnen war der uns bereits bekannte Geheime-Rath Bode und der Andere der Freiherr von Rußdorf, ein Mann mit einem würdigen Aeußeren, aber mit einem strengen und stolzen Blicke. — „Wir leben jetzt in einer merkwürdigen Zeit,“ sprach der Freiherr. „Alte, ehrwürdige Institute, die Jahrhunderte bestanden und sich eben dadurch als gut bewährt haben, will man vernichten. Aber glaube mir, mein alter Freund, daß, so lange Ständeunterschiede bestehen, der Adel sich erhalten wird, trotz aller seiner Antagonisten. Diese Leute, welche blos deßhalb auf den schon längst seiner Vorrechte beraubten Adel losziehen, um etwas zu haben, woran sie ihre Galle auslassen und womit sie die Spalten ihrer Blätter füllen können, werden diese alte Institut wahrhaftig nicht stürzen, und der Adel fürchtet sie auch nicht.“ — „Du hast ganz recht Baron,“ unterbrach der Geheime-Rath den Sprecher, „und jeder vernünftige Bürgerliche wird Dir beistimmen.“ — „Ich wundere mich,“ fuhr der Freiherr fort, „daß die Verleumder ten den Adel angreifen, da dieser Angriff doch gewissermaßen auch den Regenten gilt. Die Regenten sind ebenfalls Edelleute, die primi inter pares. Geht der Geburtsadel zu Grunde, so hören auch die Potentaten auf Edelleute zu sein, und ihre Kinder sind, mit Ausnahme des Thronfolgers, dann nichts mehr, als gewöhnliche Unterthanen. Die Regenten würden in diesem Falle auch weniger fest auf ihren Thronen sitzen, da man es leicht wundersam finden dürfte, daß eine Familie im Staate allein und so hoch bevorzugt sein sollte.“ — „Sieh einmal auf dieß herrliche Bild,“ sprach der Geheime-Rath; „die Aussicht ist wahrlich doch unübertrefflich schön!“ — „Du willst mich auf andere Gedanken bringen,“ versetzte lächelnd der Baron. „Ja, ja, die Aussicht ist köstlich! Wie glücklich könnten die Menschen auf dieser schönen Erde sein, wenn sie sich nicht gegenseitig das Leben verbitterten!“ — Die beiden Männer traten an das eiserne Geländer. — „Wie die Elbe so ruhig dahinfließt durch diese paradiesische Gegend!“ sagte der Geheime-Rath, und beide Männer schauten einige Minuten stillschweigend und

Digitized by Google

gedankenvoll bald auf die Fluthen des Stromes, bald auf deſſen reizende Umgebung. Da trat ein großer junger Mann mit einem etwas blaſſen, aber hübſchen Geſichte hinter den Geheime-Rath, umfaßte denſelben und fragte: „Wer iſt es?" — „Mein Adolph, mein geliebter Sohn!" rief der alte Herr. Vater und Sohn begrüßten ſich auf das Zärtlichſte, und der Baron ſprach, dem jungen Manne herzlich die Hand ſchüttelnd: „Seien Sie willkommen, mein lieber Aſſeſſor!" Nachdem die drei Männer einige Zeit auf und nieder gegangen waren, und Vater und Sohn ſich ihre jüngſten Erlebniſſe mitgetheilt hatten, ſagte der Erſtere: „Wie wird ſich Louiſe freuen, Dich wiederzuſehen!" — „O, ich habe ſie ſchon begrüßt, lieber Vater," rief der junge Mann und fügte erröthend hinzu „und auch Ihrer Baroneß Tochter, Herr Baron, mein Compliment gemacht! Die Damen wünſchen die Gemäldegallerie zu beſuchen, und haben mich hierher geſchickt, um die Erlaubniß der Herren Väter dazu einzuholen." Die alten Herren waren damit einverſtanden, und der Aſſeſſor wurde voraus geſandt, um den beiden Damen zu melden, daß die Väter ſie ſogleich abholen würden. — „Dein Sohn iſt ein hübſcher Junge," ſagte der Baron zu dem Freunde. — „O, was noch mehr iſt," verſetzte dieſer, auch ein ganz vorzüglicher Menſch und ein ſehr tüchtiger Arbeiter! Stände es doch in meiner Macht, ihn glücklich zu machen! Die Bläſſe in ſeinem Antlitze rührt nicht blos von dem vielen Sitzen am Actentiſche her, ſondern auch ſeine unglückliche Neigung iſt daran ſchuld. Liebte er allein und würde nicht wieder geliebt, ſo wollte ich gar nichts ſagen; aber da ſeine Neigung erwiedert wird, ſo muß ich ſprechen. Baron, überwinde Dein Vorurtheil, gieb dem Jungen Deine Tochter und mache auf dieſe Weiſe Beide glücklich!" — „Freund!" nahm der Andere das Wort, „Dein Begehren berührt mich ſchmerzlich. Du weißt, wie ſehr ich Dich und Deine Kinder liebe; aber Du weißt auch, daß es mir nicht möglich iſt, von meinen Grundſätzen abzuweichen. Noch niemals iſt ein Bürgerlicher in die freiherrlich Rußdorfſche Familie aufgenommen worden. Laſſe Dich adeln, und die jungen Leute ſind glücklich. Ich gebe Dir mein Wort darauf, daß nur ein außerordentliches Ereigniß im Stande ſein kann, mich in dieſem Punkte umzuwandeln." — „Nun, gebe der Himmel," ſagte der Geheime-Rath unmuthig, „Daß Du von Deinem Vorurtheile auf irgend eine Weiſe befreit werden möchteſt!"

(Schluß folgt.)

Heloiſe oder Eloiſe.

I.

Gedenkt man der rührenden Geſchichten von Liebenden, deren Liebe durch die Ungunſt der Umſtände, oder durch die Bosheit anderer Menſchen zerſtörend in ihr Lebensglück eingriff: dann vergißt nicht, wer ſie kennt, Heloiſe und Abälard zu nennen. Ihre Liebe hat mehrern Dichtern Stoff zum Singen gegeben. Nur Pope hat in ſeinem Gedichte den Zartſinn, mit welchem jene Liebe hätte ſollen von ihm gefaßt werden, verleugnet; denn ſeine Eloiſe to Abelard iſt gerade das Gegenbild deſſen, was ſie war, und vielleicht das Widrigſte, was ein Weib ſein kann, eine lüſterne, heuchelnde Buhlerin im Nonnenkleide. Das Bekenntniß einer edeln Seele, das ſie, um Heloiſens Ausdruck zu gebrauchen, in der Bitterkeit ihres Herzens demjenigen thut, den ſie mehr, als Beichtvater, achtete — ein ihre Schuld offenbar übertreibendes Bekenntniß zu heuchelnden Worten einer Buhlerin zu machen, iſt das nicht Veruntreuung der Herzensſprache? — Das durch einen großen Geiſt und eine, auch wenn ſie fehlt lebte, ungewöhnliche wiſſenſchaftliche Bildung ausgezeichnete Mädchen war die Nichte des Kanonikus Fulbert in Paris. Hier lernte ſie Abälard kennen, einer der größten Geiſter, deren ſich die Chriſtenheit rühmen kann. Obſchon er damals 39 Jahre alt war, entzündete ſich doch die Liebe zu der damals achtzehnjährigen Jungfrau mit aller Leidenſchaftlichkeit in ihm. Sie war ſeine Schülerin und ſie legte in ihren Lehrer und Geliebten ſo hohe Begriffe, daß Alles, was er ihr von der Weisheit der Alten vortrug, welche unglaublich auf ſie wirkte, ihr aus ſeiner Seele zu entſpringen ſchien und er ihr alſo ein Muſter der Vollkommenheit dünkte. Wunderbar tief faßte in der damaligen dunkeln Zeit die klare und große Denkart der alten Griechen und Römer Wurzel in dieſer ſeltnen weiblichen Seele. Sie verſtand außer dem Lateiniſchen und Griechiſchen auch das Hebräiſche und war unter Abälards Leitung in die Tiefen der Philoſophie und Theologie eingedrungen. Sie wußte, daß die Welt eines Abälard bedurfte, als daß ſie ihn um der Liebe willen hätte ſollen dem Lehrſtuhle entziehen. Sie überließ ihn ſeiner Laufbahn und lebte für ſich in der Stille. Nur gemeine Seelen ſind voll Prätenſionen. Die Frucht dieſer ſtillen Ehe war ein Sohn, von der Heloiſe Aſtrolabus genannt, d. i. der vom Stern Empfangne; denn Abälard war der Stern ihres Lebens und ſeiner Zeit. Eine Ehe in ſo glückſeligem Wahne würde kaum ein Dämon der Hölle geſtört haben, und ein Domherr that's, ein Greis, der bei Heloiſe Vaterſtelle vertrat, ihr Oheim Fulbert. Er veranſtaltete einen nächtlichen Ueberfall in Abälards Hauſe und ließ ihn entmannen. Das biſchöfliche Gericht entſetzte zwar den alten Verbrecher und zog ſeine Güter ein; aber das war eine zu gelinde Strafe für die Unthat. Daß der verſtümmelte Mann, deſſen ruhmvoller Name zum Spotte bei der Welt hatte werden ſollen, mit deſſen Glücke zugleich das der Heloiſe zu Grabe geſtürzt wurde, faſt den geſunden Verſtand verlor, wen kann das wundern. Wir würden ungerecht ſein, wenn wir ihm von nun an zur Laſt legen wollten, was er that.

Digitized by Google

Er trieb seine Heloise in's Kloster — ein Mißtrauen, das ihr Herz tief verwundete und vergaß sie Jahre lang darin. Ihr Aufenthalt war das Kloster Argenteuil. Er ging in's Kloster St. Denis. Wißbegierige Jünglinge ließen ihm nicht Ruhe, bis er ihnen wieder Vorlesungen hielt. Dann gründete er eine Einsiedelei an einem angenehmen Orte, den er bei seinem Umherirren in den Wäldern der Champagne getroffen hatte, bei Nogent an der Seine, und hieß den Ort Paraklet (Tröster); aber es wohnte in seiner Seele kein Trost und keine Freude mehr, und die Ketzerjäger verbitterten dem freisinnigen Manne das schon verbitterte Dasein noch außerdem. Als die Mönche von St. Gildas ihn zum Abte erwählt hatten, überließ er den Paraklet der Heloise, da der Abt Süger Argenteuil mit St. Denis vereinigte und die Nonnen ausziehen mußten. Heloise ward Aebtissin zu Paraklet, und Abälard freute sich, daß er jetzt hatte etwas für sie thun können. Er besuchte von St. Gildas aus die Heloise und half den zum Nonnenkloster umgewandelten Paraklet einrichten. Bis 1126 war Abälard im Paraklet gewesen. Diese Stiftung blühte unter Heloise zu einem Thale der Sittsamkeit und Andacht, der Tugend und selbst weiblicher Gelehrsamkeit auf. Der Graf von Champagne, der König von Frankreich, der Papst und Andere schenkten Land und Gerechtsame. Alle waren Heloisen geneigt; gegen Abälard war Alles verschworen. Lange hatte sie Nichts von ihm gehört; denn der Verfolgte war von St. Gildas zu einem Freunde in der Bretagne geflohen und schrieb hier die Trauergeschichte seines Lebens nieder: da kam ihr dieses Buch zu Gesicht. Aufgerissen wurden dadurch all' ihre alten Wunden; aber ihr nächster Gedanke war, ihres Freundes Wunden zu lindern. Sie schrieb drei Briefe damals an ihn. Der Inhalt wird unter dem, was wir in einem zweiten Aufsatze als Proben ihres Geistes und Herzens liefern werden, sich finden. Der heil. Bernhard von Clairvaur brachte es am Ende dahin, daß Abälard förmlich 1140 als Ketzer verdammt wurde; aber Abt Peter zu Clugny, mit Recht der Ehrwürdige genannt, nahm ihn auf. Hier lebte er ruhig und fromm, doch des Lebens überdrüßig. Als er erkrankte, 1142, brachte man ihn, der bessern Luft wegen, nach St. Marcell, wo er starb. Sein Leichnam wurde bei Nacht von Peter nach Paraklet begleitet; denn Heloise wollte ihn wenigstens im Tode bei sich haben. Noch 21 Jahre lebte sie († 1163) und wurde neben ihm begraben.

G–r.

Feuilleton.

Dion sagte, der wäre ein Thor, der sich vor Schmerz das Haar ausraufte; denn der Kahlkopf empfände auch den Schmerz.

Als man dem Cynifer Antisthenes vorwarf, daß er wegen seiner Mutter, einer Ausländerin, nicht ebenbürtig wäre, antwortete er: „Ist doch auch die Mutter der Götter (Cybele) von Ida (aus Phrygien)."

[Anagramme.] Der Name **Aesculapius** enthält die Wörter **pulvis a esca**, Staub oder Pulver von Speise. Wo der Heilgott Aeskulap, oder sichtbar einer seiner Jünger einritt, wird des Kranken Speise Pulver und vielleicht der Kranke Staub von dieser Speise, wenn nicht der höchste Gott hilft zum Leben. — Aus Aristides wird **ista rides**, Lesachst du das. Bei der Verdammung des Aristides aus Athen hat ihn ein des Schreibens unkundiger Mann, auf das Täfelchen, das er bei der Abstimmung des Volks abzugeben hatte, die Zustimmung zur Verbannung zu notiren. „Hat Dich Aristides beleidigt?" sprach der Unschuldige. — „Nein; aber ich kann's nicht leiden, daß er der Gerechte genannt wird." Beachst du das? Das war Volksherrschaft! — **Machiavellus** enthält **illum caveas**, hüte dich vor ihm! Wer ihn kennt, wird das treffend finden. — In **Majus**, Mai, steckt **i, Musa**, geh, Muse! Im schönen Mai befolgt sie den Ruf und geht zu denen, welchen sie hold ist, und sie stimmen ihr Lied an. — **Moneta**, Münze, läßt aus sich machen 1) **maneto**, du sollst bleiben! So will's der Geizige; 2) **me nota**, zeichne mich aus! Das wollen Viele; 3) **moneat**, es möge erinnern. Woran? Daß Geld nicht den Mann macht, noch das Glück gründet; daß es aber leicht schwindet. — **Musica** ist ein **amicus**, Freund.

Procul maneas a puella: nam illa habet oculos vocativos. Si fueris dativus, illa erit genitiva, paullo post accusativa, tu tantem pauper nominativus et pax tua ablativa.

Die Königin Christine von Schweden sagte von dem gelehrten Saumais (**Salmasius**): „Er ist so gelehrt, daß er den Stuhl in allen Sprachen nennen kann, nur weiß er nicht, sich darauf zu setzen."

Der große Alexander von Makedonien erhielt von einem gefangnen Korsaren auf die Frage, warum er das Meer unsicher mache, die Antwort: „Um meines Vortheils willen, wie Du; weil ich es aber mit einem kleinen Schiffe thue, heiße ich Räuber; Du aber mit Deiner großen Armee heißt Eroberer." Er erhielt für diese Freiheit seine Freiheit wieder.

G–r.

Es müssen Sekten sein. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten und wohl bleiben. Ist unser recht, so wird er sich vor ihnen auch nicht, noch vor Jemanden fürchten. Man lasse die Geister aufeinander platzen und treffen. (Luther.)

Der heidnische Redner Isokrates sprach: „Der beste Gottesdienst und das beste Opfer ist Tugend und Gerechtigkeit üben." — Ist es doch, als ob man einen erleuchteten Propheten des alten Testaments reden hörte; denn das war ein Hauptthema derselben.

Geister giebt's, begünstigt vom Himmel, die durch sich selbst Alles sind und Nichts dem Ahnherrn schuldig, Nichts der Welt. (v. Göthe.)

Wenn ein Bettler dem andern giebt, lachen die Engel. (J. J. Fabricius.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang.

№ 101. **1843.**

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird diese Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Kgr.) berechnet.

Prolog,

gesprochen bei Eröffnung von Winterfoireen in K.

Ein Zauberreich, so schön und wunderbar,
Wie gläubig einst der Väter Herz gebar,
Es lebt, verjüngend sich in ew'ger Blüthe
Fort in der Enkel kindlichem Gemüthe.
Ein Garten ist das Land, zum duft'gen Kranz
Verflichtet sich selbst der Blüthen bunter Glanz,
Der Blüthen, die dem Erdenschooß entstiegen,
Entfaltend sich in milden Lüften wiegen,
Und stets zersprengend ihre zarten Hüllen,
Den weiten Raum mit süßem Hauche füllen;
Kein Blüthenblatt sinkt welk zur Erde nieder,
Es schwindet in der Luft wie Ton der Lieder,
Es zieht nur Raum der holden Augenpracht,
Die in der Nachtarblüthe neu erwacht.
Hier sprossen Palmen zu des Himmels Räumen,
Dort rauscht das Laub von mächt'gen Riesenbäumen,
Das Laub so zart, als wär' aus Winters Banden
Der junge Lenz zum Leben neu erstanden.
Ein stiller See, so klar, crystallenrein,
Strahlt mild zurück des Himmels Azurschein,
Und Palmen schreinen, Bäume grüner Reben,
In blauen Fluthen neu sich zu beleben.
Die Welle ruht im Schlummer unbewegt,
Wenn nicht ein Fischlein sich muthwillig regt,
Und goldig glitzernd in die Luft entellt,
Bis plätschernd es die Fluthen wieder theilt.
Vor weißer Brust aufschwellens weiche Wogen,
Kommt dort der Silberschwan herangezogen;
Er taucht hinab, er hebt das Haupt empor,
Ein Wunderton beruft der Brüder Chor —
Sie nah'n, die Fluth durchfurchend leise, leise,
Und zieh'n, sich gesellend, sacht die weiten Kreise.
Dem Ufer nah'n auf zarter, bunter Schwinge
Leis' dröhnend sich viel tausend Schmetterlinge —
Neugierig schau'n sie auf der Schwäne Spiel,
Und wo Ermattung Einen schnell befiel,
Schwirrt jorglos er zum Wogenkönig nieder,
Lang auszuruhn auf silbernem Gefieder.
Der Vögel Lieb schallt jubelnd in den Lüften
Und paart sich mit den süßen Blumendüften;
Des Mondes Schimmer, goldne Gluth der Sonne,
Vereinen sich in ewig neuer Wonne — — —
Kennt Ihr dieß Reich? Kennt Ihr die sel'gen Räume?
Es ist die Kunst, es sind die heil'gen Träume!
Ein Spiegelbild nur gaben diese Worte —
Jetzt treten ein durch die geweihte Pforte,
Ein in das Reich, das Euch mein Mund verkündet,
Wo ew'ger Frühling seine Gluth entzündet.
Der Winter naht, bald tobt des Eises Macht,
Doch ungeübt strahlt unsres Lenzes Pracht;
Kein Winterfrost darf in die Räume dringen,
Wo Lieb' und Kunst die heil'gen Flügel schwingen,
Uns grüßen mag der Mai, der neuerglühte,
Den Lenz der Kunst in nieverwelkter Blüthe!

Th. A.

Beiträge zur Geschichte des Adels.

IV. Mandach *).

Das Stammhaus dieses Geschlechts war die Burg Mandach, jetzt eine Ruine bei Regensberg (Zürich); vielleicht war Mandach bei Brugg (Aargau) das älteste Stammhaus, denn Arnold von Mandach war 1029 mit dem Freiherrn Herrmann von Wessenberg unter den Zeugen in der Lehenshuldigung Rudolphs von Glarus wegen der Burg Glarus und der Majora über diese

*) Erblicher Besitz- und Geschlechtsname, zu Anfang des 11. Jahrhunderts schon beim niederen Adel.

Digitized by Google

Landschaft zu Gunsten der Abtei Seckingen. Arnold wird ein Lehensmann freien Standes dieses Stiftes genannt; vielleicht war Mandach bei Brugg damals theilweise Lehen von Wessenberg und Seckingen; wenigstens liegt dieses Mandach in der Mitte zwischen Seckingen am Rheine und der Burg Mandach bei Regensberg, also um die Hälfte näher an Seckingen. Nach der Zeit scheinen also erst — wohl zu Anfang des 13. Jahrhunderts — die Mandacher einen neuen Wohnsitz, die Burg Mandach bei Regensberg, angelegt zu haben und Vasallen der Freiherren von Regensberg geworden zu sein. Hierauf wurden sie Vasallen des Hauses Oesterreich, von welchem sie außer der Burg Mandach, das „Mulafe- und Weich-Irrgangs-Recht im Zürichgau," das Schultheißenamt zu Regensberg (1580 an die Stadt R. verkauft), als Lehen trugen. Ferner besaßen sie den Zehenten zu Wesperspüh (Zürich), den Zehenten zu Dorf Dielsdorf, Nieder-Affoltern, Boppensoll und die adelige Herrschaft Ossingen (Zürich), die niederen Gerichte über Landsberg, Ifwyl und Krillberg im Thurgau und Schloß Oberstadt, Oehningen, Stuttgarten, im benachbarten Schwabenland, wo sie auch als gräflich Sulzisches Lehen die Burg Kramhingen inne hatten, und Wyler (Zürich). Ulrich und Konrad verkauften (1277) dem Kloster Seldenau bei Zürich einen Hof zu Regensdorf. Johann besaß seit 1316 vom Herzog Leopold von Oesterreich das Mulafen- und Weich-Irrgangsrecht. Von seinen Brüdern war Arnold Kirchherr zu Steinmaur bei Regensberg, Ulrich Chorherr vom Stifte St. Thomas zu Straßburg, dann Pfarrer zu St. Johann (1349) zu Schaffhausen, und Heinrich war Ritter, welcher mit Elisabeth im Thurn, Tochter Rüdigers im Thurn, verehelicht war; dieser Heinrich war 1372 Rathsherr zu Schaffhausen; seine Söhne waren: Heinrich, Wilhelm, Johann und Rüdiger; letztere beiden erbten 1346 von ihrem Oheim Rüdiger im Thurn dessen Zehenten zu Dettwyl (Zürich), welcher Kloster-Reichenauisches Lehen war. Einem Heinrich von Mandach wurde das Burgerrecht zu Zürich, welches seine Verälterin besaßen, 1537 erneuert. Johanna Maria war im 17. Jahrhundert Aebtissin zu Frauen-Alp. Dieses Geschlecht war auch Gutthäter des Stifts Wettingen (Aargau) und des Barfüßer-Klosters zu Schaffhausen und hat sich — bis auf den heutigen Tag — im Besitze des Erbburgerrechts der Stadt Schaffhausen um diesen Freistaat verdient gemacht. Das Wappenschild ist horizontal weiß und roth getheilt; in der obern weißen Hälfte der Rumpf eines Mannes ohne Arme, schwarz von Gesicht im schwarzen Gewande; das Helmzeichen der gleiche Mannesrumpf, nur ist hier das Gewand roth; Helmdecken schwarz, roth und weiß.

J. R. v. Cronsa-Chibre.

Besiegte Vorurtheile.

(Schluß.)

Die Gemäldegallerie war sehr zahlreich besucht. Vor einem Bilde von einem berühmten italienischen Meister standen der Baron und der Geheime-Rath und theilten sich ihre Bemerkungen über das Gemälde mit. In einiger Entfernung befand sich der Assessor Adolph Bode in einem sehr eifrigen Gespräche mit einer hübschen jungen Dame. Dieselbe war die Tochter des Freiherrn. „O Minna," sagte der Assessor, „wenn Sie wüßten, wie mein ganzes Dichten und Trachten dahin gerichtet ist, Sie zu erlangen! Alle Bitten bei meinem Vater, den Adel nachzusuchen, sind vergeblich gewesen. In jedem Briefe habe ich ihn darum angefleht, aber umsonst!" — „Lieber Adolph," sprach die hübsche Minna von Rußdorf, „es würde viel passender sein, wenn mein Vater sein Vorurtheil aufgeben möchte. Wäre mein Bruder Theodor nur erst von seinen Reisen zurückgekehrt! Theodor hat immer einen großen Einfluß auf meinen Vater gehabt und könnte uns jetzt von wesentlichem Nutzen sein." — Wir wollen das junge Paar verlassen und uns einige Schritte weiter verfügen, wo Fräulein Louise Bode, welche wir in dem Gasthause des kleinen Städtchens an der sächsisch-baierischen Grenze kennen gelernt haben, in den Anblick eines Bildes versunken war. Dieses Bild stellte einen sehr schönen Mann dar und hatte eine so frappante Aehnlichkeit mit dem Helden der vorhin erzählten Begebenheit in jenem Gasthause, daß es wohl nicht zweifelhaft war, weßhalb die junge Dame gerade dieses Bild mit einer solchen Aufmerksamkeit betrachtete. Sie mochte länger als eine Viertelstunde vor dem Gemälde gestanden haben, als ihr Bruder und Minna sich ihr näherten und der Erstere bei dem Anblicke des Bildes neckend ausrief: „Wahrhaftig, Louise, das ist ja das Portrait meines Freundes und Deines ehemaligen Bräutigams, des Freiherrn Theodor von Rußdorf!" — „Ich dächte," sagte hocherröthend das Fräulein, — „daß an einen Freiherrn Theodor von Rußdorf wohl noch nicht zu denken war, als dieses Bild gemalt wurde. Ueberdies, Adolph, weiß ich gar nicht mehr, wie Baron Theodor aussieht." — „Wenn Dein Gedächtniß weniger gut wäre, mein Schwesterchen," sprach lachend der Assessor, „so würdest Du nicht so lange vor diesem Gemälde gestanden haben." — „Nun, ich will Dich befreien von dem bösen Bruder;" bemerkte darauf Minna, indem sie der Freundin den Arm bot. „Weißt Du schon, Louise, daß wir Nachmittags um zwei Uhr eine Spazierfahrt auf der Elbe machen werden?" — Die jungen Herrschaften entfernten sich, indem ihnen ein junger Mann folgte, welcher hier in der Gemäldegallerie und schon vorher auf der Brühlschen Terrasse die Gespräche der beiden Familien belauscht hatte. Ein unerklärliches Etwas hielt ihn ab,

Digitized by Google

aus seinem Incognito herauszutreten, wie sehnlich er dies auch wünschte. —

Es war ein köstlicher Nachmittag, als der Baron, der Geheime-Rath, der Assessor und die beiden jungen Damen in einer hübschen Gondel die Elbe hinauf fuhren. Die alten Herren saßen auf der einen und die jungen Leute auf der andern Seite des Nachens. Während sich die beiden Alten über politische Gegenstände unterhielten, erzählte die schöne Louise der Freundin und dem Bruder von ihrer Reise, indem der Letztere die jungen Damen zuweilen auf die herrlichen Punkte an der Elbe aufmerksam machte. Wohl eine Stunde mochte unter diesen Gesprächen verflossen sein, als der Assessor plötzlich ausrief: „Schon seit einiger Zeit bemerke ich, daß uns ein Kahn verfolgt, in welchem außer den beiden Schiffern nur ein Herr sitzt. Jetzt ist der Kahn ganz in unserer Nähe, aber das Gesicht des Herrn habe ich noch nicht sehen können, da der ungalante Mann uns den Rücken zugekehrt hat und nur zuweilen nach uns herüber schielt." — „Jedenfalls ist der ungalante Mann ein Corsar!" lachte Louise. Die jungen Damen erhoben sich und traten auf das Bret, worauf sie gesessen hatten: — „Ei, ei, meine Damen," schalt der Baron, „das kann übel ablaufen!" — „Ach, Vater!" rief die hübsche Minna in muthwilligem Tone, „vor einem solchen Flüchen können sich höchstens Landratten fürchten, aber nicht Seeleute, wir wir!" Die beiden Mädchen sahen durch ihre Lorgnetten nach dem nahegelegenen Ufer, warfen aber von Zeit zu Zeit Seitenblicke nach dem anderen Kahne. Da drehte sich der darin befindliche Herr um, und sein Antlitz ward sichtbar. „O Himmel!" schrie Louise, als wenn sie das Haupt der Medusa geschaut, stolperte und fiel von dem Brete, aber nicht in den Kahn, sondern — über Bord in die Fluthen des Stromes! Minna, welche auf dem Brete stehen geblieben war, bog sich hinaus, um die Freundin am Kleide zu fassen; aber sie verlor das Gleichgewicht und hatte — dasselbe Schicksal. Der Assessor, ein tüchtiger Schwimmer, sprang den Damen sogleich nach, gleichzeitig mit ihm der Herr aus dem anderen Kahne. Wenige Augenblicke darauf kamen die Damen zum Vorscheine. Der Assessor hatte Minna und der Andere Louise erfaßt, und Beide schwammen mit ihren süßen Lasten an das Land. — „Gott sei Dank!" beteten die Väter mit gen Himmel gerichteten Blicken und befahlen den Schiffern zu landen. Zum Glück war nicht fern vom Ufer ein Häuschen. Die Bewohner desselben stürzten heraus und boten Obdach und trockene Kleider an. Die Damen, denen das unfreiwillige Bad nicht geschadet, acceptirten das Anerbieten mit Freuden. Der Fremde Herr hatte sich der Aufmerksamkeit sogleich entzogen und in das Häuschen begeben, um sein nasses Gewand gegen ein trockenes zu vertauschen. Nachdem dies geschehen war, ging er in ein Zimmer, worin er die freundlichen Hausbewohner zu finden erwartete. Es befand sich weiter Niemand in demselben, als eine schlanke Bäuerin, welche vor einem Spiegel stand und ihr Haar ordnete. „Louise!" rief der junge Mann freudig überrascht. Das schöne Mädchen schaute ihn mit einem bezaubernden Lächeln an und fragte dann langsam: „Theodor?" — „Ja, Theodor, Ihr alter Theodor!" sprach unser Held, indem er auf Louise zueilte, ihre Hand ergriff und sich auf einem Knie vor ihr niederließ. „Sie haben mich schon in jenem Gasthause erkannt, und es war mir schwer genug, mich zu verstellen; aber ich hatte es mir einmal vorgenommen, meine Rolle durchzuspielen. Jetzt liege ich wieder vor Ihnen, Louise, wie damals im Scherze, als Sie noch ein Backfischchen waren und ich Sie mein junges Bräutchen nannte. Aus dem Backfischchen ist eine holde Jungfrau und aus dem Jünglinge ein bärtiger Mann geworden. Louise," sagte er zärtlich bittend, „wollen Sie wieder mein Bräutchen sein?" — Die junge Dame sah ihn verwirrt an. — „Theodor," sprach sie, „ich danke Ihnen mein Leben." — „Können Sie mich lieben, Louise?" fragte der junge Mann. — „Aber Ihr stolzer Vater —" preßte das schöne Mädchen heraus. In diesem Augenblicke hörte man mehre Stimmen vor dem Hause, und der Baron rief: „Die Retter unserer Töchter können sich Gnadenbezeugungen erwitten!" — „Herr Baron, geben Sie mir Minna's Hand!" bat der Assessor. — „Sie sei Ihnen gewährt!" versetzte der Baron. — „Hören Sie, Louise, was man im Freien verhandelt?" sprach jetzt Theodor. „Wollen Sie die Meine sein, wenn unsere Väter nichts dagegen haben?" — „Ja!" lispelte Louise, und Theodor sprang auf und stahl sich den bräutlichen Kuß. Dann eilte das glückliche Paar in das Freie. Der Geheime-Rath und der Freiherr hielten sich umschlungen. — „Mein Gott, was ist das? Da ist ja Theodor!" riefen Minna und Adolph fast gleichzeitig. — „Mein Sohn!" schrie der Baron. — „Mein Landsmann!" der Geheime-Rath. Nachdem die Begrüßung vorüber war und der Geheime-Rath sein Zusammentreffen mit Theodor in jenem Gasthause erzählt hatte, wobei er sich nicht genug darüber verwundern konnte, daß er den Sohn seines Freundes nicht sogleich erkannt habe; faßte Theodor die Hand der Geliebten und wandte sich an den alten Baron: „Lieber Vater, Du hast den Rettern Eurer Töchter Gnadenbezeugungen versprochen. Wir bitten um Deinen Segen." — Der Baron war überrascht und, nachdem er einen kurzen Kampf mit sich gekämpft hatte, sagte er lächelnd: „Nur der Geheime-Rath kann Dir diese Gnade erweisen, mein lieber Sohn." — „Sie sei Ihnen gewährt, mein lieber Baron Theodor!" sprach der alte Herr, mit Rührung die jungen Leute umarmend. — Alle fühlten sich glücklich und kehrten ohne Unfall nach der Stadt zurück. In Dresden kam ihnen Herr Lange entgegen, der nunmehrige Sekretair des Geheimen-Rathes. Theodor und Adolph stellten ihm ihre Bräute vor, und der alte

Digitized by Google

Baron sagte lächelnd: „Unsere Vorurtheile, Herr Lange, sind besiegt!“

Carl Graf v. Hülsen.

Heloise.

II.

Als ihr die von Abälard verfaßte Geschichte seiner Unfälle in die Hände gekommen war, schrieb sie den ersten der von ihr noch vorhandenen drei Briefe an ihn. Darin bietet sie jede sanfte Erinnerung auf, um zu seinem Herzen Eingang zu gewinnen. Er, fühlend die ganze Uebermacht ihrer edeln Seele, antwortet voll Ehrerbietung und macht dem weiblichen Geschlechte hohe Lobsprüche. Sie lehnt hierauf das ihr und ihrem Geschlechte gespendete Lob ab und entschleiert ihr Herz vor ihm, wie vor Gott. In dem dritten Briefe bat sie um eine Ordensregel für ihr Geschlecht. Dieses erfordere eine ihm angemessene, gelindere Regel, als die Ordensmänner. Dabei enthüllt sie mit Anstand die Schwächen und Gefahren der Frauen. Nun mögen einige Stellen, wie sie aus ihrer Feder und ihrem Herzen geflossen sind, folgen. Zweierlei, sagt sie, ich bekenne es, zwei Vorzüge waren Dir eigen, womit Du jedes weibliche Herz sogleich an Dich ziehen konntest, Anmuth im Sprechen, Grazie im Gesange — Dinge, um welche sich sonst die Philosophen am wenigsten bekümmern. Spielend, zur Erholung von philosophischen Uebungen, verfaßtest Du mehrere Liebesgesänge, die der unendlichen Anmuth ihres Ausdrucks und ihrer Melodien wegen oft und häufig gesungen wurden, so daß Dein Name in aller Munde war und auch Ungelehrten durch Deine süßen Gesangsweisen wohlbekannt ward. Dieß besonders flößte unserm Geschlechte die sehnende Liebe zu Dir ein, und da der größte Theil dieser Gedichte unsre Liebe besang, so ward ich durch sie vielen Gegenden bekannt und von Vielen meines Geschlechts beneidet; denn welch ein Gut des Geistes, oder des Körpers schmückte nicht Deine Jugend? — Vollkommne Liebe muß das Band des Ehestandes unversehrt halten, nicht sowohl durch körperliche Enthaltsamkeit, als durch Keuschheit der Seelen. — Was Andern Irrthum sein mag, war mir offene Wahrheit. Was jene von ihren Ehegatten wähnen, wußte ich von Dir, ja die Welt wußte es; ich durfte es nicht erst glauben. Welcher König, welcher Philosoph hatte einen Ruhm, wie Du? Wo war eine Gegend, eine Stadt, ein Dorf, das Dich zu sehen nicht brannte? Wer, ich bitte Dich, eilte nicht hinzu, wenn Du öffentlich auftratst? Oder, wenn Du hinweggingst, wer sah nicht mit vorgebogenem Halse, mit festen Blicken Dir nach? Frau und Jungfrau schmachtete nach Dir, wenn Du abwesend, brannte nach Dir, wenn Du zugegen warst. Welche Königin, oder große Frau beneidete mich nicht, mich, Deine Geliebte, Deine Gattin? — In welchen Winkel des Himmels mich Gott setze, bin ich zufrieden. Dort beneidet Keiner den Andern, wo Jedem das Seinige genug ist. — Aus diesen letzten Worten sehen wir zugleich, daß Heloise auf die falschen Tugenden ihres Standes und des damaligen Christenthums kein Verdienst gründete und um dieser willen keinen Lohn, keinen höhern Platz im Himmel beanspruchte. G‡.

Feuilleton.

[Die sieben Brücken.] Ueber den die Stadt Königsberg durchströmenden Pregelfluß führen sieben Brücken und namentlich: die Holzbrücke, die Hohe-Brücke, die Honig- oder Hohnbrücke, die Schmiedebrücke, die Krämerbrücke, die Grüne-Brücke und die Kütelbrücke, von denen die fünf letzteren zur Verbindung der berühmten Inselstadt Kneiphof mit den übrigen Stadttheilen dienen. Da man nun, wenn man in einem Zuge über diese sieben Brücken gehen will, eine derselben zweimal überschreiten muß, so hat dieser Umstand zu folgendem, schon vor vielen Jahren verfaßten Distichon Anlaß gegeben:

Sunt septem pontes, omnes transcurre viator,
Unicus e septem pons repetendus erit.

F. W. F. von Rekowski.

Einen Ritt, den kein Monarch Europa's je gemacht hat, führte Karl XII. von Schweden aus. Nachdem bei Pultawa dem sonst überall siegreichen König die Glücksgöttin den Rücken gekehrt hatte, oder, ohne Bild und Schminke, die Zwistigkeiten seiner sich zuwider handelnden Generale das Unglück verschuldet hatten, suchte er in der Türkei Aufnahme und brachte die Pforte zur Kriegserklärung gegen Rußlands Czar, Peter, dem es am Pruth, wie Karln bei Pultawa, ergangen wäre, wenn ihn nicht seine Katharina mit ihrem Schmucke vom Großvezier losgekauft hätte. Karl lebte in der türkischen Festung Bender, dann, als die Pferde die Gestattung geändert hatte, in Demotika bei Adrianopel als ihr Gefangner. Hier brachte er zwei Monate im Bette zu, indem er sich krank stellte, war aber auf einmal verschwunden und ritt mit zwei Offizieren, von denen jedoch nur einer es aushielt, binnen vierzehn Tagen von Demotika bis Straßund, wo er Nachts 1 Uhr ankam 1714. Fünf Jahre war er abwesend. So lange hatte ihn in der Türkei sein Streben gehalten, das in einem großen Plane durch die Pforte zu bewirken, wozu er unter den christlichen Mächten keinen Beistand sah. Im tiefsten Unglücke zeigte er eine große, unerschütterte Seele. Einem Andern, als er war, hätte vielleicht schon ein ominöser Zufall gleich Anfangs den Muth geraubt, ein Zufall, wie er dem jungen König am Krönungstage 1797 widerfuhr. Er verlor die Krone vom Haupte, als er zu Pferde stieg, um nach der Kirche zu reiten. Gegen die gewöhnliche Weise hatte er sie sich selbst aufgesetzt zu Hause. G‡.

Ein Geist, den die Natur zum Mustergeist beschloß,
Ist, was er ist, durch sich, wird ohne Regel groß.
Er geht so kühn, er geht auch ohne Weisung sicher;
Er schöpfet aus sich selbst, er ist sich Schul' und Bücher.
(Lessing.)

Verlag von Julius Helbig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung

für den

Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 102. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ngr. (2½ Sgr. oder Rgr.) berechnet.

Sängers Heimkehr.

Der muntre Sänger zur Harfe griff, er rührte die Saiten mit Luſt;
Ein Eichenlaub am Weg er pflückt und ſteckt es an die Bruſt.
Die Sonne ſinkt, auf Berg und Thal ſtammt letzte Abendgluth,
Da tritt der Sänger aus dem Wald — die Heimath vor ihm ruht.
„O ſei gegrüßt, du ſchönes Land, gegrüßt, o Heimath mein!
Wohl dacht ich ſehnend manchen Tag und manche Nacht wohl drein!“
Und rüſtig zieht er weiter fort, es dunkelt ſchon um ihn,
Kaum daß die höchſten Thürme noch im Abendroth erglühn.
Da herch! Wie öfter's düſtre Land ein Trauertönen zieht,
Die Weiſe iſt ihm wohlbekannt, es iſt ſein eignes Lied;
Und haſtiger eilt er hinab, der Vaterſtadt zu nah'n. —
Ein ſchwarzer Zug vorüber wallt, am Friedhof hält er an.
Ein' holde Jungfrau führt man dar, in's Sterbelied gehüllt,
Ein weißes Röslein im blonden Haar, eine Schlief am Buſen ſpielt.
Der bleiche Sänger hebt ſein Lieb', das Herz dem Sänger bricht,
Einen letzten warmen Kuß er drückt auf ihr todtbleich Geſicht.
Dann faßt er die Harfe allſogleich, ſenkt ſie in's Grab mit Schmerz,
Nimmt von der Bruſt den Eichenzweig und legt ihn ihr auf's Herz.
Hat ſie noch einmal angeblickt, dann kehrt er ſtumm ſich ab.
Sein Lied hat Keinen mehr entzückt, und Keiner kennt ſein Grab.

Ad. Bary.

Der Zuſammenhang des Kriegsweſens in Deutſchland mit ſeinen Standesverhältniſſen, von den älteſten Zeiten bis zum 16. Jahrhunderte.

Im alten Deutſchland trug jeder freie Mann die Waffen und zog zum Kampfe aus, mocht' es ein Angriffs-, oder Vertheidigungskrieg ſein. Die Klaſſe der freien Männer zerfiel in vornehme oder edle und in gemeine Freie (Odlinge, von Od, d. i. Gut, und Frilinge). Jene waren von letztern durch das größere Beſitzthum und dadurch unterſchieden, daß ſie theils ſelbſt Richter und Anführer waren, theils von Familien ſtammten, aus denen Glieder die Andern gerichtet und geführt hatten, oder dieß noch thaten. Die Frilinge waren, nach unſern jetzigen Verhältniſſen ausgedrückt, freie Bauern. Sollte Krieg begonnen werden, ſo erging ein allgemeines Aufgebot (Heerbann) auf welches alle Freien, die kampffähig waren, ſich erhoben unter Führung der Edeln, die im Frieden ihre Häupter waren. Jede Mark und jeder Gau hielt zuſammen; über alle aber wurde ein Hauptanführer, Herzog (Heertog) erwählt. Um den Herzog und, wenn ein Gau von großem Umfange war, auch um den Grafen deſſelben, ſchaarten ſich die Kampfluſtigſten zu Pferde, meiſt Jünglinge, edle und gemeine Freie, Gefolge genannt. Den Führer zu verlaſſen im Kampfe, oder ihn, wenn er fiel, zu überleben, war ein Schimpf, ſo groß, daß Keiner aus dem Gefolge ihn auf ſich lud. Gab's keinen Krieg, der die Geſammtheit anging, ſo ſuchte ein kampfluſtiger Tapferer die Fehde und zog mit andern ihm gleich Geſinnten, die zu ihm im Verhältniſſe des Gefolges zum Führer ſtanden, aus. Solch einen Führer bei Privatfehden wählte man wohl ſpäter bei dem Heerbanne zum Herzoge; denn er war ja ein geübter Mann; auch luden ihn Nachbarn, wenn ſie der Hülfe bedurften, mit ſeinem Gefolge ein. Die Herzöge ſelbſt blieben endlich mit dem Gefolge, das bei dem Heerbanne ſich an ſie angeſchloſſen hatte, in dauerndem Verhältniſſe, beſonders wenn ſie die Heerführerwürde, die gewöhnlich vorübergehend war, behielten. Hatte der Volksſtamm ſchon ein bleibendes Oberhaupt, eine

Digitized by Google

Art König, freilich nicht nach unsern Begriffen, so war auch sein Gefolge ein bleibendes. Gewiß erst in der Zeit, wo bleibende Gefolge der Könige und Herzöge aufkamen, war es, wo es Sitte wurde, daß das Gefolge Roß und Speer von ihnen empfing und überhaupt unterhalten wurde. Daß von dem Erbeuteten jedem Getreuen auch sein Antheil zufiel, ist natürlich. Nahmen die Führer Landesstrecken in Besitz, so lohnten sie die Dienste des Gefolges mit den Grundstücken des eroberten Landes. So entstand aus dem kriegerischen Gefolge der Lehnsadel. Geliehen war das empfangene Gut nur; denn wenn der, der es sich verdient hatte, starb, wurden die Thaten und Hülfsleistungen eines Andern damit belohnt; doch wurde, wenn ein kampffähiger Sohn da war, dieser unter der Bedingung, wie der Vater, zu vorkommenden Kämpfen im Gefolge zu erscheinen, mit dem väterlichen Besitzthume wieder belehnt. So stand nun den Fürsten immer eine edle Reiterschaar zu Gebote, und Ritter waren seitdem da, dem Wesen und dem Dienste nach, wenn gleich es noch keine Ritterzunft gab und kein Ritterschlag Sitte war. Mit ihnen führten sie ihre Fehden, da der Heerbann nach altem Gebrauche nur bei eigentlichen Nationalkriegen Statt hatte. Zu diesem gehörten, seitdem sich die Sachen so gestaltet hatten, meist nur gemeine Freie (Bauern); er war überhaupt in der Geltung und im Werthe gesunken; die im Kampfe geübten Reiter mußten mehr gelten, als das ungeübte Fußvolk. Wer von dem alten Adel der Nation noch außer dem Verhältnisse des Lehnsadels zum Fürsten sich befand und also eigentlich zum Heerbann gehörte, mochte auch nicht mehr dazu gezählt werden und trat in das Lehnsverhältniß zum Fürsten. Auch von den reichern gemeinen Freien thaten das Manche; wenn auch nicht dem Fürsten selbst, trugen sie sich doch einem andern mächtigen Lehnsherrn als Lehnsmann an. Die Zeiten unablässiger kleiner Befehdungen, die Beunruhigungen, die der schutzlose Friling zu erdulden hatte, der Wunsch manches nicht kampflustigen Frilings, der Pflicht des Heerbannes sich zu entziehen, brachten es am Ende dahin, daß die Zahl der gemeinen Freien oder der freien Bauern sehr zusammenschmolz; denn sie begaben sich meist als Lehnsleute in den Schutz weltlicher, oder geistlicher Herren. Andere Ursachen der Verringerung der gemeinen Freien gehören nicht hierher, da wir ja blos die Standesverhältnisse im Zusammenhange mit dem Kriegswesen betrachten und jetzt zeigen wollten, welche Veränderung dadurch in der Selbstständigkeit der freien deutschen Männer im Mittelalter vor sich ging.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Qui pro quo.

Vor dem Salon eines sehr lebhaften Badeortes saßen mehre junge Männer, welche, in Cigarrendampf gehüllt, sich lebhaft über eine junge Wittwe unterhielten, welche den Tag vorher im Badeorte eingepassirt war. — „Seien Sie doch nicht so fleißig, Baron Reinsdorf," sprach mit näselnder Stimme und honigsüßem Lächeln der Assessor Lingen zu einem jungen Manne, welcher sehr eifrig eine Zeitung las, „und erzählen Sie uns lieber von der schönen Wittwe, welche Sie auf der Terrasse des Heidelberger Schloßberges kennen gelernt haben." — „Das werde ich hübsch bleiben lassen, lieber Assessor," rief aufspringend der Angeredete, indem er seine Cigarre, welche keine Lust zu haben schien, fortschleuderte; „aber ich will den Herren einen köstlichen Heirathsantrag vorlesen, welchen ich eben in der Zeitung gefunden habe! Hören Sie gefälligst:"

„Ein rüstiger und nach Versicherung seiner Untergebenen sehr gut conservirter Mann, welcher sich in einer außerordentlich hohen Stellung befindet, sucht eine Lebensgefährtin, welche zwar keine geborne sein darf, aber ein bedeutendes Vermögen besitzen muß. „Qualificirte Subjecte werden ersucht, ihre Adressen sub litteris A. Z. in der Expedition dieses Blattes abzugeben. Daß man verschwiegen sein wird, wie das „Grab, versteht sich von selbst."

Diese Anzeige versetzte die jungen Männer in die heiterste Stimmung. „Also nicht geboren darf die Lebensgefährtin sein!" sprach lachend der junge Graf von Feldburg. — „Qualificirte Subjecte!" sagte lächelnd der süßliche Assessor. — „Wenn die ganze Geschichte nicht ein Witz sein sollte," nahm der Baron wieder das Wort, „so möchte ich wohl wissen, wer dieser rüstige und nach Versicherung seiner Untergebenen sehr gut conservirte Jüngling sein dürfte?" — „Vielleicht der aufgeblasene Landschafts-Rath," sagte mit ironischem Lächeln der junge Forstmeister von Blankenhain, „welcher dort wie ein Pfau einherstolzirt." — „Welcher erst den Constitutionellen spielte," bemerkte lachend der junge Gutsbesitzer Olen, „und, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, umsattelte und zur anticonstitutionellen Fahne schwor, um andere Vortheile zu erringen." — „Nein, Ihr Herren, der Landschafts-Rath kann es nicht sein," versetzte Baron Reinsdorf, — weil in der Anzeige von einer außerordentlich hohen Stellung die Rede ist. Ach, nun weiß ich, wer die Lebensgefährtin sucht! Dort geht die Personage!" — „Was, Excellenz Landau?" fragten die Anderen überrascht, indem sie einen vorübergehenden ältlichen, aber übrigens noch ganz stattlichen Mann mit einem kleinen Schnurrbarte betrachteten. — „Ja, ja, Sie haben recht, Baron!" bemerkte der Graf, „die Anzeige kann von keinem Anderen sein, als der hochnasigen Excellenz, deren Vermögenslage sehr brouillirt sein soll." — „Dieser arrogante Knabe sucht also eine Lebensgefährtin!" rief lachend der Forstmeister. „Da er nicht von einer menschlichen spricht, so hätte ich beinahe Lust, ihm meine alte Juno anzubieten, die ich zur Jagd nicht mehr gebrauchen kann; indeß Mitgift ist freilich nicht vor-

Digitized by Google

handen." — „Wenn der Heirathsantrag wirklich von der Excellenz Landau sein sollte," sprach der Gutsbesitzer, „so müßten wir uns einen Scherz mit dem alten Geken machen, welcher, wie ich gehört habe, überdies der Tyrann seiner Unterthanen ist." — „Das ist auch meine Meinung," sagte der Baron, „und ich habe bereits einen Plan. Ich will den Heirathsantrag im Namen einer fingirten Dame beantworten und dem alten Knaben auf morgen Abend um 9 Uhr an der Kreuzmühle ein Rendez-vous versprechen, wobei ich in Frauenkleidern erscheinen und mir so lange den Hof machen lassen werde, als es mir gefällt. Ihr Herren könnt Euch verstecken und der Comödie beiwohnen!" Die Uebrigen gaben ihren Beifall über diesen Plan stürmisch zu erkennen. — „Doch Ihr blondes Bärtchen, lieber Baron?" fragte lächelnd der Assessor. — „Der Schnurrbart wird abgeschnitten!" rief lustig der Gefragte. „Später bekomme ich einen um so stärkeren dafür wieder. Aber Verschwiegenheit!" fügte er hinzu. — „Daß man verschwiegen sein wird, wie das Grab, versteht sich von selbst!" versicherten lachend die Anderen. — „Nun denn, au revoir, meine Herren!" sprach der Baron, indem er sich eiligst entfernte und seine Schritte nach einem Theile der Promenade richtete, wo eine sehr hübsche und elegant gekleidete junge Dame auf und nieder ging. Es war die reiche Wittwe, deren wir vorhin erwähnten. Bald befand sich der junge Mann in ihrer Nähe. — „Baron Reinsdorf!" rief die Dame erfreut, als sie ihn erblickte. — „Ach, meine theure Madame Grün!" sagte er. „Gestern war es mir leider nicht vergönnt, Sie länger als einen Augenblick zu sprechen. Wüßten Sie, wie selig es mich macht, wenn ich des herrlichen Momentes gedenke, wo ich Sie auf der Terrasse in Heidelberg kennen lernte, und der wunderhübschen Rheinreise, welche wir dann zusammen unternahmen!" — „Warum nennen Sie mich Madam?" bemerkte lächelnd die junge Wittwe, welche des Barons Herzensergießung mit dem innigsten Vergnügen erfüllt hatte. „Wissen Sie nicht mehr, daß mir dies Wort fatal ist? Ich bin eine deutsche Frau und will keine französische Madame sein. Also künftig wird der Herr Baron die Gewogenheit haben, mich Frau Grün zu nennen." — „Wie Sie befehlen," sprach lachend der junge Mann, „und ich weiß Ihren deutschen Sinn zu schätzen, meine theure Frau." — „Grün — bitte ich nicht zu vergessen;" sagte die schöne Wittwe schalkhaft, „sonst könnte man mich leicht für Ihre Gemahlin ansehen." — „O wenn Sie es doch wären!" rief der junge Mann, indem er die eine Hand seiner Nachbarin ergriff und an die Lippen drückte. — „Sie haben ein schlechtes Gedächtniß, mein Freund," sprach ernst die Dame, „und scheinen vergessen zu haben, daß ich nicht eher an eine zweite Verbindung denken kann, als bis mein Prozeß entschieden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Reim.

Das Reimen ist ein Bild des Lebens;
Eins kommt zum Andern, wie man's träumt,
Es ist doch niemals ganz vergebens,
Und reimte man auch ungereimt.

Muß oft der Reim den Sinn vertreten,
Das bringt den Vers noch nicht in Schmach.
Ist kommt ein Einfall ungebeten;
Auch Klugheit läuft der Schelle nach.
Giebt nur der Himmel seinen Segen
Und ist ein schmucker Reim zur Hand,
Leicht kommt uns ein Gedank' entgegen.
Wie oft erzeugt der Reim Verstand!

Ein muntrer Reim regt Füß' und Hände
Zur Andacht, wie zum freien Reih'n,
Und in der Kirche selbst behende
Holt er entlaufne Andacht ein.
Die Reime lüften jede Triebe,
Der Klagen schmerzlich O und Ach,
Der Freude Laut, die Pein der Liebe
Hallt wunderſam in Reimen nach.

Veit Reinhold.

Dem Poeten, welchem Takt, Reim u. s. w. die größten Hindernisse in den Weg zu legen scheinen, gereicht Alles zum entschiedensten Vortheil, wenn er die Räthselknoten glücklich löst, die ihm aufgegeben sind, oder die er sich selbst aufgiebt. Die kühnste Metapher verzeihen wir wegen eines unerwarteten Reims.

v. Göthe.

Die Dichter der Griechen und Römer bedienten sich des Reimes nicht, obgleich sie genug dazu passende Worttöne hatten; aber in gemeinen Volksversen wurde er bei Griechen und Römern gebraucht. Dagegen fand in den Sprachen, deren Dichter nicht, wie bei den beiden genannten Völkern, die Silben maßen, der Reim meist Eingang; auch bei den Hebräern, die weder reimten, noch Silbenmaß hatten, sondern den sogenannten Parallelismus der Versglieder (Wiederholung desselben Gedankens mit andern Worten gewöhnlich, oder Anfügung eines Gegensatzes und noch auf andere Weise) liebten, finden sich zuweilen Endreime. So recht zu Hause ist er bei den Arabern seit alter Zeit. In den ältesten arabischen Schriften, die man kennt, sowohl in gebundener, als freier Rede, ist gereimt, und erst spätere Schriften dieses Volks haben den Reim unterlassen. Noch jetzt pflegen sie in Prosa, wenn sie recht schön schreiben wollen, den Reim beizubehalten, nämlich so, daß sie erst dann, wenn sie einen Reim drei, vier, oder mehrere Male wiederholt haben, einen andern nehmen und es mit diesem ebenso machen. Die alten Araber haben sogar ihre häuslichen und vertraulichen Gespräche in Reimen gehalten. Wollen sie sich einander recht höflich becomplimentiren, so wird ebenfalls gereimt. — Man hat gestritten, ob das Mittelalter die Dichtungsweise in Reimen dem Einflusse der Araber, seit diese aus Afrika herüber nach Spanien

Digitized by Google

gekommen waren, zu verdanken gehabt habe. Wer mag's ableugnen, daß sie Einfluß gehabt haben! Die Bildung, Wissenschaft und Kunst der Araber, eben weil sie in Blüthe stand, als anderwärts Barbarei war, fand Aneignung. Aber auch wer mag's bestreiten, daß die Provenzalen und die nach ihrer Zeit dichteten, wenngleich keine Spur von Arabern dagewesen wäre, doch würden gereimt haben, um so mehr, da die eine klangreiche Sprache dazu einlud und überhaupt, wie schon gesagt, da der Reim sich gern als Ankündiger des Dichtens einfindet, wo man die Silben nicht mißt. So war's ja in der kirchlichen Poesie; denn als man anfing im fünften Jahrhundert nicht mehr in römischen Versmaßen lateinische Lieder und Hymnen für kirchlichen Gebrauch zu dichten, so kam auch dabei der Reim auf, und hier war er nicht den Arabern abgeborgt, weil, wie die Chronologie beweist, diese erst später durch die große Rolle, die sie spielten, den Christen zu nahe kamen. Der Reim läßt sich auch nicht verdrängen, wenn zu ihm später, wie bei uns Deutschen, eine kunstmäßige Silbenmessung tritt, und es mag ihn Niemand gern entbehren; sein Zauber ist zu mächtig, ja dieser nimmt zu in der Verbindung mit einem dem Inhalte des Gedichts angemeßnen Versmaße. Für Ohr und Geschmack des Volks ist er vollends bei einem Gedichte etwas ganz Wesentliches; daher, was im Munde des Volks von Sprüchwörtern und Sentenzen lebte, von je meist gereimt war. Der Reim hebt und stützt die Harmonie und leimt die Rede in's Gedächtniß, sagt Jemand. Hören wir zu dem Ende, was Franzosen zu Ehren des Reims in Bezug auf die Gedichte ihrer Sprache gesagt haben. Fenelon: „Je n'ai garde de vouloir abolir les rimes; sans elles notre versification tomberait.“ Wenn Prevot sagt: „Nos vers affranchis de la rime ne paraissent différer en rien de la prose“; so gilt dieß von den Versen der Franzosen freilich weit mehr, als von denen der Deutschen, Italiäner und Engländer; denn die Sprachen dieser Völker lassen Wortumstellungen (Inversionen) und sonst freiere Bewegungen zu, wogegen die französische Poesie nach Voltaire's Ausdrucke „doit marcher comme notre prose dans l'ordre précis de nos idées.“ Dazu kommt, daß im Französischen keine Harmonie durch lange und kurze Silbenmaße hervorgebracht werden kann. Die Deutschen, die Alles mit ihrer Sprache machen können, haben, nachdem sie vom Zählen zum Messen der Silben übergegangen waren, sich in allen Versmaßen der alten Dichter Griechenlands und Roms versucht. Vernarrt in ein altklassisches Odenversmaß, fühlte man's nicht, daß mancher Gedanke in der sprachlichen Darstellung, wie ein Mann dastand, dem in der Tortur die Glieder ausgerenkt worden sind; doch es ist nur gut, daß wir uns selbst schlagen mit dem eignen Worte ungereimt.

Dr. Gutlitt.

Feuilleton.

Der jüngst verstorbene Psycholog Heinroth, Hofrath und Professor in Leipzig, als Dichter Treumund Wellentreter genannt, verweilte in den Stunden der Erholung während des Sommers in einem Gärtchen des Dorfes Lindenau bei Leipzig, welches er sich einige Jahre nacheinander miethete. Der kleine Garten ist von der größten Linde überschattet, die es in Leipzigs Umgegend giebt. An dieser befand sich 1837, vielleicht jetzt noch, eine Wechsel mit folgenden Worten Heinroths:

Nahe Dich, gastlicher Freund, und genieße des wirthlichen Schattens;
Aber mir ehre den Stamm, ehre des Wipfels Gezweig;
Denn mein Stamm, er errang der Jahrhunderte Fluthen und Stürme,
Und mein Wipfel, er ruft liebe Geschlechte zurück. —

Wegen der Worte „der Jahrhunderte Fluthen“ ist zu bemerken, daß der Baum nahe an den Wellen der weißen Elster steht, welche bei Lindenau einen Theil ihres Wassers als von da an für sich bleibenden Fluß, die Luppe, entsendet. Die Luppe durchströmt und bespült in vielfachen Windungen die Burgaue und fließt einige Schritte entfernt an der größten Eiche des Waldes, der Königseiche, vorüber.

G‡.

v. Herder fand von Seiten seiner Collegen im Consistorium zu Weimar bei den wohlgemeintesten Vorschlägen immer viel Opposition. Der Unmuth darüber gab ihm ein Epigramm auf das im Sessionszimmer befindliche Crucifix ein.

O du Heiliger, bleibt dir immer das traurige Schicksal,
Zwischen Schächern gehängt, sterbend am Kreuze zu sein?
Und zu deinen Füßen erscheint das Wort des Propheten
Von der Odsen und Farr'n feister, geselliger Schaar.
Heiliger! Blick' auf mich und sprich auch mir in die Seele;
Vater, vergieb! Denn die wissen ja nie, was sie thun.

Dichter, Weltweise und Moralisten, ja Prediger können nie höflich genug sein, weil sie nie unentbehrlich genug sind.
(J. Paul.)

Ginge am Morgen der Körper nicht mit Nachweben herum, es gäbe kein besseres Braut- und Kindbett geistiger Sonntagsgedanken, als das Beute, ordentlich als wenn die Bettfedern zu Schreibfedern auswüchsen.
(Derf.)

Die menschliche Glückseligkeit besteht in nichts Anderem, als in einer einfachen Lebensart, einem mäßigen Auskommen, einer leiblichen Gesundheit und in den Freuden und Folgen einer keuschen Liebe.
(v. Thümmel.)

Das Bewußtsein der eignen Schwachheiten gebiert Toleranz.
(Nicolai.)

Du vrai zele et du faux vains juges que nous sommes! Souvent des scélérats ressemblent aux grands hommes.
(Voltaire.)

Tout devient légitime à qui venge l'église:
Le meurtre est juste alors, et le ciel l'autorise.
(Derf.)

Wir haben gerade Religion genug um einander zu hassen, aber nicht, um einander zu lieben.
(Swift.)

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Bebel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutſchen Adel.

Redacteur: Heinrich Alexius Freiherr von Einſiedel.

Vierter Jahrgang

№ 103. 1843.

Von dieſer Zeitung erſcheinen wöchentlich 3 Nummern. Der Preis des Jahrgangs iſt 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Poſtämter des In- und Auslandes nehmen Beſtellungen an. — Auch wird dieſer Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Der Preis-Zeile oder deren Raum wird mit 3 Sgr. (2½ Sgr.) berechnet.

Der ſchöne Tod.

Von

Carl Grafen von Hülſen.

Wie die Wellen ſchäumen, —
Sich zum Himmel bäumen!
Gräßlich tobt das Meer!
Und die Fiſcher ſtehen
In des Sturmes Wehen
An dem Strand' umher.

Sieh', da kommt geflogen
Durch die Meereswogen
Ein gewalt'ges Schiff!
Ha, die falſchen Wellen
Laſſen es zerſchellen
An dem nahen Riff!

„Laßt zu Hülf' uns eilen,
Brüder, ohne Weilen!"
Ruft am Strand' ein Greis.
Doch ſein liebes Leben
Will kein Fiſcher geben
Dem Orkane Preis.

„Nun, ich will es wagen!"
Ruft er ohne Zagen,
Ruft der greiſe Mann.
Als die Fiſcher lachen,
Springt er in den Nachen,
Spannt das Segel an.

Und vom Sturm' gezogen
Durch die Meereswogen
Fliegt das Boot dahin.
Hoffnung auf Gelingen,
Hülfe bald zu bringen,
Füllt des Greiſes Sinn.

Doch es ſoll nicht werden
Ihm dies Glück auf Erden;
Denn mit ſeinem Boot'
Iſt der Greis verſchwunden,
Hat im Meer gefunden
Einen ſchönen Tod! —

Der Zuſammenhang des Kriegsweſens in Deutſchland mit ſeinen Standesverhältniſſen, von den älteſten Zeiten bis zum 16. Jahrhunderte.

(Fortſetzung.)

Wir haben nun geſehen, welche Stände urſprünglich in Deutſchland die Waffen führten, wie aus dem Gefolge eine Lehnsmiliz und Lehnsadel ſich bildete und hier der Anfang des Ritterthums zu ſuchen iſt, wie die Lehnsmiliz den Heerbann in Abnahme brachte und wie damit das faſt völlige Aufhören der edlen und gemeinen freien, Niemanden verpflichteten Männer zuſammenhing. Gehen wir weiter. Da treffen wir auf Kriegsereigniſſe, die auf die Standesverhältniſſe großen Einfluß übten. Das erſte iſt der Einfall der Ungarn in Deutſchland. Heinrich I., der Finkler, ſah wohl ein, daß er dieſen wohl berittenen wilden Horden nur dann würde die Spitze bieten können, wenn er ſich mehr Reiterei verſchaffte, als die Lehnsmiliz betrug. Die Gefahr machte den Krieg zum Nationalkriege; alſo wurde das in Abnahme gekommene allgemeine Aufgebot von ihm erlaſſen. Beritten freilich, wie die Ungarn alle waren, konnte der Heerbann, der ja übrigens von jeher in Fußvolk beſtanden hatte, nicht auftreten; aber Heinrich forderte, daß wenigſtens der älteſte Sohn je-

Digitized by Google

der Familie zu Pferde kam. Fleißige Uebungen im Reitergefecht mußten vorgenommen werden, ja es wurde auch, da man wegen des auf 9 Jahre geschlossenen Waffenstillstandes vor den Ungarn zunächst sicher war, Gelegenheit zu ernstlicher Vorübung gesucht; man bekämpfte die Slaven an der Havel und Elbe und den böhmischen Herzog Wenceslaus. Außerdem ließ Heinrich eine Anzahl schon vorhandener Oerter in Sachsen und Thüringen befestigen und legte noch neue dazu an, damit die nicht streitbaren Bewohner des Landes sich mit ihrer Habe dahin flüchten könnten. Der neunte Mann der umwohnenden waffenfähigen Landbewohner mußte in den befestigten Ort ziehen zur Vertheidigung und sich darin anbauen. So ging aus den unfreigewordenen Landbewohnern wieder ein freier Stand hervor, der Bürgerstand, der des von den Landleuten vernachlässigten Waffendienstes sich befleißigte. Mit der Zeit bildete sich unter den Bürgern durch die, welche das städtische Gemeinwesen verwalteten, ein Stand von Patriziern. Hatte man früher, was man am Leibe und in der Wirthschaft von künstlicher Arbeit bedurfte, meist selbst verfertigt, so theilten sich jetzt diese mit Landbau nicht beschäftigten Städter in diese Arbeiten, es entstanden besondere Handwerke; die, welche eine Art Handwerksarbeit betrieben, verbanden sich, es entstanden Zünfte. Die Glieder jeder Zunft fochten im Kriege unter einem Banner. Das Zunftmäßige nahmen auch die Handelsleute, die Künstler und Dichter, die Lehrer und Jünger der Wissenschaft (Universitäten, Landsmannschaften) an; sie wurden auch eine Art Einigungen, Innungen, die ihre besondern Rechte und Gebräuche hatten, namentlich in Bezug auf die Aufnahme der Glieder. In den Zeiten, wo Stände sich schieden und schlossen, wurde die Ritterschaft, obgleich es längst Ritter dem Geist und Wesen nach gegeben hatte (denn alle die zu Roß kämpfenden Edeln waren es), eine zünftige. Wie bei den Bürgern es Lehrlinge, Gesellen und Meister gab, so hier Edelknaben oder Buben, Knappen und Ritter; wie dort den Gesellen die bloße Befähigung noch nicht, sondern die Erfüllung und Vollziehung dessen, was Innungsgebrauch war, zum Meister machte, so hier noch nicht ritterlicher Geist und ritterliche That, sondern die Beobachtung gewisser Gebräuche, verbunden mit dem Ritterschlage. Die Bildung einer recht eigentlichen geschlossenen Ritterzunft haben die Kreuzzüge, durch welche das Ritterthum einen neuen, höhern Schwung erhielt, herbeigeführt. Sie gaben Veranlassung zu der Entstehung der geistlichen Ritterorden. Dieses Beispiel engerer ritterlicher Einigung wirkte, daß in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts das Ritterthum überhaupt ein Institut ward, in welchem man durch gewisse Stufen emporstieg, jedoch ohne die mönchischen Gelübde der Ehelosigkeit und Armuth, wozu der Beitritt zu einem geistlichen Ritterorden verpflichtete; doch die religiöse Weihe entlehnte man von diesen. Das Ritterthum, also gestaltet, trat zugleich vereinigend zwischen den hohen und niedern Adel ein, indem es beide zu einem militaris ordo verband; denn mehr, als Ritter, konnte auch der König nicht werden; hierin stand ihm jeder Ritter aus dem niedern Adel gleich.

(Schluß folgt.)

Ein Qui pro quo.

(Fortsetzung.)

„Aber dann, Bertha, dann?“ fragte der Baron stürmisch. — „Dann?“ wiederholte sie hochertröthend und fügte gleich darauf hinzu: „Nun, wir wollen die Zukunft ruhig abwarten. Apropos, haben Sie den dummen Heirathsantrag in der heutigen Zeitung gelesen? Ich bin nicht abgeneigt, mich zu melden.“ — „Sie?“ sagte lachend der junge Mann; „diese Absicht können Sie gleich in Ausführung bringen, denn Excellenz Landau, von welcher der Antrag ohne Zweifel herrührt, kommt uns entgegen.“ — „Wahrhaftig?“ rief die Dame verwundert. „Nun, der alte Herr sieht nicht übel aus, und dann hat das Prädicat Excellenz doch etwas sehr Verführerisches! Ich möchte mich,“ bemerkte sie lachend, „statt Frau Grün, weit lieber Eure Excellenz nennen lassen.“ — „Wenn es mir Hochdieselben huldreichst gestatten,“ rief der Baron lustig, indem er seinen Hut abnahm und sich vor der schönen Wittwe tief verbeugte, „so werde ich die Ehre haben, Sie künftig immer Eure Excellenz zu nennen.“. — „Jetzt sein Sie vernünftig, Baron,“ sagte die junge Dame leise, „der alte Herr ist uns ganz nahe und kann Ihren Unsinn hören.“ — „Eure Excellenz,“ sprach der Andere mit der ernsthaftesten Miene so laut, als es der Anstand erlaubte, „werden Sich in unserem Badeorte nicht gefallen, denn mit Baden-Baden, wo Eure Excellenz kürzlich waren, ist derselbe nicht zu vergleichen, besonders da Eure Excellenz eine Freundin von Naturschönheiten sind, die hier gänzlich fehlen.“ Der alte Herr, welchem kein Wort entgangen war, blickte die junge Frau mit einer Aufmerksamkeit an, als wenn er sich bei einer militärischen Musterung befände, und grüßte auf soldatische Weise. Nachdem er sich etwas entfernt hatte, sprach die schöne Wittwe lächelnd: „Wahrhaftig, Baron, ich habe Ihnen nicht zugetraut, daß sie ein solcher Schalk sein könnten!“ — „Nun, ich habe ja blos Ihren Willen erfüllt, meine liebenswürdige Frau Grün,“ nahm der Andere das Wort, „und es soll immer mein eifrigstes Bestreben sein, Ihren Wünschen pünktlich nachzukommen. Aber ich muß Ihnen doch erzählen, welchen Plan ich mir ausgesonnen habe, den heirathslustigen Alten zu perfisliren.“ Nach Beendigung dieser Erzählung sagte die schöne Frau: „Ei, ei, lieber Baron, wie können Sie so sündhaft sein! Das Alter muß man ehren, und Sie wollen es

Digitized by Google

verspotten. Ist das wohl recht?" — „Meine theure Frau Grün," versetzte der Andere, „ich werde das Alter so lange ehren, als es Achtung verdient; wenn diese fortfällt, sehe ich nicht ein, warum man gegen dasselbe Rücksicht nehmen soll. Uebrigens ist der heirathslustige Alte ein hochnasiger und arroganter Mann, welcher sehr wohl eine kleine Züchtigung verdient." — „Ich möchte bei dem Stelldichein zugegen sein," sagte lachend die junge Frau, „um, wenn Sie es zu arg mit dem alten Herrn machen sollten, diesem zu Hülfe zu kommen." Hier wurde das Gespräch durch Damen unterbrochen, welche aus einer Seitenallee heraustraten und unter denen die schöne Wittwe Bekannte bemerkte, mit denen sie vor kurzem in Baden-Baden zusammen gewesen war.

Der Himmel war mit Wolken bedeckt, als in der neunten Abendstunde in einer Allee an der Kreuzmühle in der Nähe des vorerwähnten Badeortes eine Dame, eine brennende Cigarre im Munde, auf und nieder ging. Baron Reinsdorf hatte seinem Plane gemäß das Heirathsgesuch in der gestrigen Zeitung beantwortet und erwartete nun in Damenkleidung die Ankunft des ehelustigen und geldsüchtigen Herrn. Er mochte kaum eine Viertelstunde in der Allee verweilt haben, als er in einiger Entfernung Tritte hörte. Die Cigarre wurde fortgeworfen und der Mund mit cölnischem Wasser, welches er in einem Fläschchen bei sich führte benetzt. Wenige Augenblicke darauf stand ein Mann vor ihm. „Was werden Sie von mir denken," redete der Baron denselben mit feiner Stimme an, „da ich es gewagt habe, diesen Schritt zu thun? Verkennen, verdammen Eure Excellenz mich deßhalb nicht." — „Ich bin Ihnen bekannt?" fragte der Andere überrascht. — „Es ist zwar dunkel, Eure Excellenz," erwiederte der junge Mann, „aber dennoch habe ich Sie erkannt. Ich hatte nur einmal am Tage das Glück, Eure Excellenz zu sehen, aber Ihr vortheilhaftes Aeußere hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß mein Herz mir gleich sagte, wer sich mir nahe." — Sie sprechen gut, Fräulein," versetzte der Alte, „und noch dazu sehr schmeichelhaft für mich. Sie sehen noch ziemlich jung aus und scheinen auch recht hübsch zu sein. Erlauben Sie mir gefälligst, Sie zu fragen, wie alt Sie sind und wie groß Ihr Vermögen ist? Sprechen Sie, Fräulein, aber aufrichtig." — „O, mein Alter lassen Sie mich verschweigen!" erwiederte der Baron, „Sie wissen, daß keine Dame gern davon spricht, und es möge Ihnen genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich bereits dispositionsfähig bin. Mein Vermögen beträgt hunderttausend Thaler." — „Hunderttausend Thaler?" wiederholte der alte Herr mit freudiger Ueberraschung, „das ist ein nettes Sümmchen, mein Fräulein!" — „Ja, ja," sprach die vermeintliche Dame, „ein ganz nettes Sümmchen, welches ich Euer Excellenz zur Disposition stelle." — „O mein reizendes Fräulein!" rief jetzt der Alte mit Ekstase, faßte die eine Hand des Barons und drückte dieselbe an seine Lippen. Man hörte in geringer Entfernung ein mühsam unterdrücktes Lachen. — „Mein Gott, wir werden doch nicht gestört?" rief ängstlich der junge Mann. — „Beruhigen Sie sich, mein Fräulein," sprach tröstend der Andere; „es war nichts weiter, als ein Luftzug, welcher die Wipfel der Bäume bewegte. Bis jetzt bin ich mit Ihnen vollkommen zufrieden, mein Fräulein," fuhr er fort, „denn Sie sind hübsch, nicht alt und reich. Wie steht es mit Ihrer Geburt?" — „O, geboren bin ich," rief der junge Mann, „aber ich bin keine geborne!" — „Das habe ich vermuthet," sagte seufzend der Alte, „indessen will ich mich darüber hinwegsetzen, daß Sie keine geborne sind, wenn Sie nur nicht einem zu niedrigen Stande angehören. Was war Ihr Vater, mein Fräulein?" — „Ich beschwöre Sie, mein Geliebter," schrie der Baron in theatralischer Weise, indem er sich an die Brust des Anderen warf, „mit diese Frage zu erlassen!" — „Bitte, sprechen Sie, Fräulein;" sagte der Alte in ernstem Tone, indem er sich den Armen des Barons entwand, „diese Frage ist von der höchsten Wichtigkeit für mich. Was also war Ihr Vater?" — „Scharfrichter, mein Geliebter!" schrie das vermeintliche Mädchen mit gellender Stimme.

(Schluß folgt.)

Probe alter Wappensymbolik *).

Der Grafen zu Dassel Wappen recht,
Für Alter wie sie's g'führet schlecht,
Sibßlu albie in rechtem Schein,
Gesetzet für die Augen dein.

Ein blawrot schilt, Ein Hirschgeweydt
In weiß gestalt, zwölff Bell bereidt.
Die blawe Farb gros Herrlichkeit.
Das Weiß dabey Aufrichtigkeit.
Dazu ein gantzes Hirschgeweydt
Ihr sterk und Mannheit das Bedeut.
Die Bell, das sich ihr Sterk ausbreit.
An manchem Ohrt in lieb und leidt.
Für's Vaterland gefochten han
Mit Fleiß und Ernst ohn Abelan.

Die alte Wappensymbolik bezeichnet also große Herrlichkeit mit Blau; modern heißt blau die Farbe der Treue; das Hirschgeweih pflegt in unsern Zeiten auch etwas Anderes, als gerade Mannheit zu bezeichnen; die zwölf Bälle sind sehr gut gewählte Symbole der umrollenden Kraft; auch in anderer Symbolik gilt die Kugel als eine Bezeichnung derselben. Die Grafen von Dassel, deren Wappen diese Reime schildern, waren sogenannte Raugrafen, und es wäre wohl der

*) Aus Lagner's Chronik von Tassel und Einbeck

Digitized by Google

Mühe werth, in diesen Blättern endlich festzustellen, ob die Raugrafen die comites hirsuti des Tritthemius, oder die comites pilosi des Brito, oder die Ruhgrafen der goldnen Bulle, oder die comites ruris des Albertus Granzius, oder endlich die Rügegrafen, wie noch Andere wollen, sind. Albertus Granzius beruft sich bei seiner Ableitung ausdrücklich auf die Grafen Dassel; ich habe indessen die comites ruris nicht gefunden.

Ge. He.

Feuilleton.

Eduard VI. von England wurden bei der Krönung drei Schwerter vorgetragen. „Es fehlt eins," sprach er, „das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes."

Auf die Frage, warum er keine Festungen baute, antwortete der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz: „Weil eine feste Burg unser Gott ist."

Als Wilhelm von Oranien aus den Niederlanden floh, sprach Egmont zu ihm: „Adieu, Prinz ohne Land!" — „Adieu, Graf ohne Kopf!" lautete die Entgegnung. Das Jahr 1568 machte dieses Abschiedswort zur Wahrheit.

Prinz Eugen pflegte seinen Namen zu unterzeichnen Eugenio von Savoye, weil er Weltschland sein Leben, Deutschland sein Glück, Frankreich seinen Ruhm zu verdanken habe.

Heinrich IV. von Frankreich kam ermattet aus der Schlacht. Der Redner einer Deputation bob mit langen Titeln, wie Allergrossmächtigster u. s. w., an. Der König unterbrach ihn: „Sehet auch hinzu: Allerunbesser."

Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Genügelt eurt entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.
(v. Schiller.)

Schöne Thaten wehen
Auf das stille Grab,
Wo wir untergehen,
Himmelsdüfte herab.
(Tiedge.)

Wer Viel erführt, vermehrt sich seine Wissenschaft;
Wer Vieles glaubt, hat auch viel Irrthum aufgerafft.
(Olearius.)

Correspondenz.

Aus Dresden *).

Sie wollen aus Dresden etwas Neues haben, oder noch lieber das Neueste; denn seit von Leipzig die Eisenbahn vierarmig sich ausdehnt, ist das Neue etwas sehr Relatives geworden. Ich bekenne, daß ich in Verlegenheit bin. Denn wie die vielfach gepriesene Lage Dresdens, so hat auch der Charakter des Socialen etwas Friedliches, Mildes, aber auch Begrenztes und Abgeschlossenes. Dennoch findet sich vielleicht das eben jenes. Denn es schaut mir dieser Charakter in der neuern Zeit in einer etwas freiern Entwicklung begriffen zu sein, und auch einem sehr schönen Ziele hin sich anzudehnen, wie es mit den Straßen und Bauten der Stadt geschieht, die stolz und flattlich das sonnige Weite suchen.

Unter den Neubauten nimmt das eigentlich erst seit drei Monaten als vollendet zu betrachtende Theater unstreitig den ersten Rang ein. Einstimmig wird seine Anlage und Zweckmäßigkeit im Innern, und namentlich das außerordentlich gelungene akustische Verhältniß, das der Oper so sehr zu Statten kommt, anerkannt. Darüber ist längst nur Eine Stimme. Was das Aeußere betrifft, so ist nun auch der imponirende Rundbau nach der Seite des Königl. Schlosses vollständig durch die noch fehlenden Statuen geschmückt. Und es will mich bedünken, als ob in der Verzierung des herrlichen Gebäudes die Bildhauerkunst entschieden den Sieg davon getragen habe über die andern Künste. Als besonders gelungen erscheinen unter den Steinbildern die große dramatisirende Dichter Molière und Shakspeare, von Hähnel in Dresden, dem Bildner des meisterhaft gedachten und ausgeführten Standbildes von Ludwig von Beethoven, das vor der kurzem in die Erzgießerei in Nürnberg abgegangen ist, und welches nach dem Urtheile großer Meister (wie Rietschel und Klß) zu den genialsten Schöpfungen seiner Art gehört. Auch die Statue Mozart's von Prof. Rietschel erntet, wie seine auf dem nach der Elbe gekehrten Fronton befindliche Dreifestgruppe, allgemeinen Beifall; verworrener und unklarer erscheint dagegen seine Darstellung auf dem entgegengesetzten Fronton. Auch Göthe und Schiller treten jetzt gegen Molière namentlich sehr zurück. Fast als hätte äußerlich der Zustand der Bühne Ausgedrückt werden sollen. Denn obgleich jene beiden Koryphäen der deutschen dramatischen Poesie am Hauptreingang ihren Sitz haben, und wachen sollen, daß nicht unbefugte und unedle Art und Weise sich heimisch mache in Thalia's Tempel, so kümmert sich doch in der That, wie es scheint, Niemand um dies Symbol! Charlotte Birchpfeiffer und Nestroy dürfen getrost mit Schiller und Göthe in die Schranken treten; ja es ist mir vorgekommen, als wenn gerade bei den Darstellungen unserer klassischen Dramen namentlich die Elite des Dresdener Publicums fehle. Andrs ist das nicht so ganz wunderbar. Die Künstler selbst tragen daran Schuld, daß man lieber das genieße, was sie darzustellen verstehen, sei es auch auf fremdem Boden erwachsen, als was durch ihre Unnatur zum Zerrbild wird. Daß Geschmack an renteren, edleren Genüssen unter den höheren Ständen vielfach sich regt, daß nicht allein auf vorübergehende, glänzende Aufwallungen unter ihnen gehalten wird, davon giebt eben wieder der Anfang der Winterfaisten hinlänglich Zeugniß.

Wir haben hier außer mehreren weithin bekannten Kunstakademien, nun auch eine Akademie für die Wissenschaft im weitern Sinne. Männer von Ruf und Bedeutung haben, nachdem einige davon im vorigen Winter einzelne Vorträge über allgemein interessante Gegenstände bereits mit vielem Beifall gehalten haben, sich nun näher vereinigt zu einem Cyklus von öffentlichen Vorlesungen. Besonders erwähnt zu werden verdienen Dr. Snell's Vorträge über populäre Astronomie und die Dr. Behse's über deutsche Geschichte. Auch Brendel's Geschichte der Musik zieht ein zahlreiches, gebildetes Publicum herbei. Daß eine früher projectirte Akademie für Frauen aus den höhern Ständen nicht zu Stande gekommen und wahrscheinlich auch nicht kommen wird, liegt in der Unzulänglichkeit des Bedürfnisses derselben und in der sehr richtigen Ansicht, welche die Elbflorentinischen Frauen durch ihre Stimmführer schon im vorigen Jahre öffentlich haben aussprechen lassen, daß sie nach dem von Dr. Behse gegebenen Prospectus ihre Wünsche und Bestimmung als deutsche Frauen nicht richtig erkannt und noch weniger gefördert sehen. Ein wahres Glück, daß sich der edlere Sinn von jeder Art geschraubter Bildung abwendet, und hierin einmal der falschen Richtung anderer Völker, die sonst so gern adoptirt wird, entgegentritt.

*) Aus Versehen verspätet.

(Schluß folgt.)

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Zeitung
für den
Deutschen Adel.

Redacteur: Heinrich Alerius Freiherr von Einsiedel.

Vierter Jahrgang

№ 104. 1843.

Von dieser Zeitung erscheinen wöchentlich 2 Nummern. Der Preis des Jahrgangs ist 8 Thlr. oder 12 Fl. Conventions-Münze. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an. — Auch wird dieser Zeitung ein Intelligenzblatt angedruckt, worin alle Arten Anzeigen aufgenommen werden. Die Petit-Zeile oder deren Raum wird mit 2 ggr. (2½ Sgr. oder Ngr.) berechnet.

Prolog,
gesprochen zur Wiedereröffnung der Wintersoiréen im Logenhause zu A.

Geöffnet sind die wohlbekannten Hallen;
Von Neuem strömt herein der Freude Zug.
Wie? Soll die Lust, das reine Wohlgefallen,
Für das uns hier schon manche Stunde schlug,
Nicht jetzt auch uns're Abende versüßen?
Ja, eilt, Genossen der Geselligkeit,
Die freundliche Gewohnheit zu begrüßen,
Die Blumen uns durch Winternächte streut!

Die Eintracht führt uns zur geweihten Stätte,
Die Lieb' und Weisheit sich vordem erbaut,
Von wo herab auf eine goldne Kette
Geräuschlos stiller Tugenden sie schaut.
Doch auch der Weise flieht des Lebens Freude,
Flieht ihre Götter, ihre Feste nicht;
Er schmückt sich gern mit ihrem Feierkleide;
An ihren Lippen hängt er, wenn sie spricht.

Drum laßt uns hier der Gottheit oft begegnen,
Die, nach des Tages arbeitsvoller Müh',
Im Tempel ihres Friedens uns zu segnen,
Für Geist und Herz Reiz und Genuß verlieh.
Das Edle zieht ja nur durch diese Räume,
Die zarte Kunst, die ernste Wissenschaft,
Die Phantasie und ihre bunten Träume,
Das Ideal in seiner Jugendkraft.

Habt Ihr den Gruß der Grazien vernommen,
Erging an Euch der Freude Weiheruf:
So tretet ein! Ein Jeder ist willkommen
Im Zauberlande, das die Freundschaft schuf
Mit heit'rer Stirn erscheint, mit leichtem Herzen!
Und bringt Ihr Schalkheit, Laune mit und Witz,
So zündet an, Ihr Priester, Eure Kerzen! —
Aus diesem Saal wird dann ein Musensitz.

P. Höfler.

Der Zusammenhang des Kriegswesens in Deutschland mit seinen Standesverhältnissen, von den ältesten Zeiten bis zum 16. Jahrhunderte.

(Schluß.)

Waren Kriegsereignisse die Ursache zur Entstehung freien Bürgerthums in Heinrichs I. Zeit geworden, so sollten Kriege, die Kriegszüge nach Palästina oder die Kreuzzüge, zum Emporkommen des gesunkenen freien Bauernstandes beitragen. Auf päpstlichen Befehl erhielt jeder Unfreie, der das Kreuz nahm, wie man von den nach Palästina Ziehenden zu sagen pflegte, von seinem Herrn die Freiheit. Viele Herren, die hinzogen, gaben vorher ihren Knechten aus Frömmigkeit die Freiheit, oder, wenn auch dieß nicht geschehen war, und der Herr nicht wieder kam, benutzten seine dienstbaren Leute diese Gelegenheit zur Unabhängigkeit. Am leichtesten konnte ihnen, so wie überhaupt außer jenem Falle den Unterthanen des Adels, dieses gelingen, wenn sie in der Nähe großer Städte wohnten. Sie begaben sich in deren Schutz und zogen entweder in dieselben, oder blieben auf ihrem Bauergute und hießen nun Pfahlbürger (weil sie außerhalb des Pfahlwerks d. i. der Verschanzung der Städte alter Zeit wohnten) oder Ausbürger der Stadt, und wenn ihr Herr sie zur Dienstbarkeit zwingen wollte, hatte er es mit der des Kampfes kundigen und starken Gegnern gewachsenen Stadt, oder wohl gar mit dem Städtebunde, wozu sie gehörte, zu thun, obgleich der bisherige Herr des neuen städtischen Schutzverwandten in seinem vollen Rechte war. Dergleichen kräftig vorzubeugen, gaben dann die Herren ihren Unterthanen gegen leichtere Dienste und bestimmte jährliche Abgaben die Freiheit.

Digitized by Google

Natürlich gehen solche Veränderungen in Standesverhältnissen allmählig vor sich, und es gehörten lange Zeiten dazu, ehe die freien Landbauern wieder als eigner Stand galten.

Die letzte Wendung im Kampfwesen, bezüglich auf Standesverhältnisse, ist eine nach vielen Seiten hin einflußreiche geworden, und Alles dabei zurückzuführen auf eine leichte Mischung von Schwefel, Holzkohle und Salpeter, auf einen Staub (pulvis) in Körnlein, das Schießpulver, die Erfindung eines nicht kriegslustigen Mönches, Berthold Schwarz's. Ein Stand kämpfender Ritter, ein Ritterthum, dessen Gliedern allen der persönliche Muth und die Ehre eines Kampfes, wo die Tapferkeit des Mannes allein entscheidet, als das Höchste galt, mußte aufhören; denn der feigste Bube konnte jetzt den tapfern Edeln erschießen; einst aber vermochte ein ganzer Haufe Fußvolk gegen einen einzigen kräftigen Ritter nicht zu bestehen. Der Adel eiferte lange Zeit gegen die unehrliche Waffe, die aus der Ferne meuchelt, endlich zog er sich von den Kriegen zum Theil zurück. Unter den Zeitgenossen Maximilians, des letzten wahrhaft ritterlichen Kaisers, zeigt sich in einem Götz von Berlichingen und Franz von Sickingen die letzte Herrlichkeit des alten Ritterthums. Bei der Umwandelung, welche das ganze Kriegswesen durch das Schießpulver erfuhr, traten an die Stelle der alten Lehnsheere Soldtruppen. Die nachtheiligen Folgen, welche das Herumtreiben entlassener Soldtruppen nach sich zog (denn die Zucht- und Ruchlosigkeit der Lanzenknechte war unbeschreiblich), und der Wunsch, immer gerüstet da zu stehen, brachten die stehenden Heere auf, es entstand der Soldatenstand der neuen Zeit. Seit dem Aufhören der alten Kriegsfolge der Vasallen bedurften die Fürsten zur Unterhaltung des Kriegswesens des Geldes und hieran schließt sich die Entstehung der neuen (nicht der neuesten!) Geltung der Landstände. **Dr. Gurlitt.**

Ein Qui pro quo.

(Schluß.)

Es war dem Alten, als wenn er von einer Natter gebissen worden wäre. „Scharfrichter!" wiederholte er. „Das ist ja fürchterlich!" — „O gar nicht fürchterlich, mein Geliebter!" sprach der Baron. „Mein Vater war ein frommer, sanfter Mann und immer heiter, wenn er einen Verbrecher hingerichtet hatte. Ach, mein Papa ist ein höchst liebenswürdiger Scharfrichter gewesen!" — „Hören Sie auf, Mädchen!" rief der Alte, wie von Fieberfrost geschüttelt; „Scharfrichter ist mir ein zu gräßliches Wort!" — „Sagen Sie dem Pastor," meinte der Baron, „sobald Sie sich mit mir aufbieten lassen, daß mein Vater ein Künstler gewesen ist." „Und ein Künstler war mein Papa in seinem Fache, wenn auch gerade kein akademischer! Uebrigens hätte mein seliger Vater auch Rittergutsbesitzer werden und Ständeuniform mit großen silbernen Achselstücken tragen können, wenn er sonst Lust dazu gehabt hätte. Eurer Excellenz wird es bekannt sein, daß Rittergutsbesitzer heut' zu Tage Jeder werden kann, welcher die Mittel besitzt, sich ein Rittergut kaufen zu können." — „Ihr Vater mag ein ganz achtbarer Mann gewesen sein," nahm der Andere das Wort, „und Scharfrichter müssen nun einmal existiren, solange man die Todesstrafe beibehält; aber es ist mir ein zu schrecklicher Gedanke, daß ich die Tochter eines Scharfrichters heirathen soll." — „Soll?" sagte die vermeintliche Scharfrichterstochter empfindlich. „Ach, nein! Eure Excellenz sind doch wohl volljährig und demnach dispositionsfähig? Wenn ich dieß Stelldichein herbeigeführt habe, so geschah es, weil ich darauf versessen bin, einen Mann zu heirathen, welcher sich in einer außerordentlich hohen Stellung befindet. Mit meinen hunderttausend Thalern finde ich Männer genug. Erlauben Eure Excellenz, daß ich mich entfernen darf." — „Hunderttausend Thaler!" rief der Alte. „Es ist doch eine herrliche Summe!" — Da trat der Mond aus der dunkeln Wolkenmasse hervor und beleuchtete die Scene. Der sehr hübsche Baron, welcher durch die Güte der Madame Grün auf das Eleganteste gekleidet war, machte eine sehr vortheilhafte Erscheinung und würde jüngere Männer, als den alten Herrn, zu fesseln im Stande gewesen sein. Als der junge Mann sich entfernen wollte, faßte der Andere seine rechte Hand und rief: „O bleiben Sie, holdes Wesen! Sie sind viel hübscher als es mir anfangs schien, — und dann hunderttausend Thaler!" — „Lassen Sie mich, Excellenz, sagte das vermeintliche Mädchen, die Hand dem Alten zu entziehen suchend, „Sie haben mich zu tief verletzt." — „Nein, reizendes Mädchen!" sprach der Andere; „Ich lasse Sie nicht, nehme den Abschied und werde Sie heirathen!" Darauf suchte er den Baron zu umfassen. — „Unter keiner Bedingung!" rief dieser, indem er sich sträubte. „Wenn Sie Gewalt brauchen, schreie ich nach Hülfe." — In diesem Augenblicke sprang ein junger Mann aus dem Gebüsche. „Was ist das?" sprach er mit einer Stimme, welcher man es anhörte, daß sie männlicher scheinen sollte, als sie war. „Himmel und Hölle, meine Braut in den Armen eines Andern!" — „Ihre Braut?" fragte der Alte überrascht, indem er das vermeintliche Mädchen losließ. — „Ja, mein Herr;" sagte der junge Mann, „Sie haben meine Braut umarmt, und ich fordere Sie auf Tod und Leben. Das junge Wesen hat sich anheischig gemacht, mich zu heirathen, sobald mein Prozeß entschieden sein würde." — „O Bertha!" rief jetzt mit seiner gewöhnlichen Stimme außer sich vor Freude der Baron; „Ihr Prozeß ist entschieden, und Sie wollen die Meine sein?" — „Mein Herz gehörte Ihnen längst," sagte die junge Frau, indem sie

Digitized by Google

die Umarmung des Barons geschehen ließ, „und ich will nun nicht länger Anstand nehmen, mich mit Ihnen zu verbinden." — „Bravo, Bravissimo!" riefen mehre Stimmen, und die jungen Männer, welche wir im Beginne dieser Erzählung kennen lernten, kamen aus ihrem Versteckе zum Vorscheine. Der alte Herr, welcher anfangs vor Staunen aller Worte beraubt gewesen war, sagte nun endlich: „Ich bin der Gegenstand einer heillosen Mystification gewesen. Das fordert blutige Rache. Wer sind Sie, mein Herr, der Sie sich erkühnt haben, mit mir Comödie zu spielen?" — „Karl der Kühne, Freiherr von Reinsdorf;" erwiederte lustig der Gefragte. — „Ich werde Sie fordern lassen;" sprach der Mystificirte, indem er sich mit gravitätischen Schritten entfernte. — „Immerhin," lachte der Baron, „nur fürchte ich, daß Sie Niemand finden werden, der sich dazu commandiren läßt." — Das junge Paar und die Freunde des Barons kehrten glückselig und jubelnd nach dem Badeorte zurück. Am folgenden Tage war Excellenz Landau verschwunden. —

Carl Graf v. Hülsen.

Gedanken und Urtheile des Papstes Clemens XIV.

Das Kirchenhaupt, dessen Geist jetzt vor uns in seinen Ausſprüchen treten soll, mit dem Familiennamen Ganganelli, regierend 1769—1774, ist bekannt als Aufheber des Jesuitenordens. Als er die verhängnißvolle Bulle unterschrieb, sprach er: „Heute habe ich mein Todesurtheil unterschrieben." Er hatte Recht; Aqua tophana, von Italienern acquetta, das Wässerchen, genannt, richtete ihn hin. Die Wirkung des Giftes war so stark, daß das Gefäß, in welches man seine Eingeweide legte, noch davon in unzählige Splitter zerplatzte. Er war der Sohn eines Arztes; doch wird seine Abkunft abweichend angegeben; soll er doch sogar zu Lauban in der Lausitz von evangelischen Aeltern geboren worden sein. Er wurde Franziscaner, und Benedict XIV. soll, den Geist des künftigen Mannes ahnend, zum Ordensgeneral gesagt haben: „Nehmt diesen Bruder wohl in Acht! Ich empfehle ihn euch." Als Franziscaner drängte er sich einmal bei dem Einzuge des Papstes in den Lateran hervor, um ihn zu sehen, und mußte sich gefallen lassen, daß ein Schweizer ihn mit der Hellebarde fortjagte. Lächelnd erinnerte er sich dieses Vorfalls, als er nach seiner Erhebung im Pompe sich dem Lateran näherte. Aus der Zeit vor seiner Erhebung weiß man nicht genug von ihm, um die Entwickelung seines als Papst gezeigten trefflichen Charakters verfolgen zu können. Das merkt man, daß er von je Gegner der Jesuiten war; doch mit einer Mäßigung, die diesen selbst noch viel Hoffnung für seine Regierung muß gelassen haben, sonst hätten sie bei der Wahl Vorkehrungen zu treffen gewußt. Er ist einer der edelsten Kirchenfürsten, die je regiert haben, dabei so feiner, gefälliger Politiker, als je Italien einen hatte. Vielleicht hat noch kein König und kein Minister die Staatsverhandlungen so mit dichter Nacht zu decken gewußt. Ueber seine Ansichten und Grundsätze urtheile der Leser selbst. Hier sind einige. — Legenden und mystische Bücher muß man gar nicht lesen. Durch Schmähungen oder einen hitzigen Eifer werden die Ketzer und Ungläubigen nicht zur Wahrheit zurückgeführt. Wenn man einen Menschen zwingt, wider seinen Willen eine Religion, die er verwirft, anzunehmen; so macht man sich in den Augen Gottes strafbar. Ihr seid nicht, sprach Christus zu seinen Aposteln, wie die, welche über die Völker herrschen. Man hat kein Beispiel, daß er Jemanden gezwungen hätte, ihm zuzuhören. Die Worte: „nöthige sie, hereinzukommen," sind aus einem Gleichnisse genommen und haben nie bedeutet, daß man die Menschen wider ihren Willen zwingen solle, katholisch, oder Christen zu werden. In der Predigt muß man sich mehr mit der Sittenlehre, als mit Geheimnissen beschäftigen. Ein Orden muß schon aufgehoben werden, wenn er nichts Gutes mehr stiften kann. Zu einem tüchtigen Mönche gehört, daß er ein großes Licht, sowohl in der Wissenschaft, als auch in der Frömmigkeit sei und immer mehr noch werde. Der Weise bauet sich selbst eine Einsiedelei in seinem eigenen Herzen, und wenn er gut mit Gott steht und Nichts, als die Gnade des Himmels, erwartet: so kann seine Ruhe durch Nichts gestört werden. Die Religion ist, wie das Firmament. Je mehr man es untersucht, um so mehr entdeckt man. Sie ist, wie das Meer. Je mehr man es beobachtet, um so unendlicher scheint es. Die Religion ist bei ihrem Anfange eine Dämmerung, welche die Finsterniß zerstreut; bei ihrem Wachsthume eine Morgenröthe, welche den schönsten Tag verkündet; bei ihrer Vollkommenheit eine erwärmende Sonne, welche durch ihre wirksamen Strahlen den Keim aller Tugenden befruchtet. Es wäre zur Ehre des menschlichen Geistes zu wünschen, daß man alles bisher Geschriebene in 6000 Bände in Folio zusammenfaßte, das Andere verbrennte. Einige Auszüge daraus könnte man in Duodez drucken lassen. **G⅄.**

Feuilleton.

[Ueber Romanlesen.] Rousseau: On a voulu rendre la lecture des romans utile à la jeunesse. Je ne connois point de projet plus insensé. C'est commencer par mettre le feu à la maison pour faire jouer les pompes. — Une honnête fille ne lit point de livres d'amour. Que celle qui lira celui-ci, malgré son titre, ne se plaigne point du mal qu'il lui aura fait: elle ment. Le mal étoit fait d'avance; elle n'a plus rien à risquer. (R. Julie). — v. Weſ-

Digitized by Google

senberg: Nur die dürren Romane lesen, welche über die Versuchung hinweg sind, selbst noch Romane zu spielen. — Die meisten dieser unbewachten, üppig fortwuchernden Anstalten (Leihbibliotheken) sind Zwillingsschwestern der Lotterien. Die letzteren zerrütten das Vermögen, jene die Sittlichkeit der Haushaltungen; diese sind Pflanz- und Zuflucht[s]stätten der Verschwendung, jener der Verführung. Der Unterschied ist blos: die Lotterien sollten unbedingt verboten, die Leihbibliotheken nur beschränkt und einer wachsamen Aufsicht unterstellt werden. — Nicht verwirf den Roman, weil er sich viel mit der Geschlechtsliebe befaßt. Diese ist an sich nicht unedel und wird, durch Vernunft geleitet, ein Mittelpunkt veredelnder und beglückender Empfindungen und Bestrebungen. — Man wendet ein, es sei eine kindische Unterhaltung. Aber sind wir nicht Alle Kinder? — Es ist gewiß gut, wenn die höchsten Wahrheiten beigebracht werden, indem man den Zauber des Schönen darüber ausgießt. — Der Roman hat seine eigentliche Welt im innern Menschen. — Das große Publikum ist das große Kind. Es sträubt sich gegen das Einnehmen jeder Arznei, wenn ihm nicht der Rand des Bechers mit Honig bestrichen wird. — Im Einflusse der Romane auf das Leben liegt ein Zauber, mit welchem keine andere Gewalt zu vergleichen ist; aber zu früh und aus vollen Bechern in die Seele der Jugend gegossen, wirkt er zerstörend. — La Harpe: Gute Romane sind die Geschichte des menschlichen Herzens. — Montaigne: Die Imagination ist die Närrin des Hauses.

Als Ludwig XIV. das Schloß zu Trianon baute, bemerkte er, daß eine Fensteröffnung schief war. Louvois hatte die Aufsicht über die Gebäude und wollte dem Könige den Fehler nicht zugestehen. Der König, des Streitens satt, kehrt ihm den Rücken. Darauf läßt er messen, der Fehler bestätigt sich, und Louvois wird tüchtig geschüttelt. Außer sich, daß Hofleute, Bediente und Arbeiter Zeugen des Auftritts gewesen waren, kommt er nach Hause. „Ich bin verloren!“ klagte er. „Ich kann mir nicht helfen, als durch einen Krieg, der den König vom Bauen abbringt.“ So entstand der Krieg von 1688. —

Louvois, nicht zufrieden mit jener bekannten schaudervollen Verwüstung der Pfalz, die er anbefohlen hatte, wollte noch Trier abbrennen lassen, damit es die Feinde nicht zu ihrem Waffenplatze machten. Ludwig wollte nicht. Einige Tage darauf sagt ihm Louvois im Zimmer der Maintenon, um den König aus seinen Gewissensskrupeln zu befreien, habe er auf eigne Faust einen Courier nach Trier mit dem Befehle zur Einäscherung abgefertigt. Ludwig geräth in den höchsten Zorn, ergreift am Kamin die Feuerzange und geht auf Louvois los. „Ah, Sire, qu'allez Vous faire?“ schreit die Maintenon. Louvois entflieht. Ludwig rief ihm nach: „Sogleich geht Gegenordre!“ Das war interessirt nicht nöthig; denn Louvois hatte die erste Ordre noch zu Hause aus Fürsorge.

Isaak Vossius meinte, es würde dem Glücke der Menschen Nichts abgehen, wenn sie die Verwirrung so vieler Sprachen entfernten und durch Zeichen und Geberden Alles ausdrückten. Er sah in dieser Beziehung das Loos der Thiere für weit besser, als das unsrige an.

Die Insulaner auf den Aleuten kaufen die Weiber von den Aeltern, und zwar so viele, als sie ernähren können. Die sie überdrüssig geworden sind, geben sie den Aeltern wieder und empfangen einen Theil des Kaufpreises zurück. Volkshäupter und Reiche werden bei ihnen gar nicht begraben, sondern in Hängematten aufgehängt, daß sie die Luft austrocknen.

Das Wort Chocolade stammt aus der mexicanischen Sprache. In Mexico galten die Cacaobohnen gleich der Scheidemünze, 6 Stück = 1 Sou.

„Sich weiß färben lassen“ ist in Mexico die Formel, die man gebraucht, wenn man bei dem Verdachte, aus vermischtem Blute abzustammen, von der Audiencia erklären läßt, daß man zu den Weißen gehöre.

Durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam Görbe für todt auf die Welt. Wie viel hing da von einem dummen Weibe ab! **Gt.**

Das Wahre nur ist schön, und wollt ihr würdig dichten,
So muß die Dichtung nicht auch die Natur vernichten.
(Uz.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

(Schluß.)

Zu einem regern Interesse an vielseitigerer Bildung hat auch das im vorigen Jahre gegründete und später erweiterte Museum Veranlassung gegeben. Unter den Vorstehern desselben ist Herr v. Blanckenow (bekannt durch seinen Ulrich von Hutten ꝛc.) einer der einflußreichsten und thätigsten. Auch Runge, der Agitator, hat sich bei seinem Hinweggange nach Paris, wo er nächstens mit G. Herwegh vereint eine deutsche Monatsschrift herausgeben wird, unläugbare Verdienste erworben.

Unter den bereits stattgehabten Concerten dieses Winters verdienen zwei rühmlichst hervorgehoben zu werden, zunächst das des Pariser Tenoristen François Wartel, der in seiner gegebenen Scene durch die Schönheit und Kraft seiner Stimme nicht weniger als durch seinen einfachen, von aller Manier weit entfernten Vortrag uns zur Bewunderung hinriß, obgleich wir einen Tichatscheck den unsern nennen, und an Moriani's großartigen Tönen uns vielfach zu erfreuen Gelegenheit hatten. Unmittelbar nach ihm gab Frau Clara Schumann, die geniale Meisterin, ihre beiden Concerte, welche sich eben so sehr durch klassischen Wahl der Piecen, als durch begeisterte und gediegene Ausführung derselben auszeichneten. Moriani tritt in diesen Tagen wieder in Dresden ein, um zunächst in Lucia di Lammermoor aufzutreten und die der italienischen Sprache und Tonweise holden hiesigen Hörer und Hörerinnen zu entzücken! —

Was aber noch meinem Dafürhalten die wahre Bildung, namentlich der höhern Stände, hier besonders bezeichnet und ihr den Stempel der Aechtheit aufdrückt, das ist der überall bemerkbare religiöse Sinn. Er zeigt sich in Kirche und Haus. Man vergleiche nur eine andere Stadt damit und man wird den großen Unterschied finden. — Nicht ohne Interesse für manche Leser der Abendzeitung dürfte die Mittheilung sein, daß unter den hier äußerst zahlreichen Erziehungsanstalten für Söhne und Töchter aus den höhern Ständen sich in neuerer Zeit besonders die Krause'sche Anstalt in Neustadt-Dresden vor andern auszeichnet. Sehr bedeutende Männer arbeiten an derselben, und sie genießt daher eine allgemeine, wohlverdiente Beachtung. Ihre Aufgabe ist es hauptsächlich, für die Militairakademie, Forstwissenschaft ꝛc. ihre Zöglinge bis zu einem gewissen Ziele vorzubereiten. Der häufige, längere Aufenthalt vornehmer russischer, polnischer und englischer Familien trägt zum Theil davon bei, daß Sprößlinge aus den edelsten Geschlechtern dieser Völker den hiesigen Erziehungsanstalten anvertraut sind; obwohl gewiß auch die Stadt selbst, ihre anmuthigen Umgebungen und reichen Kunstschätze viel dazu beitragen mögen, daß sie nicht selten länger als irgend wo anders hier verweilen.

C. v. E.

Verlag von Julius Heldig in Altenburg. — Druck von Immanuel Webel in Zeitz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. Nº 29246

29246

Digitized by Google